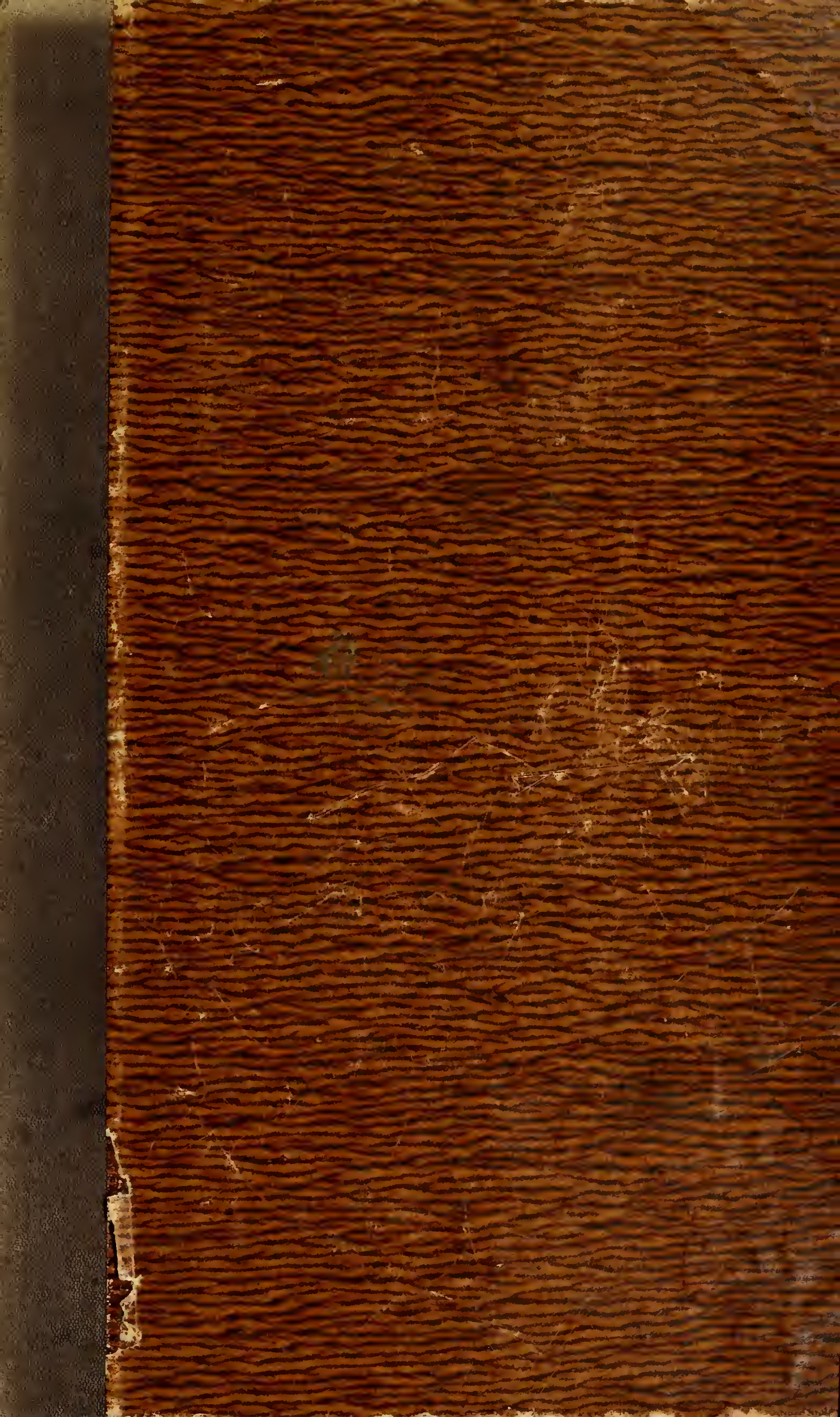








NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **RICHARD RICHTER**

SIEBENTER BAND



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1901

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

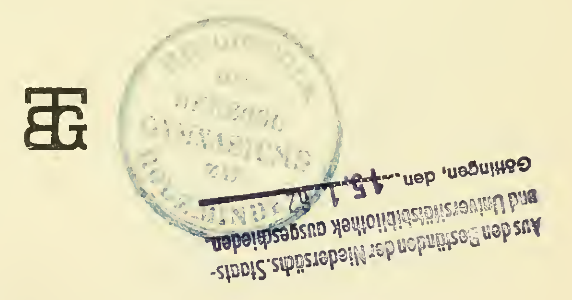
HERAUSGEGEBEN

VON

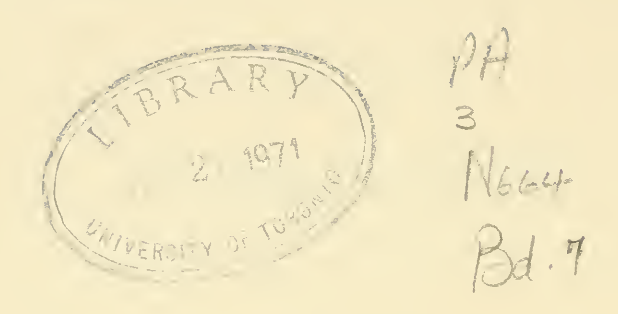
JOHANNES ILBERG

VIERTER JAHRGANG 1901

MIT 2 TAFELN, 1 KARTENSKIZZE UND 27 ABBILDUNGEN IM TEXT



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1901


LIBRARY
2 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND I (1898) III (1899) V (1900) UND VII (1901)

Walther Ameluug in Rom (V 1 504)
Adolf Bachmann in Prag (V 362 444)
Alfred Baldamus in Leipzig (V 156 220 222 VII 227 718)
Paul Barth in Leipzig (V 515)
Wilhelm Barth in Athen (V 177)
Fritz Baumgarten in Freiburg i. B. (V 303)
Karl Berger in Worms (III 661)
Erich Bethe in Basel (VII 657)
Friedrich Blass in Halle a. S. (III 30 80 V 416)
Leo Bloch in Zürich (VII 23 113)
Hugo Blümner in Zürich (V 432)
Heinrich Böhmer in Leipzig (V 535)
Gotthold Boetticher in Berlin (I 221 432 568 III 77 382 V 159)
Erich Brandenburg in Leipzig (V 55)
Ewald Bruhn in Frankfurt a. M. (I 248)
Ivo Bruns (†) in Kiel (V 17)
Georg Buchwald in Leipzig (I 565)
Heinrich Bulle in München (V 661)
Friedrich Cauer in Elberfeld (III 686)
Paul Cauer in Düsseldorf (V 597)
Leopold Cohn in Breslau (I 514 V 323 516)
Wilhelm Crönert in Bonn (V 586)
Ernst Devrient in Jena (I 367 III 646 V 517 VII 51 418)
Gustav Diestel in Dresden (I 541)
Armin Dittmar in Grimma (V 158)
Richard Doebner in Hannover (III 377)
Engelbert Drerup in München (III 356)
Gottlob Egelhaaf in Stuttgart (V 641 VII 509)
Emil Ermatinger in Winterthur (V 139)
Hubert Ermisch in Dresden (I 595)
August Fick in Meran (I 501)
Martin Fickelscherer in Chemnitz (I 480)
Richard Friedrich in Bautzen (V 304)
Carl Fries in Berlin (I 351 418 V 514 VII 382)
Johannes Geffcken in Hamburg (III 253)
Alfred Gercke in Greifswald (I 585 VII 1 81 185)
Bernhard Gerth in Leipzig (VII 501)
Karl Goebel in Soest (V 187)
Walter Goetz in München (V 611)
Alfred Götze in Leipzig (VII 309 584 720)
Hans Graeven in Hannover (I 323 V 692)
Ernst Grosse in Freiburg i. B. (VII 578)
Ludwig Gurlitt in Steglitz (V 300 VII 532)
Albin Häbler (†) in Leipzig (I 365)
August Hausrath in Karlsruhe (I 305)
August Hedinger in Stuttgart (III 562)
Karl Heinemann in Leipzig (III 212 510 V 128)
Hans F. Helmolt in Leipzig (I 218)
Georg Herrmann in Königsberg i. Pr. (I 373)
Heinrich Hertzberg in Halle a. S (V 647)
Hermann Hirt in Leipzig (I 485 III 570)
Adolf Holm (†) in Freiburg i. B. (I 129 V 309)
Wilhelm Horn in Gieſsen (VII 353)
Carl Hosius in Münster i. W. (III 101)
Friedrich Hultsch in Dresden (III 186)
Georg Ihm in Mainz (I 480)
Georg Ilberg in Sonnenstein (III 158)
Johannes Ilberg in Leipzig (I 223 375 484 III 159 223 383 595 V 80 155 387 596 VII 70 160)
Otto Immisch in Leipzig (III 440 549 612 V 382 405)
Ernst Kalinka in Czernowitz (III 665)
Josef Kaufmann in Magdeburg (VII 283 335)
Friedrich Keutgen in Jena (V 275)
Friedrich Kluge in Freiburg i. B. (VII 692)
Friedrich Knoke in Osnabrück (V 306)
Friedrich Koepp in Münster i. W. (V 76 263)
Alfred Körte in Greifswald (V 81)
Rudolf Kötzschke in Leipzig (I 303 III 154 509)
Ernst Kornemann in Gieſsen (III 118)
Wilhelm Kroll in Greifswald (VII 559)
Otto Ladendorf in Leipzig (V 629 VII 133 310 644)
Edmund Lammert in Leipzig (III 1)
Gustav Landgraf in München (VII 503)
Konrad Lehmann in Steglitz (VII 506)

Georg Liebe in Magdeburg (I 149 III 720 VII 214 381)
Justus Hermann Lipsius in Leipzig (I 225)
Paul Lorentz in Sorau (I 675)
Erich Marcks in Heidelberg (I 212)
Friedrich Marx in Leipzig (I 105 III 532)
Theodor Matthias in Zittau (VII 651)
Richard M. Meyer in Berlin (V 465 554 714 VII 362)
Paul J. Möbius in Leipzig (V 161)
Eugen Mogk in Leipzig (I 68 III 62)
Hans Morsch in Berlin (III 78)
Albert Müller in Hannover (I 224)
Wilhelm Nestle in Schwäbisch-Hall (III 723)
Alfred Neumann in Zittau (III 662)
Carl Neumann in Heidelberg (III 371)
Benedictus Niese in Marburg i. H. (III 419)
Ferdinand Noack in Jena (I 569 655 V 593)
Eduard Norden in Breslau (VII 249 313)
Albert Oeri in Gotha (V 638)
Jakob Oeri in Basel (VII 312)
Richard Opitz in Leipzig (III 155 221 297 V 657 VII 76 708)
Hermann Peter in Meifsen (I 38 637)
Herman von Petersdorff in Stettin (I 459 III 195 508 V 644 VII 228 634)
Theodor Plüss in Basel (I 475 478 III 498 V 640 VII 74)
Robert Pöhlmann in München (I 23 88 186)
Felix Rachfahl in Halle a. S. (V 703)
Siegfried Reiter in Prag (VII 513)
Richard Richter (†) in Leipzig (III 302)
Siegfried Rietschel in Tübingen (V 206)
Wilhelm Heinrich Roscher in Wurzen (VII 716)
Otto Rossbach in Königsberg i. Pr. (III 50 VII 385)
Walther Ruge in Leipzig (I 470 VII 223)
Otto Eduard Schmidt in Meifsen (I 174 635 III 328 466 V 38 VII 307 620)
Wilhelm Schmidt in Helmstedt (III 242)
Max Schneidewin in Hameln (VII 655)
Carl Schuchhardt in Hannover (V 90 307)
Ernst Schulze in Homburg v. d. H. (I 263)
Eduard Schwartz in Strafsburg (VII 593)
Eduard Schwyzer in Zürich (V 244 VII 233)
Otto Seeck in Greifswald (I 628 III 225 295 305 402)
Georg Steinhausen in Kassel (I 448)
Carl Steinweg in Halle a. S. (III 703)
Karl Strecker in Dortmund (III 573 629)
Franz Studniczka in Leipzig (I 377 III 601 V 166 226)
Conrad Sturmhoefel in Leipzig (III 157)
August Teuber in Eberswalde (III 600)
Johannes Tolkiehn in Königsberg i. Pr. (VII 161)
Oskar Treuber in Tübingen (III 270)
Heinrich Ludwig Urlichs in Ansbach (III 717 V 591)
Veit Valentin (†) in Frankfurt a. M. (I 286 611 III 299 385)
Alfred Vierkandt in Berlin (V 117)
Friedrich Vogel in Fürth (III 156 V 217 VII 225)
Theodor Vogel in Dresden (I 81 224 669 VII 63)
Friedrich Vogt in Breslau (III 133)
Johannes Vollert in Schleiz (III 80)
Otto Waser in Bern (VII 598)
Robert Weber in Leipzig (I 370 III 597 V 653)
Paul Wendland in Berlin (V 229)
Emil Werunsky in Prag (VII 433)
Martin Wetzel in Braunsberg (V 389)
Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in Berlin (III 513)
Ulrich Wilcken in Würzburg (VII 677)
Hugo Willenbücher in Mainz (I 300)
Paul von Winterfeld in Berlin (V 341)
Georg Wissowa in Halle a. S. (I 161)
Georg Witkowski in Leipzig (I 375)
Hermann Wunderlich in Heidelberg (I 54)
Rudolf Wustmann in Wien (III 718)
Robert Wuttke in Dresden (I 341)
Jakob Wychgram in Berlin (III 511)
Julius Ziehen in Grofs-Lichterfelde (I 404)
Thaddäus Zielinski in St. Petersburg (I 1 III 81 161 VII 453)

INHALT

Seite

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

DIE ANALYSE ALS GRUNDLAGE DER HÖHEREN KRITIK

Von Alfred Gercke

I. ALLGEMEINES. EMENDATION

Der theoretische Wert methodologischer Betrachtungen ist unbestreitbar und wird in Hinsicht auf Logik und Psychologie auch nicht bestritten. Dagegen wird ihr praktischer Nutzen einerseits überschätzt, dies in der Regel von den Methodikern selbst, und anderseits unterschätzt, namentlich von den Fürsten der Wissenschaften. Vielleicht ist die goldene Mittelstrafse das Richtige. Gewifs wird aus schematischen Regeln keine fruchtbare Einzelforschung hervorgehen, die ja in jedem Falle sich ihrem Objekte erst anzupassen und aus ihm zu lernen hat, aber doch werden sich viele Auswüchse und unnötige Zweifel leicht abstreifen lassen, wenn man bemerkt, wie die Grundlagen der Methode überall und immer dieselben bleiben. Nicht für den Wissenden sondern für den Lernenden, Suchenden, Tastenden, Zweifelnden und bisweilen Verzweifelnden ist ein Halten und Rückschauen, ein Prüfen der Ziele und Mittel der Forschung nützlich und nötig. Und dringend wird das bei solchen Fragen, in denen die eigentlichen Forscher und die so viel zahlreicheren receptiven Gelehrten die gegenseitige Fühlung verlieren. Diese Gefahr ist gerade bei dem mir am Herzen liegenden Thema grofs.

Aber nicht nur das grofse Publikum und die vielen den Fragen der 'höheren Kritik' ferner stehenden Philologen, sondern auch manche, die sich produktiv mit ihr befassen oder negativ über sie aburteilen zu können glauben, sind sich über diesen Zweig der Philologie nicht klar. Bezeichnend ist schon die Thatsache, dafs das Wort 'höhere Kritik' verpönt ist, und mit Recht, aber ein anderes Wort dafür sich schwer finden läfst, da die Analyse des Textes nur einen Teil jener, wenn auch den fundamentalen Hauptteil, ausmacht. Und wie der Name, so schwankt auch der Begriff selbst, ja in die meisten Lehrbücher der philologischen Methode[1]) hat dieses Aschenbrödel gar keinen Eingang gefunden oder fristet höchstens in einer Anmerkung oder einem Anhange ein kümmerliches Dasein, als ob nur der Historiker in seiner Quellenkritik über die Textkritik hinausgehende Fragen stelle und Antworten darauf liefere. Und doch hat der Philologe auf Schritt und Tritt, wo er interpretiert, Textanalysen zu geben. Der deutsche Aufsatz verlangt von dem Schüler Disposition des ungeordneten Materiales (Synthese), die Erklärung eines Schillerschen Dramas fufst auf der Disposition des geordneten Stoffes, dem Aufbau der Handlung

[1]) Eine Erneuerung werde ich, falls diese Probe Anklang findet, mir angelegen sein lassen.

(Analyse), und der Lehrer, der in seiner Universitätszeit diese Thätigkeit des Zerlegens und Secierens geübt, auch die Kompositionsfehler und Fugen verschiedenartiger Litteraturwerke eingehend beobachtet hat, wird, sollte man meinen, nicht nur ein guter Interpret sein sondern auch leicht die Fehler und Gedankensprünge seiner Schüler durchschauen und verbessern können.

Diese Erwägungen sichern wohl den folgenden Betrachtungen ein weiteres Interesse, trotzdem selbst in wissenschaftlichen Kreisen ein merkwürdiges Mifstrauen oder eine kühle Ablehnung der analytischen Kritik nur zu oft auftritt. Die vielen zweifelhaften und falschen Resultate, in denen ein Forscher dem anderen widerspricht oder zu widersprechen scheint, lassen diese Zurückhaltung begreiflich erscheinen. Aber die höhere Kritik teilt dieses Schicksal mit der Konjekturalkritik, deren Resultate ja auch keinen Anspruch auf den Wert absoluter Wahrheit machen, ja mit der Wissenschaft überhaupt, die sich nirgends mit der unwidersprechlichen Zusammenstellung von thatsächlichem Materiale begnügt. Nur der Grad der erreichbaren Wahrscheinlichkeit ist vielleicht hier und dort verschieden, begründet aber keinen Wertunterschied der Methode.

Auf diese, die Grundlage wissenschaftlicher Schlüsse allein kommt es an: die wissenschaftliche Hypothese oder Theorie darf nicht auf Sand gebaut sein. Worauf gründet sich also die höhere Textkritik, welche Stelle in der philologischen Kritik nimmt sie ein, und wie gewinnt sie ihre Probleme und Lösungen? Das soll gezeigt und mit Beispielen belegt werden.

Die Textanalyse ist ebenso ein Teil der Interpretation, wie es die niedere Kritik oder Emendation nach Useners treffender Bemerkung (Philologie und Geschichtswissenschaft S. 34 f.) ist. Ja selbst die Recensio stellt sich mindestens in den Fällen, wo die Überlieferung in zwei an sich gleichwertige Arme gespalten ist, als Ausflufs der Hermeneutik dar, da nur von dieser in jedem einzelnen Falle die Alternative entschieden werden kann. Wenn nun die Recensio die reinste und älteste Überlieferung herausschält und die Emendatio weiter zurückdringt bis möglichst zu dem Handexemplare oder der Ausgabe des Verfassers, so geht die Textanalyse noch einen Schritt weiter und beobachtet die Arbeit des Verfassers selbst, seine Disposition des Stoffes im ganzen wie im einzelnen, den Aufbau seiner Erörterung oder Dichtung und die logisch-sprachlichen Ausdrucksmittel für die Aufstellung und Fortführung der Gedankengänge. Rätsel und Probleme tauchen dabei in Fülle auf. Indem sie das Vorhandensein von Gedankensprüngen, Abschweifungen, Einschüben, Unklarheiten oder Denkfehlern nachweist, dies natürlich in steter Fühlung mit der Beachtung der syntaktischen Sprachform des Litteraturwerkes, liefert die Textanalyse die Möglichkeit, das Denken und die Arbeitsweise des betreffenden Verfassers wenigstens nach der formalen Seite hin zu ergründen und zu veranschaulichen, sowie in vielen Fällen die Genesis des untersuchten Werkes annähernd zu ermitteln, und bisweilen, seine Vorlagen und Quellen zu erschliefsen. Die kunstgerecht geübte Analyse der Texte ist daher für den Philologen ein unschuldigeres, aber ebenso wertvolles Verfahren wie die Sektion von Leichen und die Vivisektion von Tieren für Mediziner und Zoologen.

Scheinbar unterscheidet sich nun die Analyse von der Emendation nicht nur dadurch, dafs sie nichts in den Texten selbst ändert, sondern auch dadurch, dafs sie stets das Ganze im Auge hat, während die Emendation mehr am Einzelnen haftet, darin schärfer ist und ihren Resultaten gröfsere Sicherheit verleiht. Aber das ist nur äufserer Schein, der in dem beiden zu Grunde liegenden logischen Verfahren nicht begründet ist. Beide Arten der Kritik sind vielmehr Kinder derselben Interpretation, die den mütterlichen Zwang abwerfen und nicht mehr mit gläubigem Gehorsam der Tradition folgen, sondern nach den Gründen der mütterlichen Vorschriften fragen. Beider Vater ist der Zweifel, und beide schlagen dieselben Wege ein, um dem väterlichen Freiheitsdrange zu folgen, ohne die der Mutter schuldige Rücksicht allzusehr zu vergessen. Wortänderung, Beseitigung von Interpolationen, Ergänzung von Lücken und Umstellung sind es hauptsächlich, womit die Emendation ihren Pakt zwischen Glauben und Unglauben herbeiführt, und der gleichen Mittel bedient sich die Analyse. Nur quantitativ verschiebt sich die Bedeutung dieser Mittel: Wortbesserung steht für die eine, Nachweis von Interpolationen und Umstellungen für die andere Schwester im Vordergrunde des Interesses.

Darum darf man nicht von Wiederholungen, Widersprüchen und Inkongruenzen, sondern mufs von der Verästelung der Emendation ausgehen, will man die Wurzeln wissenschaftlicher Analyse aufdecken. Beispiele sollen den Zusammenhang beider erläutern, bekannte und neue, anfänglich einfache und allmählich verwickeltere, die auch bisweilen über den Bereich der Analyse hinausführen zur Synthese und sogar die vergleichende Quellenkritik u. a. berühren. Das wird kein Schade sein, wenn der Nährboden gesichert ist.

II. INTERPOLATIONEN

Am schnellsten zum Ziele führt die Betrachtung der Interpolationen, deren Feststellung und Ausscheidung am leichtesten gelingt, und deren Charakter am durchsichtigsten ist. Die radikalere Emendation beseitigt die erkannten Zusätze aus dem Texte, die konservativere Analyse läfst sie stehen und begnügt sich mit ihrer Ermittelung und Erklärung. Diese Ermittelung fremder oder nachträglicher Zusätze ist die gemeinsame Wurzel eines kleinen Teiles der Emendation wie eines grofsen der Analyse.

Usener hat nachgewiesen, dafs in die Briefe Epikurs fremde Zusätze eingedrungen sind, die offenbar gelehrte Scholien einer erklärenden Ausgabe waren, und er hat daher in den Epicurea diesen Zusätzen wieder die ihnen gebührende Stelle am Rande zugewiesen (vgl. Praef. S. 27). Der künftige Herausgeber des Diogenes Laertios, durch den allein diese Briefe erhalten sind, wird aber vor das Problem gestellt werden, ob er nicht trotzdem die Scholien im Texte mit abdrucken will, wie es bisher stets auf Grund der handschriftlichen Überlieferung geschehen ist, denn Diogenes selbst scheint nichts davon gemerkt zu haben, dafs die Briefe erklärende Zusätze von fremder Hand enthielten, und anderseits ist es ganz unwahrscheinlich, dafs die Scholien erst in späterer Zeit dem fertigen Werke über die Philosophen zugefügt wären.

Bei demselben Diogenes heifst es von dem Nachfolger des Stoikers Zenon, Kleanthes, VII 176: (*Κλεάνθην*) *τελευτῆσαι ταὐτὰ Ζήνωνι, καθά φασί τινες,* [*π̄*] *ἔτη βιώσαντα καὶ ἀκούσαντα Ζήνωνος ἔτη θ̄ καὶ ῑ.* Die eingeklammerte Zahlenangabe *π̄* oder *π̄ ἔτη* beruht auf einem apokryphen Briefe Zenons (Diog. VII 9), worin er sich selbst achtzigjährig nennt, widerspricht aber allen sonstigen Nachrichten, denn Zenon starb 264 v. Chr., entweder 72 oder 98 Jahre alt (Diog. VII 28), und Kleanthes (331—233/2) wurde 99 Jahre alt.[1]) Ein gleiches Lebensalter konnte man den beiden also nur zuschreiben, wenn man ihnen 98 oder 99 Jahre gab. Trotzdem läuft man Gefahr, wenn man die 80 Jahre streicht, den Diogenes selbst zu korrigieren, der einem unzuverlässigen Gewährsmanne folgend (VII 6) Zenon noch in der 130. Olympiade leben und also wohl 256, 8 Jahre später als die bestbezeugte Überlieferung, sterben liefs. Daraufhin wird Diogenes selbst den thörichten Zusatz gemacht haben.

Bei demselben Diogenes lesen wir von Chrysippos VII 179: *ἀκούσας* [*Ζήνωνος ἢ*] *Κλεάνθους, ὡς Διοκλῆς καὶ οἱ πλείους, ἔτι τε ζῶντος ἀπέστη αὐτοῦ.* Hier werden die Worte *Ζήνωνος ἢ* aufser durch die Grammatik auch durch die Chronologie als Einschiebsel erwiesen, da Chrysipp in Soloi zwischen 281/0 und 277/6 geboren war (vgl. Diog. VII 184). Aber wieder ist es mehr als fraglich, ob wir den Zusatz als Eigentum eines späteren Lesers streichen dürfen, da er wieder auf die falsche Rechnung zurückgeht, dafs Zenon nicht 264 sondern 256 gestorben sei. Und bestätigt wird das vielleicht dadurch, dafs nicht einfach *Κλεάνθους ἢ Ζήνωνος* geschrieben, sondern geflissentlich die chronologische Abfolge hergestellt ist. Vgl. hierüber mein Programm *De quibusdam Laertii Diogenis auctoribus,* Greifsw. Ostern 1899, S. 23.

Suetons Leben des Horaz beginnt (S. 44 Reiff.): *Q. Horatius Flaccus Venusinus, patre ut ipse tradit libertino et auctionum coactore [ut vero creditum est salsamentario, cum illi in altercatione exprobrasset: 'Quotiens ego vidi patrem tuum brachio se emungentem!].* An dem Salzfischhändler, der sich notgedrungen mit dem Ellbogen schneuzen mufste statt wie die anderen, anständigen Leute mit der Hand, hat man Anstofs genommen, bis Kiefsling 1883 darauf hinwies, dafs Horazens Vorbild Bion vom Borysthenes seinen Vater so bezeichnet hat: *ἐμοῦ ὁ πατὴρ μὲν ἦν ἀπελεύθερος, τῷ ἀγκῶνι ἀπομυσσόμενος*

[1]) Dessen Lebensdaten sind durch den Stoikerpapyros von Herculaneum gegeben und der Tod Zenons zugleich gesichert, freilich erst nach den Ergänzungen und Erörterungen von Comparetti, Gomperz, Rohde und v. Wilamowitz. Den 32 Jahren Schulführung scheinen 12 in Kol. 28 entgegenzustehen; hier möchte ich aber mit einigen Abweichungen von Buecheler lesen: *προσ]κοπτ[όντων δὲ τῶν] ἔξωθεν οὐκέ[τι προσδ]έχεσθαι τοὺς [ἀγενεσ]τέρους τῶν σχ[ολῆς μετασχόντων,] ἧς δώδε[κα ἔτη ἄρξαι] μνημο[νεύει ἐν τῷ περὶ] νόμου* oder *νόμων.* Ungers Ergänzung ⟨*Ζήνωνος διάδοχον*⟩ *γεγονέναι Κλε]άνθην ἐπ' ἄρχοντος Ἀριστοφάνους* Kol. 29 und die Hypothese (Philol. Suppl. V 711), Aristophanes sei der Archon des Jahres 257 oder 256, wird erst durch einen Inschriftenfund definitiv abgethan werden; rechnet man damit, dafs etwa 300 Namen möglich sind, so ist die Wahrscheinlichkeit 1/300, dafs die oben besprochene schlechte Überlieferung auch bei Philodem vorliegt. Man darf also ruhig die Geburt des Kleanthes unter den Archon Aristophanes 331 setzen, den Wechsel im Scholarchat 264 unter Diognetos; vgl. Kirchner, Gött. Gel. Anz. 1900 S. 442. Damit ist die Frage schon gegen Unger entschieden.

(*διεδήλου δὲ τὸν ταριχέμπορον*) Diog. Laert. IV 46. Der Zusatz im Sueton ist also nicht völlig unverständliches und spätes Gerede, sondern beruht auf malitiösem Heranziehen wirklicher Gelehrsamkeit, er ist wahrscheinlich sogar älter als Suetons Kompilation. Wir haben kein Recht, ihn mit der Schere oder mit Klammern aus der Biographie zu entfernen.

Die Botanik Theophrasts ist frühestens 305, also mindestens 16 Jahre nach dem Tode des Aristoteles herausgegeben und wird doch dreimal in den unzweifelhaft echten zoologischen Schriften des Aristoteles als vorliegend citiert (Zeller II[b] 98 811). Selbstcitate in anderen Aristotelischen Werken widersprechen sich, indem *A* als fertig in *B* und *B* in *A* vorausgesetzt wird. Von Textänderungen sieht man jetzt ab, und zweifelhaft bleibt nur, ob Schüler des Meisters die Verweisungen angebracht haben, indem sie etwa nach den bewährten Kollegheften Vorträge hielten und die Schriften auslegten, oder ob er selbst allmählich bei mehrfacher Durcharbeitung seiner Aufzeichnungen die Citate angebracht hat. Vgl. Pauly-Wissowa II 1038 f.

Die Behauptung der Unsterblichkeit der Seele stellt Sokrates in Platons Staat X 608[c] ff. als etwas völlig Neues und für Glaukon Verwunderliches auf und giebt einen einfachen sprachlich-logischen Beweis als durchaus bündig (*οὐ χαλεπόν*), aber auf Grund eines Trugschlusses (—611[a]). Wie unendlich weit diese Beweisführung von der Gedankentiefe und Formvollendung des Phaidon abliegt, hat Krohn gesehen. Und doch beruft sich Platon mit den Worten *ὅτι μὲν τοίνυν ἀθάνατον ψυχή, καὶ ὁ ἄρτι λόγος καὶ οἱ ἄλλοι ἀναγκάσειαν ἄν* (611[c]) auf die Beweise des Phaidon, wie jetzt allgemein trotz Krohns Widerspruch angenommen ist. Die Lösung der Aporie liegt darin, daſs der Verweis auf *οἱ ἄλλοι λόγοι* interpoliert ist, aber von Platon selbst, nachdem der bündige Beweis eigentlich durch den Phaidon überholt war: er sollte trotzdem bei der Schluſsredaktion des Staates nicht gestrichen werden. Und nicht nur jenes eine Citat weist auf den Phaidon zurück sondern die ganze Bemerkung über die Einheit der Seele X 611[a]—612[a], wie Schleiermacher kurz und gut gesagt hat. Diese ganze Bemerkung ist also nachträglich eingeschoben, um die Dreiteilung der Seele im Staate (besonders B. IV) mit der Einheit im Phaidon auszugleichen, und zugleich um die Einschränkung des Timaios vorzubereiten. So behalten die recht, die diese Bedenken wegen der Seelenteile für spät, und die, die den Beweis der Unzerstörbarkeit für uralt halten.

In den meisten bisher erörterten Fällen wird die Interpolation durch äuſsere Umstände erkannt und abgegrenzt. Aber ein Gleiches läſst sich unter Umständen auch durch innere Kriterien erreichen, und zwar mit erhöhter Gewiſsheit: nämlich aus der mangelhaften syntaktischen Anreihung mehrerer Sätze, namentlich wo einzelne Sätze oder Abschnitte wie die Epikurscholien an einem falschen Orte eingeschoben sind oder ihre Konstruktion der Umgebung nicht genügend angepaſst ist.

Athenaeus schiebt in den Deipnosophisten XIII 589[e] ein Citat aus Antisthenes ein, ohne es der Konstruktion anzupassen: (*Περικλῆς*) *καὶ τῇ τοῦ υἱοῦ γυναικὶ συνῆν, ὡς Στησίμβροτος ὁ Θάσιος ἱστορεῖ . . .* <*Ἀντισθένης δ' ὁ*

Σωκρατικὸς ἐρασθέντα φησὶν αὐτὸν Ἀσπασίας δὶς τῆς ἡμέρας εἰσιόντα καὶ ἐξιόντα ἀπ' αὐτῆς ἀσπάζεσθαι τὴν ἄνθρωπον〉 καὶ φευγούσης ποτὲ αὐτῆς γραφὴν ἀσεβείας λέγων ὑπὲρ αὐτῆς πλείονα ἐδάκρυσεν κτλ. Die letzten Worte stammen aus Aischines' Aspasia, wie wir aus Plut. Per. 32 wissen; davor hat Athenaeus offenbar einiges gestrichen (vgl. Plut. Per. 24), oder er mufs mindestens *καὶ φευγούσης ποτὲ Ἀσπασίας* bei seinem Mittelsmanne gelesen haben. Erkannt wird die Interpolation lediglich an dem Wechsel der Konstruktion; die Parallelstellen (Philol. N. F. XIII 470) treten erst sekundär hinzu zur Bestätigung und zum quellenmäfsigen Unterbringen der geschiedenen Stücke.

Bei Diogenes Laertios I 20 f. ist der Satz *αἵδε μὲν ἀρχαὶ καὶ διαδοχαὶ καὶ τοσαῦτα μέρη καὶ τόσαι φιλοσοφίας αἱρέσεις,* ‖ *λεκτέον δὲ* (sc. *νῦν*) *περὶ αὐτῶν τῶν ἀνδρῶν καὶ πρῶτόν γε περὶ Θαλοῦ* zerrissen durch den Einschub einer besonderen Philosophenschule und ihrer Lehren (*ἔτι δὲ πρὸ ὀλίγου καὶ ἐκλεκτική τις αἵρεσις εἰσήχθη ὑπὸ Ποτάμωνος κτλ.*), obwohl jener Satz *αἵδε μὲν κτλ.* den Abschlufs der ganzen Vorrede vom Ursprunge der Philosophie bis zu den wichtigsten Schulen einschliefslich deutlich bezeichnet. Der Einschub kann also wohl nur eine Ergänzung aus anderer Quelle sein und verrät sich uns nur dadurch, dafs er an unpassender Stelle, nämlich zwei Zeilen zu spät, in den Text aufgenommen ist (mein Progr. S. 10). Wer hier umstellen wollte, würde den Laertios selbst verbessern.

Etwas anders, aber doch ähnlich, liegen die Probleme bei der Consolatio ad Apollonium des Pseudo-Plutarch, wo Hercher mehrere störende Sätze als Interpolationen ausgeschieden hat. So sonderte er Kap. 1 (102[a]): *τότε μὲν οὖν ὑπὸ τὸν τῆς τελευτῆς καιρὸν ἐντυγχάνειν σοι καὶ παρακαλεῖν ἀνθρωπίνως φέρειν τὸ συμβεβηκὸς ἀνοίκειον ἦν, παρειμένῳ τό τε σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν ὑπὸ τῆς παραλόγου συμφορᾶς* [*καὶ συμπαθεῖν δ' ἦν ἀναγκαῖον*]. *οὐδὲ γὰρ οἱ βέλτιστοι τῶν ἰατρῶν πρὸς τὰς ἀθρόας τῶν ῥευμάτων ἐπιφορὰς εὐθὺς προσφέρουσι τὰς διὰ τῶν φαρμάκων βοηθείας, ἀλλ' ἐῶσι τὸ βαρῦνον τῆς φλεγμονῆς δίχα τῆς τῶν ἔξωθεν περιχρίστων ἐπιθέσεως αὐτὸ δι' ἑαυτοῦ λαβεῖν πέψιν.* Es ist nicht zu leugnen, dafs sich die Stelle glatter liest nach Ausscheidung der Worte *καὶ σ. δ' ἦν ἀν.*, die mit dem folgenden Vergleiche der Arzneikunst nichts zu thun haben. Und doch ist die von Hercher an den Rand (unter dem Texte) verwiesene Versicherung einer trotz des bisherigen Schweigens unerschütterlichen Teilnahme so natürlich für das verspätete Trostschreiben, und die Worte schliefsen so vorzüglich an das Vorige an und runden den Gedanken auch formell so gut ab (denn dafs *καὶ δέ* Griechisch ist, brauchte einem Hercher niemand zu sagen, geschweige wer seinen Anstofs gar nicht merkte, wie Dinse), dafs man Bedenken tragen wird, zu Herchers Gewaltmittel zu greifen. Man wird sich also damit begnügen müssen, hinter *ἀναγκαῖον* eine Fuge anzusetzen, d. h. den folgenden Vergleich einer sehr ähnlichen aber formell verschiedenen Gedankenreihe zuzuweisen, und dies infolge Wechsels der Quelle oder eines Gedankensprunges. Nach den oben ausgehobenen Worten folgt: *ἐπειδὴ οὖν καὶ χρόνος ὁ πάντα πεπαίνειν εἰωθὼς ἐγγέγονε τῇ συμφορᾷ κτλ.* Dies knüpft, wie *καί* zeigt, nicht an jenen Vergleich

an, wonach auch die Ärzte das Fieber in akuten Krankheiten von sich aus zunächst vergären lassen, sondern an τότε μὲν οὖν, weshalb Reiske ἐπεὶ δὲ νῦν und Hercher ἐπειδὴ δέ schrieben. Aber das überlieferte οὖν würde erträglich sein, auch wenn es sich unmittelbar an καὶ συμπαθεῖν δ' ἦν ἀναγκαῖον anschlösse, und ist notwendig, falls es zugleich die Folgerung aus dem Vergleiche ziehen soll. Ehe man also ändert, wird man lieber in dem Vergleiche (οὐδὲ — πέψιν) einen nicht gerade geschickt eingeflochtenen Zusatz sehen, den man als eine Interpolation auch dann nicht ausmerzen dürfte, wenn der Verfasser derartiges Mosaik nicht auch sonst geliefert hätte.

Aber das Gegenteil ist der Fall: der Trostspender hat überall abgeschrieben, ohne die zusammengefügten Stücke in rechte Verbindung zu bringen. In Kap. 24 hat er sogar zwei Homerverse zu viel mitabgeschrieben, die Hercher wieder getilgt hat. Und in Kap. 22 finden wir eine dreigliedrige Gegenüberstellung, und an das zweite Glied längere Ausführungen angeschlossen: das dritte Glied wirkt daher nur störend und ist ebenfalls von Hercher getilgt. Hier konnte ich aber alle drei Glieder in einer genauen Parallele bei Seneca Ad Marc. 7, 3 nachweisen und daher halten (Tirocinium philologum S. 49, 3; Berlin 1883). Auch hier haben wir statt eines fremden Einschubes vielmehr eine vom Verfasser selbst verschuldete Fuge, einen nicht verklebten Rifs, der seine Arbeitsweise und seine schlecht oder gar nicht verarbeiteten Quellen verrät.

Nicht grammatisch sondern stilistisch ist der Anstofs in folgenden beiden Stellen.

Über Goethes Faust schrieb am 29. Mai 1881 M. Rieger an Scherer: 'Nur in der Kerkerszene hat man deutlich den Eindruck der versifizierten Prosa und glaubt mitunter das Ursprüngliche herstellen zu können, z. B.:

> Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
> [Es fafst mich kalt bei'm Schopfe!
> Da sitzt meine Mutter auf einem Stein]
> Und wackelt mit dem Kopfe,

wo Balladenton an die Stelle des einfach dramatischen Ausdrucks getreten ist.' Sechs Jahre darauf wurde wirklich eine ältere Fassung dieser Szene in Prosa aufgefunden, und darin stehen nur die Worte: 'Wären wir nur den Berg vorbey, da sizzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf!' Vgl. Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt, Weimar 1887, S. XXXV und 88.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das im dritten Evangelium 10, 30—36 überliefert ist, wird in einem so vorzüglichen Griechisch erzählt, wie man es nur von den gebildeten Leuten der Neronischen Zeit erwarten kann. Aber angefügt ist der letzten Frage, wer in diesem Falle nach Ansicht des Schriftgelehrten der Nächste des Mifshandelten gewesen sei: ὁ δὲ εἶπεν· «ὁ ποιήσας τὸ ἔλεος μετ' αὐτοῦ» (10, 37), und das ist barbarisch, wie wenn wir etwa sagen wollten 'der das Mitleid bei ihm gemacht hat': es ist die Mischsprache der Septuaginta. Hier haben wir einen fremden Zusatz zu erkennen, und zweifelhaft kann nur sein, ob das Evangelium später interpoliert ist, oder

ob Lukas bereits den Zusatz vorgefunden und ihn trotz seiner sonstigen Feinhörigkeit für stilistische Dinge unverändert (wie auch 1, 72) aufgenommen hat.

Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, daſs die Kritik hierbei nicht mit Stilvariationen, die durch den Inhalt bedingt sind oder sein können, rechnet noch rechnen darf, sondern mit dem Kontrast, der in dem einen Falle eine dramatisch bewegte aber doch schlichte Ausdrucksweise durch 'Balladenton' unterbricht, in dem anderen die Ausdrucksmittel einer ganz anderen Bildungsstufe verrät. Wenn die Interpreten des Neuen Testamentes gern von einem einheitlichen Stile sprechen, so liegt der Grund darin, daſs ihnen philologische Stiluntersuchungen noch nicht genügend vorgearbeitet haben, und daſs eine auffällige Unempfindlichkeit gegen stilistisch Unvereinbares auch guten Sprachkennern eignen kann (vgl. v. Wilamowitz, Hermes XXXIII 498). Mir schienen Beobachtungen über die disparaten Stile im dritten Evangelium und besonders in der Apostelgeschichte, die ich vor 8 Jahren angestellt, aber nur mit meinem Freunde Norden erörtert habe, für die Quellenuntersuchung einen Fingerzeig abzugeben; nun hat Norden nach einer ganz anderen Seite durch seine epochemachende Entdeckung des stilistischen Verhältnisses der Synoptiker zu einander (Die antike Kunstprosa II 482 ff.) unerwartetes Licht gebracht, das keine Nebelbilder 'aramäischer Vorlagen' des Lukas mehr duldet, wohl aber fremdartige Einschübe.

Schleiermacher und K. Fr. Hermann haben im I. Buche von Platons Staat eine scharf pointierte, auf der Höhe fast zerhackt spitze dialektische Beweisführung in breitem poetischen Rahmen erkannt, die in gleicher Verbindung z. B. im Protagoras wiederkehrt. Dagegen zeigen die folgenden Reden der Brüder Glaukon und Adeimantos (II^a) einen gleichmäſsigen Fluſs in gehobener Diktion, darin unmittelbar an die Reden in Phaidon und Symposion erinnernd, aber wie in den spätesten Dialogen mit Verzicht auf jede Szenerie. Und so kann man weiterhin im Staate die mannigfachsten Unterschiede und Variationen der verschiedensten Epochen beobachten, in Buch IX und X z. B. wieder einige ganz im Tone von I gehaltene Stücke. Auch von Platon gilt, was Scherer (Poetik 157) von den Dichtern sagt: daſs sie fortwährend ihren Stil ändern. Aber das, worauf es ankommt, ist nicht einzig und allein der wechselnde Wortgebrauch, den man allenfalls bei dem alternden Platon und dem alternden Goethe statistisch festlegen kann; wozu bei Philosophen die Verschiebung der Terminologie kommt. Die schwierigen Probleme beginnen vielmehr bei guten Stilisten erst, wenn die Beobachtungen sich über Wortschatz und Flexionsformen zu den syntaktischen Feinheiten erheben und über sie hinaus zu der Formulierung der Gedanken und Gedankengänge bis in die rhythmische Formgebung hinein vordringen. Je feiner das Ohr des Dichters und des Kritikers ist, um so wenigere werden zuletzt noch folgen können, um so subjektiver wird den meisten der Gewinn der Analyse erscheinen. Darum mag hier die Anführung der wenigen sinnfälligen Belege genügen: die gröbere Interpolation rührt von fremder Hand, die feinere vom Autor selbst her — aber darüber entscheidet nicht die Stiluntersuchung, was schon jetzt betont sei.

Hieran mögen sich nun einige Beispiele sachlich widersprechender Zusätze schliefsen, deren ursprüngliches Fehlen sich aus einem exakten Herausschälen des Gedankenganges ergiebt.

Das numerische Übergewicht der Griechen über die Troer wird in Ilias *B* auf mehr als das Zehnfache angegeben: es sei ein Schimpf und eine Schande, erklärt Agamemnon *B* 120—129, dafs die so sehr überlegenen Achaier in 10 Jahren die Veste nicht hätten einnehmen können, obwohl doch, wenn sie sich in Dekaden gruppieren und zu jeder Gruppe einen Troer als Weinschenken nehmen wollten, noch viele Dekaden ohne Schenken bleiben würden. Aber unmittelbar darauf ist die Pointe durch folgenden Zusatz zerstört: 'Ich meine natürlich nur die eigentlichen Troer, nicht die Bundesgenossen, die so zahlreich und stark sind.' Diesen Zusatz (130—133) hat Aristarch treffend als Interpolation bezeichnet, und Ehrhardt ist ihm mit guten Gründen, die noch vermehrt werden könnten, beigetreten. Und doch kann man die vier Verse nicht einfach ausscheiden, weil dann jede plausibele Erklärung des Nichterfolges fehlen würde. Die mit dem Kataloge der troischen Bundesgenossen am Schlusse von *B* in Verbindung stehende Nachdichtung mufs ein altes Motiv, etwa die kyklopischen Mauern der Burg, verdrängt haben. Und ebenso gehören dem Nachdichter auch Vers 125 mit den ἐφέστιοι an, wofür Aristarch 126 strich; der Ausdruck erweist sich übrigens auch sprachlich als jung (* ἐπιϝέστιοι).

Phaedrus' Anekdote vom Fleischhändler und Affen (III 4) beruht auf einem nicht sehr tiefsinnigen Wortspiel: ein Kunde fragt, ob der Affe denn auch Geschmack habe (*quidnam saperet*), und der Händler antwortet: '*Quale . . . caput est, talis praestatur sapor.*' Man mag sich das Wildpret ohne das abgezogene Fell im Laden hängend denken, die Pointe liegt in der geistigen Bedeutung von *sapor* und *caput* und soll natürlich auf den Kunden und die Menschen überhaupt passen. In der angehängten Moral Vers 567 ist aber diese Pointe nicht verstanden:

Ridicule magis hoc dictum quam vere aestimo,
quando et formosos saepe inveni pessimos
et turpi facie multos cognovi optimos.

Hier ist *caput* mit *facies* verwechselt und *sapor* als *sapientia* in moralischem Sinne genommen; wer also von dieser Moral ausgeht (Fleck. Jahrb. CXLV 709), verschliefst sich das Verständnis des offenbar älteren ἀπόφθεγμα. Traut man nun dem Phaedrus die schlechte Interpretation nicht zu, so mufs man die Moral später interpoliert sein lassen; andernfalls ist der Witz älter als Phaedrus, die Pointe von ihm verdorben. Was wir sonst bei dem Nichtrömer lesen, spricht für die zweite Annahme.

In der Apostelgeschichte wird 10, 9—16 die Vision erzählt, die Petrus vor der Bekehrung des Centurio Cornelius hatte: er sieht in der Ekstase während des Gebetes auf dem Hausdache ein grofses Gefäfs oder Tuch vom Himmel heruntergelassen, das Tiere aller Arten enthält, und eine himmlische Stimme fordert ihn auf, zu schlachten und zu essen, und als er sich weigert,

klärt sie ihn auf, dafs Gott selbst die Tiere gereinigt habe. — Das geht nach 10, 28 auf die Bekehrung der Nichtjuden. Aber nach 10, 10 war der Anlafs: Petrus wäre hungrig gewesen und hätte sich sättigen wollen, hätte aber noch auf die Zubereitung der Mahlzeit warten müssen (ἐγένετο δὲ πρόσπεινος καὶ ἤθελε γεύσασθαι, παρασκευαζόντων δὲ αὐτῶν ἐπέπεσεν ἐπ' αὐτὸν ἔκστασις). Das pafst wie die Faust aufs Auge, zumal die Tiere, die Petrus essen sollte, erst recht nicht zubereitet, ja noch nicht einmal geschlachtet waren. Petrus hatte nicht einmal in übertragener Wortbedeutung Hunger, den der Interpolator in so grob sinnlicher Weise versteht, dafs über die Ungehörigkeit und Unzugehörigkeit dieses Zusatzes kein Zweifel sein kann. Und doch wage ich nicht, den einleitenden Zusatz einfach zu entfernen, nicht nur weil er sich nicht so reinlich wegschneiden läfst (vor ἐπέπεσε δ' ἐπ' α. ἔκ.?), sondern weil Petrus die Vision erst verstehen konnte nach der Einladung des Cornelius (10, 17—22), sie folglich wohl auch erst damals in seinen Zweifeln gehabt haben wird, bevor er am folgenden Tage sich auf den Weg machte (10, 23). Meines Erachtens hat der Redaktor mehr geändert, als er den Zusatz machte.

Eine weitergreifende Beobachtung liefert Schillers Don Carlos. I 3 fragt die Herzogin von Olivarez:

> Prinzessin Eboli, Sie haben uns
> noch nicht gesagt, ob Gomez hoffen darf?
> ob wir Sie bald als seine Braut begrüfsen?

Diese Werbung erscheint also als ein Novum; weder die Würdigkeit des Bewerbers noch die Neigung der Prinzessin sind bekannt oder bisher besprochen, selbst die Königin will das erst ermitteln. Kurz darauf aber fragt sie:

> Ist es
> schon lang, dafs Sie den Grafen ausgeschlagen?

und die Eboli antwortet:

> O, viele Monate. Prinz Carlos war
> noch auf der hohen Schule.

Auch darin liegt ein Widerspruch, dafs die Königin jetzt stutzt und fragt:

> Haben Sie
> sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

während sie unmittelbar vorher der um Erbarmen flehenden Prinzessin, die nicht aufgeopfert werden will, tröstlich geantwortet hat:

> Aufgeopfert?
> Ich brauche nichts mehr.[1]) Stehn Sie auf. Es ist
> ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden.

Und gleich darauf ist ihr wieder mehr als ein Grund zu viel; ihr genügt, dafs die Eboli den Grafen Gomez nicht schätzen kann (wie matt das nachhinkt!). Hier genügt es nun durchaus nicht, diese sich so hart stofsenden Widersprüche

---

[1]) Nämlich: zu wissen. Das schliefst die folgende Frage nach dem Grunde und das Abbrechen 'das ist mir genug' eigentlich aus.

festzustellen, sondern man mufs sie erklären, indem man erstens einräumt, dafs beide Situationen nicht in einem Atem erfunden und ausgestaltet sind, und indem man zweitens den älteren und den jüngeren Entwurf zu bestimmen versucht, also, schematisch gesprochen, die eine Stelle als Interpolation charakterisiert. Nun teilt die Eboli dem Don Carlos auch II 8 die Bewerbung als etwas ganz Neues mit:

> Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
> um meine Hand — Ruy Gomez, Graf von Silva —
> der König will, schon ist man Handels einig,
> ich bin der Creatur verkauft. ... Nicht genug,
> dafs man der Politik mich hingeopfert ...

Da I 3 die Olivarez auch mit der königlichen Gunst des gnädigsten Monarchen die Zweifel der Königin betreffs der Würdigkeit des Grafen niederschlägt, ist der enge Zusammenhang klar. Und II 8 ist durch diese Bewerbung der ungewöhnliche Schritt der Prinzessin Eboli motiviert, dem Prinzen sich anzuvertrauen, also weiterhin das ganze Verhalten der Prinzessin. Dieses treibende Moment ist also unentbehrlich für den Aufbau des Dramas, aber gerade deshalb nicht als alt gesichert. Denn wie hätte der Dichter dazu kommen sollen, wenn diese Entwickelung der Handlung ihm bereits klar vor Augen stand, die Bewerbung als eine alte, abgethane Sache zu behandeln? Diese mit gröfseren Zeitabschnitten operierende Version mufs vielmehr auf einem älteren Entwurf beruhen, gerade weil sie entbehrlich ist: Schiller hat sich nur nicht entschlossen, ihre Spuren zu tilgen. Und wir können in diesem Falle sogar noch beweisen, dafs diese isolierte Version dem ursprünglichen Entwurfe des Dramas angehört. Als nämlich die Eboli erwähnt, ihre Ablehnung sei vor vielen Monaten erfolgt, während Prinz Carlos noch auf der hohen Schule war, 'stutzt' die Königin und 'sieht sie mit forschenden Augen an', um nun genauer nach den Gründen zu fragen. Nach dem alten Schema aber, das Reinwald aufbewahrt hat[1]), sollte sich die Gegenliebe der Königin im zweiten 'Schritt' äufsern, und hier (A 2^e) steht: 'Einige Funken von Eifersucht[2]) über Carlos' Vertrauen zu der Prinzessin

[1]) Am bequemsten zugänglich in Boxbergers Einleitung LXI zu Spemanns Schiller IV (D. Nat.-Litt.).

[2]) Daher vielleicht auch 'ich glaube Ihnen' I 3, wo man nach dem Vorhergehenden eher ein 'ich helfe Ihnen' erwarten würde. Auf 'inneres Leiden' des Schemas (II A 2^c) beziehe ich:

> Ich habe mir der Freude viel, sehr viel
> von diesem Aufenthalt versprochen, und
> ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
> Geht es mit jeder Hoffnung so? Ich kann
> den Wunsch nicht finden, der mir fehlgeschlagen.

Im Beginne desselben Auftrittes I 3 lesen wir jetzt allerdings das Gegenteil. Während die Eboli an diesem 'ganzen' Morgen kaum ihre Freude zu verbergen weifs, weil sie vom toten Lande Abschied nimmt, vermag sich die Königin nur ungern von Aranjuez zu trennen: hier ist sie wie in ihrer Welt, von ihrer ländlichen Natur begrüfst, der Busenfreundin ihrer jungen Jahre. Dieses Motiv, das von Eifersucht und verfehlten Hoffnungen der Königin nichts weifs, ist das jüngere, daran zweifle ich nicht.

von Eboli.' Daher erklärt sich auch das kühle 'schätzen', sowie das Forschen nach den Motiven der Prinzessin.

Diesen Plan gab Schiller auf und verlegte die alte Bewerbung des Grafen in die unmittelbare Vergangenheit oder in die Gegenwart. So erhielt er eine spontane Triebfeder zu der grofsen Eboliszene: die Prinzessin erhoffte 'Rettung' wohl zuerst von Carlos, und erst als diese Hoffnung ihr fehlschlug, warf sie sich der Königin zu Füfsen: 'Grofsmüth'ge Königin, erbarmen Sie sich meiner.' Das von Schiller selbst gesperrte 'Sie' würde durch II 8 im Sinne der Eboli eine natürliche Erklärung erhalten. Interpoliert hat Schiller die Worte 'Prinzessin Eboli — Eboli, das frag' ich Sie'. Der Fufsfall und Elisabeths Zusicherung (bis 'ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf') folgten übrigens vermutlich einst auf 'das ist mir genug' als dramatische Steigerung; 'nichts mehr davon' konnte fehlen. Doch dies wie Anordnung und Bedeutung der ganzen Szene gehört zu den Umstellungen.

Bisweilen läfst sich endlich eine Interpolation dadurch wahrscheinlich machen, dafs Digressionen zu reiches Material enthalten oder sich auf eigene Ziele zuspitzen, ohne rechten Einklang mit dem Hauptthema. Der Verfasser kommt entweder aus dem Hundertsten ins Tausendste und besinnt sich etwas zu spät auf seine eigentliche Absicht, oder er benutzt eine ältere Arbeit, ohne sie dem neuen Rahmen genügend anzupassen. In solchen Fällen braucht kein ärgerlicher Widerspruch zu entstehen, auch kann formell jede Härte leidlich ausgeglichen und jede Fuge ausgefüllt sein, und doch behält der Exkurs seine Sonderstellung für jeden Einsichtigen. Eine genaue Disposition hebt solche Abschweifungen, die bisweilen während der Abfassung selbst sich ergeben, aber meist durch ältere Entwürfe oder Vorlagen veranlafst sind, deutlich heraus. Und doch pflegt die konziliatorische Kritik die Absonderung derartiger Partien gern zu leugnen oder in ein Nichts zu verflüchtigen: mit Vorbedacht soll der Verfasser abgeschweift sein, heifst es — also doch abgeschweift! Platons Staat kann dafür lehrreiche Belege liefern; ein grofser Exkurs im Theaitet, ein Anhang des Euthydem bezeugen Platons Art. Überall liefert die Exegese Material in Fülle.

Hier ein modernes Beispiel. In W. Scherers Jakob Grimm scheinen mir das zweite und dritte Kapitel ('Die Anfänge der altdeutschen Studien' und 'Romantik') einem Kolleghefte über Geschichte der deutschen Philologie entlehnt zu sein, das nicht in J. Grimms, sondern in Lachmanns Leistungen gipfelte. Ohne diese Annahme ist mir weder der Zielpunkt klar noch gelegentliche Verweise auf die Brüder Grimm ('wie Grimm' u. s. w.), die hier zu früh kommen, noch endlich Exkurse im Exkurse, wie der für die Romantik an sich[1]) und erst recht für J. Grimm gleichgültige Heidelberger Saal mit sechs Fenstern, den Arnim und Brentano bewohnten, und dessen Umgebung eine Briefstelle schildert (2. Aufl. S. 71). Eine gröfsere Einlage ist wieder Goethes

[1]) Dagegen ist die Andeutung S. 85, Friedrich Schlegel sei der Gegenpol der Gebrüder Grimm gewesen, kaum verständlich, während der Gegensatz Wilhelm Schlegels im fünften Kapitel ausführlich und meisterhaft dargestellt ist.

Stellung zur Romantik (S. 75—77), mitten in dem Nachweise, wie zufällig Heidelberg neben Berlin der Mittelpunkt der neuen Schule geworden sei (S. 71); die in Heidelberg erschienenen Zeitschriften und Werke werden S. 77 ff., die auswärtigen Mitarbeiter S. 79 besprochen, der Heidelberger Genosse von Arnim und Brentano J. Görres S. 80 ff. (und 124 f.) nachträglich geschildert. Dies alles ist inhaltlich widerspruchslos, aber formell nicht völlig zusammengearbeitet, auch stilistisch den strafferen Berichten über J. Grimm und seine Leistungen nicht ganz angepafst. Dafs Scherer hierbei auf ältere Ausarbeitungen zurückgriff, in denen er nur wenig strich oder abänderte, würde sich meines Erachtens einwandfrei nachweisen lassen.

Für die Beurteilung der Homerischen Gedichte wie der alten Epen und Volksdichtungen aller Völker spielen alle Episoden, die Erfindung einer Vorgeschichte, die Ausstattung der ursprünglich rein mythischen Heldengestalten mit menschlichen Zügen u. s. w. eine grofse Rolle. Man darf darauf anwenden, was Wilhelm Grimm über Sagenentwickelung äufserte (Rolandslied S. CXVI): 'Ich gehe bei der Beurteilung der Sage von der Ansicht aus, dafs darin die Ereignisse und Verhältnisse ursprünglich einfach und vollkommen in sich zusammenhängend dargestellt wurden, dafs sie aber bei längerem Fortleben teils nach den veränderten Ansichten der Zeit, teils aus dichterischem Trieb und Bedürfnis sich erweiterte und ausbreitete. Diese Erweiterungen, die an sich ebensowohl angemessen und sinnvoll als ungeschickt und störend sein können, heben doch fast immer das Ebenmafs des Ganzen auf und veranlassen an anderen Punkten abermalige Umbildung und Auswüchse, die immer weiter schreitend Inhalt und Zusammenhang trüben, verwirren und endlich ganz vernichten.'

Wie der Marquis Posa jetzt den Don Carlos ganz in Schatten stellt, so haben die Irrfahrten des Odysseus und der Freiermord die Bedeutung der Hadesfahrt getrübt, der Kampf um Ilion den Raub der Helena überwuchert. Die moderne Kritik sucht die jüngsten und dann ältere Zuthaten auszuscheiden.

Scharfe Fugen sind bei diesen Erweiterungen selten zu erkennen. Doch beenden Dichter und Prosaiker ihre Exkurse gern mit ähnlichen Worten oder ähnlichen Gedanken wie sie sie beim Ausgangspunkte vor Augen hatten. Darauf hat man z. B. bei Homer mehrfach geachtet. Fälschlich hat Buresch aus der Wiederkehr einer gleichartigen Wendung in Pseudoplatons Axiochos 365[c] 369[e] auf eine Auslassung statt auf einen Einschub des dazwischenliegenden Teiles geschlossen (Leipz. Stud. IX 13). Solche äufsere Zeichen der Interpolation verbieten jeden Gedanken an Emendieren, sie kommen nur der Analyse zu gute.

III. LÜCKEN

Der Beseitigung von Interpolationen tritt die Ergänzung von Lücken zur Seite. Jede Handschriftenvergleichung lehrt, dafs die Emendation mit solchen in der Überlieferung mechanisch entstandenen Ausfällen von Silben, Worten oder Sätzen rechnen mufs. Dagegen gehören Verkürzungen und Auslassungen

des Autors selbst der Analyse an. Nur wird man in vielen Fällen nicht vorher erkennen können, welcher von beiden Fällen vorliegt, so sehr geht beides ineinander über.

Trifft den Autor selbst oder den Herausgeber die Schuld, so kann man weiter theoretisch scheiden unbewufste und bewufste Auslassungen oder Kürzungen. Zu den unbewufsten gehören die sprachlichen Ellipsen und Brachylogien, auf die ich hier nicht eingehe; zu den bewufsten alles, was als übergangen ausdrücklich bezeichnet wird. In der Mitte zwischen beiden Kategorien stehen die sehr häufigen Spuren von eilfertiger Vergefslichkeit, teils vollständiger, teils zeitweiliger, bei denen sich der Unterschied von scheinbarer Gedächtnisschwäche und überlegter Sorglosigkeit leicht verwischt. — Dafs ein Verfasser etwas streicht, was er schon ausgeführt hatte, ist merkwürdig selten (was man oft übersieht), während Bearbeiter schonungsloser vorgehen. Dichter und Denker pflegen dagegen häufig von beabsichtigten Entwürfen, die sie später wieder fallen lassen, ganz wie von wirklichen Ausführungen zu sprechen und vergessen nur die Beseitigung dieser Spuren. Das kann leicht zu Fehlschlüssen führen. Ich gehe im folgenden von scheinbaren Lücken aus und komme allmählich zu wirklichen.

Scheinbaren Verlust ganzer Schriften beobachten wir, wo Werke mit dem bequemen angeblichen Versprechen des Autors abbrechen, die weiteren Erörterungen eingehender ein andermal zu geben, so 'Das Feuer' Theophrasts, 'Das Schicksal' Pseudo-Plutarchs, 'Die Unvergänglichkeit des Weltalls' von Philon. Man möchte daraus zunächst schliefsen, die betreffenden Fortsetzungen wären einst vorhanden gewesen, aber verloren gegangen; ja die physikalische Schrift Theophrasts wird in den alten Katalogen sogar mit zwei Büchern angeführt. Mir ist es dagegen zweifelhaft, ob die Verfasser überhaupt je sich mit der Absicht getragen haben, eine Fortsetzung zu liefern, und ob sie nicht blofs einer litterarischen Gewohnheit oder Formel folgen (vgl. Rh. Mus. XLI 287 f. und Progr. Greifsw. 1897 S. 28). Auch Aristoteles' Poetik hat vermutlich ähnlich geschlossen, obwohl jetzt einige wenige Kapitel fehlen, die einen Nachtrag über das Komische und die Komödie enthielten und die schon den Römern zur Zeit Varros und (trotz Bernays) auch den Kommentatoren unbekannt waren (vgl. Pauly-Wissowa II 1053); auch hier verzeichnen die alten Kataloge ein zweites Buch, das also wohl wenigstens in Aussicht gestellt war. Diese Sitte stammt aus den Platonischen Dialogen, worin Sokrates die unbefriedigend schliefsenden Untersuchungen ein andermal aufzunehmen verspricht. Bisweilen hat Platon in der That daran angeknüpft, aber aufser bei den späteren Cyklen ist es unwahrscheinlich, dafs er sich auch nur einmal von vornherein mit dem festen Plane solcher zweiten Auflage oder Fortsetzung getragen hätte, wie Siebeck glaubt (Unters.² 118 ff.). Es sind das bei Platon nur Eventualversprechen und bei den Späteren nichts als formelhafte Schlufsphrasen, ja in Theophrasts Sprache heifst ein abbrechendes σκεπτέον geradezu 'ich will dies nicht ausführen'.

Wirkliche Lücken, die doch nicht auszufüllen sind, entstehen durch Ver-

änderung des Planes. In Schillers Kabale und Liebe II 3 endet die Aussprache der Lady Milford mit Ferdinand in ihrer Drohung: 'Wehren Sie sich, so gut Sie können. Ich lasse alle Minen springen.' Aber sie thut nichts, als dafs sie Luise zu sich befiehlt und dann abreist (IV 7—9). Der Plan, der Lady einen gröfseren Anteil an den Kabalen zu geben, ist nicht ausgeführt. Ihre Aussprache mit Luise sollte ursprünglich zur Exposition gehören, da diese noch 'die heitere Ruhe' bewahrte, 'womit die Unschuld ein reines Herz zu belohnen pflegt'. Dieser Auftritt wurde später in einem ganz anderen Zusammenhang gestellt und überarbeitet. Die Drohung hat Schiller zu streichen vergessen.

Im Tausendjährigen Reich von Max Halbe droht der Pastor: 'So kündige ich euch Kampf an, Kampf bis zum Äufsersten, und mit allen geistlichen und weltlichen Waffen', er thut aber nichts, als dafs er seine Erfahrungen dem Baron erzählt. Das ist die gleiche Vergefslichkeit.

Hierher gehört auch, dafs am Schlusse der Odyssee die Verwandelung des Helden in einen alten verschrumpften Bettler nicht wieder aufgehoben ist — wo hätte das auch geschehen sein sollen? Ein nicht durchgeführter Plan des Redaktors (Kirchhoff) ist mir wahrscheinlicher als das Streichen der in einem älteren Gesange ausgeführten Entzauberung (v. Wilamowitz). Aber ein strenger Beweis, so viel von ihm abhängt, ist schwer zu führen. An die einstige Existenz mehrerer vollständiger Odysseen oder Iliaden, die noch im VI. Jahrh. erhalten gewesen wären (Seeck), kann ich überhaupt nicht glauben.

Der goldene Zweig in den Händen des Äneas erweist sich schliefslich als zwecklos, weil Vergil das einer orphischen Hadesfahrt entnommene Motiv (des Bittflehenden?) für seinen Helden nicht ausbeutete, da dieser ja gar nicht zu der Herrin der Toten vordringt. Und die Unterweltsführung der Sibylle ist so gut wie vergessen, sobald Anchises ihre Rolle übernimmt, d. h. sobald dies zweite Motiv durch Vergils eigenste Erfindung verdrängt wird. Eine Ergänzung dieser von Vergil fallen gelassenen Züge würde nicht für ältere Entwürfe des Dichters, sondern höchstens für seine Vorlagen in Betracht kommen.

Die prophetischen Worte der Sibylle VI 125 ff.

> *Tros Anchisiada, facilis descensus Averno, . . .*
> *sed revocare gradum superasque evadere ad auras,*
> *hoc opus, hic labor est: pauci . . .*
> *dis geniti potuere.*

schlagen nachher ins Gegenteil um: Schwierigkeiten bereitet nur der Abstieg, zum Schlusse öffnet Anchises (wie der wohl die Macht dazu bekommt?) die Pforte der Träume, und Äneas ist flugs mit der Sibylle wieder an der Oberwelt. In diesem seltsamen Motiv sehe ich den Rest einer sehr alten Konzeption und vermute, dafs darin die Geister des Anchises und des zukünftigen Rom dem Äneas erschienen und durch die Traumpforte wieder zu ihrem Heim zurückkehrten. Dagegen gehören die Worte der Sibylle der nicht gut durchgeführten Hadesfahrt an; sie scheinen mir später gedichtet und auf gewaltige Abenteuer bei dem Rückwege, nicht nur auf den Kerberos, berechnet. Dafs Vergil solche nicht erzählt hat, liegt vielleicht mit an dem Mangel derartiger

Darstellungen in seinen Vorlagen; wenigstens die Orpheusfahrt kannte keine schrecklichen Hemmnisse. Aber ein wesentlicher Grund war wohl auch, dafs der Dichter, nachdem er die grofse Heerschau verarbeitet hatte, zu einem schnellen Abschlusse drängte.

Die Geschichte der Philosophie des Diogenes Laertios beginnt ohne irgend eine persönliche Zueignung mit einer rein sachlichen Einleitung. Aber X 29 wird ein Adressat oder eine Adressatin und III 47 eine vornehme Dame angeredet und ihr Verhältnis zu Platon ausführlich besprochen. Folglich mufs der jetzigen Einleitung eine entsprechende Widmung vorangegangen sein, und fraglich kann nur sein, ob diese *epistula dedicatoria* durch Zufall in der mittelalterlichen Überlieferung des Werkes verloren gegangen (v. Wilamowitz), oder von Diogenes selbst weggeschnitten ist (Usener). Ich halte das letztere für wahrscheinlich aus doppeltem Grunde. Erstens stand der Widmende der platonischen Philosophie nicht nur nahe, sondern war selbst Platoniker, da er der Dame das Prädikat giebt φιλοπλάτωνι δικαίως ὑπαρχούσῃ III 47[1]), und wahrscheinlich eine Säule der Schule vor Mitte des II. Jahrh. n. Chr., da Albinus seine Erklärungen (Diog. III 48) um 150 in der Akademie interpretierte und etwas später Attikus ganz danach vortrug (vgl. mein Programm S. 68 ff.); denn diese Formulierung der Lehren Platons von ihrer Ankündigung III 47 zu trennen, liegt kein Anlafs vor. Diogenes lebte dagegen mindestens zwei Generationen später und ist nach allgemeiner Überzeugung epikureischer Materialist[2]) oder Skeptiker gewesen, in beiden Fällen also dem Platonismus um 200 n. Chr. feindlich gesinnt. Zweitens findet sich die Anrede X 29 in eine Disposition des zehnten Buches verwoben, die dem Diogenes bereits vorgelegen hat, nicht von ihm erfunden, sondern mit seiner gewohnten Nachlässigkeit halb befolgt und halb vergessen ist. Seine Vorlage bot wahrscheinlich mehr derartige Anreden, in verschiedene Bücher eingestreut, namentlich wo, wie III 47 und X 28 f., der Übergang vom Leben des Philosophen zu seinen Lehren gemacht werden sollte. Diese hat Diogenes getilgt, wo es ohne gröfsere Änderungen möglich war, und so an erster Stelle die Widmung des ganzen Werkes.

Diogenes Laertios will VII 38 über die gemeinsamen Lehren der Stoa summarisch, seiner sonstigen Gepflogenheit gemäfs, berichten: λελέχθω δ' ἐπὶ κεφαλαίων, ὥσπερ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων ποιεῖν εἰώθαμεν. Auf diese Gewohnheit, überall summarische Übersichten der Lehren zu geben und ihnen dann vielfach (z. B. VII 48) spezielle Ausführungen anzuhängen, wird III 47 und an mehreren über die Bücher VII—X zerstreuten Stellen ausdrücklich Rücksicht genommen (darüber zuletzt mein Progr. S. 32 ff.). Das berechtigt aber den Diogenes

---

[1]) Diogenes hält darum eine spezielle Darstellung der Lehren gerade Platons für ganz überflüssig und will auch das System in grofsen Zügen mehr der Vollständigkeit wegen darstellen, als weil die Eingeweihte es nötig hätte. Den Gegensatz finde ich X 29, dafs die Angeredete den Epikur erst kennen lernen und sich selbst ein Urteil über ihn bilden soll (mein Progr. S. 73). Doch das mag subjektiv sein.

[2]) v. Wilamowitz spricht im Hermes XXXIV 633 so, als ob ich das bestritte. Das ist irrig.

nicht, diese Ausnahmen als Regel hinzustellen. Vielmehr erkennen wir die Anlage eines älteren und meist aufführlicheren Werkes, das Diogenes stark beschnitten hat; dabei hat er die Zweiteilung der *δόξαι* da, wo sie nicht stark hervorgehoben war, gar nicht bemerkt und daher verwischt (Diels, Doxogr. S. 163 ff.), und im Leben Platons die speziellen Lehren hinzuzufügen versäumt. Denn hier konnten die Adressatin und der ältere Autor, der selbst den Platonikern angehörte, sich mit dem kurzen Abriſs der schulmäſsigen *εἰσαγωγή* begnügen, aber nicht der für Skeptiker oder Epikureer schreibende Bearbeiter; mindestens aber hätte dieser die Versäumnis anders begründen müssen als mit dem Sprichworte *γλαῦκα εἰς Ἀθήνας* (III 47). Das Fehlen der speziellen Lehren anderer Philosophen und Schulen wie der Peripatetiker in Buch V ist gar nicht begründet, obwohl die summarische Übersicht bei Aristoteles ganz dürftig ist. In solchen Fällen scheint viel weggeschnitten zu sein.

Die Apostelgeschichte bricht ab, ohne vom Ende des Paulus zu berichten: ist das zu Grunde liegende Tagebuch wirklich nicht weiter gegangen, oder ist der Schluſs weggeschnitten? Die letzten Worte, die von Paulus' zweijährigem Aufenthalte berichten, wo er zwar unter ständiger Militäraufsicht, aber doch in einer selbstgemieteten Stube alle Besuche empfangen und das Reich Gottes und das Evangelium Christi mit vollem Freimut ungehindert verkünden durfte (28, 30 f.), finden eine gewisse Parallele am Lukasevangelium, das mit dem Berichte schliefst, die Jünger wären mit groſser Freudigkeit nach Jerusalem zurückgekehrt und fortwährend im Tempel geblieben, Gott lobend und preisend (24, 52 f.). Und doch liegt ein gewaltiger Unterschied darin, daſs den eigentlichen Abschluſs des Evangeliums die unmittelbar vorangehende Erzählung von Jesu Himmelfahrt bildet (24, 50 f.), die in die kurzen Worte über seine Jünger ausklingt; am Schlusse der Apostelgeschichte fehlt aber ein auch nur entfernt analoges Ereignis, wie etwa der Märtyrertod des Paulus. Die schöne rationalistische Erklärung, dem Verfasser wäre das Papier zufällig ausgegangen, wird auſser Birt wohl niemand befriedigen: warum klebte er denn nicht einen Streifen an? Was bei profanen Schriftstellern lächerlich ist, wirkt hier fast wie Blasphemie. Selbst die Prophezeiung der römischen Wirksamkeit A. G. 23, 11 deutet auf den Abschluſs mit nichts hin. Nur wenn im Vorworte ausdrücklich gesagt war, wie weit die *πράξεις* erzählt werden sollten, ist das jetzt so unerwartete Abbrechen erträglich. Entweder ist also dieser Hinweis hinter 1, 2 ausgefallen, oder der wirkliche Schluſs hinter 28, 31 — oder beides.

Am interessantesten sind die Fälle, wo Ausmerzen und Zusetzen miteinander verbunden sind, wo also der Autor etwas wegschneidet, um Neues an die Stelle zu setzen. Ein solcher Vorgang ist leicht zu begreifen, wo er sich so zu sagen vor unseren Augen vollzieht, wie z. B. die peripatetische groſse Ethik einen Auszug aus der des Eudemos giebt und doch manches geneuert hat, Eudemos wieder groſse Stücke wörtlich aus der Nikomachischen Ethik übernommen, aber einzelnes durch seine speziellen Lehren ersetzt hat, oder Aristoteles selbst, wie es scheint, in seiner Rhetorik dem verlorenen Werke des Theodektes, an dem er selbst mitgearbeitet hatte, halb gefolgt, halb als Inter-

polator entgegengetreten ist. Das ist so leicht zu fassen, und doch macht es solche Mühe, wo wir das Verfahren erst erschliefsen müssen; und selbst wenn es divinatorisch festgestellt ist, finden sich noch viele Zweifler, die sich einen so komplizierten Vorgang nicht vorstellen können, dafs dieselbe Hand geben und nehmen, wegschneiden und zusetzen soll. Und doch kommt derartiges sehr häufig vor und entzieht sich durchaus nicht einem plastisch denkenden Spürsinne.

In der Apostelgeschichte ist zwar die Widmung des Lukas an Theophilos (1, 1 *τὸν μὲν πρῶτον λόγον ἐποιησάμην κτλ.* — 1, 2) stehen geblieben, wie im Laertios III 47 die Widmung der Vorlage an eine vornehme Frau, aber die übrige Vorrede (*νῦν δὲ* oder *τοῦτον δὲ κτλ.*) mit Angabe des Inhaltes und der Gewährsmänner des zweiten Buches ist weggeschnitten, vermutlich, weil ihre Angaben gar zu schlecht für den späten Redaktor pafsten (vgl. Hermes XXIX 390 379 ff., jetzt von Hilgenfeld ausgeführt). Und ebenso ist der alte Wirbericht des Pauliners 21, 20 mitten im Satze abgeschnitten und durch eine judenchristliche Darstellung ergänzt (vgl. Herm. S. 377).[1]) Auch im dritten Evangelium ist die ursprüngliche Erzählung, wie der Auferstandene dem Petrus erschienen sei, weggeschnitten und durch die Geschichte von den Jüngern von Emmaus (24, 13—33) ersetzt, aber der Interpolator hat den Anfang der ursprünglichen Darstellung 24, 12 stehen lassen, wohl aus Versehen, was dann in den meisten Handschriften durch einen weiteren Schnitt beseitigt ist, und hat eine Rückverweisung auf das Erlebnis des Petrus 24, 34 ebenfalls nicht unterdrückt (Herm. S. 381).

Nicht ganz so sicher, aber doch wahrscheinlich ist das Tilgen weniger älterer Bestände auch in Platons Staat. Sein Sokrates sagt X 608[c], die gröfsten Preise der Tugend seien noch zu besprechen, nämlich die Belohnungen im Jenseits, und Glaukon bezeugt, eine imponierende Verherrlichung des Lohnes im irdischen Leben sei bereits erledigt (*ἀμήχανόν τι, ἔφη, λέγεις μέγεθος, εἰ τῶν εἰρημένων μείζω ἐστὶν ἄλλα*). Dieser Preis der Tugend fehlt im Staate. Nur am Ende des ersten Buches ist ein sehr trockener logischer Beweis mit Hilfe der Augenkrankheit geliefert, dafs der Gerechte gesunder und glücklicher sein müsse als der Ungerechte (352[d]—354[a]). Dagegen finden wir die Grundzüge eines Enkomions auf die Gerechtigkeit an einer späteren Stelle: X 612[b]—613[e]. Und viel lebendiger sind die einzelnen Züge in der ersten Hälfte des II. Buches ausgeführt, aber hier den Gegnern in den Mund gelegt: auch deren ironisches Ausmalen der Belohnungen für scheinbare Gerechtigkeit setzt eine ursprüngliche Verherrlichung der wirklichen Tugend und ihres Lohnes voraus. Diese ist folglich von Platon entweder gestrichen oder nur beabsichtigt und

---

[1]) Blafs kann meine Untersuchung gar nicht gelesen haben, sondern nur das Citat in Nordens Kunstprosa (übrigens ohne Vorrede S. XI), wenn er behauptet: 'Also die Acta, sagen sie, haben keinen einheitlichen Stil; daran erweist sich die Zusammensetzung' (N. kirchl. Ztschr. IX 516, vgl. den 'Hauptbeweis' S. 518), und wenn er darin, dafs ich dem Lukas nur einen Teil der Apostelgeschichte zuschreibe, einen häfslichen Widerspruch findet (518 f.). Solche Polemik fördert die Wissenschaft nicht.

statt ihrer nachträglich X 612[b] ff. eine Skizze eingelegt worden, die sich durchweg an Buch II anzulehnen scheint. Deshalb ist die Behauptung Dümmlers, X 608[c] schlösse sich unmittelbar an I 354[a] an, nicht einwandfrei.

Auch die Erklärung X 612[b], der Wert der Gerechtigkeit an sich ohne Rücksicht auf Belohnungen sei nachgewiesen, weist auf eine jetzt fehlende Erörterung hin, die etwa am Ende des IV. Buches gestanden haben könnte. Die in VIII und IX vorkommenden Seitenblicke bieten dafür keinen genügenden Ersatz.

Zum Schlusse ein unbeachtetes und ein viel erörtertes Beispiel aus der Odyssee. Bevor Odysseus mit Alkinoos und den übrigen Phaiaken in Berührung kommt, erfährt er, von wem seine Heimsendung abhängt: von Arete. Das verrät ihm Nausikaa ζ 303—315 und wiederholt später Athene η 53—77. Auch bedarf Odysseus, um Aretes Knie bittflehend zu umfassen, unerschrockenen Mutes η 50 f., so dafs wir uns die Königin als ein furchtbares, übermenschliches Wesen zu denken haben. Aber das ist im Folgenden rein vergessen, Alkinoos hat allein die Bestimmung, nicht Arete; ja von vornherein verstehen wir nicht, wieso Odysseus Furcht davor haben soll, unter die schmausenden Fürsten zu treten (η 49 f.). Wie die ursprüngliche Rolle der Arete, ist auch alles Furchtbare im Phaiakenaufenthalte bis auf geringe Spuren (z. B. η 31—33) gestrichen; vor dem Schiffbrüchigen, einst mit dem Zweige der Bittflehenden sich Nahenden (Marx, Rh. Mus. XLII 260), flüchten zitternd die Gefährtinnen der Nausikaa, und diese selbst behält nur durch Eingreifen Athenes Mut genug zu bleiben (ζ 138 ff.). Wenn man bedenkt, dafs die hilfreiche Athena eine jüngere Dublette zu der Helferin Nausikaa ist, so erkennt man, in welchem Grade auch diese Gestalt an Ursprünglichkeit verloren haben wird. Selbst die Kämpfe in ϑ, bei denen Athene dem Odysseus Mut zuspricht (197, vielleicht auch an Stelle der Nausikaa), drohen jetzt nur noch dem Helden unbequem zu werden, sind aber im übrigen zu friedlichen Wettspielen, und die Drohung des Euryalos ist zu einer gesellschaftlichen Taktlosigkeit geworden.

In dem Zusammentreffen des Odysseus mit Penelope (Od. τ) ist bis Vers 476 alles (mit einer Ausnahme, s. u.) auf das Erkennen des Odysseus zugeschnitten, wie Niese und besonders v. Wilamowitz mit unwiderleglichen Gründen nachgewiesen haben. Da plötzlich ist Penelope geistesabwesend infolge eines unmotivierten Eingreifens der Athene, und Odysseus packt Eurykleia an der Kehle, damit sie ihn nicht ins Verderben bringe, verpflichtet sie zum Schweigen und deutet seinen Plan an. Hier scheint also das Wiedererkennen des Gatten seitens Penelopes weggeschnitten und an seine Stelle das Wunder gesetzt und mit dem Eingreifen der Göttin das des Odysseus. Das ergiebt die Interpretation des Zusammenhanges. Zweifeln mag man mit Cauer, ob hier ein Redaktor thätig gewesen ist, oder ob ein und derselbe Dichter seinen Plan plötzlich geändert hat und dem in atemloser Spannung lauschenden Hörer, der immer erregter aufpafst, ob Odysseus erkannt werden wird, nun mit einem Male das Kunststück vormacht, wie dieser trotz allem, was vorgegangen, von Penelope nicht

erkannt wird; denn daſs dieses Nichterkennen auch das Problem der Dichtung bis auf V. 476 oder 389 sei, hat Cauer wohl nur in der Übereilung behauptet.

Allerdings fürchtet Odysseus, daſs die Alte bei der Fuſswaschung seine Narbe fühlen und damit ihn selbst erkennen werde (389—391), aber dies erst, nachdem er die Fuſswaschung von der einzigen Dienerin, die das Merkmal kannte, eigens gefordert und die baldige Wiederkunft des Odysseus feierlich verkündet hat, nachdem sowohl Penelope wie Eurykleia die überraschende Ähnlichkeit des Bettlers mit Odysseus bereits hervorgehoben und er selbst die Richtigkeit dieser Beobachtung unumwunden zugegeben hatte. Da erst, während die Alte das Wasser in die Wanne gieſst, kommt dem klugen Odysseus plötzlich (*αὐτίκα*) die Ahnung, sie könnte die Narbe sehen oder fühlen; und da wählt er ein seltsam halbes Mittel dem vorzubeugen: er dreht sich schleunigst herum, daſs seine Füſse aus dem Scheine des Herdfeuers ins Dunkel kommen. Hier soll also offenbar der umgeänderte Plan des Dichters vorbereitet werden: die Worte *αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς* (388) — *ἄναχϑ' ἐόν* (392) gehören der Vereitelung des Erkennens 476 ff. an.

Nachdem auch diese Verse als späterer Zusatz ausgeschieden sind, zeigt sich der Kern der bleibenden Erzählung so einheitlich und als Schöpfung eines Dichters ersten Ranges, daſs dadurch auch die Frage entschieden wird, ob dieser selbe Dichter seinen eigenen Plan ins Gegenteil verkehrt habe. Das müſste doch um poetischer Vorzüge willen geschehen sein, aber die fehlen: nur die Stellung von *τ* vor dem Freiermorde (die ich übrigens im Gegensatze zu Niese und v. Wilamowitz nicht für ursprünglich halte) verbot die Erkennung, wenn nicht wesentliche Änderungen im folgenden nötig werden sollten. Wer aber darauf, und zwar darauf allein, Rücksicht nahm, war kein schöpferischer Geist, sondern durch Vorbilder und Vorlagen gebunden. Dafür spricht auch alles im Ausdruck, das *αὐτίκα* 390; daſs in V. 389 erst eingeflickt wird, Odysseus säſse am Herdfeuer, statt 102, wo er sich auf den fellbedeckten Sessel setzen muſste; daſs Eurykleia 392 näher herangeht, während sie nach dem Anfüllen der Wanne sich hätte niederknien oder beugen müssen; daſs Odysseus 'drin' ist 477 (über *ἔνδον, εἴσω* Kirchhoff zu *χ* 141, *τ* 4) u. s. w. Wichtiger ist, was Seeck hervorgehoben hat, daſs bei dem Nachdichter zwar Penelope verblendet ist, aber die Mägde vergessen sind, die im Anfange von *τ* so aufsässig waren, daſs Odysseus 489 f. sie zu töten drohte: sie muſsten doch das Verschütten des Badewassers bemerken, sie muſsten sehen, wie die Alte den Odysseus am Kinn anfaſst und er sie an der Kehle packt und zu sich heranzieht, wie beide lebhaft miteinander sprechen, sie muſsten vor allem hören, wie die Alte aufschluchzt und ausruft: 'Du bist wirklich Odysseus, liebes Kind, ich habe dich nicht früher erkannt, bis ich meinen Herrn ganz befühlt hatte.' Hätte der Redaktor diese Verse ebenfalls gestrichen, so fehlte der ärgste Anstoſs; aber das hat er wohl nicht übers Herz gebracht, so tief einzuschneiden in die herrlichste Poesie, und so verrät ihn sein gutes Herz. Denn nun muſste Odysseus Gewalt brauchen, um Eurykleia zum Schweigen zu bringen, während vorher ein Umstoſsen der Badewanne oder vollständiger Verzicht auf das Bad

genügt hätten. Selbst der kümmerliche Nachdichter arbeitet nicht mit dem Verstande sondern mit dem Gefühle, und seine Schwächen helfen uns, tiefer in seine Arbeitsweise einzudringen. Auch dafs der Bettler selbst nach Eurykleia verlangt und seine Ähnlichkeit mit Odysseus freudig zugiebt, dafs Herrin und Magd diese staunend beobachten, hat der Redaktor nicht übers Herz gebracht zu streichen. Es kann nur sehr wenig sein, was er von der Erkennung der Penelope und des Odysseus getilgt hat, und das ist sein grofses Verdienst; aber dafs er wirklich altes Gut beseitigt und dafür ein eigenes Surrogat um des Zusammenhanges mit *φ* willen geliefert hat, ist ein sicheres Ergebnis der Analyse von *τ*.

Die weiteren Vermutungen dagegen über den einstigen Zusammenhang dieser Szene sind sehr unsicher. So Nieses Annahme, sie habe den Schlufs der Odyssee gebildet, und ein Freiermord sei damals noch nicht erfunden gewesen. Auch die Ergänzung von Wilamowitz, wonach Odysseus mit Penelope gemeinsam den Mordplan verabredet hätte, erscheint mir nicht plausibel; mindestens aber ist sie viel zu unsicher, als dafs Seeck daraus einen der beiden Grundpfeiler seiner 'Quellen der Odyssee' hätte machen dürfen.

Diese Beispiele genügen, um einerseits die sichere Aufspürung von Lücken und anderseits das verlockende Gebiet der Kombination bei der Ausfüllung der Lücken zu zeigen. Sie reizen die Gestaltungskraft phantasiebegabter Köpfe — und welcher Philologe vermöchte ohne jede Phantasie und die Gabe dichterischen Nachempfindens und Mitschaffens produktiv thätig zu sein? Aber gerade darin liegt auch die Gefahr, über das von der Analyse wie von der Emendation geforderte Fundament verstandesmäfsigen, logischen Schliefsens hinauszufliegen zu rein künstlerischem Dichten. Das gehört aber nicht mehr der Analyse, sondern der Synthese an, oder ist wenigstens dem synthetischen Verfahren eng verwandt und bringt daher bei denen, die dies Verfahren beargwöhnen und es nicht von der grundlegenden Analyse scheiden, auch diese in Verruf. 'Man kennt das übrigens von allenthalben her, wo immer «höhere Kritik» geübt wird: kleine Widersprüche und Unebenheiten in dem Überlieferten sieht einer ungeheuer scharf; zehnfach gröfsere in der eigenen Konstruktion, die er an die Stelle des Überlieferten setzen will, übersieht er' (Blafs, N. kirchl. Ztschr. IX 520). Das trifft besonders bei Ergänzung von Lücken zu.

Gegen diese zehnfache Fehlerhaftigkeit überkühner Kombinationen hilft nur ständiges Zurückgehen auf den Thatbestand der Analyse. Seeck ist unter der Voraussetzung, dafs gewisse Ergänzungen der Überlieferung durch Kirchhoff und v. Wilamowitz gesichert seien, an die weitere Synthese herangegangen, und darum operiert sein erstes Buch, die Quellenanalyse, bereits mit den hypothetischen Odysseen des Bogenkampfes, des Speerkampfes u. s. w., die eigentlich erst in den Kombinationen des zweiten Buches ('Geschichte der Odyssee') erschlossen werden sollten.

Umgekehrt habe ich mich begnügt, die mir sicher scheinenden Bestandteile der ursprünglichen *πράξεις Παύλου* des Lukas aus der Apostelgeschichte herauszuschälen, und dies in bewufstem Gegensatze zu minutiösen theologischen

Quellenscheidungen, weil ich von dem ersten Kapitel der Urschrift (bis Apostelgeschichte 15) fast nichts mit Wahrscheinlichkeit herstellen kann. In dieser Zurückhaltung sieht Blaſs eine Unklarheit, die alles in Frage stelle, weil weder Kap. 13 noch 9, noch 7, noch 1 gefehlt haben könne: das ist der Sorites der Megariker. Was würde er wohl gesagt haben, wenn ich mir davon ein vollständiges Bild gemacht und meine Ergänzungen gleich mit vorgelegt hätte? Hier gilt: *πλέον ἥμισυ παντός*.

Den Wortlaut kann man auch bei kleineren Lücken fast nie genau feststellen, das weiſs jeder Konjekturalkritiker, und das gilt in noch höherem Maſse von der höheren Kritik. Und doch ist die Synthese nicht nur statthaft sondern oft ein unerläſsliches Korrektiv. Darauf kann ich hier nicht eingehen.

(Fortsetzung folgt)

ALKESTISSTUDIEN

Von Leo Bloch

(Mit einer Tafel)

> Wollt ihr nach Regeln messen,
> Was nicht nach eurer Regeln Lauf,
> Der eignen Spur vergessen,
> Sucht davon erst die Regeln auf!
>
> Richard Wagner.

I. DAS WEIB IN DER GRIECHISCHEN DICHTUNG BIS AUF EURIPIDES

Die Geschichte der Frau im Altertum ist noch nicht geschrieben. Es ist schwer zu sagen, ob die Aufgabe mehr schwierig oder mehr interessant ist. Mit der Hoffnung sie zu lösen kann sich nur ein Genie tragen — oder ein Charlatan. Mindestens gehört hierzu die gleichmäfsige Beherrschung der gesamten litterarischen und monumentalen Überlieferung, und überdies mufs man noch verstehen, diesen überwältigenden Stoff ebenso unter biologischen wie unter soziologischen, unter ethischen wie unter ästhetischen Gesichtspunkten zu durchdringen. Ist ja doch die Geschichte der Frau einer der wesentlichsten Teile in der Geschichte des Mannes, die Geschichte des mächtigsten ihn beherrschenden Triebes, der Liebe. Noch eine Fülle von Kleinarbeit wird hier geleistet werden müssen, ehe auch dieses Gebiet seinen Erwin Rohde wird finden können.

Wie für viele Fragen des griechischen Lebens fliefsen uns auch für diese die Quellen am reichlichsten aus der grofsen Blütezeit Athens, dem V. Jahrh. Welch verschiedene Auffassungen treten uns hier in einem räumlich und zeitlich so eng begrenzten Abschnitte entgegen! Die züchtige Hausfrau der stimmungsvollen Grabreliefs wie die ungenierte Hetäre der anmutigen Vasenbilderchen, die selbstlose Hingabe einer Makaria, Antigone, Alkestis wie die rücksichtslose Leidenschaft einer Klytaimestra, Phaidra, Medeia, die wackere Gefolgschaft der klugen Lysistrate wie die in plattester Sinnlichkeit verkommenen Thesmophoriazusen, die geistvolle, strebende Aspasia wie die nüchterne, bornierte Xanthippe, alle fanden sie in der geistigen Hauptstadt Griechenlands zu jener Zeit Nährboden und Verständnis.

Die Persönlichkeit des Weibes war für die damalige Zeit noch eine verhältnismäfsig neue Entdeckung. Nur die Edelsten und Besten des Volkes brachten dem Ringen des anderen Geschlechtes um Anerkennung seiner Individualität Sympathie entgegen, zumal auch innerhalb des weiblichen Geschlechtes nur ein kleiner Kreis an diesem Ringen teilnahm. In der grofsen Mehrheit

waren sowohl Männer wie Weiber der Ansicht, dafs die althergebrachte Hörigkeit des Weibes der göttlichen Weltordnung entspräche und dafs diese Schranke auch von der aufklärenden Philosophie anerkannt werden müfste. Nichtsdestoweniger war auch diese Hörigkeit nicht mehr dieselbe, wie sie Jahrhunderte vorher — etwa in der 'Homerischen' Zeit — geherrscht hatte; das zeigt sich am deutlichsten in der privatrechtlichen Stellung des Weibes.[1]) Es ist überaus schwierig, die einzelnen Etappen dieser Entwickelung festzulegen. Archäologie und Mythographie sind für diese Frage noch bei weitem nicht genügend ausgenutzt. Am ehesten läfst sich der Wandel der Auffassung noch an der Hand der erhaltenen Dichtwerke verfolgen.

Im ältesten Epos ist das Weib noch durchaus zur Passivität verurteilt. Wohl ist das Weib, die Liebe, das Grundmotiv der sogenannten Ur-Ilias, des Achilleusliedes; aber wie wenig weifs uns der Dichter von dem Weibe zu berichten, welches den Konflikt hervorruft! Er lobt ihr schönes Antlitz und ihre schönen Haare, hält aber nicht einmal ihren Namen für mitteilungswert, so dafs die späteren Erklärer ihre liebe Not hatten, ihn zu ermitteln; noch für Homer ist sie allein die Tochter des Briseus, ein ohnmächtiges, willenloses Streitobjekt zwischen den vornehmsten Führern des Heeres. Nur die Bemerkung, dafs sie ungern aus Achilleus' Besitze in den Agamemnons übergeht, verrät uns, dafs in diesem Körper auch eine Seele wohnt, während ihre klagenden Worte an Patroklos' Leiche offenbar erst einer späteren Bearbeitung angehören.[2])

Die ionische Umgestaltung des Epos schenkt dem Weibe schon eine weitaus gröfsere Beachtung. Die Gestalten einer Andromache, einer Hekabe, vor allem aber die der Helena zeigen, dafs der Dichter gelernt hat, sich auch in die Psyche des anderen Geschlechtes liebevoll zu versenken. Aber doch ist an der Passivität seiner Stellung noch wenig geändert.[3]) Nicht einmal Helena ist für das Unheil verantwortlich, welches sie über Griechen und Troer gebracht hat. Sie ist nichts weiter als geraubtes Gut, das dem Räuber wieder abzunehmen Ehrenpflicht des früheren Besitzers und seiner Freunde ist. Darum ist es auch ganz selbstverständlich, dafs die wiedergewonnene ihren alten Ehrenplatz ungeschmälert zurückerhält. An Vorwürfen fehlt es Helena freilich nicht;

---

[1]) Dafs diese Stellung aber doch noch bei weitem nicht völlige Selbständigkeit in der Verfügung über das Vermögen bedeutet, lehrt am klarsten das Verhältnis der Erbtöchter; vgl. Hafter, Die Erbtochter nach att. Recht (Leipzig 1887). Über die hierfür überaus wichtige Frage des Aufkommens der Mitgift und deren erste Erwähnung in der Odyssee vgl. die eingehende Erörterung bei Cauer, Grundfragen der Homerkritik S. 187 ff.

[2]) Die meisten Motive dieser Totenklage sind im Anschlusse an die Klage um Hektor, also an eine der spätesten Partien, gebildet. Besonders Patroklos als ritterlicher, freundlicher Beschützer und Gönner des wehrlosen Weibes erinnert ungemein an Helenas Worte in Ω.

[3]) Heras Rolle scheint im Widerspruch hierzu zu stehen. Das Verhältnis ist das gleiche wie es Wilamowitz, Griech. Tragödien II 141 f. für Sparta schildert: 'Damit ist keineswegs gesagt, dafs die Frauen in Sparta nicht Mittel und Wege gefunden hätten, ihre Herren zu beherrschen. Im Gegenteil, Aristoteles erzählt mit feinem Sarkasmus von der Weiberherrschaft in Sparta; Aphrodite weifs den Ares in ihre Bande zu schlagen.'

sie selbst kargt nicht mit den Schmähworten gegen ihre Person. Aber immer gelten diese nur dem Unglücke, dafs sie über beide Völker gebracht; von einer Verurteilung ihrer Handlungsweise vom moralischen Standpunkte aus ist niemals auch nur mit einem Worte die Rede. Ihre Ehre ist so wenig befleckt, dafs sie sogar noch im stande ist, ihrem Gatten Menelaos die Pforten der ewigen Seligkeit zu erschliefsen. Der Mann verlangt vom Weibe Schönheit und kunstvolle Arbeiten. Die Eltern verkaufen darum die Tochter an den Bewerber, welcher den höchsten Preis für sie bietet, mag dieser in Vieh, Metall oder in einem wertvollen Dienste bestehen. Auch die Töchter der mächtigen Könige, des Agamemnon und des Alkinoos, machen hiervon keine Ausnahme, sondern sind mit solchem Lose wohl zufrieden. Die gekaufte Gattin schuldet ihrem Besitzer somit ihren Leib und die Werke ihrer Hände, aber nur so lange, als dieser sich thatsächlich im Besitze ihrer Person befindet. Wechselt der Besitzer durch irgendwelchen Umstand, so ist es nur natürlich, dafs sie durch ihre Hingabe den neuen Stand der Dinge anerkennt. Weder hat sie die Verpflichtung, noch auch nur die Fähigkeit, zu entscheiden, inwieweit der neue Zustand auf rechtmäfsige oder gewaltsame Weise herbeigeführt ist. Die Briseis folgt widerspruchslos dem Sieger Achilleus, nachdem er ihr den Gatten und drei Brüder erschlagen; Klytaimestra hat in der ältesten Fassung der Sage gar keine andere Wahl, als sich dem Mörder ihres Gatten hinzugeben; Andromache teilt das Lager mit dem Mörder ihres Sohnes, dem Sohne des Mannes, der ihr den Gatten getötet,[1]) und so gehört in der That nach der damaligen Rechtsauffassung Helena dem Räuber ebensogut an, als ob er den Kaufpreis für sie an ihren Vater erlegt hätte. 'Krieg, Handel und Piraterie' sind noch gleichberechtigte wirtschaftliche Faktoren.

Das jüngere Epos sieht wie alle Lebensverhältnisse auch die Frauenfrage schon mit ganz anderen Augen an. Die alte Herrlichkeit der bisher allein lebensberechtigten, Zeus entsprossenen Könige ist in den wilden Stürmen der Völkerwanderung arg erschüttert worden. Sie hat sich über das Meer flüchten müssen, während im Mutterlande die soziale, freilich wiederum zur Aristokratie führende Entwickelung aufs neue beginnt. Die 'mykenische' Spitzenkultur mufste allenthalben der Massenkultur des 'geometrischen Stiles' weichen. Eine freisinnigere Lebensanschauung weifs sich allgemein Eingang zu verschaffen, wenn auch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Überlegenheit des Adels keineswegs völlig beseitigt wurde. Doch man hatte in diesen Stürmen menschliche Kräfte sich entfalten gesehen, welche unabhängig waren von dem vorher allein anerkannten Adel des Blutes. Der wagemutige Seefahrer auf seinem sinnreich erbauten Schiffe entsprach dem Ideale dieser Zeit viel mehr als der

[1]) Das innere Widerstreben, mit welchem sie dies anfänglich thut (Eur. Andr. 36), ist Euripideische Ethisierung. Hekabe selbst ermahnt sie aber auch hier, sich dem neuen Herrn zu fügen, Troad. 697 ff.:

τὰς μὲν Ἕκτορος τύχας
ἔασον. οὐ γὰρ δάκρυά νιν σώσει τὰ σά.
τίμα δὲ τὸν παρόντα δεσπότην σέθεν,
φίλον διδοῦσα δέλεαρ ἀνδρὶ σῶν τρόπων.

schwergepanzerte Krieger auf seinem von feurigen Rossen gezogenen Gespanne. Den Menschen war das Verständnis dafür aufgegangen, dafs es für die Befriedigungsmittel von Hunger und Liebe doch noch andere Erwerbstitel gäbe als Erbschaft und Raub, und dafs die neuentdeckten Kräfte durchaus nicht nur dem männlichen Geschlechte innewohnten. Man anerkannte, dafs auch der Bauer sozusagen ein Mensch wäre und schliefslich, wenn auch nicht ohne mannigfache Einschränkungen, sogar das Weib. Wenn man auch die Überlieferung nicht wörtlich zu nehmen braucht, mufs man es doch als charakteristisch anerkennen, dafs Hesiod, der Hauptvertreter des jüngeren Epos, mit seinem Namen einen Bauernspiegel und einen Weiberkatalog[1]) decken mufs. Durch verschiedene nachträgliche Zusätze ist es dieser Dichtung gelungen, sich in das ältere Epos hineinzudrängen. Wir nehmen sie wahr in der Schildbeschreibung der Ilias, in dem Murren über die ungerecht richtenden Könige; ihr verdanken die treue Penelope und Stheneboia, die griechische Frau Potiphar, ihr Gepräge; in ihren Augen bedarf Helena erst der gnädigen Verzeihung ihres hintergangenen Gatten, um in ihre alten Rechte wieder eingesetzt zu werden; Klytaimestra erhält Anteil an der Schuld Aigisths. Das Weib steht nicht länger jenseits von Gut und Böse; Tugend und Laster weifs es zu bethätigen und empfängt dafür Lohn oder Strafe. — Doch nicht nur an den Gestalten der Heroinen zeigt sich die veränderte Sachlage. Der Dichter des Bauernspiegels weifs, dafs ein Mann nichts Besseres als ein braves Weib erwerben kann, nichts Schrecklicheres als ein böses[2]), das ihn vor der Zeit alt macht. Und um so eindringlicher mahnt er zur Vorsicht, als der Mann sich allzu willig von ihrem schmeichlerischen Geschwätze zu seinem Unheile bethören läfst. 'Wer Weibern vertraut, vertraut Betrügern.'

Wohl ist auf diese Weise das Weib bereits zur verantwortlichen, thätigen Persönlichkeit geworden, aber zu einer Persönlichkeit, welche nur Pflichten kennt, ohne entsprechende Rechte zu besitzen. Der Vorteil, der Wille des Mannes, in dessen Händen sie sich befindet, ist für sie höchstes, einziges Gesetz, höchste, einzige Tugend. Die Neigung des eigenen Herzens ist der Versucher, dem zu folgen ihr Schande und Unglück bringt. Das ist die Kulturperiode, in welcher die grofse Mehrzahl der uns überlieferten griechischen Mythen ihre kanonische Form erhalten hat; sie setzt ein in der letzten Blütezeit des Epos, überdauert diese aber um ein bedeutendes, indem sie die Blütezeit der Lyrik beherrscht und auch in der Zeit des Dramas noch nicht völlig überwunden wird. Weder zeitlich noch politisch darf man grofse, gundsätzliche Unterschiede zwischen diesen Dichtwerken ansetzen. Die chorische Lyrik scheint, soweit sie weibliche Charaktere schilderte, was nach den erhaltenen Resten

---

[1]) Über das Verhältnis von *Κατάλογος*, *'Ηοῖαι* und *'Ηοῖαι μεγάλαι* s. Leo, Hesiodea S. 8 ff., dessen Ergebnis jedoch fraglich bleibt, so lange Paus. IV 21 seine wesentlichste Stütze ist. Für die Art der Behandlung ist wertvoll Servius ad Aen. VII 268: *multas heroidas optasse nuptias virorum fortium*; die Weiber griffen also aktiv ein.

[2]) *Ἔργα* V. 702; fast mit denselben Worten sprechen es ihm Semonides (Fr. 6), Sophokles (Phaidra Fr. 621) und Euripides (Melan. desm. Fr. 494) nach.

übrigens nicht allzu häufig war, sich wesentlich in den Bahnen des 'Hesiodischen' Weiberkataloges bewegt zu haben, nicht in der Art, dafs sie dem Inhalte nach sich den dort festgelegten Sagenformen unbedingt angeschlossen hätte, aber der Auffassung nach, indem sie das erotische Moment in seiner grofsen Bedeutung würdigte. Aber dieses Moment ist nur dann ein segensvolles, wenn der Mann der stärkere, bedeutendere Teil ist, neben welchem das Weib bescheiden in den Hintergrund tritt; dann wird der Eros zur Wiege göttergleicher Heldengeschlechter. Das Heraustreten des Weibes jedoch bringt noch jedesmal Unheil, wie es besonders in den Stesichorischen, auf alte Volkslieder zurückgehenden Balladen von Rhadine, von Kalyke u. a. m. hervortritt. Und auch sonst ist Zurückhaltung dem Weibe natürliche Pflicht. Mit eigener Hand einzugreifen, dem ausgleichenden, rächenden Schicksal den Arm zu bieten ist dem Weibe ebenso Sünde, als es dem Manne unabweisliches Gebot ist. Die Weiber sind eben doch noch wenig anderes als ein, freilich unumgängliches, Lebensbedürfnis der Männer. Die Lyrik des täglichen Lebens, die Spruch- und Liederdichtung jener Zeit spricht sich oft genug in diesem Sinne aus. Dem vornehmen Junker sind sie die lieben kleinen Mädchen, die man haben möchte, wenn man sie nicht hat, wie das Schwein die Eichel, die feinen Kinder, welche nach einem kräftigen Trunke und einem süfsen Imbifs zum Frühstücke ihm nebst einem bifschen Musik angenehm die Zeit vertreiben. Der brave Bürger aber, der mit ungefähr dreifsig Jahren in den Ehestand tritt, weifs das Weib zu schätzen als die züchtige Hausfrau, die mit ihrem Bienenfleifse den Wohlstand des Hauses mehrt, mit dem Gatten in wechselseitiger Liebe und Treue vereint altert und ihm eine schöne und ruhmvolle Nachkommenschaft beschert. Freilich sind die 'Bienen' in der Minderzahl; häufiger trifft man auf solche, die unsauber sind wie ein Schwein, falsch wie ein Fuchs, schnüffelig wie ein Hund, träge wie ein Stein, launisch wie das Wasser, blöde wie ein Esel, stinkend und diebisch wie ein Wiesel, eitel wie ein Pferd, häfslich und boshaft wie ein Affe, so dafs es für manchen Mann nur zwei glückliche Tage giebt, die Tage, an denen er Gatte und Witwer wurde.[1]) Aber so mufs es kommen, wenn beide Teile bei der Heirat allein auf das Geld sehen, während die Art der Schafe, Esel und Pferde, die man kauft, nicht edel genug sein kann.

Wie schon hervorgehoben, ist der Standpunkt, welcher das Weib allein nach seinem Dienstverhältnisse zum Manne beurteilt, auch in der Zeit des Dramas noch nicht völlig überwunden. Aischylos' Oresteia ist noch vollständig vom Geiste dieser Periode erfüllt und darf wohl als ihr herrlichstes Denkmal gelten. Den Tod der Tochter hat Klytaimestra an ihrem Gatten zu rächen, wie dies auch Pindar hervorhebt, um das Entsetzliche ihrer That einigermafsen zu mildern. Aber wie sie bei Aischylos diesen Entschuldigungsgrund hervorbringt, klingt er als hohle, gleifsnerische Lüge, ebenso wie die wiederholte Berufung auf den Dämon des Hauses oder der Vorwurf gegen Agamemnons ehebrecherisches

---

[1]) Hipponax Fr. 11 wird noch überboten durch Chairemon Fr. 32: *γυναῖκα θάπτειν κρεῖσσόν ἐστιν ἢ γαμεῖν.* Vgl. [Euripides] Fr. 1112.

Treiben im Feldlager und auf der Heimfahrt. Alles Ausrede! Buhlerische Lust ist der Trieb, der allein sie beherrscht, und triumphierend kehrt sie sich vom toten Gatten zu dem lebenden.[1]) Die Mordthat gewährt ihr nicht nur Befriedigung, sondern Lust, und sie läfst es an Hohn gegen ihr Opfer nicht fehlen. Um die Wirkung noch zu verstärken, giebt der Dichter dieser widerlichen Schlufsszene des ersten Dramas ein Gegenstück in der Schlufsszene des zweiten, der Choephoren. Den Vater rächend hat Orestes die Mutter ermordet. Wie anders aber der Jüngling, den die unabweisliche Pflicht zu diesem Schreckenswerk berufen; er steht gebrochen — scheinbar für immer — neben seinem Werke. Von Seelenqualen gefoltert stürzt er davon, verschmäht es, den Lohn seiner That zu ernten[2]), fort, ins Elend! Das ist Schicksal und Notwendigkeit. Klytaimestra aber hatte als Weib überhaupt nichts zu rächen, ebensowenig wie Elektra, die Orestes' Racheakt wohl herbeisehnen kann, aber an seiner Ausführung in keiner Weise teilnimmt. Aischylos spricht diese Handlungsunfähigkeit des Weibes auch deutlich genug aus, indem er des Meleagros Mutter Althaia, welche den eigenen Sohn dem Tode preisgab, um ihre Brüder zu rächen[3]), auf eine Stufe stellt mit Skylla, die ihres Vaters Leben um Gold

---

[1]) Auf die abweichende Beurteilung der Klytaimestra bei Wilamowitz, Griech. Tragödien II S. 136 ff., sei hier nur kurz hingewiesen. Wie mir scheint, empfindet Wilamowitz einen Grundzug der Äschyleischen Klytaimestra nicht in seiner ganzen Bedeutung: die Falschheit, die Agamemnon aus ihren überströmend freundlichen Worten so deutlich heraushört. Er hätte dann gewifs nicht von dem 'echten Schmerz um den Tod des Sohnes' und seiner raschen Bemeisterung sprechen können. Solange sie auf der Bühne bleibt, wahrt sie den Schein, aber *ἐντὸς ὀμμάτων γέλων κεύθουσα* (V. 738). Auch ihr klägliches Winseln um Schonung zeigt, dafs der Dichter eine Heroine aus ihr durchaus nicht gestalten wollte. Ihm ist das Weib des Heroismus nicht fähig, ebensowenig Klytaimestra wie Iphigeneia. Auch Paul de St. Victor, Die beiden Masken I 401 (der deutschen Übersetzung) hat diesen Zug der Klytaimestra unterschätzt, wenn er findet, dafs ihr 'Beil solchergestalt durch einen Blitzstrahl himmlischer Rache und einen Lichtstrahl mütterlicher Liebe erleuchtet[!] wird'. — Weit mehr würde man geneigt sein, diese mildernden Umstände für die Euripideische Klytaimestra anzuerkennen, deren Verteidigungsrede in der That aus dem Herzen eines schwer gekränkten, temperamentvollen Weibes zu kommen scheint; Elektra V. 1011 ff. — Dafs in Aischylos' Augen Klytaimestras Buhlerei von Liebe qualitativ verschieden ist, erkennt Rohde, Der griech. Roman[2] S. 31.

[2]) Und doch ist die Blutrache keineswegs eine That selbstloser Pflichterfüllung gegen den Verstorbenen. Um ihres irdischen Glückes willen wollen die Kinder die Rachegeister des Vaters zufrieden stellen; vgl. Choephoren 473 ff.:

Orest: Mein Vater, höchst unköniglich gemordeter,
Erhöre mich, verleihe mir Dein Königtum!
Elektra: Auch ich hab' eine Bitte; Vater, gönne mir
Gemahl und Hausstand, wenn Aigisthos mir erliegt. (Wilamowitz.)

[3]) Von einer Strafe der Althaia ist hier freilich ebensowenig die Rede wie bei Homer und Bakchylides. Die zum Selbstmorde führende Reue, wie sie die Erzählungen bei Ovid, Diodor und in der Apollodorischen Bibliothek bieten, ist man leicht geneigt für eine Sophokleische Zuthat zu halten; die bei ihm nachweisbare Verwandlung der Schwestern in Vögel, mit Ausnahme der schärfer individualisierten Gorge und Deianeira, soll doch wohl die Vernichtung des Hauses bezeichnen; vgl. Kekulé, De fab. Meleagr. S. 16. Das Fehlen dieses Zuges bei Hygin ist jedenfalls nur eine Unterlassungssünde.

verkaufte, und mit den Lemnierinnen, die ihre Gatten ermordet. Für Klytaimestra giebt es darum auch keine andere Sühne als den Tod, den sie als verzagte arme Sünderin erleidet, während der Muttermörder Orestes, wie entsetzlich auch seine That den Richtern erscheint, doch als der berufene Arm des Schicksals Entsühnung findet.

Sophokles führt die Emanzipation des Weibes schon ein gutes Stück weiter. Die freiere Auffassung wird uns bei dem Freunde des Perikles und der Aspasia, dem 'ionischsten' der drei grofsen Tragiker, nicht wundernehmen. Im ionischen Koloniallande war die Befreiung der Geister weiter vorgeschritten als im helladischen Mutterlande; waren doch die Kolonien in Ost und West das Amerika und das Australien der alten Welt, das Versuchsfeld für Neuerungen auf allen Gebieten materieller und geistiger Kultur. Von Osten her kam damals mit der modernen Philosophie auch das moderne Weib in das griechische Mutterland, zum Entsetzen aller braven Hausfrauen von Athen und ihrer spiefsbürgerlichen Ehemänner.[1]) Sophokles sah die neue Erscheinung freilich nur von einer Seite und, wie es bei ihm nur natürlich ist, von der besten. Die Tiefen der Menschheit, in welchen sich ihre animalischen Triebe in ganzer, ungezügelter Kraft offenbaren, kannte er nicht; er kannte nur ihre im blendenden Sonnenlichte der Kultur verschwimmenden Höhen. Bei ihm steht das Weib dem Manne ebenbürtig zur Seite, wenigstens in seinen reifsten Schöpfungen. In gleicher Weise sind Mann und Weib der göttlichen Weltordnung unterworfen, und beide haben gleichmäfsig für ihre Aufrechterhaltung zu sorgen. Nirgends aber steht geschrieben, dafs diese die blinde Unterordnung des Weibes unter den Mann verlange. Sophokles ist sich wohl bewufst, dafs er hiermit einer neuen, ungewohnten, der Mehrheit unsympathischen Auffassung das Wort redet. In den Schwesternpaaren Antigone und Ismene, Elektra und Chrysothemis führt er dem Zuschauer Alt und Neu in ihrem Widerstreite vor Augen. Obgleich er dem Alten so sympathische Züge verleiht, wie nur möglich, obgleich das Neue einmal zum eigenen Untergange, das andere Mal zu dem entsetzlichen Muttermorde führt, trotz alledem läfst er uns keinen Zweifel daran, dafs nach seiner Überzeugung Mann und Weib pflichtgemäfs in gleicher Weise zur Handhabung des göttlichen Rechtes berufen sind, dafs ein irdisches Machtgebot auch für das Weib nicht eine höhere Gewalt bedeutet, dafs sie der Stimme ihres Gewissens zu folgen hat, wenn sie dadurch auch dem sicheren Verderben entgegengehen sollte.

Ganz besondere Aufmerksamkeit hat in alter wie in neuer Zeit Euripides' Verhältnis zum weiblichen Geschlechte erregt. In einer grofsen Anzahl seiner Dramen sind gerade die spezifisch weiblichen Instinkte das vorzüglichste Vehikel der Handlung. Aber seine Frauengestalten sind nicht wie die Sophokleischen Heroinen aus einer grauen Vorzeit, turmhoch erhaben über den schwächlichen

---

[1]) Als Beispiel fortschrittlichen Standpunktes im westlichen Koloniallande kann die Auffassung des Gorgias gelten, der empfiehlt: *μὴ τὸ εἶδος ἀλλὰ τὴν δόξαν εἶναι πολλοῖς γνώριμον τῆς γυναικός*, Plut. Mul. virt. 242 F.

Nachwuchs, berufene Verteidigerinnen und Märtyrerinnen einer göttlichen Weltordnung; nein, sie sind Weiber von Fleisch und Blut, welche nach göttlicher Weltordnung ebensowenig fragen wie die Männer und Weiber im damaligen Athen. Mochten sie diese auch noch so oft im Munde führen, ihre wahre Lebensaufgabe sahen sie doch im Austragen ihrer eigensten, persönlichsten Instinkte, in Lieben und Hassen, in Begehren und Fürchten. Die Aufopferung einer Makaria, Alkestis, Iphigeneia steht durchaus nicht im Widerspruche hierzu; denn diese Hingabe ist bei Euripides jedesmal eine schöpferische That, niemals ein ergebenes Dulden. Nicht für die göttliche, gesetzmäfsige Ordnung geben sie ihr Leben dahin, sondern im Gegenteile, sie erkaufen damit eine Durchbrechung derselben zu gunsten eines Wesens oder eines Ideals, für dessen Rettung sie alles einzusetzen entschlossen sind. Immer ist bei Euripides dieses Opfer eine vollkommen freie, dem eigenen Willen entsprossene Handlung. Makaria erbietet sich in den Herakliden, den Opfertod für den Sieg ihrer Schützer zu sterben; aber mit Entrüstung weist sie Iolaos' Vorschlag zurück, mit den Schwestern um das Opfer zu losen. Ebenso findet der grofse Umschwung im Herzen Iphigeneias statt, sobald ihr durch Achilleus' Schutz die Möglichkeit der Rettung geboten ist. Sie, die noch wenige Augenblicke vorher kleinmütig und verzagt ihr hartes Schicksal beklagt hat, ist, vom Zwange befreit, wie mit einem Schlage von ihrer hohen Mission durchdrungen, durch die Aufopferung ihres Lebens Griechenlands Ehre zu retten, sich zum Ruhme.[1])

Ja, sich zum Ruhme! Laut und vernehmlich klingt gerade dieses Motiv bei ihnen allen durch, bei Makaria und Iphigeneia, bei Alkestis und bei Euadne. Sie wollen der Welt beweisen, dafs die Inferiorität ihres Geschlechtes eine Fabel ist, dafs die Geschichte bisher zu Unrecht an ihren Thaten schweigend vorübergegangen ist, dafs die Weiber denn doch zu Gröfserem im stande wären, als den Männern und der Welt immer nur die himmlischen Rosen ins irdische Leben zu flechten. Euripides erkannte die Frauenfrage in ihrer tiefsten und schwersten Bedeutung. In seinem Herzen stand er auf der Seite des damals gerade in mächtiger Bewegung aufwärtsstrebenden Geschlechtes[2]), unbeirrt durch die wohlfeilen Spöttereien und die gehässigen Verdächtigungen, mit welchen die rückständigen Elemente diese Bewegung in Mifskredit zu bringen suchten. Stand doch selbst der Gatte einer Aspasia damals noch auf dem

---

[1]) Hiermit vergleiche man die Schilderung ihres Todes bei Aisch. Ag. 228 ff. Mit einem Knebel wird ihr der Mund gestopft *στόματός τε καλλιπρῴρου φυλακᾷ κατασχεῖν φθόγγον ἀραῖον οἴκοις*; nur in Blicken kann sie noch Mitleid heischen, von jedem ihrer Schlächter *πρέπουσά θ' ὡς ἐν γραφαῖς*.

[2]) Dafs Euripides die an Zahl noch geringe fortschrittliche Partei der athenischen Frauen in den Chorliedern der 'Medeia' zu Worte kommen läfst, ist eine feine und richtige Beobachtung von Ivo Bruns, Frauenemancipation in Athen (Kiel 1900) S. 9 ff. Für das erste Stasimon und für die Anapäste V. 1081 ff. mufs das jedermann zugeben. Weniger ist diese Tendenz für das zweite und das dritte Stasimon anzuerkennen. Das letztere zumal, ein Loblied auf Athen, schliefst sich überaus passend an die Aigeusscene an; dafs es im Munde korinthischer Weiber befremdlich klingen könnte, fiel sicherlich weder dem Dichter ein noch seinem Publikum. Bruns verkennt die Persönlichkeit des Chores.

Standpunkte, dafs die beste Frau diejenige wäre, von der man im guten wie im bösen am wenigsten spräche.[1])

Indessen Euripides war zu ehrlich und zu gründlich, als dafs er sich so ohne weiteres dem Reize des Neuen hätte überlassen sollen, um schliefslich zum einseitigen Barden der weiblichen Psyche zu werden. Wohl empfand er das Licht in seiner ganzen Stärke, aber darum war er doch für den Schatten nicht blind, und auch diesem hat er wahrheitsgemäfs Gestalt verliehen. In den erhaltenen Dramen sind es vornehmlich Medeia, Phaidra, Hermione, Hekabe, Elektra, in welchen uns die fürchterliche Seite der weiblichen Leidenschaft vor Augen geführt wird. In den Affekten, in Liebe und Hafs, hat das dem Kampfe ums Dasein gemeinhin enthobene, den öffentlichen Angelegenheiten fernstehende Geschlecht sein eigentliches Lebenselement. Bei ihm können sich diese Affekte zu einer verheerenden Gewalt entwickeln, wenn strenge Selbstzucht sie nicht in Schranken zu halten weifs. Aber welch fürchterliche Bilder der Dichter auch von der entfesselten weiblichen Leidenschaft — nicht nur der erotischen — zu entwerfen versteht, wir kehren uns doch niemals von ihnen mit jenem Abscheu ab wie etwa von der Äschyleischen Klytaimestra und ihren tierisch wirkenden Verbrechen. Das vorherrschende Gefühl bleibt doch — wenigstens für die grofse Mehrheit der Fälle — Bewunderung der diesen Naturen innewohnenden Kraft; immer wird man sich des Grofsen bewufst, das sie bei einer Änderung des Schicksals hätten wirken können. Nicht das Laster, niedriger sinnlicher Kitzel schafft hier das Unglück, sondern die Verblendung einer Leidenschaft, deren nur grofse Naturen fähig sind. Versöhnend wirkt auch hier stets der innere Umschlag nach der Katastrophe, der oft genug die nagende, zum Selbstmorde treibende Reue auf dem Fufse folgt. An die Stelle des tragischen Schicksals tritt bei Euripides der tragische Charakter.

Darf man aber den Entdecker der weiblichen Leidenschaft einen Weiberfeind nennen? Seine Zeitgenossen haben es gethan[2]), und die athenischen Frauen wollten am allerwenigsten etwas mit einer Medeia, einer Phaidra, einer

---

[1]) Plutarch, Mul. virt. 242 E citiert diesen aus Thukydides II 45 bekannten Ausspruch mit dem Zusatze: *καθάπερ τὸ σῶμα καὶ τοὔνομα τῆς ἀγαθῆς γυναικὸς οἰόμενος δεῖν κατάκλειστον εἶναι καὶ ἀνέξοδον.*

[2]) Vgl. darüber besonders Wilamowitz, Euripides' Herakles[1] I S. 7 ff., und neuerdings Ivo Bruns, a. a. O. S. 4 ff., der mit Recht zweierlei hervorhebt: 'Jedes den Frauen ungünstige Urteil in den erhaltenen Dramen des Euripides findet in der Ökonomie des Dramas seine volle Erklärung', und: 'Diesen ungünstigen steht . . . eine so grofse Menge günstiger Äufserungen gegenüber, dafs man . . . mit dem gleichen Recht und der gleichen Bequemlichkeit eine besonders freundliche Stellung des Dichters zu dem weiblichen Geschlecht erschliefsen könnte'. Die Legende vom Weiberhafs geht nach Wilamowitz a. a. O. S. 10 auf Verallgemeinerung der verschiedenen weiberfeindlichen Sentenzen zurück; da hätte man aber die zahlreichen entgegengesetzten schwerlich ignorieren können. Auch Bruns' Ansicht, dafs Aristophanes sie in den Thesmophoriazusen zuerst als lustigen Einfall in die Welt gesetzt, kann nicht befriedigen; der Einfall konnte nur wirken, wenn Euripides wirklich in diesem Rufe stand. Der Ausgangspunkt für die Legende scheint vielmehr einzig und allein in der Art seines Weiberideals gelegen zu haben; für Spielerei und Getändel mit Weibern hat er jedenfalls nie viel Zeit und Lust übrig gehabt, trotz Athen. XIII 577 D.

Kanake, einer Dirke gemein haben. Wundern wird uns diese Auffassung nicht. Die traditionellen Verehrer des ewig Weiblichen fanden die neue Bewegung sehr unbequem. Siegte sie, so verlor das Leben für sie einen grofsen Charme, den sie nicht gern entbehren wollten. Auch der Durchschnitt der Frauen fand, dafs für die alltäglichen Verhältnisse ein Bedürfnis nach Emanzipation nicht vorhanden wäre. Das wären überspannte Ideen, welche die Fremden von jenseits des Meeres aufgebracht hätten; für das wirklich anständige Weib, die Vollblutathenerin aus guter Familie, wäre das aber ganz und gar nichts. In diesem Sinne konnte der Dichter sehr wohl als Weiberfeind gelten. Aristophanes läfst seinen Witz gleichmäfsig an beiden Teilen aus, an dem unversöhnlich von ihm verfolgten Euripides und an den braven Bürgerfrauen; aber im Herzen steht er doch unbedingt auf Seite der letzteren. Die Komödie wurde auch nicht müde, Euripides' Ketzerei in der Frauenfrage auf persönliche böse Erfahrungen im engsten Familienkreise zurückzuführen: weder in seiner Mutter noch in seiner Gattin soll er würdige Vorbilder weiblicher Zucht und Tugend gekannt haben und dadurch zum Hasse gegen das ganze Geschlecht verbittert worden sein. In dem mannigfachen Klatsch über die persönlichen Verhältnisse des Dichters ist es ungemein schwierig Wahres und Falsches voneinander zu sondern; dafs auch alles etwa Wahre aufs gehässigste verzerrt ist, darf man jedoch für sicher halten. Aber auch wenn diese Verhältnisse noch so traurig gewesen wären, der Schöpfer einer Alkestis, einer Iphigeneia kann nicht grundsätzlich Feind des weiblichen Geschlechtes gewesen sein; hat er doch sogar im Anschlusse an eine entlegene, von Stesichoros wieder zu Ehren gebrachte Sagenwendung Helena zu einem Ideale der unbeugsam treuen Gattin umgestaltet.[1])

Mit gröfserem Rechte könnte man fast behaupten, dafs er den Vorzügen des männlichen Geschlechtes nicht habe volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber auch damit würde man das innerste Wesen seiner Dichtung verkennen. Unbestreitbar machen Gestalten wie Admet, Iason, Theseus (im 'Hippolytos') einen unerfreulich schwächlichen Eindruck neben den gewaltigen Erscheinungen

---

[1]) L. Schmidt, Ethik d. Griechen II 184, sieht in Sophokles den gröfsten Verherrlicher der Ehe, und zwar besonders im Gegensatze zu Euripides. Gerade in der 'Helena' giebt sich aber eine so zarte Auffassung der Ehe kund, wie wir sie bei Sophokles nie antreffen, allein schon V. 297 f.:

ἀλλ' ὅταν πόσις πικρὸς
ξυνῇ γυναικί, καὶ τὸ σῶν ἐστιν πικρόν,

s. ferner die Szene zwischen Menelaos und Helena V. 761 ff. — Allerdings kommt es Euripides auch nicht darauf an, dort, wo er die weibliche Koketterie schildern will, ihr die Züge derselben Helena zu verleihen, Troad. 895 ff. Eine hohe Meinung von der Treue eines braven Weibes verrät auch u. a. Teiresias, Bakch. 314 ff.:

οὐχ ὁ Διόνυσος σωφρονεῖν ἀναγκάσει
γυναῖκας εἰς τὴν Κύπριν, ἀλλ' ἐν τῇ φύσει
τὸ σωφρονεῖν ἔνεστιν εἰς τὰ πάντ' ἀεί.
τοῦτο σκοπεῖν χρή· καὶ γὰρ ἐν βακχεύμασιν
οὖσ' ἥ γε σώφρων οὐ διαφθαρήσεται.

einer Alkestis, Medeia, Phaidra. Der Unterschied liegt aber nicht in der natürlichen Anlage der Persönlichkeiten, sondern nur in der gewählten Situation begründet. Was dem Weibe Lebenselement ist, das ist dem Manne mehr oder minder Episode. Es handelt sich um Situationen, in welchen der Mann nicht mit der vollen ihm innewohnenden Kraft auftritt, während das Weib sich in diesen Affekten auch auslebt. In der Ausführung ist der Dichter nur aufrichtig und gerecht. Tendenz könnte man allein darin sehen, dafs seine Wahl so häufig auf derartige Stoffe fällt; doch war es nur natürlich, dafs er die von seinen Vorgängern noch nicht erschöpften Motive besonders bevorzugte. Dafs er aber auch den Mann in seinen Vorzügen wohl zu würdigen verstand, beweisen am besten die Lichtgestalten des Theseus, Herakles, Hippolytos; unter den verloren gegangenen Stücken waren z. B. 'Palamedes' und 'Philoktet' reine Männerdramen. Euripides, der 'weiseste' d. h. der denkendste der griechischen Tragiker, fühlte sich in allererster Reihe als Diener der Wahrheit. Mit gleichem Ernste suchte er Mann und Weib zu durchforschen, nur dafs das zweite Problem als das schwierigere seine Gedanken und seine Thätigkeit in weit höherem Mafse in Anspruch nahm als das erste, dessen Lösung ihm durch Vorarbeiten und Selbstbeobachtung wesentlich erleichtert wurde. Bequemes Schematisieren war aber am allerwenigsten seine Sache; an der Leiche der Laodameia verwahrt er sich ausdrücklich, eine Ausnahme vorgeführt zu haben:

Wer alle Weiber wirft in einen Topf
Und auf sie schilt, beweist nicht viel Verstand.
Gar viele giebt's; ist manche schlecht darunter,
So sind wie diese mehr noch heldenhaft.

II. ALKESTIS UND ALCESTE

Wie eindringlich auch Euripides die Gleichwertigkeit der weiblichen Natur neben der männlichen betont, so würde er nun und nimmer ihre Gleichartigkeit anerkannt haben. Auch nach seinem Dafürhalten gehört die Frau ins Haus.[1]) Zollt er auch den Frauen volle Anerkennung, welche ihren Opfermut für das

[1]) Vgl. die Schilderung, welche Andromache von sich entwirft, Troad. 645 ff.:

ἃ γὰρ γυναιξὶ σώφρον' ἔσθ' ηὑρημένα,
ταῦτ' ἐξεμόχθουν Ἕκτορος κατὰ στέγας.
πρῶτον μέν, ἔνθα κἂν προσῇ κἂν μὴ προσῇ
ψόγος γυναιξίν, αὐτὸ τοῦτ' ἐφέλκεται
κακῶς ἀκούειν, ἥτις οὐκ ἔνδον μένει,
τούτου παρεῖσα πόθον ἔμιμνον ἐν δόμοις
εἴσω μελάθρων· κομψὰ θηλειῶν ἔπη
οὐκ εἰσεφρούμην, τὸν δὲ νοῦν διδάσκαλον
οἴκοθεν ἔχουσα χρηστὸν ἐξήρκουν ἐμοί.
γλώσσης τε σιγὴν ὄμμα θ' ἥσυχον πόσει
παρεῖχον· ᾔδη δ' ἁμὲ χρῆν νικᾶν πόσιν,
κείνῳ τε νίκην ὧν ἐχρῆν παριέναι.

Die Verherrlichungen der altmodischen Hörigkeit Ödipus Fr. 545 und Inc. fab. Fr. 909 sind tendenziöse Zerrbilder.

Gemeinwohl durch die That bewiesen haben, so ist sein Ideal doch die treue Gattin, die zärtliche Mutter.

So hat er auch zu verschiedenen Malen die Treue bis in den Tod, den Liebestod, verherrlicht. Alkestis, Euadne und Laodameia besiegeln ihre Treue gegen den Gatten mit freiwilligem Tode, Alkestis, um sein Leben damit zu erkaufen, die anderen, um im Tode wieder mit ihm vereint zu sein, oder, wenn man will, aus Verzweiflung. Wirklich erotisch ist nur das Verhalten der beiden letzteren, am ersten noch dem Tode des Haimon in der Sophokleischen 'Antigone' vergleichbar, welche gerade dadurch, wie bescheiden auch dies Motiv hier noch auftritt, das Prototyp der unzähligen Liebestragödien geworden ist. Leider ist uns der 'Protesilaos' mit dem Schicksale der Laodameia bis auf ganz wenige Bruchstücke verloren gegangen; der Tod der Euadne ist nur als Episode in den 'Schutzflehenden' behandelt, so dafs wir eine richtige Liebestragödie auch von Euripides nicht besitzen. Eine solche ist die 'Alkestis' nämlich nicht, wenn man sie auch vielfach dafür gehalten und unter diesem Gesichtspunkte beurteilt und verurteilt hat. Man kann diesem 'geist-, gemüt- und humorvollen Drama' aber überhaupt schwerlich gerecht werden, wenn man nicht vorher eine ganze Reihe von modernen Vorurteilen abstreift und die dargestellten Vorgänge im Lichte der antiken Kultur betrachtet. Man wird es auch dann nicht den besten Erzeugnissen des Dichters zurechnen, wohl aber den interessantesten sowohl in kultur- als in litterargeschichtlicher Hinsicht. Die Zahl seiner Bewunderer ist gering; aber doch lockte es immer aufs neue die Kenner durch seine interessanten Probleme. Eine derartig reiche Litteratur haben denn auch nur wenige griechische Dramen aufzuweisen — ganz abgesehen von den mehr als 4000 Konjekturen, mit welchen man seine 1163 Verse heimgesucht hat.[1])

Der Inhalt des Stückes ist in seinen Grundzügen folgender: Admetos, des Pheres Sohn, der Herrscher des thessalischen Pherai, hat zur Gattin Alkestis, die Tochter des Pelias von Iolkos. Vom Geschicke ist ihm kurzes Leben beschieden, aber seinem Gönner Apollon gelingt es, ihm eine Milderung zu erwirken: er solle leben, wenn ein anderer sich freiwillig für ihn dem Tode überliefere. Weder seine bejahrten, auf ihrem Altenteile sitzenden Eltern, noch einer seiner Freunde ist hierzu bereit; da erbietet sich seine junge Gattin Alkestis zu diesem Opfer, das Admet auch unbedenklich annimmt. Alkestis nimmt schmerzlichen Abschied von der Welt und von ihren Kindern und stirbt. Während der Vorbereitungen zur Bestattung erscheint Herakles auf seinem Zuge gegen den Thrakerkönig Diomedes. Wegemüde heischt er bei seinem alten Gastfreunde Obdach, will aber weiter ziehen, als er die Merkmale der häuslichen Trauer wahrnimmt. Admet verwahrt sich dagegen, nur eine fernstehende Hausgenossin sei gestorben; könne er sich auch nicht persönlich dem Gaste widmen, so dürfe er doch sein Haus nicht verschmähen.

[1]) Letzte Zusammenstellung der Litteratur bei Herman Wadsworth Hayley, The Alcestis of Euripides (Boston 1898) S. XXXII f. und XLIII ff. Vgl. auch die Übersicht über die verschiedenen Ansichten bei Lindskog, Studien zum antiken Drama (Lund 1897) I 37.

Herakles willigt auch schliefslich darein, zu bleiben, und betritt das Haus. — Zur Bestattung erscheint dann Admets alter Vater mit Weihgaben für die Verstorbene, der er in bewegten Worten für die Errettung des Sohnes dankt. Aber heftig weist ihn Admet zurück und wirft ihm vor, dafs des Vaters Feigheit ihn zum Witwer mache. Ein häfslicher Wortwechsel, in welchem Vater und Sohn sich gegenseitig die Schuld an dem Unglücke beimessen, endet mit einem vollständigen Bruche zwischen beiden. Der Vater entfernt sich, und unter Admets Führung wird die Leiche zu Grabe getragen. — Inzwischen hat Herakles sich im Hause gütlich gethan; der ihm beigegebene Diener ist verzweifelt über solches Gebaren im Trauerhause, während Herakles wiederum an der stummen Traurigkeit des Dieners Anstofs nimmt. Doch im Wortwechsel mit ihm erfährt er auch, dafs die Gattin des Gastfreundes gestorben ist. Überwältigt von Admets Grofsmut gegen ihn beschliefst er, alles zu versuchen, um ihm die Gattin wiederzubringen. Admet kehrt mit dem Trauergefolge zurück, und während sie sich in Klagen und Trost ergehen, erscheint Herakles wieder in Begleitung eines verschleierten Weibes, wie er sagt, einer Sklavin, welche er als Preis in Kampfspielen errungen habe; Admet möge sie ihm verwahren, bis er aus Thrakien zurückkehre; falle er dort, so lasse er sie ihm zu eigen. Admet sträubt sich erst lange, ein Weib in sein Haus aufzunehmen, und nur mit grofsem Widerwillen giebt er endlich Herakles' Drängen nach. Wie er sie aber betrachtet, erkennt er Alkestis, welche Herakles im Ringkampfe dem Totengotte abgezwungen hat.

Schon diese kurze Übersicht läfst erkennen, dafs die 'Alkestis' mindestens nicht dem entspricht, was man heutzutage unter einer Tragödie zu verstehen pflegt.[1]) Aber auch wenn man sich auf den antiken Standpunkt stellt und nichts anderes verlangt, als eine ernste, das Gemüt bewegende Handlung, wenn man sie mit dem Mafse anderer freundlich schliefsender Tragödien mifst, etwa des Sophokleischen 'Philoktet' oder der 'Taurischen Iphigeneia' des Euripides, so enthält die 'Alkestis' doch immer noch befremdliche Züge, welche sich mit dem ernsten Grundtone der Tragödie nur schlecht vereinigen wollen. Zu allermeist gilt das von der Rolle des Herakles, und zwar nicht nur in seinem Gespräche mit dem Diener, in welchem er, stark angeheitert, seine derb materialistische Lebensauffassung zum besten giebt; auch in der Schlufsszene versteht er es durch eine gewisse groteske Plumpheit, die Rührung über das Wiedersehen der beiden vermeintlich auf ewig getrennten Ehegatten bis auf ein friedvolles Behagen im Zuschauer herabzudämpfen.

Doch abgesehen von diesem Wechsel in der Stimmung hat noch mancher andere Zug des Dramas spätere Leser unbefriedigt gelassen. Auch die Hauptrollen standen hinsichtlich ihres Charakters nicht auf der sittlichen Höhe, welche die moderne Ästhetik von ihnen verlangte. So nahm man vor allem Anstofs an der Zeichnung des Admetos. Begreiflicherweise erschien er vielen Lesern als ein unwürdiger Schwächling, der an den Opfermut der Seinigen

[1]) Vgl. hierzu besonders Wilamowitz, Euripides' Herakles [1] I 112 ff., auch Lindskog a. a. O. S. 38 f.

höchst unbillige Anforderungen stellt; indem er Alkestis' hochherziges Anerbieten annimmt, zeigt er sich nur erst recht ihrer unwürdig, und die Wiedervereinigung mit ihr hat er am allerwenigsten verdient. Vollends unmännlich aber erscheint er in dem häfslichen Zwiegespräche mit seinem Vater, das man auch dem Dichter ganz besonders verübelt hat. Die einen fanden es lächerlich, die anderen — die Mehrzahl — widerwärtig, einen 'Kotflecken auf dem weifsen Marmor eines Grabmals'.[1]) Fast allen aber erscheint es als durchaus untragisch.

Das mufs man auch den tadelnden Stimmen unbedingt zugeben, dafs die sittlichen und ästhetischen Gefühle der Neuzeit in diesem Punkte eine völlig abweichende Gestaltung der Fabel verlangen würden. Nach modernem Empfinden darf — wenn wir nicht gerade eingeschworene Jünger Nietzsches und seiner Herrenmoral sind — der Starke, der Mann, sich die Aufopferung des Schwachen, des Weibes, nicht gefallen lassen. Es ist charakteristisch, dafs alle modernen Bearbeitungen der Alkestissage von Hans Sachs bis auf Herder diesen Anstofs zu beseitigen suchten, indem sie Alkestis gegen den Willen oder mindestens ohne das Wissen ihres Gatten handeln lassen.[2])

In so fern wird man auch Wieland, dem lautesten Rufer in diesem Streite gegen Euripides, ganz gewifs aus seiner Gestaltung der 'Alceste' keinen Vorwurf machen, wenn sie auch bei weitem nicht all das Lob verdient, welches ihr in neuester Zeit so reichlich gespendet wurde.[3]) Wenn Goethe in seiner 'bei einer Flasche guten Burgunders' geschriebenen übermütigen Farce 'Götter, Helden und Wieland' lebhaften Protest gegen die Wielandsche Umformung des Mythus erhebt, so war er zu seinem scharfen Tone weniger durch das Singspiel selbst gereizt als durch die schulmeisterliche breite Selbstgefälligkeit, mit welcher Wieland im 'Teutschen Merkur' seine 'Alceste' auf Euripides' Kosten herausstrich. Freilich schiefst Goethe weit über das Ziel hinaus, wenn er dem selbstsüchtigen Lebenswillen Admets mit der ganzen leidenschaftlichen Wärme seiner 24 Jahre das Wort redet; aber der richtigen Auffassung des Mythus steht er doch schon ein gut Stück näher, wenn auch ein Kenner der Antike wie Lessing darüber urteilte: 'Goethes Ideen darüber seien der klarste

---

[1]) Paul de St. Victor a. a. O. II 274.

[2]) Schon im Altertume, vielleicht noch zu Euripides' Lebzeiten, milderte man den Sachverhalt durch das Motiv, dafs Alkestis durch einen Zufall von dem verhängnisvollen Schicksalsspruche Kenntnis erhält. Welcher dichterischen Bearbeitung dieser Zug entstammt, ist nicht mehr festzustellen. Erhalten ist er nur im Reflex durch einige Sarkophagreliefs; s. Robert, Die antiken Sarkophagreliefs III No. 22 f., vgl. S. 25 ff. Wir sehen Admetos im lebhaften Gespräche mit seinen Eltern und zwar in einer dem Tode der Alkestis vorangehenden Szene. Zweifelsohne teilt er ihnen das Orakel mit und mutet ihnen die Selbstaufopferung für ihn zu. Unbemerkt von ihnen belauscht Alkestis das Gespräch; das Horchen ist vorzüglich in ihrer Stellung zum Ausdrucke gebracht. Eine Dienerin neben ihr giebt lebhafte Zeichen der Trauer und des Entsetzens, während ihre Bewegung mutige Entschlossenheit verrät. Admetos ist auf diese Weise nicht mehr in der peinlichen Lage, sie um das Opfer bitten zu müssen. Ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege zur Alceste.

[3]) Über die modernen Bearbeitungen vgl. Patin, Euripide I 221 ff.; Ellinger, Alceste in der modernen Litteratur (Halle 1885); Plaumann in den Jahrb. f. Pädag. CLVI 205 ff.

Unsinn, wahrhaft tolles Zeug', und 'Goethe hätte darin bewiesen, dafs er noch viel weiter als Wieland entfernt sei, den Euripides zu verstehen'. In der That, man darf Goethes temperamentvolle Auffassung der Situation nicht dem Euripides unterstellen; aber den kulturgeschichtlich-sittlichen Standpunkt, von welchem aus dieser Mythus allein betrachtet werden mufs, verstand Goethe nicht nur besser als Wieland, sondern sogar als Euripides selbst. Ein Nebenumstand verdient hierbei noch besondere Erwähnung. Wieland, der gründliche Kenner des Griechischen, kannte die 'Alkestis' natürlich aus dem Original, Goethe nur aus einer lateinischen Übersetzung.[1]) Aber für Wieland war die Antike nicht viel mehr als toter Bücherkram, während Goethe sie in sich selbst durchlebte. In seiner ontogenetischen Entwickelung ist er damals gerade dieser phylogenetischen Stufe kongenial, und das ist auch der Grund dafür, dafs er das Griechentum so viel lebendiger und tiefer erfafst. Der Goethe der 'Iphigenie' steht nahezu auf demselben sittlichen Standpunkte wie der Wieland der 'Alceste';[2]) dafs die 'Iphigenie' aber so unvergleichlich höher steht als die 'Alceste', kommt eben daher, dafs Goethe sich zu dieser Auffassung durchgelebt, Wieland sich zu ihr durchstudiert hat. *Non schola sed vita discimus.*

Weniger berechtigt als die gegen die Figur des Admetos erhobenen Einwendungen sind die meisten anderen Ausstellungen, welche sowohl in schweigender Verbesserung, als auch — zumal seit Wieland — in tadelnder Kritik ihren Ausdruck gefunden haben. Auch Alkestis' Charakter ist von ihnen nicht verschont geblieben. Bei Euripides kostet ihr die Aufopferung für ihren Gatten einen schweren Entschlufs; sie klagt über die Hartherzigkeit der Eltern, welche

---

[1]) Das hat Schöne in seiner Festrede Über die Alkestis des Euripides (Kiel 1895) S. 25 ff. festgestellt.

[2]) Darum hat Goethe aber auch niemals die Schätzung des Euripides verloren. Gerade in seiner letzten Lebensjahren hat er ihr mehrfach kräftig Ausdruck verliehen. 'Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig, oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmafslichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren' (Goethe-Eckermann II vom 13. II. 1831). Ferner: 'Wenn ein moderner Mensch, wie Schlegel, an einem so grofsen Alten Fehler zu rügen hätte, sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knieen.' (Ebd. III vom 28. III. 1827). Über die Angriffe der Philologen auf Euripides äufsert er sich besonders heftig in einer Unterhaltung mit Göttling 1831: 'Aber so seid ihr Philologen! Weil Euripides ein paar schlechte Stücke, wie Elektra und Helena, geschrieben und weil ihn Aristophanes gesudelt hat, so stellt ihr ihn tiefer als andere; aber nach seinen besten Stücken mufs man einen Dichter beurteilen, nicht nach seinen schlechtesten . . . . . Und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht! Für sein schönstes halte ich die Bakchen. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als hier geschehen ist? Das Stück habe die fruchtbarste Vergleichung einer modernen dramatischen Darstellbarkeit der leidenden Gottheit in Christus mit der antiken Darstellung eines ähnlichen Leidens, um desto mächtiger daraus hervorzugehen wie Dionysos.' (Aus den 'Grenzboten' vom 24. VIII. 1899 S. 383). — Über Goethe und Euripides, insbesondere die Entwürfe zu einer Rekonstruktion des Phaethon und zu einer Übersetzung der Bakchen — beides auf Anregung Gottfried Hermanns — s. den Artikel von Fries im Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 1899 S. 253 ff.

auf ihren geringen Lebensrest nicht zu gunsten des Sohnes haben verzichten wollen; sie grollt sogar ihrem Gatten, für den sie stirbt. Auch nicht ein freundliches Wort spendet ihm ihr Mund zum Abschiede, ja bittere Zweifel an der Aufrichtigkeit und an der Dauer seiner Gefühle kommen aus ihm hervor. Nur der Gedanke an ihre Kinder entlockt ihr wärmere Töne, und im letzten Augenblicke, als der Todeskrampf sie übermannt, ist ihr einziges Gefühl die Bewunderung ihres eigenen Heldenmutes. Die Neuzeit mit ihrer Verehrung des christlichen Altruismus konnte an dieser Auffassung sehr wenig Geschmack finden. Aber Alkestis' Verhalten ist durchaus von der Rolle abhängig, welche man Admetos hierbei zuweist. Wieland war vollkommen dazu berechtigt, aus dem Tode der Treue einen Tod der Liebe, eine schwärmerische, sentimentale, freudige Aufopferung zu machen; er ist auch in seinen Briefen sehr stolz darauf.[1]) Aber nicht nur legen ihr ebenso auch alle anderen freien Bearbeiter dieser Sage noch Ausbrüche heifser Liebe zu ihrem Gatten in den Mund, auch der älteste deutsche Übersetzer des Euripideischen Dramas, Wolfhart Spangenberg (1604), glaubt hier durch leichte Änderungen die herbe Strenge des Originales verwischen zu sollen.[2]) Das war aber gewifs nicht wohlgethan; psychologisch ist Euripides viel feiner als sein Übersetzer. Für einen Admet wie den seinen, der doch viel mehr der Herr als der Gatte ist, stirbt man den Opfertod, er mag noch so freiwillig sein, nicht in schwärmerischer Verzückung, sondern in

---

[1]) S. besonders den vierten Brief, in welchem Wieland an der Abschiedsrede der Alkestis, an ihren Vorhaltungen und an den ihrem Gatten auferlegten Verpflichtungen Anstofs nimmt. Er sagt freilich selbst: 'Wir sind zu weit von der Einfalt der unverfälschten Natur entfernt, als dafs wir einige dieser Züge . . . . einer modernen Hand sollten verzeihen können.'

[2]) Auf Admetos' Klage versetzt Alkestis bitter V. 381:

χρόνος μαλάξει σ'· οὐδέν ἐσθ' ὁ κατθανών.

Das wird bei Spangenberg:

Du kanst noch etwan mit der zeit
Wol lindern dieses Hertzeleid.
Wer aber stirbet nur ein mahl,
Mit dem ist es nichts überall.

Und gleich darauf, als Admet sie anfleht, ihn mit hinabzunehmen, legt ihr Euripides ein kaltes

ἀρκοῦμεν ἡμεῖς οἱ προθνήσκοντες σέθεν

in den Mund. Das ist Spangenberg wiederum zu wenig; er sagt:

Es ist genug an meinem Todt,
Mach du nicht grösser unser not.

Veröffentlicht ist Spangenbergs Übersetzung, die jedoch eher als eine vielfach erweiternde Umdichtung zu bezeichnen ist, in der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart Bd. CCXI. Aus den 1163 Versen der Tragödie sind 2769 Reimzeilen gemacht worden. Eine Totenklage von ungefähr 150 Reimzeilen, die auf Admet, eine Vestalis und vier Weiber verteilt werden, ist freilich Spangenbergs eigenste Erfindung. Interessant ist schon die Überschrift: ALCESTIS | Eine Artige | Tragoedia, darinnen ein | Exempel Trewhertziger Liebe | zwischen rechten Eheleuten vorgebildet wird. | Erstlich von dem Fůrtrefflichen Tra- | goedien Schreiber Euripide in Griechischer | sprach gedichtet: | Hernach durch den

pflichtschuldiger Ergebenheit. Darin haben allerdings Wieland und Goethe den Dichter gleichmäfsig mifsverstanden, wenn sie hier eine mifslungene oder gelungene Liebesszene erblicken wollten. Euripides kannte auch die schwärmerische Liebe sehr wohl; aber in der 'Alkestis' ist das Problem eben ein ganz anderes. Er hat es gründlich studiert und ohne Frage auch glücklich gelöst.

Dieselbe psychologische Vertiefung in seinen Stoff beweist der Dichter in der hauptsächlich angefeindeten Szene zwischen Admetos und seinem Vater Pheres. Gewifs ist ein solcher Streit zwischen Vater und Sohn, noch dazu angesichts des edlen für sie gefallenen Opfers, unerfreulich, mifstönend, ja niedrig. Aber Schönheit ist auch nicht das, was Euripides hiermit anstrebt, sondern Wahrheit. Und Wahrheit ist es nun einmal, dafs kleinliche Naturen im Unglücke zur Ungerechtigkeit neigen, und das um so mehr, je tiefer sie sich der eigenen Schuld an dem Unglück bewufst sind. Der Beginn des Stückes zeigt uns das Hereinbrechen des Unglückes, der Schlufs die Rettung aus diesem; in der Mitte soll uns zur Erkenntnis gebracht werden, worin das Unglück besteht, wie schwer es ist, was durch jene verschuldet, durch diese wieder geheilt wird. Zu den Klagen der Hinterbliebenen bietet diese vielgeschmähte 'Zankszene' eine vortreffliche Ergänzung; der Schicksalsschlag wirkt nicht nur deprimierend, sondern auch demoralisierend. Darum that die philologische Kritik auch gar nicht weise daran, verschiedene Verse zu streichen, weil Admet durch sie sich selbst beschimpfte, z. B. V. 638 f. Nein, Euripides wufste, warum er sie ihm in den Mund legte; für Admets Schmerz sind sie besonders bezeichnend; er weifs kaum noch, was er spricht. Es ist auch durchaus verfehlt, diese Szene als eine komische Einlage zu betrachten. Wohl erscheinen in ihr sowohl der Vater als der Sohn verzerrt; aber es ist die Verzerrung des Schmerzes.

Wirklich komische Elemente bieten jedoch, wie schon erwähnt, die verschiedenen Heraklesszenen. Ohne fürs erste auf die Geschichte dieser Rolle einzugehen, kann man aber auch vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus diese Gestaltung des Helfers im ganzen Zusammenhange des Dramas nur harmonisch nennen. Auch hier ist wieder durch die Auffassung des Admet die Bahn vorgezeichnet. Wieland konnte für sein Rührstück diesen derb materialistischen Riesen freilich nicht brauchen; aber das Euripideische Drama ist

---

Hochgelehrten | Mann Georgium Buchananum Scotum | in Latein transferirt. | Letzlich | Aufs demselben ohngefähr inn unser Mut- | ter sprache verteutschet | Durch M. W. S. M. (Magistrum W. S. Mansfeltensem). Derselbe Band enthält noch Spangenbergs Verdeutschung der Hekabe (Hecuba | Ein klågliche Tragoedia u. s. w.) in 3368 Reimzeilen. Band CCXII der Bibliothek enthält Aiax Lorarius von Spangenberg in 4805 und Nubes von Isaac Fr̊oreisen in 2275 Reimzeilen. Im Aiax geht der Sophokleischen Handlung eine Darstellung vom Tode des Achilleus und vom Waffenstreite in 1991 Zeilen voran; es treten darin auf: die Betrieglichkeit, welche auch den Prolog spricht, Deiphobus, Paris, Achilles, Diomedes, Nestor u. a. m. — Über diese Bearbeitungen im allgemeinen, ihre Bestimmung u. s. w. s. die Einleitung von Dähnhardt in Bd. CCXI der Bibliothek. — Über die Buchananschen Übersetzungen s. jetzt Fries in diesen Jahrbüchern VI 177 ff.

kein Rührstück. Hier greift Herakles nicht ein, um die Heldenthat der Alkestis zu belohnen; äufsert er doch nicht die mindeste Absicht sie zu retten, obgleich er von ihrem hochherzigen Entschlusse Kenntnis hat. Sein Eingreifen gilt einzig und allein seinem Freunde Admet; in schwerer Stunde hat ihm dieser die Wohlthat der Gastfreundschaft nicht vorenthalten, und dafür will er ihn belohnen. Bei Euripides handelt es sich um einen Dienst und Gegendienst unter Freunden und Männern. Wollte Herakles sich hier in langen gefühlvollen Ausführungen über Liebe und Freundschaft ergehen, so würde sein schnelles, thatkräftiges Eingreifen erheblich verlieren. Euripides kannte die Menschen auch gut genug, um zu wissen, dafs der thatkräftige Helfer nicht mit den trefflichen Maximen des Ethikers aufzutreten pflegt, sondern mit der derben Lebenslust und Lebenskraft des Weltkindes. Als Freund und Helfer Admets durfte er vollends nicht anders aussehen. Sollen wir Admet das Glück der Wiedervereinigung mit Alkestis auch wirklich gönnen, soll er uns nicht unwürdig und beschämt erscheinen, so mufs ihm das grofse Geschenk in anmutiger Form, in unscheinbarer Hülle geboten werden. Herakles kann Kleines mit Grofsem vergelten; das ist einmal so Brauch bei den Mächtigen, und der Geringe darf davon Nutzen ziehen, ohne sich bedrückt zu fühlen. Aber darum mufs auch das Grofse immer vom Standpunkte des Gebers betrachtet werden; nicht als eine sauer erkämpfte Beute gefahrvollen Ringens darf er seine Gabe bieten, sondern als das selbstverständliche Ergebnis seiner überlegenen Kraft. Auch der gutmütige Spott, den er sich bei dieser Gelegenheit mit Admet erlaubt, entspricht vollkommen der Situation. Erstens empfindet man eine gewisse Genugthuung darüber, dafs Admet hierbei eine etwas komische Figur spielt, dann aber erhält man hier auch die Überzeugung, dafs seine Trauer wirklich aus tiefster Seele kommt, und so gönnt man seiner Treue das Glück, welches man seiner Schwäche nicht gegönnt haben würde. In diesem Sinne sind die Heraklesszenen nicht nur psychologisch wahr, sondern auch ästhetisch von gröfstem Werte.[1])

Somit kommen alle gegen die 'Alkestis' erhobenen Einwendungen auf die Auffassung des Admetos heraus. Für die diesem anhaftenden Mängel ist die Begründung allerdings nicht aus den inneren Verhältnissen des Dramas zu gewinnen; sie können wir nur verstehen, wenn wir seinen Stoff und seine äufseren Schicksale etwas eingehender betrachten.

III. KULTURGESCHICHTLICHES

Der Alkestismythus ist von Euripides, abgesehen von nur geringen Abweichungen, so dargestellt worden, wie er von der thessalischen Volkssage und der älteren Dichtung überliefert wurde. Die beiden springenden Punkte der Sage, die Aufopferung der Alkestis für ihren Gatten und ihre Rückführung in das Leben, kehren in allen ihren Versionen wieder. Auch das ist ein alter, echter Volksglaube, dafs ein gewaltiger Recke sie aus den Händen des Todes

[1]) Einiges treffende hierüber bei Cucuel, Rev. de phil. 1887 S. 17 ff.

wieder befreit hat; nur darin geht die Überlieferung auseinander, dafs dieser Recke sie nach der einen Version dem Tode im Kampfe abgerungen, nach der anderen sie von den Totenherrschern losgebeten hat. Die gleiche doppelte Überlieferung haben wir auch in der Sage von Theseus und Peirithoos, die noch dazu aus derselben Gegend stammt; auch hier steht neben der gewaltsamen Befreiung des Theseus durch Herakles die gütliche Überredung der Unterirdischen.[1])

Die ältere Sagenform erzählte jedenfalls von einer gewaltsamen Befreiung. Leben und Tod sind die grofsen Gegensätze, welche miteinander im Kampfe liegen; der Sieg über den Tod darf nicht als eine Gnade der lebensfeindlichen Mächte, sondern mufs als ein Sieg der lebensfreundlichen, lebenspendenden er-

---

[1]) Robert, Thanatos S. 25 hat mit Recht hervorgehoben, dafs die Umbildung beider Mythen auf dieselbe Quelle zurückzuführen ist, d. h. nicht etwa auf die gleiche gestaltende Persönlichkeit, aber doch auf dieselbe geistige, philosophische Bewegung. Für den Peirithoosmythus hat Wilamowitz, Analecta Euripidea S. 167 nachgewiesen, dafs die Begnadigung des Büfsers auf Herakles' Fürbitte eine Neuerung des Kritias in der pseudoeuripideischen Tragödie gewesen ist. Um so inkonsequenter ist es, wenn er (Isyllos S. 72) die freiwillige Entlassung der Alkestis durch Persephone nicht nur für die Sagenform der Hesiodischen Ehoie, sondern für die älteste Fassung überhaupt erklärt. Persephone-Brimo ist nach ihm identisch mit Artemis, welche den harten Spruch über Admetos verhängt hat und ihn nun gnädig wieder zurücknimmt. Die ursprüngliche Identität der beiden Göttinnen ist gewifs nicht zu bezweifeln; aber gerade darum ist jene Sagenform für ältere Zeiten unbedingt ausgeschlossen. Sie widerspricht der alten *religio*, dem bindenden Vertragsverhältnisse zwischen Gott und Mensch, das die konservative römische Religion viel reiner bewahrt hat. Diese schwankende, sentimentale Güte gehört erst einer ethisch vorgeschrittenen Zeit. — Wer nun aber die jüngere Sagenform für unseren Mythus zuerst aufgebracht hat und wie sie gestaltet war, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Denn auch hierin geht die Überlieferung auseinander. Die Anregung gab Euripides selbst V. 850 ff. Platon, Sympos. 179 B und Apollodor I 9, 15, 3 lassen Herakles unerwähnt; der letztere fügt nur hinzu: *ὡς δὲ ἔνιοι λέγουσιν Ἡρακλῆς ⟨πρὸς αὐτὸν ἀνεκόμισε⟩ μαχεσάμενος Ἅιδῃ.* Robert a. a. O. zieht hieraus den Schlufs, dafs Platon, ein Gesinnungsgenosse des Kritias, der Urheber dieser Version wäre, und dafs die Verbindung derselben mit einer Vermittelung des Herakles, wie wir sie aufser von den Kunstwerken her noch durch Lukian, Dial. mort. 23, 3 kennen, ein Kompromifs zwischen beiden Richtungen darstelle. Doch dürfen wir hier Apollodors Zeugnis nicht überschätzen. Die Übergehung von Herakles' Rolle scheint allein auf Nachlässigkeit zu beruhen. Denn während er hier die herakleslose Version als die Vulgata hinstellt, sagt er bei einer gelegentlichen Erwähnung II 6, 2, 1: *συντυχὼν ἥκοντι ἐκ Φερῶν αὐτῷ* (sc. *Ἡρακλεῖ*) *σεσωκότι τὴν ἀποθανοῦσαν Ἄλκηστιν Ἀδμήτῳ.* Wir werden also für die andere Apollodorstelle wohl Herakles, wenn auch nur in der bescheideneren Rolle des Vermittlers, also wie im Peirithoosmythus, zu ergänzen haben. So bleibt nur noch Platons Zeugnis; das hat gewifs keinen mythologischen Wert. Er ändert die Thatsachen um, wie er sie im Augenblicke braucht. Ohne ein derartiges gewaltsames Mittel hätte die Vergleichung von Orpheus und Alkestis nicht zu dem gewünschten Resultate geführt. Eine Einwirkung auf die populäre Sagenform konnte von dieser Stelle niemals ausgehen. Ist Platon auf diese Weise isoliert, so müssen wir eine in jene Zeit fallende dichterische Bearbeitung annehmen, welche uns aufser durch Apollodor und Lukian noch durch verschiedene Kunstwerke bezeugt ist, deren ältestes das Säulentrommelrelief vom ephesischen Artemistempel ist (vgl. Robert, Die antiken Sarkophagreliefs III S. 25). Die Hauptfortschritte gegen Euripides — an eine Tragödie wird man wohl zunächst zu denken haben — waren dann die horchende Alkestis (S. 36 Anm. 2) und die auf Herakles' Bitten gutwillig ihr Opfer wieder loslassenden Unterweltsgötter.

scheinen. Das himmlische Urbild der menschlichen Todesrettungen ist bekanntlich der Mythus vom Raube und von der Rückkehr der Persephone; auch in diesem giebt der Räuber, der Totenkönig, seine Beute nicht freiwillig preis, sondern nur durch den Machtspruch der Himmelsgötter wird er dazu gezwungen. Ja fast scheint es, als bedürfte es geradezu eines derartigen Zwanges, als wären die Totenherrscher nicht einmal im stande, aus eigener Machtvollkommenheit den einmal Abgeschiedenen ihre alte Lebensfähigkeit zurückzugeben. Wohl gestatten sie, von Orpheus erbeten, der Eurydike die Rückkehr, aber nur unter einer Bedingung, die trotz ihrer augenfälligen Kleinlichkeit den Stempel der Unerfüllbarkeit trägt. In der Sage von Protesilaos und Laodameia wird der Verstorbene sogar von vornherein nur auf ganz kurze Zeit entlassen, so dafs von einer Wiederbelebung nicht wohl gesprochen werden kann. Das Werk der Befreiung gelingt allein dem mit übermenschlichen Kräften ausgestatteten Helden, der die Todesgötter im Kampfe bezwingt, oder dem mit übermenschlichem Wissen ausgestatteten Arzte, der die Gegenmittel gegen ihre zerstörenden Werkzeuge kennt — nur dem Herakles oder Asklepios.[1]) Wohl kann man mit dem Tode paktieren, indem man ihm zum Ersatze für das ihm verfallene Leben ein anderes, gleichwertiges bietet, aber sein Opfer mufs er haben, und gutwillig läfst er sich wenigstens nicht darum bringen.

Die Mythen von der Wiederbelebung Toter sind fast ausschliefslich in Thessalien zu Hause, und die wenigen anderen kann man durchgehends in ihren Beziehungen zu Thessalien erkennen. Es ist auch gewifs kein Zufall, dafs in den spärlichen Nachrichten, welche wir über die religiösen Verhältnisse des Landes haben, der Demeterdienst verhältnismäfsig häufig erwähnt wird, noch dazu in solch alten Urkunden wie im Demeterhymnus und im Schiffskatalog der Ilias. Wenn auch in späterer Zeit die Demeterreligion anderer Landschaften die Thessaliens weit überstrahlte und infolge dessen der Mythus vom Raube und der Rückkehr der Persephone an verschiedenen anderen Orten lokalisiert wurde, besonders in Attika und in Sizilien, so darf man doch wohl seine Wiege im Norden, in Thessalien suchen, wo ja auch die verschiedenen Todesrettungen von Herakles und Asklepios erzählt werden. Auch Protesilaos und Laodameia sind Thessaler, durch Nachbarschaft und Verwandtschaft aufs engste mit dem iolkischen Königshause, dem auch Alkestis entstammt, verbunden. Wie es ganz natürlich ist, dafs in dieser üppig fruchtbaren Landschaft die Demeterreligion besonderen Zuspruch fand, so begreift man auch leicht, dafs hier die Freude am irdischen Dasein eine besonders intensive war. Das Grauen vor dem Tode, der Wunsch, auch gegen diesen Feind sich ge-

[1]) Mit Recht betont Rohde, Psyche[2] I 141 ff., dafs Asklepios ursprünglich nicht auf die Iatrik beschränkt ist, sondern der unterirdische, allwissende Mantiker überhaupt, eine ältere Erscheinung des Totenherrschers. Durch Hades wird er verdrängt, und seine Totenerweckungen sind gleichsam Kämpfe gegen seinen Nachfolger, Durchbrechungen des Naturgesetzes, die durch Zeus' Blitzstrahl an ihm gesühnt werden. Aber das Bewufstsein davon hat sich frühzeitig verloren, jedenfalls schon vor der dichterischen Fixierung der Mythen. In diesen verrichtet er seine Wunder ganz allein als der kundige Arzt, ebenso wie Herakles sie nicht als Gott, sondern als der stärkste der Menschen bewirkt.

schützt zu sehen, das ewige Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht äufsert sich unverkennbar in diesen Auferstehungsmythen. In ihrer Ausgestaltung haben freilich Wechselwirkungen der verschiedensten Landschaften aufeinander stattgefunden. Asklepios ruft nicht nur Thessaler ins Leben zurück; auch in Boiotien und ganz besonders in der Peloponnes bewährt er diese Kraft; aber hier sind diese, übrigens wenig volkstümlichen Sagen sichtlich erst entstanden, nachdem der Kult des thessalischen Heilgottes Aufnahme gefunden. Umgekehrt ist Herakles nicht Thessaler, wiewohl jene Mythen durchaus thessalisch sind. Hier ist Herakles erst an die Stelle einer älteren einheimischen Reckengestalt getreten, als jede Landschaft Anspruch auf Anteil an seiner Heldenlaufbahn erhob. Während vorher jede Landschaft ihren besonderen Herakles-Siegfried hatte, flossen jetzt, soweit die griechische Zunge klang, diese Gestalten in eine, zu immer gröfseren Dimensionen anschwellende zusammen, bis schliefslich ihr Siegeslauf von Lydien bis zum Atlantischen Meere, von Thrakien bis zum ägyptischen Nil reichte, getreulich jede Erweiterung des geographischen Horizontes seiner Landsleute mitmachend.

Will man den Inhalt eines Mythus wirklich verstehen, so mufs man nach Möglichkeit seine ursprüngliche Form festzustellen suchen, d. h. diejenigen Züge aussondern, welche eine spätere Zeit hinzufügen mufste, um überhaupt noch an ihm Geschmack finden zu können. Der Mythus stammt in der Regel aus einer grauen, schriftlosen Vorzeit, und demgemäfs spiegelt sich in ihm ein längst überwundener Kulturzustand wieder. Was damals ganz allgemein Sitte und Brauch war, das mufste den vorgeschritteneren, moralisch höher stehenden Nachkommen als barbarische, verwerfliche Roheit erscheinen.[1]) Der Poesie fiel die Aufgabe zu, diese alten Überlieferungen zum Ruhme der Götter und der Vorfahren — beides war aufs engste miteinander verknüpft — lebenskräftig im Gedächtnisse des Volkes zu erhalten. Das war ihr nur möglich, indem sie durch pragmatische Behandlung, durch Feststellung der Motive und Zusammenhänge die Personen und die Thatsachen den sittlichen Anforderungen ihrer Zeit entsprechend umwertete. Während es in alter Zeit z. B. die Regel war, die altersschwachen, unbrauchbaren Greise zu töten, so mufste nunmehr der Elternmord zu einem besonders unglücklichen Ausnahmefall werden, in welchem die gröfsere Hälfte der Schuld dem übermächtigen, blinden Schicksale zugeschrieben wurde. Schuld und Strafe, Frevel und Rache, Verdienst und Belohnung sind erst allmählich entstandene, sittliche Begriffe, welche willkürlich auf die Vergangenheit übertragen wurden und die zum grofsen Teile instinktiven Lebensäufserungen früherer Geschlechter mit dem Nimbus einer ihnen thatsächlich fremden, höheren Gesittung umgaben. Und je höher die Kultur steigt, um so höhere Anforderungen werden auch an die Versittlichung der Mythen gestellt. Wie wir heute mit der Ethik eines Euripides nicht mehr auskommen würden, so fühlte sich dieser schon nicht mehr durch die seines

[1]) Viel Material findet man für diese Frage in Iherings nachgelassenem Werke Vorgeschichte der Indoeuropäer, Leipzig 1894. Allerdings ist beim Gebrauche dieses Buches gröfste Vorsicht erforderlich.

Vorgängers Aischylos befriedigt; und doch steht dieser hierin schon viel höher als das alte Epos, das doch auch für seine Zeit den Versittlichungsprozefs vorzunehmen hatte.

Wenn wir nun die ältesten, wirklich mythischen Züge der Alkestissage feststellen wollen, so müssen wir uns freilich mit einem Näherungswerte begnügen. Schon die doppelte Pointe, Opfertod und Wiederbelebung, zeigt, dafs hier bereits eine komplizierte Form des Mythus vorliegt. Wenn man sich aber darauf beschränkt, nur die offenkundig pragmatischen Zusätze fortzulassen, so mufs sich der Vorgang ungefähr folgendermafsen dargestellt haben:

Es war einmal ein junger, reicher König, der hiefs Admetos. Er herrschte zu Pherai in Thessalien und hatte ein junges Weib, das hiefs Alkestis. Die Götter hatten ihm aber bestimmt früh zu sterben, wenn er ihnen nicht das Liebste opferte, was er besäfse. Das war aber sein Weib; und so blieb ihm nichts übrig als sie zu opfern, wodurch er auch sein Leben rettete. Während er noch tieftraurig über den Verlust seines Weibes in seiner Halle safs, erschien ein mächtiger Riese, der ihn um gastliche Aufnahme bat. Die sagte ihm auch Admetos unter der Bedingung zu, dafs er ihm sein Weib wieder zurückbringe. Der Riese ging zum Todesgotte und forderte die Gestorbene von ihm ein. Da der Gott sich aber weigerte, so wurde er mit ihm handgemein und bearbeitete ihn so lange mit seinen Fäusten, bis er die Tote wirklich herausgab. Darauf führte er sie wieder zu ihrem Gatten zurück, der darüber von Herzen froh war; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

In dieser Form entspricht die Sage einem Kulturzustande, der gewifs unserem Empfinden roh und barbarisch erscheint, der aber darum doch aus der Entwickelungsgeschichte der Menschheit nicht gestrichen werden kann; sein Vorhandensein ist ontogenetisch wie phylogenetisch zu beweisen. Das Weib, das nun einmal der physisch schwächere Teil ist, hat dem Manne gegenüber auf eine Sonderexistenz noch keinen Anspruch. Sie ist ein Stück seines Besitztumes, unter Umständen sogar das wertvollste, wenn sie schön ist, kunstvolle Arbeiten fertigen kann und ihm kräftige männliche Nachkommen schenkt. Aber sein Leben kann darum an ihr ebensowenig hängen, wie an irgend einem anderen Stücke seines Besitztumes. Ihrer zu schonen, wenn er durch ihre Aufopferung sein Leben retten kann, das hiefse in den Augen dieser Zeit nicht Edelmut, sondern rund heraus Thorheit. Wohl verteidigt er sie gegen Feinde, wohl trauert er über ihren Verlust, aber kaum anders, als er seine anderen Vermögensobjekte verteidigt, als er etwa um den Verlust einer Viehherde oder eines Flurstückes getrauert haben würde; der Unterschied kann nur im Grade, nicht in der Art der Trauer liegen. Und dieser Trauer entspricht dann auch das Verlangen, sie wieder zu besitzen und die Freude über ihre Auferstehung.

Doch nicht nur Admetos macht als rücksichtsloser Sultan hier einen sehr unerfreulichen Eindruck; auch für Alkestis können wir uns nicht sonderlich erwärmen, wenn sie als willenloses Schlachtopfer die Rettung ihres Gemahles herbeiführt, ebensowenig wie für die klagende, um ihr Leben flehende Iphigeneia der voreuripideischen Dichtung. Ja, bei Lichte besehen hat sie mit

ihrem Tode nicht einmal ein Opfer gebracht. Bei dem damaligen Stande der Kultur wäre ihr doch keine andere Wahl geblieben als für ihren Gatten oder mit ihm zu sterben. Nicht nur im irdischen Leben gehört das Weib dem Manne. Des Toten wartet ja doch ein zweites Leben, und für dieses bedarf er seiner Gattin nicht minder. Allgemein bekannt ist der indische Brauch der Witwenverbrennung, wie er in vorvedischer Zeit geherrscht hat, in späterer Zeit wieder künstlich belebt wurde; auch heute ist er trotz aller Unterdrückungsmafsregeln der englischen Regierung noch nicht völlig ausgerottet. Dieser Brauch ist aber durchaus nicht auf Indien beschränkt gewesen.[1]) Rudimente desselben finden sich im ganzen Bereiche der indogermanischen Kultur, und ganz besonders häufig sind für ihn die Anzeichen im griechischen Mythus. So wird Polyxena auf dem Grabe des ihr zugedachten Gatten Achilleus geopfert; so springt Euadne in den Scheiterhaufen ihres Gatten Kapaneus. Und wenn Laodameia sich in das Feuer stürzt, in welchem ihr Vater gegen ihren Willen das Bild ihres toten Gatten verbrennt, so ist auch das offenbar nur eine ethisierende Umbildung einer alten Sagenform. Es ist ebenso eine Witwenverbrennung wie bei Euadne; die Leiche ist aber nicht zur Stelle; um jedoch den Geist des Toten an die heimische Erde zu bannen, wird anstatt seiner sein Bild in aller Form verbrannt und beigesetzt, und natürlich darf auch bei dieser Form der Bestattung dem Toten sein Weib nicht vorenthalten werden.

Nachweisbar ist dieser alte, rohe Brauch ferner an den Surrogaten, welche bei dem Steigen des Kulturstandes ihn allmählich verdrängt haben. So bestieg in Indien in vedischer Zeit die Witwe immer noch den Scheiterhaufen, verliefs ihn aber wieder, bevor man ihn anzündete, worauf sie von den Umstehenden als neugeboren begrüfst wurde.[2]) Auf griechischem Boden half man sich in anderer Weise. Greifbare Denkmäler hierfür bieten uns die Gräber der sogenannten Inselkultur, deren Höhe man etwa um 1800 v. Chr. — es handelt sich um einen viele Jahrhunderte umspannenden Zeitraum — anzusetzen hat.

---

[1]) Vgl. Zimmer, Altindisches Leben S. 329, der Belegstellen für Thraker, Goten, Skythen, Hellenen und Germanen beibringt. Wenn Ihering, Vorgesch. d. Indoeurop. S. 50 diese Sitte für die Griechen bestreitet, so liegt dies daran, dafs er die kulturgeschichtlichen Folgerungen aus den griechischen Mythen trotz Zimmers Hinweis nicht gezogen hat.

[2]) 'Erhebe dich, o Weib, zur Welt des Lebenden. Hingegangen ist sein Lebenshauch, bei dem du liegst. Zu dieser Ehe hier mit dem Gatten, der deine Hand ergreift, der um dich freit, bist du gelangt'; s. Oldenberg, Religion der Veda S. 575. Mit dem 'neuen Gatten' ist nach Oldenbergs Vermutung der an die Stelle des verstorbenen Gatten tretende Schwager gemeint. Auch ein zweiter Spruch (Oldenberg a. a. O. S. 187) scheint sich hierauf zu beziehen: 'Dies Weib, des Gatten Welt erwählend, legt sich, o Sterblicher, bei dir, dem Toten, nieder, den alten Brauch bewahrend: der verleih hier Nachkommen und Besitz.' Für die Art der indischen Surrogate ist noch mancher andere Brauch bezeichnend. So wird dem Krieger auf dem Scheiterhaufen auch der Bogen aus der Hand genommen. An dem Umstande aber, dafs er zuerst mit ihm hinaufgelegt wird, erkennt man, dafs er in früheren Zeiten mit dem Toten verbrannt wurde. Auch die Bestimmung, dafs dem Toten auf dem Scheiterhaufen ein Stück Gold aus der Hand genommen werden soll, das der älteste Sohn erhält, ist unverkennbar ein die Entstehung des Erbrechtes begleitendes Surrogat für die Mitgabe des gesamten Eigentumes.

In den Gräbern dieser Periode findet man eine grofse Menge von Gegenständen, welche man den Verstorbenen mit ins Grab gelegt hat, weil sie auch in der neuen Lebenssphäre ihrer nicht wohl entraten konnten: Waffen und Gerätschaften, Speise und Trank, nicht zu vergessen der 'Farben, um den Leib zu malen'. Auch eines Weibes hätte der Mann bedurft. Aber man hatte das Weib doch schon höher schätzen gelernt, als dafs man sein Leben eines Toten wegen hätte dahingeben mögen, wie auch die Kleinheit der Speisenäpfe in vielen Fällen darauf hinweist, dafs die materielle Auffassung der Bestattungsriten schon anfängt, einer symbolischen Platz zu machen. So trat denn an die Stelle des Weiberopfers ein Surrogat in der Gestalt von Bildern, steinernen Puppen, welche sich in jenen Gräbern verhältnismäfsig zahlreich gefunden haben. Teils glaubte man lebensgrofser Bilder zu bedürfen und zerschlug sie, schon weil sie sonst in dieser Gröfse in dem Grabraume nicht Platz gefunden hätten;[1]) freilich kam noch ein anderer Grund hinzu, worüber ich später zu handeln gedenke. Meist aber fügte man sich dem räumlichen Zwange und bildete sie in kleinerem Mafsstabe. Einzelne dieser Puppen trugen ein Kind auf den Schultern[2]), jedenfalls um anzudeuten, dafs die Frau beim Tode ihres Mannes ihrer Niederkunft entgegensah. Von Bedeutung ist auch in verschiedenen Fällen die kauernde Stellung dieser Figuren; da hier wie auch anderwärts damals die Toten zusammengekrümmt beerdigt wurden, sollte durch sie wohl auch die Frau als Tote bezeichnet werden; vielleicht sogar nicht nur als symbolisch Tote, sondern als wirklich tot, vor dem Manne gestorben.[3])

So war der Tod nicht mehr das unabwendbare Los des Weibes, sobald sie ihren Gatten verloren hatte. Unter solchen Umständen mufste auch die

---

[1]) Wolters, Athen. Mitteil. XVI 48 f.

[2]) Gerhard, Akad. Abhandl. Taf. 44; Perrot-Chipiez VI 740; Blinkenberg, Antiqu. prémycéniennes S. 8 Fig. 8.

[3]) Abgebildet bei Wolters a. a. O. S. 52; danach Perrot-Chipiez VI 741. Über die Unterbringung der Leichen in den kleinen Gräbern s. Tsuntas Ἐφ. ἀρχ. 1898 S. 146 ff. — Dasselbe Verhältnis des griechischen Surrogates zum indischen, wie wir es in der Frauenfrage gefunden hatten, läfst sich auch hinsichtlich des Erbrechtes konstatieren. Der S. 45 Anm. 2 beschriebene Brauch hat nicht nur im griechisch-italischen Kulturkreise, sondern in viel weiterem Umfange sein Gegenbild in der Totenmünze, dem Charonsgroschen; vgl. die lehrreiche Zusammenstellung von Sartori im Archiv für Religionswissenschaft II 205 ff., auf welche Otto Waser mich freundlichst aufmerksam gemacht hat. Aus den Parallelen geht hervor, dafs Rohde (Psyche ² I 306; vgl. Waser, Charon, Charun und Charos S. 30 ff.) mit Recht hier einen Ersatz für die dem Toten gehörige Gesamthabe erkannt hat, welche ihm durch die kleinste Münze gleichsam abgekauft würde. Wilamowitz (Hermes XXXIV 227 ff.) meint, Charonglaube und Charongroschen wären ziemlich willkürliche Schöpfungen eines orphischen Dichters. Selbst wenn man zugiebt, dafs der orphische Einflufs zur Verbreitung dieses Brauches mächtig mitgewirkt hat, und zwar in Attika ganz besonders, so ist doch Rohdes Annahme hierdurch keineswegs widerlegt. Woher entnahm jener Dichter wieder seine Idee? Doch fraglos einem Volksbrauche, den er — wir wissen nicht, wo — kennen gelernt hat; er hat ihm dann eine seiner Religion entsprechende Bedeutung verliehen. Bei der ungeheuren Verbreitung des Brauches kann man sich dem Schlusse nicht mehr entziehen, dafs das Geldstück ursprünglich für den Toten bestimmt war und nicht für den Fergen.

That der Alkestis in ganz anderem Lichte erscheinen. Entweder war sie dann einem selbstsüchtigen, grausamen Spruche ihres Gatten zum Opfer gefallen, oder aber sie hatte freiwillig dem Leben entsagt, um ihn zu retten. Im ersteren Falle würde das ganze Odium ihres Todes auf Admet fallen und ihn zu einer geradezu widerwärtigen Gestalt machen; eine Wiedervereinigung mit der Gattin, deren Lebensdauer er noch soeben willkürlich verkürzt hatte, würde man ihm gewifs nicht gönnen, seiner Gattin nicht einmal wünschen. Alkestis mufste also zur freiwilligen Märtyrerin werden. Dafs Admetos sich ihr Opfer unbedenklich gefallen liefs, das widerstritt dem sittlichen Bewufstsein dieser Zeit freilich nicht mehr; denn immer noch steht das Weib tief genug im Preise, so dafs hiermit die Befreiung eines Mannes, noch dazu eines Königs, nicht zu teuer bezahlt erschien. Allzuviel war es ja auch jetzt noch nicht, was sie mit dem Leben aufgab. Das Los war immer noch trübe genug. Eine neue Heirat, wie das spätere Epos sie kennt, war kaum für sie zu erwarten. Sie hätte wieder zurücktreten müssen in die Schar der namenlosen Weiber, der Mägde, über welche sie vorher geherrscht hatte. Es ist bezeichnend, dafs die in der deutschen Sage so stark ausgebildete Figur der verwitweten Königin in der griechischen so gut wie vollständig fehlt. Aber mochte das Witwenleben auch noch so traurig sein, der Schrecken des gewaltsamen Todes blieb ihr wenigstens erspart, und so mufste man die freiwillige Aufopferung für den Gatten immerhin als eine rühmenswerte That anerkennen; die Männerwelt dachte auch gerecht genug, um sie mit dankbarem Lobe zu erheben.

Derselben Tendenz, der Verherrlichung des Opfertodes, verdankt ferner ein Zug seine Entstehung, der oft genug als eine Erfindung des Euripides, und sogar als eine für den Dichter besonders charakteristische, angesehen worden ist. Wenn wir ihn aber vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachten, so mufs man ihn unbedingt einer älteren Gestaltung der Sage zuweisen. Es handelt sich um die Rolle, welche Admets Eltern bei dieser Sage spielen. Die dichterische Fassung, vielleicht schon die älteste, wollte Alkestis' Opfermut durch den Gegensatz noch mehr hervorheben. Sie stellte darum den Hergang so dar, als wäre nicht ausdrücklich die Opferung des Weibes verlangt gewesen, als hätten vielmehr die Todesgötter überhaupt nur einen Ersatzmann verlangt, welcher freiwillig sein Leben für Admetos hingeben sollte. Ehe dieser nun seine Gattin preisgab, versuchte er vergeblich seine alten Eltern zu bewegen, ob nicht eines von ihnen sich zu diesem Opfer entschliefsen könnte. Als nachträgliche Erweiterung verrät sich dieser Zug auf den ersten Blick; den Todesgöttern ist natürlich nur mit einem etwa gleichalterigen Opfer gedient, nicht mit einem Greise, der ihnen ohnehin in kurzem verfallen ist; die ursprüngliche Auffassung ist ja doch die Vertauschung zweier Lebenslose, so dafs Admetos auch mit den wenigen noch zu erwartenden Lebensjahren seines Vaters nicht viel gedient gewesen wäre.[1] Immerhin geht dieser Zug noch in sehr alte

[1]) Für Burckhardts Behauptung (Griech. Kulturgesch. II 127), dafs seit der Annahme einer Stellvertretung Admets Leben um so viel verlängert worden sei, 'als sein bisheriges Leben gedauert hat', vermag ich Anhaltspunkte nicht zu finden.

Zeit zurück. Auf uns macht das Ansinnen Admets an seine alten Eltern fraglos einen äufserst widerwärtigen Eindruck. Aber es wäre ein schwerer kulturgeschichtlicher Irrtum, wenn wir die kindliche Pietät, welche von uns nahezu als ein Naturtrieb empfunden wird, für alle Stufen der menschlichen Entwickelung voraussetzen wollten. Zur Schätzung des Alters ist ebenso wie zur Schätzung des Weibes die Menschheit erst sehr allmählich auf dem Wege der Erfahrung vorgeschritten. Allenthalben finden wir in der Urzeit die Auffassung vorherrschend, dafs mit der Leistungsfähigkeit des Menschen auch seine Lebensberechtigung erlischt. Die alten Germanen, welche sich selbst den Tod gaben, wenn der Speer des Feindes sie allzulange verschonte, die alten Italiker, welche ihre unbrauchbaren Greise in einen Flufs stürzten, u. a. m. lehren uns, dafs dieser Brauch gar nicht so früh in Vergessenheit geriet. Es war ein grofser Fortschritt, als man den Greisen gestattete, auf ihrem Altenteile in beschaulicher Mufse ihr natürliches Lebensende zu erwarten. Aber es ist doch nur ein Fortvegetieren, dieses Leben eines Laertes, eines Pheres, eines Peleus, Kadmos und anderer Heldenväter. Die grofse Ausnahme, Nestor, ist wohl durch die höhere Kultur des von seinen Nachkommen beherrschten Milet zu erklären. Die Regel ist ja doch, dafs die Alten den Jungen freiwillig das Feld räumen, Macht und Besitz an ihre Söhne abtreten müssen, wie auch in Rom ursprünglich das Bürgerrecht d. h. Wehrpflicht und Stimmrecht mit dem sechzigsten Lebensjahre aufhörten.

Ein solches Schattenleben mit dem Tode zu vertauschen, wollte offenbar weit weniger heifsen, als es den gesitteteren Nachkommen erschien. Das Motiv ist ganz gewifs nicht eingeflochten worden, um Admets Selbstsucht und Feigheit an den Pranger zu stellen, sondern einzig und allein als Folie für Alkestis' Opfermut. Mehr als die steinalten Eltern hatte sie doch immerhin zu verlieren, und es wurde immer mehr, je mehr sich die Stellung der Witwe im allgemeinen verbesserte. Bei Euripides hebt Alkestis ausdrücklich hervor, sie sterbe, wiewohl eine zweite Ehe ihr ein nicht minder glückliches Los bereiten könne; sie sterbe aber, weil die Pflicht es ihr gebiete — nicht des Gatten, sondern der Kinder wegen, welche des Vaters dringender bedürfen als der Mutter. Es ist ein weiter Weg von dem willenlosen Schlachtopfer zu der sich willig aufopfernden Mutter; dem modernen Empfinden hat er freilich noch nicht genügt; für dieses gehört zum Opfer auch die Liebe und Freudigkeit. Darin hatte Wieland gewifs recht, aber man darf die rein idealen, oft sogar bis zur Unnatur überspannten Forderungen der modernen Kultur nicht seinen Ansprüchen an das griechische Drama zu Grunde legen.

In Bezug auf den Vordersatz des Mythus, den Opfertod der Alkestis, war Euripides also mit der Überlieferung ziemlich gut ausgekommen. An den Thatsachen selbst hat er so gut wie nichts geändert, nur umgewertet hat er sie. Alkestis erhielt durch die Hervorhebung ihrer Mutterliebe ein für seine Zeit verständliches, sympathisches Motiv. Noch weniger aber ist im Nachsatze, der Errettung der Alkestis, etwas von der in anderen Fällen so weitgehenden und so verrufenen Änderungssucht des Dichters wahrzunehmen. Nicht nur

die Thatsache der Befreiung durch einen gewaltigen Recken war bereits vorgebildet; auch das war alter Sagenbestand, dafs dieser Recke Alkestis zum Entgelte für empfangene Gastfreundschaft ihrem Gatten wieder zuführt. Zu Euripides' Zeiten und selbst noch Jahrhunderte vorher hätte die Gastfreundschaft, wie hoch sie auch immer geschätzt wurde, schwerlich ein derartig bedeutungsvolles Motiv abgeben können. Die unerläfsliche Voraussetzung für diesen Zug ist die Einzelsiedelung[1]); nur unter dieser kann man das Verhältnis zwischen Verdienst und Belohnung einigermafsen begreiflich finden. Durch die Verlegung des Vorganges in die Zeit städtischer Kultur entsteht ein Mifsverhältnis, das in den betreffenden Partien des Euripideischen Dramas durch den humorvollen Grundton zwar glücklich gemildert, aber doch nicht vollständig aufgehoben wird.

Nicht minder als dieser kulturgeschichtliche Grund spricht auch die mythologische Bedeutung Admets für das hohe Alter dieses Zuges. Seine hervorragende Gastfreiheit ist nämlich nicht eine dichterische Verklärung seiner Persönlichkeit, sondern eine ihm von Natur anhaftende Eigenschaft. Er ist ja doch nichts anderes als eine heroisierte Erscheinung des Totengottes, des Hades-Pluton, d. h. der alte in jenen Gegenden verehrte Totenherrscher, welcher auf heroischen Rang herabgedrückt wurde, als der Verkehr der Stämme auch eine Vereinheitlichung der bedeutenderen Göttergestalten herbeiführte und in Hades-Pluton den allgemeinen griechischen Totengott erstehen liefs. Auf diese Grundbedeutung Admets weist nicht nur sein Name, der 'unbezwingliche', auch aus seinen Mythen geht dies mehrfach hervor. So dient Apollon ihm ein 'langes Jahr' zur Strafe für die Tötung der Kyklopen, und auch die Alkestissage ist sicherlich aus der zeitweiligen Trennung des unterirdischen Herrscherpaares hervorgegangen. Eine sehr häufige Auffassung des Totengottes ist aber die des 'grofsen Wirtes', der die zahllosen Gäste in seine weite, stets offene Halle aufnimmt. Admets Gastlichkeit ist die freundliche Seite seines sonst so düsteren Ursprunges, und es ist natürlich, dafs der Mythus ihn von dieser Seite beleuchten mufste, wenn er ihm ein hohen Lohnes würdiges Verdienst zuschreiben wollte; in unseren Augen bleibt es freilich immer noch erheblich hinter dieser Belohnung zurück.

Offenbar unter dem Eindrucke der Euripideischen Umwertung des Mythus steht Platon, der in seinem 'Gastmahl' den naheliegenden Vergleich zwischen Orpheus- und Alkestismythus anstellt. In beiden handelt es sich um die Errettung der einen Ehehälfte durch die andere. Dem Manne mifslingt die Errettung des Weibes; wohl aber gelingt dem Weibe die Errettung des Mannes, und überdies wird sie noch selbst durch die Gnade des Totenherrschers — das Eingreifen des Herakles läfst Platon als störend beiseite — dem Leben wiedergegeben. So sei es beiden nach Verdienst gegangen, folgert er weiter. Orpheus habe ein besseres Schicksal gar nicht verdient; trotz seines Wagemutes sei er

[1]) Richtig beurteilt Wieland im zweiten Alcestebriefe diesen Zug: 'Admet war vornehmlich seiner Gastfreiheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroischen Zeiten d. i. in Zeiten des Faustrechtes ein grofses Verdienst in sich schliefst.'

nur auf sich bedacht gewesen; nur seinetwegen wollte er die Gattin wieder am Leben haben, um selbst sich ihrer erfreuen zu können. Das sei aber kein Grund, die Naturgesetze zu durchbrechen, und deshalb hätten ihn die Götter mit einem Trugbilde genarrt. Alkestis sei aber selbstlos hinabgestiegen; wenn sie nur den Gatten rettete, so wollte sie aller Freude an ihm entsagen; das sei wirklich eine aufserordentliche That gewesen, welcher auch eine aufserordentliche göttliche Gnade zu Teil werden konnte.

Im Grunde that Platon hier dasselbe, was Jahrtausende später Wieland und seine Nachfolger gethan haben: er tritt an die Gestalten einer primitiven Urzeit mit den sittlichen Ansprüchen seiner eigenen gesitteteren Zeit, und zwar gleichfalls nicht mit den wirklich allgemein als berechtigt anerkannten, sondern mit den idealen, nach Mafsgabe seiner aufsergewöhnlichen Individualität gesteigerten Forderungen. Dafs Orpheus' Verhalten im Mythus nicht anders erscheinen konnte, geht aus den oben dargelegten kulturgeschichtlichen Voraussetzungen desselben hervor. Es ist Platon auch nicht gelungen, Orpheus' Ruhmestitel wegzudisputieren. Orpheus ist das Ideal des treuen, liebenden Gatten geblieben, so wie er es war, ohne dafs die spätere Dichtung das Bedürfnis gehabt hätte, seine Gestalt in noch lichteren Farben zu malen. Wohl aber hat Alkestis' Gestalt sich in noch manchem Zuge ändern müssen, ehe sie dem Ideal weiblicher Hingabe entsprach, wie es die klassizistisch-christliche Kultur verehrte. Unsere Zeit freilich steht der natürlichen Auffassung des Altertums wieder erheblich näher als dem blutleeren ethischen Idealismus. Wenn heute ein wirklich modern empfindender Dichter der alten Sage aufs neue Gestalt geben wollte, so würde er uns schwerlich nach dem Vorbilde Glucks und Wielands die in schwärmerisch-süfslicher Hingabe vergehende Alceste vorführen, sondern unbedingt — wie es Hugo von Hofmannsthal versucht, aber leider nicht zu Ende geführt hat — an die kühlere, aber lebenswahre Alkestis des Euripides anknüpfen.

(Schlufs folgt)

HERMUNDUREN UND MARKOMANNEN

Von Ernst Devrient

Julius Cäsar nennt die Sueben den gröſsten und kriegerischesten Stamm aller Germanen (Bell. Gall. VI 10). Sie zerfielen nach ihm in 100 Gaue, aus denen jährlich je tausend Bewaffnete ins Feld zogen. An der Spitze solcher Scharen hatte Ariovist Süddeutschland erobert. Nach Osten deckte die Sueben ein wüster Grenzgürtel von 12 Meilen Breite. Nordwestlich grenzten sie früher an die Usipeter und Tenkterer, die aber von ihnen i. J. 58 v. Chr. vertrieben worden waren. Der Auszug dieser beiden Stämme hatte den ersten Rheinübergang Cäsars zur Folge.[1]) Ihre Wohnsitze waren von Sueben eingenommen worden, denen dann Cäsars zweiter germanischer Zug galt. Diese haben sich gerade nur ein halbes Jahrhundert in jenen Gegenden um den Vogelsberg gehalten; dann sind sie von den Chatten verdrängt worden.[2])

Unter den Truppen Ariovists hatten sich auch Markomannen befunden (Bell. Gall. I 51). Schwerlich wird sich jemals feststellen lassen, ob dieser und andere Stämme, die später mit unter dem Gesamtnamen der Sueben erscheinen, Abzweigungen des suebischen Hauptstammes der 100 Gaue waren, oder ob ihnen der Suebenname als Zeichen ihrer politischen Abhängigkeit von Ariovists Stamm aufgelegt worden ist. Die Wohnsitze der Markomannen erfahren wir von Cäsar nicht, und auch von den übrigen Stämmen in den nordöstlichen Teilen des groſsen Hercynischen Waldes spricht er nur ganz allgemein, nur den Namen der Bojer kennt er noch.

In den ersten Regierungsjahren des Augustus begann Strabo sein geographisches Werk zu schreiben. Die Machtverhältnisse im inneren Germanien scheinen sich bis dahin wenig geändert zu haben Das Übergewicht der Sueben war vielleicht noch stärker geworden. Strabo faſst unter dem Namen dieses Volkes noch mehrere, Cäsar unbekannt gebliebene Stämme zusammen, indem er sagt: 'Die Sueben wohnen vom Rhein bis zur Elbe, und ein Teil von ihnen siedelt auch jenseits dieses Flusses, wie die Hermunduren und Langobarden.'[3])

---

[1]) Bell. Gall. IV 1, 4. Ganz haltlos ist Gölers Behauptung, Cäsars Gall. Krieg I S. 37 und 113, daſs die Usipeter und Tenkterer früher 'im heutigen Königreich Sachsen und den Reuſsischen Ländern' gewohnt hätten. Sie läſst sich nur durch eine Verwechselung von Ost und West erklären.

[2]) Vgl. Neue Jahrbücher V (1900) S. 519 u. 522.

[3]) Strab. VII 290: *μέγιστον μὲν γὰρ τὸ τῶν Συήβων ἔθνος· διήκει γὰρ ἀπὸ τοῦ Ῥήνου μέχρι τοῦ Ἄλβιος. μέρος δέ τι αὐτῶν καὶ πέραν τοῦ Ἄλβιος νέμεται καθάπερ Ἑρμόνδοροι καὶ Λαγκόβαρδοι.*

Innerhalb dieses Suebenbundes müssen wir auch die Markomannen suchen, deren Besiegung Drusus durch ein Denkmal feierte.[1]) Die Kriegszüge der kaiserlichen Prinzen rücken auch die östlichen Stämme in helleres Licht. Drusus hat die Saale noch nicht überschritten[2]), er ist aber vermutlich auf dem Rückzug am linken Ufer dieses Flusses entlang gezogen. Sein Marsch hat ihn von der Werra an offenbar nur durch cheruskisches Gebiet geführt. Mit keinem Worte werden bei dieser Gelegenheit Hermunduren erwähnt, was doch unerklärlich wäre, wenn dieser Stamm wirklich zwischen Werra und Saale gesessen hätte, wie man gewöhnlich annimmt.

Nicht lange nach dem Tode des Drusus begann eine neue Bewegung unter den Völkern des nördlichen Germaniens, ähnlich derjenigen, die einst den Auszug der Kimbern und Teutonen verursacht hatte. Die östlich der Elbe wohnenden Suebenstämme wurden durch nachdrängende Nordgermanen über den Flufs getrieben. Hierauf bezieht sich die Fortsetzung der oben angeführten Strabostelle, die schon vielen Auslegern Schwierigkeiten bereitet hat. Strabos Werk ist, wie wir jetzt wissen, nicht aus einem Gufs entstanden. Er hat es wahrscheinlich in den ersten Regierungsjahren des Augustus geschrieben und dann etwa 40 Jahre später, um das Jahr 18 n. Chr., noch einmal flüchtig überarbeitet.[3]) Bei dieser Überarbeitung hat er die inzwischen erfolgten Änderungen eingetragen und also auch zu dem Bericht, dafs von den Sueben die Hermunduren und Langobarden jenseits der Elbe wohnten, den Zusatz gemacht, dafs diese nun auch vollständig auf das andere Ufer geflüchtet seien.[4]) Damals nahmen die Langobarden jenen Landstrich am linken Elbufer ein, der als Bardengau ihren Namen noch lange bewahrt hat. Die Hermunduren suchten ebenfalls neue Wohnsitze westlich der Elbe. Mitten in das erregte Völkergetriebe an der Elbe trafen nun neue Unternehmungen der Römer.

Im Jahre 5 n. Chr. drang Tiberius von der oberen Lippe durch Norddeutschland an die Elbe vor. Er nahm unterwegs die Chauken in die Freundschaft der Römer auf und unterwarf die Langobarden. Diese safsen damals schon am linken Elbufer; denn Tiberius hat den Strom nicht überschritten,

---

[1]) Florus, Hist. bell. II 23; Neue Jahrb. a. a. O. S. 521.

[2]) Wie Werneburg, Wohnsitze der Cherusker S. 34 unter Berufung auf Strabo behauptet. Dieser sagt vielmehr a. a. O. S. 291: *ἔστι δὲ καὶ Σάλας ποταμός, οὗ μεταξὺ καὶ τοῦ Ῥήνου πολεμῶν καὶ κατορθῶν Δροῦσος ἐτελεύτησεν ὁ Γερμανικός.*

[3]) W. Christ, Gesch. d. griech. Litt. § 421.

[4]) Strab. VII 290 in unmittelbarer Fortsetzung der oben angeführten Stelle: *νυνὶ δὲ καὶ τελέως εἰς τὴν περαίαν οὗτοί γε ἐκπεπτώκασι φεύγοντες.* Die gewöhnliche Auslegung, dafs die beiden Stämme nun völlig auf das rechte Ufer geflüchtet seien, nämlich vor den Römern, ergiebt keinen Sinn; denn nicht nur ein Teil von ihnen hat schon dort gewohnt, sondern ein Teil der Sueben, nämlich diese beiden ganzen Stämme. Man hält sich auch nur wegen des wiederholten *πέραν* — *περαία* zu dieser Meinung. Der zweite Satz ist eben nur als Einschiebung zu verstehen. Beide Stämme wohnen ja später am linken Ufer, und beide haben nach allgemeiner Annahme früher am rechten gewohnt. Das übersieht L. Schmidt, Älteste Gesch. der Langobarden, der S. 33 die schon von Grimm, Gesch. d. deutsch. Spr. 682 und anderen vertretene Auslegung, dafs es sich bei Strabo um einen Zug vom rechten auf das linke Ufer handle, mit Unrecht 'sehr verkehrt' nennt.

was Augustus seinen Feldherren ausdrücklich verboten haben soll.[1]) Tiberius erreichte die Elbe nach einem Marsche von 400 römischen Meilen, vom Rhein aus gerechnet, in einer Gegend, wo sie an Semnonen und Hermunduren vorbeiflofs.[2]) Von der Lippemündung bis zum Südende der Lüneburger Heide an der Ohre beträgt die Entfernung ungefähr 420 km. Hier wird Tiberius die Langobarden getroffen haben; dann war er vermutlich, südöstlich weiterziehend, etwa bei Halle über die Saale gegangen und ungefähr in der Gegend von Riesa zur Elbe gelangt; bis dahin waren es noch ungefähr 190 km, im ganzen ca. 610 km = 400 röm. Meilen.[3]) Hier erreichte er seine elbaufwärts gefahrenen Schiffe. So erschien er mit der ganzen Macht römischer Kultur, von den Barbaren gleich einer Gottheit angestaunt. Jener fürstliche Greis, der sich nach des Paterculus Bericht über den Strom fahren liefs, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, gehörte jedenfalls den Semnonen oder den Hermunduren an. Jene safsen damals noch insgesamt am rechten Elbufer, diese wohl schon auf beiden Seiten. In dem Lande zwischen Frankenwald und Elbe haben wohl damals noch Markomannen gesessen. Dieser Stamm verliefs eben in diesen Jahren seine Heimat an beiden Seiten des Frankenwaldes, unter dem Herzoge Marbod, der sich in Böhmen ein neues Reich gründete.[4]) Dieser Auszug wird wohl nicht ausschliefslich von der Furcht vor den Römern verursacht worden sein, sondern auch mit der oben besprochenen allgemeinen Bewegung der nordöstlichen Germanen zusammenhängen: die Markomannen räumten das Feld vor den über die Elbe eindringenden Hermunduren. Zur Ordnung dieser Neusiedelungen, die der sich eben durch Tibers weise Mafsnahmen einlebenden römischen Herrschaft gefährlich werden konnten, unternahm der römische Be-

---

[1]) Strab. VII 291: *κἂν πλείω δὲ γνώριμα ὑπῆρξεν, εἰ ἐπέτρεπε τοῖς στρατηγοῖς ὁ Σεβαστὸς διαβαίνειν τὸν Ἄλβιν μετιοῦσι τοὺς ἐκεῖσε ἀπανισταμένους.*

[2]) Vell. Paterc., Hist. Rom. II 106: *Perlustrata armis tota Germania est, victae gentes paene nominibus incognitae, receptae Cauchorum nationes ... fracti Langobardi, gens etiam Germana feritate ferocior; denique, quod numquam antea spe conceptum nedum opere temptatum erat, ad quadringentesimum miliarium a Rheno usque ad flumen Albim, qui Semnonum Hermundurorumque fines praeterfluit, Romanus cum signis perductus exercitus.* Die Annahme, dafs die Elbe hier als Grenzflufs zwischen Semnonen und Hermunduren bezeichnet sei, hat Werneburg mit Recht zurückgewiesen. Leider wird sie trotzdem von Kirchhoff (Thüringen doch Hermundurenland S. 14) und von L. Schmidt (Die Hermunduren, Hist. Vierteljahrschr. III 312) wieder aufgebracht. Vellejus würde dann sicher *interfluit* gesagt haben.

[3]) Eisenbahn Düsseldorf — Holzminden: 231 km, Holzminden — Magdeburg: 186 km, Magdeburg — Leipzig: 119 km, Leipzig — Riesa: 66 km, zusammen 602 km.

[4]) Vell. Paterc. 108: *Nihil erat iam in Germania, quod vinci posset, praeter gentem Marcomannorum, quae Maroboduo duce excita sedibus suis atque in interiora refugiens incinctos Hercynia silva campos incolebat.* Palacky, Gesch. von Böhmen I 29 f. nimmt an, dafs die Markomannen ursprünglich an der Oder safsen, wo sie Drusus getroffen habe; dann seien sie südwärts zur Donau gezogen und von da durch Marbod nach Böhmen geführt worden. Als Beweis führt er nur eine Stelle aus Sextus Rufus an, der aber doch wohl spätere Zustände im Auge hat. Da Drusus die Saale und Elbe nicht überschritten hat, können die Markomannen nicht so weit im Osten gewohnt haben. Auch Tiberius hat die Elbe nicht überschritten.

fehlshaber an der Donau Domitius Ahenobarbus, dem nach Tibers Abgang die oberste Leitung der germanischen Angelegenheiten übertragen worden zu sein scheint, einen Zug nach der Elbe. Er wies den Hermunduren Wohnsitze in dem (eben verlassenen) Lande der Markomannen an, überschritt als erster Römer die Elbe und schloſs mit den dortigen Stämmen Verträge.[1]) Den Rückweg nahm er nach dem Rhein und bemühte sich dabei vergeblich, einige vertriebene Cherusker wieder in ihr Land zurückzuführen. Näheres über diese cheruskische Sache wissen wir nicht. Leicht möglich, daſs es sich dabei um ein Vorspiel jenes Segestischen Familiendramas gehandelt habe, das dann den Befreiungskampf Armins und die folgenden Ereignisse mitwirkend begleitet hat.

In den von den Markomannen verlassenen Gegenden breiteten sich die Hermunduren aus. Es ist wahrscheinlich, daſs sich dieser Wechsel der Bevölkerung nicht auf einmal, aber doch nicht allzu langsam, jedenfalls ohne ernste Kämpfe vollzogen hat. Beide Stämme blieben noch lange in engen Beziehungen zu einander. Wie später die thüringischen Kolonisten aus der Meiſsener Mark, so sind auch schon hermundurische Scharen durch das Elbsandsteingebirge nach Böhmen eingewandert, wo sie sich das Elbthal und Egerthal aufwärts neben den Markomannen ansiedelten. Gleich den übrigen Suebenstämmen unterwarfen sich auch die Hermunduren dem neuen Königtum, das der Markomanne Marbod im östlichen Deutschland errichtete. Während im Westen die germanischen Stämme unter dem Cherusker Armin sich i. J. 9 n. Chr. zu dem groſsen Schlage gegen die Römer erhoben, blieb im Osten und Nordosten, wo auch die Semnonen und Langobarden zu Marbod hielten, auf Geheiſs des Markomannenkönigs alles ruhig. An der Saale schied sich Marbods Suebenreich von dem nordwestdeutschen Bunde Armins, dem sich später auch die Langobarden und Semnonen anschlossen. Der Entscheidungskampf zwischen den beiden germanischen Führern hat sich vielleicht in denselben Ebenen zwischen Saale und Mulde abgespielt, die später noch so viele und groſse Schlachten gesehen haben. Der Markomannenkönig unterlag und muſste Norddeutschland dem Cherusker überlassen. Dann überlebte freilich Marbod den Tod seines Nebenbuhlers und die Auflösung von dessen Schöpfung. Aber er selbst verlor ungefähr zur selben Zeit den Thron an einen Empörer gotischen Stammes, Catualda. Und diesen wieder ereilte dann das Geschick durch bisherige Bundesgenossen der Markomannen. Hermunduren unter Herzog Vibilius trieben ihn aus dem Lande, so daſs er, wie vor ihm Marbod, bei den Römern Zuflucht suchte. In der Person ihres Führers errangen die hermundurischen Scharen die Krone des Markomannenreiches. Vibilius gegenüber suchten die Römer in dem Quaden Vannius einen ihnen genehmeren Nachfolger Marbods zu gewinnen, indem sie ihm die Gefolgschaften der beiden flüchtigen Fürsten

[1]) Cassius Dio LV 10ᵃ: *ὁ γὰρ Δομίτιος πρότερον μέν, ἕως ἔτι τῶν πρὸς τῷ Ἴστρῳ χωρίων ἦρχε, τούς τε Ἑρμουνδούρους ἐκ τῆς οἰκείας οὐκ οἶδ' ὅπως ἐξαναστάντας καὶ κατὰ ζήτησιν ἑτέρας γῆς πλανωμένους ὑπολαβὼν ἐν μέρει τῆς Μαρκομαννίδος κατῴκισε, καὶ τὸν Ἀλβίαν μηδενός οἱ ἐναντιουμένου διαβὰς φιλίαν τε τοῖς ἐκείνῃ βαρβάροις συνέθετο.*

unterstellten.[1]) Aber nach 30jähriger Herrschaft warf der alte Vibilius ihn wie zuvor den Catualda aus dem Lande.[2]) Vibilius herrschte mit seinen Hermunduren über Markomannen, Quaden und andere Stämme in Böhmen und an der March bis zur Donau hin. Ob wir ihn an der Spitze des gesamten Hermundurenstammes zu denken haben, ist sehr zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist wohl die Annahme, dafs nur die nach Böhmen vorgedrungenen Teile des Volkes unter ihm standen. Bei Tacitus heifst Vibilius König der Hermunduren; aber seine Krone war markomannischer Herkunft.

Der politische Zusammenhang des Hermundurenstammes ging wohl in jenen Jahrzehnten mehr und mehr verloren, als sie die Erben der Markomannen nicht nur nordwestlich des Erzgebirges wurden, sondern auch in Böhmen und Mähren zu werden strebten. Im Jahre 58 stiefsen Hermunduren mit den Chatten zusammen, die sich an der Werra zum Nachteile der Cherusker ausgebreitet hatten. Um einen heiligen Wald mit salzreichen Quellen entbrannte ein heifser Kampf, in dem die Chatten unterlagen.[3]) Die Gegend wird von Kirchhoff mit grofser Wahrscheinlichkeit auf Salzungen gedeutet; sonst hat auch Neustadt an der fränkischen Saale vieles für sich. Die auf lokale Überlieferung gestützte Annahme von Sooden ist bereits früher (Neue Jahrb. V, 1900, S. 529 f.) zurückgewiesen worden. In den anmutigen Thälern der oberen Werra und des oberen Mains mit seinen Zuflüssen bis nach der Donau hin kam nun der westliche Zweig des Stammes allmählich zur Ruhe, während die böhmischen Hermunduren ihren Namen in ruhmvollen Kämpfen bis an die March trugen.

Tacitus beginnt in seiner Germania die Aufzählung der längs der Donau ansässigen Suebenstämme mit den Hermunduren. Diese werden als eine den Römern ergebene Völkerschaft bezeichnet, die mit der rätischen Provinz einen eifrigen Handelsverkehr unterhielt.[4]) Neben den Hermunduren nennt Tacitus die Varisten, dann Markomannen und Quaden. Hinter den beiden zuletzt genannten Stämmen safsen nach ihm im Gebirge Marsigner, Cotiner, Osen und Buren, von denen Marsigner und Buren zu den Sueben gehörten, die Cotiner aber durch ihre gallische, die Osen durch pannonische Sprache sich als Nichtgermanen kennzeichneten. Unter dem Gebirge, das nach Tacitus' weiterem Berichte das Suebenland in zusammenhängendem Zuge durchschnitt, kann man nur die jetzigen Sudeten verstehen. Jenseits des Gebirges breitete sich der

---

[1]) Tac. Ann. II 62 und 63. Das Gefolge der beiden flüchtigen Fürsten wurde von den Römern *Danubium ultra inter flumina Marum et Cusum* angesiedelt *dato rege Vannio gentis Quadorum.*

[2]) Tac. Ann. XII 29: *Vannius Suevis a Druso Caesare impositus pellitur regno . . . auctores fuere Vibilius Hermundurorum rex et Vangio ac Sido sorore Vannii geniti.*

[3]) Tac. Ann. XIII 57; vgl. Neue Jahrb. a. a. O. S. 532.

[4]) Tac. Germ. 41 nach Aufzählung der nördlichen Suebenstämme: *Propior, ut quomodo paulo ante Rhenum, sic nunc Danubium sequar, Hermundurorum civitas, fida Romanis, eoque solis Germanorum non in ripa commercium, sed penitus atque in splendidissima Raetiae provinciae colonia . . . In Hermunduris Albis oritur, nomen inclitum et notum olim; nunc tantum auditur.* (42) *Iuxta Hermunduros Narisci ac deinde Marcomanni et Quadi agunt* u. s. w.

lygische Stamm in mehreren Zweigen bis zu dem Lande der Goten aus. Die nördliche und nordöstliche Ausdehnung der Hermunduren läfst Tacitus nicht deutlich erkennen, und ganz besonders seine Bemerkung, dafs in ihrem Gebiete die Elbe entspringe, hat viel Kopfzerbrechen verursacht. Die meines Wissens zuerst von Werneburg geäufserte Vermutung, dafs Tacitus unter der Elbe hier die Saale verstehe, hat unter den neueren Forschern viel Beifall gefunden, und Kirchhoff hat einen besonderen Exkurs auf den Beweis dieser Annahme verwendet. Sie hat in der That manches Verlockende. Trotzdem ist sie unstatthaft. Sowohl die Saale als auch die mittlere Elbe waren den Römern längst bekannt. Tacitus selbst erwähnt die Elbüberschreitung des Domitius Ahenobarbus, die sicher in der Nähe des Erzgebirges stattgefunden hat. Kirchhoff meint, in Böhmen dürfe man Tacitus' Elbquelle nicht suchen, weil dieses Land damals den Markomannen gehört habe. Aber mit demselben Rechte, wie Tacitus den nur in Böhmen und Mähren bekannten Vibilius einen König der Hermunduren nennt, dürfte er wohl auch Böhmen als Hermundurenland bezeichnen. Er wufste zweifellos, dafs ein grofser Teil des Hermundurenstammes sich nach Böhmen gewendet hatte.

Es ist eine allgemein verbreitete, aber durch keine Quelle begründete Annahme, dafs die Markomannen von Marbods Tagen an bis zur grofsen Völkerwanderung ganz Böhmen oder doch den gröfsten Teil davon bewohnt hätten. An den Abhängen des Riesengebirges und der Glatzer Berge finden wir andere Völker ausdrücklich genannt. Die Markomannen aber geraten noch unter Augustus zwischen Donau und Drau, also in der heutigen Steiermark, mit den Römern in Kampf. Aus diesen Gegenden vertrieben, haben sie doch Jahrhunderte lang mit den Römern an der Donau gekämpft.[1]) Tacitus nennt sie unter den Stämmen, die Germaniens Stirn gegen die Donau bilden, zwischen den Varisten und den Quaden, nicht aber hinter ihnen. Wir sind durch keine Quelle zu der Annahme gezwungen, dafs auch nur Marbod noch gröfsere markomannische Siedelungen im nördlichen Böhmen behauptet habe. Viel wahrscheinlicher ist, dafs sein Zug ohne längeren Aufenthalt nach Südböhmen und der Donau gegangen ist, und dafs gleich hinter ihm Hermunduren die nordböhmischen Thäler gefüllt haben. Politisch hat Marbod nicht nur ganz Böhmen, sondern auch noch weite Strecken nördlich des Elbsandsteingebirges beherrscht, aber sein Reich bildete keine ethnographische Einheit. Die Wohnsitze der Hermunduren nehmen zur Zeit des Tacitus ein zusammenhängendes Gebiet zu beiden Seiten des Fichtelgebirges ein, westlich bis zu der Chattengrenze und dem limes Romanus, östlich bis an das obere (jetzige) Elbthal.

[1]) Sextus Rufus, Breviar. 9: *Marcomanni et Quadi de locis Valeriae, quae sunt inter Danubium et Dravum, pulsi sunt, et limes inter Romanos ac barbaros ab Augusto per Vindelicium, per Noricum, Pannoniam ac Moesiam est constitutus.* Die Glaubwürdigkeit dieser Angabe (die Palacky auf die Zeit vor Marbods Auszug beziehen will) wird freilich stark bestritten, offenbar weil man die Markomannen nicht so nahe an der Donau wohnen lassen will. Doch vgl. damit Vell. Paterc. 109: . . *cum a summis Alpium iugis, quae finem Italiae terminant, initium eius (Maroboduí) finium haud multo plus ducentis milibus passuum abesset.*

Wahrscheinlich haben sich auch nördlich des Erzgebirges noch Hermunduren gehalten; denn die Semnonen wohnten nach Ptolemäus noch am rechten Elbufer, und den Cheruskern eine Ausdehnung bis an das Erzgebirge zuzuschreiben, verbietet die geringe Bedeutung, die dieser Stamm bereits um das Jahr 100 gehabt haben mufs.

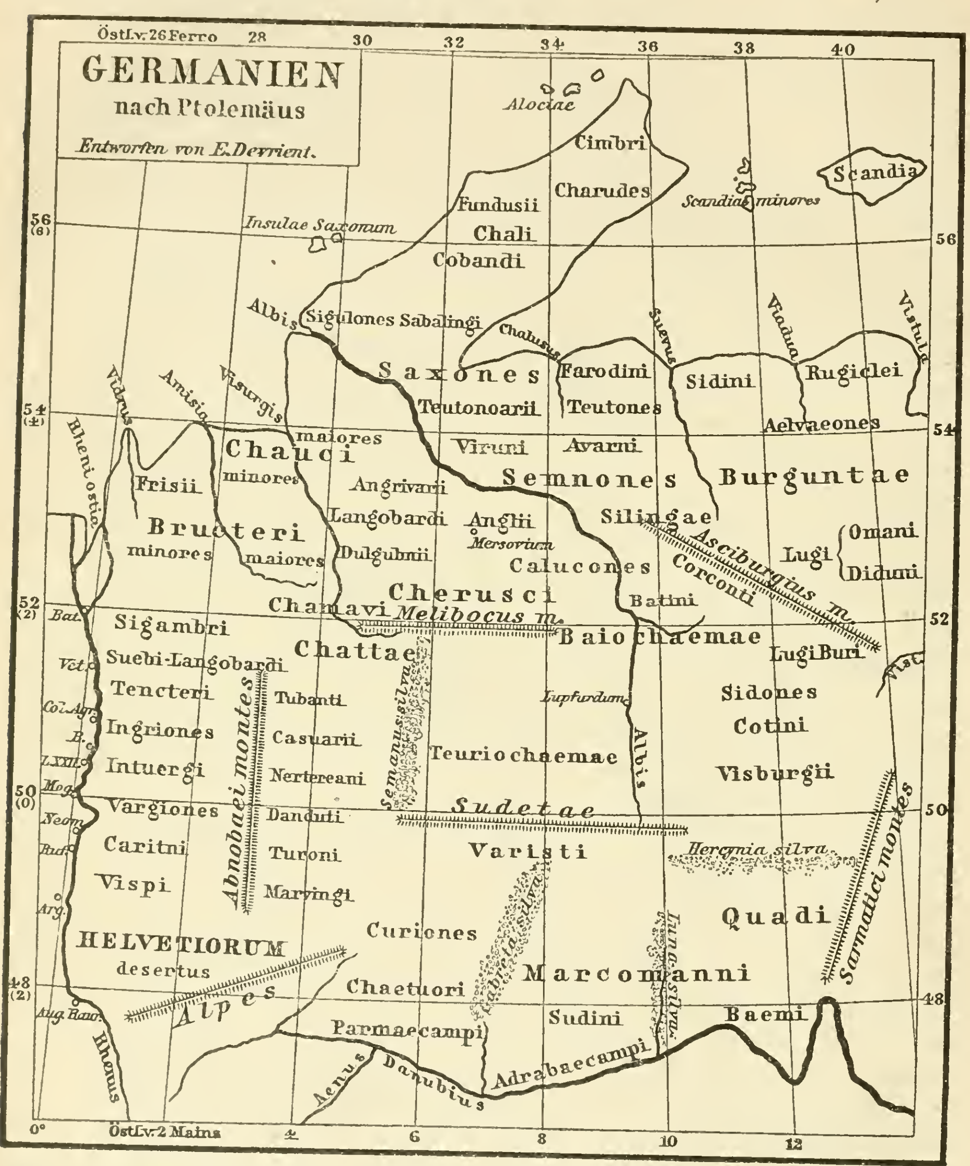
Das Gefühl des Zusammenhanges scheint den verschiedenen Teilen des Hermundurenstammes gegen das Ende des II. Jahrh. geschwunden zu sein. In dem grofsen geographischen Werke des Ptolemäus kommt der Name des Stammes nicht mehr vor. An seiner Stelle finden wir eine Reihe sonst unbekannter kleinerer Völkerschaften: an beiden Ufern der Elbe nördlich des Erzgebirges die Kalukonen, östlich von den Cheruskern die Bajochämen, über diesen Batinen und darüber im Askiburgischen Gebirge die Korkontier und die burischen Lugier bis zur Weichselquelle.[1] Die Bajochämen sind die Bewohner von Böhmen, ein vorläufig unbestimmter Begriff. Die Batinen des Ptolemäus sind vielleicht identisch mit den Butonen Strabos, die zu den von Marbod unterworfenen Völkern gehörten. Jedenfalls haben wir sie am Mittel- oder am Isergebirge zu suchen; denn über ihnen am Askiburgion safsen die Korkontier, deren Name vielleicht noch im böhmischen *Krkonošské hory* fortlebt. Vom Glatzer Gebirge bis zum Fufse der Westkarpathen finden wir dann die Buren, wie sie auch Tacitus hinter den Quaden kennt. Im folgenden Kapitel zählt Ptolemäus mehrere Gruppen von Völkerschaften im Osten des Abnobäischen Gebirgszugss auf, darunter nach einigen auch sonst überlieferten Stämmen die Turonen in unbestimmter Lage, die Teuriochämen über den Sudeten, die Varisten unter diesem Gebirge. Die Varisten reichen bis zum Gabretawald, unter dem die Markomannen wohnen.[2] Zum völligen Verständnis dieser Verhältnisse ist es nötig, die Ptolemäische Karte von Deutschland genauer zu betrachten.

Die Grundlage für die Ptolemäische Völkertafel Germaniens bildet die Gebirgs- und Flufskarte, die darum zuerst betrachtet werden mufs. A. Kirchhoff hat auf Grund der Beobachtung, dafs die Ptolemäischen Längenangaben infolge eines Irrtums bei der Abstandsberechnung zwischen Arbela und Karthago durchgängig zu hoch gegriffen sind, eine reduzierte Karte geliefert, worin die Längen allerdings der wirklichen Lage bedeutend näher gerückt sind, die Breiten aber natürlich in noch schlimmerer Weise verzerrt erscheinen. Um die richtigen Verhältnisse zu erreichen, müssen wir auch die Breitenangaben entsprechend berichtigen. Es ist gewifs, dafs Ptolemäus die gesamte Erdkugel viel kleiner eingeschätzt hat, als sie wirklich ist, und wir sind über den Grad seines Irrtums durch ihn selbst hinlänglich unterrichtet. Er berechnet im zehnten Kapitel seiner Einleitung die nordsüdliche Ausdehnung der bewohnten Erde

[1]) Geogr. II 11, 10; vgl. N. Jahrb. a. a. O. S. 533 f.

[2]) Geogr. II 11, 11: . . *πάλιν ἀπ' ἀνατολῶν μὲν τῶν Ἀβνοβαίων ὀρέων οἰκοῦσιν ὑπὸ τοὺς Σουήβους Κασουάροι, εἶτα Νερτερέανες, εἶτα Δανδοῦτοι, ὑφ' οὓς Τούρωνοι καὶ Μαρουίγγοι· ὑπὸ δὲ τοὺς Καμανοὺς Χάτται καὶ Τούβαντοι καὶ ὑπὲρ τὰ Σούδητα ὄρη Τευριοχαῖμαι, ὑπὸ δὲ τὰ ὄρη Οὐαριστοί· εἶτα ἡ Γάβρητα ὕλη . . . ὑπὸ δὲ τὴν Γάβρηταν ὕλην Μαρκομανοί . . .*

auf 80 Breitengrade oder 40000 Stadien und also, wie schon sein Vorgänger Marinus, einen Grad auf 500 Stadien.[1]) 8 Stadien oder einer römischen Meile entsprechen 1,5 km, ein Erdgrad wäre also nach Ptolemäus 93,75 km



lang; in Wirklichkeit sind es aber 15 deutsche Meilen oder 112,5 km. Ein Ptolemäischer Grad verhält sich demnach zu einem wirklichen wie

[1]) Ptol. Geogr. I 10, 1: *ὥστε συνάγεσθαι τὸ πᾶν πλάτος ὁλοσχερέστερον μοιρῶν μὲν οϑ̄ γ′ ιβ′ ἢ ὅλων ὀγδοήκοντα, σταδίων δὲ τετρακισμυρίων.* Auch 9, 2: *οἱ γὰρ δισμύριοι ἑπτακισχίλιοι ὀκτακόσιοι στάδιοι ποιοῦσιν ἐπὶ τοῦ μεσημβρινοῦ μοίρας πεντήκοντα πέντε καὶ τρία πέμπτα.*

93,75 : 112,5 = 1 : 1,2. Um ein richtiges Bild der Ptolemäischen Erdkarte zu bekommen, mufs man also die Zahl der Gradminuten sowohl der Länge als auch der Breite in seinen Lagenbestimmungen durch 1,2 dividieren. Zur Konstruierung der Karte Deutschlands nehmen wir nach dem Vorgange Kirchhoffs den richtigen Mainzer Meridian zur Grundlinie, um durch Reduktion der von Ptolemäus gegebenen Entfernungen von Mainz die wirklichen Längen zu ermitteln. Ebenso machen wir es aber auch mit den Breiten. Die Lage von Mainz ist 26° ö. L. (Ferro), 50° n. Br., bei Ptolemäus 27° 20′ ö. L., 50° 15′ n. Br. Die Emsmündung liegt bei Ptolemäus auf dem 29. Längengrad, also von Mainz 1° 40′ = 100′. Das dividiert durch 1,2 = 83, 33; die Länge von Ferro also 27° 23′. Die nördliche Breite der Ptolemäischen Emsmündung ist 55° oder 4° 45′ über Mainz = 285′, das dividiert durch 1,2 = 231′ oder 3° 51′ über Mainz, also 53° 51′ n. Br. Nach diesen Regeln ist die beigefügte Karte gezeichnet. Sie enthält trotzdem eine Menge von Fehlern, die teils den Quellen, teils persönlichen Irrtümern des Ptolemäus, vielleicht aber teilweise auch Versehen von Abschreibern zur Last fallen. Namentlich sind alle mitteldeutschen Gebirge zu nördlich und die Donau zu südlich gelegt. Da jedoch die Völkernamen durchaus auf die Lage der Gebirge und Flüsse bezogen sind und diese auch unter sich in Zusammenhang stehen, so ist es in den meisten Fällen möglich, die Wohnsitze der Stämme festzustellen. Dagegen mufs die grofse Mehrzahl der Städte, die Ptolemäus aufzählt, unberücksichtigt bleiben, da diese ihm in verschiedenen zusammenhangslosen Gruppen durch Reiseberichte mitgeteilt und von ihm offenbar kritiklos in seine Karte eingezeichnet wurden.[1])

Welches Gebirge haben wir nun unter jedem der Ptolemäischen Gebirgsnamen zu verstehen? Askiburgion ist sicher das schlesisch-böhmische Gebirge, die heutigen Sudeten. Dafs der Ptolemäische Melibokos nicht, wie gewöhnlich angenommen, der Harz, sondern nur der Thüringerwald sein kann, haben wir schon früher (N. Jahrb. a. a. O. S. 533 f.) gesehen. Das Abnobäische Gebirge mufs der Schwarzwald mit seiner nördlichen Fortsetzung, dem Odenwald, sein, wozu wahrscheinlich auch noch der Vogelsberg zu zählen ist. Der Semanuswald ist vielleicht identisch mit Cäsars Bacenis.[2]) Dafs wir uns unter den Ptolemäischen Sudeten den Böhmerwald zu denken haben, geht nicht nur aus der Lage ihres westlichen Endes hervor, sondern auch aus der Angabe des Ptolemäus, dafs unter den Sudeten die Varisten gewohnt haben. Denn deren Wohnsitze am Regen d. h. am südwestlichen Abhange des Böhmerwaldes sind nicht nur durch Tacitus' Aufzählung der Donauvölker, sondern auch durch Egilberts Vita S. Ermenfredi (Acta Sanctor. VII 117) gesichert, worauf Kirchhoff selbst aufmerksam macht. Wenn dieser trotzdem die Ptolemäischen Sudeten auf den Thüringer und Frankenwald deutet, so ist das nur aus seinem Be-

---

[1]) Vgl. auch G. Holz, Über die germanische Völkertafel des Ptolemäus (1894). Die Emsquelle habe ich gemäfs der Verbesserung Carl Müllers (*λβ′ νγ′* statt *λβ′ νβ′*), der auch Seelmann folgt, angesetzt. Was Holz S. 71 dagegen anführt, fällt nicht ins Gewicht.

[2]) C. Müller hält eine Ableitung des Namens *Σημανοῦς* aus *Βηκανοῦς* oder *Βωκανοῦς* für möglich; Ptol. Geogr. I S. 253

streben zu erklären, die Ptolemäische Elbquelle im Vogtlande zu suchen. Die Längsrichtung der Ptolemäischen Sudeten ist ebenso falsch wie die des Melibokos. Dreht man beide Gebirge um ihre Westenden 45° nach Süden, so erhält man ziemlich genau den durch Thüringer-, Franken- und Böhmerwald gebildeten Gebirgszug. Es läfst sich ja leicht denken, dafs Römer, die an der Weser aufwärts zogen und die scharfen Werrabiegungen an der Nordwestecke des Thüringerwaldes wahrnahmen, den weiteren Verlauf von Gebirg und Thal für westöstlich hielten. So würde sich auch die seltsame Lücke mitten in der Ptolemäischen Karte von Deutschland erklären. Unter dem Gabretawald, den Ptolemäus nicht als Gebirge aufzählt, wird der Bayrische Wald nebst jenen Ausläufern des Böhmerwaldes, die diesen mit dem böhmisch-mährischen Hügelland verbinden, zu verstehen sein. 'Unter' d. h. südlich von dem Böhmerwald können die Markomannen nicht, wie nach Kirchhoff Ptolemäus sagen müfste, gewohnt haben. Wohl aber folgen die Markomannen in der Reihe der Donauvölker, wie schon bei Tacitus, auf die Varisten 'unter', nämlich südöstlich von dem Bayrischen Wald. So zeigt auch Ptolemäus deutlich die Wohnsitze der Markomannen in Südböhmen und Oberösterreich. An den Ptolemäischen Sudeten, nahe ihrem östlichen Ende, entspringt die Ptolemäische Elbe, zweifellos die jetzige Moldau. Vermutlich kannte auch Tacitus die Moldau oder einen ihrer Nebenflüsse als Elbe, und jedenfalls wufste er, dafs diese aus dem hermundurischen Böhmen kam.

An Stelle der Taciteischen Hermunduren finden wir bei Ptolemäus folgende Namen: Kalukonen an der Elbe nördlich des Erzgebirges, Bajochämen an der Elbe südlich des Erzgebirges, Teuriochämen nördlich vom Böhmerwald und Turonen in der Maingegend oder nach der Donau hin. Es fragt sich nun, ob Hermunduren, wie Kirchhoff S. 47 annimmt, nur ein Sammelname für die bei Ptolemäus genannten ursprünglichen Stämme sein kann, wie später Franken und Sachsen. Zur Zeit von Christi Geburt fanden wir die Hermunduren am rechten Elbufer, von wo sie bald danach auf das linke übertraten; um die Mitte des I. Jahrh. stofsen sie an der Werra auf die Chatten, und um dessen Ende nennt sie Tacitus an der Donau. Und da glaubt Kirchhoff, die Zustände, die Ptolemäus schildert, seien der Bildung des Hermundurenlandes vorangegangen? Dann müfste der alexandrinische Geograph ja Reiseberichte über das innere Germanien aus der Zeit vor Christi Geburt gehabt haben. Nein, die von Ptolemäus aufgezählten Völkerschaften sind die Teile des unter dem Wellenschlag der nordgermanischen Wanderung am Erzgebirge zerschellten Hermundurenstammes. Die in das mittlere Böhmen an der Moldau vorgedrungenen Hermunduren sind die Bajochämen; die Teuriochämen und Turonen bewahren wohl noch die Hauptsilbe des Stammesnamens; auch die Kalukonen werden ein Zweig der Hermunduren sein. Zu des Ptolemäus Zeiten erklang der Name der Hermunduren zum letztenmal im mittleren Deutschland, als sich die Völker vom illyrischen Grenzwall bis nach Gallien hin gegen die römische Herrschaft erhoben.[1]) Da man allgemein annimmt, dafs Ptolemäus die Werke

[1]) Iul. Capitolinus, M. Anton. philos. 22: *Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant ut Marcomanni, Narisci, Hermunduri et Quadi, Suevi, Sarmatae, Latringes*

des Tacitus benutzt hat, ist es schwer zu glauben, dafs er die darin mehrfach genannten Hermunduren unerwähnt gelassen habe, wenn er sich nicht durch Kenntnis neuerer Berichte für dazu berechtigt gehalten hätte. Ptolemäus hat offenbar gerade für diesen Teil seines Werkes ganz junge Berichte verwerten können. Für diese Annahme sprechen auch die zahlreichen ostdeutschen Städte, die er anführt, die aber erst durch die neueren Handelsunternehmungen der Römer bekannt geworden sein können. Die bei Ptolemäus erwähnte Stadt *Lupfurdum* wird von Kirchhoff zur Erläuterung seiner Ansicht von der Ptolemäischen Elbe herangezogen. Er suchte sie in der Gegend von Leipzig an der sich dort von der Elster abzweigenden Luppe. Allein Lupfurdum liegt dem unzweifelhaft auf Merseburg zu deutenden und von Ptolemäus ganz richtig in das Gebiet der Angeln südwestlich der Mittelelbe gesetzten *Mersovium* ungefähr ebensofern, wie dieses der Nordsee, kann also unmöglich an der dicht bei Merseburg mündenden Luppe zu suchen sein, sondern nur in Böhmen; und da hat die Deutung Carl Müllers auf Lobositz ja viel Wahrscheinlichkeit, wenn auch die Lagenbestimmung bei Ptolemäus noch weiter nach Süden weist.



Elb- und Donau-Völker zur Zeit des Markomannenkrieges um 180 n. Chr. Maßstab 1 : 12 000 000 (0 100 200 300 Kilom.) .... Grenze der Hermunduren

Ptolemäus zeigt das Bild des Hermundurenstammes in dem Augenblick, als er, bereits in selbständige Teile zerfallend, doch noch das ganze grofse Gebiet der Taciteischen Zeit umfafste. Schwerlich hat der Alexandriner noch selbst die Kunde von den Ereignissen vernommen, die dieses Bild zerstörten. Obgleich die Römer die Donaulinie gegen die anstürmenden Markomannen behauptet hatten, hörte der Andrang der germanischen Stämme von Norden doch nicht auf. Noch vor dem Ende des II. Jahrh. scheinen die Langobarden ihre Wohnsitze am linken Elbufer geräumt zu haben und in südöstlicher Richtung hinter den Markomannen vorbei nach den Karpathenländern gezogen zu sein. Auch das Kernvolk der Sueben, das viele Jahrhunderte hindurch über-

et Buri. — 27: *Triennio bellum postea cum Marcomannis, Hermunduris, Sarmatis, Quadis etiam egit.* Die Wohnsitze der an diesen Kämpfen beteiligten Stämme veranschaulicht die beigegebene kleine Karte.

schüssige Volkskräfte nach Rhein und Donau gesandt hatte, die Semnonen verliefsen ihre nordische Heimat und zogen über die Elbe. Unter dem Namen der Alamannen erschienen sie am Main.[1]) Zum Schutze der von ihnen Bedrängten — und das können nur Hermunduren gewesen sein — kam um das Jahr 214 Antoninus Caracalla mit einem römischen Heere herbei. Aber er überwarf sich mit denen, die er schützen sollte, und schlofs mit den Eindringlingen Verträge.[2]) Damals ist das Hermundurenvolk aufserhalb Böhmens zu Grunde gegangen. Hinter den Alamannen kamen die Burgunder; auch Alanen und Vandalen nahmen teilweise diesen Weg, und alle Reste der Hermunduren am Nordabhange des Erzgebirges und am Maine sind von den durchwandernden Scharen fortgeschwemmt worden.

Nur in Böhmen hat sich der Hermundurenname länger gehalten. Verschiedene geographische Werke von der Wende des III. und IV. Jahrh. zeigen ihn noch zwischen Vandalen, Markomannen und Quaden.[3]) Als der Gotenkönig Geberich seine westlichen Nachbarn, die Vandalen, angriff, um die Mitte des IV. Jahrh., grenzten diese im Norden an die Hermunduren, im Westen an die Markomannen und im Süden an die Donau.[4]) Diese Stelle zeigt zwar auch, dafs die Wohnsitze der Markomannen bedeutend südlicher zu suchen sind als gewöhnlich geschieht, zwingt aber doch nicht zu der von Kirchhoff und anderen vertretenen Annahme, dafs die Vandalen damals in Siebenbürgen geweilt hätten. Wir dürfen wohl annehmen, dafs es sich noch um jene Gegenden an der March und den kleinen Karpathen gehandelt habe, wo wir Markomannen, Vandalen, Hermunduren und Goten schon mehrfach in Berührung sahen.

Das ist die letzte Erwähnung der Hermunduren. Auch den böhmischen Zweig dieses Stammes hat die germanische Wanderung vernichtet. Die Markomannen aber sind im V. Jahrh. mit den Varisten und anderen Völkern zu dem neuen Stamme der Bayern verschmolzen.

---

[1]) Vgl. Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte.

[2]) Cassius Dio, Hist. Rom. ep. LXXVII 13: *καὶ γὰρ ὁ Ἀντωνῖνος ἐς τοὺς Ἀλαμαννοὺς στρατεύσας διέταττεν, εἴ πού τι χωρίον ἐπιτήδειον πρὸς ἐνοίκησιν εἶδεν, ἐνταῦθα φρούριον τειχισθήτω. καὶ ἐπωνυμίας γέ τινας τοῖς τόποις ἀφ' ἑαυτοῦ ἐπωνόμαζε τῶν ἐπιχωρίων μὴ ἀλλοιουμένων· οἱ μὲν γὰρ ἠγνόουν, οἱ δὲ παίζειν αὐτὸν ἐδόκουν. ἐξ οὗ δὴ καταφρονήσας αὐτῶν οὐδὲ ἐκείνων ἀπέσχετο, ἀλλ' οἷς συμμαχήσων ἀφῖχθαι ἔλεγε, τούτους τὰ τῶν πολεμιωτάτων ἔδρασε* u. s. w.

[3]) Provinzialverzeichnis v. J. 297 (Abh. d. Berl. Akad. d. W. 1862 S. 492) unter den *gentes barbarae, quae pullulaverunt sub imperatoribus: . . . Marcomanni, Quadi, Taifruli, Hermundubi, Vandali* . . . Peutingersche Tafel: *Alamannia. Armalausi. Marcomanni. Quadi. [Hermun]dur[i].* Weltkarte S. 43a: *Γερμανῶν ἔθνη καὶ ἀποικίαι εἰσὶν ε'· Μαρκόμανοι, Βαρδουλοί, Κουαδροί, Βεριδοί, Ἑρμονδουλοί.*

[4]) Jordanes, De reb. Get. 22: *Erantque nam illis tunc ab oriente Gothi, ab occidente Marcomanni, a septentrione Hermunduri, a meridie Hister, qui et Danubius dicitur. Hic ergo Wandalis commorantibus bellum indictum est a Geberich rege Gothorum.*

GOETHES SCHEMA EINER ALLGEMEINEN NATURLEHRE

Von Theodor Vogel

Dafs Goethe sich zu einer Zeit seines Lebens ernstlich mit einem Gedanken getragen hat, der $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnt nach seinem Abscheiden von dem befreundeten Alex. von Humboldt durch Veröffentlichung des 'Kosmos' verwirklicht worden ist, scheint bisher nicht genügend bekannt oder beachtet worden zu sein, auch nicht im Kreise der Goethegemeinde..

Die Chronologie der Goetheschen Schriften von Riemer-Eckermann (1837) führt unter 1806 ein Schema der 'allgemeinen Naturlehre' auf. Die gleiche Angabe macht Goethe selbst in den Tag- und Jahresheften unter dem genannten Jahre (H. XXVII 152) mit dem Beisatze, dafs er dadurch für die Chromatik einen sicheren Standpunkt zu finden gesucht habe. Das Tagebuch vom 1. Aug. 1806 erwähnt eine Unterhaltung mit von Voigt über höhere Ansichten des Reiches der Natur und der Freiheit, die mit der Entwerfung jenes Schemas in Zusammenhang gestanden haben mag.

Nun hat sich in Goethes Nachlafs ein Blatt gefunden mit der Überschrift 'Entwurf einer allgemeinen Geschichte der Natur', das eine Disposition geognostischen Inhalts bietet; daneben aber auch, was wichtiger ist, ein ausführliches, Lücken zu Nachträgen lassendes Schema, dessen Inhalt durchaus zu jener Überschrift stimmt. Ausgehend vom Universum und der Betrachtung der Erde als Wandelstern sucht es die allmähliche Gestaltung der Erdoberfläche vom Mittelpunkte aus klar zu machen. Es schliefst ab mit der Bildung der Urgebirge.

Veröffentlicht worden ist dieses hochinteressante Schema von Riemers Hand aus dem Goethe-Archiv durch v. Loepers Vermittelung zum erstenmale von Kalischer im XXXIII. Bande der Hempelschen Ausgabe (CLXX—CLXXV). Die Weimarische Ausgabe giebt es (II. Abt. 9, 268—79) unter der eingeklammerten Überschrift 'Bildung der Erde' wieder, so jedoch, dafs sie die durch gröfsere Lücken im Manuskript voneinander getrennten 19 Abschnitte in der Folge 10—19, 1—9 bietet, teils aus sachlichen, teils aus diplomatischen Erwägungen. Zuzugeben wird sein, dafs das Schema durch diese Umstellung einheitlicher und planmäfsiger geworden ist, wenn auch einzelne Absätze den Eindruck machen, als seien sie nur Parallelentwürfe zu anderen.

Die Abfassung setzt R. Steiner (a. a. O. S. 313) in die Zeit um das Jahr 1807, in der Goethe sich damit beschäftigt habe, 'die im einzelnen gefafsten naturwissenschaftlichen Ideen zu einem Ganzen zu verarbeiten'. Sicher

ist es der Mühe wert, dieser seiner Andeutung weiter nachzugehen. Denn die Thatsache, dafs unseres Volkes gröfster Dichter sich jemals mit dem Gedanken getragen hat, eine Riesenaufgabe zu lösen, wie das Schema sie stellt, mufs jedem, der sich für dessen inneren Entwickelungsgang interessiert, hochbeachtlich erscheinen.

Wiederholt hat Goethe es ausgesprochen, welche Öde in seinem Innenleben durch Schillers Heimgang entstanden war. Die Ebbe in der dichterischen Produktion, die bereits 1804 begonnen hatte, dauerte die beiden folgenden Jahre hindurch fort; erst 1807 schaffte hierin Wandel (Plan der Wanderjahre, Pandora, Theatervorspiele, Sonette). In das traurige Jahr der Schlacht von Jena fallen abgesehen von ganz kleinen Gelegenheitsgedichtchen nur ein paar Faustszenen. Dagegen ist dieses mit naturwissenschaftlicher Beschäftigung, wie schon aus dem Tagebuch zu ersehen ist, ausgefüllt wie kein anderes.

Durch das ganze Jahr ziehen sich die Arbeiten an der Farbenlehre, die im Dezember zum vorläufigen Abschlufs kommt, durch den ganzen Sommer geognostische Studien. Angeregt durch Cottas botanische Naturbetrachtungen, wendet Goethe sich dazu im Herbst erneut der Morphologie der Pflanzen und Tiere zu und betreibt für die letztere eifrigst osteologische Arbeiten. Und nicht zufällig gehen diese verschiedenartigen Studien nebeneinander her. Das Tagebuch verzeichnet unter dem 10. März Physisches im allgemeinen, unter dem 1. August höhere Ansichten des Reiches der Natur und der Freiheit, dem 24. August (6. u. 15. Sept.) das Schema zu einem geognostischen Vortrag, dem 28. August Quästionen über die Temperatur der Erde, dem 9. Oktober eine osteologische Abhandlung, dem 10. November Hexameter zur Morphologie (*ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ*, H. XXXIII 272), dem 18. Astronomica, dem 6. Dezember Einleitung zur Morphologie, dem 24. die Absendung der Metamorphose der Pflanzen (= Einleit. zur Neubearb. der Morphologie, Jena 1807, H. XXXIII 6). Nehmen wir dazu die oben erwähnte Angabe des Dichters, dafs er 1806 das Schema einer 'allgemeinen Naturlehre' entworfen habe, so kann es nicht zweifelhaft sein, dafs in jenem Jahre nach einem grofsangelegten Plane eines 'sich zum andern fügen' sollte.

Kein Wunder, dafs neben den fortgehenden chromatischen Arbeiten die verschiedenen anderen Naturstudien nicht so rasch vorwärtsrückten, wie der Dichter gehofft hatte. Mit Hilfe des jungen Dr. Voigt (an Cotta, d. 24. Okt. 1806) hatte dieser seine 'Ideen über organische Bildung, besonders am osteologischen Typus durchgeführt'[1], in etwa 12 Druckbogen bis zum Ende des Winters fertigzustellen gedacht; die Einleitung, in der er 'seine Ansichten überhaupt' mitzuteilen beabsichtigte, sollte nachgeliefert werden. Begonnen hat er die letztere zwar am 6. November (s. Tageb. und Biedermann, Gespr. II 107), durchgegangen am 6. Dezember, aber nicht abgeschlossen. Auch die am 24. Dezember fortgeschickte 'Metamorphose der Pflanzen', eine Neubearbeitung des 1790 er-

[1]) An F. A. Wolf berichtet er unter dem 28. November von einem Entwurfe der Morphologie, von Träumen über Bildung und Umbildung organischer Wesen, an Zelter unter dem 26. Dezember von Ideen und Grillen über die organische Natur.

schienenen Aufsatzes, gelangte damals nicht zur Veröffentlichung; sie wurde erst 1817 gedruckt, gleichzeitig mit allgemein orientierenden Bemerkungen über 'Bildung und Umbildung organischer Naturen' nebst dem Vorworte von 1807. Die erwähnten Bemerkungen dürften sich nach der in der Anm. z. S. 64 angeführten ersten Briefstelle mit der Einleitung in die Morphologie decken, die am 6. November 1806 (s. o.) begonnen wurde, wenigstens im wesentlichen. Auch das Vorhaben, den ersten Entwurf des osteologischen Typus vom Januar 1795 und die Vorträge über vergleichende Anatomie von 1796 (in Verbindung mit der Metamorphose der Pflanzen) in neuer Bearbeitung erscheinen zu lassen, kam damals nicht zur Ausführung; was uns davon gedruckt vorliegt, ist erst 1820 veröffentlicht worden. Kein Wunder, denn das Hauptanliegen des Dichters war und blieb 1806 und weiterhin die Farbenlehre, deren polemischer Teil im folgenden Jahre sein Interesse fast ausschliefslich in Anspruch nahm.

Noch weniger kann es verwunderlich erscheinen, dafs damals das hochinteressante Schema der 'allgemeinen Naturlehre' vorläufig beiseite gelegt wurde. Eine noch bezeichnendere Überschrift 'Entwurf einer allgemeinen Geschichte der Natur' bietet übrigens für jenes das W. A. II 9 S. 288 mitgeteilte Blatt mit 17 geologischen Stichworten; man möchte glauben, dafs die endgültige Fassung des von Goethe geplanten Titels uns darin erhalten ist.

Im hohen Grade merkwürdig, für jeden Goetheforscher hochinteressant bleibt aber die durch jenes Schema erwiesene Thatsache, dafs Goethe, der in Italien nahe daran war, den Schwerpunkt seines Strebens in der bildenden Kunst zu suchen, im Jahre nach Schillers Heimgang ernstlich dazu gethan hat, diesen in das naturwissenschaftliche Studium zu verlegen.

'Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt' sagt Manto im Faust II 2, 3.[1]) Titanenhaft grofs mufs uns Goethe erscheinen, wenn wir das Schema Absatz für Absatz genau durchnehmen. Dafs im Jahre 1806, das dem allen kriegerischen Welthändeln so innerlichst abholden Dichter so schwere Prüfungen von dieser Seite her auferlegt hat, Goethe den mutvollen Entschlufs fassen konnte, die seit 1780 dilettantisch von ihm betriebenen verschiedentlichen naturwissenschaftlichen Studien insoweit zu ergänzen und in der Tiefe zusammenzufassen, dafs ein Werk, wie es später Alex. v. Humboldt in seinem Kosmos geboten hat, ihm als Abschlufs seiner Arbeiten vorschweben konnte, bleibt erstaunlich und im höchsten Grade bewunderungswürdig.

Die Bewunderung kann nur wachsen, wenn man erwägt, dafs bis dahin Goethe für seine geistvollen naturwissenschaftlichen Anregungen, soweit sie in die Öffentlichkeit gelangt waren, Anerkennung nur bei ganz wenigen geerntet hatte, während er für die grofse Masse der Fachgelehrten ein Stein des Anstofses und des Ärgernisses geblieben war. Und dabei war er eben im Begriffe, einem von aller Welt gefeierten Physiker, Newton, auf optischem Gebiete den Fehdehandschuh hinzuwerfen, den, wie er wufste, Hunderte von Anhängern des grofsen Briten aufzunehmen bereit waren!

[1]) 'In der Idee leben, heifst das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre', Spr. in Prosa, Eth. IV Nr. 345.

'Im Innern leuchtet helles Licht; was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen', an diese Worte Fausts (II 5, 4) wird man erinnert, wenn man sich Goethes damaliges Unterfangen voll klar macht. Den Widerwärtigkeiten des ihm immer näher rückenden Kriegsgetümmels, dem ablehnenden Verhalten der akademischen Meister der Naturwissenschaften zum Trotz setzt sich der 57jährige vor, die ihm aufgegangenen entwickelungstheoretischen Einsichten nach und nach durch den ganzen Bereich des organischen und unorganischen Lebens zu verfolgen. Für eine Dichternatur gewifs ein heldenhafter, kühnerhabener Entschlufs!

Und es war kein leichthin gefafster. Zunächst blieb das Schema zwar im Pulte ruhen neben unausgeführten Entwürfen anderer Art. Nach Abschlufs der Farbenlehre ist Goethe zu zusammenhängenden naturwissenschaftlichen Studien bekanntlich erst von 1816—1831 wieder gekommen. Die nach 1816 aber teils neu entstandenen, teils veröffentlichten Arbeiten reihen sich in das Programm ein, das im Schema vorgezeichnet war. R. Steiner (W. A. II 9) behauptet das S. 313 ausdrücklich von dem dort S. 288 289 f. 291 ff. 299 ff. 302 ff. Mitgeteilten.

Langsam genug rückten diese Arbeiten vorwärts. Zudem blieb Goethe mit Veröffentlichungen naturwissenschaftlicher Auslassungen auch nach 1816 äufserst zurückhaltend. Es verdient festgestellt zu werden, dafs bis zum Erscheinen des 1. Heftes 'Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie' im Jahre 1817 im Druck nur erschienen waren die Metamorphose der Pflanze (1790), die Beiträge zur Optik I II (1791 u. 92) und die Farbenlehre (1810), während seine Abhandlungen über den Zwischenknochen (1784), den Granit (1784) und die Einleitung in die vergleichende Anatomie (1795) bis dahin nur einzelnen Forschern mitgeteilt und durch diese auszugsweise zur Kenntnis weiterer Kreise gebracht worden waren. Erst mit dem 68. Lebensjahre gewann der Dichter nach fast 40jähriger Beschäftigung mit der Natur den Mut, allmählich als Naturforscher und Naturerklärer mit zusammenfassenden Arbeiten von gröfserer Tragweite hervorzutreten.

Die Zähigkeit, mit der Goethe auf diesem Gebiete nicht nur an den einmal entworfenen Arbeitsplänen, sondern auch an den einmal gewonnenen Grundanschauungen und beliebten Methoden festhielt, durch keinerlei Widerspruch beirrbar, ist im hohen Grade charakteristisch für ihn als hervorragende geistige Potenz und seine persönliche Eigenart.

Der Beihilfe von Mathematik zur Erklärung von Naturerscheinungen sich zu bedienen, hat Goethe lebenslang verschmäht und von deren 'Zauberformeln' weniger als billig gehalten.[1]) Die Bedeutung des wissenschaftlichen Versuchs hat er in Überschätzung der Sinneswahrnehmungen auf Grund wirklichen Naturlebens und Naturgeschehens andauernd nicht nach Gebühr gewürdigt.[2]) Wenn auch nicht Neptunist strengster Observanz, hat Goethe doch jederzeit

[1]) Über Mathematik und deren Mifsbrauch, 1826, H. XXXIV 130.
[2]) Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt, 1793, veröffentlicht 1823.

mit gröfster Hartnäckigkeit die Vorstellung von einem feurig-flüssigen Zustande des Erdinnern abgelehnt (indem er die Erdwärme vielmehr von chemisch-elektrischen Ursachen ableitete), ebenso die Annahme gewaltsamer Umgestaltungen der Erdrinde durch umfängliche vulkanische Massenbewegungen. Geradezu verhängnisvoll für sein ganzes späteres Leben wurde aber bekanntlich das eigensinnige Festhalten an dem Axiom von der Einfachheit des Lichtes gegenüber den heutzutage allgemein anerkannten, von Goethe zum Teil leider mifsverstandenen Aufstellungen Newtons. Noch manches dieser Art liefse sich anführen. Ehrlicherweise wird man somit zugeben mögen, dafs Goethe der Gefahr der Verknöcherung gewisser Synthesen (Hypothesen) zu Glaubensbekenntnissen, die er in seiner 'Analyse und Synthese' vom Jahre 1829 als unheilvoll bezeichnet (H. XXXIV 143), für seine Person keineswegs ganz entgangen ist.[1])

Alles dies erwogen, wird man es kaum zu bedauern haben, dafs Goethe nicht darauf verfallen ist, von 1807 ab unter Zurückstellung aller anderen geistigen Interessen auf die Ausarbeitung des Schemas von 1806 sich zu versteifen. Was er von 1807—1832 seiner Nation auf nichtnaturwissenschaftlichem Bereiche geboten hat, ist so vielgestaltig und wertvoll, dafs niemand versucht sein kann zu wünschen, es möchte Goethe in den letzten $2\frac{1}{2}$ Jahrzehnten seines Lebens noch mehr Naturforscher gewesen sein, als er es thatsächlich war, zumal da es zum mindesten fraglich sein darf, ob sein Ruf als Naturforscher durch eine zusammenfassende Arbeit grofsen Stils, wie sie 1806 geplant war, vermehrt oder verringert worden wäre. Gesichert ist dieser nach dem Urteile vieler Sachkundiger auch ohnedies für alle Zeiten. Dürften auch von Goethes botanischen, geologischen, osteologischen Aufstellungen nur wenige in der vorgetragenen Form der neueren Wissenschaft genügen, so wird die Geschichte dieser Disziplinen doch fort und fort die tiefgehenden, hervorragend fruchtbaren Anregungen dankbar verzeichnen, die von Deutschlands gröfstem Dichter in einer Zeit ausgegangen sind, in der eine lebensvolle Naturauffassung noch wenig verbreitet war.

Noch immer streiten sich ja die Fachgelehrten darüber, inwieweit Goethe als Prophet der 'Descendenztheorie' vor Ch. Darwin anzusehen sei; einig sind sie darin, dafs seine Forschungen sich entschieden in jener Richtung bewegt und durch alle Naturreiche den grofsen, damals noch neuen Gedanken der Entwickelung mit ebensoviel divinatorischem Tiefsinn als zäher Festigkeit verfolgt haben. Die von diesem Grundgedanken beherrschte Weltauffassung war die 'Magie', der Goethe-Faust ergeben war, unter Nichtachtung der 'Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen', unter Beiseitesetzung aller 'Skrupel und Zweifel'. Von vielen verlacht, von den grofsen Massen dazu gar noch als

---

[1]) In hohem Grade charakteristisch für Goethe ist die in den geschichtlichen Ausführungen zu seinen naturwissenschaftlichen Schriften unablässig wiederkehrende Betonung der persönlichen Förderung, die jede neugewonnene Einsicht ihm gewährt habe. Dankbar hegt er jeden neuen Gewinn als eine Bereicherung seines Innenlebens; so wird auch das Erforschte für ihn — zum Erlebten. Darin lag die einzigartige Stärke aller seiner naturwissenschaftlichen Arbeit, aber auch ihre Einseitigkeit.

ἄθεος scheel angesehen, hat Goethe als ein jederzeit nur von wenigen Auserwählten voll verstandener Einsiedler des Gedankens die Einsichten, die ihm bereits in der ersten Weimarischen Zeit aufgegangen waren, unermüdlich weiter ausgebaut bis an sein Lebensende, immer neue Gebiete der Natur in den Bereich seiner Interessen hereinziehend. 'Der Erdenkreis ist mir genug bekannt', sagt der hochbetagte Faust. Er spricht damit nur aus, was Goethe gegen Ende der zwanziger Jahre von sich rühmen durfte (vgl. d. Unterh. m. Eckermann v. 1. Febr. 1827). Darf man es doch geradezu behaupten, dafs Goethe von der Zeit ab, da die Befreiung von der Theateroberleitung ihm mehr Mufse verschaffte, also von 1817 ab, den Ausbau seiner naturwissenschaftlichen Gedankenwelt als die Hauptaufgabe, die Hauptarbeit seines Lebens angesehen hat.[1]) In den Biographien tritt dies m. E. nicht genügend hervor. Darum sei es verstattet, hierbei zum Schlusse noch kurz zu verweilen.

Seine 'leidenschaftliche' Neigung zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Forschungen hat Goethe hundertfach bezeugt von 1780—1832. Als rührend gewissenhafter Mensch und Beamter, der nie die Erfüllung nächster Pflichten über Ergötzlicherem versäumt hat (in diesem Stücke ein leuchtendes Vorbild), hat er aber jener Neigung immer nur in so weit nachgegeben, als es mit den 'Forderungen des Tages' vereinbar war. Von 1817 ab durfte er es füglich im gröfseren Umfange thun, da unter den seiner Obhut anvertrauten Anstalten und Sammlungen des Grofsherzogtums die naturwissenschaftlichen naturgemäfs die gröfste und andauerndste Fürsorge in Anspruch nahmen.

Wie Goethe selbst bezeugt, begann mit diesem Jahre nach der Gattin Tod, des Sohnes Verheiratung und der Umgestaltung seines Haushaltes eine Epoche des 'Verknüpfens, Ergänzens und Erläuterns' früherer Arbeiten, des Abschliefsens gewonnener Resultate. Poetisches, Ästhetisches, Kunstgeschichtliches kam dabei natürlich gebührend in Betracht. Das Hauptanliegen des mächtigen Geistes blieb aber fortan darauf gerichtet, das Reich der Natur und der Freiheit, der Stoffe und des Geistes als eine Alleinheit zu erfassen, innerhalb deren auf streng gesetzlichem Wege aus einfachsten Gebilden zusammengesetzte, aus niederen höhere sich 'entwickeln'. Ernste Kantstudien (s. Vorländer, Goethe und Kant, G.-J. XIX 167 ff.) traten an die Stelle der früheren spinozistischen Schwärmerei. Vor allem galt es aber nun, die verstreuten naturwissenschaftlichen Studien dreier Jahrzehnte zu sammeln, zu ergänzen, miteinander zu verknüpfen unter dem steten Bestreben, bis zur Grenze des Begreiflichen (den Urphänomenen) überall durchzudringen. Diese wissenschaftliche Weiterarbeit genügte ihm aber nicht. Als Hochbetagter fafste er den grofsartigen Plan, die Quintessenz der erworbenen natur- und kulturgeschichtlichen Einsichten auch poetisch zu verarbeiten in der Form von Einlagen in den 1825 in Angriff genommenen Faust II. Vom 11. Febr. 1826 ab bis zum 22. Juli 1831 bezeichnen die Tagebücher unablässig diese testamentarische

[1]) Auf seine naturwissenschaftlichen Einsichten hat Goethe sich mehr eingebildet als auf alle seine dichterischen Leistungen; Unterh. m. Eckermann v. 19. Febr. 1829. S. ebendas. unter d. 16. Dez. 1828, auch Biedermann, Gespr. V 51.

Arbeit als 'das Hauptgeschäft', 'den Hauptzweck'; nach erfolgtem Abschlusse (Eckermann II 237) sieht Goethe sein ferneres Leben als reines Geschenk an. Der kulturgeschichtliche Teil der Arbeit, sozusagen, war im Juni 1826 bereits zum Abschlusse gelangt. Die naturgeschichtlich-naturphilosophischen Bekenntnisse folgten unter heifsem Bemühen nach, Ende 1829 und Anfang 1830 mit I 5 (den Müttern; s. dazu die Erläuter. bei Eckermann II 117), II 2 (dem Homunculus), im September 1830 mit II 3—6 (der hochbedeutenden Klassischen Walpurgisnacht), im Frühjahr 1831 mit IV 1 (Hochgebirg), so jedoch, dafs die Walpurgisnacht erst am 14. Januar 1832 nach dem Tagebuche ihren Schlufs erhielt.

Wie viel von seinem naturphilosophischen Credo, seinen geologischen, morphologischen, überhaupt entwickelungsgeschichtlichen Anschauungen Goethe[1]) in die bezeichneten Szenen hineingearbeitet hat, wird sich erst ganz ermessen lassen, wenn die fachmännische Auslegung noch mehr als bisher sich mit dieser Seite der in Faust II uns, leider vielfach in stark symbolischer Verhüllung, vorliegenden Gedankenarbeit Goethes befafst haben wird. Keinesfalls ist der Verfasser dieses Aufsatzes der Mann, in das Helldunkel jener absonderlich tiefsinnigen Szenen Licht zu bringen.

Versagen kann er es sich aber nicht, dem Gefühle staunender Bewunderung abschliefsend Ausdruck zu geben, das jeden erfüllen mufs im Hinblick auf den Abschlufs, den das Leben des Achtzigjährigen durch die unverdrossene Förderung und schliefsliche Bewältigung des 'Hauptgeschäftes' gefunden hat. Nahe liegt es, dabei des im September 1780 Lavatern gegenüber ausgesprochenen Wunsches des jungen Goethe zu gedenken, die Pyramiden seines Daseins so hoch als möglich in die Luft zu spitzen. Dafs dieser Wunsch auch auf dem Gebiete des Wissenschaftlichen sich so glänzend erfüllt hat, verdankt Goethe sicher nicht zum wenigsten der 'Standhaftigkeit und Treue' (an Knebel, den 3. Dez. 1781), mit der er um die Lösung dieser selbstgewählten Lebensaufgabe sich gemüht hat.

---

[1]) Hauptthema: Bildung und Entstehung der Erde, die Entwickelung der höheren Geschöpfe aus niederen. S. Biedermann, Gespr. III 4 Nr. 524.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Reden und Vorträge von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VIII, 278 S.

Wenn in den letzten Jahren mitunter die Klage laut wurde, dafs das humanistische Gymnasium der Gegenwart im Kampfe ums Dasein von den Vertretern der Altertumswissenschaft an den deutschen Hochschulen nicht überall nachdrucksvoll unterstützt werde, ja im Stiche gelassen sei, so ist dabei auch meist an Wilamowitz gedacht worden. In utramque partem. Seine Göttinger Prorektoratsrede von 1892 'Philologie und Schulreform' hat ablehnende Beurteilung in den verschiedensten Tonarten hervorgerufen, insofern darin die Unabhängigkeit der philologischen Wissenschaft von der Schule mit stolzer Offenheit erklärt war. Aber es fehlte schon damals nicht an solchen, die sich recht wohl zu erklären vermochten, welchen Strömungen gegenüber der Redner das Wesen der Philologie und des akademischen Unterrichts scharf und bündig zu umgrenzen für seine Pflicht hielt, und die darüber den warmen Herzenston nicht überhörten, der nur mit Mühe gedämpft schien, die innerste Überzeugung, dafs zwar die Philologie nicht an der Schule, wohl aber die Schule an der Philologie hängt. Teuer ist dem Philologen gerade in jener Stunde die Erinnerung an seine 'eigene Schule, an die eigenen lieben Lehrer und die weihevollen Stunden, in denen sie die Liebe zum Ideale in dem Herzen des Knaben weckten'. 'Und auch der manchen Edelen denke ich', so fuhr er damals fort, 'die jetzt noch selbstverleugnend den schweren Kampf für das Ideal, das mir heilig ist wie ihnen, als Lehrer an der verwüsteten Schule kämpfen . . . Es ist . . der fröhliche Glaube an die Sonne meines Ideals, der mich vor der Nacht nicht bangen läfst: «von Osten, hoffe nur, sie kehrt zurück.» Daneben aber kann und will ich mich nicht der Wahrheit und der Wirklichkeit verschliefsen, dafs das Leben ewig neu ist und das Lebende allezeit recht hat: neuem Leben gebühren neue Formen'.

Wie das gemeint war, konnte man bereits vor acht Jahren, als diese Worte gesprochen wurden, deutlicher empfinden, wenn man das Vorwort zur gröfseren Ausgabe des Hippolytos (1891) gelesen hatte: 'Was ist übersetzen?' Darin war ein Glaubensbekenntnis niedergelegt, dem Wilamowitz immerdar treu geblieben ist: 'Wohl ist es traurig, wenn man sieht, dafs das eigene Vaterland sich von dem Ideal abwendet, nicht blofs dem hellenischen, sondern überhaupt dem Ideal. Gold, Sinnengenufs, Ehren, das sind die Güter, an die sie glauben; der Rest ist Phrase. Davon abzukehren, keineswegs blofs ästhetisch und intellektuell, sondern sittlich, ist das Hellenentum, oder vielmehr seine Seele, die nicht mit dem Leibe des Volkes gestorben ist, noch sterben wird, sehr wohl im stande. Dazu bedürfen wir seiner: ich weifs nicht vieles, was das eben so gut könnte. Der echte Goethe, und alles was mit diesem Worte gesagt ist, kann es gewifs, und für viele besser; aber um den zu verstehen, . . brauchen wir das Hellenentum erst recht . . Das was die Seele des Christentums ist, ist gewifs auch dazu im stande, und für viele besser. Aber auch das verträgt sich mit dem Hellenentume, sintemal dieses eine der Wurzeln des Christentums ist.' Und wie er das Seine gethan hat, durch seine Übersetzungen griechischer Tragödien das Ideal allen denen, die es suchen, vor Augen zu stellen in Sprache und Stil unserer eigenen grofsen Dichter, mit unvergleichlich gröfserer Wirkung, als wenn er apologetische Schriften für die humanistische Bildung verfafst hätte, das können wir ihm gar nicht genug danken.

In ähnlicher Absicht veröffentlicht Wilamowitz, mit der eben genannten Abhandlung 'Was ist übersetzen?' an der Spitze, acht Reden und vier Vorträge, die zumeist bestimmt sind, einem weiteren Kreise das Verständnis des hellenischen Volkes zu vermitteln. 'Daran haben wir unser Leben da-

hin gegeben', sagt er einmal vom Ziele philologischer Arbeit, 'und um geringeres ist es auch nicht feil. Wer aber einen solchen Besitz erworben hat, der soll davon mitteilen an jeden, der danach begehrt. Noblesse oblige'. Die akademischen Reden im Namen der Universitäten in Greifswald, Göttingen und Berlin, an Kaisers Geburtstag 1877, 1897, 1898 gehalten, zum Regierungsjubiläum König Wilhelms I. (1885), bei dem Jubiläum der Universität Göttingen (1887), bei der akademischen Preisverteilung (1892), zur Feier des Jahrhundertwechsels (1900), am Sarge Paul de Lagardes (1891), sind schon gedruckt, doch meist schwer zugänglich; die Vorträge waren bisher nicht veröffentlicht. Da es dem Verf. 'durchaus fernliegt, Dokumente seiner eigenen Entwickelung geben zu wollen', sind natürlich mitunter Berichtigungen, Streichungen, Zusätze von ihm angebracht worden, aufserdem einige interessante Anmerkungen, die den Fortschritt seiner und der allgemeinen Kenntnis bezeugen. Eine willkommene Bereicherung hat der Aufsatz vom Übersetzen erfahren. Schon früher lasen wir darin griechische Hexameter aus dem Nibelungenliede, äschyleische Trimeter aus Goethes Pandora und 'Über allen Wipfeln' als hellenistisches Epigramm und als sapphische Strophe. Nun ist noch ein kleines Gedicht von Goethe hinzugetreten, in doppelter Übersetzung:

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften,
Muse ruft zu Bach und Thale
tausend, abertausend Male.

So oft ein frisches Kelchlein blüht,
es fordert neue Lieder,
und wenn die Zeit verrauschend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

Ad ima terrae tu penetres licet,
petasve nimborum aemulus aethera,
Camena te ad fontes et umbras
mille modis revocabit usque.

Quicumque parvum flos caput extulit,
novo sacrari carmine postulat;
annique dum labuntur, horae
quadriiugam repetunt choream.

ἥν τ' ἀρθῇς νεφέεσσιν ὁμόδρομος ἠεροφοίταις,
Νικία, ἥν τ' ὀρέων νέρτατ' ἐς ἄντρα δύῃς,
μυριάκις σ' ἀψορρὸν ἐς εὔροα ῥεῖθρα καλέσσει
μοῦσα καὶ ἐς κομόωντ' ἄλσεα μυριάκις.
ὁππότε γὰρ καλύκεσσιν ἀνηβῆσαι νέον ἄνθος,
αὐτίκα ποιητὴν καινὸν ἔπρηξε μέλος.
αἰὼν γὰρ φοράδην τε ῥέει καὶ ἀνόστιμος ἔρρει,
ὧραι δ' ἀενάους κυκλοσοβοῦσι χορούς.

'Dafs ich das hier einfüge, geschieht, weil ich es gemacht habe, und gemacht habe ich es, weil es mein lieber Lehrer Wilhelm Corssen uns Primanern aufgegeben hatte: wir sollten uns ein passendes horazisches Mafs dazu suchen. Was ich damals lieferte, konnte ich jetzt nicht brauchen; aber ich weifs es sehr gut, dafs ich weder meine deutschen noch meine griechischen Verse machen würde, wenn ich nicht an den lateinischen das Handwerk gelernt hätte.'

So wird kein Sohn unseres neuen Jahrhunderts reden dürfen, und solche Verse wird auch schwerlich einer machen, das sind ja veraltete Künste. Aber wer unter uns noch dazu von verständiger Hand angeleitet worden ist, der wird bestätigen, dafs die 'lateinische Versifikation' den Spott und Hohn nicht verdient hat, den man reichlich über diese sinnigen, Kenntnis und Phantasie in gleicher Weise beanspruchenden Übungen ausgegossen hat. Sie gehörten zu den Leistungen, die die eigene Produktivität des Schülers reizten und ihn zuerst das Gefühl kennen lehrten, etwas geschaffen zu haben. Die sind seltener geworden.

Was ist es nun, das einst zumeist in feierlicher Stunde gesprochen, den Zeitgenossen das Altertum näher bringen soll, wie sichs dem Geiste des Forschers darstellt, der seit einem Menschenalter enthusiastisch um sein Verständnis gerungen? *Ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀοίδιμοι, Ἑλλάδος ἔρεισμα, κλειναὶ Ἀθᾶναι, δαιμόνιον πτολίεθρον.* 'Von des attischen Reiches Herrlichkeit' betitelt sich festlich der Panegyrikos, der vor 20 Jahren die Reihe der 'Philologischen Untersuchungen' eröffnete. Hier ist *ἡ ἀρχὴ ἡ Ἀθηναίων* geschildert, wie sie sich aus dem lockeren Staatenbunde von 478 zum wohlorganisierten Bundesstaate entwickelte, anerkannt von den Peloponnesiern und von Persien, mit dem Reichskriegsschatz in Athen. Die Stellung der drei Gemeinden Lesbos, Chios, Samos mit ihren Reservatrechten und der weit über 200 'Städte', deren in Kreise eingeteiltes Gebiet sich bis Kilikien erstreckte, ihre Matrikularbeiträge und der Staatshaushalt des Reiches überhaupt, Handelspolitik, Wehrpflicht und Staatsdienst der Bürger, Anbahnung von Einheit im Rechtswesen, auch in Mafs, Ge-

wicht und Münze, das ist in kurzem Überblick dargelegt, und dann wird mit begeisterten Worten gepriesen: 'Seine Götter und seine Helden, seinen Glauben und seine Ehre hat Athen dem Hellenenvolke wieder lebendig gemacht.' Die Ausführung dieses Gedankens (S. 57 ff.) gehört zum Schönsten, was Wilamowitz geschrieben und gesprochen hat, und wenn der Leser etwas entbehrt, so kann es nur das lebendige Wort sein. Kürzer ist fernerhin vom Niedergang des Reiches die Rede: 'Unabwendlich und nicht unverdient kam das Verhängnis. Aber die besiegte Sache war es doch, die den Göttern gefiel: auch wir, spätgeborene Sterbliche, können nicht ohne Wehmut den Fall dieses einzigen Volkes betrachten, das die Natur auch zum ersten politischen bilden wollte — aber sie vergriff sich im Thon und nahm ihn zu fein.'

Es ist bekannt, wie scharfen Widerspruch dereinst Inhalt und Ton dieser Rede hervorgerufen haben, in der ja auch mit vollem Bewufstsein eine Umwertung herkömmlicher Urteile und Anschauungen vorgenommen, ein neues Programm für die Auffassung der griechischen Geschichte in wesentlichen Punkten aufgestellt war. Heute spottet kaum mehr über das 'attische Reich', wer die Quellen übersieht, die erst unsere Zeit richtig eingeschätzt oder neu kennen gelernt hat, und jenen Gedanken folgen auch die Forscher des Auslandes, bei denen der Verdacht ausgeschlossen ist, sie seien von dem Ereignis unserer eigenen nationalen Einigung beeinflufst. Wenn eine Schilderung mit so wenigen Modifikationen nach so langer Zeit den Zeitgenossen so viel treffender erscheint, wie sichs in diesem Falle zeigen dürfte, dann hat sie die Probe bestanden.

Die zweite Rede trägt mehr den Stempel ihrer Veranlassung: sie ist beim 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms gehalten und handelt von der Basileia. Man denkt an Ribbecks Königsrede 'Majestät' (Kiel, 22. März 1869), ein Gegenstück auf römischem Gebiete. Die grundverschiedenen Vorstellungen, die man mit *βασιλεύς* und *rex* verband, werden uns nahegebracht: 'Es ist zwar in Rom der Königsname geächtet und in der Volksvorstellung zum Tyrannen geworden: den Hellenen ist er allezeit etwas Hohes und Heiliges geblieben, von allen Bezeichnungen für den Träger staatlicher Macht allein ein Träger der Majestät; wie denn wohl Zeus wie der Vater so der König aller Menschen ist, Jupiter nur, wenn er die Maske des Zeus trägt. Dafs die Hellenen bei der hohen Schätzung der Königswürde beharrten, hat seinen Grund in der Pietät, mit welcher sie an ihrer Heldensage hingen, in der sich geschichtliche Erinnerungen mit religiösen und ethischen Konzeptionen der Volksphantasie durchdrangen. In der Sage lebten die gottgesetzten Könige, und selbst die attische Demokratie hat sich als den Vertreter ihrer Ideen in der Sagenwelt einen König, Theseus, erkoren.' 'Das Königtum, dessen Namen erstrebt zu haben dem gröfsten Römer das Leben gekostet hat, ist dem Athener etwas Heiliges . . das Hellenische stellt sich hier wie so oft dem Germanischen zur Seite.' Auch die hieran geknüpften Betrachtungen beziehen sich vor allem auf die Geschichte Athens: auf den tragischen Fall des Reiches und das wachsende Übergewicht Makedoniens. Der Würdigung des Königtums bei den Sokratikern und Isokrates, den Vertretern der öffentlichen Meinung im IV. Jahrh., folgt ein Ausblick auf die Stoa und als abgerundetes, farbenreiches Schlufsbild die Allegorie des Dion von Prusa: Herakles im Hochgebirge vor Basileia und Tyrannis, der des Zeus Tochter erwählt.

Die späteren Reden wagen immer kühneren Flug. Der Altertumsforscher mit den 'philologischen Scheuklappen' wird zum Geschichtsphilosophen, der freilich, wie so manche seiner Äufserungen erkennen lassen, vom absoluten Werte des Wahrspruchs der Geschichtswissenschaft demütig genug denkt. 'Wenn die Weltgeschichte das Weltgericht sein soll, so ist sie zu schwer für ein Menschenkind, so kann nur der der Welthistoriker sein, der zugleich der Dichter dieser Tragödie ist.' . . 'Denn was ist ein Jahrhundert mehr als eine Welle auf dem Meere der Ewigkeit; und Wellenberg und Wellenthal sind gleichwertig vor dem, dessen Hauch die Lebensfluten der Äonen bewegt.' . . 'Generationen mögen dahin gehen, ohne den geistigen Ertrag der Menschenarbeit zu mehren, er nimmt darum nicht ab, und so mufs er von Äonen zu Äonen gemessen wachsen. Welchem Ziele entgegen? Wir wissen es nicht; Gott weifs es.' Der Glaube an die Entwickelung der Welt und ihrer Kultur in kontinuierlichem Aufwärtssteigen ist ihm ein Wahn, 'die Kultur kann sterben, denn sie ist mindestens einmal gestorben'; er glaubt dagegen 'Weltperioden' zu erkennen, deren letzte vom Ende des XVIII. Jahrh. anderthalb Jahrtausende hinaufreicht, während die hellenische sich jetzt bis in ihre nebelhaften Anfänge den gleichen Zeitraum hindurch verfolgen läfst. Diese beiden 'Ringe an der Kette der Ewigkeit' haben para-

digmatische Bedeutung, weil die Ursachen und Phänomene des Wachsens und Vergehens daran erkennbar sind. Aber selbst die ‘in Wahrheit unvergleichbare Blütezeit’ der hellenischen Periode kann nicht als absolut verbindliches Vorbild im Sinne des Klassizismus gelten, ‘sintemal eine goldene Zeit so wenig hinter uns wie vor uns liegt’. Die schweren Leiden unserer Gesellschaft, so hofft er, sollen einer neuen Weltperiode das Leben geben, und wiederholt führt er den Gedanken aus: ‘Neues Leben fordert neue Formen.’ ‘Gleichberechtigten Idealismus’ spricht der Redner in der ‘Ansprache an die Studierenden’ (1887) den unübersehbaren anderen Bahnen menschlichen Ringens und Strebens zu, die sich in unserer Zeit aufgethan haben, und voll Dank und Anerkennung gedenkt er besonders ‘Neujahr 1900’ der Männer im friedlichen Kampfe des modernen praktischen Lebens, dessen reiche Mannigfaltigkeit er bewundernd zu schildern weifs. Die ‘Mifsgeburten der Moderne’ verkennt er nicht: auch sie ‘würden ohne Zweifel in Hellas ihresgleichen finden, wenn die Zeit nicht gar so wenig für die Konservierung von Eintagsfliegen sorgte’. Aber er sieht den Reichtum der Menschheit in der Fülle der Individualitäten und begrüfst es mit Freuden, wo auch eine solche hervortritt. Fern liegt ihm Schwarzseherei im Hinblick auf die deutsche Gegenwart. ‘Ja, wir haben Grund genug, als Deutsche unseres Reiches froh zu sein’, so bezeugt er in der gedankenreichen Rede ‘Volk, Staat, Sprache’ (1898). Wohl weist er hin auf die im Innern drohenden Gefahren. Aber bei aller Dankbarkeit gegen die fremden Nationen, denen unsere Kultur verpflichtet ist, und ohne Hoffart gegen die aufstrebenden steht ihm Deutschland über alles, und er ruft beim Jahrhundertwechsel aus: ‘Wir haben das Recht, uns in festlicher Stunde einzugestehen, dafs das Köstlichste, was die Menschheit im XIX. Jahrhundert gewonnen hat, den Stempel deutschen Ursprungs trägt.’ Zu dithyrambischem Schwung jedoch erheben sich Gedanken und die rhythmisch dahinflutenden Worte, wenn sie der Wissenschaft gelten. Hier versagt der Bericht; das sind nicht wiederzugebende Stellen, die man nur mit Ergriffenheit lesen kann, mögen sie am fröhlichen Gedenktag zur akademischen Jugend gesprochen sein, oder bei Lagardes, des ‘Propheten’, stillem Heimgang an einem Weihnachtstage, der den Teilnehmern unvergefslich geblieben ist, oder vor grofser offizieller Versammlung. Ω ἐμὸν ἐκμήνας θυμὸν ἔρωτι Πλάτων, das ist dabei überall das Leitmotiv.

Der Verfasser hat Sorge getragen, dafs des Maestoso für uns nicht zuviel werde, die wir uns in den Elan der Stunde versetzen müssen, den der Leser naturgemäfs nicht lange festzuhalten vermag. Er fügte deshalb die ‘Vorträge’ hinzu, die Abwechselung, auch unter sich selber, genug bieten. Dafs die Vielseitigkeit des modernen Lebens auch den Alten nicht fehlte, das zu zeigen ist Pflicht des Philologen, heute mehr als je. ‘Die anderen sind gar nicht so böse. Sie wollen das alte, tote Zeug nur wegwerfen, weil es tot sei: wenn es das ist, so haben sie ja recht. Beweisen wir ihnen, dafs es lebt, sorgen wir dafür, dafs sie seine lebendige Kraft an sich selbst verspüren: dann werden sie es schon respektieren’ (Philol. u. Schulref. S. 115). Wer von uns, der solches einmal am rechten Orte versucht hat, auch im kleinen, müfste das nicht bestätigen? Unter den ‘modernen Menschen’ Proselyten für unsere Sache zu machen, ist oft gar nicht so schwer wie man denkt. Hüten wir uns nur, Dogmenweisheit zu predigen statt ihnen die Dinge zu zeigen wie sie sind, wie sie werden, wachsen und vergehen. Oder bekehrt man jemanden eher mit dem Katechismus in der Hand als im Hinweis auf das auf- und abwogende Leben, dafs er darin Gottes Finger erkenne?

‘Der Zeus von Olympia’ war Gegenstand eines Hamburger Vortrags von 1899. Hier ist die Geschichte des Heiligtums Olympia skizziert. Schon die wohl berechnete Form des Ganzen fesselt. Wie anspruchslos, fast an einen Reisebericht erinnernd, ist am Anfang die Beschreibung der ‘ungöttlichen’ Natur des Ortes. An den Märchenton streift die Erzählung von den Zwergen der Urzeit im Grottenheiligtume des Kronoshügels. Und dann nahen flufsabwärts die Männer von Argos mit Hera, und das ritterliche Sehergeschlecht der Iamiden steigt vom Berge herab, am Brandaltar des Zeus zu walten, vom Norden brechen Bergstämme in die Halbinsel: nun erst heifst das Feld das olympische, und Herakles gilt als Stifter des Festes; die Aufzeichnung des Siegers im Laufe von 776 bringt das erste chronologische Datum auf unserem Erdteil. Kurz werden die 3 Jahrhunderte der Blüte berührt, die Nachblüte der Kaiserzeit und der Untergang, aber in glänzender Sprache der Zeus des athenischen Meisters nach seiner Kulturbedeutung gewürdigt. Hier gegen den Schlufs scheint sich wie von selbst dem grofsen Gegenstande folgend die dichterische Form einzustellen, die Kola sondern sich wie in Goethes Iphigenie:

Menschlicher Hände Werke vergehen:
menschlicher Seele tiefste Gedanken,
übersinnliche sinnliche Bilder,
wie sie der wahre schöpferisch schaffende
Dichter und Künstler schauet und zeiget,
überdauern den Fall der Völker,
das Wechseln der Götter und Menschen.

Die weiteren, älteren Vorträge zeigen den Verfasser in origineller Art als Grammaticus: Einzelobjekte der Litteratur stehen im Mittelpunkt, das Ziel ist die Interpretation. Im leichten Plauderton, scheinbar improvisierend, wird mitgeteilt, was die Voraussetzungen zum Verständnis des Kunstwerkes bildet: von antiker Sternkunde und Verstirnung, aus der politischen und Kulturgeschichte der Ptolemäerzeit; und dann vernehmen die Zuhörer des Kallimachos 'Locke der Berenike', d. h. eine Übersetzung der Übersetzung Catulls. Es ist nicht zu zweifeln, dafs sie das seltsame Poem, so vorbereitet, wirklich verstanden haben. Catull hat seine Leistung bekanntlich mit einer Widmungselegie dem Hortensius übersendet. Diesen Begleitbrief hat der Verfasser nachträglich ebenfalls ins Deutsche übersetzt und einen Essay über den Dichter hinzugefügt, worin der befremdende Schlufs der Epistel seine Erklärung findet. — 'Aus ägyptischen Gräbern' giebt er Kunde über jüngst entdeckte Papyri, deren Verständnis durch seine Forschung schon so vielfach gefördert ist. Es sind aber nicht die litterarisch oder historisch bedeutenden Funde, die hier ins Licht gerückt werden, sondern aufser Darlegungen über griechisches Buch- und Schriftwesen, namentlich über den Brief, Proben anspruchsloser Art aus der Mitte des III. Jahrh., Makulatur von Krokodilopolis im Fayûm, meist aus dem II. Bande der Flinders Petrie-Papyri: Akten der ptolemäischen Verwaltung, Testamente, Rechnungen, Privatbriefe u. s. w. Mehr noch als der Inhalt dieser Stücke dürfte den Unbefangenen beim Anhören gefesselt haben, wie aus unscheinbaren Resten wichtige Schlüsse und typische Gestalten gewonnen werden. — 'An den Quellen des Clitumnus' schliefst die Sammlung ab. Vom Wüstenwind Ägyptens und seinen Nilkanälen zum klaren, kühlen Gewässer in den Bergen des grünen Umbrien. Wer von Foligno nach Spoleto gefahren ist, hat vielleicht eine kleine antik-christliche Kapelle am Wege beachtet, in deren Nähe der Bach Clitumnus seinen Ursprung nimmt. Der jüngere Plinius hat den Ort anmutig geschildert, und Vergil erwähnt ihn, wo er in den Georgica Italien preist. Giosuè Carduccis Ode 'Alle fonti del Clitunno' ist es, die der Verfasser erklären will, ein neues Lied vom alten Ruhme des Landes. Dort im Herzen der Halbinsel schaut der Dichter die Vorzeit seiner Heimat zukunftsfreudig vor sich emporsteigen. Auch hier sind, wie unabsichtlich, die Einzelheiten eines Kommentars einführend zum Bilde italischen Wesens gestaltet — besonders Vergil wird gewürdigt — und den Abschlufs bildet dann eine deutsche Nachdichtung der italienischen Ode. Wenn aber der Philolog am Anfang sagt, dafs er eigene Gedanken und Empfindungen fernhalten wolle, so hat er dieses Versprechen nicht gehalten: besteht doch ein Hauptreiz des Vortrags, wie der Leser bestätigen wird, gerade in den Empfindungen, denen er in Erinnerung an die umbrische Landschaft Ausdruck giebt, und in den Gedanken, die an ihre Geschichte geknüpft sind.

Wir müssen abschliefsen. Wie mannigfaltig im Inhalt, wie verschieden in Stimmung und Stil die einzelnen Blätter auch sein mögen, sie hinterlassen im grofsen den Eindruck einer geschlossenen, in sich gefestigten Anschauung von Welt und Wissenschaft. Die Gegenwart bedarf solcher Einwirkungen gar sehr, möge sie sie willig aufnehmen. Dankbar hat Wilamowitz das Buch dem Andenken seiner Pförtner Lehrer gewidmet: was er zum Ruhme ihres Berufs im Vorwort zu sagen weifs, davon rede ich nicht; mag jeder selbst es lesen, den es angeht — und in seinen Busen greifen.

Johannes Ilberg.

Gustav Kettner, Die Episteln des Horaz. Berlin, Weidmann 1900. 178 S.

Es ist Zeit, dafs wir uns Vergil und Horaz wieder erwerben, um sie zu besitzen. Ein Buch, das uns für Horaz dazu helfen kann, sind Kettners 'Episteln des Horaz'.

Sechs kurze Kapitel leiten ein. Sie zeigen, wie der Dichter durch Lebensalter und Art der Begabung, litterarische Verhältnisse und persönliches Bedürfnis von der Odendichtung zu philosophischen Studien und Darstellungen geführt wird (I); wie er aus Epikurs Lehre das, was seinen eigenen Lebensbedürfnissen und -neigungen entspricht, sich zu eigen macht und es zu einer einheitlichen Lebensanschauung in sich entwickelt, zu einem entschiedenen Individualismus mit der Freiheit, aber auch der Enge eines solchen (II); dann das Wesen der poetischen Epistel und ihre planmäfsige Komposition bei Horaz, die Lebensstimmung in den Horazischen Episteln und als Inhalt derselben die eigene Lebensauffassung des Dichters (III); ferner die Zeiten der Abfassung (IV); wie sodann die Briefe des

ersten Buches vom Dichter gruppiert sind nach ihrer Zugehörigheit zu verschiedenen Gedankenkreisen (V); welche Bedeutung endlich die Episteln für die Augusteische Zeit und das verwandte XVIII. Jahrh. gehabt haben und welche sie für unsere Zeit seit Kant und Goethe und unsere Jugendbildung noch haben (VI).

Es ist ein Vergnügen, diese Einleitung zu lesen. Sie ist klarverständlich geschrieben und ist fein und geistvoll, ohne es scheinen zu sollen. Weit entfernt, ein unbedingter Bewunderer des klassischen Altertums zu sein, fühlt und urteilt der Verf. auch Horaz gegenüber durchaus modern. Aber wohl gerade deshalb vermag er einem Augusteer, zunächst nach einer Richtung, gerecht zu werden. Im Gegensatz zu unseren Realisten, die bei Vergil und Horaz an den 'Quellen' sitzen bleiben und an den 'Widersprüchen' festhangen, drängt er überall von den Einzelheiten des Stoffs zur Einheit der Komposition, von den Quellen der einzelnen Gedanken zum Strom individuellen Gedankenlebens, durch die 'schlechtsitzende' Toga hinein in die Seele der Persönlichkeit. Und so findet er eine einheitlich Epikureische Lebensauffassung (gewöhnlich macht man mit Boissier aus Horaz einen halben Stoiker) und streng einheitliche Kompositionen; wenn Horaz der Augusteischen Zeit der erwünschte 'Philosoph für die Welt' wird und die Episteln dem XVIII. Jahrh. eine Art Evangelium bedeuten, so bleiben für uns noch die Reize eines vollentfalteten, stark persönlichen Lebens und für die Jugend Anregungen zur Bildung der eigenen Persönlichkeit. Gegenüber der Schule ist der Verf. mit Recht behutsam; denn auch Kunst, dichterische wie bildende, hat für die Jugend nur dann höheren Nährwert, wenn sie 'stark persönliches Leben' solcher Art enthält, wie die Jugend es ihrem eigenen inneren Leben assimilieren kann.

Auf die Einleitung folgt die Behandlung der einzelnen Episteln, jeweilen eine genaue analytische Darstellung des Gedankeninhalts, seiner Gliederung und seiner Einheit, und dann eine zusammenfassende Würdigung von Inhalt und Komposition. Knappe Anmerkungen (worin auch die Nachweise für die Epikureischen Quellen gegeben sind) schliefsen ab.

In den Analysen zeigt sich überall eindringende Schärfe des analytischen Sinnes und eine umfassende Kenntnis der logischen, dialektischen und rhetorischen Formen. Dafs in den Episteln nicht zwanglose Assoziation von Gedanken, sondern ein instinktives und durchgebildetes Bedürfnis des Komponierens walte, hat Kettner gegenüber Kiefsling u. a. erwiesen. Natürlich wird man manche Epistel im ganzen oder im einzelnen gern anders disponieren (ich z. B. würde öfters eine schliefsliche Dreiteilung vorziehen, nach dem rhetorischen Schema, doch aus Gründen der Natur und der Kunst); immer aber bieten die hier vorliegenden, formell strengen Analysen ein vorzügliches Mittel, die eigenen zu kontrollieren. Die den Analysen zu Grunde liegende Textkritik, höhere und niedere, ist erfreulich konservativ.

Bei der ästhetisch-psychologischen Würdigung hat sich das Suchen nach der Seele der Episteldichtung, der persönlichen Lebensauffassung und Lebensstimmung, reich gelohnt. Sind doch philosophische Gedanken als solche stimmungslos, überhaupt unpoetisch: kein Wunder, wenn sie unseren Erklärern oft keine poetische Harmonie zu ergeben scheinen. Vermag man aber erst eine Stimmung in ihnen zu hören, so wird man leichter sein Ohr für die Harmonie schärfen, die auch in freien Variationen, plötzlichen Übergängen, scheinbaren Dissonanzen liegt. So löst Kettner manche Schwierigkeit, und so weifs er dann der unvergleichlichen, liebenswürdigen Ironie mancher philosophischen Erörterung, dem überlegenen Humor mancher Anekdotenerzählung erst zu voller, erquicklicher Wirkung zu verhelfen. Auch durch Parallelen aus moderner Litteratur macht er uns die besondere Stimmungsnuance eines Gedankens, die Bedeutung eines Charakterzuges überraschend deutlich. Als Beispiele lehr- und genufsreicher Würdigungen nenne ich die Epistel I 7 an Mäcenas, die Episteln an Iccius, Vinnius, Numonius, an Lollius I 18, an Florus II 2. Diese letzte der Episteln ist dem Verf. die gehaltreichste von allen; eine gewisse Leere, bei künstlicher Zusammenfügung der Gedanken und prunkhafter Rhetorik, empfindet er nur in I 1.

Freilich, warum lautet bei dieser Einleitungsepistel das Urteil so ungünstig? Ich möchte hier einen allgemeinen Einwand gegen Kettner erheben. Zwar leugnet er, dafs die Horazischen Briefe wirkliche Gelegenheitsbriefe seien, und er betont, Horaz verfolge bestimmte praktische Zwecke nur so weit, als es der allgemeine Zweck des Briefes vertrage (S. 25 f. 87 u. a.); aber nun sollte doch der allgemeine Zweck einer poetischen Epistel ein poetischer, künstlerischer sein; dagegen nimmt Kettner — darüber darf S. 87 nicht täuschen — ganz

wie seine Vorgänger für einzelne Episteln und die ganzen Epistelbücher Haupt- und Nebenzwecke an, welche durchaus praktisch und unpoetisch sind. Es ist doch, scheint mir, ein 'bestimmter praktischer Zweck', wenn der Briefschreiber wirklich einen Freund empfehlen will (I 9, I 12) oder die endgültige Regelung seines realen Verhältnisses zu einem Freund und Gönner dem Publikum gleichsam annoncieren will (I 1, I 7), wenn er gegen wirkliche Gegner ficht (I 3, I 8, I 17) und für seine eigene litterarische Richtung öffentlich die Autorität des Kaisers anruft (II 1), wenn seine Episteln ein elegantes Lehrbuch Epikureischen Lebens sein und die bekannte 'Lücke' in der Litteratur, und zwar in der philosophischen, ausfüllen sollen (S. 40 ff.). Poetische Zwecke würde dagegen der Poet erreichen, wenn er z. B. einen Empfehlungsbrief nachahmte und uns ein feines Abbild davon gäbe, wie ein Mann, der Leben und Menschen kennt und die eigene Persönlichkeit achtet, sich in einer delikaten Lage höheren Gesellschaftslebens auf das delikateste hilft; oder wenn er uns an sich und seinem Mäcen mit Humor darstellte, wie ein Lebensweiser auch gegenüber Freundschaft und Dankpflicht sich die Freiheit der Persönlichkeit wahrt und ein nobler Freund und Gönner sie ihm natürlich gewähren mufs; oder wenn er den litterarischen oder philosophischen Fechter spielte, den Kaiser 'engagieren' zu wollen fingierte u. dgl., und der Leser hätte sein ästhetisches Vergnügen an dem Spiel und an der Fiktion. Ein poetischer Zweck der ganzen Sammlung wäre es, uns künstlerische Abbilder von dem Leben, von Arbeit und Kampf eines Mannes zu geben, welcher eine beglückende Lebensauffassung und Lebensgestaltung gewinnen und sich wahren will; dieser künstlerischen Absicht müfsten dann auch alle Realitäten dienen, seien es Personen oder Dinge oder praktisch scheinende Zwecke: sie würden der Dichtung Lebenswahrheit und den Reiz höherer Gelegenheitsdichtung verleihen.

Angenommen nun also, auch in Epistel I 1 seien die Zumutungen und Kritiken des Mäcenas zunächst als poetisches Motiv zu würdigen und Horaz bekämpfe eine Gegnerschaft des Freundes gegen seine neue Lebensrichtung mit Humor, dann sind Einleitung und Schlufs dieses Briefes nicht 'künstlich', sondern künstlerisch mit dem Hauptteil 'zusammengefügt'; denn im Hauptteil spielt Horaz den eifrigen Apologeten für sein neues Weisheitsstudium ebenfalls mit Humor. Dann ist aber auch jene Rhetorik des Hauptteils nicht leerer Prunk. Die rhetorischen Formen, die Kettner aus jener Epistel zusammenstellt (S. 52), finde ich sämtlich schon in den Reden der Helden vor Troja vorgebildet oder entwickelt; vieles überhaupt, was wir gerne mit einem Accent der Geringschätzung 'rhetorisch' nennen, ist eben nichts als ein natürliches Mittel lebendiger Rede, die überreden will; die Poesie, sei sie Homerisch oder Horazisch, darf auch das Überredenwollen und die dazu nötigen Mittel nachahmen, und in der Nachahmung darf der Humorist, wie der Pathetiker, sogar übertreiben.

Wenn der Verf. hier auf seinem eigenen Wege meines Erachtens blofs nicht weit genug vorgegangen ist, so bedeutet im übrigen sein Buch einen glücklichen und glückverheifsenden Fortschritt. Einen glücklichen, sofern für Horaz die Eigenart und Einheitlichkeit einer heute noch reizvollen Kunst nachgewiesen ist; und einen glückverheifsenden, wenn wir hoffen dürfen, uns auch Oden und Epoden des Horaz und die Vergilische Dichtung von wirklich modernem Standpunkt aus wiedererwerben zu können.

Theodor Plüss.

Wolfgang von Wurzbach, Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Mit 42 Abbildungen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandl. 1900. VIII, 382 S.

Seitdem Adolf Strodtmann in seiner noch zur rechten Zeit unternommenen Sammlung der Briefe von und an Bürger ein ergreifendes Gesamtbild dieses Dichterlebens gegeben hat, sind wohl durch weitere Publikation von Briefen die Beziehungen Bürgers zu seinen Freunden, namentlich die zu einem der treuesten, Goeckingk, weiter aufgeklärt, sind einzelne Abschnitte des Lebens genauer erforscht, sind auch zusammenfassende Darstellungen wieder gegeben worden, aber keine von diesen Veröffentlichungen ist der Strodtmannschen Sammlung des Aktenmaterials an unmittelbarer Wirkung gleichgekommen. Fast kann man mit Rücksicht auf gewisse Stellen darin sagen: 'Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan!' Hat der Verfasser der neuen Bürgerbiographie noch Traurigeres zu melden, da er erklärt: 'Aber noch hat man der Gesamtbiographie des Dichters nicht jene umfassende Aufmerksamkeit gewidmet, welche anderen Heroen deutscher Poesie zu teil wurde, noch hat man nicht die ganze Tragödie dieses traurigen Daseins heraufbeschworen'? Oder will er nur das Bekannte übersichtlich und damit wirkungsvoller für einen weiteren Leserkreis zusammen-

stellen? In der That hat er weder neue Quellen erschlossen, noch das Bekannte in wesentlichen Punkten umgewertet. Auch seine Hauptfundgrube ist der Strodtmannsche Briefwechsel. Er hat ihn stark herangezogen und hat durch geschickte Entnahme vieler Äufserungen Bürgers seiner Darstellung Leben und Farbe gegeben. Dabei ist er freilich der naheliegenden Gefahr nicht immer entgangen, dafs aus dem Zusammenhange gerissene Citate ihren ursprünglichen Charakter verändern; oder er verallgemeinert einen einzelnen Fall oder führt Nebendinge mit an oder läfst Wesentliches aus. Wir wissen natürlich nicht, wie viele Briefe Bürgers verloren gegangen sind. Trotzdem erklärt v. W. S. 229: 'An Briefen schrieb er 1786 nur vier.' Er scheint hier nur das Inhaltsverzeichnis bei Strodtmann angesehen zu haben. Denn der eine von den vieren ist eine gedruckte, aber mit einigen schriftlichen Zusätzen versehene Anzeige von Mollys Tode, wie sie jedenfalls in gröfserer Anzahl verschickt worden sind. Ein anderes an Scheuffler gesandtes Exemplar ist bei Strodtmann in der Anmerkung wiedergegeben. Aus einem weiteren Briefe an Friederike Mackenthun führt Strodtmann gleichfalls in einer Anmerkung Stellen an. Wenn nun auch Bürger in dieser Zeit einmal erklärt, dafs er lange nicht zum Schreiben gekommen sei, so kündigt er doch in dem ersten Briefe an Anna Elderhorst an, dafs am nächsten Posttage Stolzenberg, in dem zweiten, dafs ihr Mann und sein Schwager Nachricht erhalten würden. Wie viele Briefe er wirklich geschrieben hat, wissen wir nicht.

Auch sonst ergiebt sich gelegentlich, dafs v. W. sich nicht genügend umgesehen hat. Er setzt nach Strodtmann, der wieder auf einem Briefe Lichtenbergs fufst, das Zusammentreffen Karl Augusts mit Bürger Mitte Mai 1781 an. Dafs dies nicht richtig sein kann, konnte er aus einem von Sauer veröffentlichten, am 22. März geschriebenen und am 28. März expedierten Briefe Dorettens an Goeckingk erkennen, worin der Begegnung schon Erwähnung gethan wird. Thatsächlich erfolgte sie am 19. März (vgl. Schöll-Fielitz, Goethes Briefe an Frau von Stein I 490).

Bei der S. 46 citierten Stelle aus dem Briefe an einen Ungenannten vom 6. Februar kann kein Leser erkennen, dafs es sich um das Jahr 1772 handelt. Die vorhergehenden Angaben führen auf eine ganz andere Zeit. Es ist das eine der Stellen, wo Bürger sich über seine poetischen Fähigkeiten pessimistisch äufsert. Wenn nun ein andermal v. W. die unmittelbar folgenden Worte citiert: 'Ich fühle nicht die lebendige Quelle in mir, die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich mufs jeden armseligen Tropfen erst mit grofser Anstrengung heraufpumpen', wird der Leser sich wundern, dafs Bürger diesen Gedanken so stillschweigend Lessing nachempfunden hat. Bürger hat natürlich selbst dabei auf Lessing hingewiesen.

Gespannt ist man, des Verf. Ansicht über Bürgers ganze Persönlichkeit zu vernehmen. Da hören wir denn, dafs er 'ein eigenartiger, ungewöhnlicher Charakter' war, 'der seine merkwürdigen Schicksale zum grofsen Teile selbst verschuldet hat'. Ganz recht! Nur fällt auch ein guter Teil der Schuld den unglückseligen Gestirnen zu. Für alles, was Bürger verschuldet hat, hat er jedenfalls auf Erden reichlich gebüfst. Schon die Zeitgenossen haben manche leichtfertige Beschuldigung zurücknehmen müssen. Ich würde mich darum vor allgemeinen Bemerkungen hüten wie der folgenden: 'Bürger ist zeitlebens ein leidenschaftlicher Spieler gewesen, und die Passion für l'Hombre hat ihn viel Geld gekostet, welches er meist schuldig blieb', zumal da sie in sich einen Widerspruch enthält. Bekannt ist, dafs über Bürgers Saumseligkeit in Amtsgeschäften viel geklagt wurde. Als er sich um die Stelle Boies beim Feldmarschall von Hardenberg bewarb, wollte es sein Mifsgeschick, dafs ihm, wie übrigens auch vielen anderen, ein um die Hardenbergsche Familie verdienter Beamter vorgezogen wurde. Boie schreibt ausdrücklich: 'Mir schien der F. M. nichts wider dich zu wissen.' Trotzdem erklärt v. W.: 'Das schlechte Renommée, in welchem der Amtmann Bürger bei seinen Vorgesetzten stand, verhinderte seine Beförderung auch diesmal.' Bei dieser steten Hervorhebung der Fehler des Beamten Bürger vergifst man leicht, dafs er ohne sie wahrscheinlich nicht der Dichter, den wir an ihm haben, geworden wäre.

Am meisten hat Bürger geschadet der Überschufs an Sinnlichkeit, den seine kraftvolle Persönlichkeit erzeugte. Zu Liebeshändeln war er allezeit aufgelegt. v. W. verfehlt nicht, solche Abenteuer getreulich zu verzeichnen, so auch die empfindsame Episode aus der Rückreise von Hannover, wobei er wenigstens einen bezeichnenden Satz wegläfst. Daneben wittert er auch Unrat an unrechter Stelle. Wer die Verhältnisse kennt, aber auch wer sie nicht kennt, bedarf des Hinweises über Frau Listn nicht: 'Ein intimeres Verhältnis zwischen Bürger und ihr scheint nicht bestanden zu haben.' v. W. glaubt, die Lösung eines ver-

meintlichen Rätsels gefunden zu haben, wie nämlich Bürger — nach seinen eigenen Worten — dazu kam, von den beiden Schwestern die erste zu heiraten, ohne sie zu lieben. Er verweist auf die verfrühte Geburt des ersten Kindes. Wunderbar genug, dafs Sauer über den Zusammenhang noch Zweifel hegen konnte. Bürger selbst sagt in einem Briefe an Boie, dafs er sich 'verplempert' habe, was aber keineswegs ausschliefst, dafs er Dorette aufrichtig lieb gehabt hat. Man mufs eben den Dichter mit dem Salzkorn — wie er es selbst ausdrückt — verstehen. Er machte es wie sein 'wohlgesinnter Liebhaber':

> Wer A gesagt, der sag' auch B,
> C, D dann hinterdrein,
> Und buchstabiere bis in E-h'
> Sich treu und brav hinein!

Denn nichts lag seinem Wesen ferner, als tragische Verwickelungen wie in Wagners 'Kindermörderin' (so, nicht 'Kindesmörderin' heifst das Stück) heraufzubeschwören, so sehr ihn auch der Stoff poetisch beschäftigte. Überflüssige Skrupel macht sich v. W. auch wegen der Worte, mit denen Bürger sein gleichzeitiges Verhältnis zu beiden Schwestern und das Wesen seiner Liebe zu Molly bezeichnet. Mag diese Leidenschaft noch so heifs gewesen sein, so kann doch Bürger recht haben damit, 'dafs Sinnenlust der kleinste Bestandteil seiner unaussprechlichen Liebe war'. Denn wen hat er vorher oder nachher geliebt wie Molly? Bürger bekennt zwar Goeckingk, dafs alle Teile sich am besten stehen würden, wenn das Gesetz erlaube, die Geschichte des Grafen von Gleichen zu wiederholen. Daraus durfte v. W. aber nicht machen: 'alle Beteiligten fühlten sich wohl dabei.' Wie kann so jemand schreiben, der die herzerweichenden Schilderungen Bürgers über seine Seelenkämpfe gelesen hat? Und auch Doretten thut v. W. unrecht damit, dafs er — wenn auch nur um sie abzuweisen — die Möglichkeit erwägt, dafs Bürger hintergangen wurde, dafs ihr drittes Kind nicht Bürger zum Vater haben könnte.

Karoline Böhmer hat die bittere Äufserung gethan, dafs an Bürger sich die Schatten seiner seligen Frauen in der lebendigen rächten. Auch das Wort, das Lichtenberg mit Beziehung auf das Schwabenmädchen gesprochen haben soll: *Sero Iuppiter diphtheram inspexit,* mag er es auch vielleicht anders gemeint haben, pafst in diesem Sinne, da die Parömiographen den betreffenden griechischen Spruch auf die späte Rache des Zeus beziehen. Und sieht es nicht wie das Eingreifen einer höheren Macht aus, dafs Bürger infolge des Drängens seines Begleiters zur Brautschau nach Stuttgart abreisen mufste, ehe die Absage ihn erreichte? So nahm die Affaire, die Bürger zuerst als 'eine artige Anekdote in der Geschichte der deutschen Litteratur' erschien, ein Ende mit Schrecken. Bürgers Geschick ist echt tragisch, manches im 'Fuhrmann Henschel' erinnert daran. Aber Bürger selbst war kein eigentlich tragischer Charakter. Wenig treffend redet v. W. davon, dafs seine 'Gedanken in den Untiefen poetischer Vorstellungen schwelgten'. Bürgers Selbstmordgedanken nimmt er viel zu ernst.

Es ist Bürgers Unglück gewesen bei seinen Lebzeiten, dafs über dem Aufsergewöhnlichen seiner Lebensumstände seine edlen Bestrebungen übersehen wurden. Der Biograph mufs sich hüten, in den gleichen Fehler zu verfallen. Charakteristisch sind in dieser Beziehung auch die Worte, mit denen v. W. den Abschnitt 'Das Schwabenmädchen' einleitet: 'Mit dem Herbste des Jahres 1789 beginnt die für den Biographen interessanteste, zugleich aber auch traurigste Epoche in Bürgers Leben.' Strodtmann bleibt das Verdienst, diese zum Teil schon vorher bekannt gemachten Vorgänge urkundlich festgestellt zu haben. Das war nötig, damit Bürger hinfort gesichert werde vor leichtfertigen Versuchen, ihn gegen seine schamlose dritte Frau ins Unrecht zu setzen. Aber mufs diese schmutzige Wäsche nun im einzelnen auch in jeder für weitere Kreise bestimmten Biographie ausgehängt werden? Genügt nicht für die Gründlichen ein Hinweis auf den authentischen Bericht? Althof ging nur mit Bedenken an diesen Abschnitt von Bürgers Leben: 'Sehr interessant', sagt er, 'für das grofse Publikum (Bürger pflegte wohl Publikum und Pöblikum zu unterscheiden) könnte ich diesen Teil wohl machen ... aber dann müfste ich mich freilich über alle Rücksichten wegsetzen.' Willkommener wäre uns eine eingehendere, wirklich anschauliche Schilderung des Zusammenlebens mit all den Jugendfreunden in Göttingen, die in ihren späteren Briefen immer und immer wieder auf diese frohe Zeit frischen Strebens zurückkommen. Dabei würde auch eine Seite von Bürgers Wesen noch kräftiger hervortreten, der mächtige Zauber, den seine Persönlichkeit auf alle ihm näher Tretenden ausübte. Sodann müfsten die Stätten der Amtmannszeit, an denen so wichtige Werke entstanden sind, in ihrer landschaftlichen Stimmung noch deutlicher hervortreten. Hierzu würde dann

die mehr und mehr verödende Thätigkeit an der Universität in der zweiten Göttinger Zeit einen wirkungsvollen Gegensatz bilden.

Noch manche dunkle Punkte harren in Bürgers Leben der Aufklärung. v. W. hat wenig in dieser Beziehung beigetragen. Selbst von dem Bekannten stellt er manches nicht richtig dar. Deplaciert ist die Bemerkung über die Franckesche Stiftung, 'an welcher auch Salis, Contessa und Houwald studiert hatten'. Aus der Anmerkung: 'Nach Dr. Althofs Mitteilungen soll Bürger einst mit dem jüngeren Grafen zu Stolberg gewettet haben, wer «das gröfste poetische Meisterstück des Schmutzes und Ekels» hervorbringen könne', kann niemand ersehen, dafs der biedere Althof selbst diese Geschichte nur anführt, um sie mit Bürgers Worten überzeugend zurückzuweisen.

Dem bei aller Begrenztheit seiner Begabung doch klugen, wohlmeinenden und bescheidenen Boie wird der Verf. nicht gerecht, wenn er von ihm schreibt: 'Es ist charakteristisch für ihn, dafs er stets bestrebt war, andere zu kritisieren, ohne selbst über die Schwierigkeiten poetischer Gestaltung hinwegzukommen' — und gleich darauf: 'Bei der unaufhörlichen Tadelsucht Boies ist es begreiflich, wenn seine Einwände oft sehr kleinlicher Art waren.' Bürger wenigstens hat Boies Bemühungen um ihn gerechter beurteilt. Er liefs den Freund lange auf ein Widmungsgedicht warten und hat wiederholt seinen Plan dazu geändert. Was mag er in dem Gedichte 'Das Reiten' haben sagen wollen? Auch über die aus dem Zusammenhange allein angeführte Strophe eines anderen Gedichts, die auch v. W. erwähnt, finde ich nirgends eine Äufserung:

Dort wiegt ein üppiges Insekt,
Im Blumenkelche tief versteckt,
Der Flügel Zephyrs hin und wieder,
Indes ein andres seiner Brüder,
Von bösen Buben aufgespiefst,
Sein Leben martervoll beschliefst.

Sollte Bürger nicht damit den Gegensatz zwischen sich und dem Freunde scherzhaft haben bezeichnen wollen? In einem Briefe heifst es von Boie: 'Warum sind Sie nicht gekommen? Wieder brav geschwärmt? O, was haben Sie, Schmetterling, gegen mich Packesel es gut!'

Über den 'noch heute sattsam bekannten' Joh. Heinrich Vofs macht v. W. die Bemerkung, dafs sein Einverständnis mit Bürger auch durch die Rivalität in der Übersetzung des Homer gelitten habe. Die Rivalität bezog sich indes nur auf den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, mit dem aber Bürger nicht in eine blofs 'scherzhafte Fehde' geriet. Es war, wie der Briefwechsel zeigt, Bürger damals sehr ernst zu Mute. Was Bürger mit Vofs entzweite, war die Übernahme des von Goeckingk Vofs zu Liebe aufgegebenen Göttinger Musenalmanachs durch Bürger. Vofs nahm den vermeintlichen Verrat Bürgers viel tragischer als Goeckingk (Vierteljahrschr. f. Litt.-Gesch. III 112). v. W. stellt die Sache auf S. 154 f. gerade umgekehrt dar.

Als Bürger sich der Universitätsthätigkeit widmete, erbat er sich von Kästner Auskunft über die Bedingungen. Was da v. W. aus Kästners Antwort gemacht hat, ist gar nicht zu verstehen: 'doch habe er als Dozent nur das Recht, «gratis und frustra zu lesen» i. e. privatim, für ein honorarium, nicht publice, was nur den Professoren zustehe.' Was soll der Leser mit solchen Mitteilungen machen? Als Bürger endlich Professor ward, hatte die Sache den Reiz für ihn längst verloren. Und doch soll er nach v. W. seinem Freunde Meyer 'von Stolz erfüllt' davon Mitteilung gemacht haben. Ich finde nur Ironie in der Bemerkung, dafs er 'wie die Horazische *scabies* jetzt *extremum locum* im Lektions-Katalogus occupiere'. Bürger teilt in demselben Briefe dem Freunde die poetische Werbung des Schwabenmädchens mit. Darauf sandte Meyer ein warnendes Gedicht mit der Unterschrift 'Frau Menschenschreck', unter welchem Namen er und Bürger sonst zu schreiben pflegten. Auch v. W. nimmt eine unbekannte Verfasserin an. Meines Erachtens ist das Ganze ein ziemlich durchsichtiger Scherz, den sich Meyer selbst gemacht hat.

v. W. will auch Bürgers Werke behandeln. Er führt auch vieles über sie an, ohne doch in ihr inneres Wesen einzudringen. Was nützen überschwengliche Worte wie die über Lenore: 'eine der gewaltigsten Dichtungen, welche die deutsche Litteratur aufweist, eine gigantische Leistung, welche dem bis dahin unbeachteten jungen Dichter für alle Zukunft einen unerreichbaren Platz am Sternenhimmel deutscher Poesie gesichert hat'? Es wäre Zeit, auch Bürgers Prosa einmal gründlicher zu untersuchen, als es bisher geschehen ist. Sagt er doch selbst: 'Ich bin hierbei fast sorgfältiger, als ichs bei einem Gedicht jetzt zu sein pflege. Denn man ist gar zu geneigt, die Prosa eines Dichters nicht so gut wie seine Verse zu finden.' Seine grundehrliche Gesinnung hinderte ihn nicht, sich gelegentlich leicht zu maskieren. Er spricht in einem Briefe an Professor Born in Leipzig von einer Schelmhaut, einer Art Nebelkappe,

wie sie weiland die Zwerge führten. Als wahrer Proteus zeigt er sich in seinen Briefen. Wie glücklich weifs er den Ton zu treffen, um den von Heimweh geplagten Schwager Georg zu trösten! Dem jungen Goethe erwidert er in dessen kraftgenialischer Sprache. In den Ton derbster Burleske verfällt er in den kurzen Schreiben an seinen etwas wunderlichen Verleger Dieterich. Überall aber auch hier Leben und Bewegung und Anschaulichkeit durch Bilder und Vergleiche! 'Wer anders, als nur der tote Grenzpfahl im Felde, kann eine solche Szene der Verwüstung gleichgültig ansehn lernen!' — 'So verändern', nämlich an den Gedichten, 'das heifst ja nichts anders, als einem Nasen und Ohren abschneiden und frische von Hühnerfleisch anheilen, um ihn schön zu machen'. Als die Beiträge zum Musenalmanach spärlich eingehen, ruft er: 'Bald möchte ich schon Notschüsse thun, oder das Notglöcklein ziehen, wie die Bettelmönche, wenn sie nichts zu leben haben.'

Was v. W. über die bekannte Schillersche Rezension sagt, kann auch nicht befriedigen: 'Der gehässige Ton, in welchem sich der Dichter des «Don Carlos» darin gegen seinen um zwölf Jahre älteren Bruder in Apoll wendete, berührt um so sonderbarer, als kein Anlafs bekannt ist, welcher dieses Vorgehen Schillers gegen einen allerseits verehrten Dichter wie Bürger rechtfertigen könnte.' Fast scheint der Verf. nach einer Gepflogenheit des altathenischen Gerichtswesens anzunehmen, dafs auch auf litterarischem Gebiete ein Kritiker einen Grund zur Feindschaft nachweisen müsse, um nicht als Sykophant zu erscheinen. Er fährt dann fort: 'Dafs der letztere in seiner Kritik nicht nur von rein sachlichen Motiven beeinflufst war, ist kaum zu bezweifeln, da er eine Besprechung von Bürgers Gedichten, sofern ihm diese nicht zusagten, sonst schwerlich übernommen hätte. Bürger stand als Dichter im Jahre 1789 auf dem Gipfel seines Ruhmes, und Schiller hat sich durch diese Kritik gewifs sehr wenige Freunde erworben.' Gewifs hat das schroffe Auftreten Schillers etwas Befremdliches; doch darf man ihn deshalb nicht für einen Intriganten halten. Im Grunde hat Schiller ja damit recht, dafs Bürgers Gedichte teilweise den Stempel der Vollkommenheit entbehren, weil der Verf. selbst nicht zur vollen Abklärung gekommen war. Schiller trat um so rücksichtsloser gegen das materialistische und grobsinnliche Element in der Dichtung auf, als er sich selbst aus dieser derben Manier emporgearbeitet hatte; er griff gerade den gefeiertsten Vertreter an, wie einst Aristophanes den Sokrates, später Platen Immermann. Mir scheint auf Schillers Vorgehen zu passen, was er in den Briefen über Don Carlos von moralischen Dingen sagt: 'dafs der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung . . . sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten als nur immer der selbstsüchtigste Despot.' Bürger, dessen Weise es war, 'von menschlichen Dingen menschlich zu reden', hat viel Ähnlichkeit mit Schillers Musikus Miller: 'von der Brust weg, Herr Vetter, ich bin halt ein plumper, gerader teutscher Kerl.' Solange diese Gestalt ihre Wirkung nicht einbüfst, wird auch Bürger die Liebe seines Volkes behalten, der die Geschichte seines Grames auf die Laute setzte. Gerade das Grobkörnige seiner Dichtungen wird sie auch weiterhin schützen vor dem Zahne der Zeit, der so vieles zernagt. Übrigens bekommt man von seiner Kunst eine viel reinere Vorstellung, wenn man die Molly-Lieder zusammenstellt, wie es Grisebach gethan hat. Wesentlich Neues über Bürgers Leben und Dichten wird ja auch die Zukunft kaum zu Tage fördern. Aber das, was wir wissen, verlangt eine glücklichere Hand als sie der Verf. vielfach gehabt hat. Sein Buch ist eine im ganzen fleifsige Kompilation, kein Kunstwerk, wie es dem gebührt, der selbst nach lebensvoller Gestaltung so ernst gerungen hat.

Richard Opitz.

DIE ANALYSE ALS GRUNDLAGE DER HÖHEREN KRITIK

Von Alfred Gercke

(Fortsetzung)

IV. UMSTELLUNGEN

In der Geschichte der Philosophen des Diogenes Laertios pflegen die Biographien durch stereotype Übergänge verbunden zu werden, die einigemal der Reihenfolge der Viten in fast unglaublicher Weise widersprechen und daher ohne grofse und gewaltsame Umstellungen ganz unverständlich bleiben. In Buch VI werden die Kyniker behandelt, zuerst der Gründer der Schule Antisthenes (1—19), dann die jüngeren Kyniker (20—105), und im Anschlusse daran die Stoa in Buch VII. Den Übergang in § 19 bilden folgende Worte: 'Nachdem wir nun die Schüler Aristipps und Phaidons besprochen haben, wollen wir jetzt die vom Antisthenes abstammenden Kyniker und Stoiker heranziehen, mit denen es sich so verhält.' Nun sind aber Aristipp und Phaidon mit ihren Schulen in Buch II behandelt, vor Platon, Akademie und Peripatos (III—V). Also weist die Rekapitulation VI 19 auf eine Anordnung hin, bei der Antisthenes von seiner Schule durch die Kyrenaiker und Eleer getrennt war. Diogenes hat eine andere Abfolge vorgezogen, aber trotzdem gedankenlos aus einer guten Quelle, deren Spuren sich vielfach aufzeigen lassen, jene Übergangsworte abgeschrieben, die sich nun nicht mehr dem Zusammenhange fügen, aber einen trefflichen, bisher nicht benutzten Fingerzeig für die Anordnung jenes älteren Werkes abgeben (Greifsw. Programm S. 45 ff.).[1])

Antisthenes war in ihm, wie es scheint, vor Platon, dieser sicher vor Aristipp und Eukleides behandelt, da die Feindschaft der beiden III 36 aus dem Dialoge Phaidon nachgewiesen und darauf im Leben Aristipps II 65 mit den Worten *ὡς ἐν ἄλλοις εἰρήκαμεν* zurückverwiesen ist und auch im Leben des Eukleides II 106 das Platons (III 6) vorausgesetzt wird. Damit ist gesichert, dafs ein wichtiges Werk, wenn nicht die Hauptquelle des Diogenes, woraus er grofse Stücke wörtlich abgeschrieben hat, in den Büchern II, III, VI, VII vor-

[1]) v. Wilamowitz thut mir Unrecht, dieser von mir erschlossenen Quellschrift 'die analogen Trugbilder Diokles, Favorin und Nikias' gleichzustellen (Hermes XXXIV 632), denn nicht auf das Resultat kommt es an, sondern auf den Weg der Untersuchung. Ich bin nicht von äufseren Daten ausgegangen, sondern, mit Verzicht auf die Parallelüberlieferung, von der Analyse des erhaltenen Werkes, die gewifs genug Fehler im einzelnen enthält, aber eben gewifs den einzigen gangbaren Weg einschlägt, den v. Wilamowitz selbst gewiesen hat.

liegt, dafs also der von v. Wilamowitz im Antigonos mit Rücksicht auf Suidas angenommene Wechsel der Hauptquelle von Buch V an schwerlich richtig ist (den Grund der Verschiedenheit suche ich bei Suidas). Natürlich hat der Herausgeber und Erklärer des Diogenes nichts zu ändern, sondern nur die Widersprüche aufzuhellen; dagegen mufs die Synthese seiner Vorlage die Umstellung vornehmen.

Der Kompilator bindet sich nicht gern an die Ordnung und Folge seiner Vorlage, besitzt aber nicht die Fähigkeit, die Spuren der früheren Reihenfolge völlig zu verwischen. Auch im einzelnen hat er seine Vorlage durch Umstellen gelegentlich zu verbessern gesucht. Z. B. gegen die klar ausgesprochene Absicht seines Gewährsmannes, die X 28 f. wörtlich angeführt ist, dafs erst nach der grundlegenden Übersicht Epikurs selbst in drei grofsen Briefen die spezielle Darstellung der Epikureischen Lehren gegeben werden sollte, hat Laertios einzelne Stücke dieser Darlegung bereits vorher eingeschoben (Progr. 62 ff.) und deshalb X 34 den Wortlaut seiner Vorlage abgeändert (Progr. 36).

Wer in solchem Falle die ursprüngliche Vorlage herstellen will, mufs überall die Umstellungen vornehmen, während dadurch der Herausgeber des Diogenes den Verfasser selbst bessern würde.

So leichtfertig wie hier der Kompilator mit fremdem Gute geschaltet hat, wird so leicht kein Dichter oder Schriftsteller mit eigenen Gedanken verfahren. Und doch kommen den Interpreten häufig Zweifel, ob nicht Umstellungen hier und da dem Gedankengange merklich aufhelfen würden. Für Scaliger waren sie das beliebteste Heilmittel scheinbarer Schäden, und noch heute werden sie immer wieder, meist fälschlich, vorgeschlagen. Aber fälschlich ist noch nicht grundlos. Denn in den Episteln des Horaz und den Komödien des Aristophanes finden sich, und nicht nur hier, sorglose Kompositionen, die durch Umstellungen vielleicht gewinnen könnten und doch nur der Erklärung, keines Gewaltmittels bedürfen. Übrigens wird man auch fast nie solche Änderungen ausführen können, ohne für das Bessere, das man in einer Hinsicht herstellt, in anderer zugleich Schlechteres einzutauschen: sonst würden die meisten Verfasser gewifs selbst die bessere Stellung bemerkt und gewählt haben. 'Man läuft Gefahr', sagt J. Grimm in seiner Rede auf Lachmann (Kl. Schriften I 157), 'durch kritisches Ausscheiden, das gar kein Ende hat, auf der einen Seite zu zerreifsen, was auf der anderen verbunden wurde'. Nein, man zerreifst wirklich. Und trotzdem ist das Ausscheiden methodisch berechtigt und unanfechtbar.

Voranstehen möge eine unscheinbare Erfahrung, die jeder Schriftsteller an sich selbst machen kann: bei Citaten aus einem und demselben Buche pflegt man zuerst die Quellenangabe deutlich zu bezeichnen, nachher abzukürzen (oft mit dem schrecklichen Zusatze 'a. a. O.'). Nun ordnet man aber bisweilen nachträglich die Teile seiner Arbeit um, so dafs ein solches abgekürztes Citat wohl eine frühere Stelle erhält, oder das ausführlichere in eine Anmerkung verwiesen wird: dadurch entstehen Unebenheiten, freilich unbedeutender Art. Oder man braucht mehrfach einen Begriff, den man nachträglich genauer zu definieren sich entschliefst; geschieht das nicht bei der ersten Erwähnung, so

wird der aufmerksame Leser stutzen. Nur im Dialoge kann ein Partner leicht die Rolle des Kritikers übernehmen und nachträglich um Erklärung bitten; sonst wird wohl der Anstofs durch einen Zusatz wie 'was nachher zu besprechen sein wird' gemildert. 'Unmöglich ist', sagt Bruns (Platos Gesetze S. 138), 'dafs ein Wert als bekannt nur andeutungsweise citiert und mit ihm operiert wird, ehe seine Bedeutung gegeben ist'. Dies möchte ich lieber so fassen: eine nachträgliche Umstellung oder ein Zusatz wird psychologisch wahrscheinlich, sobald sich derartige Anstöfse finden.

Im Griechischen pflegen die Personennamen, wo sie erst eingeführt werden, ohne Artikel zu stehen, später den bestimmten Artikel zu erhalten. Verkehrungen dieses Sprachgebrauches regen den Verdacht einer Umstellung oder Interpolation an. Ebenso darf man schliefsen, dafs die Parallelberichte des Diogenes II 106 und III 6 in seiner Vorlage umgestellt waren, weil III 6 von *ἄλλοις τισὶ Σωκρατικοῖς* die Rede ist, die der Verfasser II 106 *τοὺς λοιποὺς φιλοσόφους* nennt.

Für den Dramatiker kommt es darauf an, die Situation, seine Hauptpersonen und die Nebenfiguren rasch und klar dem Publikum vorzustellen. Diesem Zwecke könnten in Schillers Don Carlos die Worte dienen:

> Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
> um meine Hand — Ruy Gomez, Graf von Silva —
> der König will, schon ist man Handels einig (II 8).

Abgeblafst erscheint dagegen die Frage I 3 'Sie haben uns noch nicht gesagt, ob Gomez hoffen darf, ob wir Sie bald als seine Braut begrüfsen' und der Nachtrag 'ein Mann, den unser gnädigster Monarch bekanntlich mit ihrer königlichen Gunst beehren'. Dem gegenüber darf man die Worte II 8 als früher ausgearbeitet und zur Einführung des Konfliktes bestimmt ansehen.

Der Anlafs zu gröfseren Umstellungen liegt für den Autor meist darin, dafs er sein Werk nicht aus einem Gusse schafft, sondern durch nachträgliche Ergänzungen, Erweiterungen und Umschmelzungen eigener oder auch fremder Entwürfe sich veranlafst sieht, die ursprüngliche Gedankenfolge umzuändern. Und das geschieht selten so gründlich, dafs nicht Spuren der ursprünglichen Reihenfolge zurückblieben, zumal wo in längeren Zeiträumen die Auffassung und Ausdrucksweise des Autors selbst sich verschiebt. So führt auch hier der Emendationsversuch dazu, frühere oder spätere Stücke, ältere und jüngere Bestände zu scheiden. Und wer sich an diese überall auftauchenden Probleme gewöhnt hat, wird bei gröfseren Kompositionen überhaupt nicht von vornherein voraussetzen, dafs die ersten Bücher zuerst und die letzten zuletzt verfafst seien. Denn nur einzelne Dichter und Gelehrte verfahren so, dafs sie ihr Thema von A bis Z hintereinanderweg abarbeiten. Die Regel ist, dafs mit dem Plane oder verschiedenen Plänen des Ganzen fast gleichzeitig die Ausarbeitung hervorragender Teile in Angriff genommen wird und dann durch Herstellung von Verbindungsstücken und Umschmelzen des jeweiligen Planes sowie einzelner Szenen allmählich ein Ganzes entsteht, das dem Verfasser noch

als eine Einheit erscheint. Gerade die Vorreden und Einleitungen pflegen ganz jung zu sein; besafs doch Cicero eine Sammlung von Proömien, so dafs er einmal aus Versehen zu einem gebrauchten griff (Ad Att. XVI 6, 4). Nicht selten ist sogar die leitende 'Idee' oder das einigende Band, das die disparaten Teile zusammenhält, erheblich jüngeren Datums als diese selbst.

Wir wissen, dafs von Goethes Faust der erste Monolog, das Gespräch mit Wagner und die Gretchen-Tragödie 1775, vor der Weimarer Zeit, entstanden, und in diesem Jahre der Vertrag mit Mephistopheles, der Spaziergang, Auerbachs Keller u. a. dazu gekommen sind; dafs dagegen Vorspiel, Zueignung und Prolog im Himmel erst 22 Jahre später erfunden, die erste Unterredung mit Mephistopheles noch später ausgearbeitet wurde. Wollte ein Herausgeber die Genesis des Faust darstellen, so müfste er an das Fragment des Frl. von Göchhausen die übrigen Szenen in chronologischer Umstellung anreihen und innerhalb des Fragmentes weitere Umstellungen vornehmen.

Wir untersuchen, welche Bücher von Vergils Aeneis zuerst gedichtet und bei Hofe vorgetragen sind, aber niemand setzt voraus (freilich aus einem äufseren Grunde), dafs es etwa I—III gewesen seien. Nur innere Gründe können hier entscheiden, ob und wie man umzustellen hat.

In der Ilias scheint der Zorn Achills eine relativ junge Erfindung zu sein, der noch nicht alle Teile des Heldenepos ganz angepafst sind. Obwohl Achill allein über alle Achäer so emporragt, dafs sein Fernbleiben vom Kampfe sofort den Troern Sieg verleihen müfste, bleibt dieser aus, und Diomedes übertrifft *Z* 98 (vgl. *I* 48) Achill an Furchtbarkeit. Und der Zweikampf zwischen Menelaos und Paris in *Γ* soll Entscheidung und Frieden bringen, die nur durch Treubruch der Götter und Menschen verhindert werden: ohne diesen würde Achill vergeblich die ihm von Zeus versprochene Sühne erwarten. Der Zweikampf würde am ehesten in den Anfang des Krieges, der Auszug des Diomedes in die letzte Phase gehören, aber beide scheinen älteren Liedern zu entstammen als Achills Zorn und die jetzige Tageszählung der Ilias.

Die Gesandtschaft an Achilleus in *I* wird an vielen Stellen der folgenden Gesänge nicht berücksichtigt und von Achill selbst verleugnet. Sie ist also entweder später gedichtet oder an einer späteren Stelle erzählt gewesen. Einer Umstellung widerstreben zwar ihr erfolgloser Ausgang und einzelne Beziehungen auf die *Λιταί*, die dem jetzigen Zusammenhange zu Liebe in die folgenden Bücher eingefügt sind, aber eine Umstellung wird auch kein Herausgeber unserer Ilias durchführen wollen. Nur der Hersteller eines älteren Bestandes und älterer Schichten wird auf sie nicht verzichten können.

Ein arges Versehen Schillers im Don Carlos, das scheinbar auf Vergefslichkeit beruht, hat ihm sofort nach dem Erscheinen des Werkes ein Kritiker Kindervater vorgehalten. Nämlich das Stelldichein in II 8 kommt zu stande durch ein Billet der Prinzessin, das Carlos von der Königin geschrieben glaubt: 'Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen' (II 4), 'Ich kenne ja die Handschrift nicht' (II 15). Dagegen giebt Carlos V 11 der Königin ihre Briefe zurück, die sie ihm früher geschrieben; und einen davon, den er stets auf

seinem Herzen getragen, dem Marquis auszuhändigen, hat er sich schwer entschliefsen können (IV 5). Alle Philologen haben diesen Widerspruch zu rügen oder zu bemänteln sich begnügt, Boxberger nennt ihn unbedeutend, und Elster (Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos, Halle 1888, S. 59, 1) bemerkt: 'Für die Ermittelung der Entstehungsgeschichte des Werkes hat dieser auffällige Widerspruch aber gar keine Bedeutung.' Wie erklärt er sich denn? Hatte Schiller die ganze Handlung in der jetzigen Reihenfolge konzipiert, so konnte er doch den Irrtum Carlos' schlechterdings nicht vergessen, weil daran die ganze Entwickelung des Dramas hing. Dagegen spielt der Brief der Königin nur eine untergeordnete Rolle: er motiviert Carlos' Mifstrauen gegen Posa, weil er nach Lermas Bericht seine ganze Brieftasche in den Händen des Königs glauben mufs; aber die plötzliche unbeschränkte Günstlingsstellung hätte dafür auch hingereicht. Schiller hätte also die Briefe Elisabeths (IV 5 13 V 11) ruhig streichen können; sie sind ein unwesentliches Rudiment älterer Entwürfe (von 1782/3) und gehören zu der 'chaotischen Masse des übrigen Carlos', die er am 5. 10. 1785 noch 'mit Kleinmuth und Schrecken' ansah, als er den grofsen Auftritt II 8 ausgestaltete. Den äufseren Beweis liefert die Quellenforschung: die Briefe und besonders der eine, nach Alcala geschickte, sind der Hauptquelle des St. Réal entlehnt, wie feststeht. Vielleicht sollte ursprünglich durch diesen Brief eine besondere Intrigue Posas eingefädelt werden, aber das ist später unterblieben. Als Gegenstück dazu brauchte er ein Billet der Eboli an Carlos, das sie entlarven konnte (IV 12). Die Unterredung an sich konnte auch durch Zufall oder mündliche Bestellung des Pagen herbeigeführt werden; und wirklich kommt II 8 nur der Schlüssel vor, der dem Billete beilag, nicht dieses selbst. Erst als Schiller seiner Quelle und seinen ursprünglichen Entwürfen ferner trat, erfand er das neue Motiv, das Billet mit dem Stelldichein in enge Verbindung zu setzen und Carlos die Handschrift der Schreiberin nicht kennen zu lassen. Das ist wohl nicht lange vor Ende 1785, sicher vor dem 21. 1. 1786 geschehen. Damals beabsichtigte er wohl, die überkommenen Briefe der Königin zu streichen, hat das aber in der Eile bei der schliefslichen Verarbeitung jener chaotischen Massen vergessen.

Eine zweite Umwälzung! Posa erklärt im Don Carlos IV 21:

> Ich sah sie keimen, diese Liebe . . .
> in seinem Herzen Wurzel fassen. — Damals
> stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.
> Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe . . .
> . . . meine ganze Leitung war,
> ihm seine Liebe zu erklären.

Das steht im Widerspruche zu I 2, wonach es 'acht höllenbange Monde' sind, dafs Carlos von der hohen Schule zurückberufen ist und das Feuer in seinem Busen wütet, als der Marquis heimkehrt und ihn kaum wiederkennt. Posa hatte zum letztenmal vorher Elisabeth im Louvre gesehen (I 4). Bei seiner Rückkehr ahnt er noch nichts von der unglückseligen Leidenschaft. Nun verläuft aber die gesamte Handlung des Dramas in fünf Tagen, zwischen IV 21

und I 2 4 liegen nur drei Tage; vgl. Bellermann, Schillers Dramen I 234 ff. Nur wenige Ausdrücke stimmen schlecht zu dieser Zeitberechnung, wie V 3 'den Tag nachher, als wir zum letztenmal bei den Karthäusern uns gesehen, liefs mich der König zu sich fordern' statt 'heute früh, nachdem wir uns gestern noch im Kloster gesehen'. Aber Schiller liefs sich dabei nicht 'durch die Fülle der Ereignisse täuschen und nahm unwillkürlich einen längeren Zeitraum an', sondern er hatte Posas Audienz, sein Emporsteigen und seinen Fall ursprünglich naturgemäfs auf einen längeren Zeitraum verteilen wollen, nicht auf einen Tag: die Tageeinteilung des Dramas ist wie die der Homerischen Gedichte eine junge Zuthat, die die Handlung straffer zusammenzuhalten bestimmt ist. 'Den Tag nachher' hat der Dichter aus einer älteren Fassung beibehalten. Und ebenso dachte er noch nicht an die fünf Tage, als er die Erklärung Posas IV 21 konzipierte, und noch weniger an die acht höllenbangen Monate, die jenen vorausgegangen. Nur wenn IV 21 einen älteren Entwurf[1]) wiedergiebt, sind die Worte erklärlich, nicht wenn sie in dem jetzigen Zusammenhange entworfen wären, nachdem die Ökonomie des Dramas und alle Einzelheiten des Aufbaues festgestellt waren.

Eine ganze Reihe von Umstellungen erfordern folgende Vergleichungen. Don Carlos kann I 9 den Marquis nur schwer gewinnen, weil dieser von der Majestät sich sehr merkwürdige Vorstellungen macht; als es Carlos aber gelingt, wird Posa gleich auf ewig und in des Wortes verwegenster Bedeutung der Seine und schwört ihm zu,

> so treu und warm, wie heute dem Infanten,
> auch dermaleinst dem König zugethan

zu bleiben. Dieses Gelöbnis hinkt jetzt der grofsen Szene I 2 nach, wo Posa bereits sein kindisches Gelübde als Mann erneuert hat:

> ich will bezahlen, wenn du König bist.

Älter aber und durch beide Szenen überholt ist Carlos' Herzensergiefsung an die Eboli II 8:

> Dir, Mädchen, dir entdeck ich mich — der Unschuld,
> der lautern, unentheiligten Natur
> entdeck ich mich. An diesem Hof bist du
> die Würdigste, die Einzige, die Erste,
> die meine Seele ganz versteht.[2])

[1]) Von dem Nähren und Leiten ist eine Spur nur in der Szene II 15 zu finden, wo Posa die Eboli und die Königin vergleichsweise dem Prinzen schildert und das Billet Philipps vernichtet.

[2]) Eine weitere Parallele hierzu und zu II 15 'offen liegt ihre schöne Seele mir' ist IV 15:

> Ich bin gekommen,
> weil du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
> auf deine gute, schöne Seele baue.
> Sieh, Mädchen, sieh, ich habe keinen Freund [mehr]
> auf dieser Welt, als dich allein.

Schillers von mir eingeklammertes mehr ist durch die Situation, dem Metrum zum Trotz, gefordert; abgesehen davon aber scheinen mir auch diese Worte älter als I 9 und I 2.

Das ist mindestens überflüssig geworden, nachdem Carlos in Posa den Busenfreund gefunden, dem er I 2 klagt:

> Lafs mich weinen,
> an deinem Herzen heifse Thränen weinen,
> du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
> auf dieser grofsen, weiten Erde niemand.
> So weit das Szepter meines Vaters reicht,
> so weit die Schiffahrt unsere Flaggen sendet,
> ist keine Stelle — keine — keine, wo
> ich meiner Thränen mich entlasten darf,
> als diese . . .
> Ein entsetzliches
> Geheimnis brennt auf meiner Brust. Es soll,
> es soll heraus.

Auch nach dem alten Schema des Carlos, das Reinwald aufbewahrt hat, sollte erst von dem Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt (I A 3) gehandelt werden, dann von seiner Szene mit dem Marquis de Posa (I A 4).

Damals war aber auch eine Begegnung des Prinzen und der Königin, nicht einmal eine wirkliche Aussprache, erst für den zweiten 'Schritt' geplant, wonach sich die Gegenliebe der Königin aus ihren Äufserungen in Gegenwart des Prinzen ('inneres Leiden, Furchtsamkeit, Antheil, Verwirrung' II A 2[c]) motivieren sollte. Diesem Plane entsprechend konnte Carlos II 15 gut äufsern:

> Ich mufs sie sprechen . . .
> Ich habe Hoffnung. — Du wirst blafs? Sei ruhig.
> Ich soll und werde glücklich sein

und:

> Ich spreche meine Mutter . . .
> Ich habe nun nichts mehr zu schonen — mufs
> mein Schicksal wissen. Sorge nur, wie ich
> sie sprechen kann.

Das kommt jetzt zu spät, nachdem die Königin I 5 ihm jede Hoffnung genommen hat ('Sie wagen es, zu hoffen, wo alles, alles schon verloren ist?'), Carlos selbst eingesehen, dafs sie für ihn dahin ist auf immerdar, und, nachdem der Wurf gefallen, geschworen hat:

> Hier steh ich in der Allmacht Hand und schwöre
> und schwöre Ihnen, schwöre ewiges —
> o Himmel, nein! nur ewiges Verstummen,
> doch ewiges Vergessen nicht.

Auch Posas Worte (II 15) 'Dann sah ich auch die Königin . .' setzen I 2 und I 5 nicht voraus: die Auftritte II 15 und II 8 enthalten Ausführungen, die vor den genannten Auftritten des I. Aktes konzipiert waren.

Aber es giebt noch ältere Bestände als diese Auftritte des II. Aktes. Aus Carlos' Bericht über die Abweisung der Eboli entnimmt Posa ganz richtig (II 15):

Die Fürstin Eboli
durchschaute dich. Kein Zweifel mehr, sie drang
in deiner Liebe innerstes Geheimnis —

und:

hätte
sie — dein Geheimnis nicht erfahren.

Älter als dieser alle Zweifel zerstreuende Bericht ist Posas Eingreifen im vierten Akte. Er tritt, als Carlos versucht, durch Vermittelung der Prinzessin seine Mutter zu sprechen (IV 15), atemlos dazwischen (16 f.):

Was hat er
gestanden? Glauben Sie ihm nicht.

und:

Wieviel hast du erfahren? Hier ist kein
Entrinnen mehr. Du wirst auf dieser Welt
es niemand mehr erzählen.

Dieses und die Verhaftung des Prinzen ist unbegreiflich, wenn die Prinzessin längst das Geheimnis erfahren. Denn um sein vollständiges Preisgeben zu verhüten, erfolgt die Verhaftung:

Zur Vorsicht,
wenn du vielleicht zum zweitenmal (!) versucht
sein möchtest, eine Eboli zu deiner
Vertrauten zu erwählen (V 1).

Eine vollständigere Wiederholung will Posa verhüten; der erste Versuch ist IV 15 erfolgt, aber Posa hält ihn für so rechtzeitig unterbrochen, dafs er das Leben der Prinzessin schonen kann. Die grofsen Auftritte des II. Aktes scheinen völlig vergessen: sie existierten eben noch nicht, als Schiller die grofse Intrigue entwarf, die wir jetzt in den beiden letzten Akten lesen. Auch Carlos' Herzenserguſs in IV 15 setzt die Aussprache in II 8 nicht voraus, und die Beschwörung der Prinzessin würde eine ganz andere Bedeutung erhalten, wenn ursprünglich sie allein geplant gewesen wäre und die Eboli von Carlos' Leidenschaft noch nichts gewufst, sondern höchstens in eifersüchtiger Liebe geahnt hätte:

Thu, was vor dir kein Weib gethan — nach dir
kein Weib mehr thun wird. Etwas Unerhörtes
Fordr' ich von dir — Lafs mich — auf meinen Knien
beschwör ich dich — lafs mich, zwei Worte lafs mich
mit meiner Mutter sprechen.

Dieses Verlangen stellt Carlos I 2 und II 15 an Posa, also sollte wohl die Szene IV 15 durch II 15, später durch I 2 gewissermafsen ersetzt werden, ist aber dann nicht beseitigt worden, sondern als ein halb wahnsinniger Annäherungsversuch eines völlig Verzweifelten stehen geblieben und zur Schürzung des Knotens weiter verwendet worden. Auch II 8 ist eine jüngere Dublette zu IV 15, aber anders gewendet. Ursprünglich war die Prinzessin eine ideale Mädchengestalt, deren Neigung zu Carlos ihm bekannt war (IV 15 'an deine Liebe lafs mich dich erinnern') und von ihm erwidert wurde ('lafs

mich jetzt geltend machen, was ich dir gewesen ... nur noch einmal stelle mich, so wie ich damals war, vor meine Seele'), gegen die er sich 'so unwürdig' verging, als die unglückselige Leidenschaft ihn erfaſste. Von dieser Liebe zu dem einzigen Mädchen sind einige Züge in den groſsen Auftritt II 8 verwebt worden, wohin sie schlecht genug passen: neben 'der Unschuld, der lautern, unentheiligten Natur' (II 8) steht jetzt 'erworbne Unschuld', die 'geschickt des Lasters Blöſsen mied' (II 15), das Billet mit dem Schlüssel (eine junge Erfindung Schillers) und der Fall der Unbelohnten.

Wie Schiller dazu gekommen ist, eine solche Fülle unausgeglichener, sich widersprechender Motive stehen zu lassen, geht aus den äuſseren Daten hervor: er arbeitete mit vielfachen Unterbrechungen fünf Jahre am Carlos (Sommer 1782—1787) und fand bei der eiligen Ausarbeitung namentlich der letzten drei Akte selten, wie er mehrfach in Briefen klagt, die rechte Stimmung. 'Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit sie abzuwarten. Wissentlich muſs ich mich übereilen' (30. Dezember 1786). 'Übrigens siehst du ein, daſs ich viele glückliche Ideen, manche Forderungen meines besseren Gefühls wegen der erstaunlichen Eile abweisen muſs — und auch gut, daſs es so ist' und 'meine bisherigen Arbeiten forderten auch diese feinere Stimmung nicht. Es war mehr ein Ordnen von Bruchstücken und Übersetzung meiner Prosa in Iamben' (22. April 1787). Diese Bruchstücke waren, wie sich nun ergiebt, zum guten Teile erheblich älter, manche etwa im Sommer 1784 entworfen, der Kern sogar vor der groſsen Pause, die Frühling 1783 begann. Darauf ist man bisher gar nicht gekommen, auch Ernst Elster hat den Charakter dieser Bruchstücke und der letzten Akte völlig verkannt. Aber die jetzt so unverständliche Intrigue des vierten Aufzuges wird erst voll verständlich, und zwar in ihrer ursprünglichen Anlage, wenn man sich die vorangegangene Aussprache der Königin und Carlos' I 5 wegdenkt, ebenso den unversöhnlichen Haſs der Eboli und vor allem ihre Selbsterniedrigung II 9—13: der Prinz wollte und muſste die Entscheidung aus dem Munde der Königin, die er nie mehr allein gesprochen, hören und wählte in der Verzweifelung als Mittlerin die bereits argwöhnische, sich verletzt fühlende Eboli; auf dem Höhepunkte griff Posa ein, behauptete, für ihn habe der Prinz die Unterredung erbeten, und opferte sich. Wenn so der Knoten des Dramas im Jahre 1783 geschürzt wurde, war alles durchsichtig und vortrefflich, was jetzt ein groſses Rätsel ist.

In Platons Staat II 357ª—367ᵉ leugnen Glaukon und Adeimantos, indem sie sich auf den Standpunkt der extremen Gegner stellen, den Wert unbelohnter Gerechtigkeit und verlangen von Sokrates den Nachweis, daſs nicht nur wirklich der Gerechtigkeit der Vorrang gebührt vor der Ungerechtigkeit, sondern auch wodurch sich jede von ihnen an sich als Gut oder Übel charakterisiere, ohne Rücksicht darauf, ob die Wirkung Göttern und Menschen verborgen bleibe oder nicht. Diese Wirkung will Sokrates im Staate aufzeigen (367ᵉ ff.), läſst aber dabei bald den Ausgangspunkt auſser Augen. Endlich kommt er IV 433ª zu einer ziemlich trivialen und als bekannt eingeführten

Definition der Gerechtigkeit (τὰ ἑαυτοῦ πράττειν) auf Grund der Forderung oder Beobachtung, dafs die Archonten derart Recht sprechen, dafs kein Bürger fremdes Eigentum erhalte, noch des eigenen beraubt werde (433[e]). Der Wert der Gerechtigkeit liegt also in dem äufseren Vorteil der Besitzenden. Sodann wird ein Übergreifen des Zimmermanns und Schusters in das Handwerk des anderen zwar noch als ziemlich unschädlich bezeichnet (434[a]), aber das Hineindrängen in die höheren Stände als vernichtend für den Staat: dies und die πολυπραγμοσύνη sei der Krebsschaden des Staates, in hervorragendem Grade ein Übelthun, und das gröfste Übelthun müsse man Ungerechtigkeit nennen (434[c]). Diese Definition tritt also hier fast als Axiom auf, durch Staatraison begründet; von der Möglichkeit, dafs Ungerechtigkeit im Gewande der Gerechtigkeit und umgekehrt erscheinen könnten (B. II), ist gar keine Rede; der Adeimantos des II. Buches bestritt gerade auf das entschiedenste, was hier Glaukon sofort einräumt, dafs die Ungerechtigkeit eine κακουργία sei: das sind sonderbare Widersprüche.

Vergleicht man genauer die beiden zusammenhängenden Erörterungen miteinander, so mufs man schliefsen, dafs diese zwar in sich einheitlich sind und jede für sich *uno tenore* niedergeschrieben sein können, dafs aber B. IV nicht die einfache und natürliche Fortführung des in B. II eingeleiteten Gedankenganges ist. Vielmehr wird der Widerspruch erst verständlich, wenn man sich die Abfassung von B. IV—435[a] älter denkt als die von B. II—367[e]. Ob man, um den ursprünglichen Bestand oder die Genesis des Werkes herzustellen, sich das Schema so zurechtmacht: II[a] ist nach IV umzustellen, oder: II[a] ist später interpoliert, das bleibt für die Sache gleichgültig. — Man kann zweifeln, ob nicht der Abschnitt des II. Buches zu den jüngsten Bestandteilen des Staates gehört, da sogar der Phaidon über die utilitaristische Begründung der Ethik noch nicht wirklich hinausgelangt ist. Endgültig scheint mir die von Glaukon und Adeimantos gewünschte Antwort nur auf Grund der Ideenlehre möglich, die am Schlusse des V. Buches eingeführt, aber nicht zur Erledigung des wichtigen Desideriums benutzt wird, nachdem der Standpunkt der extremen Gegner IV 445[ab] kurzweg als lächerlich abgelehnt ist.[1]) Dagegen gehört der Kern des IV. Buches meines Erachtens zu dem Ältesten, was wir von Platon haben.

Der Schlufs des Staates enthält einen Nachtrag zum I. Buche, der von gleichen Voraussetzungen ausgehend den Wert der Gerechtigkeit mythisch durch die Belohnungen und Strafen zu veranschaulichen sucht, die im Jenseits Gerechte und Ungerechte erwarten (X 614[a]—621[c]). Das kommt aber zu spät,

[1]) Dies scheint auf den ersten Blick eine frappierende Widerlegung auf Grund der Gleichsetzung von νόσος τῆς ψυχῆς ἀδικία ἀκολασία κακία αἶσχος δειλία ἀσθένεια ἀμαθία (444[b—e]), deren letzte Glieder Glaukon X 610[d] thatsächlich beseitigt. Wenn die Brüder nicht aus der Rolle fielen, hätten sie den Einwand des X. Buches gleich im IV. vorbringen müssen und auch die κακία nicht zulassen dürfen: sie konnten sich ja gut auf σωφροσύνη und ἀκολασία allein beschränken, was Sokrates auch von δικαιοσύνη und ἀδικία behauptet. Die ganze psychologische Gleichung ist nicht aus dem Gedankenkreise von II[a] heraus erfunden, scheint mir, sondern älteren Ursprungs, aber geschickt durch 445[ab] mit II[a] verknüpft.

nachdem im Beginne des II. Buches Glaukon und Adeimantos mit Sokrates' Zustimmung verlangt haben, man solle, um das Gerechte an sich zu bestimmen, von jedem Lohne hienieden oder dereinst absehen. In Buch X ist also ein älterer Entwurf aufbewahrt, der jene niedere Stufe der Moral, die utilistisch-eudämonistische, darstellt, über die sich zu erheben die Erörterung in Buch II bereits glücklich eingesetzt hatte. Und es ist nur ein Notbehelf, dafs Sokrates nun doch noch (trotz IV 445[a]) der Gerechtigkeit und der übrigen Tugend ihren Lohn geben will (X 612[b]). Natürlich dürfen wir das nicht umstellen, was Platon zwar ursprünglich zur Ergänzung von Buch I bestimmt und vor Buch II geschrieben hatte, was er aber bei der Schlufsredaktion selbst an den Schlufs des ganzen Werkes verwies. In der Zwischenzeit, als er II[a] schrieb, hatte er diese Umstellung wohl noch nicht beabsichtigt, da er die beiden Partner zu Sokrates sagen liefs: *τοὺς δὲ μισθοὺς καὶ τὰ γιγνόμενα ἀπ' αὐτῶν ἔασαι χαίρειν* und: *μισθοὺς δὲ καὶ δόξας πάρες ἄλλοις ἐπαινεῖν* (II 358[b] 367[d]), durchaus nicht vorläufig: er wollte damals, scheint es, den eschatalogischen Mythos entweder am Schlusse von Buch I belassen oder ganz streichen. Schliefslich aber behielt er ihn bei, arbeitete ihn, wenn ich recht urteile, etwas um und aus und krönte damit sein Lebenswerk.

Dieses Zeitverhältnis der drei Abschnitte in B. I, X und II[a] hat Schleiermacher deswegen verkannt, weil ein Füllstück X 612[b]—613[e] in unzweideutiger Weise auf Buch II zurückgreift (S. 18 f.). Und Krohn, der tiefer als irgend ein anderer in die Komposition des Staates eingedrungen ist, hat hier (Der Plat. Staat S. 263 f.) dem ausgezeichneten Vorgänger viel zu viel zugegeben, dafs nämlich das X. Buch erst beim Abschlusse des Werkes verfafst sei: er hielt nämlich mit Schleiermacher dieses Buch für einheitlich und in einem Zuge niedergeschrieben. Diese Annahme hat erst F. Dümmler beseitigt und alte Bausteine in X von dem Bindemateriale geschieden (Zur Kompos. d. Pl. St., Basel 1895, S. 17 ff.). Der späte Ursprung von II[a] (357—367[e]) gegenüber I, IV, IX (X) ist dagegen fast durchweg verkannt.

Dagegen ist allgemein bekannt und meist anerkannt die Hypothese, dafs der Philosophenstaat in V—VII, oder wenigstens in VI und VII, später entworfen sei als die Bücher VIII, IX und der gröfste Teil des X. Buches. Diese intuitive Vermutung K. F. Hermanns und L. Spengels hat Krohn S. 192 ff. schlagend bewiesen: eine ernsthafte Widerlegung ist weder versucht noch meines Erachtens möglich. Wohl aber lassen sich seine Argumente noch verstärken und vermehren, namentlich sobald man Buch V absondert und in ihm wieder mehrere Bestandteile unterscheidet. Von der Höhe der Begriffsphilosophie sieht der in der reinen Wissenschaft forschende Dialektiker herab auf den Hundestaat, dessen Bildungsideale Hundetreue und Hundetapferkeit waren, die durch Gymnastik und Musik erzielt werden sollten, auch sie nur in den oberen Ständen (II[b]—IV). Vor der Sonne des Guten an sich und vor der Wahrheit selbst verblafst die Gerechtigkeit, deren Gegensatz noch einmal so jugendlich schwarz in der Tyrannis des IX. Buches ausgemalt wird. An die Ausbildung des Wächters zum Philosophen dachte Platon nicht entfernt, als er im V. Buche

das Männerdrama für gänzlich beendet erklärte (451[c] μετὰ ⟨τ⟩ἀνδρεῖον δρᾶμα παντελῶς διαπερανθὲν wollte er τὸ γυναικεῖον αὖ περαίνειν). Die Bücher VI und VII sind wie II[a] recht jungen Ursprungs.

Der Grundanschauung nun von einer allmählichen Entstehung des Staates aus verschiedenartigen, zu verschiedenen Zeiten entstandenen Bestandteilen, für die Usener, Rohde, Windelband u. a. eingetreten sind, tritt neuerdings Gomperz mit einigen Machtsprüchen entgegen (Griech. Denker II 359 f.), die Berücksichtigung fordern. 'Über die Komposition des Staates sind in den letzten Jahrzehnten Mutmafsungen geäufsert worden, die wir an dieser Stelle eingehend zu erörtern um so weniger veranlafst sind, da wir sie ganz und gar abzulehnen uns genötigt sehen. Man glaubte in Platons schriftstellerische Werkstätte so tiefe Einblicke thun zu können, dafs man eine der überlieferten Reihenfolge der Bücher des Staates widersprechende Zeitfolge ihrer Abfassung und die Zusammensetzung des Werkes aus disparaten Bestandteilen ermittelt zu haben wähnte. Nun ist der Staat keineswegs eine Nachlafsschrift; er ist von Platon, wie niemand bezweifeln kann, als ein Ganzes veröffentlicht worden. Wie wunderbar wäre es da, wenn wir hinter der Anordnung, die einer der gröfsten Stilkünstler den Teilen seines Werkes schliefslich verliehen hat, eine andere und ursprünglichere zu erkennen vermögend wären! War schon dieser Versuch ein an das Abenteuerliche streifendes Wagnis, so . . . u. s. w. Platon hat — so mufste man annehmen — vor der Veröffentlichung des Werkes an diesem Änderungen vorgenommen, welche die disharmonischen Elemente zu verschmelzen und die Spuren der anfänglichen Abfolge zu verwischen bestimmt waren . . . Dort . . . soll das jetzt Nachfolgende einst ein Vorangehendes und umgekehrt gewesen, der diesem entgegenstehende Anschein aber durch nachträgliche Zuthaten und Eingriffe Platons hervorgerufen sein. Wir glauben genug gesagt zu haben, um auch in unseren Lesern die Überzeugung zu erwecken, dafs derartige verwickelte Vorgänge zwar an sich möglich, ihre sichere oder auch nur einigermafsen wahrscheinliche Ermittelung hingegen ein Ding der Unmöglichkeit ist.' Ausgelassen ist in diesem Referate, was Gomperz über die Verklammerungen bemerkt; vgl. unten Kap. VIII.

Es ist peinlich, ernsthafte Forschung, der sich ausgezeichnete Gelehrte mit vorbildlicher Divinationsgabe und Akribie gewidmet haben, als abenteuerlich und verwegen bezeichnet zu sehen. Aber gerade dieser scheinbar unvereinbare Gegensatz erfordert dringend eine Erörterung der Grundlagen der Kritik, der ein so anerkannter Forscher fast jede Existenzberechtigung abspricht. Ich bin nun überzeugt: wenn er sich in einzelne Untersuchung der vorgebrachten Gründe einläfst, so wird er sich dadurch zu starken Konzessionen genötigt sehen, wie ja auch früher die Verteidiger der Einheit Homers immer mehr und immer gröfsere Interpolationen angenommen haben, um so den zusammenschrumpfenden alten Kern zu retten. Gewifs sind hier die Voraussetzungen andere. Der Staat ist von einem eminent künstlerisch veranlagten Manne geschrieben und bei Lebzeiten herausgegeben; wer die Reihenfolge der Bücher antastet, greift nicht eine späte Überlieferung, sondern Platons eigenes Werk an.

Aber die Dinge liegen ebenso beim Faust und Don Carlos. Goethe und Schiller waren gewifs nicht weniger Stilkünstler als Platon, und bei diesem überwog sogar der Denker noch mehr, namentlich in späteren Jahren. Er hätte ohne Zweifel seine alten Entwürfe vernichten können, statt sie mit geringen Änderungen aufzunehmen, aber er that das so wenig wie unsere Dichter. Er sorgte für einen sehr kunstvollen Aufbau des grofsen Werkes, der uns um so gröfsere Bewunderung abnötigt, je mehr es ihm gelungen ist, aus disparaten Teilen eine scheinbare, wenn auch keineswegs untadelige Einheit herzustellen. Aber die disparaten Teile haben existiert und sind noch kenntlich: eine völlige Verschmelzung ist Platon nicht gelungen, er hat sie wohl auch gar nicht ängstlich angestrebt. Die Spuren der ursprünglichen Abfolge der Gedankenreihen gänzlich zu verwischen, lag ihm so wenig am Herzen, dafs er z. B. im Beginne des V. Buches ausführlich darüber spricht, dafs das 'Frauendrama' eigentlich hier nicht mehr hergehöre: er hatte es ursprünglich, wie man längst erkannt hat, in kürzerer Fassung im IV. Buche behandelt, wo jetzt noch seine Stelle genau zu bestimmen ist (423^{e} *ὅσα νῦν ἡμεῖς παραλείπομεν*). Ohne derartige Spuren wären wir natürlich unvermögend, die ursprünglichen Bestandteile zu ermitteln. Aber in welchem grofsen Kunstwerke fehlen denn solche Anhaltspunkte der Kritik? Homer, Platon und Vergil, Goethe und Schiller haben sie stehen lassen. Die Philologie ermittelt sie auch ohne Briefstellen und äufsere Daten und stellt verschollene Phasen, Entwürfe und sogar nie fertig gewordene Torsen her: das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Nun giebt aber Gomperz selbst zu: 'Ohne jeden Anflug von Gewaltsamkeit konnte es freilich bei dem Aufbau ... nicht abgehen' (S. 371), er scheidet 'von zahlreichen Nebenthemen abgesehen, drei innerlich nur lose verbundene Hauptthemen' und schliefst damit, dafs 'einige Härten des Überganges, zumal in der Verflechtung der zwei zuletzt genannten Themen, nicht vollständig zu vermeiden' waren. Wir fragen: warum denn nicht? Und darauf giebt uns Gomperz keine Antwort. Er erkennt wider Willen 'disparate Bestandteile' an, obwohl er ihnen nur den Namen 'innerlich lose verbundene Themen' giebt; er erkennt Härten und sogar Spuren von Gewaltsamkeit an, aber er erklärt sie nicht. Er leugnet das Vorhandensein von Klammern und dem, was in diesem Kapitel als Umstellungen bezeichnet wird; er leugnet, dafs die verschiedenen Neben- und Hauptthemen zu verschiedener Zeit in Angriff genommen seien, oder wenigstens, dafs jüngere Ausarbeitungen eine frühere Stelle im Staate erhalten hätten als spätere (eine *petitio principii!*). Er leugnet endlich, dafs wir, wenn solche Umstellungen und Verklammerungen von Platon vorgenommen wären, noch jetzt das nachzuweisen im stande wären.

Dagegen behaupte ich: 1. Es ist von vornherein unwahrscheinlich, dafs der Staat gleich mit der jetzigen Disposition angelegt und ihr entsprechend schrittweise ausgeführt wäre; dafs Platon nicht Hauptteile bei der Bearbeitung vorweggenommen, Verbindungsstücke eingesetzt, störende, überflüssig gewordene oder veraltete Behauptungen weggenommen und die Reihenfolge seiner Themen geändert hätte, zumal wenn 'ein so umfangreiches und von mannigfachstem Ge-

halte strotzendes Werk eine geraume Zeit zu seiner Abfassung gefordert hat, eine Zeitfrist, innerhalb deren der rastlose Geist Platons nicht stille gestanden hat'. Das erscheint vielleicht auch als eine *petitio principii*, aber nur, wenn man die Beweiskraft der vielen Analogien und die Spuren, die jenes Verfahren im Staate hinterlassen hat, übersieht. 2. Eine 'innerlich' lose Verbindung selbst der Hauptthemen führt auf eine äufserliche Verknüpfung an sich getrennter Teile, d. h. auf eine nachträgliche Redaktion. 3. Unvermeidliche Härten in der Verflechtung und gar ein Anflug von Gewaltsamkeit bleiben ohne eine derartige Hypothese unerklärlich. 4. Dafs diese Redaktion sich nicht nur mit Abstrichen und Erweiterungen begnügte, sondern auch ganze, ursprünglich in anderem Zusammenhange erdachte Partien umstellte und damit neue, der genetischen Entstehung des Staates und der historischen Entwickelung Platons nicht entsprechende Zusammenhänge herstellte, ist oben bewiesen und kann bei Erörterung der Verklammerung an anderen Beispielen weiter bewiesen werden. 5. Die Berufung auf diese Stellen, die Homerkritik und die ganzen Ergebnisse analytischer Kritik entheben mich der Verpflichtung, die prinzipielle Möglichkeit von Rückschlüssen auf die Genesis eines Werkes aus den Störungen des Gedankenfortschrittes aufzuzeigen, speziell von Rückschlüssen auf Umstellung.

Wenn aber ein Erklärer des Staates (Hirmer, Fleckeisens Jahrb. Suppl. XXIII) von allen Anstöfsen und Bedenken nichts sieht, trotzdem die Forschung sich ihnen eingehend gewidmet hat, so mufs er entweder blind sein oder weder das Werk noch seine Interpreten ordentlich kennen. Wie für ihn keine Störung der Einheit des Staates existiert, so für mich keine Störung der einmütigen Ansicht aller Gelehrten über die Probleme, die Platons Staat uns aufgiebt.

Zum Schlusse endlich eine rückgreifende Bemerkung. Die Emendation scheidet sorgsam Interpolation und Umstellung, weil bei jener der Zusatz selbst einem fremden Verfasser, bei dieser nur die Änderung der Reihenfolge ihm zugeschrieben wird. Da dieser Unterschied für die Analyse fortfällt, so gehen hier Interpolation und Umstellung unmittelbar ineinander über: ob ein Passus später vorgestellt oder eingeschoben ist, macht wenig Unterschied, wenn der Autor selbst für beiderlei Thätigkeit in gleicher Weise verantwortlich bleibt.

V. WORTÄNDERUNG

Die Konjekturalkritik sucht die Schäden der Überlieferung zu erkennen und zu heilen, indem sie in erster Linie die grammatischen Anstöfse oder die Sinnwidrigkeiten durch Wortverbesserungen beseitigt. Sobald man nun die vermeintlichen Fehler so erklärt, dafs die Textänderungen dadurch überflüssig und folglich hinfällig werden, indem man Ausnahmen von der elementaren Grammatik als statthaft nachweist, wie das Vahlen in vielen meisterhaften Programmen gezeigt hat, indem man eine vom vorausgesetzten Schema abweichende Nuance der Ausdrucks- und Denkweise oder der Gedankenfolge klarlegt und etwaige Verstöfse gegen irgend welche aprioristische Regeln der Logik als Eigentümlichkeit des Autors nachweist, in allen diesen in engstem Zusammenhange miteinander stehenden Fällen ist die Reaktion gegen die Kon-

jekturalkritik bereits eine Art 'höherer Kritik'. Hiervon soll aber im folgenden nicht die Rede sein, sondern nur von einigen selteneren Fällen, wo der Verfasser selbst eigene oder fremde Gedanken umgegossen hat, ohne eine völlig befriedigende Form des Ausdruckes gefunden zu haben.

Diogenes Laertios hat seine Vorlagen meist wörtlich, soweit wir sehen können, wiedergegeben und eben dadurch die Spuren seiner kompilatorischen Thätigkeit stehen lassen. Das ist dagegen an folgender interpolierten Stelle nicht geschehen:

I 22 *ἦν τοίνυν ὁ Θαλῆς, ὡς μὲν Ἡρόδοτος καὶ .... φασίν, πατρὸς ... ἐκ τῶν Θηλιδῶν, οἵ εἰσι Φοίνικες εὐγενέστατοι τῶν ἀπὸ Κάδμου καὶ Ἀγήνορος (καθὰ καὶ Πλάτων φησί), [καὶ πρῶτος σοφὸς ὠνομάσθη ἄρχοντος Ἀθήνησι Δαμασίου ..., ὥς φησι Δημήτριος ὁ Φαληρεὺς ἐν τῇ τῶν ἀρχόντων ἀναγραφῇ,] ἐπολιτογραφήθη δὲ ἐν Μιλήτῳ, ὅτε ἦλθε σὺν Νείλεῳ ἐκπεσόντι Φοινίκης· ὡς δ' οἱ πλείους φασίν, ἰθαγενὴς Μιλήσιος ἦν καὶ γένους λαμπροῦ.*

Dafs hier der Satz *ὡς μὲν* ... *ὡς δέ*, der von der Herkunft des Thales und seiner Familie handelt, durch einen an dieser Stelle ganz thörichten Zusatz unterbrochen wird, hat Roeper gesehen (Philol. I 652), und ebenso, dafs nach Ausscheidung des Zusatzes erwartet werden müfste *ἐπολιτογραφήθησαν δὲ ἐν Μ., ὅτε ἦλθον* (sc. *οἱ Θηλίδαι*), wenn nicht der Name des Archegeten (*Θήλης*?) hier genannt war. Trotzdem ist im Texte des Laertios nichts zu ändern, da er selbst die Interpolation so unsinnig eingeschoben hat und nachher nicht mehr an die Theliden dachte.

In *I* der Ilias waren ursprünglich nur Aias und Odysseus zum Achill gesendet, und von ihnen war im Dual die Rede. Der ist an vielen Stellen stehen geblieben, obwohl in unserer Überlieferung Phoinix den beiden beigegeben ist. Dadurch ist der Pluralis hineingekommen. Und *I* 223 steht sogar *νεῦσ' Αἴας Φοίνικι, νόησε δὲ δῖος Ὀδυσσεύς* statt etwa *νεῦσ' Αἴας κεφαλῇ κτλ.* Das hat Th. Bergk ermittelt. Natürlich ist eine Wiederherstellung des alten Liedes jetzt im einzelnen nicht mehr möglich: man müfste zu viel von der Konjekturalkritik Gebrauch machen, weil der Nachdichter selbst zuviel geändert und auch die *Λιταί* in einen ganz neuen Zusammenhang eingeordnet hat.

Wenn Schillers Carlos II 15 von der Prinzessin Eboli erzählen würde:

> Gerührt von meiner Seele stillen Leiden,
> beredet sich grofsmütig — unbesonnen
> ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwidern.
> Die Ehrfurcht scheint ihr Schweigen zu gebieten;
> sie hat die Kühnheit, es zu brechen — offen
> liegt ihre schöne Seele vor mir,

so wäre dieser Bericht in sich einheitlich und verständlich; nur das Verhalten des Prinzen fehlt, der 'Korb' des Schema, damit Posa erwidern kann: 'Die Fürstin Eboli durchschaute dich. Kein Zweifel mehr, sie drang in deiner Liebe innerstes Geheimnis.' Aber kein Wort davon, dafs Carl die Prinzessin

abgewiesen! Das ist gestrichen, und dafür sagt Carlos nur 'die Ehrfurcht schien mir Schweigen zu gebieten': eine Verlegenheitsausflucht des Kürzers, der gegenüber ich meine Konjektur nicht erst zu begründen brauche. Allerdings war II 8 schliefslich auch der Prinz verstummt, aber erst nach den Bekenntnissen der schönen Seele, und erst dadurch wurde sein Schweigen beredt und verriet ihn. Posa folgert aus dem jetzigen Texte von II 15, was nur der Zuschauer aus dem Verlaufe des grofsen Auftrittes II 8 folgern kann.

Eusebios' Praeparatio ev. führt ganz im Beginne Einwände gegen das Christentum auf aus gegnerischen Gesichtspunkten heraus, und hier lesen wir I 2, 1: *καὶ τίνας ἑαυτοὺς εἶναί φαμεν . . . τὴν προαίρεσιν τοῦ βίου; οὔτε γὰρ τὰ Ἑλλήνων φρονοῦντας ὁρᾶν οὔτε τὰ βαρβάρων ἐπιτηδεύοντας.* Wer sieht dies? Offenbar fehlt der Subjektsaccusativ in der Infinitivkonstruktion. Erklärlich wird das erst, wenn man beobachtet, dafs am Schlusse des ersten Kapitels (I 1, 11 f.) angeführte gegnerische Vorwürfe im zweiten Kapitel ausführlich und fast wörtlich wiedergegeben werden, mit allen Schmähwörtern und oratorischen Floskeln, wie sie sich nie ein Christ ausgedacht hätte. Eusebios hat nur eins geändert: 'wir' setzt er für 'die Christen' oder für 'ihr Christen'. Sobald man dieses 'wir' zurückverwandelt, kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs uns hier ein kleiner aber wundervoller Rest einer gewaltigen Streitschrift erhalten ist, und zwar kann er kaum anderswoher stammen als aus der Einleitung der vernichteten fünfzehn Bücher *κατὰ Χριστιανῶν* des Porphyrios[1]), deren ganze Disposition damit gegeben scheint. Zuerst erhielten die Hellenen das Wort, dann die Juden. Wenn Porphyrios in ihrem Namen den Christen vorwarf: *ἀναιδῶς, ὡς ἂν αὐτοὶ φαῖεν, καὶ ἀναισχύντως ἑαυτοὺς μὲν εἰσωθεῖτε* (oder *εἰσωθοῦσι*) *κτλ.*, so hat der Bischof zwar konsequent *εἰσωθοῦμεν* geschrieben, aber sogar die Fiktion seines Gegners beibehalten, so würden die Juden selbst sagen (§ 5). Schwieriger aber war für Eusebios ein 'ich' der Streitschrift wiederzugeben: *οὔτε γὰρ τὰ Ἑλλήνων φρονοῦντας ὁρῶ* (oder *ὁρῶμεν*) *οὔτε τὰ βαρβάρων ἐπιτηδεύοντας.* So mochte der Satz des Gegners lauten, den Eusebios nicht recht in die indirekte Rede gebracht hat. Und Porphyrios mufste dann zum ersten Teile, den Vorwürfen der Hellenen, übergehend etwa so fortfahren: *τί οὖν ἂν γένοιτο τὸ καθ' ἡμᾶς ξένον,* ⟨*εἰκότως ἂν τῶν Ἑλλήνων τις φαίη,*⟩ *καὶ τίς ὁ νεωτερισμὸς τοῦ βίου;* Die ergänzten Worte fehlen bei Eusebios, dagegen hat er das im Gegensatze zu einem *κατὰ βαρβάρους* gedachte *καθ' ἡμᾶς* 'im Verhältnis zu uns' stehen lassen (§ 2, vgl. § 5); und bei flüchtigem Lesen stöfst man auch gar nicht an, erst die Klarstellung der Disposition zwingt dazu, hier die erste Gedankenreihe einsetzen zu lassen.

---

[1]) Ich habe diese Beobachtung 1883 gemacht und von Herrn v. Wilamowitz später erfahren, dafs er ebenso schliefst. Das sichert wohl den Schlufs. [Inzwischen, als mein Manuskript bereits bei der Redaktion dieser Ztschr. war, hat v. W. seinerseits auch gerade seine Beobachtung veröffentlicht: Zeitschr. f. neutest. Wissenschaft I.] Übrigens stützt sich gleich der Anfang *τὸν Χριστιανισμὸν οὐδεὶς λόγος ἀποσώζει, ἀλόγῳ δὲ πίστει . . . οἱ . . . ἐφιέμενοι τὸ δόξαν κυροῦσι* auf die Verwerfung der Rhetorik in Platons Gorgias, dem Neuplatoniker angemessen.

Eusebios hat τὸ καϑ' ἡμᾶς ξένον im Sinne von 'das Fremde bei uns' genommen, ohne den Gegensatz hier bereits zu bezeichnen.

Eine gröfsere Flüchtigkeit hat bei Diogenes VI 99 dazu geführt, dafs aus dem Berichte eines um 50 v. Chr. schreibenden Diokles über seinen Zeitgenossen (καϑ' ἡμᾶς, κατ' αὐτόν) und Freund Meleager die Nachricht entstanden ist, dieser kynische Dichter Meleager hätte 200 Jahre früher zur Zeit des nebenbei erwähnten kynischen Satirikers Menippos (κατ' αὐτόν) gelebt. Nietzsche wollte hier noch die Überlieferung bessern, erst v. Wilamowitz und Maafs haben den Weg gewiesen, ohne Textänderung den Irrtum zu verstehen, und ich habe die letzte Schwierigkeit beseitigt (mein Progr. 1899 S. 28). Der Irrtum beruht auf einem Wechsel der Konstruktion, da die unmittelbare Vorlage des. Diogenes den Bericht von einem Διοκλῆς φησι abhängig machte, der Kompilator dagegen wieder selbständige Sätze einführte, aber κατ' αὐτόν gedankenlos beibehielt.

Unfähig zeigt sich der Verfertiger der Iliasverse *O* 556 ff., einen Hauptsatz abhängig zu machen. Hektor befiehlt den Nahkampf, bis entweder die Troer den Feind getötet oder (sc. die Griechen) die Stadt genommen haben:

οὐ γὰρ ἔτ' ἔστιν ἀποσταδὸν Ἀργείοισιν
μάρνασϑαι, πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ κατ' ἄκρης
Ἴλιον αἰπεινὴν ἑλέειν κτάσϑαι τε πολίτας.

P. Cauer hat ganz recht (Grundfr. S. 256 f.), alle Änderungen des Textes abzulehnen. Wenn er aber dieses ungrammatische Stammeln als Äufserung des kindlichen Geistes Homers entschuldigt und zur Charakteristik seines mangelnden Denkvermögens benutzt, so thut er dem guten Homer unrecht. Wahrlich, ein solcher Dichter wäre des Lesens nicht wert. Aber Kayser, Kirchhoff u. a. haben zur Genüge die Mitarbeit stümperhafter Rhapsoden an der Homerischen Dichtung nachgewiesen, und diesen gesicherten Resultaten der Forschung gegenüber darf man nicht 'den Vogel Straufs spielen'. Der Stümper in *O* hat den sinnvollen Vers *M* 172 πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ ἁλῶναι (bevor wir sie getötet haben oder besiegt sind) zu einem unsinnigen gemacht.

Einem Verseschmiede ähnlicher als einem Dichter zeigt sich oft auch Juvenal, der von Ribbeck so Überschätzte. In der ersten Satire führt er einen Freigelassenen aus dem Orient ein, der seine Herkunft verleugnen möchte, aber sich durch seine Ohrlöcher verrät, I 104 ff.:

Cur timeam dubitemve locum defendere, quamvis
natus ad Euphraten, molles quod in aure fenestrae
arguerint, licet ipse negem?

Wie dumm, selbst darauf aufmerksam zu machen! Denn es handelt sich nicht einmal um ein Selbstgespräch. Juvenal müfste erzählen, statt dem Emporkömmling die Renommage in den Mund zu legen; dann würde die Gedankenfolge und sogar der Ausdruck bis auf die Partikeln (*quamvis, licet*) klar sein. Und gewifs ist die Konzeption so gewesen, die Selbstdarstellung in erster Person

ist schwerlich ursprünglich, obwohl gewifs nie ein älterer Entwurf auf dem Papiere existiert hat.

Viel komplizierter, als man annimmt, ist das Problem, ob die Irrfahrten des Helden in der Odyssee ursprünglich vom Dichter in dritter Person erzählt waren, wie Kirchhoff betreffs der Bücher κμ lehrt. Wenn viele Generationen von Rhapsoden die Epen ausgebildet haben, so ist die natürlichste Annahme, dafs alle Abenteuer zuerst *ab ovo* erzählt waren und erst später das raffinierte Kunstmittel eingeführt wurde, mit dem letzten Abenteuer zu beginnen und den Helden selbst nachträglich alles Vorhergegangene berichten zu lassen. Dagegen könnte nur eine uralte Sprache des Ἀπόλογος sprechen, aber gerade in der Form ist das meiste relativ jung. Dadurch wird Kirchhoffs Annahme wahrscheinlicher als durch seine eigenen Gründe: denn die von ihm sehr scharfsinnig aufgespürten Spuren der einstigen Erzählung in dritter Person sind sämtlich angefochten, weil sie vielmehr ausgleichende Zusätze sein könnten. Dies gilt namentlich von μ 374—390, da an die Tötung der Heliosrinder (339—365) sich unmittelbar die Benachrichtigung des Helios und Zeus' Sühneversprechen anschliefsen müfsten, wie Kirchhoff zwar selbst bemerkt hat, aber ohne zu dem von Hartel (Zeitschr. f. öst. Gymn. 1865 S. 322) im Anschlusse an Aristarch gezogenen Schlusse zu gelangen, dafs durch die falsche Einschubstelle sich die ganze Szene im Olymp 374 ff. als eine spätere Interpolation erweise. Und fehlen können die Verse trotz v. Wilamowitz, Hom. Unters. 126, da jeder Hörer aus μ 348 ff. entnahm, dafs die Rache von Helios ausgeht. Aber möglich wäre, dafs Odysseus' unzeitiger Ausflug und Schlaf (333—338) und sein Verhalten post festum (366—373) jüngere Ausdichtung wären: dann käme die Szene im Olymp nicht zu spät und könnte für Kirchhoff zeugen. Läfst man aber dies vorläufig unentschieden und giebt Kirchhoff das wenigstens zu (mit Cauer, Grundfr. S. 294), interpoliert sei in junger Zeit der Abschlufs der Episode, und nur dieser, 389 f.:

ταῦτα δ' ἐγὼν ἤκουσα Καλυψοῦς ἠυκόμοιο,
ἣ δ' ἔφη Ἑρμείαο διακτόρου αὐτὴ ἀκοῦσαι,

so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dafs Odysseus ursprünglich von der Episode im Olymp nichts gewufst noch berichtet hat. Folglich ist entweder diese Episode das Prius gewesen, wie Kirchhoff glaubt, oder die Form der Selbsterzählung des Odysseus, also in erster Person. Die Entscheidung hängt davon ab, was auf das Schlachten und Braten der Rinder (—365) ursprünglich folgte. — Nun lesen wir 394—396, es wären 'darauf sofort' Wunderzeichen gefolgt, die Häute wären fortgekrochen und die Fleischstücke hätten wie Rinder gebrüllt. Das gehört eigentlich unmittelbar hinter das Braten in V. 365. Und wenn es 394 heifst: τοῖσιν δ' αὐτίκ' ἔπειτα θεοὶ τέραα προὔφαινον, so ist schwer einzusehen, warum Odysseus sich nicht miteinbegreift (ἡμῖν), der doch voraus weifs, dafs es auch ihm nun schlimm genug ergehen wird (μ 139 —141). Angenommen aber, dafs das ursprünglich ein Dichter in dritter Person erzählt hatte, so konnte ein zweiter, den Selbstbericht des Odysseus einführender

Dichter das *τοῖσιν* ohne Arg stehen lassen. Die Stellung unmittelbar nach 365 mufste erst dann aufgegeben werden, wenn Odysseus zurückkehren und das Wunder, um davon zu berichten, gerade noch erlebt haben sollte. Und erst dadurch wurde, meiner Überzeugung nach, 356—365, 394—396, 374—388 zerrissen. Denn die Verse 366—373 mit dem formelhaften, aber 370 sinnlosen *μετά* (wie *γλυκύν* 338) schreibe ich einem jungen Nachdichter zu, der den Odysseus bei der Entscheidung fortschaffte und einschläferte und statt seiner den Eurylochos einführte, während er das Motiv des Hungers abschwächte (330 ff.). Erst nach Beseitigung der jungen Entstellungen kann man die Umsetzung der Erzählung richtig beurteilen.

Wenn ich mit Recht Anstofs an *τοῖσιν* nehme, so liegt die Situation ähnlich wie bei dem *κατ' αὐτόν* Laert. VI 99: der einzelne Ausdruck ist geblieben, aber die ganze Umgebung verändert und daher etwas Schiefes oder Falsches entstanden. Wie wir in jenem Falle auf eine syntaktische Abhängigkeit des Berichtes schlossen, so in diesem auf eine ursprüngliche Erzählung in dritter Person.

VI. SINNÄNDERUNG

Bisweilen fordert die eindringendere Kritik nicht einmal eine Wortänderung, sondern nur einen anderen Wortsinn, als der sich zunächst beim einfachen Lesen als der natürliche darzubieten scheint. Wer derartige Tüfteleien vorbringt, wird bei Laien leicht in den Ruf kommen, das Gras wachsen zu hören; und in der That ist eine darauf zugespitzte Interpretation sehr gefährlich, weil die beweisende Logik hier am stärksten in das undefinierbare und strittige Taktgefühl übergeht. Und doch handelt es sich auch hier um Probleme, der die Wissenschaft nicht aus dem Wege gehen kann, auch wenn ihre exakte Lösung versagt bleibt.

Ohne stetige Rücksicht auf die Sokratische Ironie zu nehmen, kann man Platons Dialoge nicht verstehen. Manche Äufserungen sollen fast das Gegenteil des Wortlautes besagen, in anderen sind Wendungen und Aussprüche von Zeitgenossen kopiert oder travestiert. Logische Beweise dafür sind nicht selten schwer zu führen; wer es nicht fühlt, der wird es nicht erjagen, zumal wenn ihm Sprachgefühl und eine intimere Kenntnis der Denkweise des Autors abgehen. Aber wie will man gar Aristophanes näher kommen mit nichts als Logik? Damit wird man selbst Paulsens Annahme humoristisch-ironischer Aussprüche Jesu (Schopenhauer u. s. w., Berlin 1890, Anhang) schwer widerlegen können.

Dafs die meisten philosophischen Schriften Senecas nicht dem Drange nach wissenschaftlicher Erkenntnis oder Belehrung entsprungen sind, sondern mit äufseren Anlässen in Verbindung stehen, habe ich auszuführen versucht (Sen.-Stud. S. 282 ff.). Bisweilen spricht nämlich der Politiker und Parteimann zu seiner Zeit, man kann zweifeln, ob man 'in den Zeilen' oder 'zwischen den Zeilen' sagen soll. Ähnlich hat v. Arnim bei Dion von Prusa nachgewiesen, wie allgemein gehaltene Äufserungen auf ganz bestimmte eigene Erlebnisse und

Erfahrungen gehen, dafs z. B. unter den Tyrannen und dem Perserkönige der XIII. Rede Domitian gemeint ist (Leben . . . des Dio, Berlin 1898, S. 261 ff. 236 ff. u. ö.). Und alexandrinische Dichter wie Theokrit flechten in die ländlichen Gedichte Huldigungen für die Ptolemäer und Theorien über die Dichtkunst ein, die der Interpret nicht ignorieren, ja nicht einmal als ἔξωθεν behandeln darf, will er den Intentionen der Dichter gerecht werden. Mag man im Aufspüren solcher Beziehungen auch vielfach zu weit gehen, wie ich es vor dreizehn Jahren gethan habe, so behält doch die Problemstellung ihr Recht, selbst wenn sämtliche Resultate schief oder verfehlt sein sollten.

Bei Sokrates oder wenigstens in den von ihm hergeleiteten Schulen findet sich eine schiefe Schlufsfolgerung aus dem Doppelsinne von *εὖ πράττειν* gezogen, das 'recht handeln' und 'sich wohl befinden' bedeutet. So wird durch Vermittelung dieses Begriffes logisch bewiesen, dafs die Glückseligkeit auf Rechtthun und Redlichkeit beruhe. In diesem Falle ist heutigen Tages zugestanden, dafs die, die diesen Beweis gebrauchen, sich der Zweideutigkeit des Mittelbegriffes und des Fehlerhaften ihres Schlusses nicht bewufst waren. Und doch würde der Interpret seiner Aufgabe nicht genügen, wenn er nur im Sinne seiner Autoren und ihrer Zeit argumentierte, wenn er nicht das Schillern des Begriffes wider Willen des Autors selbst beobachtete.

In das Gebiet der höheren Kritik gehören nun solche Anstöfse, wenn die interpretierten Autoren auf fremde Ansichten oder Aussprüche Rücksicht nehmen, und auch dann, wenn sie eigene Werke oder Entwürfe benutzen, und zwar sobald derartige Benutzungen oder Beziehungen derartig eingewoben sind, dafs für den aufmerkenden Interpreten gewisse Anstöfse bleiben, die nur durch die Annahme äufserer Beeinflussungen oder nachträglicher Verschiebungen völlig gehoben werden können.

In Schillers Don Carlos II 15 sagt Posa:

> Erkennt mein Carl auch hier in diesem Spiegel,
> auch jetzt noch seine Eboli? — Die Fürstin
> blieb standhaft, weil sie liebte; Liebe war
> in ihre Tugend wörtlich einbedungen.

'Seine Eboli' geht auf Carls 'wär' ich in eines Engels Hände nicht gefallen' und 'sie ist tugendhaft'. Offenbar wird Posa etwas ironisch (wenn das auch nicht die Ironie des Sokrates ist, die das Gegenteil meint). Aber Posa hat die Eboli nur zweimal gesehen und wagt daraufhin das Urteil, 'dafs sie geschickt des Lasters Blöfsen mied', um nun mit wenig Worten den Prinzen, der 'ihre schöne Seele' seit langem kennt, zu überreden und ihm

> der Seligkeiten göttlichste, den Glauben
> an menschliche Vortrefflichkeit, zu stehlen.

Diesem Überschwange der Gefühle gegenüber bereut Posa fast das Gesagte, und wir fragen uns, ob für Carlos 'seine Eboli' nicht doch eine andere Bedeutung hat oder vielmehr gehabt hat. Sie blieb ja standhaft, weil sie

liebte — seit wann? Davon hat Posa doch erst im Augenblicke erfahren, er ist ja auch erst am Tage zuvor aus Flandern eingetroffen, ohne des Prinzen unselige Leidenschaft zu ahnen. Nun, die Liebe der Eboli bestand schon viel länger (oben S. 88 f.), das verrät Carlos selbst am nächsten Tage in der höchsten Not IV 15:

> Verzeiht gekränkte Liebe nie? . . .
> Einst warst du mir so gut . . . Lafs mich
> an jene goldnen Zeiten dich erinnern,
> an deine Liebe, Mädchen, gegen die
> ich so unwürdig mich verging. Lafs mich
> jetzt geltend machen, was ich dir gewesen,
> was deines Herzens Träume mir gegeben —
> noch einmal — nur noch einmal stelle mich
> so, wie ich damals war, vor deine Seele . . .

Carlos selbst ist also auch einmal anders gewesen, er äufsert sich schuldbewufst gegenüber 'seiner' Eboli. In unserem Texte hat er allerdings zwei Tage vorher sie grausam betrogen, die sich nicht geliebt glaubte, II 8:

> Sie sind's!
> so wahr ein Gott im Himmel wohnt, ich schwör' es.
> . . . Süfses, seelenvolles Mädchen,
> anbetungswürdiges Geschöpf! . . . Wer hätte dich gesehn,
> wer unter diesem Himmel dich gesehn
> und rühmte sich — er habe nie geliebt?

Die zärtliche Umarmung hat Schiller hier stehen lassen, den Kufs, mit dem Carlos in der Thalia seine feurige Liebeserklärung besiegelte, später gestrichen. In dieser Zeit erhielt auch 'seine Eboli' eine ironische Färbung, und die 'goldenen Zeiten' sanken zu einem flüchtigen Momente der Übereilung herab.

Viel besprochen ist die Betonung der letzten Worte der Elisabeth an Posa IV 21: 'Gehen Sie! Ich schätze keinen Mann mehr.' Wer 'mehr' (*neminem pluris aestimo*) betont, will damit die Schlufsworte des Marquis 'Königin! O Gott, das Leben ist doch schön' in inneren Zusammenhang bringen. Wer aber 'mehr' als 'künftig' fafst und darum unbetont läfst, knüpft an den Vorwurf an: 'Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt', was an sich wahrscheinlicher ist. Aber dann sind die Schlufsworte 'das Leben ist doch schön' keine Antwort mehr auf die Abweisung 'ich schätze (fortan) keinen Mann mehr', sondern setzen Posas frühere Erklärung fort: 'Jetzt sterb' ich beruhigt — meine Arbeit ist gethan.' Wie also der Schauspieler betonen soll, wenn die Regie nichts streicht, ist nicht zu sagen. Der Philologe aber, der die Zweideutigkeit des Ausdrucks bemerkt, wird daraus die Möglichkeit für den Dichter herleiten können, den wirksamen Schlufs an das 'mehr' anzuhängen, obwohl er ursprünglich nicht hierher gehörte; Schiller war sich selbst bei dem Abschlusse des Auftrittes über den Sinn der Worte nicht ganz klar.

VII. DIE FORTSCHRITTE DER PHILOLOGIE

Eine Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse mag von historischem Gesichtspunkte ausgehen. Die Geschichte unserer Wissenschaft lehrt uns, wie jung und doch im Grunde alt das analytische Verfahren ist. Ich denke dabei nicht an das in der antiken Rhetorschule nach bestimmten Regeln geübte Disponieren des Stoffes, sondern an die Textbehandlung der griechischen Philologie.

Seit Zenodot mit gewaltsamer Virtuosität den Homertext säuberte, sind fast 2200 Jahre vergangen: mit dem Ausscheiden von Interpolationen hat er den ersten Schritt zur analytischen Kritik gethan; und zwar scheint er nicht durch abweichende Handschriften, sondern durch Beobachtung innerer Kriterien zu seinen einschneidenden Schlüssen gelangt zu sein. Der prinzipielle Standpunkt hat sich bei seinen Nachfolgern nur insofern verschoben, als Aristarch Konjekturen nicht in den Text setzte, dafür aber um so häufiger den Obelos brauchte. Die Homererklärer in Pergamon pflegten mehr die ästhetische Kritik und traten gern als Beschützer und Beschöniger der Überlieferung gegen die alexandrinischen Editoren und Kritiker auf; um Homer ohne Fehl zu sehen, stumpften sie die kritische Schärfe ab. Und ähnlich, aber nicht so ausgesprochen, war die in Ciceros Zeit einsetzende Philologie des Peripatos, für die auch die Parallelquellen etwa der drei verschiedenen ethischen Lehrbücher keine Vertiefung der Forschung brachten; vielmehr hat die Autorität des Aristoteles, wenn man von dem Anhange der Kategorien absieht, den Gedanken an ein Aussondern verschiedener Bestandteile unterdrückt.

Den Homer hat man bis auf unsere Zeit mit der Schere Zenodots behandelt, und noch heute thun es einige Kritiker; denn ob man die geächteten Verse mit dem Obelos oder mit Klammern versieht, oder ob man sie ganz aus dem Texte entfernt, macht methodisch keinen Unterschied. Auf der anderen Seite hat man wohl einzelne Werke oder Schriftsteller für verschont von Interpolatoren gehalten, meistens die nicht genauer philologisch durchgearbeiteten, z. B. die mehr mit den Augen des Philosophen angeschauten. Sonst wehe dem Werke, das erst einmal in den Verdacht geraten war, durch die Hände eines Interpolators gegangen zu sein! Horaz und Sophokles, Juvenal und Homer selbst wurden fast vergessen über dem angeblichen Wüten jener schrecklichen Horde, deren Spuren man überall witterte; ihre Naturgeschichte mag man bei J. Marquardt (Praef. zu Galeni scripta min. I) nachlesen. Die Philologie schien zeitweilig von einer endemischen Augenkrankheit befallen, und gerade die schärfsten Augen waren ihr am stärksten ausgesetzt. Aber die Medaille hat auch eine Kehrseite: die irrige Voraussetzung der Interpolatorenthätigkeit hat den kritischen Blick der letzten Generationen unendlich verschärft und die Problemstellung vertieft. Das zeigt sich augenfällig gerade in den nun nicht mehr ästhetischen Widerlegungen.

Aufser den Interpolationen waren es in der Neuzeit hauptsächlich Umstellungen, die neben der 'niederen' Wortverbesserung in Aufnahme kamen. Sie waren das Universalmittel Scaligers bei der Bearbeitung der römischen

Elegiker. Auch sie sind zeitweilig Modesache geworden. Auch sie haben viel geschadet und doch indirekt vielleicht noch mehr genützt, denn sie haben den Sinn des Philologen für die Abweichungen von schulmäfsigen, schablonenhaften Dispositionen, für die reiche Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens geweckt.

In diesen irrigen Emendationsversuchen lag schon latent der eigentliche Keim der Analyse. Aber der äufsere Anlafs kam erst in der jüngsten Vergangenheit von aufsen. Die Veröffentlichung der Scholien des Venetus A, das Mifsverständnis der darin erwähnten Diaskeuase, die falsche Voraussetzung von der Bedeutung und dem Alter der Schrift, die apokryphe Überlieferung von der Kommission des Peisistratos, die romantischen Vorstellungen von den ältesten Volksliedern, die Nachrichten über nachträgliche Herausgabe hinterlassener Schriften, über Varros Verdienste um Plautus, über zweite Ausgaben, der Einblick in die Thätigkeit der antiken Philologie u. a. m. haben eine tiefere Kritik (das wäre richtiger als 'höhere') veranlafst. Erst dadurch kam man im Laufe des letzten Jahrhunderts dazu, sich die überlieferten Werke selbst genauer anzusehen, wenn auch zunächst noch mit bestimmten Voraussetzungen und einer gewissen Vorwegnahme des allgemeinen Resultates.

Fragt man nun, worin denn die Fehler der alten Alexandriner und ihrer modernen Nachfolger bestanden und noch bestehen, so wird man hauptsächlich drei Gesichtspunkte ins Auge zu fassen haben: 1. die äufsere Herkunft und 2. den inneren Anlafs der Interpolationen und Umstellungen, 3. den Umfang und 4. den Charakter der Zusätze. Die Vermeidung der vierfachen Irrtümer, die daraus hervorgehen können, bedeutet den Übergang zur Analyse, ihre Begründung eine Grenzregulierung zwischen Emendation und Analyse.

Erstens: die Herkunft der angenommenen Zusätze und Umstellungen. Zenodot, Aristophanes und Aristarch haben ganz unbefangen alles, was ihrer Vorstellung von Homer widersprach, als Eigentum der *νεώτεροι* direkt oder indirekt ausgegeben, aber nie gefragt, woher das so massenweise in die Texte gedrungen sei. Auch Hofmann-Peerlkamp und Lehrs, Scaliger und Nauck haben sich um die Textverderber wenig gekümmert. Bentleys Nachweis der Fälschung der Phalarisbriefe mochte ihm genügenden Rückhalt für seine genialen und doch irrigen Horazkonjekturen liefern, und da machte er auch vor Miltons Paradies nicht Halt. Die Logik selbst, auf die allein gestützt man die Texte säuberte und die Verse umstellte, schien genügend die Thatsache zu verbürgen, dafs einst gewaltsame Entstellungen der Texte stattgefunden hätten. Wann und von wem das geschehen sein sollte, fragte man zunächst überhaupt nicht. Erst die neueste Zeit, die neben den Autoren und ihren Werken auch die Geschichte der Überlieferung mit Entsagung verfolgt hat, hat die unbewiesenen Voraussetzungen fallen lassen. Und Ribbeck konnte, als er den Nachlafs Juvenals zwischen dem echten Dichter und dem schlechten Bearbeiter aufteilte, die Frage gar nicht umgehen, wie die Resultate seiner Analyse äufserlich glaubhaft zu machen wären: das war der Einflufs der Varrostudien Ritschls.

Gewifs ist es gelungen, aufser mechanischen Verderbnissen der Texte auch bewufste Umänderungen durch Leser und Schreiber in Massen nachzuweisen,

namentlich Aufnahme erklärender Glosseme. Aber das sind meist geringe, leicht verständliche Zuthaten. Die jüngst gefundenen neuen Juvenalverse lehren uns sogar einen wirklichen, wenig jüngeren Nachdichter kennen; auch an den römischen Interpolator von Lykophrons Alexandra glaube ich, an Homeriden glaubt die Welt. Bühnenexemplare der Dramen mit Zusätzen und mehr Abstrichen werden allgemein zugestanden. Gar Kompilatoren wie Diogenes Laertios sind nichts weiter als stumpfsinnige Interpolatoren. Und doch berechtigen alle diese Spuren uns nicht, diese Erfahrungen zu verallgemeinern und auch nur auf ein Werk ohne genaue Prüfung des Sachverhaltes anzuwenden; ja die in einer englischen Handschrift überlieferte Zudichtung zu Juvenal berechtigt uns noch nicht einmal, die Hand des Interpolators in dem allen Handschriften gemeinsamen Bestande der Satiren vorauszusetzen.

Eine gute Kontrolle liefern moderne Werke mit ebensolchen Verstöfsen, wie sie in antiken scheinbar interpolierten Schriften sich finden. Niemand wird mehr Goethe oder Schiller so zu bessern wagen, wie einst Bentley seinen Milton. Wir sind überzeugt, dafs Nauck meist nicht die Überlieferung des Sophokles, sondern den Dichter selbst gebessert hat, wir belassen dem Horaz den sorglosen Bau seiner Episteln und geben an allen Umänderungen und Einschüben, die wir in Platons Staat beobachten, dem Philosophen selbst und nicht einem grofsen Unbekannten schuld. Wir sind überhaupt, auch beim Emendieren, von vornherein geneigt, für alle schwereren Anstöfse, die wir nehmen, nicht die Überlieferung, sondern den Herausgeber oder uns in unserer Unwissenheit verantwortlich zu machen. Und die Frage nach der äufseren Herkunft von scheinbaren Zusätzen oder Umstellungen beantworten wir heutigen Tages so: sie stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Autor selbst, wo nicht eine andere Herkunft nachzuweisen ist.

So konservativ ist die revolutionäre Verstandeskritik geworden, indem sie sich aus der Emendation umwandelte zur Analyse.

Zweitens: innerer Anlafs der Interpolationen und Umstellungen. Da die Alexandriner sich nicht darum kümmerten, wer die angeblichen Zusätze gemacht haben könnte, so fragten sie auch nicht, warum er es gethan haben sollte. Auch in dieser Hinsicht schien die Thatsache der Entlarvung des Verbrechers alle weiteren Fragen überflüssig zu machen. Mochte der Interpolator mit seinem Zusatze bezweckt haben, was er wollte, das ging den Detektiv nichts mehr an, nachdem er die eingeschmuggelte Ware als Konterbande abgefafst hatte. Sehr richtig, wenn er sich nie irrte, wenn er nicht unschuldiges Reisegepäck für Schmugglergut erklärte und jede Reklamation verhinderte. Aber als immer mehr Klagen über ärgerliche Verwechselungen einliefen, da verlangte man Ursprungsatteste zum Schutze der Unschuldigen; mochte immerhin einmal auch der Schuldige sich einen Pafs verschaffen und gelegentlich durchschlüpfen: das war das kleinere Übel.

Am entschiedensten und wohl auch am frühesten hat A. Kirchhoff die Forderung erhoben und ziemlich streng durchgeführt, dafs der Kritiker den inneren Anlafs jeder Interpolation nachweisen müsse, wenn er ihr ursprüng-

liches Fehlen, ihre relativ junge Entstehung glaubhaft machen wolle. Wie berechtigt diese Forderung ist, erkennt man am deutlichsten, wenn man die vielen Willkürlichkeiten von Düntzer, Kammer u. s. w. dagegen hält. Diese streichen nach alexandrinischem Vorbilde das, was ihren Vorstellungen am meisten widerspricht, was also ihnen bei der Interpretation am unbequemsten ist. Und es ist nicht zu leugnen, dafs die Anstofs erregenden Stellen, sobald sie getilgt sind, keinen Anstofs mehr erregen können. Das ist ein Radikalmittel wie das Ausreifsen des Auges, das einen ärgert, erfordert aber keine Wissenschaft und im Grunde keine ernstliche Widerlegung.

Dieser Willkür, der noch Lachmann wider Wissen und Willen verfiel, einen Riegel vorzuschieben, war dringend nötig; und dafs Kirchhoff es mit Erfolg gethan, ist eines seiner gröfsten Verdienste. Ob aber wirklich das genügende Gegengift in der von ihm angegebenen Forderung liegt, bezweifle ich, obwohl es oft wirksam ist und nie ungenutzt bleiben darf. Nämlich der Anlafs von wirklichen Interpolationen liegt nicht immer zu Tage; wir können ihn zwar oft ohne weiteres erschliefsen, aber bisweilen nur mit grofser Mühe. In manchen Fällen, wo die Interpolation zweifelhaft ist, wird ihr Anlafs erst recht zweifelhaft sein; in vielen Fällen, wo A und B sich widersprechen und daher der eine an A, der andere an B rüttelt, lassen sich Begründungen für beide Eventualitäten denken, oder wo nur die eine eine Begründung erfährt, aber in Form einer verwickelten These, läfst sich doch diese anfechten. Kurz die Angabe des Anlasses einer Interpolation, und dasselbe gilt von Umstellungen, wird immer ein subjektives Moment behalten, so sehr sich dieses auch oft einschränken läfst. Den inneren Anlafs aufzuspüren und den ermittelten Beweggründen zur gröfstmöglichsten Wahrscheinlichkeit zu verhelfen, wird immer eine wichtige Aufgabe aller Emendation und Analyse und vielleicht die wichtigste pädagogische Forderung bilden, aber man darf nicht erwarten, damit ein objektives Kriterion gefunden zu haben.

Sicherlich ist bei vielen Verdächtigungen der Grund unerfindlich, der einen Interpolator zu einem nachträglichen Zusatze veranlafst haben sollte. So hat Aristarch die Odysseeverse τ 346—348 beseitigt, weil die hierin ausgesprochene Forderung des Bettlers, nur eine alte Dienerin (d. h. Eurykleia) solle ihn baden, allzusehr der schliefslichen Absicht des Odysseus, unerkannt zu bleiben, und der für den weiteren Fortgang der Begebenheiten notwendigen Vereitelung der Erkennung entgegenarbeitet. Der Interpolator müfste also wunderbare, schier unbegreifliche Motive gehabt oder eine grofse Gedankenlosigkeit an den Tag gelegt haben, wenn er jene Forderung in die bereits fertige Szene eingelegt hätte. Und doch wird, wer einmal einen Interpolator hypothetisch einführt, ihn auch so stumpfsinnig, wie er will, einführen können. Erst die Beobachtungen, dafs vor 346 und nach 348 Fugen fehlen, dafs dagegen Penelope sofort der Aufforderung des Fremden nachkommt, dafs die verdächtigten Verse alles eher als den Charakter gedankenloser Flickarbeit an sich tragen, und dafs endlich sie nicht allein, sondern nur am auffälligsten der schliefslichen Vereitelung widerstreben, erst diese Beobachtungen zusammen mit dem Fehlen des An-

lasses sichern die Zugehörigkeit der drei Verse zu ihrer Umgebung. Darum ist Aristarchs Athetese jetzt allgemein aufgegeben.

Ein modernes Beispiel mag das Gesagte unterstützen. Scherer hat mit Recht an Faust's Ausruf 'es wird mein schönstes Glück zu nichte!' Anstofs genommen, weil unmittelbar vorher Faust zusammengestürzt ist, aus schwindelnder Höhe von dem Erdgeiste in sein Nichts zurückgestofsen. Nun hatte hier Goethe, das wissen wir jetzt, zuerst geschrieben, was das Göchhausensche Fragment bewahrt hat: 'O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus — nun werd' ich tiefer tief zu nichte', völlig der Szene mit dem Erdgeiste entsprechend. Was war der Anlafs der späteren Änderung? Der Ausdruck befriedigte ihn nicht, und indem er ihn besserte, hat er den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden aus den Augen gelassen. Ein beliebiger Interpolator hätte das nicht schlechter machen können. Ohne das Fragment könnten wir den ursprünglichen Wortlaut nicht erraten, wir könnten aber auch nicht einmal den Anlafs angeben, dem das 'schönste Glück' hier sein Dasein verdankt. Nur eine Fuge würden wir vor 'ich kenn's' wahrzunehmen glauben. Dagegen passen die Worte auch in der jungen Fassung zu der Wagnerszene, hier zeigt sich kein Anstofs und keine Fuge. Daher versagt auch das Kriterion der Interpolation. Wir vermöchten sie ohne die Abschrift des Fräulein von Göchhausen weder abzugrenzen noch auch sicher zu erkennen, aber noch viel schwerer den Anlafs auszudenken. Und doch hat Scherer divinatorisch das Sekundäre erkannt.

Dafs wir es in diesem letzten Falle nicht mit einer einfachen Interpolation zu thun haben, sondern dafs sie, wie es oft verkommt, etwas Älteres verdrängt hat, würde uns natürlich nicht der Pflicht entheben, nach dem Anlasse zu forschen; im Gegenteile, je verwickeltere Vorgänge wir annehmen, um so fester müssen wir sie zu begründen suchen. Dafs Kirchhoffs Forderung eine gleiche Anwendung auf wirkliche oder angebliche Umstellungen findet und auch hierbei viele Emendationsversuche im Keime erstickt, braucht keine Beweise. Da Emendation und Analyse im Grunde zusammenfallen, so gilt die Forderung, überall den Anlafs zu suchen von beidem. Ihre Vernachlässigung ist aber bei reiner Emendation schädlicher, weil hier das als Interpolation getilgt würde, womit der Interpret nicht rechnen kann noch will. Dagegen beseitigt die Analyse nichts, mufs also weiter Rücksicht auf die angeblich jüngeren Zusätze nehmen und wird also durch Fortführung der Kritik sich selbst korrigieren müssen oder doch können.

Drittens: die Abgrenzung der Interpolationen. Die Alexandriner haben meist zu wenig, bisweilen zu viel gestrichen, weil sie sich nicht um Fugen gekümmert haben, nach Ausscheidung der Interpolationen einen lesbaren, fortlaufenden Text herstellen wollten und, wie es scheint, stets bestrebt waren, ihrem Obelos möglichst wenig zu opfern und für den alten Dichter möglichst viel zu retten.

Sie strichen zu wenig. Z. B. enthält die Ansprache der Hera an Athena in der Ilias *B* 157—165 den Anstofs, dafs Athena jeden einzelnen Helden (ἕκαστον 164) statt des einen Odysseus anspornen soll: der Vers 164 mufste

darum fallen, er schien aus 180 entnommen. Wir dagegen sind auf Grund der Beobachtung, daſs Athena sich gleich darauf fast derselben Worte bedient (158—165, 174—165), geneigt, sobald wir den Anstoſs zugeben, die ganze Rede der Hera für Zudichtung im Anschlusse an die Rede der Athena zu halten, und müssen dann dem Interpolator auch die verbindenden Verse 155 f. 166—172 ganz oder zum Teil zuschreiben. So viel zu verdächtigen, würde Aristarch nicht gewagt haben, weil er ja alle mit dem Obelos versehenen Verse dem echten Homer absprach.

Sie strichen zu viel. Bisweilen ist nur ein Wort oder ein Halbvers anstöſsig. Dann hat Zenodot bald geändert, bald athetiert, Aristarch nur athetiert; aber sie konnten nicht einen unvollständigen Vers oder auch nur eine unvollständige Periode stehen lassen und somit dem alten Homer einen Torso zuschreiben, sondern sahen sich gezwungen, stets mindestens einen ganzen Hexameter zu streichen.

Wir wissen, daſs Zusetzen und Streichen bei allen Überarbeitungen nicht selten Hand in Hand geht, daſs bisweilen minimale Änderungen des Wortlautes und Wortsinnes in den weitesten Bestandteilen stattgefunden haben, und daſs man diese Dinge häufig genug nicht graphisch oder typisch ausdrücken kann. Wir sind einmal sehr vorsichtig geworden in der analytischen Abgrenzung der Interpolationen, suchen nach sichtlichen Fugen und verzichten, wo wir diese nicht finden, auf eine bestimmte Begrenzung. Und anderseits sind wir bei der Synthese viel kühner im Nachdichten und erfinden ganze Verse oder überleitende Gedanken, wo wir nach Ermittelung der jungen Zusätze und Umstellungen mit dem übrig bleibenden Materiale keinen vollständigen Zusammenhang herstellen können; oder wenigstens scheuen wir in solchen Fällen schon in der Analyse vor der Annahme von Lücken nicht zurück. Denn wir glauben nicht, durch unsere Operationen einen lückenlosen, geschlossenen Text herstellen zu können. Ja wir weisen gerade beim Homer den jüngsten Schichten, besonders in der Odyssee, solche Massen von Versen zu, daſs der junge Diaskeuast fast als der eigentliche Homer erscheint.

Endlich viertens: der Charakter und Ort der Interpolationen. Wir gehen am besten von der Frage aus: wo ist ihr Sitz?

Die Alexandriner haben kurzweg alle störenden Verse für Zusätze erklärt, mochten sie nun darin die Sprache oder den Geist einer jüngeren Zeit sehen oder einen krassen Widerspruch zu dem sonstigen Inhalte. Sie haben aber nie gefragt, ob der Anstoſs nicht von anderen Stellen aus gehoben werden könnte, ob sie nicht etwa einen Schnitt in einen gesunden Körperteil machten und den Kranken gar nicht bemerkten, sondern sie haben stets schnell zugeschnitten. Das war, wenn man will, eine Kurzsichtigkeit.

Irrtümern in dieser Beziehung ist die Kritik zu allen Zeiten ausgesetzt. Ein modernes Beispiel liefert der Freiermord der Odyssee. Er wird χ 8 durch einen Schuſs auf Antinoos eingeleitet, der die übrigen aufschreckt, daſs sie an den Wänden nach Waffen suchen (21—23), doch vergeblich (24 f.); ihren Drohworten (26—30) wird hinzugefügt, sie hätten an einen unglücklichen Zu-

fall geglaubt (31—33). Den Widerspruch dieser Ahnungslosigkeit zu dem fast verzweifelten Umherlaufen hat Kirchhoff durch Beseitigung der Verse 23—25 beseitigen wollen, und ihm sind v. Wilamowitz und Seeck gefolgt; dagegen hat richtiger Kammer 31—33 für einen jüngeren Zusatz erklärt. Denn der Bettler hat die Lumpen abgestreift, ist auf die Schwelle gesprungen und hat von dort laut ausgerufen, er suche sich jetzt ein anderes Ziel, das zu treffen ihm Apollon verleihen möge (χ 1—7); welches Ziel er meinte, konnte nach dem Pfeilschusse auf Antinoos keinem Freier mehr zweifelhaft sein; nur das Furchtbarste, dafs Odysseus selbst der Schütze ist, enthüllt er ihnen χ 34 ff., nicht Ahnungslosen, sondern von Angst Aufgescheuchten. Statt die Steigerung dieser ungewissen Angst vor dem Unbekannten zu voller Gewifsheit zu belassen, hat der Verfasser von χ 31 ff. (wohl mit Benutzung von τ 203, *B* 38 u. dgl., 33 wörtlich nach 41) die völlige Ahnungslosigkeit der Freier für eine bessere Folie zu der Enthüllung des Geheimnisses gehalten und um dieser Wirkung willen die sowohl gegen 6 wie 23 ff. verstofsenden Verse eingeschoben. Eine Kontamination aus zwei verschiedenen Gesängen vom Freiermorde, die Kirchhoff annahm, ist also hier und wohl überhaupt nicht nachzuweisen, so wenig wie χ 141, welcher Vers mit Düntzer, Kammer, v. Wilamowitz u. a. gegen Kirchhoff zu halten ist. Der zweite der beiden Grundpfeiler von Seecks 'Quellen der Odyssee' stürzt damit zusammen. Apollon ist Patron des Odysseus (χ 6, K. O. Müller), noch nicht Athena (π 295—298 sind jung, auch wegen des Plur. *νῶιν δ' οἴοισιν*); die Waffen, eiserne nach π 294 = τ 12, sind heimlich fortgeschafft, und Penelope mit den Mägden bemerkt das nur nicht (τ 53 ff. φ 5ff.), weil der Dichter oder Redaktor es vergifst.

Weiter führt die Frage, warum Aristarch τ 346—348 athetiert hat, ohne den Anstofs in dem merkwürdigen Ausgange der Szene zu suchen. Hier ist es nun sofort klar, dafs das Altertum gar nicht darauf kommen konnte, an der Vereitelung der Erkennung Anstofs zu nehmen: denn sie war für die Fortführung der jetzigen Handlung, für den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten unentbehrlich, konnte folglich gar nicht einem Interpolator zugeschrieben werden. Interpoliert war ja nur das fertige Werk; junge Zusätze konnten nur einzelne, die Haupthandlung unterbrechende, oder wenigstens für ihren Verlauf gleichgültige Stücke sein, deren Ausscheidung dem 'echten' Homer zu gute kommen mufste. Die Klammern, die wir bisweilen als jüngste Zuthaten des Autors oder Herausgebers betrachten, waren dem Alexandriner als das einigende Band die eigentliche, unantastbare Grundlage des ganzen Werkes; dem Verdachte der Interpolation waren meist gerade solche Teile der disparaten Werkstücke ausgesetzt, die wir als das Prius ansehen.

Wie gelangen wir nun heutigen Tages zu der wahrhaft revolutionären *μέθοδος*, mittels derer wir in diametralem Gegensatze zu den Alexandrinern die der Einigung dienenden Bänder für junge Zuthaten erklären, die centrifugalen Elemente schützen? Durch Verbindung einer sorgsamen Abgrenzung der vermeintlichen Interpolation, Suchen nach ihrem Anlafs und Offenlassen der Alternative, die junge Interpolation anderswo zu suchen. In dem obigen Beispiel

vermifsten wir sichtbare Fugen, bei weiterem Suchen finden wir aber, dafs τ 103—476 oder wenigstens bis 388 im wesentlichen einheitlich ist, so dafs statt dreier Verse die ganze Szene anzutasten wäre. Nun ist aber die Vereitelung einer fast durchgeführten Erkennungsszene ohne diese schlechterdings undenkbar; umgekehrt ist die Szene ohne schliefsliche Erkennung nach allem oben S. 19 f. Besprochenen eine psychologische Merkwürdigkeit, ohne die Vereitelung dagegen nicht nur begreiflich, sondern das einzig Natürliche, falls man von dem Ausgange der Handlung in σ—ψ absieht. Daher ergiebt sich als einzige befriedigende Lösung, dafs man nichts von dem Vorigen der Vereitelung opfert, sondern diese für den jüngeren Zusatz hält, der dem jetzigen Zusammenhange zuliebe eingefügt ist.

Gerade das zunächst Unverständliche und Isolierte pflegt oft das Alte zu sein, wie oben S. 84 ff. am Don Carlos u. a. nachgewiesen ist, das Einfache, Klare, zu dem ganzen Plane Stimmende dagegen, das an sich keine Schwierigkeiten macht, ist zwar nie von einem fremden Interpolator zugefügt, aber doch in der Regel das relativ Jüngere. Hierfür anhangsweise noch, der Wichtigkeit der Sache entsprechend, drei Belege, die zugleich die Einzelforschung fördern können.

In der Ilias *T* 270—274 beschuldigt Achill den Zeus, seinen Zwist mit Agamemnon verursacht und ihm die Hände beim Ausliefern der Briseis gebunden zu haben:

> Ζεῦ πάτερ, ἦ μεγάλας ἄτας ἄνδρεσσι διδοῖσθα.
> οὐκ ἂν δήποτε θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν ἐμοῖσιν
> Ἀτρείδης ὤρινε διαμπερὲς οὐδέ κε κούρην
> ἦγεν ἐμεῦ ἀέκοντος, ἀμήχανος· ἀλλά ποθι Ζεὺς
> ἤθελ' Ἀχαιοῖσιν θάνατον πολέεσσι γενέσθαι.

Diesen inhaltsschweren Versen ist einer von jener nichtigen Dutzendware zugesetzt (275 νῦν δ' ἔρχεσθ' ἐπὶ δεῖπνον, ἵνα ξυνάγωμεν Ἄρηα), wie sie sich zur rechten Zeit da einstellen, wo nur die höchste Kunst oder die Trivialität weiterhelfen kann. Dagegen widerspricht die hier vorausgesetzte Διὸς βουλή dem Buche *A*, ja der ganzen Ilias, mit Ausnahme des von Fick richtig eingeschätzten Prooimions A 1—7: diese Verse können folglich nicht von einem Redaktor dem fertigen Epos zugesetzt sein, sondern alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dafs in ihnen das Rudiment einer älteren und roheren Sagengestaltung erhalten ist, die dem erhaltenen Anfange der Kyprien verwandt war. Und dieser Schlufs würde selbst dann gelten, wenn die alte Sage in einem anderen Epos ausgeführt wäre. Das läfst sich aber nicht nachweisen. Denn die Kyprien gehen zwar von demselben Halbverse Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή (*A* 5) aus, beziehen aber Zeus' Willen auf die Anstiftung des ganzen mörderischen Krieges[1], nicht auf die in der Ilias herausgehobene Episode. Danach ist Seeck, Quellen d. Od. 405 zu korrigieren.

---

[1]) Mir scheint dies Motiv gegen Welcker uralt und gegen Kirchhoff das Prius. Das schliefst nicht aus, dafs das übrige *A* jünger als 1—7 ist und andere Teile der Kyprien wieder nach ihm verfafst sind.

Im IV. Buche von Platons Staat wird erst die σωφροσύνη und dann die δικαιοσύνη in der Hauptsache gleich, nämlich als Harmonie der Teile, definiert. Kleinere feine Unterschiede aufzuspüren, ist Hirzel um so mehr mifsglückt (Herm. VIII 379), als in der zweiten Bestimmung die σωφροσύνη zu der Tugend des dritten Standes heruntergedrückt ist (435[b]!), also von hier an nicht mehr das einigende Band (431[e]) im Gegensatze zu der eher den Teilen eigenen Gerechtigkeit bedeuten kann. Man mufs also mit Köstlin, auf dessen treffliche Ausführungen (Gesch. der Ethik I 406) ich verweise, einen unausgeglichenen Widerspruch Platons einräumen. Dann kann aber nicht zweifelhaft sein, welcher Tugend ursprünglich die Superiorität zugeschrieben war. Denn da im Staate alles auf die zentrale Stellung der Gerechtigkeit hindrängt, wäre eine nachträgliche Unterschiebung der σωφροσύνη ganz undenkbar. Vielmehr nahm sie ursprünglich in Platons Sozialethik die kardinale Stelle ein, die sie später an die Gerechtigkeit abtreten mufste. Platon hat sich nicht entschlossen, den alten Entwurf zusammenzustreichen, in dem auch zwei Seelenteile statt dreier fungieren, sondern seinen Sokrates im weiteren Verlaufe des Gespräches seine Ansichten verbessern lassen, aber ohne dafs er mit klaren Worten die frühere, ganz ausführliche Definition zurücknähme. Die sich auf zwei Seelenteile beschränkende Psychologie, die den meisten Interpreten unbekannt ist, und die darauf basierende und in der σωφροσύνη gipfelnde Ethik, die bisher gar nicht beachtet ist, gehören zu den ältesten Lehren Platons, die wir überhaupt in seinem Nachlasse nachweisen können.

Vergil läfst in der Äneis VI 763—766 Silvius, Lavinias Sohn, den Stammvater der Könige von Alba Longa sein, in Übereinstimmung mit Catos Origines, wo Askanios kinderlos starb (Serv. VI 760), aber im Widerspruche zu dem ganzen sonstigen Plane und Ziele der Äneis, den Iulus als Stammvater der Iulier zu feiern[1]) (vgl. Kroll, Fleckeisens Jahrb. Suppl. XXVII 136 f.). Aber gerade deshalb geht es nicht an, den Widerspruch durch Streichen der Verse 764, 765 zu beseitigen und damit Vergil selbst zu bessern. Auf der anderen Seite genügt es nicht, den Widerspruch einfach festzustellen: man mufs ihn erklären. Und erklärlich ist er nur, wenn die Verse aus einem älteren Entwurfe stammen, der dem Iulus noch nicht die spätere Rolle zuwies. Dafür läfst sich vielleicht auch noch das anführen, dafs die wundervolle Heerschau der künftigen Helden Roms, der jene Verse entstammen, schwerlich ursprünglich als Bestandteil der Hadesfahrt erfunden war, sondern eher als eine Vision oder ein Traumorakel: denn warum ziehen die Helden jetzt alle zur Lethe, warum bereits in den Gestalten, die sie auf der Höhe ihrer irdischen Laufbahn oder an ihrem Ende dermaleinst haben werden? Dafs pafst nicht für

---

[1]) Den Widerspruch gleichen Dionysios Hal. I 70 und die moderne conciliatorische Kritik aus: nach Askanios' Tode wäre sein Sohn (Iulus bei Dion.) Oberpriester, Silvius König geworden. Allein bei Vergil wird im VI. Buche Askanios totgeschwiegen und in dem meiner Überzeugung nach jüngeren Parallelberichte I 257 ff. Silvius. Diese Prophezeiungen sind nicht geschrieben, um einander zu ergänzen, sondern die jüngere Version sollte die ältere verbessern und vielleicht ganz ersetzen.

das Vorleben im Hades und ist meines Erachtens in die Hadesfahrt erst später eingefügt worden, als der Dichter das ältere Traumorakel der Sibylle aufgab und aus der Citierung der Geister einen Besuch des Äneas bei ihnen machte.

Diesen Belegen für isolierte Motive und rudimentäre Reste älterer Entwürfe tritt die grofse Menge junger, meist inhaltsleerer Zusätze und Erweiterungen gegenüber, die sich selten oder nie in einen krassen Widerspruch zu dem Plane des Ganzen und der erstrebten Einheit setzen werden: das lassen weder die Autoren, noch spätere Bearbeiter zu, wenn sie nicht zugleich zu starken Streichungen und Änderungen greifen. Auf den Unterschied dieser so entgegengesetzten Störungen zu achten, ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Analyse, die völlige Sonderung der jungen Zuthaten von den alten Motiven das eigentliche Problem der modernen Forschung. Die alten Kritiker haben das Altertümliche jener isolierten Reste deswegen verkannt, weil sie von den Verklammerungen nichts ahnten, die die Autoren und Redaktoren selbst zur Erzielung einer Einheit nachträglich anbringen, weil sie von der Verschiebung eines Arbeitsplanes bei dem Autor selbst innerhalb eines Werkes nichts wufsten und auf die umfangreiche Diaskeuase der Homerischen Gedichte durch die jüngeren Dichter und Rhapsoden gar nicht kamen: sie kannten nur echt und unecht.

Die drei ersten Gesichtspunkte betreffs Ursprung, Anlafs und Abgrenzung der Interpolation gelten für die gesamte Theorie, der letzte nur für einen Teil der Fälle, aber den wichtigsten. Erst durch ihn erhebt sich die Forschung von den einfachen Beobachtungen zu verwickelten Problemen. Und hierbei mufs die Phantasie, von der die Alexandriner nichts wufsten, die Lücken füllen helfen, mag auch dem gemeinen Interpolator der Verstand allein gerecht werden. Unsere Betrachtung ist historischer und psychologischer geworden; es ist erfreulich, dafs dadurch die reine Verstandeskritik eingeschränkt wird und die Pergamener jetzt auch zu Worte kommen.

Wie Alexandriner und Pergamener, so denken auch Düntzer und Kammer im Grunde nur an echt und unecht. Demgegenüber ist der Gedanke keineswegs neu, aber doch meines Wissens niemals klar formuliert, dafs alle Beobachtungen von Widersprüchen und Wiederholungen mit Einschlufs der Variationen, Ungenauigkeiten und Ungleichmäfsigkeiten zu Folgerungen betreffs der Abfassungszeit, zur Scheidung des *πρότερον* und des *ὕστερον* führen müssen, wenn sie der philologisch-historischen Erkenntnis dienen sollen. Und natürlich ist es meist leichter, das späteste Stadium klar zu erfassen: das bedarf in erster Linie des logischen Denkens, oft sogar seiner allein. Ältere Stadien dagegen wirklich zu verstehen, ermöglicht nur eine den Scharfsinn unterstützende Phantasie, und das um so mehr, je weiter diese Stadien zurückliegen und je isolierter ihre Spuren auftreten. Darin liegt eine niemals ganz tilgbare Fehlerquelle. Aber die Grundlage aller Analyse liefert der kritische Verstand allein, der nach logischen Gesetzen verfährt: darauf beruht die innere Verknüpfung mit der Emendation.

Gewifs trägt die oben durchgeführte Trennung des kritischen Geschäftes

in verschiedene Zweige etwas den Charakter irrealer Abstraktion: in Wirklichkeit läfst sich solche Trennung selten reinlich durchführen, vielmehr verschlingen sich die Fäden ineinander, wie schon vielfach zu Tage getreten ist. Namentlich ist, wie wir sahen, die Ausscheidung gröfserer Interpolationen von den 'Umstellungen' kaum verschieden, sobald man bei beiden das Früher und Später als eigentliches Ziel der Forschung ins Auge fafst.

Und das mufs überall statt des Echt und Unecht eintreten: denn von wem interpoliert, getilgt oder umgestellt ist, kann erst die weitere, auf eingehende Analyse gestützte Forschung lehren, die in Verbindung mit Synthese, Quellenvergleichung, sprachlichen, metrischen, historischen Beobachtungen jeder Art stehen mufs. Die Analyse allein macht keinen Unterschied zwischen Entwürfen und Zusätzen desselben Autors oder dem Grundstocke und den Veränderungen verschiedener Zeitalter. Interpolator ist für sie der Autor selbst, wo er zusetzt und die Zuthat kenntlich ist. Sind die Änderungen nicht deutlich oder zu unbedeutend, um feste Schlüsse zuzulassen, so mufs die Kritik auf diese verzichten; aber methodisch ist auch in solchen Fällen wie bei dem Anlasse angeblicher Interpolationen die Frage, wie der Anstofs entstanden ist. Diese Frage in jedem Falle beantworten zu wollen, überschreitet die Grenzen unseres Vermögens, der Versuch ist aber doch das kleinere Übel.

(Schlufs folgt)

ALKESTISSTUDIEN

Von Leo Bloch

(Schlufs)

IV. LITTERARGESCHICHTLICHES

Aus der Untersuchung der beiden Hauptmotive, der Aufopferung und der Rettung, hatte sich ergeben, dafs Euripides in der Alkestissage sich einen Stoff erwählt hatte, dessen ethischer Zusammenhang zu seinem eigenen Empfinden schon vielfach in entschiedenem Widerspruche stehen mufste.[1] Es wird später dargelegt werden, dafs die 'Alkestis' zu seinen allerfrühesten Schöpfungen gehört, und so begreift man, dafs er es noch nicht wagte, den Thatsachen in dem Mafse Gewalt anzuthun, wie er es später jedenfalls unbedenklich gethan haben würde. So aber mufste das Werk immer die Spuren dieser Disharmonie verraten; die beiden sittlichen Wertskalen der mythischen Zeit und des V. Jahrh. zeigen sich gerade hier in ihrer ganzen Verschiedenheit. Euripides war auch viel zu ehrlich, als dafs er seine Ausstellungen an Admets Handlungsweise hätte unterdrücken können. Viel Liebe hat er für Admet beim besten Willen nicht aufbringen können. Die herbe Kühle seiner sterbenden Gattin, die bitteren Schmähworte seines Vaters und nicht zum wenigsten die eigenen Gewissensbisse zeigen uns, dafs sich der Dichter keinen Täuschungen über den Wert dieses Charakters hingab. Der gefeierte Held der Sage, Admet, ist in des Dichters Augen ein ziemlich minderwertiger Charakter. Indessen noch ist er zu jung, als dafs er es laut sagen dürfte, noch traut er wohl auch dem eigenen Urteile zu wenig; aber das unsichere Doppelbild, das auf diese Weise herauskommt, hat jedenfalls der Wirkung des Stückes am meisten Eintrag gethan.

Admets wegen hat Euripides diesen Stoff auch ganz gewifs nicht behandelt; was ihn dazu gereizt hat, war sonder Zweifel die Gestalt der Alkestis, und zwar um so mehr, je weniger nach seinem Dafürhalten die ältere Dichtung ihr gerecht geworden war. Zumal die athenische Auffassung entsprach der seinigen in keiner Weise. Aufserhalb Athens scheint die Auffassung eine ernsthaftere gewesen zu sein. Der Hesiod zugeschriebene Weiberkatalog wird

[1] Sehr treffend ist dieser Gedanke von Dieterich ausgesprochen (Pulcinella S. 69): 'In Euripides sieht man schon uns verwandtere Empfindungen in jenen Punkten auftauchen, und wie öfter, da er sie unvermittelt aussprechen läfst, mifsraten die Charaktere.'

wohl auch diesen Mythus gebracht haben, doch Näheres wissen wir trotz aller geistreichen Kombinationen nicht hierüber.[1]) Euripides selbst erwähnt eine Verherrlichung der Alkestis durch ein bei dem spartanischen Karneenfeste gesungenes Chorlied; die angesehenere Stellung der spartanischen Frau mag auf die Auffassung hier nicht ohne Einflufs gewesen sein.[2]) In Athen nahm man die Sache aber von der heiteren Seite. Phrynichos hatte die Sage in einem an drastisch-komischen Szenen reichen Satyrspiele behandelt. Im Prolog schon macht Apollon, um Admets Todesstunde hinauszuschieben, die Schicksalsschwestern betrunken; die trunkenen Moiren haben jedenfalls ein sehr heiteres Bild abgegeben. Im weiteren Verlaufe trat Alkestis ziemlich in den Hintergrund; das Hauptinteresse knüpfte sich an Herakles, der als echter Riese zuerst seinen Riesenappetit entwickelte und dann den Tod mit seinen Riesenfäusten weidlich bearbeitete. Unwillkürlich wird man an die verschiedenen Sagen vom geprellten und geprügelten Teufel erinnert. — Weniger sicher ist eine Bearbeitung des Mythus durch Sophokles, die dann auch nach dem einzigen Fragmente ein Satyrspiel gewesen sein müfste.[3]) Euripides steht unverkennbar unter dem Einflusse der älteren satyresken Darstellungen, aber ebenso unverkennbar tritt seine Absicht hervor, mit dieser leichtfertigen Herabziehung des Stoffes in die Sphäre des Derbkomischen zu brechen. Sein Held ist darum nicht Herakles, vielmehr rückt er Alkestis in den Vordergrund. Die drastischen Hauptszenen des alten Satyrspiels kann er freilich nicht völlig entbehren; er braucht sowohl die trunkenen Moiren wie den schmausenden Herakles, als auch den Ringkampf mit dem Tode, aber er zeigt sie dem Zuschauer nicht in ihrer allein komisch wirkenden Leibhaftigkeit, sondern nur in stark gedämpften Reflexen. Wohl kommt Herakles noch angeheitert auf die Bühne, aber doch noch so weit seiner Sinne mächtig, dafs er den Ernst der Situation schnell erkennt und sich in seiner vollen Stärke und Treue offenbart. Seine Trunken-

---

[1]) Vgl. Wilamowitz, Isyllos S. 57 ff. Nur das darf man nach dem oben (S. 41) Gesagten sicher für ausgeschlossen halten, dafs die Rückkehr ohne Vermittelung des Herakles vor sich gegangen sei.

[2]) Nach Wilamowitz (Griech. Tragödien II 141) sollen die Frauen in Sparta sich freilich keiner besonderen Achtung erfreut haben. Das ist aber doch wohl kaum zuzugeben, wenn man nur an die Anrede *δέσποινα* denkt, die dort im Verkehr vom Mann zum Weibe üblich war. Die Bewegungsfreiheit des Weibes war in Sparta eine viel gröfsere als anderswo. Beide Geschlechter waren in gleicher Weise dem kommunistisch-militaristischen Systeme eingefügt und insofern geradezu gleichberechtigt. Auch die psychischen Qualitäten des Mannes standen nicht hoch in Ansehen. Darin aber hat Wilamowitz recht, dafs unter solchen Verhältnissen eine That wie der Muttermord des Orestes um vieles begreiflicher wird. Das spartanische Familienleben hatte an der Erziehung wenig Anteil; aber die Schätzung der Frau war darum nur qualitativ verschieden, nicht geringer, eher gröfser als in Athen; vgl. Plut. Lyc. 14 f.

[3]) Freilich heifst es in der Hypothesis des Euripideischen Dramas ausdrücklich: *παρ' οὐδετέρῳ κεῖται ἡ μυθοποιία.* Doch haben sich die Litterarhistoriker um die Satyrspiele wenig gekümmert, am allerwenigsten würden sie ein solches als Präcedenzfall für eine Tragödie haben gelten lassen. Auch wäre ja gar nicht ausgeschlossen, dafs das Sophokleische Satyrspiel jünger war als die Euripideische Tragödie.

heit ist hier zu einem künstlerischen, durch den Kontrast wirkenden Motive geworden, das, wie schon vielfach bemerkt wurde, stark an Shakespeare erinnert. Von der Überlistung der Moiren und dem Kampfe mit dem Todesgotte hören wir sogar nur durch Erzählungen. Kurz, aus allem spricht die Tendenz, den alten, bisher komisch aufgefafsten Stoff von einer neuen, ernsteren Seite aufzufassen. Der Zusammenhang mit seiner Stellungnahme in der Frauenfrage ist unverkennbar. Ihm kam es weit weniger auf die Errettung der Alkestis zur Freude ihres Gatten an als auf ihre heldenmütige Aufopferung für diesen. Aus einem der vielen Heraklesabenteuer machte er das hohe Lied von der treuen Gattin. Konnte er damit auch nicht verhindern, dafs die Komödie sich immer wieder dieses Stoffes bemächtigte, so hat er das doch erreicht, dafs Alkestis von nun an immer mehr in den Vordergrund rückte, dafs man in ihr nicht mehr das resignierte Opfer, sondern die heldenmütige Retterin erblickte.

Die Tadler der 'Alkestis' haben sich übrigens die gewichtigste Autorität, welche sie für ihre Beurteilung des Stückes hätten ins Feld führen können, entgehen lassen, und zwar keine geringere als den Dichter selbst. Dafs dieser nicht allzuviel von diesem Drama gehalten hat, geht aus der seltsamen Geschichte desselben hervor. Das meiste darüber lehrt uns eine im Jahre 1834 entdeckte Notiz der Theaterchronik, deren ganze Bedeutung man freilich nur im Zusammenhange mit gewissen technischen und litterargeschichtlichen Thatsachen würdigen kann.

Die betreffende Notiz besagt, dafs die 'Alkestis' unter den Euripideischen Dramen an siebzehnter Stelle steht, dafs sie im Jahre 438 auf die Bühne gebracht wurde, und zwar an vierter Stelle neben den 'Kreterinnen', dem 'Alkmeon in Psophis' und dem 'Telephos', ferner dafs in jenem Jahre Sophokles den ersten, Euripides den zweiten Preis erhielt. Mit Recht hat man wohl 'siebzehnter' in 'sechzehnter' geändert; im übrigen ist aber diese Notiz unanfechtbar.

Das auffallendste an ihr war, dafs die 'Alkestis' als die vierte Nummer an einem Spieltage aufgeführt wurde; dadurch nahm sie im Festprogramm dieselbe Stelle ein, welche nach der allgemeinen Ansicht dem Satyrspiel eingeräumt war. Sie hatte an jenem Spieltage also auch die ästhetische Aufgabe des Satyrspieles zu lösen, d. h. die durch die vorangegangenen Tragödien in dem Zuschauer hervorgerufene seelische Erschütterung durch die Erregung einer friedvoll behaglichen Stimmung wieder auszugleichen.

Es ist kein Wunder, dafs nach dem Bekanntwerden dieser Notiz auch sofort der Versuch gemacht wurde, alle auffallenden Erscheinungen dieses Dramas auf seinen Platz im Festprogramme zurückzuführen. War doch schon das Altertum mit diesen Versuchen vorangegangen! Schon vor mehr als zweitausend Jahren glaubten die Litterarhistoriker auf die mehr in der Art der Komödie gehaltene Lösung des Knotens hinweisen zu sollen, wobei sie jedenfalls mehr an die 'mittlere' oder sogar an die 'neue' Komödie gedacht haben als an die 'alte' des Aristophanes. Wenn sie aber hierbei schon den glücklichen Ausgang des Dramas für ein Element des Satyrspiels erklären, so igno-

rieren sie unter dem Banne der schroffen Aristotelischen Definition ganz offenkundige Thatsachen; ja in den alten tragischen Trilogien erscheint es geradezu als ein Grundsatz, dem dritten Stücke mindestens durch einen beruhigenden Ausblick auf die Zukunft einen freundlichen, versöhnlichen Abschlufs zu verleihen. 'Der befreite Prometheus' und 'Die Eumeniden' des Aischylos lehren das und nicht minder seine 'Sieben vor Theben', deren ursprünglicher Schlufseffekt hauptsächlich in der endgültigen Bannung des auf Theben lastenden Fluches lag.

Und was suchte man nicht erst in neuerer Zeit alles auf Rechnung dieses vierten Platzes zu schreiben! Dafs ein an vierter Stelle aufgeführtes Drama satyreske Elemente enthalten müsse, hielt man für ganz selbstverständlich; in den humordurchwürzten Heraklesszenen scheinen sie ja auch klar zu Tage zu liegen. Indessen auch für den Streit zwischen Admet und seinem Vater, für die Auseinandersetzung zwischen Apollon und dem Todesgotte und dann überhaupt für die ganze Charakterzeichnung des Admet machte man als mildernden Umstand geltend, dafs ein an vierter Stelle aufgeführtes Drama nicht ernst genommen sein wollte. Man glaubte sogar daraufhin der 'Alkestis' den Charakter einer Tragödie geradezu absprechen zu sollen. Dem einen schien sie die Bezeichnung 'Hilarotragödie' zu verdienen, nach einem anderen wäre sie ein Satyrspiel ohne Satyrn gewesen, nach dritten sogar eine Komödie. Auch mit Worten wie 'Schauspiel' oder 'neue Art Drama' hat man die Schwierigkeit mehr umgangen als gelöst. Wieder andere vermeinen in dem Worte 'Tendenz' den Schlüssel entdeckt zu haben. Euripides soll geglaubt haben an vierter Stelle die künstlerischen Gesichtspunkte philosophischen oder litterarischen Zwecken aufopfern zu dürfen. Indem er den Sagenhelden Admet als unwürdigen Schwächling charakterisierte, hätte er den Mythenglauben seines Volkes selbst treffen wollen, um durch die Erweckung von sittlichen Zweifeln seiner eigenen rationalistischen Weltauffassung die Wege zu ebnen. Auch als einen litterarischen, polemischen Scherz des Dichters hat man letzthin die 'Alkestis' ausgegeben; er hätte damit die damals schon seit einem Menschenalter beim grofsen Publikum vergessene 'Alkestis' des Phrynichos persiflieren wollen, was natürlich nur Sinn gehabt hätte, wenn diese eine Tragödie und nicht, wie es höchstwahrscheinlich ist, ein Satyrspiel gewesen wäre.[1])

Aber allen diesen zum Teile mit grofsem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vorgetragenen Hypothesen zum Trotze ist und bleibt die 'Alkestis' eine ernst gemeinte und ernst genommene Tragödie. Wie der Dichter sogar planvoll der alten burlesken Auffassung dieses Sagenstoffes entgegentritt, ist vorher schon dargelegt worden. Aufserdem aber geht die durchaus ernste und würdige Auffassung dieses Mythus in der späteren griechischen und römischen Litteratur hauptsächlich auf das Euripideische Drama zurück. Zeitgenossen des Dichters, wie Aristophanes und Platon, würden vollends eine selt-

---

[1]) Auf diese Theorien einzugehen, wäre unfruchtbare Zeitvergeudung, zumal durch die Zusammenstellung in der Hayleyschen Ausgabe (S. XXIII ff.) jedem die Gelegenheit gegeben ist, die Frage weiter zu verfolgen.

same Rolle spielen, wenn man das Drama nicht als Tragödie im vollsten Sinne des Wortes gelten lassen wollte.

Man hat in diesem Punkte die Bedeutung jener Notiz erheblich übertrieben. Die Ersetzung des Satyrspieles durch eine vierte Tragödie ist keineswegs ein solch vereinzelt dastehender Fall gewesen, wie gemeinhin angenommen wird. Bekanntlich ist die Tragödie, das 'Böckespiel', aus dem Satyrdrama hervorgegangen; weder im Inhalte, noch in der Form, noch in der Verwendung sind die Grenzen von vornherein scharf feststehende gewesen. Ehe noch die spätere Regel Geltung besafs, nach welcher von jedem Chormeister vier Dramen zur Aufführung kommen mufsten, stand es jedenfalls dem Dichter völlig frei, ob er den ihm bewilligten Chor für eine Tragödie oder für ein Satyrspiel verwenden wollte. In älterer Zeit war das Satyrspiel entschieden beliebter. Pratinas von Phlius, der ältere Zeitgenosse des Aischylos, soll unter fünfzig Dramen nicht weniger als 32 Satyrspiele hinterlassen haben; ein ähnliches Verhältnis darf man wohl für den gleichzeitigen Tragiker Choirilos, den 'König' des Satyrspiels, annehmen.

Einen festeren Platz im athenischen Spielplan hat das Satyrdrama erst durch die gewöhnlich auf Aischylos zurückgeführte, jedenfalls mitten in seiner Wirksamkeit aufkommende tetralogische Ordnung erhalten. Von nun an wurde es gebräuchlich — aber nicht obligatorisch —, den drei meist auch inhaltlich zusammenhängenden Tragödien eines Spieltages ein auch mit Vorliebe demselben Stoffkreise entnommenes Satyrspiel folgen zu lassen. Aber ein Gesetz ist dieser Brauch auch für Aischylos in seiner späteren Zeit schwerlich gewesen. So hat er von der gröfseren Freiheit, welche hinsichtlich des vierten Dramas herrschte, Gebrauch gemacht, als er im Jahre 472 als das letzte von vier zusammenhanglosen Dramen einen 'Prometheus' aufführen liefs. Ob das nun eine der Tragödien war, welche er wenige Jahre darauf in seiner Prometheus-Tetralogie auf die Bühne brachte, oder eine summarischere Behandlung des ganzen Mythus, ist nicht mehr zu entscheiden; aber gewifs war es nicht das Satyrspiel jener Tetralogie, der 'Feueranzünder', da die in doppelter Fassung überlieferte Theaterchronik den sonst nie fehlenden Zusatz 'Satyrspiel' für dieses Stück nicht bietet.[1])

Von Sophokles kennen wir — freilich meist nur durch sehr dürftige Reste — 115 Dramen, d. h. nur acht weniger, als er nach der alten Überlieferung überhaupt verfafst hat. Unter diesen sind sicher 13 Satyrspiele; mit gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit hat man es noch von etwa vier weiteren Dramen vermutet. Wären also, was doch ganz gewifs nicht anzunehmen ist, die

---

[1]) Das hat Dieterich aufser acht gelassen, als er das Satyrspiel der 'Feueranzünder' für das Satyrspiel der Persertrilogie erklärte (Rhein. Mus. XLVIII 142 Anm. 3). — Seinen Ausführungen über die Anzahl der Äschyleischen Tragödien und Satyrdramen kann man aber zustimmen und 70 Tragödien neben 20 Satyrdramen gelten lassen; vgl. dagegen Bannier, Rh. Mus. LV 479 f. Für unsere Frage wären die überschüssigen Tragödien von Bedeutung, wenn wir besser über die Festordnung in Aischylos' früherer Periode unterrichtet wären. Auch ist in Betracht zu ziehen, dafs er für ausländische Bühnen thätig war.

verschollenen Dramen sämtlich Satyrspiele gewesen, so wäre doch immer noch die Folgerung unabweisbar, dafs Sophokles mehrfach Kombinationen von vier Tragödien auf die Bühne gebracht hat. Die Thatsache verdient unsere Beachtung um so mehr, als dieser Dichter ausschliefslich für die athenische Bühne gedichtet hat, nicht wie Aischylos und Euripides auch für das Ausland, dessen Bühnenordnung uns unbekannt ist. Ist auch eine an vierter Stelle aufgeführte Tragödie von ihm nicht ausdrücklich bezeugt, so hat die Vermutung, dafs das reizende Idyll 'Inachos' eine derartige Stelle eingenommen habe, ungemein viel für sich.[1])

Was endlich Euripides selbst anbetrifft, so ist es nach seiner ganzen Charakteranlage kein Wunder, dafs ihm der leichte Ton des Satyrspieles gegen die Natur ging. Unter seinen 78 Dramen befanden sich acht Satyrspiele; an dem Verhältnisse wird auch dadurch nichts geändert, dafs bereits die Kritik des Altertumes einen Spieltag, drei Tragödien und ein Satyrspiel, aus dieser Zahl strich. Wenn man die urkundlich an vierter Stelle aufgeführte Alkestis den Satyrspielen zurechnet, so fehlt immer noch für $42 = 3 \times 14$ Tragödien der Abschlufs des Satyrspieles. Ein paar Gelehrte im Altertume halfen sich auf die denkbar einfachste Weise; sie nahmen noch 14 spurlos verschwundene Dramen an und steigerten die Produktivität des Dichters auf 92 Dramen. Dabei setzten sie ohne weiteres voraus, dafs an den fremden Bühnen, für welche Euripides nachweislich auch thätig war, ebenfalls das tetralogische Festprogramm bestand.[2]) Diese Thätigkeit für das Ausland kann freilich nur eine ganz beschränkte Anzahl von Dramen betreffen, so dafs man immer noch für Athen Kombinationen von vier Tragödien für eine ganze Reihe von Spieltagen voraussetzen mufs. Also war es durchaus nichts Unerhörtes, als Euripides im Jahre 438 die Tragödie 'Alkestis' an vierter Stelle zur Aufführung brachte. Aischylos hatte 34 Jahre vorher das Beispiel hierzu gegeben; Sophokles war ihm mehrfach auf diesem Wege gefolgt, und für Euripides scheint die Ersetzung des Satyrdramas durch eine ernstere Darbietung nahezu die Regel gewesen zu sein. Das Publikum war damit wohl zufrieden, wenn nur der Hauptzweck des vierten Dramas, die Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichtes, damit erreicht wurde. Aber darum brauchte das Scherzo der tragischen Symphonie nicht zum Capriccio in des Wortes verwegenster Bedeutung zu werden. Der antike Begriff der Tragödie bot auch für diese Aufgabe Raum genug; darin darf uns die moderne Auffassung, welche im Anschlusse an die einseitige Definition des Aristoteles 'Tragödie' und 'Trauerspiel' einander gleichgesetzt hat, nicht irre führen. Die ästhetischen Begriffe der verschiedenen Zeitalter sind nun einmal ebenso inkommensurabel wie ihre ethischen.

---

[1]) S. Wilamowitz, Euripides' Herakles¹ I 88, der Zustimmung fand bei Kaibel, Hermes XXX 72 und Bethe, Prolegomena z. Gesch. d. Theaters S. 41.

[2]) Dieselbe Voraussetzung scheint Wilamowitz zu machen, wenn er (Anal. Euripidea S. 172 ff.) sich anstrengt, 22 Euripideische Tetralogien herauszurechnen. Dafs die meisten seiner Datierungen nichts anderes sind als bestenfalls geistvolle Hypothesen, das wird er selbst heute wohl ohne weiteres zugeben.

Immerhin war der vierte Platz in der Tetralogie ein recht unbedeutender und undankbarer. Die Aufnahmefähigkeit des Publikums war nahezu erschöpft, die Preisrichter hatten ihr Urteil sich bereits gebildet; es konnte mit dem vierten Stücke also weder viel gewonnen, noch viel verdorben werden. Schon die Einfügung der 'Alkestis' an dieser Stelle spricht für die oben aufgestellte Behauptung, dafs Euripides nicht allzuviel von diesem Werke gehalten habe. Um sie aber völlig zu erweisen, mufs die Notiz der Theaterchronik erst, wie schon gesagt ist, mit gewissen Besonderheiten dieses Stückes in Zusammenhang gebracht werden.

Setzen wir einmal den Fall, dafs jene Notiz überhaupt nicht auf uns gekommen wäre, vielleicht auch, dafs nicht einmal der Name des Dichters überliefert wäre, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, dafs man die 'Alkestis' einer erheblich älteren Periode der griechischen Tragödie zuweisen würde, als wie sie durch das überlieferte Aufführungsjahr bestimmt wird. Als äufserlichster Grund würde hierfür schon die geringe Ausdehnung sprechen. Mit ihren 1163 Versen steht die 'Alkestis' der grofsen Mehrzahl der erhaltenen Äschyleischen Tragödien ungefähr gleich, während sie erheblich umfangreicher ist als das einzige erhaltene Satyrspiel, der Euripideische 'Kyklops'. Hierzu kommt die noch auffallendere Thatsache, dafs der Dichter vollständig auf die Mitwirkung des dritten Schauspielers verzichtet. Dieser Verzicht ist auch keineswegs ein zufälliger, sondern offenbar ist er durch äufsere Verhältnisse hierzu gezwungen. Selbst dort, wo geradezu ein Bedürfnis nach einer dritten redenden Person vorhanden ist, in der Schlufsszene, bleibt ihm nichts anderes übrig, als mit Hilfe einer schwächlichen religiösen Ausrede das Ausbleiben des erlösenden Wortes zu motivieren.[1]) Und was für Euripides noch besonders bemerkenswert ist, der Gang der Handlung ist in der 'Alkestis' ein derartig gerader und einfacher, dafs man durch nichts an den genialen Schöpfer des Intriguenstückes erinnert wird. Vergleicht man mit ihr die kurz vorher aufgeführte Sophokleische 'Antigone', so macht diese in Inhalt und Technik unstreitig einen weit vorgeschritteneren Eindruck, und man fragt sich unwillkürlich, wie denn Euripides damals zu derartigen, seiner ganzen Natur doch durchaus zuwiderlaufenden, archaisierenden Anwandelungen gekommen sein mag.

Darüber hilft uns auch die Thatsache nicht hinweg, dafs selbst nach dem Aufführungsjahre die 'Alkestis' das älteste unter den datierbaren Dramen des Dichters ist. Stand er doch damals bereits mindestens in den Anfängen des Schwabenalters; allein daraufhin dürfte man es also gewifs nicht als eine Jugendarbeit betrachten. Wohl aber deuten die soeben erwähnten Anzeichen

---

[1]) Lindskog, Stud. z. ant. Drama I 50 f. will das Schweigen der Alkestis ästhetisch motivieren: 'In einer wirklichen Tragödie würde es nämlich störend gewirkt haben, wenn das vom Tode gerettete Weib gesprochen hätte, während es in einem humoristischen oder komischen Drama eine erleichternde und erfrischende Wirkung gehabt hätte. So . . wirkt sie durch ihr ernsthaftes Schweigen dämpfend auf die allgemeine Freude.' Es kommt doch wohl ganz darauf an, was sie gesagt hätte. Zur vollen Überzeugung, dafs die wirkliche Alkestis lebend dastehe, hätte ein Wort aus ihrem Munde unbedingt gehört.

auf eine lange vor dem Aufführungsjahre liegende Entstehung des Stückes. Und dieser Schein trügt in der That nicht. Wir müssen nur erst einmal das nächstälteste der mit Sicherheit datierbaren Euripideischen Dramen, die 'Medeia', in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. An tragischem Gehalte zeigt sie unleugbar einen bedeutenden Fortschritt gegen die 'Alkestis'; technisch steht sie ihr aber noch sehr nahe. Auch hier erscheinen niemals mehr als zwei redende Personen gleichzeitig auf der Bühne; die Worte, welche Medeia vor ihrem Auftreten hinter der Szene spricht, erforderten keinen besonderen Schauspieler, und auch das verschlägt nichts, dafs scheinbar die Rolle der Amme oder des Pädagogen einmal ihren Träger wechseln mufs, zumal da die Rolle des Pädagogen erst der letzten für die Aufführung bestimmten Redaktion des Stückes zugerechnet werden darf.

Wichtiger als die Übereinstimmung in dieser technischen Besonderheit sind aber die inneren Beziehungen der beiden Dramen. In beiden weist uns der Stoff, wenn auch der Schauplatz das eine Mal Pherai, das andere Mal Korinth ist, nach demselben Sagenkreise, dem iolkisch-thessalischen. Alkestis war ja doch die Tochter des iolkischen Königs Pelias, welcher der Rache der Zauberkünstlerin erlegen war. Diese Rache der Medeia an Pelias hatte nun Euripides gleichfalls in einer Tragödie behandelt, und zwar in den Peliaden, einem Drama seiner im Jahre 455 — drei Jahre nach Aischylos' Abschied von der athenischen Bühne — aufgeführten Erstlingstetralogie. Da kann es dann doch nicht einfach ein blinder Zufall sein, dafs die beiden um so viel später aufgeführten Dramen des iolkischen Sagenkreises zugleich so stark hervortretende archaische Eigentümlichkeiten verraten. Die Schlufsfolgerung ist wohl nicht zu kühn, dafs Euripides bei seinem ersten Auftreten, wie es damals noch üblich war, mit einer zusammenhängenden Trilogie oder Tetralogie debütieren wollte und seine Stoffe dem damals noch wenig bearbeiteten iolkischen Sagenkreise entnahm. In den Peliaden war dargestellt, wie Medeia die Töchter des alten Pelias bethörte, ihren alten Vater zu zerstücken und zu kochen; sollte er doch hierdurch seine jugendliche Kraft und Schönheit wiedererlangen. Es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, welche Rolle Alkestis dabei gespielt hat; nach einem Berichte hätte sie sich nur am Anfange dem Beginnen widersetzt, aber dann auf Medeias Probestücke hin auch ihre Hand zu dem Verderben ihres Vaters geboten; nach einem anderen Berichte hat sie aber überhaupt an dem Werke nicht teilgenommen. Jedenfalls haben Medeia und Alkestis in wirkungsvollem, pikantem Gegensatze das Stück beherrscht. Nach der ursprünglichen Absicht des Dichters sollten nun Medeias Fluch und Alkestis' Segen in den beiden folgenden Dramen desselben Spieltages dargestellt werden. Während Aischylos in der 'Oresteia' noch das verbindende Moment in dem unaufhaltsam seiner Erfüllung entgegeneilenden Schicksale erkennt, ist Euripides' Standpunkt schon mehr ein innerlich menschlicher, psychologischer. Die Charaktere beanspruchen das ganze, ungeteilte Interesse, gerade durch ihren von höheren Mächten unabhängigen Eigenwillen. Euripides ist darin scheinbar nicht immer konsequent geblieben; in seinen späteren Dramen greifen die Götter oft genug

in verhängnisvoller Weise ein, so dafs sie sogar zuweilen den Hauptanteil an der Katastrophe haben; aber auch sie sind dann nicht viel anderes als willkürlich handelnde, eigenen Trieben folgende Persönlichkeiten; die dumpfe Schwere des Schicksals drängt nirgends die individuellen, lebensvollen Charaktere in den Hintergrund.

Aus welchem Grunde Euripides von seinem ursprünglichen Plane abgegangen ist, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Er fühlte vielleicht selbst den Zwiespalt zwischen seiner sittlichen Auffassung des Mythus und der dem Stoffe anhaftenden Beurteilung der Personen. Ganz und gar nicht aber wissen wir, welche andere Kombination in die Lücke getreten ist; das nur scheint aus allem hervorzugehen, dafs er sowohl 'Alkestis' als 'Medeia' damals schon nahezu bis zur Vollendung gebracht hat. Dafs der Spielgeber ihm, dem damals noch wenig bekannten Anfänger, nur zwei Schauspieler zur Verfügung stellte, während man schon seit einer Reihe von Jahren den bewährten Meistern des Faches einen dritten bewilligte, war gewifs eine häfsliche Knauserei, aber der Anfänger mufste sich diese Zurücksetzung wohl oder übel gefallen lassen; sie hat vielleicht nicht unwesentlich dazu beigetragen, dafs Euripides bei seinem ersten Auftreten sich mit der dritten, der letzten Stelle begnügen mufste. Von einer derartigen Beschränkung kann in den späteren Jahren, als er wieder auf 'Medeia' und 'Alkestis' zurückkam, entschieden nicht mehr die Rede gewesen sein, zumal er im Jahre 442 bereits mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden war. Dafs er trotzdem in ihnen nicht Raum für den dritten Schauspieler schaffte, spricht eben dafür, dafs er sie im grofsen und ganzen in derselben Form auf die Bühne brachte, wie er sie von früher her liegen hatte. Änderungen im einzelnen wird er freilich noch an beiden Dramen vorgenommen haben, besonders an der 'Medeia', welche allem Anscheine nach erst jetzt ihre Komplikation durch die Häufung des Entsetzlichen erhalten hat. In der älteren Fassung mag Medeia sich, der korinthischen Lokalsage entsprechend, mit dem Verderben ihrer Nebenbuhlerin und des alten Kreon begnügt haben, während die Ermordung der eigenen Kinder erst als ein Zusatz des vorgeschrittenen, der Überlieferung bereits viel freier gegenüberstehenden Dichters anzusehen ist; die Anregung zu ihm hat höchstwahrscheinlich die Überlieferung von dem Brudermorde der Medeia auf ihrer Flucht aus Kolchis gegeben. Jedenfalls war die Wiederaufnahme in diesem Falle von langer Hand vorbereitet. Die 'Medeia' war zur Aufführung an erster Stelle bestimmt, hatte also noch mit der frischen Aufmerksamkeit und der vollen Urteilsfähigkeit der Zuschauer zu rechnen. Schon darum müssen wir annehmen, dafs der Dichter hier mit aller Sorgfalt zu Werke ging. Die spätere Überarbeitung verrät sich darum hier auch nicht durch übersehene Inkonsequenzen, sondern höchstens durch die leichte Lösbarkeit der den Kindermord betreffenden Partien.[1])

---

[1]) Vgl. dazu Wilamowitz, Exkurse zu Euripides' Medeia im Hermes XV 487: 'Und doch hat sein Gedicht eine Spur bewahrt, dafs der Kindermord der dichterischen Phantasie nicht ein Gegebenes war, sondern in einen anderen Zusammenhang hineintrat. Es ist in Altertum und Neuzeit oft bemerkt, dafs zwar der meisterliche Prolog auf den Kindermord vorbereitet,

Von einer derartig planvollen Änderung scheint bei der 'Alkestis' keine Rede gewesen zu sein; man gewinnt im Gegenteile den Eindruck, als hätten wir sie heute noch in der Gestalt, in welcher sie für die grofsen Dionysien von 455 geschrieben worden war. Die einzige bedeutendere Änderung scheint den Prolog, das Gespräch zwischen Apollon und dem Todesgotte, betroffen zu haben. Hier hat man mit Recht innere Widersprüche gefunden, welche Euripides gewifs nicht unterlaufen wären, wenn er das Drama in einem Gusse fertig gestellt hätte, und welche er ohne Zweifel nicht würde haben stehen lassen, wenn er das ganze noch einer sorgfältigen Revision unterzogen hätte.[1]) So giebt sich Apollon die gröfste Mühe, beim Todesgotte einen Aufschub für Alkestis zu erlangen, obgleich er selbst die Ohnmacht des Todes in diesem Falle kennt und verkündet. Nach dem Prologe betritt der Todesgott das Haus, um die Verfallene zu holen, während er nach dem weiteren Verlaufe des Stückes bei ihrem Verscheiden nicht anwesend ist, sondern sie erst am Grabe in Empfang nimmt. Auch in späteren Szenen finden sich einige, allerdings nur geringfügige Unklarheiten, welche aber doch genügen, um zu beweisen, dafs dem Dichter einmal die Übersicht, der Zusammenhang verloren gegangen war. So schwanken besonders die Angaben über die Art der Bestattung: bald ist vom Begraben, bald vom Verbrennen die Rede, das erste der Natur des Mythus, das letztere den Zeitverhältnissen des Dichters entsprechend. Kurz, wir müssen uns den Vorgang so denken, dafs Euripides im Jahre 438 um ein Schlufsstück für seinen Spieltag verlegen war; leicht möglich, dafs er sich mit einem Satyrspiele herumquälte, das ihm nicht gelingen wollte. Die Zeit drängte, und so holte er die siebzehn Jahre vorher verworfene, halbvergessene 'Alkestis' wieder hervor, ging sie noch einmal durch, glättete — nicht immer glücklich —

in Medeias Seele aber dieser Plan unvermittelt nach der Aigeusszene auftritt, während sie in dem früheren Monologe nur die Rache an dem Brautpaar und Kreon in Aussicht gestellt hat.' Wenn er aber im weiteren diesen Umstand damit glaubt erklären zu können, 'dafs auch der Dichter nicht ganz seinen Mythus festgehalten hat', und ihm jede zweite Bearbeitung der Medeia als 'ein thörichter moderner Einfall' ausgeschlossen erscheint, so kann man ihm nur so weit zustimmen, als die erste Bearbeitung allem Anscheine nach niemals vollendet worden ist; aber geplant war zuerst jedenfalls eine 'Medeia ohne Kindermord'. Darin hat W. hinwiederum unbedingt recht, dafs die Dittographien mit dieser doppelten Bearbeitung nichts zu thun haben; an die Öffentlichkeit ist von der ursprünglichen Form kaum etwas gedrungen.

[1]) Vgl. die betreffenden Bemerkungen Allens in Hayleys Ausgabe S. XXVII f.; aber weder kann ich mich den Schlufsfolgerungen Allens, noch denen Hayleys anschliefsen. Allens Mutmafsung, dafs die ganze Szene nach-euripideische Interpolation sei, scheitert an dem echt-euripideischen Charakter der Verse; V. 54 ff. z. B. würde man, wenn man sie als anonymes Fragment irgendwo versprengt fände, doch unbedingt als Euripideisch erkennen. Hayley ist geneigt, diese von Herakles' Eingreifen untrennbare Szene (V. 24—76) sowie die anderen Heraklesszenen (V. 476—605, 747—860, 1006—1163) für Zusätze von Euripides selbst zu halten, mit denen er das ursprünglich den Ehoien sich anschliefsende Drama auf den Ton des Satyrspieles stimmen wollte. Für die Widerlegung dieser Ansicht genüge es auf meine Ausführungen über die Rolle des Herakles und über die von Euripides in diesem Stücke befolgte Tendenz hinzuweisen. Ohne Herakles wäre wohl auch der Inhalt gar zu dürftig.

einige ihm Anstofs erregende Stellen und brachte sie an ihrem bescheidenen Platze auf die Bühne. Dafs ihm nunmehr der zweite Preis zuerkannt wurde, mag er übrigens weniger der 'Alkestis' verdankt haben als dem Realismus des dritten Stückes, des 'Telephos', in welchem er den Helden, allem bisherigen Theaterbrauche entgegen, im Bettlergewande auf die Bühne brachte. Der 'Telephos' mufs in der That damals den allergröfsten Eindruck gemacht haben. Von den verloren gegangenen Werken des Euripides werden nur ganz wenige so häufig erwähnt wie dieses, und für das Aufsehen, welches Euripides mit diesem Standardwerk des Realismus erregte, sprechen mehr als alles andere die Angriffe, welche Aristophanes unermüdlich dagegen richtete.

Wenn wir zum Schlusse noch die Frage aufwerfen, welchen Wert es heute auch für den Laien hat, sich mit einer Tragödie zu befassen, von welcher der Dichter selbst offenbar eine ziemlich geringe Meinung gehabt hat, so wird man ganz gewifs die Mängel der Dichtung nicht bemänteln oder gar bestreiten dürfen. Euripides hat sie sich vielleicht übertrieben. Bei seinem unerbittlichen, ehrlichen Ernste hat er sie so tief empfunden wie nur irgend jemand, ja noch viel tiefer, da er allein wissen konnte, wie weit damals noch sein Können hinter seinem Wollen zurückblieb. In seinen vorgerückten Jahren, als der Dichter dem fast unentrinnbaren Künstlerschicksal der Manier und Routine seinen Tribut zollen mufste, mag der Duft der Lorbeeren so manchesmal seine einst kühlere Kritik betäubt haben. Aber damals, als er der 'Alkestis' einen solch undankbaren Platz anwies, ging seine Strenge entschieden zu weit. Die Nachwelt hat denn auch einen viel milderen Mafsstab angelegt; das geht schon aus der Beliebtheit des Mythus im späteren Altertume hervor, welche wesentlich auf der Euripideischen Auffassung der Heroine beruhte.

Besonders interessant ist aber die 'Alkestis' vom litterargeschichtlichen Standpunkte aus. Euripides ist der erste realistische Dramatiker, und als solcher hat er Anspruch auf einen Platz in der Weltlitteratur. Um dessentwillen mufs er uns in seinem ganzen Lebenswerke nach Möglichkeit bekannt, verständlich und geniefsbar sein und bleiben. Sein Jugendwerk ist uns der beste Beweis dafür, dafs der Realismus dem Dichter gleichsam angeboren war. In dieser Beziehung bildet die 'Alkestis' einen Markstein in der Geschichte des Dramas, an welchem die Zeit eines Ibsen und eines Gerhart Hauptmann — an ihren Symbolismus denke ich hierbei natürlich nicht — am allerwenigsten achtlos vorübergehen darf. Euripides hat gewifs noch Gröfseres geschaffen, auch noch Realistischeres, aber der Realismus der 'Alkestis' ist feiner, reiner, innerlicher. Späterhin, etwa im 'Telephos', 'Philoktet', wurde ihm der Realismus zur Manier; in der 'Alkestis' quillt er wie unbewufst, wie ungewollt aus ihm heraus, als ob es gar keine andere Art gäbe, zu sprechen und zu empfinden, als die Art der attischen Bürger seiner Zeit. Die Freunde der 'Alkestis' haben oft Shakespearehafte Züge in ihr gefunden. Mit Recht. Shakespearehaft ist diese starke, lebensvolle Individualisierung, die, von aller Schultradition losgelöst, ins volle Leben hineingreift, von dort sich ihre Vorbilder herbeiholt, sie erfafst und durchdringt und dann mit gleicher Liebe den Schwachen wie den Starken,

den Guten wie den Schlechten darstellt. Ein Bahnbrecher wie Euripides interessiert uns nicht nur in seinem Können, sondern ebensosehr, vielleicht sogar mehr noch, in seinem Wollen.

EXKURS ZU S. 46

Die sogenannten Inselidole

Die Litteratur über diese sogenannten 'Inselidole' ist überaus reichhaltig, s. die Zusammenstellung bei Lebas-Reinach, Monuments figurés S. 111 mit den Ergänzungen bei Wolters, Athen. Mitteil. XVI 47. Von späteren Erscheinungen sind besonders wertvoll: Blinkenberg, Antiquités prémycéniennes (Abdruck aus den Mémoires de la Société royale des antiquaires du Nord 1896) S. 6 ff. und die Arbeiten S. Reinachs in der Anthropologie IV und V, zusammengestellt in seinem Buche La sculpture en Europe avant les influences gréco-romaines, ferner die Artikel desselben Gelehrten in der Revue archéologique 1895, 1 S. 367 ff. und in der Anthropologie VIII 26 ff. Unzugänglich blieb mir leider Evans, Cretan Pictographs and prae-Phoenician script, London und New-York 1895 (vergriffen). Nicht ganz einwandfrei ist die Behandlung der Idole bei Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa S. 183 ff. Die Grundlage für jede neue Beschäftigung mit der 'Inselkultur' mufs dagegen von jetzt an Tsuntas' inhaltreicher Artikel *Κυκλαδικά* bilden (*Ἐφημ. ἀρχαιολ.* 1898 S. 137 ff.). Während die älteren Arbeiten, besonders die von Bent (Journ. of Hellen. stud. 1884—1888) durch die mangelhafte Beobachtung der Fundumstände nur zu höchst unsicheren Schlufsfolgerungen führen können, schafft uns Tsuntas mit seinem genauen Berichte über 137 von ihm selbst geöffnete Gräber einen weit festeren Boden.

Dafs Tsuntas für die weiblichen Figuren nicht die oben S. 46 von mir selbständig gefundene Erklärung gegeben, erscheint um so wunderbarer, als sie ihm nicht unbekannt war. Wie ich aus einer Bemerkung von ihm (S. 198), ebenso aus Hörnes S. 188 ersehe, ist sie nämlich schon von Evans in seinem obengenannten Buche (S. 130) aufgestellt worden. Tsuntas ist übrigens gar nicht abgeneigt, diese Lösung gelten zu lassen; während er nämlich gegen die älteren Auffassungen schwerwiegende Bedenken äufsert, enthält er sich hier jedes Widerspruchs, freilich auch jeder Zustimmung. Das Letztere mag zum Teil daran liegen, dafs sich Evans, wie es scheint, auf eine Begründung seiner Hypothese nicht einliefs, sondern nur in aller Kürze an die anderwärts erhaltenen Darstellungen von Dienern und Frauen des Toten erinnerte. Aufserdem aber mufste die Erkenntnis gehindert werden durch die traditionelle, von Tsuntas beibehaltene Gruppierung dieser Figuren mit den sogenannten 'amorphen Idolen', die sich bereits in der zweiten troischen Stadt in grofser Menge gefunden haben (Beispiele der 'amorphen Idole' s. Tsuntas a. a. O. Taf. XI; Perrot-Chipiez, Histoire de l'art VI 736 ff.; Blinkenberg a. a. O. S. 9). Aber in jeder Beziehung unterscheiden sich diese von den ausgestalteten 'Idolen'. Während von den letzteren nur einige Gräber zwei Exemplare enthielten — ein Fund von vieren ist unsicher, s. unten —, so finden sich in den Tsuntasschen Gräbern dreimal je 2, zweimal je 3, je einmal 6, 13 und 14 amorphe; den Mafsen zufolge mufs es sich im letzten Falle (Grab 103 bei Tsuntas) sogar um ein Kindergrab handeln. Überhaupt darf man aber den prinzipiellen Unterschied nicht aufser acht lassen; auf der einen Seite handelt es sich um Gegenstände, die nur in ihrer tektonischen Gliederung dem menschlichen Körper einigermafsen angeähnelt werden, etwa in der Art



Fig. 1—3. Weibliche Statuetten von den Kykladen. Nach Tsuntas, Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1898 Taf. 10, 1. 5. 4. Mafsstab 1 : 6.

Fig. 4. Weib mit Kind. Marmorstatuette von Paros. Nach Gerhard, Akad. Abh. Taf. 44, 3.

Fig. 5—7. Sogen. amorphe Idole, wahrscheinlich Schnurwickel. Nach Tsuntas a. a. O. Taf. 11, 5. 16. 18.

der bekannten Menschenurnen (s. z. B. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen[2] S. 92), auf der anderen um völlig selbständige, zielbewufste Darstellungen desselben. Ob man wohl daran thut, für die grofse Menge der amorphen Idole nach einer einheitlichen Lösung zu suchen, das erscheint mir sehr zweifelhaft. Für einen grofsen Teil derselben hat der Gedanke Schuchhardts (a. a. O. S. 96) an Garnwickel entschieden viel für sich; die eingeritzten Innenlinien verschiedener Exemplare sind vortrefflich geeignet, um den Faden festzuhalten (s. besonders Tsuntas a. a. O. Taf. XI 1 6 16 18, die letzteren für stärkere Schnüre). Dafs auch für das eine oder das andere entwickeltere Stück zweifelhaft sein kann, ob es den amorphen oder den figürlichen zuzuzählen ist, ändert an der Hauptsache nichts (z. B. Journ. of Hell. stud. 1884 S. 50, 3 4 6; Perrot-Chipiez a. a. O. S. 738 f.).

Vollends unhaltbar ist die Ansicht, dafs die amorphen Idole eine Vorstufe der figürlichen bilden (Perrot-Chipiez a. a. O.). Abgesehen davon, dafs die Fundumstände dagegen sprechen — derselben Gräberschicht entstammten Monumente beider Klassen —, ist sie auch schon a priori abzuweisen. Die naturalistische Tendenz ist zweifelsohne älter als die dekorativ-symbolische, und die 'figürlichen Idole' mögen noch so unbeholfen sein, sie sind doch bei weitem nicht die ersten in dieser Richtung gemachten Versuche. Sie beruhen bereits auf einer nicht zu unterschätzenden künstlerischen Tradition; das sieht man besonders an der Bildung des Rumpfes und der Gliedmafsen, weniger an den Köpfen, deren Einzelheiten mit Vorliebe der Malerei überlassen wurden (s. Wolters a. a. O. S. 46). Blinkenberg (a. a. O. S.13) hält darum umgekehrt die figürlichen Idole für die Quelle der amorphen, zu welchen ungeschickte Hände den edlen Typus immer mehr barbarisiert hätten, giebt aber gleichzeitig zu, dafs die Funde diese Hypothese nicht bestätigten. Man kann ohne weiteres die Wahrscheinlichkeit zugeben, dafs verschiedene der 'amorphen', und zwar die obenerwähnten, welche in der Wiedergabe der menschlichen Form am weitesten gehen, in einer gewissen Abhängigkeit von den figürlichen 'Idolen' stehen; sie sind dann eben eine Verbindung dieser beiden ursprünglich ganz unabhängig nebeneinander hergehenden Denkmälergruppen. Aber jene Abhängigkeit bezieht sich allein auf die

äufsere Form, auf die Darstellung des menschlichen Körpers; in keiner Weise ist hiermit auch zugegeben, dafs die Bedeutung, die Verwendung der betreffenden Gegenstände die gleiche gewesen sein mufs. Die Herstellung der menschlichen Figuren und der anderen aus Marmor gefertigten Gegenstände, Gefäfse, Perlen, Garnwickel u. s. w., war doch jedenfalls eine qualifizierte, von nur wenigen verstandene Arbeit, und ob ein bischen mehr oder ein bischen weniger von dem Modell wiedergegeben wurde, amorphe und figürliche 'Idole' entstammen denselben Werkstätten, und das genügt, um alle Ähnlichkeiten und alle sogenannten Zwischenstufen zu erklären.

Was bisher über die Bedeutung der figürlichen 'Idole' behauptet worden ist, steht im engsten Zusammenhange mit der kunstgeschichtlichen Stellung, welche man ihnen anwies. Eine doch recht oberflächliche Ähnlichkeit mit den babylonischen Istarfiguren hat dazu verführt, sie für degenerierte Nachbildungen semitischer Kunst zu halten und ihnen dieselbe Funktion zuzuschreiben, welche die Istarbilder für den semitischen Kult haben. Die einzigen Ähnlichkeiten, welche ich zu entdecken vermag, sind die Nacktheit und, dies freilich nur mit grofsen Einschränkungen, die Haltung der Arme, die unterhalb der Brust übereinandergeschlagen sind, oder — allerdings unrichtig — sich in der Mitte des Leibes mit den Fingern berühren, während die Formengebung auch nicht die geringste Verwandtschaft aufweist. Tsuntas erklärt sich daher mit Recht gegen die Abhängigkeit der Inselkunst von der semitischen, welche vor ihm bereits Evans und Reinach in Zweifel gezogen hatten. Ist aber schon der kunstgeschichtliche Zusammenhang hinfällig, so bleibt auch für den religionsgeschichtlichen kein Grund mehr zurück, und die kühnen Folgerungen, welche Reichel in seinem sonst so vortrefflichen Buche Über vorhellenische Götterkulte S. 78 ff. über die Eschatologie der Kykladenbewohner gezogen hat, verlieren allen Boden; aber auch die minder kühnen der anderen, z. B. Blinkenbergs (a. a. O. S. 14 f.), lassen sich unter diesen Umständen nicht aufrecht erhalten.

Wie ich schon erwähnte, ist Tsuntas auch wenig geneigt, die Inselidole überhaupt als Götterbilder gelten zu lassen, während er gegen die von Evans und mir vorgeschlagene Deutung keinerlei Bedenken vorbringt. In das Gesamtbild, welches uns die Funde von der damaligen Gräbersitte gewähren, fügt sich diese Auffassung auch vortrefflich. Die Beigaben der Toten bestehen durchweg in den Dingen, welche sie im Leben gebraucht haben, und hierzu gehört wohl das Weib, aber nicht menschengestaltige Idole, wie wir sie ganz gewifs nicht für die Religion jener Zeiten voraussetzen dürfen. Freilich müfste hierzu erst festgestellt werden, ob diese Frauenfiguren auch wirklich durchgängig in Männergräbern gefunden worden sind. Leider reichen die Beobachtungen zur Feststellung dieser Thatsache bei weitem nicht aus. In früherer Zeit verfuhr man bei den betreffenden Ausgrabungen ziemlich planlos; auch Dümmlers Berichte sind wenig ergiebig (Ath. Mitteil. XI 15 ff.). Aber selbst in den sonst sehr genauen Angaben von Tsuntas fehlt jeder Vermerk darüber, ob die in den Gräbern gefundenen Schädel- und Knochenreste auf männliches oder weibliches Geschlecht schliefsen lassen. Ob derartige Feststellungen bei der Natur der Überreste unmöglich waren, oder ob man sie nur unterlassen hat, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls sollte künftig für derartige Ausgrabungen auch die physische Anthropologie nach Möglichkeit herbeigezogen werden.

Infolgedessen sind wir auf die Schlufsfolgerungen aus den anderen mit den 'Idolen' zusammen gefundenen Totengaben angewiesen. Nach diesen läfst sich für zwei Fälle allerdings mit Sicherheit behaupten, dafs sie aus Männergräbern herrühren: im Grabe 14 (bei Tsuntas) fanden sich neben zwei 'Idolen' eine Lanze und ein

Dolch, und ähnlich in dem von Wolters (Athen. Mitteil. XVI 48) beschriebenen Grabe zwei Dolche neben einem 'Idol'.

Demgegenüber stehen allerdings zwei Fundnotizen, nach welchen neben Idolen Schmuckgegenstände gefunden sein sollen, welche man am ersten für Weiberputz halten möchte. Aber erstens beruhen in beiden Fällen die Angaben auf Berichten von Laien. Es handelt sich um das Grab *D* bei Dümmler a. a. O. S. 20 f. (die stilistisch grundverschiedenen 'Idole' abgebildet bei Wolters a. a. O. S. 49) und das von Tsuntas a. a. O. S. 154 nach Nr. 14 erwähnte Grab. In beiden Gräbern müfste aufser einer gröfseren Anzahl von 'Idolen' noch eine so grofse Menge von Schmuck gefunden worden sein, dafs diese Gräber innerhalb des amorginischen Gräbertypus als ganz besondere Ausnahmefälle gelten müfsten. Diesen Angaben gegenüber sind Zweifel durchaus am Platze, zumal auch jede Angabe über die Gröfse der besagten Gräber fehlt, aus der man vielleicht besondere Schlüsse auf die Anzahl der in ihnen beigesetzten Personen hätte ziehen müssen. Zweitens aber ist es durchaus nicht ausgeschlossen, dafs derartige Schmuckgegenstände auch von Männern in damaliger Zeit getragen wurden. In einem Grabe (Tsuntas 14), das nach vier daselbst gefundenen Obsidianmessern entschieden ein Männergrab war, fanden sich daneben noch Schminke und mehrere Steinperlen von einer auf Bronzedraht gezogenen Kette. Ferner fand U. Köhler (Athen. Mitteil. IX 160) in einem Grabe auf Amorgos neben einer Lanzenspitze, einem Stemmeisen und mehreren Obsidianklingen zwei kunstlose Armbänder aus konzentrisch gebogenem Silberdraht. Es geht daraus jedenfalls hervor, dafs jene zweifelhaften Fundnotizen in keiner Weise gegen die hier gegebene Erklärung der 'Idole' geltend gemacht werden können. In den anderen derartige 'Idole' enthaltenden Gräbern fanden sich entweder überhaupt keine weiteren Beigaben (Grab 5 und 23 bei Tsuntas), oder nur Gefäfse von Thon und Stein, wie sie sowohl Männern als Weibern ins Grab gelegt werden konnten (Grab 13 und 112, letzteres freilich in früherer Zeit geplündert).

Verschiedenen Einwendungen mufs ich noch vorbeugen. Die Erklärung als Idole ist verschiedentlich mit der Nacktheit der Figuren begründet worden. Allerdings kennen wir von den Zeiten der mykenischen Kultur an auf lange hinaus kein nacktes Weib mehr in der griechischen Kunst. Die klimatischen Verhältnisse lassen wenigstens für gewisse Jahreszeiten eine Bekleidung wünschenswert erscheinen, und so sollte man füglich für Darstellung menschlicher Weiber eine Bekleidung erwarten. Doch wir sind nicht in der Lage, zu bestimmen, ob und in welchem Mafse und in welcher Weise die damalige Bevölkerung gegen Kälte und Nässe die Bekleidung verwendete. Da man doch noch keine ausgebildete Prüderie wird voraussetzen dürfen, vielleicht nur für den kurzen Winter; gehen die Patagonier doch in viel kälterem Klima sogar Sommer und Winter unbekleidet. In den Gräbern ist keine Spur gefunden, die irgendwie auf Gewandung schliefsen liefse; vielleicht war es auch hier Sitte, die Leichen nackt beizusetzen, und dann erklärt es sich auch ohne weiteres für die Surrogatfiguren, durch welche Überlebende als tot markiert werden sollten.

Anstofs erregen mufs auch die durch Tsuntas festgestellte Thatsache, dafs diese 'Idole' weit seltener vorkommen, als man gemeinhin annahm. Während man doch eigentlich in jedem Männergrabe auch ein Weib erwarten sollte, fanden sie sich nur in fünf Gräbern von den 137, welche er untersucht hat. Aber erstens mag so manches Weib gleichzeitig mit oder kurz vor dem Manne gestorben sein, so dafs er dieses Surrogates nicht erst bedurfte. Ferner aber darf man doch wohl daraus schliefsen, dafs diese Sitte auf die Wohlhabenden beschränkt war, während die Masse

der sich vorzugsweise von niederen Seetieren ernährenden Bevölkerung (s. Tsuntas S. 193 ff.) die für die damals bekannten Instrumente überaus mühsame Arbeit nicht bezahlen konnte.

Das Vorkommen von je zwei 'Idolen' in zwei Gräbern würde die Frage aufwerfen, ob es sich in diesen Fällen um Bigamie oder um mehrfache Benutzung des Grabes handelt. Einmal (Tsuntas, Grab 14) sind beide Figuren einander so ähnlich, dafs sie höchstwahrscheinlich von derselben Hand gefertigt sind; man wird hieraus auf gleichzeitige Beisetzung der 'Idole', also auf Bigamie schliefsen. Auch der zweite Fall, ein Grab von Keros (beschrieben von Köhler a. a. O. S. 156 f.) drängt zu diesem Schlusse. In diesem sind aufser den zwei Idolen noch zwei männliche Figuren, ein stehender Flötenbläser und ein sitzender Leierspieler, gefunden worden; man sieht daraus, dafs der hier Begrabene besonders wohlhabend oder, was für jene Zeit dasselbe sagen will, besonders vornehm gewesen sein mufs, also den Luxus der Bigamie sich mindestens recht wohl gestatten konnte.

Man mufs bei unserer Auffassung dieser Figuren selbstverständlich annehmen, dafs sie für den sepulkralen Zweck eigens verfertigt sind. Dem scheint nun der Umstand zu widersprechen, dafs in verschiedenen Fällen die Bilder zertrümmert aufgefunden worden sind. Scheinbar hat das seinen einzigen Grund darin, dafs sie ihrer Gröfse wegen sonst nicht in dem Grabe Platz gefunden hätten (s. Wolters a. a. O. S. 46 ff.). Blinkenberg (a. a. O. S. 15) schliefst daraus, es handelte sich um die Fetische, denen der Verstorbene noch im künftigen Leben seine Ehrfurcht erweisen wollte und sollte wie im irdischen. Doch die Zertrümmerung eines Götterbildes wäre ganz gewifs auf jener Kulturstufe unmöglich als Akt der Frömmigkeit aufzufassen. Aber die Raumfrage allein giebt auch nicht die Lösung; war doch auch das 'Idol' eines Grabes (5 bei Tsuntas, s. Taf. X 2) in drei Stücke zerbrochen, und zwar bemerkt Tsuntas ausdrücklich, dafs es augenscheinlich schon zerbrochen in das Grab gelegt worden ist. Hier, wo es sich um ein kleines 'Idol' und um ein verhältnismäfsig grofses Grab handelte, kann von räumlichem Zwange nicht die Rede sein. Ich kann mir nur denken, dafs man verschiedentlich die 'Idole' in derselben zusammengekrümmten Stellung hat beisetzen wollen, in welcher nach Tsuntas' Beobachtung die Leichen durchgängig beigesetzt wurden. Die Gestalten sofort in dieser Stellung zu bilden, ging aber noch über das Vermögen der Künstler, während die 'Idole' einiger spartanischer und siphnischer Gräber uns derartige Versuche vor Augen führen (s. Wolters a. a. O. S. 42; Pollak, Ath. Mitt. XXI 210 f.).

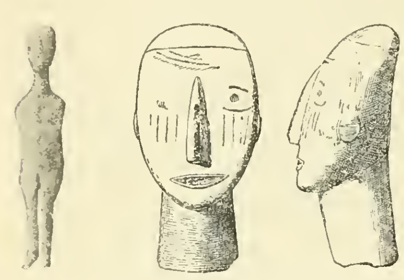
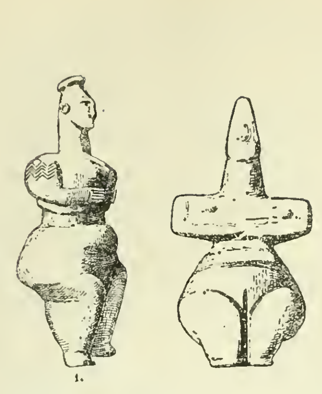


Fig. 8. Weibliche Statuette aus Amorgos, mehrfach gebrochen. Nach Tsuntas a. a. O. Taf. 10, 2.

Fig. 9. Weiblicher Kopf aus Amorgos, 29 cm hoch. Nach Wolters, Ath. Mitt. XVI 46.

Dafs man, nachdem man es erst einmal gelernt hatte, Figuren aus dem Marmor herauszuhauen, auch zu anderen Zwecken als zu diesem einmal eine Figur gemacht haben kann, ist begreiflich, und es lohnt darum nicht, den einzigen derartigen Fund, welcher sicher nicht aus einem Grabe stammt, zur Grundlage spitzfindiger Erwägungen zu machen. Es ist dies das am Südabhange der Akropolis gefundene Fragment, das bei Wolters a. a. O. S. 57 in Vorder- und Rückansicht abgebildet ist. Hervorhebung indessen verdient, dafs nach der Modellierung, wie man an der Abbildung sehen kann, das Stück erheblich höher steht als die grofse Menge der Inselidole, dafs es



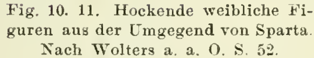


Fig. 10. 11. Hockende weibliche Figuren aus der Umgegend von Sparta. Nach Wolters a. a. O. S. 52.

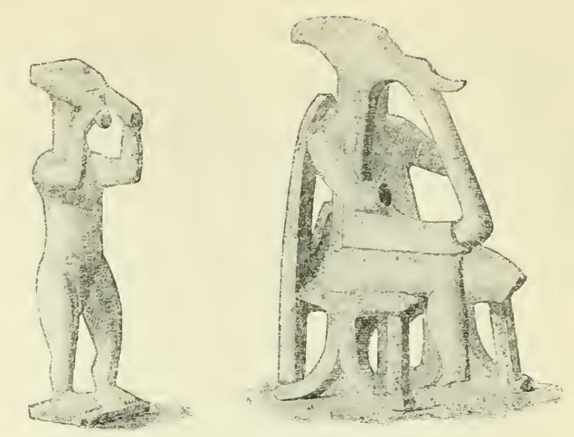


Fig. 12. 13. Flötenbläser und Harfenspieler aus Keros. Nach Köhler, Ath. Mitt. IX Taf. 6.

sich also um eines der jüngsten Zeugnisse der Inselkultur handelt; dafs auch Thongefäfse dieser Periode dort gefunden sind, berichtet Gräf (Archäol. Anz. 1893 S. 16).

Auch auf die in sehr geringer Anzahl gefundenen männlichen Figuren mufs ich hier noch kurz eingehen, da ihre Verwendung doch eine den 'Idolen' analoge gewesen sein mufs. Für einige von ihnen darf man das auch mit gutem Grunde behaupten, nämlich für die Spielleute, von denen zwei (Athen. Mitteil. IX Taf. 6), wie oben erwähnt, in einem Grabe von Keros zusammen mit zwei weiblichen 'Idolen', zwei andere, beides Leierspieler, in einem Grabe auf Thera gefunden worden sind; die letzteren sind mit den anderen in diesem Grabe gefundenen Gegenständen in das Museum von Karlsruhe gekommen; der ganze Fund ist abgebildet bei Blinkenberg a. a. O. S. 18. Gewöhnlich hat man in diesen Spielleuten Diener der weiblichen Gottheit sehen wollen, gleichsam erklärende Attribute derselben. Wie Istar im Leben an ihrem Spiele Freude hatte, so durfte sie auch in der Unterwelt ihrer nicht entbehren. In dem dreieckigen Saiteninstrument wollte Köhler die syrische Sambuca erkennen, und Blinkenberg stellte fest, dafs der Saitenspieler von Keros auf einem Stuhle sitzt, wie er auf einem Denkmale des Gudea (s. Meyer, Gesch. d. Altert. I § 133) verkommt, d. h. ungefähr ein Jahrtausend vor der Zeit unserer Idole. Dafs im Laufe eines Jahrtausends diese Form des Stuhles auch in ein kykladisches Fürstenhaus Eingang gefunden hat, will wenig besagen; die direkte Abhängigkeit der Figur von semitischer Kunst wird hierdurch ebensowenig bewiesen wie durch die Aufnahme des orientalischen Saiteninstrumentes. Aber selbst wenn man Istar in den Idolen anerkennen wollte, wäre es doch unzulässig, in den Spielleuten ihre Diener zu sehen, da diese nur dort daseinsberechtigt wären, wo ihre Göttin zugleich anwesend ist, was aber in dem Grabe von Thera nach dem Befunde der Thatsachen nicht der Fall gewesen ist.

Diese Spielleute möchte ich also auch als Surrogatfiguren ansehen, wenn auch nicht für Menschenopfer, so doch für Feierlichkeiten, welche man besonders bevorzugten Verstorbenen schuldig zu sein glaubte, aber vielleicht hin und wieder durch die Umstände zu erfüllen verhindert war. Zur Bestattung Hektors (Ω 720) werden Sänger herbeigerufen, welche gleichsam als die Dirigenten und Begleiter des Frauenchors funktionieren. Sänger will natürlich zuerst besagen Saitenspieler. Sie setzen sich hin und präludieren als ἔξαρχοι θρήνων; nach ihnen setzen die angesehensten der

Weiber mit besonderen Klagegesängen ein, Andromache, Hekabe und Helena, während der Chor der anderen Weiber und Dienerinnen mit seinen Weherufen den Refrain macht. Ein gleichaltes litterarisches Zeugnis für die Mitwirkung des Flötenspieles bei Bestattungen kennen wir freilich nicht; die einschlägigen Denkmäler gehören alle dem etruskisch-italischen Kulturkreise an. Indessen müssen wir uns das Verhältnis doch so ähnlich vorstellen wie für den Leierspieler (vgl. Mau bei Pauly-Wissowa III 337), zumal Flötenspieler auch in verschiedenen Gräbern mykenischer Zeit gefunden sind (Tsuntas, *Μυκῆναι* Taf. 11; Perrot-Chipiez VI 759 Fig. 355; vgl. Mayer, Jahrb. d. arch. Inst. VII 192 196). Ob man, wie ich vermutete, mit den Figuren andeuten wollte, dafs man dem Toten diese ihm zukommende Ehrung aus irgend welchem Grunde nicht gewähren konnte, oder ob man hierdurch dieser Ehrung Dauer verleihen wollte, das freilich getraue ich mich nicht zu entscheiden.

Aufser diesen musizierenden Gestalten haben sich nur noch drei männliche Figuren in den Gräbern dieser Kulturperiode gefunden (Wolters a. a. O. S. 51; Blinkenberg a. a. O. S. 20). Sie geben nicht den mindesten Anhalt, aus dem sich etwas über ihr Verhältnis zum Toten aussagen liefse. Der Möglichkeiten aber giebt es zuviele, als dafs man eine einzelne besonders hervorheben sollte. Jedenfalls aber kommt man mit einer in der angegebenen Richtung sich bewegenden Erklärung dem Wahren weit näher als mit der Annahme einer ganzen Reihe anthropomorpher Göttergestalten für die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends v. Chr.



Fig. 14. Männliche Statuette von Oliaros. Nach Blinkenberg, Antiq. prémyc. S. 20.

Ist dieser Brauch nun so spurlos verschwunden? Wie verhielt sich insbesondere die folgende griechische Kulturperiode, die mykenische, zu ihm? Bei der Besprechung der musizierenden Figuren mag sich mancher Leser der Hypothese Maximilian Mayers über die weiblichen Thonfiguren erinnert haben, welche sich allenthalben in Griechenland in den Gräbern dieser Zeit gefunden haben (Jahrb. d. Arch. Inst. VII 195 ff.). Während diese Figuren allgemein für Idole galten und meist noch gelten, hat Mayer in ihnen Klageweiber erkennen wollen, durch welche die bei der Prothesis wirklich erhobene Totenklage gleichsam in alle Ewigkeit fortgeführt werden sollte. Es ist ein grofses Verdienst Reichels, dafs er (Vorhell. Götterkulte S. 68 ff.) diesen, wie es scheint, bisher unbeachteten Gedanken Mayers wieder zu Ehren gebracht hat, indem er ihm sogar noch viel weitere Gültigkeit zuspricht, als Mayer es zu thun gewagt hatte. Mit Recht ist auch jetzt von Furtwängler (Münchener Sitzungsber. 1899 S. 553 ff.) eine Berliner Bronze (Perrot-Chipiez VI 754 ff. Fig. 349/50) sowie eine andere ähnliche in diesem Sinne erklärt worden. Ob man auf dem Ausdrucke Klageweiber im Sinne berufsmäfsiger Übung bestehen soll, das mag zweifelhaft sein. Man darf wohl eher die nächsten Angehörigen, zumal die Gattin vermuten, die an der Totenklage ja gewifs hervorragenden Anteil hatte. Die 'Klageweiber' sind insofern die echten, rechten Nachfolger der 'Inselidole'; nur hat sich der Ausgangspunkt für die Sitte dieser Grabfiguren natürlich schon ganz aus dem Bewufstsein verloren; die Bedeutung hat sich dem Kulturfortschritte gemäfs modifiziert, so dafs sie auch recht wohl, wie auf der mykenischen Burg, in Weibergräbern eine Stätte finden konnten. Die Bräuche haben sich derselben Ethisierung unterziehen müssen wie die Mythen.

ZUR ERKLÄRUNG DER TAFEL (vgl. S. 36 ff.)

Die hier vereinigten Denkmäler stellen die Alkestissage in nach-euripideischer Auffassung dar.

1. Relief einer Säulentrommel von Ephesos, nach A. H. Smith, Journ. of Hell. stud. XI 280. Auf den Alkestismythus wurde die Darstellung zuerst bezogen von Robert, Thanatos S. 37 ff. vgl. Archäol. Märchen S. 160 ff. Dagegen erklärte Benndorf, Bull. comunale 1886 S. 54 ff. die Szene als Parisurteil, Smith a. a. O. als Schmückung der Pandora. Beider Erklärungen sind haltlos, da sie in dem schwerttragenden geflügelten Jüngling schlechtweg Eros sehen wollen, ohne das aufsergewöhnliche Attribut irgendwie zu begründen, abgesehen davon, dafs auch die anderen Figuren weder für die eine, noch für die andere Deutung dienstbar zu machen sind. Roberts Erklärung der Flügelfigur als Thanatos hat sich bisher allein als stichhaltig erwiesen (vgl. Arch. Märchen a. a. O.), und so könnte als einziges Bedenken gegen die Alkestisdeutung das scheinbar genrehafte Motiv der Persephone zurückbleiben. Doch hier wird man die Analogie der Unterweltvase von Altamura nicht ganz ablehnen dürfen. Ob das Motiv aber überhaupt genrehaft ist, ob der Gegenstand in Persephones Händen wirklich ein Diadem ist, erscheint immer noch nicht sicher. Vielleicht ist an einen Goldblechstreifen zu denken, wie in den Gräbern von Petelia und Kreta, deren ältestes noch aus dem IV. Jahrh. stammt. Wir hätten dann die Begrüfsung der Alkestis durch Persephone hier zu erkennen, welcher die Entlassung auf dem Fufse folgt. Der Figurenrest links gehört, wie Robert durch die Heranziehung paralleler Monumente bewiesen hat, Herakles. Smith widerspricht dem freilich, weil er den Rest eines Stabes zu erkennen glaubte; seine Abbildung läfst nichts davon erkennen, und er selbst äufsert seine Vermutung so zaghaft, dafs ihr wenig Wert beizumessen ist. Die Situation ist danach folgende: Alkestis ist von Thanatos in die Unterwelt gebracht worden, Herakles erscheint daselbst und bittet sie von Hades und Persephone los. Hermes' aufwärts gerichteter Blick zeigt an, dafs er sie nunmehr nach oben geleiten wird.

2. Sarkophag in Cannes (Robert, Die antiken Sarkophagreliefs III Nr. 22; daselbst die ältere Litteratur). In der Mitte Alkestis sterbend auf ihrem Lager, umgeben von ihren Eltern, Kindern und Dienerinnen. Links davon Admetos im Gespräche mit seinen Eltern, von Alkestis und einer Dienerin belauscht. Schwieriger ist die Deutung der Szene rechts, Michaelis wollte die gastliche Aufnahme des Herakles hier dargestellt sehen, das Weib sollte dann eine beliebige Dienerin sein. Robert erkannte, dafs das Weib durchaus Alkestis sein müfste, und schlofs daraus auf den Abschied des Herakles nach der Rückführung der Alkestis. Dagegen spricht die Stellung Admets, der offenbar Herakles entgegenstürzt, so dafs man eher an die Ankunft des Herakles mit der geretteten Alkestis denken möchte. Dafs Alkestis, wie aus einer Zeichnung des Coburgensis hervorgeht, hier nicht durch die Verhüllung als Tote gekennzeichnet war, hatte erstens seine Analogie in dem ephesischen Säulenrelief, dann aber erscheint sie hier eben als vollständig lebend, so dafs es dieser Verhüllung nicht bedarf. Wenn Robert in der vorgebeugten Stellung Admets nur die Dringlichkeit seiner Einladung veranschaulicht sehen will und hierfür auf den Alten der Iphigeneiaschale (Homerische Becher S. 51) verweist, so soll doch wohl in dieser Gestalt gerade ausgedrückt sein, dafs er soeben als Bote herangeeilt ist und, noch ehe er in seinem Laufe innegehalten, den Bericht beginnt.[1]) Dafs Alkestis mehr zu Admetos als zu Herakles zu gehören scheint, ist eine nicht unbestreitbare subjektive Auffassung (vgl. Paton in Hayleys Ausgabe S. LXVII), und wäre selbst, wenn sie richtig wäre, psychologisch unschwer erklärbar.

3. Sarkophag in Saint Aignan (Robert a. a. O. Nr. 24). Die Mittelszene zeigt nur unbedeutende Unterschiede gegen den Sarkophag von Cannes. Auch die Szene rechts

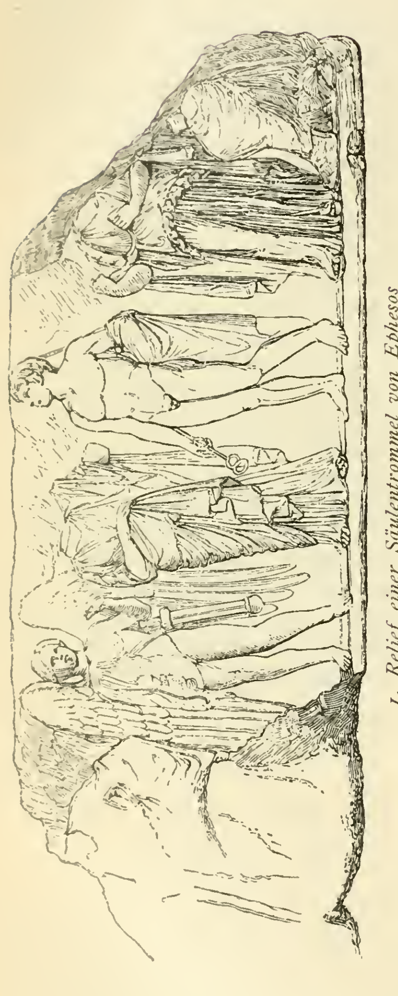
---

[1]) Damit entfernt sich das Becherrelief nicht so sehr vom Drama wie durch die Weglassung des Achilleus, für den recht wohl Raum gewesen wäre; er wäre auch immer noch nicht so häufig vorgekommen wie Klytaimestra. Da die Rolle des Alten viel vom Typus des Unglücksboten der Tragödie hat, ist diese geringe Abweichung leicht erklärlich. Dafs auch erheblichere sich auf diesem Becher finden, hat Robert a. a. O. selbst festgestellt.

stimmt im grofsen und ganzen überein. Alkestis, etwas kleiner als die übrigen, steht im Hintergrunde; fast sieht es aus als hätte Admetos sie noch nicht bemerkt und gälte die lebhafte Begrüfsung der Erscheinung des Herakles allein, von der er bereits Gutes erwartet. Links von Alkestis' Sterbelager sehen wir Admetos stehen, in Trauer versunken, von einem Diener begleitet. Es folgt eine bärtige Figur, mit Exomis, Stiefeln und rundem Hute bekleidet; in der rechten Hand trägt er einen schwer erklärlichen Gegenstand, der nach früheren Erklärern ein Pedum, nach Robert ein Schlüssel sein sollte; vielleicht eine straff gezogene Leine, was aber eine gröfsere Beschädigung des Reliefs voraussetzte. Auffallend ist die im Gegensatze zu allen anderen Figuren sich hier aussprechende Gleichgiltigkeit. Robert schlofs daraus auf einen Todesdämon, und zwar auf den durch einen Schlüssel charakterisierten *Janitor orci*. Der *Janitor orci* ist aber an die Unterweltspforte gebunden. Die Figur macht vielmehr den Eindruck eines Boten und zwar eines unwillkommenen; vielleicht ist es ein Abgesandter von Admets Vater, der auf die Bitte des Sohnes den ablehnenden Bescheid bringt; es würde sich dann um die Szene einer nach-euripideiscnen Bearbeitung des Mythus handeln. Links davon Admet im Gespräche mit einem Diener, wohl gleichfalls einer Tragödienszene entsprechend.

4. Sarkophag im Museo Chiaramonti des Vatikans (Robert a. a. O. Nr. 26; Helbig, Führer[2] Nr. 71). Die Mittelszene ist dadurch verändert, dafs statt der Eltern hier Admetos den lebhaftesten Anteil am Tode der Alkestis nimmt. Nach links enteilt Apollon wie am Beginne des Euripideischen Dramas: den Dreifufs hat Robert mit Recht als rein attributiv erklärt. Auf Apollon folgen zwei an der Trauer sichtlichen Anteil nehmende Freunde Admets. Die letzte Figur links unter dem Thorbogen in Chlamys, mit geschultertem Speere in der linken und einer Hundeleine in der rechten Hand, soll nach Robert wiederum den Euripideischen Thanatos ersetzen, etwa der *Janitor orci* sein. Robert übersieht dabei, dafs die Figur nicht ankommend dargestellt ist; aus dem Sitzen des Hundes geht vielmehr hervor, dafs sie hier ihren ständigen Platz hat, so dafs man in ihr mit gröfserem Rechte den Janitor des Hauses erkennen darf. Dafs der Hund nach römischen Begriffen hier seinen gegebenen Platz hat, ist bekannt genug. — Rechts von der Sterbeszene ist die Rückführung der Alkestis dargestellt, und zwar ist die Losbittung von den Unterweltsgöttern und die Rückführung zu Admet gleichsam zu einer Szene vereinigt. Wenn man die Höhle mit dem Kerberos als Lokalbezeichnung auffassen will, so befinden sich Herakles und Alkestis noch in der Unterwelt, während Admet bereits Herakles' Hand erfafst hat. Die drei weiblichen Figuren im Hintergrunde sind, wie aus der Schriftrolle der ersten hervorgeht, die Schicksalsgöttinnen, wohl in Erinnerung an ihre Rolle im Mythus.





1. Relief einer Säulentrommel von Ephesos
nach Journal of Hellenic studies XI 280

2. Sarkophag in Cannes
nach Robert, Die antiken Sarkophagreliefs III Nr. 22



3. *Sarkophag in Saint Aignan*
nach Robert a. a. O. Nr. 24

4. *Sarkophag im Museo Chiaramonti*
nach Robert a. a. O. Nr. 26



OSWALD VON WOLKENSTEIN

Von Otto Ladendorf

Die Geschichte des deutschen Minnesanges bietet verhältnismäfsig wenige dichterische Vollgestalten. Das liegt in seiner Eigenart begründet. Das Liebesthema mit seinem schier unerschöpflichen Melodienreichtum läfst andere Klänge kaum recht zu Gehör kommen. Namentlich ist das Zurücktreten des rein persönlichen Moments auffallend. So müssen wir uns, in Ermangelung anderweitiger Anhalte, oft mit gelegentlichen, nicht selten mehrdeutigen Anspielungen behelfen, die ebenso gründlich geprüft als behutsam verknüpft werden müssen, damit der rechte Weg aus dem Dichtungsbereich ins Gebiet der historischen Wahrheit nicht verfehlt wird. Da mufs es denn verwunderlich erscheinen, dafs sich zur litteraturgeschichtlichen Würdigung des ritterlichen Sängers, für den autobiographisches wie urkundliches Material in erfreulicher Reichhaltigkeit sich darbietet, bisher nur ganz vereinzelte Hände geregt haben Vorliegende Studie, die bei der Fülle des Stoffs nicht erschöpfend sein kann und will, möchte zur weiteren Forschung neuen Anlafs geben. Er verdient es, dieser Oswald von Wolkenstein.

Zwar über sein äufseres Leben sind wir, dank emsiger Lokalforschung besonders, ziemlich befriedigend unterrichtet. Doch scheint eben der romantische Zauberglanz, in dem sich dieser mittelalterliche Weltfahrer dem Beschauer enthüllte, derart geblendet zu haben, dafs man über dem Abenteurer, dem Kriegshelden und Diplomaten — den Dichter vergafs. Mit Unrecht. Oswald ist eine echte Poetennatur. Er kennt keine einseitige Stoffbegrenzung. Das Leben selbst wird ihm zum Gedicht. In dieser Ursprünglichkeit des lyrischen Empfindens gleicht er mehr den Troubadours als den deutschen Standesgenossen. An Mannigfaltigkeit der Stoffe und Formen kann er sich kühnlich mit Walther von der Vogelweide messen. Bunt genug nimmt sich Oswalds Liedergarten aus: höfische Spätlinge prangen vereinsamt neben bleichen Vorboten des Meistersanges. Halb abgestorbene Büsche treiben neue Schöfslinge. Vor allem regt manch zartes Pflänzchen des Volkslieds wieder verstohlen das Köpfchen und strebt keck empor aus dem verworrenen Gerank südlicher Schlinggewächse. Selbst recht unbekannte Arten treten auf. Oder ohne Bild: ein seltsam Werden und Vergehen nach Form und Gehalt kennzeichnet diese Gedichte. In einer solchen Gärungsperiode, wo der Boden unter den Füfsen wankt, ist der Schwächling verloren. Oswald zählt nicht unter die künstlerisch Unvermögenden. Ihm gelingt nicht nur eine gewisse Zusammenfassung der verschiedenartigen

Einflüsse in- und ausländischer Poesie, sondern teilweise auch eine selbständige Fortbildung. Allerdings beruht die Einheit nicht sowohl im Stil als in der persönlichen Prägung. Dennoch ist es weit geratener, statt verlockenden Pirschgängen auf einzelne litterarische Motive nachzuhängen, lieber aus der Betrachtung gewisser Stoffgruppen zunächst Oswalds dichterische Entwickelung abzuleiten. Erst dann, wenn die Umrisse für sein Charakterbild im grofsen gewonnen sind, wird man Licht und Schatten richtig einzeichnen können.

'Der letzte Minnesänger' — damit ist der Ausgangspunkt unserer Untersuchung gegeben. Die höfischen Grundzüge in seinem Leben und Dichten gilt es zuerst zu ermitteln. Oswald ist altadeliger Rittersprofs. Als zweiter Sohn eines stolzen Tiroler Herrengeschlechts wurde er 1367 auf dem Schlosse Trostburg geboren. In ritterlicher Umgebung wuchs er heran. Der Knabe mufs schon frühzeitig einen aufserordentlich regen Lern- und Bildungstrieb besessen haben. Zwar der Unterricht des geistlichen Invaliden, der sich mit der Erziehung der unbändigen Wolkensteiner Junker abgemüht, schliefslich aber verzweifelt das Weite gesucht haben soll, kann nicht zu tief gegangen sein. Um so mehr bot ihm, dem für Musik und Spracherlernung hoch Begabten, die sangesfreudige Landbevölkerung seines Heimatthales. Sein Jugendideal jedoch bildete er sich aus den alten Helden- und Rittersagen. Kein Wunder, dafs dem empfänglichen Jungen bei der Vertiefung in diese märchenhafte Herrlichkeit der Kopf warm wurde und das Herz höher schlug. So trieb es ihn unwiderstehlich hinaus in die Freiheit des wild bewegten Lebens. Ein zweiter Ulrich von Lichtenstein, strebt er, die erträumten Phantasiegebilde in bare Wirklichkeit umzusetzen. Er brannte durch. Knapp zehn Jahre zählte das Bürschchen, als es der erdrückenden Enge der väterlichen Burggemächer entrann, um zu schauen: '*wie die werlt wêr gestalt*'.[1]) Solchem jugendlichen Wagemut verschlägt es im Grunde wenig, wenn er sich auch nur mit ein paar roten Hellern und einer Brotrinde durchfristen mufs. In allen Lebenslagen findet sich Oswald zurecht. Als flinker Trofsbube läuft er unter Entbehrungen mit nach Preufsen, und, der Not gehorchend, schickt er sich später ebenso unverdrossen in die Geschäfte eines Schiffskochs, als er über harte Ruderarbeit murrt. Die wunderbarsten Geschicke übersteht er zu Lande und zu Wasser. Sobald es ihm aber möglich ist, fliegt der Vagabundenkittel in die Ecke. Das Schwert in der Faust, das ist seine Welt. Überall ist er dabei, selbst 'wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen'. Doch nicht nur im blutigen Schlachtgetümmel kreuzt er mit Christen und Heiden seine Klinge. Auch für die Waffenfreude des edlen Turniers schlägt noch sein Herz. Gar manchen Speerschaft hat er verstochen aus purem Überschwang, gar manchen im schwärmerischen Frauendienst. Mochte er auch darüber einmal beinahe den Hals brechen — was thut's! Denkt man nun noch seiner Triumphe als gastierender Sänger, der mit Fürstinnen Duette anstimmte, dem Frankreichs

[1]) Vgl. zum folgenden in der bislang einzigen, leider durchaus dilettantischen Ausgabe von Beda Weber (Innsbruck 1847) bes. Gedicht 1, 2 und 6.

Königin sogar einen Diamanten in den Bart band, von anderen Huldigungen abgesehen, scheint sich da nicht in ihm ein letzter Vertreter alten höfischen Ideals darzustellen?

Mit nichten. Kein Begriff bezeichnet wohl dessen Wesen treffender als der des Schicklichen, Wohlbedachten. *Diu Mâze* ist Göttin im Leben und Dichten des Ritters der Blüteperiode. Dazu stimmt aber Oswalds abenteuerlicher Enthusiasmus keineswegs. Dieser Umschwung der ritterlichen Lebensauffassung beginnt schon im XIII. Jahrh. Zu Oswalds Zeit aber durchbrechen Sittenrauheit und Roheit endlich die letzten Schranken. Naturburschentum und Verwilderung dringen ein und verjagen die sanfte Schwester *Höfescheit*. Dem geht der Verfall der höfischen Lyrik nahezu parallel. Bei dem sorgsamen Wägen und Werten der Gedanken und Worte war echte Leidenschaft nur selten zum Durchbruch gelangt. Ein abgedämpfter, mitunter recht weinerlicher Trauerton bürgerte sich sein. Man gefiel sich weit öfter im selbstbeschaulichen Getändel und Verarbeiten eines eisernen Bestandes von Motiven und Phrasen als im empfindungstiefen Gestalten. Das war ein unhaltbarer Zustand. So gesund jedoch die realistische Gegenbewegung im Kerne war, sie beförderte mit die Abblüte der überfeinerten Gattung. Dafs sich der Kampf auch in Oswalds Gedichten wiederspiegelt, läfst sich erwarten. Dafs aber trotz ziemlich unorganischer Stoffformung, insofern auch ganz heterogene Bestandteile verschmolzen werden, dennoch kein hohles und bröckelndes Fachwerk herauskommt, zeugt von seiner poetischen Kraft. Ein Überblick über seine Minnelyrik mag zunächst belehren.

I

Oswalds Lyrik ist auf höfischem Grund und Boden erblüht. Das darf wohl als ausgemacht gelten. Wir stellen zu dem Behufe die Lieder der 'hohen Minne' voran, so genannt, da sie sich auf Standespersönlichkeiten beziehen, wodurch eine gewisse Gesinnungshöhe zugleich bedingt ist. Hier ist die Anknüpfung an die altritterliche Liebesdichtung ohne weiteres klar. Allenthalben schimmert das herkömmliche Verhältnis des Minnevasallen durch: der Liebende wirbt als 'Knecht' im unterthäniglichsten Dienste um die Gnade der gepriesenen 'Herrin'. Ihr giebt er sich auf ewig zu eigen. Begriffe wie Botenbrot, Merker und Melder, zahlreiche Seufzerwendungen, Beteuerungen, der demütige conditionale Ausdruck bisweilen, alles dies verrät sich als übernommenes Erbgut. Alle Kunstformen ritterlicher Lyrik sind vertreten, einzelne in bezeichnender Weiterbildung. Auch zeitgemäfse Neuerung macht sich geltend. Und neben höfischer Phraseologie begegnen wir ebenso dem steifleinenen, buntscheckigen Ausdruck des Meistersanges wie der erfrischenden Herzlichkeit des Volkstones. Formell ist Oswald ein Schüler der Romanen. Mit ihnen teilt er die Verflechtung der Strophen, Feinheit der Responsion, Reichtum und Versteckspiel in der Anordnung der Reime, den Refrain u. a. Aber eben im Vollgefühl technischer Souveränität läfst er sich zuweilen zu Schaustücken verleiten, die nicht mehr Kunst, sondern Künstelei beweisen. Ein Fundamentalunterschied

jedoch hebt Oswalds Lieder aus der höfischen Sphäre unbedingt heraus. Sie besitzen einen ganz anderen Stimmungswert. Selbst da, wo ähnliche Situationen wiederkehren, ist von dem erkältenden Eindruck der Reflexionspoesie oder Unterhaltungsdichtung nur wenig noch zu spüren. Er giebt naturwahre, überströmende Herzensergüsse, wahr — bis zum Erschrecken. Gleich im frühesten Liedercyklus offenbart sich nicht sowohl ein sentimentales platonisches Schmachten als vielmehr ein stürmisches Verlangen nach Besitz und Genufs.

Ein wahres Satansmädel war allerdings diese achtzehnjährige Sabina Jäger aus Tisens, die den Dichter zuerst zu wilder Liebe entfachte. Zwar weilt er zunächst nicht ohne eine gewisse Befangenheit in ihrer Nähe. Aber der bewegliche Seufzer: '*o wolt si mich bedenken*!' (W. 47)[1]) findet bald freundlich Gehör. Darum seine Versicherung unvergessener Unterthänigkeit und die Hoffnung auf '*guoten wân*' (W. 37). Immer kühner wird sein Begehren. Mit humorvoller Selbstironie schwört er es sich zu, schon noch '*mit ainem smutz*' den Trotzkopf zu zwingen, der ihn mit seiner braunen Äuglein Schalkhaftigkeit nicht minder entzückt als durch das frische Lippenpaar, aus dessen Öffnung weifse Perlenzähnchen lustig blinken (W. 52). Zwar hat 'die Gute' dem leidenschaftlichen Liebhaber ihre Gunst nicht versagt. Aber sie ist unstet und launisch wie ein verwöhntes Kind, oder, nach des Dichters Vorwurf (W. 48), wie die Monate des Jahres: Januarkälte und Aprilwitterung, Juniglanz und Septembertrübung, solch Liebesbarometer ist zum Verzweifeln. Über ähnlichen Wechsel von Hingebung und Sprödigkeit hatte schon der Lichtensteiner die Hände gerungen. Im Volksliede aber fügte man noch das anschauliche Bild vom Taubenhaus und Wetterhahn hinzu.

Aber Oswalds Ungestüm wurde der Vielumschwärmten nachgerade lästig. Der wildherzige, einäugige Tollhans — das rechte Auge hatte er schon früh durch einen Bolzenschufs eingebüfst — war ohnedies keine passende Partie für sie. Es schien Zeit, sich seiner zu entledigen. In feiner Berechnung verfiel sie auf ein Mittel, das zwar schon etwas aus der Mode gekommen war, in dem Falle aber sicherlich noch verfangen mufste. Sie begehrte als Liebesprobe eine Wallfahrt ins heilige Land. Oswald liefs sich bethören. In einer Pilgerkutte, ein goldenes Kettlein von ihr am Arm, zieht er wieder in die weite, weite Welt. Ein frostiges Abschiedsduett (W. 28), das durch seinen Windkatalog und die endlosen seemännischen Weisungen lebhaft an Tannhäusers gelehrte Wichtigthuerei gemahnt, mag Erinnerungseindrücke mit enthalten. Ein Hauch reinster Ursprünglichkeit weht aber aus dem trüben Sehnsuchtsliede, das er an Schiffsbord anhebt (W. 42). Aus tiefster Brust erseufzt er in elegischem Volkstone, in den leider provenzalisches Reimgeklingel störend hereindringt: '*schaiden — das tuet wee*'. Besser wäre es, in die See zu versinken, wenn ihn nicht die Zuversicht auf glücklichere Tage tröstete. In naturfrischem Seegleichnis fühlt er sich dem Delphin verwandt, der sich vor dräuendem Sturm in der Tiefe birgt, bis ihn sonniger Glanz wieder emporlockt. Wie ein bangender Aufschrei

---

[1]) W. 47 = Weber a. a. O. Ged. 47. Entsprechend die anderen Abkürzungen.

drängt sich ihm aber das flehentliche Stofsgebet auf die Lippen: '*herz lieb, halt vast durch all dein weiplich guet!*' Darin zittert schon fast eine Ahnung des unheilvollen Verhängnisses. Um die Jahrhundertwende kehrt er heim. Sein Vater lag auf dem Sterbebette. Die heifsgeliebte Sabina — war die Frau eines anderen. In gewissenloser Spekulationsheirat hatte sich das blühende Weib an den reichen, grabesreifen Bürger Hausmann aus Hall verkauft. So schnöde zerstob Oswalds seligster Wahn. Es liegt eine eigene Tragik in dem Zusammenbruch. Und dennoch konnte er noch auf viele Jahre hinaus sich dem dämonischen Banne dieser sündhaft schönen Teufelin nicht entziehen.

Der neue Geist der Sabinalieder ringt nach entsprechender Gestaltung. Derselbe Dichter, welcher die Erkorene in einem Bilde fast Wolframischer Färbung als 'minnigliches Falkenterz' feiert, gesteht unmittelbar darauf ganz schlicht, dafs er nie eine 'liebere Dirn' gesehen habe, und erzählt unbedenklich von seinem wetterwendischen 'Buhl'. Dieser Realismus führt weiter. Die Gattin selbst wird zuguterletzt auf den Thron der ehemaligen Gebieterin erhoben. Die Entwickelung ist bedeutsam genug. Hatte man doch seinerzeit in Frankreich Liebe in der Ehe geradezu für Nonsens erklärt, geschweige dafs sie im Liede besungen worden wäre. Das war also Rückkehr zur Natur, zur echt deutschen Art, wie sie schon Spervogel in kernigem Worte gefordert hatte. Nicht, dafs diese Fortbildung völlig unvorbereitet käme. Wolframs Wandlung zum Herold süfser ehelicher Minne ist bekannt. Auch ein unmittelbarer Vorläufer Oswalds ist zu nennen, Graf Hugo von Montfort. Trotzdem steht er auf eigenen Füfsen. Es war ihm eben Herzensbedürfnis, das Glück auszujubeln, das ihm seine brave Grete bescherte. Und über welche Skala gebietet Oswalds lyrische Eruptivnatur. Mag man aber nun mit Weber Rückerts 'Liebesfrühling' oder mit geringerem Recht Chamissos Cyklus 'Frauenliebe und Leben' vergleichen, so viel steht fest, dafs er seiner Gattin einen Ehrenkranz gewunden hat, wie er in gleicher, unverwelkbarer Frische wohl keiner anderen deutschen Hausfrau des Mittelalters zu teil geworden.

In Margaretha von Schwangau fand der wegemüde Mann seinen guten Engel. Das sittige Ritterkind hat nichts gemein mit dem Flattersinn der üppigen Jugendgeliebten. Deshalb der grundverschiedene Ton schon in den Werbeliedern. Wie knabenhaft schüchtern naht der wohlgeborene Edelmann dem schelmischen 'kleinen Fräulein' (W. 36). Jetzt empfindet er erst den veredelnden Zauber keuscher Weiblichkeit, so dafs er sich schmerzlich seiner 'groben Art' bewufst wird. Vor Nöten greiset ihm der Bart (W. 72). Er erstirbt in Unterwürfigkeit: sollte er ihrer, bei Gott, ohne Spott, würdig sein, so wünscht er nichts weiter, als dafs es ihm vergönnt sein möge, ihr dienen zu könnnen '*reht als ain gslefelein*' (W. 66, vgl. 68). Diese Gefühlsaufrichtigkeit duldet nicht mehr den Zwang höfischen Verdunkelns. Alle Welt kann es wissen, dafs ihn eine stolze Schwäbin beglückt, das herrlichste Wesen, das er je erschaut (W. 89). Auch die letzte altmodische Hülle fällt. Ohne Umschweife verkündet er den Namen seiner 'weidlichen Gret'. Freilich nicht, ohne dem Zeitgeschmack seinen Tribut mit zu entrichten. Er bedenkt sich

nicht, auch lyrische Buchstabierkunst zu bethätigen. Ein reines Abc stimmt er an (W. 56, 2) vom 'säuberlichen *G*' zum 'edlen *r* und *e*' bis zu den 'zwei *tt*'. Eine Spielerei, die noch im XVI. Jahrh. geschworene Liebhaber findet.

Genaueres über die Verlobung ist nicht bekannt. Oswald, der sich nach launigem Bekenntnis nicht wenig gefürchtet hatte vor '*êlicher weibe bellen*', war selig über seine Wahl. Nicht satt sehen kann er sich an dem reizenden blonden Krauskopf der Geliebten, ihren rosigen Bäckchen und der weichen, vollen Formen Ebenmafs.[1]) Wenn ihn ihre lichten Schwarzaugen anlächeln oder ihrer Stimme liederreicher Schall erklingt, dann ist er überglücklich. Aber so weltvergessen schwelgt er in der Bewunderung ihrer Reize, dafs er dann Bilder von solch sinnlicher Glut malt, wie sie etwa in Bürger brannte. Diese oft verblüffend intimen Studien zeigen auch noch ein Merkmal des Epigonenstils. Sie lösen sich viel zu sehr in Einzelheiten auf, so liebevoll auch manches beobachtet sein mag. Das schwarzfarbene Kleid, das duftige Schleierlein finden keinen geringeren Beifall als Näschen, Öhrlein, Kinn und Kehle, als die schmalen Händchen und die langen Finger, kurz nach allen Dimensionen wird das schöne Weib 'durchmessen'. Selbst den Zehen hatte Tannhäuser einen Blick gegönnt. Was würde wohl Lessing zu solcherlei Beschreibung gemeint haben? Doch rühmt Oswald, der noch bei Schilderung der verführerischen Sabina fast nur für das Körperliche Sinn gehabt hatte, bei seiner Margarethe sowohl die Anmut des Benehmens als auch die Würde ihrer Tugend mit beredtem Munde.

Im allgemeinen gilt öfter Goethes 'himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt' für diese Liederfolge, als dafs der stille Frieden beschaulichen Eheglücks waltet. Der nimmer rastende, rasch auflodernde Heifssporn konnte nur mühsam zur zufriedenen Klärung gelangen. Er 'tobte, wütete, dichtete und sang' auch in der Ehe, wie er als Junggeselle gethan (W. 1, 7). Ein Grundaccord schwingt aber unermüdlich mit, auch wenn die Molltöne des Abschiedswehs oder schlimmer Sehnsuchtsklage angeschlagen werden: Treue um Treue. Schon als Bräutigam hat er die 'bittere Wurz und das verderblich Kraut' des Scheidens gekostet und mit volkstümlichem Anflug (W. 81, 2) verwünscht (vgl. Uhland, Alte hoch- und niederd. Volksl. I 87, 4). Und Zeter und Mordio ruft er noch später (W. 73, 3). Denn auch am häuslichen Herde fand er keine dauernde Statt. Aus der Ferne aber eilen seine Gedanken rastlos zur Gattin. Kaum ein halbes Dutzend Sprachen genügen ihm einmal für dies briefliche Geständnis (W. 57), eine echt meistersingerische Kapriole, aber ein Zeugnis seiner erstaunlichen Verstechnik. Die Form des Liebesbriefes, früher schon gelegentlich von Hartmann und Ulrich von Lichtenstein poetisch verwendet, seit dem XIV. Jahrh. aber rasch beliebt, wird auch von Oswald verschiedentlich gepflegt, aber mit der ihm eigenen persönlichen Durchdringung. Einzelne Gedichte lesen sich geradezu wie in Reime gegossene Briefwechsel (vgl. W. 46 und 88). Kein Lied aber ist wohl so mit seinem Herzblut niedergeschrieben

[1]) Vgl. bes. W. 50, 66, 68, 72 u. 89.

wie der wundersam getragene Threnos (W. 54). Böse Mäuler haben ihm anscheinend üble Kunde hinterbracht. Da brechen alte Wunden wieder auf und schmerzen unsäglich. 'Mein Herz, das ist versehrt Und giftiglich verwund't Mit einem scharfen Schwert Zwir durch bis auf den Grund.' So stöhnt er ergreifend. Bis zum Gebet schwellen die Seufzer an. Die Himmelskönigin selbst soll helfen. Innig wie ein schlichtes 'Üb' immer Treu' und Redlichkeit' schliefst seine Sprichwortsmahnung, lieber in Ehren ein kurzes Leben zu genießsen, als mit Schanden zweihundert Jahre zu verbringen. Wer fühlte aus diesen schmucklosen Zeilen den Herzschlag des Volksgemütes nicht heraus? Der Arzt, der ihn auf Erden allein heilen konnte, liefs nicht im Stich. '*Kumm, liebster man!*' Dreimal noch und immer dringender ruft ihn die Gattin herbei 'zu Trotz der falschen Zungen' und zur Tröstung in ihrem Harm (W. 88). Das klingt wie Seelenangst des schuldlosen Weibes. Bei der begütigenden Antwort des Mannes beachte man den unwillkürlichen Übergang aus der zweiten in die dritte Person, einen Rest höfischer Nachwirkung, der auch sonst noch zu bemerken. In der Schlufsstrophe aber kennt der Jammer der Verlassenen keine Grenzen mehr. Schluchzend bekennt sie, wie sie sich die Äuglein rot weinen müsse und vor Kummer fast vergehe. Falls er nicht baldigst ein Brieflein sende und selbst noch lange verziehe, fürchtet sie sehr, ihn nimmer wieder zu sehen. Dieser Sprache gegenüber schwindet jeglicher Argwohn. Im Siegesjubel also frohlockt er, als ihm die Eifersuchtsqual von ihr benommen worden ist (W. 56). Reumütig über seine kränkende Leichtgläubigkeit bittet er um Verzeihung und verspricht Stetigkeit bis zum Tod.

Mit diesem Gelöbnis begrüfsen sie sich auch am Neujahrsmorgen. Überhaupt wurde der Glückwunsch als eigenartig neues Mäntelchen für das alte Liebeslied damals ebenfalls höchlichst willkommen geheifsen. In Spruch- und Strophenform sind uns derartige Gedichte überliefert. Sie sind inhaltlich aufs engste verwandt. Doch verdient in den in kurzen Reimpaaren abgefafsten Neujahrsbriefen, wie sie uns bei der Hätzlerin (Ausg. v. Haltaus II 34—41) vorliegen, als zeitgemäfse Erscheinung beachtet zu werden, wie ergötzlich darin die Allegorie ins Kraut schiefst. Das ganz weifse 'Hündlein Harr' erscheint auf der Bildfläche, und sein Besitzer getröstet sich eines Kränzleins von 'Wohlgemut' (36). Ein anderes Mal stellt sich der Gratulant als Müllerknappe vor. Blau in Blau ist sein Gewand. In eine Getreideschwinge, freundlich Angedenken genannt, will er ihre Liebe fassen und auf den Mühlstein, sein Herz, schütten, bis ihm das Zuckermehl der Freude verbleibt (39). Oswald hat sich zweimal in dieser Gattung versucht. In beiden Fällen in der lyrischen (W. 50 u. 59). Besonderes Interesse erregt das letztere Gedicht, insofern er die höfische Kunstform des 'Wechsels' überträgt und so ein schwungvolles Duett gewinnt. Oswald ist in solchem musikalischen Dialog, der zuerst von Walther dramatisch bewegtes Leben empfing, Meister. Dies beweist kein Lied überzeugender als das Prachtduett (W. 65), welches wir als das Hohelied der Gattentreue bezeichnen möchten. Es ist so warm und erquickend im Ausdruck wie lauterer Herzenssonnenschein. Und wenn sich zuletzt die leichten, hüpfenden Rhythmen

zum innigen Unisono verschlingen, so ist eine Harmonie der Seelen und der Töne errungen.

Es ist nun durchaus bezeichnend für Oswalds Minnelieder, dafs nicht sowohl bei den Klassikern der ritterlichen Lyrik als vielmehr bei zeitgenössischen Dichtern, wie Hugo von Montfort und Hermann von Salzburg, eine engere litterarische Abhängigkeit in Frage kommt.[1]) Er nutzt eben den höfischen Sprach- und Formenschatz nur im ganzen, vielleicht auch mehr indirekt. Denn die Anklänge, welche Zingerle[2]) aus Walthers Dichtungen herausgehört hat, lassen, obwohl sie um ein gut Teil vermehrt werden könnten, keinen bündigen Schlufs zu. Dagegen sei noch auf das Liederbuch der Hätzlerin verwiesen, in dem, von den gemeinsamen Gedichten natürlich abgesehen, ganze Verskomplexe zu belegen sind. Eine kritische Untersuchung lohnte sich auch für den lyrischen Teil dieser Sammlung.

Die Sachlage ändert sich, wenn wir die Gattung der ritterlichen Minnepoesie noch besonders ins Auge fassen, die den Stempel des Gemachten und Erdachten auf der Stirn trägt, das Tagelied. Sein volkstümlicher Ursprung zwar ist so wenig zu bezweifeln als sein nationaler. Aber vornehmlich unter romanischer Beeinflussung wurde in der höfischen Kunstdichtung ein so bestimmter Typus geschaffen, dafs man die Genesis individueller Züge darin mit einiger Sicherheit verfolgen kann. Originell wie kein zweiter ist auch hier Wolfram. Das Verdienst, ihn als Oswalds Muster erkannt zu haben, gebührt Roethe (Anz. f. d. Altert. XVI 80 ff.), wenngleich er die Nachwirkung entschieden überschätzt. Oswald, den er ja selbst den bedeutendsten Tagelieddichter nach Wolfram nennt, macht eine weit bessere Figur, wenn man ihn nicht einseitig mit dem Mafsstabe seines genialen Vorbildes mifst, sondern seiner dichterischen Eigenart ebenso wie den verschiedenen anderen Strömungen gebührend Rechnung trägt. Jedenfalls sind die Gedichte dieser Gruppe stilistisch die interessantesten. Alles ist im Flufs. Gleich die Gestalt des Wächters, dieser im höfischen Tagelied so wesentlichen Figur, ist charakteristisch. Nur eine letzte Gastrolle giebt er, ehe er sich hinter die Bühne des Schauplatzes zurückzieht, um schliefslich gänzlich zu verschwinden. Wichtig ist es auch, dafs ihm nirgends mehr das unnatürliche Vertrautenamt zugemutet wird. Im Gegenteil. Zwar warnt er noch einmal (W. 27) die verstohlen Minnenden insgemein. Im übrigen aber wird der 'Wicht' mit seinem 'schnöden Getrachte' (W. 29) recht scheel angesehen, zumal wenn er mit seinem Unglückshorn solchen Unfug anrichtet, dafs den Liebenden 'grimmiglich' die Ohren davon gellen (W. 40). Bei dieser feindseligen Stellung ist die Einführung eines befreundeten Hüters als Widerpart wohl begreiflich (W. 34). Weniger, dafs wir uns plötzlich aus dem Burggemach in die 'verschlafene Scheuer' versetzt finden. Von dort war der Weg zur Mägdekammer nicht mehr weit. Schon Steinmar und nach ihm der Mönch von Salzburg hatten das minnende Paar auf Heu

[1]) Vgl. die betreffenden Stellen in den Ausgaben von Wackernell (Ält. Tir. Dichter III, Innsbr. 1881) u. F. Arnold Mayer (Acta Germanica III 4, 146 ff. u. IV Anmerkungen).

[2]) Sitz.-Ber. d. Kais. Akad. d. Wiss. zu Wien, phil.-hist. Kl. LXIV 637.

und Stroh gebettet. So erhält zuböserletzt der ritterliche Liebhaber in dem trauten Kunzelknecht aus dem edlen Zillerthal einen recht unebenbürtigen Stiefbruder (W. 39). Die schwüle Ehebruchsatmosphäre verflüchtigt sich vor dem frischen Luftzug aus dem Volksleben. Die verheiratete Dame wird abgelöst durch die zarte 'Jungfrau' und die 'minnigliche Dirn', die ihren 'Gesellen' mit aller Inbrunst liebt, dafs sie ihn nicht lassen kann. So wild und stürmisch herzt sie darum den friedlich Schlummernden, dafs er jäh auffährt. Wenn es aber gar ans Abschiednehmen geht, ist sie untröstlich in ihrer Pein (W. 29): 'Grofs Freud' ist an mir worden klein.' Die rührende Traurigkeit solcher Trennungsklage ist nicht minder volksmäfsig empfunden als der gesunde Humor, der eine andere Scheideszene verklärt (W. 27). Da darf der Geliebte nicht von dannen ziehen, ohne dafs ihn sein Fräulein mit einem Schlückchen gelabt hat. Ein ganz entzückendes Genrebild aber ist es, wie er auf ihr Geheifs ans Fenster eilt, die Lade zurückschiebt, hinauslugt und, auf der Brüstung sitzend, ihr das Nahen des jungen Tages zuruft. Als sie aber, sonnbeschienen, in köstlicher Naivetät den Abendstern herbeisehnt, da lacht der 'Knabe fein' treuherzig auf. Es kann ja nicht sein! Eine rasche Umarmung: '*mein lieb, dahin ich far*!' Dann ist er entschwunden.

Nicht immer schallt ein so schlichter Grufs zurück. Die Formel des 'Urlaubs' erinnert noch ziemlich deutlich an höfische Art, wiewohl auch sie dieses Charakters entkleidet wird, sobald die Frau selbst ihn nimmt (W. 93). Damit sind wir in Wolframs engeren Bannkreis geraten. Was er für Oswald gewesen, hat Roethe in den Hauptpunkten bereits skizziert. Ein paar Kleinigkeiten seien nachgetragen. Auch bei Oswald netzt die Geliebte die Wange des Mannes (ebd.). Desgleichen weist der mehrfach auftauchende Begriff des Grals auf ihn zurück. Die geistige Verwandtschaft beider ist unbestreitbar, doch überragt der grofse Baier den Nachfolger an künstlerischer Reife um ein Bedeutendes. Beweis vor allem die Darstellung des Sinnengenusses. Da flackert und brandet in dem heifsblütigen Oswald die Leidenschaft so ungezügelt und unverhüllt auf, dafs die poetische Wirkung untergeht in der realistischen Natürlichkeit. Seine selbständige Natur zeigt er aber auch dort, wo er Motive entlehnt. So wächst er kühn dem Meister über den Kopf, indem er den Fluch gegen den anbrechenden Tag zum subjektiven Hasse dieses Feindes packend steigert. Übrigens ist der Groll dem Volkslied keineswegs absolut fremd (s. Görres, Altt. Volks- u. Meisterl. S. 112 'Notgedrungener Abschied'). Eine wahre Stilmusterkarte bietet Oswald aber in der Morgenschilderung. Aufser Wolframs graublauen Dämmerungseffekten verwertet er noch den alten Morgenstern unter dem zeitgemäfseren Synonym 'Lucifer' und die andringende Röte. Er müfste aber kein Sohn der Übergangsperiode sein, wenn er nicht auch ein vollbesetztes Vögelorchester musizieren liefse, Nachtigall und Lerche, Amsel, Drossel, Fink und ein Zeiselein, das sich nennt Kuckuck, oder unempfindlich wäre gegen die kühle Luft der Frühe. Dafs gelegentlich sogar ein geographischer Exkurs mit hinein verwoben wird oder gelehrtes Geschütz anderer Art angepoltert kommt (W. 29), macht nichts aus. Mit solcher Mannigfaltig-

keit mufs es sich auch vertragen, dafs sich in diese Tageweisen auch der spezifisch höfische Begriff des Mafshaltens oder ein Treugelübde verirrt. Selbst die Merker tauchen nochmals vereinzelt auf.

Wie frei Oswald mit der überlieferten Grundform schaltet, läfst sich daraus entnehmen, dafs sich eine förmliche Stufenfolge aufzeigen läfst vom ernstgemeinten Lied bis zur absichtlichen Parodie. Um seine Begabung in letzterer Hinsicht zu erkennen, vergegenwärtige man sich nur die feinkomische Zeichnung des angstvoll aufgeschreckten Fräuleins (W. 40) und namentlich die ergötzliche Drastik im Verhalten der schlaflustigen Magd, welche der weckenden Herrin mit dem klassischen Seufzer antwortet: '*arbait ist ain mort!*' Deshalb will sie auch von Spinnen und Kehren durchaus nichts wissen. Nur in ihrem Kunzel findet sie volles Genügen, bis die Schelte denn doch zu arg werden (W. 39). Man beachte auch die grofse stoffliche Ungleichartigkeit, insofern sich nämlich neben schematisch ausgeprägten Liedern auch solche finden, die nur noch spärliche Reste des ursprünglichen Typus enthalten. Selbst in rein persönlichen Gedichten (vgl. W. 32 und 51) kehren Tageliedmotive wieder. In ähnlicher Weise wird der Anteil des Weibes immer mehr verkürzt, bis es nur mit wenigen Worten abgefunden wird oder endlich ganz verstummt (W. 34). Damit sind wir beim Monologe angelangt. Mit der darin ausgesprochenen Einladung zum Maitänzchen verbindet sich aber ein angefügter Frühlingsrefrain zum eigentümlichen Mischprodukt. Das Resultat des im vorstehenden entwickelten Werdeprozesses ist die Sprengung der höfischen Fesseln durch die Macht der volkstümlichen Anschauungen. Oswald sagt jenen schliefslich in aller Form Valet: hetzjagen, birschen und schiefsen, vor grünem Wald nach Pfifferlingen suchen mit einer laubbekränzten Maid — die Lust preist er '*für alle hofeweis*' (W. 30, 2). Einen stattlichen Straufs von Wiesenblumen pflückt er in den Liedern der 'niederen Minne'. Doch ist er nicht zu wählerisch.

II

Der Widerspruch gegen höfische Überkultur bildete sich früh heraus. Es war ganz natürlich, dafs die Sänger, denen die Forderungen der Standesetikette zu lästig wurden, auf die ländlichen Gefilde hinausschweiften. Dort unter freiem Himmel konnten sie sich als ungebundene Menschen fühlen und durften es sein. Auf der Dorfflur sang Walther sein schönstes Lied. Neidhart folgte ihm. Doch sind beide Antipoden. Jener, der volkstümliche Idealist, verträgt sich nicht mit dem urwüchsigen Realisten, der aber gerade für die Zukunft bahnbrechend wurde. Auch Oswald wandelt in seinen Spuren, aber in gewissem Abstand. Denn Zingerles Auslese (a. a. O. S. 637) beweist nichts Rechtes. Zwar von Neidharts Tendenz, der höfische Hörer mit etwas Neuem unterhalten wollte, war man rasch abgekommen. Wesentlich aber ist es, wie unbefangen Oswald mitunter gestaltet. Als Volkslieder hat man einzelne Gedichte mit Fug hingestellt. Ferner fehlen die spezifischen Kennzeichen des Neidhartschen Stils, das Gespräch und die persönliche Satire gegen die Dörper, in Oswalds entsprechenden Reihenliedern.

Im ganzen verleugnet Oswald auch in den Gedichten dieser Gruppe seine Individualität keineswegs. Nur ein Lyriker von seiner stark quellenden Empfindung vermochte die lebensprühenden Frühlingslieder hervorzujubeln, die uns wie Lerchenwirbel und Amselschlag entgegendringen. Ein Zug herzlicher Naturfreude war Gemeingut der ritterlichen Poeten. Man braucht sich nur den einsamen und unfreundlichen Winteraufenthalt innerhalb der beengenden Mauern zu vergegenwärtigen, um das Frohlocken zu verstehen, womit sie den erlösenden Lenz begrüfsten. Wehmütige Klage und aufatmende Freudigkeit, je nach dem Wechsel der Jahreszeit, verkünden die üblichen Natureingänge. Anfangs nur Verzierung oder Folie für harmonierende und kontrastierende Stimmungen, werden sie allmählich weiter ausgesponnen, bis sie selbständige Bedeutung erlangen. Oswald bietet treffliche Belege. Selbst zur inneren Durchdringung und Beseelung der Natur, wie sie Lenau und Goethe am grofsartigsten erreicht haben, finden sich hübsche Ansätze. Vor allem geniefsen wir den Zauber der gebirgsfrischen Alpenwelt in vollen Zügen. Auch Ortsfärbung mangelt nicht, z. B. in den zahlreichen Anspielungen auf den Pilzreichtum der Gegend. Wie im Schöpfungstaumel wogt die werdefrohe Natur, wenn die linden Lüfte wehen und die Brunnen plätschern (W. 35). Grüner Klee jagt den Schnee in wilde Meeresflut. Ringsum ein Singen und Klingen, ein Knospen und Spriefsen: 'Das Blühen will nicht enden.' Da wallt das Blut auf. Sogar die Nonnen sollen sich heimlich aus dem Klosterpförtchen stehlen zum sonnigen Rain. Er selbst aber wünscht sich mit einer kichernden Maid hinter lauschigem Staudenwinkel zu ducken, küssend und kosend in trunkener Lust. Der Dichter, dem solches Frühlingsbacchantentum aufgegangen ist, lebt und webt in der ihn umgebenden Natur. So entpuppt er sich plötzlich als meisterhafter Tierstimmenimitator (W. 41) und zwitschert und jubiliert mit seinen gefiederten Freunden um die Wette, dafs es ein wahres Vergnügen ist ihm zuzuhören, mag auch heiseres Rabengekrächz das liebliche *cidiwigk* und *lîri lôn* unmelodisch unterbrechen, oder gar zum Schlufs der Chor der Vierfüfsler sich vernehmen lassen. Maifreude und Reigenschlingen gehören aber zusammen (W. 84). Unter der Linde auf dem Anger treffen sich die Paare. Mit Kränzen geschmückt zieht alt und jung herbei: dann locken die Flöten, Fiedeln oder Harfen, und bei heiterem Sang springt man umher übermütig und ausgelassen, oft klafterlang.

Oswalds Sommerreihen sind ziemlich einheitlich gebaut. An die Aufforderung zum Tanz und die damit in der Regel verknüpfte Naturschilderung, in der gelegentlich (W. 33) noch der Eingang des Tagelieds verwendet wird, schliefsen sich subjektive Kundgebungen des Dichters. Ein Lied ist auszunehmen (W. 63), denn da tummelt er sich mit der Gattin selbst auf dem weichen Rasenteppich, laut jodelnd vor Wonne. Hierzu steht die herzbewegende Klage eines anderen (W. 87), das zudem ganz von höfischem Geiste erfüllt ist, in interessantem Gegensatz. Man ist geneigt, an Sabina zu denken, wenn er sich darin zu achtjährigem mühereichen Dienst bekennt und nun endlich für seinen bangen ritterlichen Gesang um willige Erhörung fleht:

'Wann hat die Not ein Ende?' Sehnsüchtiger Liebeskummer läfst ihn auch sonst nicht frei (W. 38). Hei, wie flotte Weise ertönt, sobald er auf freundlich Wiedersehen beim Reihen hoffen darf (W. 33). Dann werden die rauhen Winde barsch des Landes verwiesen, die seinem Kinde das rote Mündlein so grausam 'durchfidert' haben. Fortan soll ihr kein Leids mehr geschehen, wenn sie in ihren kleinen Schuhen durch die taubenetzte Aue schwebt. Niemand darf jetzt versauern und verhocken in dumpfer Stube. Heraus aus dem Haus, ihr Blöden und Lassen, ergeht sein mahnender Zuruf. Dem Herrn aber Dank für alle seine Gnade. Mit diesem Aufblick zu des Allmächtigen Güte verklingt das Gedicht weihevoll, fast wie ein Frühlingsgebet Uhlands. Fremdländische Musik aber: '*trink trank, katalôn, spaniôl*' — entführt seine Gedanken ins ferne Ebroreich (W. 30). Vergessen ist alsbald das anmutige Landmädchen der Heimat. Süfse Träumereien gaukeln ihm die glutvolle Spanierin vor die Sinne mit den geschwärzten Brauen, dem 'verglänzten' Gesicht und den langen, krummen Nägelein, wie sie in roten, verschnürten Tuchhöschen den 'Firlifanzen' gar weidlich tritt. Zuletzt wird er von der Erinnerung so überwältigt, dafs er sich in stammelndes Liebesgeflüster verliert. Das Schwelgen in Reiseeindrücken kennt der ritterliche Lyriker sonst nicht. Wohl war auch er gegen die Pracht des Südens, die er des öfteren zu bewundern Gelegenheit hatte, nicht unempfänglich gewesen, aber im Liede war, mit Lechleitner (D. deutsche Minnes. II 20 f.) zu reden, alle Farbe verglommen: 'Die Sinnenschönheit des romanischen und orientalischen Weibes schien kein deutsches Sängerherz versehrt zu haben.'

Noch eine andere Entwickelung ist zu erwähnen. Die Zeitrichtung zum Derben und Burlesken, welche sich sogar der höfischen Tageliedform bemächtigt hatte, mufste das volksmäfsige Tanzlied erst recht als dankbaren Boden betrachten. Von der blumigen Heide auf die Wirtshausdiele führt der Pfad. Schon Neidharts Winterlieder hatten einen ähnlichen Schauplatz gehabt. Wie ein entfernter Abkömmling giebt sich das Gedicht (W. 58), in dem die niedere Erotik rohbäurischer Liebesbrunst unverhalten durchbricht. 'Herr Wirt, uns dürstet also sehre, trag auf Wein!' So mahnen die Gäste. Aber bald erhitzen sich die Köpfe vom Alkohol und Schenkstubendunst dermafsen, dafs der berauschte Schwarm in den tollsten Kälbersprüngen herumtobt, bis ihn der Ruf zur Mahlzeit aufscheucht. Es lebt etwas von dem ohrbetäubenden Trubel der lieben Faschingszeit in dem Liede, wo der gröfste Mummenschanz erlaubt war und mit Kuhhorn, Topf und Teller, mit Ofenrohr und Bratspiefs unbekümmert darauf losgelärmt wurde. '*Die vasnacht und des maien pfat, die pfeiffen vafst aus ainem sack*' (W. 49). Wer wollte da spiefsbürgerlich bei Seite stehen? Selbst der Dichter, der infolge Sabinas Tücke nur langsam daherhumpeln kann, schaut nicht grämlich zu, wie sich zwei und zwei gesellt, 'recht als die zarten Täubelein', sondern zuckt herzhaft sein 'Krückenlieb' unter die Arme und mischt sich unter die festliche Menge.

Ohne munteren Singsang aber würde die richtige Würze solcher Lustbarkeit fehlen. So erblüht in dieser weinfröhlichen Umgebung besonders das

deutsche Trinklied. Auch von ihm hatte die höfische Lyrik ursprünglich nichts wissen wollen. Dafür aber war es in der gleichzeitigen Vagantendichtung bereits zur unverwüstlich frischen Entfaltung gediehen. Versen, wie die des genialisch-liederlichen Erzpoeten es sind, konnte Scherer gewifs Unsterblichkeit prophezeien, solange deutsches Kneipenleben besteht. Je mehr aber die Ritter, die Freuden geselliger Unterhaltung vernachlässigend, an Zechkomment und mafslosen Schmausereien Geschmack fanden, um so eher verfafsten sie auch einmal ein leichtsinniges Trink- oder Schlemmerliedchen. Oswald ist auch auf diesem Felde gründlich erfahren. Kann es wohl ein anschaulicheres Herbergsbild aus dem Mittelalter geben, als er mit der niederländischen Kleinmalerei eines Brouwer oder van Ostade uns entwirft (W. 9)? Unter eine fidele Gesellschaft werden wir geführt. Man hat wacker gezecht bis zur späten Mitternacht. Der Veranstalter des Gelages, in dem man Herzog Friedrich mit der leeren Tasche vermutet, ist schon sanft entschlummert. Da endlich rüstet man sich zum Aufbruch: 'Hausknecht, nun zünd' ein Lichtel!' Inzwischen trinkt man mit burschikosem Prosit die letzte Neige aus:

Heb auff und lafs uns trinken,
das wir also nicht schaiden
von disem gueten wein;
und lämt er uns die schinken,
so müfst er doch herein.
her kopf, nu lat eu winken,
ob wir zu bette hinken,
das ist ain klainer pein.

Dann setzt sich der Zug nach der Thüre in Bewegung. Staub wallt auf vom ungleichen Tritt, und vorsichtig bringen die schwankenden Gestalten den Fürsten getragen, damit er ja nicht falle auf Gottes Erdereich. Der benebelte Wirt stolpert hinterdrein. Dies Lied mit seinem unnachahmlichen Gasthofsmilieu ist ein schlichtes Kunstwerk nach Ton und Fügung. 'Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen', dies Langbeinsche Motto gilt für jeden alten Zecher, nicht zum wenigsten für den armen Schlucker, der sich beim traulichen Gluck, Gluck hinwegtröstet über die zürnenden Mahnreden, womit ihm der rundliche Wirt und die anderen zusetzen (W. 60). Die erotischen Anspielungen, zumal in der Schlufsstrophe, sind nicht bedeutungslos.

Manch unartiges Gassenhauerlein ist wohl am Schenktisch geträllert worden. Am ärgsten freilich ging es beim Tanze zu. Gegen die dort angestimmten 'Schamperlieder' eiferte die Geistlichkeit unnachsichtlich (vgl. Altd. Blätter I 52 ff.). Schwere Sünde sei es, dergleichen unkeusche Lieder zu dichten und zu singen. Jeder Beteiligte hafte demnach mit für die Seelen der dadurch Verdorbenen. Durch fromme Umdichtung suchte man ihnen die gefährliche Spitze abzubrechen, wo sie nicht unterdrückt werden konnten. Es ist ein eigenartiger Distelfrühling, der diese Gedichte zeitigte. Böhme läfst in seinem Altdeutschen Liederbuch einmal die Heldinnen kurz Revue passieren. Da erscheint die stolze Müllerin an der Seite der Frau Fischerin. Schön Elselein wird ge-

folgt von der lockeren Grasmaid, dem bereitwilligen Gänsemädchen, der verliebten Köchin — fürwahr, eine nette Sippe! Zwei Momente sind den meisten Liedern gemeinsam: die manchmal geradezu raffinierte Symbolik des Liebesgenusses und die lascive Sinnlichkeit, nicht zum wenigsten der Weibsperson. Dem begehrlichen, oft frechen Sinnen und Minnen ist kein Plätzchen zur Befriedigung zu schlecht. Was schiert die Leutchen Sitte und Zucht! So ist es zu verstehen, daſs man gern mit Stirnrunzeln an diesen verfänglichen Gedichten vorübereilte. Doch beanspruchen sie in kultureller Beziehung ebenso Berücksichtigung wie die meist viel unflätigeren Faſsnachtsspiele. Denn die schnippische, mannstolle Meiersdirn, welche die Knechte sogar mit lateinischen Brocken: *ite, venite!* animiert (W. 45), stellt sich nicht minder lebensgetreu dar als die dralle Jäterin, die Oswald droben am Lenebach belauscht, wie sie sich in die Hütte des Vogelstellers schleicht zu süſsem Liebesgirren (W. 71). Oder sollte etwa die barfüſsige Graserin, welcher ihr lieber Jensel das 'Gatter rücken' hilft (W. 64), nur dichterische Fiktion sein? Grobkörnig ist, man sieht es, dies lyrische Gut. Aber aus den sinnlichen Schlacken schimmert verschiedentlich das gediegene Erz des Volksliedes hervor. Ein echter Silberblick erglänzt insbesondere in dem naturfrischen Hirtenidyll (W. 77). Das liebliche Landschaftsbild, die im saftigsten Frühlingsgrün prangende, buschbegrenzte Weide, stimmt vorzüglich zu dem schelmisch naiven Wechselgesang der harmlosen Dorfkinder. 'Treib her, treib überher, du trautes Agneslein!' Wie könnte sich die blonde Sennin im roten Röckchen auf die Dauer so schmeichlerischer Einladung verschlieſsen? Nur ein Weilchen sträubt sie sich scherzend. Darauf führt sie die Schäflein gemach heran und — in den Armen liegen sich beide. Doch als die Sonne sinkt: 'Ohn' Leid schied sich ihr beider Pfad.' Auf der Alm, da giebts ja keine Sünde! Das Lied ist stimmungsrein vom Anfang bis zum Ende, wo holder Abendfrieden leise niederschwebt. Was aber dieser allerliebsten kleinen Dichtung, in der man einen Hauch Theokritischer Wahrheit zu verspüren meint, erhöhten Wert verleiht, ist eben seine gesunde, echt deutsche Volkstümlichkeit. Dadurch zeichnet sich das frühe Reis nicht weniger vorteilhaft aus vor den Nachahmungen der französischen Pastourellen als vor der sentimentalen und allegorisierenden einheimischen Schäferpoesie späterer Jahrhunderte. Maskerade und Wirklichkeit — was den Vorzug verdient, ist unschwer zu entscheiden.

Das Leben des Volkes konnte aber nur ein Dichter so treffend erfassen, der gründlich mit ihm verkehrte, mit ihm fühlte und dachte. Deshalb brauchte Oswald nicht sowohl bei Hadamar von Laber in die Schule zu gehen als sich der alten Jägerschreie zu erinnern, um sein flottes Jägerlied zu schaffen (W. 43), in dem auch das liebevolle Verhältnis zu den Hunden deutlich gewahrt ist (vgl. Altd. Wälder III 97 ff.). Ebensowenig bereitet es ihm Schwierigkeiten, einen Stoff nochmals in ganz verschiedener Weise zu bemeistern. Das ist ein ander Scheiden, wenn die kaum wirklich verzagte Els ihrem herzenslieben Nickel ein stürmisches Ade sagt (W. 61), und wenn der liebende Gatte sich von der zärtlich schmollenden und treubesorgten Frau losreiſst (W. 51).

Dort immerhin noch ein leidvoll Behagen, hier tiefschmerzliche Beklommenheit. Von bekräftigenden Jodlerschwüren nicht zu reden.

Nicht ganz leicht wird es endlich unserem Dichter in objektiver Ruhe zu beharren, sobald persönliche Voreingenommenheit ernstlich mitspricht. Dem Bauer namentlich ist er nicht recht grün. Die Ursache liegt tiefer. Damals, als langjährige soziale Scheidewände zertrümmert wurden und neue Stände, Landbevölkerung und Bürgerschaft, unaufhaltsam vorwärts strebten, regte sich bei den ritterlichen Aristokraten, die ihrer gewohnten Herrscherstellung verlustig gingen, bitterböser Groll und Verachtung gegen die siegreichen Rivalen. Oswald ist der letzte, der dabei teilnahmslos bleibt. Wer will es ihm auch verargen, dafs er sein adelig Gelüstchen gegebenenfalls auszulassen beliebt? Die Gegner fordern ja bisweilen zum Spotte heraus. Da zeigt sich der grofsspurige Hofherr, dem es selbst auf ein feistes Rind nicht ankommt, um das Knechtlein bei der schmucken Dirn auszustechen. Natürlich glaubt er sich Hahn im Korbe. Als er aber mit wachsender Ungeduld einsieht, dafs alle Werbekünste nichts fruchten, da macht sich sein Grimm in einem polternden Donnerwetter Luft, und bei allen Heiligen fluchend, entfernt er sich trottend. Höhnischer Nachruf hallt hinter ihm her (W. 70). Noch göttlicher wird ein anderer abgeblitzt, der seine Augen sogar bis zur vornehmen Dame zu erheben wagt (W. 67). Das ist der richtige Tolpatsch (Heinzel 'Trittenbrei'), wie er leibt und lebt. Er ist so mit Liebesblindheit geschlagen, dafs er zwei Ochsen für einen Kufs bietet, die beste Molkensorte verspricht und gar ins Wasser springen möchte, bis ihm sacht zum Bewufstsein kommt, wie garstig ihm mitgespielt worden ist. 'Geh', schmier' den Wagen und drisch den Rossen Futter wie andere deines Geschlechts!' lautet die ernüchternde Zurechtweisung.

Diese noch ziemlich gutmütige Hänselei verdichtet und verschärft sich zur beifsenden Ironie in dem Disput zwischen Bürger und Hofmann (W. 31), welcher besser den Fräulein zu gefallen vermöchte. Die Nebenbuhler sind ungleich genug. Der jugendliche, bildungsstolze Edelmann, ein Meister ritterlicher Künste, und der behäbige, auf seine pfennigvolle Tasche pochende Städter, adlige Brotlosigkeit und bürgerliche Protzenhaftigkeit, ringen um die Palme. Der erstere mufs unterliegen, wo eine alte Brixener Kupplerin Obmännin ist. Doch nimmt der Wettbewerb zuletzt einen höchst tragikomischen Ausgang, insofern der über den Schiedsspruch erboste Ritter der geldlüsternen Dirne einen wütenden Faustschlag versetzt, dafs ihr eine ganze Reihe Zähne 'nicht gar schön' entfallen. Das Schmerzensgeld zahlt der Triumphierende, der auch noch Würste und Wecken verheifst, wenn sie ihm ein sauberes Metzlein erschwätze. Die Form der Auseinandersetzung ist die des uralten Streitgedichtes, das, von den Griechen und Römern ausgegangen, auch nach germanischem Boden verpflanzt wurde und dort in dem volkstümlichen Wettkampf der Jahreszeiten frühzeitig Wurzeln schlug, aus dem dann das Streitgespräch zwischen Buchs und Felbinger erwuchs und die Behandlung mannigfacher anderer Themata (vgl. H. Jantzen, Gesch. d. deutschen Streitged. im Mittelalt.

Germanist. Abh. 13. Heft, Breslau 1896). Eigentümlich aber pafst hierzu das didaktische Zöpfchen, das Oswald dem Gedichte noch anhängt: alte Weiber und Enten gehören in einen See,

was sol man dran verquenten?
kain vich das schnattrot me,

ein Gedanke, der mit erneuter Heftigkeit ausgesprochen wird in dem giftigen Ausfall am Schlufs der schwankartigen Erzählung eines mifsglückten Liebesabenteuers (W. 86). Hans Maler, niemand anders als der Dichter, wird von der arglistigen 'Unrübin' schmählich hinters Licht geführt. Im wunderschönen Monat Mai hat er einen Hauskrieg vom Zaune gebrochen, um schön Dorchen zu bethören. Statt ihrer aber empfängt ihn im Kämmerlein ein solch prasselndes Hagelwetter von Eichenknüppeln, die von vier handfesten Männern geschwungen werden, dafs er mit Beulen bedeckt, 'als ob er trug einen blauen Eisenhut', heimkehrt, wo ihm aufserdem das Bad mit zornigen Scheltworten gesegnet wird. Aus der Erinnerung an solch Eigenerlebnis fliefst also die allgemeine belehrende Warnung. Wir werden dem Dichter auf diesem Gebiete noch weiter begegnen.

III

Der Hang zur Didaktik und Satire, in Oswalds Minnepoesie bereits Begleiterscheinung, zieht in seinen politischen und religiösen Liedern immer weitere Kreise. Zwiespältige, der Besserung dringend bedürftige Zustände in Staat, Gesellschaft und Kirche, vor allem aber tiefgehende Einzelerfahrungen lösten ihm die Zunge. Prüfen wir die erstere Gattung zunächst. Sollte man da nicht vermeinen, ein Dichter von Oswalds Veranlagung, der nicht aus der Vogelschau Ereignisse wie Bestrebungen musterte, sondern mitten im Zeitgetriebe sich bewegte, der kein müfsiger Zuschauer war, sondern in König Siegmunds Umgebung eine wichtige Vertrauensstellung bekleidete, hätte nur in das volle, ihn umflutende Menschenleben zu greifen brauchen, um auch im politischen Lied Hervorragendes zu leisten? Dem ist nicht ganz also. Wer Walthers Gröfse erhofft, der in seinen nach Gehalt und Gestalt gleich vollendeten Sprüchen so begeistert zündet, wird einigermafsen enttäuscht sein. Ungleich mehr springt für den Kulturhistoriker und Biographen heraus.

Ein Lied freilich wirkt durch eine geradezu imposante Kraftfülle (W. 10). Grimme Reckengestalten der deutschen Heldensage scheinen in den todesverachtenden Verteidigern der schroffen Greifensteiner Veste wieder erstanden zu sein. Lapidar und wuchtig, den Felsquadern und dem vernichtenden Bolzenhagel vergleichbar, womit die verhafsten Belagerer, Herzog Friedrich und sein Dreschflegelaufgebot, überschüttet worden, dringen die hohnvollen Hetzrufe der drei Wolkensteiner zu Thal. Sie sind keine Schleglerbrüder, die sich vom alten Greiner und seinen Bauern so unbedachtsam ausräuchern liefsen, sondern treiben ihre Feinde selbst triumphierend zu Paaren. Also zahlten sie dem mächtigen Landesfürsten im Jahre 1418. Es war der letzte Erfolg der Tiroler Herrengeschlechter. In diesem schmetternden Schlachtengesang hätte Gervinus

das vermifste Kriegslied der deutschen Ritterlyrik finden können. Bertrand de Born übertrifft es nicht an Kampfesfeuer. Wie Blitz und Donnerschlag erdröhnt es von trotziger Bergeskuppe.

Ganz anders, wie der poetische Plauderer zu seinen Lesern, spricht Oswald in einer Reihe harmloser Erzählungen und netter Schildereien, die bisweilen gar nicht recht fürs grofse Publikum geschrieben zu sein scheinen. Giebt sich aber auch der Verfasser eminent persönlich darin — lebensgeschichtliche Umrisse, auf losen Tagebuchblättern geboten, könnte man sie nennen —, so liefert er doch bei weitem keine banausische Fabrikarbeit etwa nach dem Schlage des schwäbischen Webers und Meistersingers Michael Beheim. Was Oswalds Skizzen ihren besonderen Wert verleiht und sie reizvoll und schmackhaft macht, ist die anschauliche Naturtreue und der goldige Humor, der sie so oft durchleuchtet. Wie weifs er die unverfrorene Beutelschneiderei zur Zeit des Weltkonzils in Konstanz und dem benachbarten Überlingen zumal zu brandmarken (W. 4 u. 5). Sechzehn Heller für ein Ei zu zahlen, sich um ein paar kurz gemessene Bratenschnitte und ein dünnes Wassermus zu raufen, oder gar für sein gutes Geld einen so schändlichen Rachenputzer zu erhandeln, der süfs ist wie Schlehentrank und einem die Kehle rauh beizt, wie sollte man da auch betrügerischen Wirten gewogen bleiben! Und gar einem so ungeduldigen Pfennigfuchser, der keinem alten Karren die Räder läfst und von Kredit nichts wissen will. Wohl zerstreut sich Oswald durch den Strudel geselliger Kurzweil auf Plätzen und Sälen. Kein Vergleich aber mit dem Entzücken über Margarethens liebevolles Erscheinen (W. 82).

Man bemerkt, kleine Leiden, freudige Überraschungen und dergleichen nehmen den bei weitem gröfsten Raum ein in diesen Gedichten. Selbst dort, wo ein so schwüler politischer Hintergrund gegeben war, nichts wie ein fernes Wetterleuchten oder ein dumpfes Grollen. Auch wo es sich um eine höchst bedeutsame politische Mission handelt, in deren Verlauf er die intimsten Einblicke hatte, sucht man umsonst nach neuen, dankenswerten Aufschlüssen. Dafür entschädigt er durch eine Fülle amüsanter Beobachtungen und die Wiedergabe zahlreicher Zwischenfälle, humoristischer Nichtigkeiten, während der eigentliche Zweck der Reise fast verschwindet, als ob er es dem Horaz hätte nachthun wollen (Satir. I 5). Es handelt sich um Siegmunds Versuch, den Papst Benedikt XIII. zur Abdankung zu veranlassen, um dadurch endlich das unheilvolle Schisma zu endigen. Oswald, schon vor dem Aufbruch seines königlichen Herrn (21. Juli 1415) anscheinend als dessen Geschäftsträger nach Spanien abgesandt (s. Ant. Nogglers Aufs., Zeitschr. d. Ferdin. H. 27 S. 12 ff.), kommt gerade zur guten Stunde, um sich an dem Einzug in Perpignan beteiligen zu können. Wer den Bericht über dieses glänzende Spektakelstück einsieht, möchte beinahe glauben, Oswald habe kaum für etwas Auge und Ohr gehabt als für das Getöse der Instrumente, die buntgewürfelte, tausendköpfige Menge und — nicht zuletzt für die schönen Damen (W. 6). Verrät er sich doch selbst als scherzhafter Neider seines hohen Gönners, dem von ihnen ein so herzlicher Willkomm durch züchtigen Kufs gespendet wurde. Für derartige

Liebenswürdigkeiten war nicht nur der leichtlebige Luxemburger höchst empfänglich, auch sein Begleiter gesteht mit sauersüfsem Lächeln: '*doch nach den jungen, sach ich halt, tet er sich nicht vast wischen*'. Der monatelange Aufenthalt aber, durch die Winkelzüge des priesterlichen Starrkopfs bedingt, wird nicht nur ihm, der sich auf harter Kuhhaarmatratze strecken mufs, sondern auch seinen vornehmen Schlafgenossen bald unausstehlich. Die rohen Späfse des gelangweilten Gefolges, das Prozessionsgepränge, als die Isolierung des falschen 'Peterlein' von seinen bisherigen Anhängern gelungen, der Prunkempfang zu Paris, bei dem selbst akademischer Pomp mit solennen Ansprachen nicht fehlte, einige Worte zur Orientierung über Siegmunds weitere Absichten, noch eine Anspielung auf die Standeserhöhung des Grafen Amadeus von Savoyen — wir sind am Schlufs. Die Probe mag genügen auch für die übrigen entsprechend gearteten Gedichte. Der Eindruck ist derselbe: blühendes Beiwerk, Mangel gröfserer Gesichtspunkte. Es macht nichts, ob er seine im Winter 1423 angetretene diplomatische Fahrt durch Deutschland und Ungarn behandelt (W. 11, 12 u. 8) oder die verdriefsliche Plackerei auf lombardischem Boden zu Anfang 1432 (W. 15) zum Henker verwünscht, oder etwa über die nicht viel später erfolgte 'Kirchweih' der deutschen Ritter durch erboste Italiener im Überfall von Ronciglione einen erheiternden Bericht erstattet (W. 14).

Nachdenklich und ernsthaft wird er aber bei Erwägung der sozialen Schäden. Zwar über den ländlichen Minnewerber, der mit seinen wirtschaftlichen Besitztümern für seine Anträge Stimmung zu machen suchte, konnte er noch spötteln. Unwilliger wurde er schon über den bürgerlichen Mammonsjäger, mit einem Seitenblick bereits auch den jähzornigen Talmiritter strafend. Denn gerade seiner eigenen Standesbrüder Vergehungen und Gebresten tadelt er unbarmherzig. Vertuschen und Bemänteln wäre Feigheit und Frevel zugleich. Beim 'Doktor aller Weisheit' macht er kühn seine Anklage über der Welt und der Edlen Untugend zumal anhängig (W. 20). Der Fürsten Schule ist ihm der Herd der Verderbnis, wo der Redliche dem Ohrenbläser und Augendiener das Feld räumen mufs. Die Vorwürfe sind von Walther bis auf Frauenlob fast ohne Unterbrechung laut geworden. Durch keinen wohl mit so rücksichtsloser Schärfe. Das tänzelnde und scharwenzelnde Schranzengezücht stellt er in seiner ganzen rückgratslosen, brutalen Art an den Pranger. Kein erbärmlicherer Wicht ist ihm bekannt als der feile Höfling, der sich für ein Sündengeld zu eigen gebe und sich so noch unter den Esel erniedrige (W. 118, 2). Dennoch will der Satiriker keineswegs als selbstgefälliger Splitter- oder Balkenrichter über andere aburteilen, sondern als mitfühlender und mitschuldiger Berater und Freund sich nützlich erweisen. Das ist also nicht die negierende Kritik nur, die besonders der Dichter von 'Des Teufels Netz' übt, der an niemandem fast ein gutes Haar läfst, insofern er mit gleicher Galle dem Kaiser wie dem Stubenheizer die Leviten liest, den Gewandschneidern wie dem notleidenden Agrarier, der über den am Martinstag fälligen Zins lamentiert.

Vielmehr hält Oswald auch mit positiven Vorschlägen nicht zurück. Wirklichen Erfolg verspricht er sich aber nur, wenn alle drei Hauptstände,

Geistliche, Adelige und Arbeiter, worunter ebenfalls die Bürger inbegriffen sind, gewissenhaft ihre Pflichten erfüllen und weise Selbstbeschränkung, jeder auf den ihm zukommenden 'Orden', sich angelegen sein lassen (W. 21). Allen empfiehlt er die Losung: Rechtthun wäre gut auf dieser Welt! Das Thema nun wird fortgesponnen in seinem wertvollsten didaktischen Gedicht, einer umfangreichen Rechtsbelehrung (W. 26). Nach einer knappen Einleitung in Form des Selbstgesprächs, wie dergleichen der Teichner namentlich liebt, lenkt er rasch in den zwanglosen Vortrag ein. Zwei Quellen kommen dafür vorzüglich in Betracht. Einerseits seine reiche persönliche Erfahrung. Darauf beruht zweifellos die energische Verurteilung der demokratischen Gemeindegerichtspflege. Der Typus des bornierten Rechtsprechers, der sich sein Lebtag nur mit Ochsen abgebe und nicht Fünf zählen könne, aber trotzdem beim '*abelesen*' wie der weise Salomon angestaunt werde, besagt genug. Anderseits hält er sich an die '*leges imperiales*', oder, wie sie seit dem XVII. Jahrh. bezeichnet zu werden pflegen, an den Schwabenspiegel. Dieses weitverbreitete süddeutsche Rechtsbuch will er als Norm zu Grunde gelegt wissen im Gegensatz zu der Willkür und den Zufälligkeiten subjektiver Rechtsprechung nach dem '*bedunken recht*', dem er gleichwohl seine Geltung durchaus nicht rauben will: '*ain guete gewonhait alt, die ist zu halten für ain recht*' erklärt er vielmehr beinahe in wörtlicher Übereinstimmung mit der Vorlage, der er auch sonst manche Definition u. a. ohne Umstände abborgt (S. Ausg. v. Wackernagel, 1840 § 40). Er vertritt aber den Standpunkt vernünftigen Fortschritts, da er nicht nur für Einsetzung der Schöffengerichte eintritt in Form eines Zwölferausschusses gründlich erfahrener Männer, sondern auch das alte Herkommen unbesorgt zu reformieren verlangt, falls Mifsstände zu Tage treten. Also feste Rechtssatzung und daneben das Gewohnheitsrecht, beides überwacht und verwaltet durch unsträfliche, unbestechliche und unparteiische Richter. Nicht minder redet er dem 'Fürsprecher' ins Gewissen, nicht achselträgerisch und habsüchtig zu sein. Ein echter Judasbruder sei er sonst. Vor allem müssen die Häupter mit löblichem Beispiele vorangehen. Wo dem Fürsten kein ehrliebender und gottesfürchtiger Rat zur Seite stehe, gehe Gewalt vor Recht, und das schlechte Vorbild wirke hinab bis zum Büttel.

Einmal allerdings wird Oswald seiner Quelle bewufst untreu, in der Auffassung der beiden Schwerter, die Gott nach der Formulierung Eikes von Repgau auf Erden zurückliefs. Und zwar legt er ein mannhaft Veto ein gegen die papistische Umgestaltung des Schwabenspiegels, dafs Petrus das weltliche Schwert dem Kaiser geliehen habe. Gerade im Hinblick auf die apostolische Schlichtheit weist er die hierarchischen Gelüste der römischen Kurie kräftig in die Schranken. Mehr Unzufriedenheit habe die Klerisei angerichtet als alle Laien zusammengenommen. An Ort und Stelle hat er den unwürdigen Stellenschacher und den Lug und Trug der Prälaten geschaut. So sei Rom gesunken, das eine Leuchte der Christenheit sein sollte. Die Anklagen wiegen um so schwerer, als er ein treuer Sohn der Kirche an sich ist. Was ihre Vertreter betrifft, so gehört er zur Reformpartei wie Hugo von Montfort und

viele andere Dichter. Nur war der böhmische Störenfried nicht der berufene Messias nach überwiegender Meinung. Der Ursachen dieser Abneigung gegen Johannes Hufs gab es verschiedenerlei. Nationalitätenhader war nicht die geringste. Dazu kam, dafs die von ihm nach Wiclifs Lehren ins Leben gerufene Bewegung bald Mafs und Ziel überschritt. Die Entrüstung wuchs selbst bei ursprünglichen Freunden einer kirchlichen Erneuerung. Besonders erschien die Bekämpfung der Kirchenlehren als todeswürdige Schriftverfälschung. Sogar der besonnene Teichner will diesen 'Maulwürfen' keinen Pardon geben und sähe sie am liebsten gerädert, ertränkt oder verbrannt (v. Karajan, Denkschr. d. Kais. Ak. d. Wiss. zu Wien 1855 S. 132). Als wilder Fanatiker gar geberdet sich Muskatblüt, der auch die flügge gewordenen 'Gänslein' noch zu braten rät. Die ganze Christenschar, Papst und Kaiser, Gott und Maria sollen ihm dabei helfen. St. Georg führe an (Lieder, herausg. von E. v. Groote, 1852, No. 92 bes.). Eng hiermit berührt sich Oswalds Aufruf an den Adel und die Geistlichkeit, als Adler und Falken bezeichnet, zu Gott wohlgefälligem Jagen auf die groben Gänse, d. h. die hussitischen Ketzer (W. 18), indem er dabei das Wortspiel (Hus = Gans) durchaus ähnlich verwendet. Ihrem Unglauben habe man auch die europäische Influenzaepidemie mit zuzurechnen, um deren Abwendung er in der Schlufsstrophe betet.

IV

Ernste Gedanken kommen ihm nicht selten am Ende seiner autobiographischen Gedichte. Seit den vierziger Jahren häufen sich die Betrachtungen, die gleichsam das Facit des Erlebten ziehen. Da fangen ihn an heifser Flamme Wellen zu beunruhigen (W. 1, 7). Ungetrübte Daseinsfreude versichert er, wie Walther, nie einen Tag erfahren zu haben (W. 119). Schmerzlich trauert er um die verlorenen Jahre, denn er fürchtet die Vergeltung im Jenseits, wo jede Sünde besonders abgebüfst werden müsse. Solche Stimmungen und Erwägungen, an sich nichts Auffälliges, sind gerade in Oswalds Zeit aufserordentlich intensiv. Man fühlte Gottes Rächerhand fast sichtbarlich auf der sündigen Menschheit ruhen, als die Pest wie ein Würgengel durch die Lande zog, Hunderttausende dahinraffend, als Erdbeben, Teuerung, verheerende Seuchen aller Art die Gemüter ängstigten und staatliche und kirchliche Wirrnis zum Himmel schrie. Aus dieser gewaltigen religiösen Erregung heraus sangen Hugo von Montfort und Oswald ihre frommen Weisen und mahnten in eindringlichen Belehrungen. Dieser aber wird dadurch beträchtlich über jenen erhöht, dafs das Leben selbst viel nachdrücklicher an seinen religiösen und moralischen Dichtungen mitgearbeitet hat. Dieses Gepräge macht sie selbst da interessant, wo er sich in hergebrachten Stoffkreisen bewegt. Sofern er aber seinem Thema keine neue Seite recht abzugewinnen vermag, werden wir uns füglich kurz fassen.

Dahin gehören die Reimpredigten über das eitle Trachten nach Silber und Gold und irdischer Ehre, über Frauenminne und ritterlich Gehaben, über den endgültigen Wert der eigenen Länder- und Völkerkenntnis oder Kunstfertigkeit,

über Untreue und Eigennutz der egoistischen Adamskinder, dahin die Ermahnungen zur Demut und Geduld, zur Weltflucht und dem Streben nach ewigem Heil. Sonst habe man auf Sand gebaut (W. 116—118). 'Wohlauf und wacht!' ergeht sein Weckruf. 'Dient dem einen und den dreien!' (W. 24). Aber ohne Fleifs kein Preis. Alle Vorschriften mönchischer Askese werden angeraten für den Erwerb der 'geistlichen Brunst': barhäuptiges Beten, Fasten und Kasteien, Kniefälle und selbstquälerische Entsagung (W. 111). Denn nur 'Gutthat' kann drüben als Münze in Zehlung gegeben werden. Der alte Haudegen selbst wird nun zum eifrigen Kirchgänger. Aber sauer werden ihm die harten Bufsübungen ungemein. Von Herzen gutgemeint ist drum die Warnung an die Jugend, Gottes Huld ja nicht zu versäumen. Sich selbst wählt er als Beispiel mit packender Porträttreue (W. 112). Eine wehmütige Ergriffenheit spricht sich aus, indem der gebrechliche und kahlköpfige Greis, der hüstelnd und kurzatmig einherzittert, dafs er zum Kindergespött wird, sich der goldenen Zeit erinnert, wo er leider seine Kräfte so unüberlegt vergeudete und wo sein klangvoller Tenor aller Sinne berauschte. Er hatte ein Recht zu dem Bekenntnis

Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar,
An Mut, wie an Hoffnungen reich —.

Damit nicht genug. 'O Seele, wo bist du morgen?' Solche ängstliche Sorge bringt ihn bald um. Die erhitzte Phantasie schreckt ihn selbst mit johanneischen Visionen. Er spürt ein Tier mit breiten Füfsen und scharfen Hörnern, das dräuend den Rachen gegen ihn aufsperrt. Entsetzt schreit er auf und fleht um göttliche Gnade (W. 113). Überhaupt kann er den Gedanken an den Tod nicht mehr verscheuchen. Wie ein gehetztes Wild kommt er sich vor, dem jener sich unablässig an die Fersen heftet. Er ist sein 'Zehrgeselle'. Deshalb *memento mori*! Sonst wird es zu spät (W. 2).

Niemals aber hat ihn des Lebens ganzer Jammer so füchterlich angefafst als in Ketten und Banden. Zweimal hat er darin geschmachtet. Im Spätherbst 1421 war er einer arglistigen Einladung Sabinas gefolgt und heimtückisch überwältigt worden. Im Burgverliefs des Schlosses Forst bei Meran, an einer Stange aufgedreht, dafs er die Mäuslein pfeifen hörte, mit Fufs- und Handschellen belastet und einem Stachelring um den Hals, so koste ihn das grausige Lieb, dafs er noch wie im Fieber aufschauert: 'Ach, husch, die kalten Ärmlein weifs! Unlieblich war ihr Druck' (W. 108, vgl. 7 u. 8, 1). In solchen Stunden der Qual und der Verzweiflung pflegt der Mensch mit dem Leben abzuschliefsen. Aufrichtige, andachtsvolle Reu- und Bufsstimmung kehrt ein. Auch auf die Lieder, welche Oswald aus dieser Seelenerregung heraus schuf, darf man Schubarts Worte anwenden, dafs sie mehr auf den Ziegelboden der Zelle niedergeblutet worden seien als niedergeschrieben. Noch gottverlassener fühlte er sich im Kerker zu Vellenberg, wohin ihn Herzog Friedrich nach der durch Intriguen der Feinde veranlafsten plötzlichen Gefangennahme im März 1427 bringen liefs. Nicht vom Flecke kommen die verdrossen schleichenden Stunden der entsetzlichen Öde: '*o lange nacht, ellender tag!*' (W. 114).

Was er sonst noch auszuhalten gehabt, vermeldet namentlich sein Zorn gegen das ungeschlachte Wärterpack des Innsbrucker Gewahrsams (W. 13). Durch solch bittere Erfahrungen, wobei vor allem Sabina ihre Hand mit im Spiele hatte, war ihm der Glaube an ideale Weiblichkeit arg erschüttert worden. Zwar gewinnt er es über sich, selbst der Peinigerin und ihren Henkersknechten zu verzeihen, aber der Stachel safs zu tief, als dafs er sie gänzlich unangefochten hätte ausgehen lassen. Das 'zuchtlose Weib' will ihm als der schrecklichste der Schrecken erscheinen, unbezähmbarer als Leoparden und Büffel (W. 110). In den wirr durcheinander gestreuten alt- und neutestamentlichen und antiken Belegen — als letzte Nummer nennt er sich selbst — befolgt er ein beliebtes meistersingerisches Rezept (s. Heinr. v. Meifsen, herausg. v. Ettmüller 1843, Nr. 141; vgl. Wackernell a. a. O. S. 69 ff.). Der Stoff reizte manchen Spruchdichter, die bald wie Reinmar von Zweter die Prügelstrafe anzuwenden empfehlen, bald gar mit einem guten Bast zum Aufknüpfen bei der Hand sind (Hätzlerin II Nr. 52). Rühmt aber Oswald bei aller Gehässigkeit gegen böser Weiber Glanz doch noch die '*frummen frewlein*' über Karfunkelgestein, so ringt er sich auch zur völligen Abkehr von den Erdenfrauen durch und wird ein vertrauensvoller Diener der unwandelbaren, erhabenen Gottesgebärerin Maria.

Das positive Ideal des irdischen Weibes sah man besonders seit Kreuzzugsbewegung und Minnesang (vgl. P. Küchenthal, Die Mutter Gottes, Göttinger Diss. 1898) in ihr leuchtend verklärt. Und so abgöttische Verehrung genofs schliefslich die jungfräuliche Heilandin, der die ausschweifende Phantasie eines Frauenlob wohl gar ein mystisches Liebesverhältnis zu Vater, Sohn und heiligem Geist andichtete, dafs ihr Nimbus selbst das Ansehen des göttlichen Kindes überstrahlte. Als gnadenreiche, menschlich verwandte Mittlerin, die in ihrer Bitte allzeit erfolgreich ist, die namentlich beim letzten Scheiden vor des Teufels Wüten schirmend naht und auch beim jüngsten Gericht einflufsreiche Fürsprache einzulegen vermag, wird sie begeistert im Liede gefeiert. Dafs Oswald in seiner Marienlyrik nicht allzuviel Eigentümliches bieten kann, liegt eben an der langjährigen litterarischen Tradition, die durch Konrads von Würzburg 'Goldene Schmiede' am entschiedensten zuletzt befruchtet wurde. Insbesondere fällt auf die religiösen Lieder unseres Dichters, die nicht durch unmittelbare Lebenseindrücke, sondern durch andere poetische Muster angeregt wurden, der Schulstaub meistersingerischer Gelahrtheit und Geziertheit wie verzehrender Meltau. Den ganzen Flitterstaat des hyperbolischen Lobpreises der erlauchten Himmelskönigin entleiht er z. B. diesem Magazin, obschon er mit eigenen Zuthaten nicht kargt (W. 95). Sie ist ihm das Urbild der Schönheit, segenspendend wie der heilkräftige Gral, die unübertreffliche Primadonna, der Schatz der Schätze, gegen den alle Perlen und Juwelen von Venedig, Brügge, Damaskus und Tripolis verbleichen. Sogar die Formen weltlichen Sanges, das Tagelied (W. 101) und das Tanzlied, müssen ihrer Verherrlichung (W. 96) oder der ihres Sohnes (W. 104) dienen. Die letzteren beiden, in denen Maria als Reihenführerin voranschreitet und zum geistlichen Maien ermuntert wird, sind durch Anschauungen der Mystik beeinflufst, die sich in solchen Verzückungen

das Äufserste erlaubte. Der Herr selbst wird da als süfser Mai gedeutet, der am Kreuzesstamm in minniglicher roter Blüte stehe. Der heilige Geist und die Engel schenkten edlen 'Ciperwein', Maria sei Kellerin (s. Phil. Wackernagel, Das deutsche Kirchenl. II Nr. 817 ff.), von anderen Symbolisierungen zu schweigen.

Freier regt er die Schwingen in den Lob-, Dank- und Bufspsalmen auf den dreieinigen Gott, den allgegenwärtigen, ewigen, allwissenden (W. 100 109 115). Schwieriger war es, die christliche Heilsgeschichte, das beliebteste Thema der geistlichen Dichtung, individuell zu behandeln. Oswald verwertet dabei aufser der ungemein reichlich fliefsenden schriftlichen wie mündlichen Überlieferung vornehmlich auch die eigene Anschauung der heiligen Stätten. Beteuert er doch in dem einfachen Weihnachtsliede (W. 102), den Mauerspalt selbst gesehen zu haben, den der über die Geburt des Christkindes ergrimmte Teufel in Bethlehems Gruft gebrochen haben soll. Was er dagegen neben der Vulgata', die sicher in erster Linie heranzuziehen ist, etwa noch der sonstigen, prosaischen oder poetischen, kirchlichen Litteratur zu danken hat, was er durch gottesdienstliche Unterweisung gelernt oder durch persönliche Erkundigungen, darüber läfst er leider im unklaren. Die zwei hierher gehörigen Gedichte stehen in nächster Beziehung. Das erste, die *Passio domini nostri* (W. 106), wahrt die Form ausführlicher epischer Erzählung. Vom Sündenfall und der dadurch bedingten Sendung des Gottessohnes an schreitet es vorwärts bis zur wunderbaren Heilung des 'blinden Juden Longinus', dieser legendarischen Persönlichkeit, die dem verschiedenen Herrn mit dem Speere die Seite öffnet und durch das ausströmende Blut und Wasser das Augenlicht wieder erhält. Damit bricht das Lied mitten in der Strophe ab. Das Seitenstück bildet die *Compassio beatae virginis* (W. 107). Aber statt des sonst in diesen Gedichten üblichen Monologs oder Dialogs verlegt sich Oswald darauf, in Form der Apostrophierung selbst die Schmerzen des unglücklichen Dulders und seiner liebenden Mutter herzzerreifsenden Jammer zu ergründen. Schilderung und Betrachtung wechseln ab. Auch in dem ersterwähnten hält sich der Dichter nicht durchweg in der Reserve des objektiven Epikers. Es sei nur auf die lebhaft realistische Beschreibung der Gefangennahme und der Kreuzigungsszene verwiesen. Dort spricht der Groll mit über die nichtswürdigen Mifshandlungen der Häscherrotte, die den Unschuldigen stiefs, fest zusammenschnürte, an dem Barte raufte, zur Erde warf; hier überbietet er sich in grausamer Ausmalung der letzten Leiden. Wir verfolgen den todesmatten Herrn, der das grobgehauene Marterholz auf dem zerfleischten Rücken schleppt, bis zur Richtstätte, erfahren, wie sie ihn da ohne Scham entblöfsen, rücklings auf den Stamm legen, drei stumpfe Nägel durch Hände und Füfse schlagen, seine Glieder recken und dehnen und schliefslich das Kreuz emporrichten. Selbst direkt ausfällig wird der Dichter. Der verächtliche Heuchler Pilatus, '*der selbig wurm*', der die Wahrheit kennt und doch nicht verficht, ist ihm bitter verhafst. Ein anderes Mal flicht er sogar ganz nach Meistersingerart eine dogmatische Erörterung ein über die Notwendigkeit so harter Erlösung. Dieses Problem, ein 'wildes Wunder' nach

Konrads Versicherung, wird nicht nur in zahlreichen lateinischen Passionshymnen angeschlagen, sondern auch in den sogenannten deutschen Marienleben mitunter (vgl. Ant. Schönbach, Über die Marienklagen, Festschr. 1874, S. 49). Damit stimmt auch fast der Bescheid zusammen, den sich Oswald bei Thomas von Aquino, seinem scholastischen Tröster, erholt: '*von lieb und durch gerechtigkeit*' habe sich Christus geopfert, obwohl eine glimpflichere Befreiung der sündhaften Menschheit sehr wohl möglich gewesen wäre.

Je mehr aber Oswald von bestimmten litterarischen Vorlagen abhängig wird, um so geringer ist natürlich seine poetische Leistungsfähigkeit. So interessiert er als Übersetzer oder Bearbeiter namentlich lateinischer Originale höchstens durch das Mafs seiner Gewandtheit oder subjektiven Färbung. In dieser Beziehung ist namentlich Hermann von Salzburg sein Gewährsmann. Aber selbst da, wo er sich an gewisse, dem Mönche zuzubilligende Stücke anlehnt, versäumt er es nicht, eventuell auch den Grundtext zu Rate zu ziehen. Das lehrt z. B. eine Vergleichung eines dem Wolkensteiner ebenfalls handschriftlich beigelegten Gedichtes '*Ain ander mundi renovatio*' (Phil. Wackern. II 638) mit dem Original und des Salzburgers Nachbildung (ebd. Nr. 573), während umgekehrt das '*Mittit ad virginem*' (ebd. Nr. 639) kaum etwas vom lateinischen Urtext des Petrus Abälardus unmittelbar entnommen zu haben scheint. Hierher ist auch das '*Benedicite*' (W. 97) und das '*Gracias*' (W. 98) zu rechnen, womit entsprechende Tischsegen (Phil. Wackern. II 600 u. 601) zusammenzuhalten sind, ferner die Beichte (W. 105; vgl. das wohl vom Mönch von Salzburg herrührende Gedicht '*Von den grofsen haubtsünden*', Phil. Wackern. II 631) und der im Original und angefangener freier Übertragung vorliegende Mariengrufs (W. 120 u. S. 531 ff.). Dagegen gemahnt der durch geflissentliche Anspielung auf alle möglichen heiligen Attribute verschnörkelte Morgensegen (W. 99) an Frauenlobs Wunderlichkeiten (vgl. a. a. O. Nr. 419). Auch in der ihm wie seinem Landsmann Hans Vintler wohl vertrauten italienischen Litteratur hat er seine Studien gemacht. Auf Petrarca beruft er sich selbst. Namentlich aber scheinen ihn Dantes grandiose Phantasien mächtig ergriffen zu heben. Wie von einem Wiederschein des schreckhaften Fegefeuers ist seine Höllenschau (W. 25) beleuchtet. Auch bei ihm läfst sich das Schema der Todsünden in der Anordnung erkennen. Durch sieben Kammern werden wir geleitet, die bald mit unerträglichen Gluten und eisigem Frost, bald mit undurchdringlicher Finsternis und betäubenden Gerüchen, bald mit Gewürm und Natternbrut und anderen Entsetzlichkeiten die Verdammten martern.

Allmählich versiegt bei Oswald die poetische Ader. Er fängt an zu pausieren, und nur mit einiger Mühe bringt er sein Dichterröfslein wieder in Trab. Ein lateinischer Text (Zingerle a. a. O. S. 642) wird hervorgesucht und nicht ungeschickt zu einer Moralpredigt gegen das Laster des Trunkes umgestaltet (W. 23). Er giebt aber keine redselige Paraphrase, sondern zieht die Originalkonturen mit kräftigen Strichen nach. Aus dem prägnanten '*ternus grande vorat*' entwickelt er z. B. die Gestalt des weitmauligen, kritiklosen Fressers, und aus dem unbestimmten '*septimus incendit*' gewinnt er die Züge

für den händelsüchtigen Raufbold, der wie ein Kettenhund greint. Gerade weil er die Ausschreitungen der ritterlichen Gesellschaft aus eigener Beobachtung kennt, kann er nicht nachdrücklich genug den Höhergestellten zumal mäfsigen Genufs des 'tauben Tranks' ans Herz legen. Viel unselbständiger ist er in der aneinander gereihten Citatensammlung aus Freidanks Spruchweisheit, die ihm durch ihre kerndeutsche Volkstümlickkeit besonders behagen mufste (W. 22; vgl. dazu Zingerle a. a. O. S. 638 ff.). Das Beste lehrt er, wenn er eben aus der persönlichen Erfahrung schöpft, mag er auch ein so unermüdlich behandeltes Thema wie das der Kindererziehung in Angriff nehmen. In der humorvollen Ausführung des Salomonischen Spruchs (Prov. 13, 24) — von ihm formuliert: '*ie lieber kind, ie gröſser besen*' — übertrifft er Walther wie Reinmar von Zweter (W. 19). Vätern wie Müttern, denn an beide wendet er sich als praktischer Pädagoge, schärft er die Mahnung warm und ernstlich ein. Er hat aber auf seinen Reisen auch schlimme Erlebnisse mit solchen eigensinnigen Schofskindern gehabt. Wie oft gesteht er, vor Geschrei nicht sein eigenes Wort verstanden zu haben, wenn er am Abend müde und erfroren die Gaststube aufsuchte. Ganz reizende Auftritte müssen es jedoch gewesen sein, wie er mit seiner ungefügen 'Tatz' die 'bösen Kätzlein' zu beschwichtigen suchte, die ihm durch Dissonanzen und gellende Falsettöne so gründlich den Aufenthalt verleideten. Dann fahre wohl Poesei! Und gar den verzogenen dritthalbjährigen Bengel in Prefsburg, der trotz aller Leckereien unverdrossen weiter zeterte, hat er heimlich gar herzhaft ins Häutchen gezwickt.

Daher kennt er auch seinem Fleisch und Blut gegenüber kein Verzärteln. Eher ist er ein zu strenger und nicht launenfreier Hausvater. Er selbst läfst uns in seine vier Wände intimen Einblick nehmen. Kaum giebt es in der poetischen Litteratur des Mittelalters etwas, das sich diesen wehmuts- und unmutsvollen Elegien zur Seite stellen liefse. Man möchte auf Ovids Tristien zurückgreifen. Was dieser verhätschelte Dichter empfand, als er sich plötzlich aus dem Getriebe der Weltstadt und Italiens sonnigen Rebengeländen in die Wildnis von Tomi verwiesen sah, seine erschütternden Klagen über das unwirtliche Klima, über die tötende Langeweile zur Winterszeit, während der ihm höchstens die struppigen, in Kapuzen gehüllten Sarmaten zu Gesicht kommen, bis er am Schmelzen des Schnees das Nahen des Frühlings wahrnimmt — alle diese Stimmungen durchziehen auch Oswalds Brust. Wie angstvolle Aufschreie aus der Gebundenheit dringen seine Lieder zu Herzen. Auf dem runden, dicht bewaldeten Kofel, der seine Burg Hauenstein trägt, überdenkt er trübselig seine Lage (W. 3). Er, der gefeierte Liebling von Fürsten und Königinnen, der an Pracht und Glanz Gewöhnte, der leichten Sinnes die fernsten Lande durchfahren, er soll jetzt biederer Familienväter Pflichten erfüllen, soll fürs tägliche Brot sorgen, soll philiströs verkümmern? Dumpfe Resignation erfafst ihn darob. Das ist nicht jenes bewegliche Stöhnen Meister Hadlaubs, der beim Anblick der belfernden Frau und der hungrigen Kinder händeringend aufseufzt: '*hûssorge tuot sô wê*'. Grollend schaut Oswald vielmehr auf die ihn umgebenden Felsen, Büsche und Schneefelder, auf die Kälber, Ziegen und Rinder, auf die

knorrigen und rufsigen Holzfäller oder Kohlenbrenner. Eselgesang und Pfauengekreisch sei seine Kurzweil und das unaufhörliche Hurlachei des Baches. Dann erfafst wohl der Dichter, nervös auffahrend, seine tobenden Kinder und schlägt sie '*oft hinhinder*'. Eilfertig kommt aber sofort die Mutter 'zugebraust', und es regnet nicht nur Scheltworte, sondern auch Nasenstüber und Küchenspähne. Sollte man wirklich die drastische Lebenswahrheit dieser humoristisch übertriebenen Szene im Ernst bezweifeln können?

Ja, von böser Mär wird das Haus des armen Wolkenstein selten frei. Der Landesherr ist ihm gram. Die Freunde hassen ihn insgesamt. Selbst sein bischöflicher Nachbar Ulrich Putzsch von Brixen vergällt ihm das Leben, allerdings durch Oswalds Gewaltthätigkeit gereizt. Denn mochte ihm auch jener hinterlistige Knirps 'Pertzli Ueli', der alle Gassen kehrte mit dem 'Mantel Gabriel', noch so unsympathisch sein (W. 16), die schallende Ohrfeige, die er ihm am Allerheiligenabende 1429 versetzte, war trotzdem ein zu handgreiflicher Ausdruck seiner Mifsachtung.

So kam sich Oswald in seiner Einsamkeit wohl manchmal wie eingemauert vor und liefs verstimmt den Kopf hängen. Erst wenn der Schnee von der Seiseralpe zu rinnen beginnt und die Gebirgswässer tosend zum Eisack herabschäumen und die Vöglein 'die scharfen Nötlein' wieder schellen, verjüngt sich sein Herz von neuem (W. 90). Beim ersten Nachtigallenschlag atmet er auf. Doch kann er nicht mehr recht den Ton unbefangenen Jubels finden. Ärgerlicher Verdrufs über die Neider und Klätscher verdirbt ihm das Konzept. Er verfällt, ehe er es sich versieht, in die lehrhafte Form der Ermahnung. Auch Grillen und Schrullen des Alters machen sich im Dichten bemerkbar. So huldigt auch Oswald dem weitverbreiteten Aberglauben an den Einflufs der Gestirne auf Naturanlage und Schicksal der Menschen, dem sich auch der Teichner nicht verschliefst, und läfst sich zu einem eingehenden naturwissenschaftlichen Prädestinationsvortrag anregen (W. 17), dem nur dadurch etwas von seinem Widersinn genommen wird, dafs Oswald ein rettendes Hinterthürchen offen hält: mit Hilfe des heiligen Kreuzes könne nämlich der wahrhaft Tugendhafte etwaigem Unheil doch entrinnen. Rein praktische Zwecke verfolgt er als reimender Kalendermacher. Die beiden nach Inhalt und Versmafs verschiedenen Wort-Cisio-Jani (W. 121 u. 123) — wovon der erstere nochmals fehlerhaft wiederholt ist (W. 122; vgl. bes. K. Pickel, Das heil. Namenb. v. Konr. von Dangkrotzheim = Els. Litt.-Denkm. I 56 ff.) — teilen mit ähnlichen deutschen Bearbeitungen der alten lateinischen Merkverse für Heilige und Festtage die poetische Unfruchtbarkeit, die in ihrer Eigenart begründet ist. Im übrigen war Oswald bis in die letzten Jahre mit der Niederschrift und dem Zusammenstellen seiner Lieder beschäftigt. Am 2. August 1445 ereilte ihn der Tod.

Der letzte grofse Vertreter alter ritterlicher Sangesherrlichkeit sank mit ihm ins Grab, ein reiches poetisches Gemüt. Was ihn über den Schwarm der Durchschnittsdichter heraushebt und zum Lyriker besonders befähigt, ist sein starker Subjektivismus, den er selbst in den religiösen und lehrhaften Dichtungen äufsert. Dieser Vorzug bedingt zum Teil mit seine Schwächen. Denn nur

selten vermag er sich der harmonisch abgeklärten, allgemein gültigen Kunstform zu nähern. Dazu kommt, dafs sich drei Seelen in seinen Liedern um den Einflufs streiten: Minnesang, Volkslied und Meistergesang. Die Entwickelung verläuft ziemlich in der angedeuteten Reihenfolge. Der erstaunliche Stoffreichtum Oswalds aber und die realistische Gestaltung, die umfassenden Bildungs- und Erfahrungseindrücke, die sich in seinen Gedichten wiederspiegeln, all dies macht ihn zu einem der fesselndsten Zeugen mittelalterlichen Lebens. Er ist Sänger und Held zugleich. Ein Ritter ohne Furcht, wenn auch nicht ohne Tadel. Ihn als solchen ohne unhistorische Zurechtschnitzerei erscheinen zu lassen, war das Ziel des Verfassers. Und Oswald kann auch moderne Tagesbeleuchtung sehr wohl vertragen.

Erst jüngst wurde uns sein Bild in trefflichem Buntdruck nach der Handschrift der Innsbrucker Universitätsbibliothek beschert (Gesch. d. deutsch. Litt. v. Fr. Vogt und M. Koch, Leipzig und Wien 1897, S. 256). Ein Bruststück, das ihn im vollen Ordensschmucke darstellt, mit der violetten, durch Hermelin verbrämten Pelzhaube auf dem Kopfe, unter der blonde Locken in üppigster Fülle hervorquellen und das markige, vollwangige Antlitz buschig umrahmen. Aus der Gruft wollte ihn sein Landsmann H. v. Gilm heraufbeschwören für sein liedentwöhntes Vaterland. Übersetzer wetteiferten mit Romanschreibern, um ihn zu neuem Leben zu erwecken. Von der Wissenschaft allein hat man bisher den schuldigen Liebesdienst vergeblich erhofft. Und doch kann Oswald keine schönere Auferstehung feiern als in Form einer wirklich kritischen Ausgabe, die Texte wie Melodien mit gleicher Sorgfalt behandelt. Fürwahr, es werden solche Dichter '*von bomen nicht geboren*'. (W. 13, 11.)

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Zu H. L. Urlichs' Besprechung des neuen Buches von August Mau über Pompeji im vorigen Jahrgange (Bd. V 591 ff.) dürfen wir jetzt hinzufügen, dafs dieses ebenso lehrreiche und praktische wie anmutige Werk deutschen Forschergeistes nun auch, wie sichs gebührt, in der originalen deutschen Fassung erschienen ist, die der 1899 ausgegebenen englischen Übersetzung zu Grunde gelegen hat, und zwar unter dem Titel 'Pompeji in Leben und Kunst' (Leipzig, W. Engelmann 1900. XIX, 506 S. 8° mit 278 Abb. im Text, 12 Heliogravüren u. Vollbildern u. 6 Plänen). Dafs unser Landsmann in Rom zuerst anglo-amerikanisch gekommen ist, hat hie und da Befremden erregt: freuen wir uns, dafs er uns schon nach Jahresfrist in die angenehme Lage versetzt, seiner Schilderung in der Muttersprache zu folgen, wobei zahlreichen deutschen Altertumsforschern und -freunden die Erinnerung an das lebendige Wort des eindringenden und behutsamen Kenners deutlicher aufsteigen wird als bei der Vermittelung durch den fremden Dolmetsch. Der kurze Zwischenraum zwischen den beiden Ausgaben hat natürlich nur zu leichter Überarbeitung des ursprünglichen Textes Veranlassung und Gelegenheit gegeben: neue wichtige Entdeckungen, wie die der Villa rustica bei Boscoreale (1893/94) und des Hauses der Vettier (1894/95), denen so anziehende zusammenfassende Kapitel gewidmet sind, werden nicht in jedem Jahre gemacht. Hinzugefügt ist nur ein Abschnitt über den in letzter Zeit ausgegrabenen Platz hinter dem Tribunal der Basilika, also am Eingang unmittelbar neben dem Museum. Hier hatte Venus Pompeiana ihren Tempel, die Schutzgöttin der römischen Kolonie; freilich sind die Reste sehr gering: das Erdbeben von 63 hatte ihn niedergeworfen, und man war zur Zeit der Verschüttung wie bei mehreren anderen Gebäuden der Stadt mit dem Wiederaufbau beschäftigt. Doch läfst sich erkennen, dafs der neue Tempel, weithin sichtbar, das gröfste und prächtigste Heiligtum Pompejis geworden wäre. Zu dem reichen und vorzüglichen Illustrationsapparat, um dessen Zustandekommen sich neben dem Verfasser die amerikanische Verlagsbuchhandlung grofse Verdienste erworben hat, sind in der deutschen Ausgabe 12 Figuren hinzugekommen: darunter läfst die Autotypie der Alexanderschlacht (Fig. 144) leider an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Im einzelnen führen wir an, dafs S. 23 im Interesse der deutschen Leser eine Erwähnung des Schillerschen Gedichtes 'Pompeji und Herculanum' eingeflochten ist. Dort finde sich gleich im ersten Verse ein vielverbreiteter Irrtum: nicht 'trinkbare Quellen' suchten i. J. 1709 die Arbeiter des Fürsten Elbeuf, die durch einen Schacht hinter die Bühne des Theaters von Herculaneum gelangten, sondern Altertümer; das Mifsverständnis sei durch den Doppelsinn des Wortes *pozzo*, Schacht oder Brunnen, hervorgerufen.

Wir sind überzeugt, dafs das Buch bei der Gediegenheit des Inhalts und seiner handlichen, geschmackvollen Form mindestens eine ähnliche Verbreitung geniefsen wird wie s. Z. das bekannte ausführlichere Werk von Overbeck, an dessen vierter Auflage (1884) der Verfasser schon einen so wesentlichen Anteil hatte. Es bedarf keiner Prophetengabe hier einen grofsen Erfolg vorauszusehen, wo eine bedeutende und dankbare Aufgabe den bewährtesten Mann gefunden hat, der sie lösen konnte. —

Es möge bei dieser Gelegenheit eines zusammenfassenden Werkes gedacht werden, das uns auf einer Ruinenstätte heimisch zu machen weifs, wo durch das Verdienst der griechischen Archäologischen Gesellschaft seit zwei Jahrzehnten die wichtigsten Aufschlüsse gewonnen sind. Der Leiter der Ausgrabung des Asklepiosheiligtums bei Epidauros und Generalephoros der griechischen Altertümer P. Kabbadias veröffentlicht ein sehr nützliches Buch über die Hauptresultate seines Entdeckungswerkes: «*Τὸ ἱερὸν τοῦ Ἀσκληπιοῦ ἐν Ἐπιδαύρῳ καὶ ἡ θεραπεία τῶν ἀσθενῶν*» (Bibl. d. Arch. Ges. II, Athen 1900. 302 S.). Es ist die umfassendste Übersicht, die wir über die festgestellten Thatsachen und sich anschliefsenden Forschungen bis jetzt haben, lebhaft zu begrüfsen, da heute kein Philolog an Epidauros vorübergehen darf, mag er nun mit der von Puchstein gegen Dörpfeld neu in Angriff genommenen Bühnenfrage sich befassen oder den religions- und kulturgeschichtlichen Fragen des Asklepioskultes. Interessant sind die Parallelen zum Tempelschlaf, die Kabbadias aus dem heutigen Athen mitteilt; seine ausführlich dargelegte Ansicht jedoch, dafs die Asklepiospriester in vorrömischer Zeit der medizinischen Praxis durchaus ferngestanden hätten, vermögen wir nicht zu teilen: die Heilinschriften sind fromme Reklame und dafür nicht mafsgebend. Ilb.

DIE INSCHRIFTLICHE POESIE DER RÖMER

Von Johannes Tolkiehn

Unter den auf dauerhaftem Materiale erhaltenen Schriftdenkmälern der Griechen und Römer nehmen diejenigen, welche in gebundener Sprache abgefafst sind, der Form und vielfach auch dem Inhalte nach eine ganz besondere Stellung ein. Hervorgegangen aus den verschiedensten Kreisen des Volkes, entfernen sie sich von der Redeweise des täglichen Lebens und erregen als Urkunden von bedeutendem kulturgeschichtlichem Werte unser lebhaftes Interesse nach mehr als einer Richtung hin.

Während aber zahlreiche Reste der monumentalen Poesie der Griechen in der bekannten Sammlung Kaibels seit Jahren zu einer Sonderausgabe vereinigt waren, lagen die versifizierten Inschriften lateinischer Zunge oft in den entlegensten Winkeln zerstreut und versteckt oder in den Riesenbänden des Berliner Corpus und in De Rossis umfangreichem Werke vergraben, wo sie von der ungeheueren Masse der Prosadenkmäler beinahe erdrückt wurden. Buechelers Verdienst ist es, durch seine meisterhafte Bearbeitung der *Carmina Latina epigraphica* (Lipsiae, Teubner, I 1895, II 1897), die lange schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt und uns nunmehr über die nicht durch litterarische Überlieferung auf die Nachwelt gekommenen Verse der Römer einen bequemen Überblick ermöglicht zu haben.

An dieser epigraphischen Blütenlese sind alle Gegenden, in denen sich römisches Wesen eingebürgert hatte, in höherem oder geringerem Grade beteiligt. Von Britannien bis nach Afrika hinein, von Spanien bis Kleinasien erstrecken sich die räumlichen Grenzen, innerhalb deren man solche poetischen Kleinigkeiten ans Tageslicht gefördert hat, und je mehr ein Ort mit inschriftlichen Schätzen überhaupt gesegnet ist, desto reichlicher fliefsen in der Regel die daselbst verewigten dichterischen Ergüsse.

Die meisten solcher Erzeugnisse sind auf italischem Boden gewachsen; hat doch schon das Gebiet der ewigen Stadt allein ein gutes Drittel zum Ganzen beigesteuert. Ihr kommt, wenn auch in weitem Abstande, begreiflicherweise das aus dem Schofse der Erde wiedererstandene Pompeji am nächsten. Naturgemäfs liefern auch sonst die gröfseren Städte das umfangreichste Material. Alle aber aufser Rom und Pompeji übertrifft in dieser Beziehung um vieles die einstige berühmte Hauptstadt Dalmatiens Salonae, die in den politischen Verhältnissen Illyriens zu allen Zeiten eine hervorragende Rolle gespielt hat

und vermöge ihrer Lage für die Römer in strategischer Hinsicht eine ungemein wichtige Kolonie gewesen ist.

In Italien selbst verdienen Roms Hafenstadt Ostia, das kampanische Puteoli und das samnitische Beneventum besonders hervorgehoben zu werden, während im Norden der Halbinsel Mediolanium, Vercellae und Aquileja einen noch gröfseren Ertrag aufzuweisen haben. Ihnen stehen die im Altertume so blühenden Orte im jenseits der Alpen gelegenen Gallien Vienna, Arelate, Narbo Martius und Lugdunum keineswegs nach. Die Rheinlande sind vor allem durch Moguntiacum vertreten. In Spanien zeichnen sich namentlich Tarraco und Corduba vor anderen aus. Besonders ergiebig ist die Ernte in den afrikanischen Ländern ausgefallen. Hier bezeichnen in erster Reihe die Namen von Caesarea und Auzia (Aumale, Sûr Ghozlan bei den Arabern) in Mauretanien, von Lambaesis (Lambèse, Tazzût oder Tezzulet) in Numidien und von Ammaedara in der Provincia Byzacena diejenigen Stätten altrömischer Kultur, welche uns in reichlichem Mafse Überreste inschriftlicher Poesie gespendet haben. Britannien hingegen, wo es den Römern verhältnismäfsig spät gelungen ist, festen Fufs zu fassen, und sie ihres Besitzes niemals so recht froh geworden sind, bietet uns überaus kärgliche Gaben dar, und gar winzig und bescheiden nimmt sich auch das Scherflein aus, welches Griechenland und das durch Alexander den Grofsen hellenisierte Kleinasien und Ägypten entrichtet haben.

Zwischen der ältesten und der jüngsten metrischen Inschrift mag über ein Jahrtausend liegen. Den frühesten Bestand repräsentieren im allgemeinen wohl die Denkmäler des saturnischen Verses, und unter ihnen dürfte das Lied der Arvalbrüder uralt sein. Doch ist die Datierung im einzelnen vielfach mit den gröfsten Schwierigkeiten verknüpft. Nicht nur schwankt das Urteil der Gelehrten in mancher Beziehung und machen sich hier und da Widersprüche geltend, sondern es entziehen sich auch nicht wenige dieser Poesien überhaupt einer genaueren Zeitbestimmung und teilen somit das Schicksal einer ganzen Reihe von Stücken in der handschriftlich überlieferten lateinischen Anthologie. Nicht allzuhäufig befinden wir uns in der glücklichen Lage, über sichere chronologische Angaben zu verfügen, die dann meist in der Form prosaischer Zusätze erfolgen. Eine Ausnahme machen diejenigen allerdings recht zahlreichen Grabschriften christlichen Ursprungs, welche mit löblicher Gewissenhaftigkeit Jahr und Tag des Begräbnisses (*depositio*) verzeichnen. Sonst, wo es sich nicht unmittelbar um Persönlichkeiten und Ereignisse der Geschichte handelt oder Anspielungen auf solche uns annähernd die Zeit verraten, in die wir uns versetzen müssen, geben die Buchstabenformen, sprachliche und metrisch-prosodische Beobachtungen nicht immer ganz untrügliche Fingerzeige für eine ungefähre chronologische Fixierung. Eine nicht zu unterschätzende Beihilfe aber gewähren hierbei orthographische Eigentümlichkeiten. So bieten, um nur an einiges zu erinnern, die von Ennius in die Schrift eingeführte Gemination der Konsonanten, die seit der Zeit des Tragikers L. Accius bis in die Sullanische Epoche übliche Verdoppelung der langen Vokale und der seitdem bis in die zweite Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts demselben

Zwecke dienende Apex wichtige Kriterien, deren Wert durch die Möglichkeit, dafs ab und zu eine ältere Schreibweise in jüngeren Texten Aufnahme gefunden haben könne, keine wesentliche Einbufse erleidet.

Die meisten Erzeugnisse der inschriftlichen Poesie sind alles eher als Kunstwerke höherer Art, die geeignet wären, ihren Urhebern wirklichen Dichterruhm zu erwerben. Die Namen ihrer Verfasser sind uns gröfstenteils verborgen. Denn es wäre ein gewaltiger Irrtum, wollte man annehmen, dafs die Verse stets das geistige Eigentum derjenigen seien, welche die Errichtung der Monumente, auf denen sie stehen, veranlafst haben. Namentlich die Grabschriften, soweit ihnen wenigstens eines der landläufigen Versmafse zu Grunde liegt, sind in der Regel wohl von Leuten hergestellt, welche aus der Anfertigung derartiger metrischer Kleinigkeiten ein Metier machten und nach einer hergebrachten Schablone arbeiteten.[1]) Das waren aber gewöhnlich nicht nur nicht Dichter von Gottes Gnaden, an denen ja bekanntlich auch die Kunstlitteratur der Römer keinen Überflufs hat, sondern vielfach geradezu elende Stümper. Daher kommt es, dafs einmal die Güte eines Gedichtes (Nr. 861) seine inschriftliche Provenienz im höchsten Grade als zweifelhaft erscheinen läfst.

Bei den Urkunden religiösen Charakters dürfen wir wohl in vielen Fällen die Mitwirkung der berufenen Vermittler zwischen Göttern und Menschen, der Priester als sicher voraussetzen.

Ab und zu erscheinen dann aber in der That dichterische Talente auf der Bildfläche, die uns in dieser Eigenschaft ein lebhafteres Interesse abzugewinnen vermögen.

Einen rührenden Eindruck macht das von tiefer Schwermut getragene Epitaphium (Nr. 97) des Pomponius Bassulus aus Aeclanum im Hirpinerlande, der etwa zur Zeit des Trajan oder Hadrian in seiner Heimat das Amt eines Duumvir quinquennalis bekleidete. 'Um nicht nach Art der Tiere seine freie Zeit hinzubringen', wie er mit einer Anspielung auf den Anfang von Sallusts Catilina sagt, hat er einige von den artigen Lustspielen Menanders übersetzt und selbst auch eifrig neue verfafst. Aber er ward gepeinigt von Seelenangst, zu der sich noch körperliche Schmerzen gesellten, und beides rief in ihm

[1]) Manchmal scheinen Versicherungen vom Gegenteil stattzufinden. So betont P. Aelius Ulpius (Nr. 460) ausdrücklich, dafs er selber sich die Inschrift besorgt habe *(Ipse suo curam titulo dedit, ipse sepulcri Arbiter hospitium membris fatoque paravit)*; ein M. Publicius Unio sagt aus: *versus Quos ego dictavi et iussi scribere quendam* (Nr. 477); und Nr. 521 lesen wir gar: *Hos pater inscripsi versus dictante dolore.* In einer anderen Grabschrift (Nr. 607) heifst es: *Hos tibi versiculos cum lacrimis fecerunt ipsi parentes.* Doch ist es fraglich, ob man solche Äufserungen stets für bare Münze nehmen darf. Es ist ebensogut möglich, dafs diejenigen, welche von ihren Versen sprechen (so auch Nr. 484 *meos versiculos* und 1099 *versiculos Cornelius epoi conlegae et amico*) damit nur zu erkennen geben wollen, dafs die Anfertigung der Inschrift auf ihre Veranlassung erfolgt sei. Noch weniger wird man auf derartige Angaben geben, wie: *Scribi in titulo versuculos* [sic] *volo quinque decenter* (Nr. 485) oder: *Haec mater et genitor conscribunt carmina busto* (Nr. 682, 8). Ungewifs ist auch, ob der *C. Claudius Diadumenus arte poeta* (Nr. 1249) und der *vates Laberius* (Nr. 1559) ihre Grabschriften selbst zu verantworten haben.

Lebensüberdrufs hervor; so hat er sich den erwünschten Tod verschafft, der ihm alle Linderung gewährt. Es ist ihm also, wenn man den unansehnlichen Zaunkönig mit dem hochfliegenden, gewaltigen Adler vergleichen darf, ein ähnliches Schicksal zu teil geworden, wie dem Sänger vom Weltall Lukrez, der glaubwürdiger Tradition zufolge in geistiger Umnachtung Hand an sich legte. Zum Schlufs verfügt Pomponius Bassulus, sein selbstgedichtetes Elogium solle auf seinem Grabmal eingemeifselt werden zu Nutz und Frommen derjenigen, welche an des Lebens Klippen allzufest haften, da doch für die auf die hohe See Hinausgeschleuderten ein Hafen bereit ist, der uns aufnimmt zur ewigen Ruhe. Seine Gattin hat den Wunsch des Toten geehrt, und so ist sein Name auf die Nachwelt gekommen; gehört er auch nicht gerade zu den Sternen erster Gröfse, so sind doch seine Senare nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit und Anmut.

Derselben oder doch ungefähr derselben Zeit wird der vates T. Statilius Maximus angehören, der am 18. Februar des Jahres 136 n. Chr. das wundervolle Tönen der Memnonstatue vernommen und dieses wichtige Ereignis an Ort und Stelle in Trochäen und Jamben bezeugt hat (Nr. 227). Es ist wohl der nämliche, von dem wir aus anderer Quelle wissen, dafs er bei einem Besuche der Pyramiden des Kephren, Mykerinos und Cheops daselbst ein griechisches Epigramm hinterlassen hat.

Ob dagegen die Balbilla, welche sich in einem Trimeter nennt (Nr. 847 *Balbilla votum debitum reddo tibi*), mit der Hofdame der Gemahlin Hadrians Julia Balbilla identisch ist, von der sich mehrere griechische Gedichte unter den Inschriften der Memnonsäule gefunden haben, mufs dahingestellt bleiben.

Der Kaiser Hadrian selber ist mit einigen Versen auf den Tod seines Jagdpferdes Borysthenes vertreten, die ebenso wie seine sonstigen dichterischen Leistungen eine strenge Kritik nicht vertragen (Nr. 1522).

Von den namhafteren heidnischen Dichtern, welche die römische Litteraturgeschichte kennt, begegnen wir nur einem. Es ist der bekannte Bearbeiter des Aratos Rufius Festus Avienus. In späteren Jahren seines Lebens hat er der Schicksalsgöttin Nortia in seiner Vaterstadt Vulsinii eine Weihinschrift in acht Hexametern (Nr. 1530) gewidmet, welche sich mit seinen persönlichen Verhältnissen beschäftigt und mit einem Wunsch für das Wohlergehen der Seinen schliefst. Von seinem Sohne Placidus sind nach des Vaters Tode zwei Distichen hinzugefügt, welche dessen Aufnahme im Himmel zum Gegenstande haben.

Weit zahlreicher sind die Stücke, die sich auf bestimmte christliche Dichter zurückführen lassen. Eine gewisse Berühmtheit hat der poetische Nachlafs des Damasus erlangt, eines Spaniers von Geburt, der in den Jahren 366—384 den Stuhl Petri inne hatte.[1]) Seine Epigramme, welche meist dem Preise von schon lange verstorbenen Heiligen und Märtyrern dienen, sind gröfstenteils von dem Kalligraphen Furius Dionysius Philocalus, einem cultor

[1]) Buecheler hat von ihm nur eine Auswahl aufgenommen: Nr. 304—310. 670—673 759. 761. 903; das vollständige Material bietet Max Ihm in den Anthologiae Latinae supplementa Vol. I, Lipsiae 1895.

und amator des Damasus, mit besonders schönen und zierlichen Buchstaben in Marmor eingehauen worden. Der Kirchenvater Hieronymus lobt sie wegen ihrer Korrektheit. Doch ist diese, soweit sie überhaupt vorhanden, auf Rechnung des Vergil zu setzen, den der päpstliche Autor ganz besonders stark ausgebeutet hat. Im übrigen macht sich der Mangel an dichterischer Schöpfungskraft in recht fühlbarer Weise bemerklich. Doch haben wir hier die ältesten Vertreter einer späterhin weitverbreiteten poetischen Gattung der Legende, welche überdies ein wichtiges Zeugnis dafür ablegen, dafs 'der Kultus der Heiligen und Märtyrer, der Glaube an die Kraft ihrer Fürbitte und namentlich die Verehrung ihrer Gräber, zu welcher auch direkt in den Gedichten aufgefordert wird, schon damals in Blüte stand.'[1])

Einem Nachahmer des Damasus aus dem Anfang des VI. Jahrh., dem Bischof Flavianus von Vercellae, wird die Autorschaft einer Reihe von christlichen Grabschriften aus dieser Stadt (Nr. 703—706. 1425) beigelegt; ob mit Recht oder Unrecht, ist nicht ausgemacht.

Etwa in das VIII. Jahrh. ist ein hexametrisches Gebet zu verweisen (Nr. 727), in welchem ein gewisser Ascaricus, wohl ein spanischer Bischof, für sich die ewige Seligkeit erfleht. Es hat ein ziemlich barbarisches Aussehen und ist inhaltlich ganz unbedeutend.

Solche Dichterlinge aber überragt gewaltig der berühmte mailändische Bischof Ambrosius († 397), obwohl die ihm mit gutem Grunde zugeschriebenen Distichen nicht auf der gleichen Höhe stehen wie jene Perlen der Hymnenpoesie, mit denen der Vater des lateinischen Kirchenliedes die christliche Lyrik bereichert hat. Immerhin aber zeichnen sich seine poetischen Inschriften auf die von ihm erbaute Kirche des heil. Nazarius in Mediolanium (Nr. 906) und auf ein Baptisterium in derselben Stadt (Nr. 908), sowie die Grabschrift des Märtyrers Satyrus Uranius (Nr. 1421) durch eine verhältnismäfsig grofse sprachliche und metrische Glätte, durch Einfachheit und Natürlichkeit des Inhaltes und der Darstellung vorteilhaft aus.

Wenden wir uns nunmehr zu der gewaltigen Menge der anonymen Gedichte. Durch das Zusammenwirken der heterogensten Elemente hat sich das Album der inschriftlichen Poesie der Römer zu einem farbenprächtigen Bilderbuche gestaltet, und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, Blatt für Blatt darin umzuschlagen und den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten zu gruppieren.

Nehmen wir zunächst diejenigen Urkunden in Augenschein, welche uns den frommen Römer im Verkehre mit der Gottheit zeigen.

Einzig in seiner Art ist das zu liturgischen Zwecken bestimmte Carmen der Fratres Arvales (Nr. 1), das bekannte kurze Gebet an Mars und die Laren, dessen Aufzeichnung in das Jahr 218 n. Chr. fällt, das aber schon damals nicht mehr von den Priestern, geschweige denn vom Steinmetzen verstanden wurde. Seine Entstehung ist lange vor dem Beginn der römischen Kunstlitteratur anzusetzen, und sein hohes Alter macht erklärlich, weshalb die Ver-

---

[1]) Ad. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters I^2 S. 128, Leipzig 1889.

suche, die ursprüngliche Form des arg entstellten Textes wiederzugewinnen und den dunklen Inhalt des Liedes aufzuhellen, trotz alles darauf verwandten Scharfsinns und trotz aller zu Rate gezogenen Gelehrsamkeit so wenig von Erfolg begleitet gewesen sind.

Eine Reihe von gottesdienstlichen Urkunden erheblich jüngeren Datums, etwa aus dem VII. Jahrh. der Stadt, hängt mit der in Italien schon frühe verbreiteten Verehrung der Fortuna zusammen. Da man diese dämonische Macht als die Ursache aller unvorhergesehenen Fügungen im menschlichen Leben zu betrachten gewohnt war, wandten die Gläubigen sich gerade an sie, um Aufschlufs über die den Sterblichen verborgene Zukunft zu erlangen, und solcher ward ihnen vermittelst des nationalen Orakels der Sortes zu teil, welche gemischt und gezogen wurden. Wir kennen siebzehn solcher Täfelchen (Nr. 331), denen man früher fälschlich die Bezeichnung Sortes Praenestinae oder auch Antiates gegeben hat. Nach Mommsens Vermutung ist ihre Heimat in Patavium zu suchen. Auf Erz sind nur drei erhalten, die übrigen verdanken wir handschriftlicher Überlieferung. In der That ein verschwindend kleiner Überrest aus der grofsen Fülle derartiger Lose, welche im Altertum zu Hunderten und Tausenden hergestellt worden sind. Die Fabrikarbeit erklärt auch den schlechten Zustand der Texte. Immerhin aber müssen wir uns freuen, dafs uns ein günstiges Geschick noch so viel beschert hat, um den Charakter dieser heiligen Poesie einigermafsen würdigen zu können. Angeblich göttliche Offenbarungen, erscheinen die Sprüche in rauhem und ärmlichem Gewande. Sie bestehen, um mit Ritschl zu reden, aus 'Vulgärhexametern, demotischen, wie sich mit griechischem Ausdruck sagen läfst', und bewegen sich in ganz allgemein gehaltenen Gedanken zweideutigen oder vieldeutigen und mehrfach nichtssagenden, wenigstens dem Empfänger, für den sie bestimmt waren, nichtssagenden Inhalts. Da finden wir den wohlfeilen Rat: 'Halte nicht das Ungewisse für gewifs' (3), dann wieder wird vor Leichtgläubigkeit (2. 11) oder vor falschem Urteil (4) gewarnt. Zwei Verse rufen dem Leser ein 'Zu spät' zu (13. 17), ein anderer klagt über den Undank der Menschen (14). Auch offenbar sprichwörtliche Wendungen hat man nicht verschmäht: 'Das Krumme kann nur allmählich wieder gerade gemacht werden' (1) und 'Das Pferd ist gut, doch taugt der Reiter nichts' (5). Einem, der sich augenscheinlich zweimal in derselben Angelegenheit an das Orakel gewendet hatte, wird der abweisende Bescheid zu teil: 'Wir lügen nicht, du fragst thöricht' (12), und was dergleichen geistreiche Aussprüche mehr sind.

Eine ganz andere Sprache reden die ziemlich zahlreichen Weihinschriften an Tempeln, Götterbildern und sonstigen Anathemen aller Art. Hervorgerufen durch den Wunsch ihrer Stifter, sich die Gunst der Götter zu sichern oder dem Dank für bereits erwiesene Gnade Ausdruck zu verleihen, gewähren sie vielfach Einblicke in die religiöse Gedankenwelt des Volkes und teilen uns auch sonst mancherlei interessante Dinge mit. Es ist zunächst ein buntes Durcheinander der mannigfaltigsten Göttergestalten, welches sie an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen. National-römische und italische Er-

scheinungen wechseln mit den Gebilden der griechischen, keltischen und orientalischen Religionen. Da begegnen wir dem Juppiter Optimus Maximus, der Venus, dem Waldgeist Silvanus, der Fortuna, neben Phoebus, den Dioskuren, dem Grannus, dem Belus oder Baal und dem Mithras. Aufserhalb Roms erscheinen natürlich mehrfach die betreffenden lokalen Gottheiten, in Lavinium der Numicus, in Vulsinii die etruskische Nortia, auf dem Grofsen St. Bernhard der Juppiter Poeninus, der Beschützer der Wanderer. Zu Lambaesis in Afrika weiht ein Konsul, dessen Name nicht mehr zu lesen ist, dem Schutzgott seiner Heimat Dalmatien, dem Medaurus, eine Reiterstatue, die er im Tempel des Aesculapius aufstellt (Nr. 1527), in einem Orte der Novempopulonia im südlichen Gallien erhält der Genius pagi einen Altar (Nr. 260); vor allem aber sind die weiblichen Gottheiten, welche man sich als in den Quellen und Bächen waltend vorstellte, die Nymphen, mit poetischen Widmungen reichlich bedacht (Nr. 252. 263. 266. 863—865. 1531). Endlich hat auch die göttliche Verehrung des Kaiserhauses nicht zu verkennende Spuren hinterlassen (Nr. 18. 287. 878. 879).

Keiner ist jedoch so oft angedichtet worden als der von den Griechen überkommene Hercules Victor oder Invictus. Ihm gelten die Stiftungen, welche L. Mummius, der Eroberer von Korinth, zu Rom und zu Reate im Sabinerlande aus dem Zehnten der Beute (*de decuma*) bestreitet (Nr. 3 und 248), ihm bringen die Vertulejer, Söhne eines Kaufmannes im volskischen Sora, den zehnten Teil des Geschäftsgewinnes dar, den der Vater in Zeiten materieller Not gelobt hatte (Nr. 4), und mehrere Epigramme beziehen sich auf das offizielle Opfer, welches der jedesmalige Praetor urbanus am 12. August an der ältesten Kultusstätte des Gottes, an der Ara maxima auf dem Forum boarium zu verrichten hatte (Nr. 22. 228. 868. 869). Dabei weisen die Anreden *Argive victor Hercules* (Nr. 22, 1) und *Alcide sacri generis decus* (Nr. 869) ausdrücklich auf den ausländischen Ursprung dieses Dienstes hin; auch werden wir an die Sage erinnert, derzufolge die Potitii ursprünglich die bevorzugten Hüter desselben gewesen sein sollen (Nr. 228, 4); dagegen harrt die Bezeichnung *sancte Silvani nepos* (Nr. 23, 1) noch ihrer Erklärung.

Einige Weihgedichte wenden sich an mehrere Gottheiten zugleich. Wenn in Falerii der alten Trias Juppiter Juno Minerva als den obersten himmlischen Gebietern (*imperatoribus summeis*) gehuldigt wird (Nr. 2), so liegt darin weiter nichts Auffallendes. Wenn aber in Capua die Justitia mit den begrifflich verwandten Mächten, der Nemesis und den Fata, enge verbunden erscheint (Nr. 867), so haben wir hier die deutlichen Anzeichen jenes Synkretismus, welcher mit der Verquickung griechischer und römischer Gottesdienste beginnend bei der Weitherzigkeit der Römer in Glaubenssachen schliefslich die Kulte so ziemlich aller Völker, mit denen sie in Berührung gekommen sind, in seinen Bereich gezogen hat. So läfst sich die wunderliche Zusammenstellung des in der Rheingegend heimischen und mit dem griechischen Apollon identifizierten Grannus mit der sospes Concordia, den Camenae und dem Martis et Pacis Lar auf einer Inschrift des M. Fulvius Maximus (Nr. 20) begreifen.

Das in dieser Beziehung Merkwürdigste wird aber auf einer Steintafel geleistet, welche in dem Kastell Magnae am Vallum Hadriani, dem heutigen Carvoran in Northumberland, zum Vorschein gekommen ist (Nr. 24). Der dem dritten nachchristlichen Jahrhundert angehörende Präfekt M. Caecilius Donatianus feiert auf dieser in recht mittelmäfsigen jambischen Senaren die Virgo, welche am Himmel dem Sternbild des Löwen benachbart ist, als die Ährentragende, die Erfinderin des Rechts und Gründerin der Städte. Durch ihre Gaben werde uns Kenntnis von den Göttern zu teil. Daher ist sie ihm die Göttermutter, Pax, Virtus, Ceres, die Dea Syria, die auf einer Wagschale das Leben und das Recht Abwägende in einer Person. Man sieht, der Verfasser identifiziert die Virgo nicht nur mit der semitischen Atargatis und einigen anderen namhaft gemachten Gottheiten, sondern er spricht ihr auch noch Eigenschaften der Cybele, der Fortuna und der Justitia zu.[1])

Endlich tritt uns in einem Hymnus, welcher in dem numidischen Naraggara entdeckt worden ist und dem nämlichen Jahrhundert zuzuweisen sein dürfte (Nr. 254), auch die zu allen Zeiten des Altertums namentlich bei den Philosophen üblich gewesene physikalische Auffassung der Mythologie entgegen. Der unbekannte Verfasser denkt sich die Himmelskönigin Juno als die personifizierte Luft (*aer*) und preist deren Wirkungen. Leider hat das Ganze nicht nur den Anfang eingebüfst, sondern ist auch der Text sonst mehrfach verstümmelt.

Trotz des trümmerhaften Zustandes aber läfst sich doch erkennen, dafs dieser Hymnus augenscheinlich den wenigen poetischen Inschriften religiösen Charakters zuzuzählen ist, die nicht irgendwelchen Weihgeschenken oder dergl. beigegeben sind, wie das auch noch bei den beiden Gedichten der Fall ist, in denen ein Licinianus und seine Gattin Pelagia die Nymphe eines Gewässers preisen, das durch ihre Besitzungen an der dalmatischen Küste flofs (Nr. 1531). Gewöhnlich dienen die Weihepigramme jedoch Anathemen aller Art oder sonstigen frommen Stiftungen zur Begleitung und Erklärung. Am häufigsten sind Dedikationen von Altären, nächstdem von Tempeln, Kapellen und Erzeugnissen der bildenden Kunst. Bisweilen erhalten wir auch blofs von der Renovation geweihter Gegenstände mehr oder minder ausführliche Nachricht.

Von der gewöhnlichen Art unterscheiden sich auch die Weihinschriften eines Q. Tullius Maximus, des *leg*(*atus*) *Aug. leg*(*ionis*) *VII gem. felicis* in Callaecia (Nr. 1526), welcher ungefähr unter der Regierung des Kaisers Hadrian gelebt haben mufs und ein gewaltiger Nimrod gewesen zu sein scheint. Denn zunächst verrät er uns in sieben Hexametern, dafs er der *Delia virgo triformis* einen Tempel errichtet habe, damit er die flüchtigen Rehe, die Hirsche, die borstentragenden Eber und das Geschlecht der im Walde hausenden Rosse erlegen könne und sich in allen Stücken als ein tüchtiger Schütze (*iaculator*) erweise. Dann bringt er, wie in zwei Trimetern berichtet wird, der Diana die Hauer von erlegten Ebern dar; desgleichen verehrt er der Göttin mit vier jambischen

[1]) Vgl. meine Ausführungen Wochenschr. f. klass. Phil. XVII (1900) Sp. 1381 ff.

Dimetern die Geweihe von Hirschen, welche er zu Pferde gejagt hat, und schliefslich handeln drei trochäische Tetrameter von der Schenkung eines Felles, das der *rector Aeneadum* einem Eber selber abgezogen zu haben sich rühmt.

Das gröfste Interesse aber dürfte wegen seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung das Reliefbild eines Ohrenpaares beanspruchen, welches dereinst im Asklepiostempel zu Epidauros seinen Platz hatte. Ein darunter stehendes Distichon (Nr. 866) besagt nämlich, dafs Catius Gallus infolge eines Ohrenleidens dieses Kunstwerk dem Phoebussohne (*Phoebigena*) gelobt und nach erlangter Genesung aufgestellt habe. Moderne Parallelen sind in den Bräuchen der katholischen Kirche unschwer zu finden.

Ein tieferes religiöses Empfinden tritt in keiner dieser Poesien zu Tage. Man merkt, dafs viele von denen, welche sich an die Gottheit wenden, unter einem gewissen Zwange stehen. Sie haben einen Vertrag zu erfüllen, den sie auf Grund eines Gelübdes eingegangen sind, und suchen nun auf eine möglichst gute Manier sich ihrer Verpflichtung zu entledigen. Etliche nehmen auch Veranlassung, dem alten Gelübde gleich ein neues hinzuzufügen, um die Gottheit zu noch gröfseren Wohlthaten anzuspornen (Nr. 19 und 229). Herzenssache ist es so recht niemand.

Manche treten dabei auch als Erben für verstorbene Voventen ein (Nr. 4 und 249). Die Gaben anderer wiederum sind durch Träume veranlafst, die sie als göttliche Eingebungen betrachten. Solcher Anregung folgend ordnet ein Soldat in Britannien die Errichtung eines Altars zu Ehren der Nymphen an (Nr. 263), und auch dem Präfekten Alfenus Fortunatus in Lambaesis ist nächtlicherweile Liber pater erschienen, um ihn zur Erneuerung einer Basis aufzufordern (Nr. 1519).

Im höchsten Grade charakteristisch aber für diese ganze sakrale Poesie ist die Thatsache, dafs solche Inschriften, in denen die Gottheit, auf welche sie Bezug nehmen, den Mittelpunkt des Gedichtes bildet, nicht gerade sehr zahlreich vertreten sind. In der Regel wird sie nur flüchtig erwähnt, und die meisten dienen der Eitelkeit der Stifter zur Folie, indem sie sich fast ausschliefslich mit deren Persönlichkeit und mit deren Angelegenheiten beschäftigen. Sie berühren sich somit inhaltlich mit den Elogia der Grabschriften, von denen weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird. Da zählt der siegreiche Feldherr seine Kriegsthaten her (Nr. 3), schildert der Beamte seine Laufbahn oder seine Verdienste um das Gemeinwesen (Nr. 20 und 260) und beglückt uns ein Jäger, den ein etruskischer Eber verwundet hat, mit einer genauen Krankheitsgeschichte (Nr. 865). Ein gewisser Victor, offenbar ein Verehrer des Mithras, steht nicht an, damit zu prahlen, dafs er seinen eigenen Säckel angegriffen und nicht die Staatskasse in Mitleidenschaft gezogen hat (Nr. 265).

Keiner aber nimmt den Mund so voll wie Caesius Taurinus, der im Jahre 136 n. Chr. der Fortuna Primigenia in Praeneste ein Bild seines Vaters, eines reichen Getreidehändlers, auf dessen Anordnung hin geweiht hat. Dieser Kaufmann wird in überschwenglicher Weise wegen seiner trefflichen Eigenschaften und wegen der verschiedenen Göttern erwiesenen Wohlthaten ge-

priesen, die ihm dafür einmütig ein langes Leben verheifsen haben. Dem Weihgeschenk jedoch prophezeit der Sohn sogar eine ewige Dauer. Überaus ergötzlich aber ist es, wenn das conlegium der Köche anläfslich einer Weihung die Gelegenheit benutzt, ein Lob der edlen Kochkunst anzubringen, die so viel zur Verschönerung des menschlichen Lebens beitrage (Nr. 2).

Unter den christlichen Weihgedichten verdienen namentlich drei wegen ihrer Beziehungen zur Zeitgeschichte hervorgehoben zu werden. Eines von diesen (Nr. 300) bezeugt die Gründung der Basilika St. Peters im Vatikan durch Konstantin d. Gr., ein anderes (Nr. 313) verkündet die Erfüllung eines Gelübdes durch Theodosius II., seine Gemahlin Eudocia und seine Tochter Eudoxia. Es enthält eine Fortsetzung und Ergänzung durch ein Epigramm des Papstes Xystus III. (Nr. 912), der von 432—440 die Tiara trug. Dieser hat der von jenem Kaiser und seinen Angehörigen erbauten Peter- und Paulskirche in Rom die christliche Weihe gegeben, und indem er nun davon Mit- und Nachwelt unterrichtet, kann er es sich nicht versagen, zugleich auf das Konzil von Ephesus anzuspielen, wo, wie er sich ausdrückt, *Christus vicit utrique polo*, oder, mit anderen Worten, die Lehre des Patriarchen von Konstantinopel Nestorius verworfen wurde.

In eine weniger bekannte Periode versetzt uns eine spanische Inschrift, auf welcher der fromme, aber schwache König der Westgoten Rekiswinth (Reccesvinthus 649—672) dem Vorläufer Christi Johannes dem Täufer eine Kirche stiftet (Nr. 322).

Wenn nun auch auf derartigen Inschriften, auf die alle genauer hier einzugehen unmöglich ist, die Religion nicht selten menschlicher Eitelkeit zum Deckmantel gedient haben mag, so läfst sich doch nicht verkennen, dafs bei der Mehrzahl dieser Erzeugnisse die Persönlichkeit des Einzelnen verhältnismäfsig zurücktritt, dafs sie namentlich auf die Verherrlichung des Glaubens abzielen und vor allem Gott und den Heiligen die Ehre geben. Nicht wenige zeugen von einer nicht blofs äufserlichen Andacht und Frömmigkeit, und man kann gerade an ihnen beobachten, wie die durch das Christentum herbeigeführte Vertiefung des Gemütslebens auch nach dieser Seite hin nicht ohne Einflufs geblieben ist.

Den ausgedehntesten Gebrauch zu lapidaren Zwecken hat man für Grabschriften im griechischen und römischen Altertume von der gebundenen Rede gemacht. Auch die *funerea carmina*, wie sie einmal (Nr. 1405, 1) genannt werden, geben uns willkommene Aufschlüsse über das Denken und Empfinden der alten Römer und streifen oft genug das Gebiet der Religion, und zwar nicht blofs äufserlich. Drehen sie sich doch, soweit sie in den Anschauungen des Heidentums wurzeln, um den Kult der als Dii Manes in das Geisterreich versetzten Verstorbenen.

Hier sind beide Geschlechter und in höherem Grade das weibliche, alle Altersstufen, alle Stände und alle Berufsarten vertreten. Der hochbetagte Greis und der zarte Säugling, Freigelassene und Sklaven, Matronen und Bräute, berühmte Heerführer und gemeine Soldaten, hochgestellte Beamte und Decurionen

kleiner Städte, Priester und Schauspieler, Ärzte und Philosophen, Schulmeister und Dichter, Hirten und Jäger, Musikanten und ehrsame Handwerker, Ausrufer und Wagenlenker, der Bankier und der Schiffspatron, der Perlenhändler und der Goldarbeiter, die Priesterin und die ausübende Künstlerin, die Hebamme und die Garküchenbesitzerin: sie alle erhalten ihren poetischen Nachruf.

Sogar seine Lieblinge aus der Tierwelt hat man der nämlichen Ehre wie die menschlichen Hausgenossen gewürdigt. Da hören wir von der edeln gätulischen Stute Speudusa, deren Schnelligkeit dem Wehen des Windes vergleichbar gewesen (Nr. 218)[1]), von dem kaiserlichen Leibrofs Borysthenes (Nr. 1522), von dem treuen Hüter des Wagens (Nr. 1174) und dem schneeweifsen Jagdhunde Margarita (Nr. 1175). Insbesondere aber rufen die Klagen um die Schofshündchen Patrice und Myia (Nr. 1176 und 1512) die Erinnerung an das reizende Liedchen Catulls auf den Sperling der Geliebten und die durch jenes beeinflufste Elegie Ovids auf den Papagei der Corinna hervor.

Meist sind es, wie natürlich, die nächsten Angehörigen der Verstorbenen, welche sich der Sorge für die Bestattung und die Errichtung des monumentum unterziehen, also Eltern, Kinder, Enkel, Geschwister, Gatten, aber auch Herren, Sklaven und Freigelassene. Bisweilen aber treten die Freunde und Genossen des Toten an ihre Stelle. Nicht wenige haben noch bei Lebzeiten sich selber einen Ruheplatz ausgesucht und die nötigen Anordnungen für seine Ausschmückung getroffen (z. B. Nr. 89. 136 u. s. w.), und es scheint das manchmal in der Besorgnis geschehen zu sein, der Erbe könnte seine Pflichten nicht in dem gewünschten Umfange erfüllen (Nr. 1269). Denn man legte das allergröfste Gewicht darauf, sein Andenken bei der Nachwelt in möglichst würdiger Weise zu erhalten, und auch der weniger Bemittelte war nach Kräften bemüht, sich einen Anteil an der Unsterblichkeit zu sichern (Nr. 203. 204).

Der äufsere Rahmen, in dem sich nun die Epitaphien darstellen, ermangelt nicht einer gewissen Abwechselung. Nur wenige sind in einem chronikartigen Stile gehalten und berichten in trockenem Tone von dem Leben und den Thaten des Verstorbenen. 'Geboren bin ich in tiefster Armut', so lautet eine derartige Grabschrift (Nr. 372), 'später habe ich als Seesoldat gedient in der Garde des Augustus ohne Hafs und ohne Anstofs; auch bin ich ehrenvoll entlassen'.

Weit häufiger sind die Elogia in die Form einer Anrede gekleidet. Eine Stimme aus dem Grabe tönt bald dem Wanderer, welcher sich nähert, entgegen, bald wendet sie sich an die teueren Angehörigen, welche noch auf der Oberwelt weilen. Dann wieder rufen die Überlebenden den Entschlafenen Worte des Schmerzes und der Trauer zu oder wenden sich an den zufällig vorübergehenden Fremden, um sein Mitgefühl zu erregen, und auch der Grabstein erhält das Wort, um dem Leser Auskunft zu geben über den, dessen Gebeine er deckt. Daneben findet sich auch die dialogische Form, indem Eltern und Kinder, ganz besonders aber liebende Gatten in zärtlichen Zwiegesprächen voneinander Abschied nehmen.

---

[1]) Dasselbe naheliegende Bild ist in einer verstümmelten Grabschrift auf einen Renner (Nr. 1177) erkennbar. Vgl. übrigens Hom. Il. X 437.

Wer es unternehmen wollte, den reichen Inhalt der poetischen Grabschriften völlig zu erschöpfen, könnte seinen Zweck nur vermittelst eines umfassenden Buches erreichen. Wir müssen es hier bei einer allgemeinen Skizze bewenden lassen.

Mit den prosaischen Grabschriften haben sie in der Mehrzahl der Fälle zunächst das gemein, dafs sie den Namen desjenigen nennen, dem sie gesetzt worden sind, nur dafs diese Angabe hier bisweilen unter der Hülle eines Akrostichons verborgen liegt und darauf hin und wieder ausdrücklich aufmerksam gemacht wird (z. B. Nr. 108. 109 u. s. w). Ein Versteckspiel wird ferner getrieben, wenn man den Leser anweist, an den ersten Monat des Jahres zu denken, falls er den Namen eines verstorbenen Kindes wissen wolle (N. 222). Ungemein beliebt aber waren allem Anschein nach etymologische Spielereien. Sie belaufen sich auf ein starkes Dutzend. Einige Beispiele mögen genügen. Amoena (Nr. 967) und Rhodanthion (Nr. 1142) legen den Vergleich mit einer Rose nahe, Glyconis (Nr. 495) und Hediste (Nr. 1046) verdienen ihre Namen durch ihr angenehmes Wesen. Einer fünfjährigen Mater (Nr. 562) ist es nicht beschieden gewesen, eine wirkliche Mutter zu werden, und ein unschuldiger Aper hat nicht durch den Zorn einer Jungfrau oder den Speer des Meleager geendet, sondern ist eines natürlichen Todes gestorben (Nr. 441).[1])

Auch der Stand, dem der Lebende angehört hat, wird vielfach genau bezeichnet oder poetisch umschrieben, so dafs man ihn ohne grofse Mühe enträtseln kann.

Allerlei Merkwürdiges bieten die Altersangaben. Um diese dem Versmafs anzupassen, hat man sich nicht selten zu einer höchst gewundenen und gezierten Ausdrucksweise verleiten lassen. Neben einfachen Wendungen wie: 'Sie hatte noch nicht volle sieben Jahre gelebt' (Nr. 398, 1), stofsen wir auf so geschraubte Gedanken, wie: 'Hier sind zugleich zweimal sieben Geburtstage mit mir von Dunkel umhüllt, in des Dis ewiger Behausung' (Nr. 55, 18 f.), oder: 'Hier liegt das arme Kind, bevor es drei volle Mondscheiben erlebt hat' (Nr. 397, 2). Die Lösung einer Rechenaufgabe wird dem Leser zugemutet, wenn es (Nr. 428, 3) heifst: 'Hier liege ich, bevor ich zweimal sieben Jahre weniger fünf Tage im Kreislauf der im Osten geborenen Sonne vollendet', und eine noch gröfsere Künstelei tritt zu Tage, wenn gar die pythagorische Zahlenlehre herangezogen wird, um das Lebensalter des magister Terentius Sabinianus anzudeuten (Nr. 107, 5 *Vixitque numerum in se de anologia* [sic] *Pythagorae primarium*).

Herkunft und Todesart des Verstorbenen werden nur ausnahmsweise erwähnt. Auch über sein Äufseres schweigen sich die Inschriften meist aus und reden höchstens im allgemeinen von der Schönheit und Anmut des Dahingegangenen. Es braucht nicht noch besonders betont zu werden, dafs dieses namentlich bei Angehörigen des weiblichen Geschlechts geschieht. Ein einziges Mal wird das knabenhafte Aussehen und, offenbar wegen seiner Seltenheit, das

---

[1]) Ein ziemlich frostiges Wortspiel, das sich aber nicht auf den Namen bezieht, steht auf Nr. 52, 2: *Heic est sepulcrum hau pulcrum pulcrai feminae.*

rote Haar bei einem kleinen Mädchen hervorgehoben (Nr. 562, 7). Auch ein Soldat zeichnet sich selbst als einen kraftstrotzenden, mit zartem Backenbart geschmückten Jüngling (Nr. 409, 4).

Ein paar Epigramme erläutern zugleich bildliche Darstellungen, mit denen die Grabstätten verziert waren und welche die Toten als Freunde des edeln Rebensaftes erscheinen lassen (Nr. 856 und 1106). Ob dabei Porträtähnlichkeit angestrebt worden, können wir natürlich nicht entscheiden.

Begreiflicherweise ist in dieser Gattung der panegyrische Charakter noch schärfer ausgeprägt als in der sakralen Dichtung. Verhältnismäfsig wenige Grabschriften begnügen sich mit einem einfachen Zuruf an die Vorübergehenden, kurzen sachlichen Mitteilungen oder Sätzen allgemeinen Inhalts. Sonst nimmt von den Elogia der Scipionen an bis in die spätesten Zeiten herab das Lob der Abgeschiedenen einen recht breiten Raum ein. Man bemüht sich, ihre Tugenden und Verdienste in möglichst hellem Glanze erscheinen zu lassen, und auch diejenigen, welchen noch nach ihrem Tode das Wort erteilt wird, pflegen ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Unsträflicher Wandel und Frömmigkeit, Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit, Dienstwilligkeit und Frohsinn sind die hauptsächlichsten Charaktereigenschaften, deren Lob immer von neuem wiederkehrt. Auch die Vorzüge geistiger Begabung und Bildung bleiben nicht ohne Anerkennung. Kriegern rühmt man ferner Tapferkeit, Sklaven Folgsamkeit und Gehorsam, Handwerkern Geschicklichkeit nach u. s. w.

Von denen, die in der Jugendblüte dahingerafft werden, heifst es gewöhnlich, dafs sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt (Nr. 69), und der früh verstorbene Sprofs eines vornehmen Hauses würde, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, den Ruhm seiner Vorfahren verdunkelt haben (Nr. 8, 5).

Vor allem aber lernen wir die Eigenschaften kennen, die dem praktischen Sinne der Römer an der matrona schätzenswert erscheinen. Dazu gehören in erster Reihe Treue und Ergebenheit gegen den Gatten, Häuslichkeit, Fleifs und Sparsamkeit. Als der schönste Schmuck des Weibes gilt augenscheinlich Keuschheit, in deren Preise man sich nicht genug thun zu können glaubt.

Das Muster einer Gattin, Mutter und Hausfrau bietet uns unter anderen etwa zur Gracchenzeit jene vielgenannte Claudia, deren Grabstein folgende Verse enthält: 'Kurz, Wandrer ist mein Spruch; halt an und lies ihn durch. Es deckt der schlechte Grabstein eine schöne Frau. Mit Namen nannten Claudia die Eltern sie. Mit eigner Liebe liebte sie den eignen Mann. Zwei Söhne gebar sie; einen liefs auf Erden sie zurück, den andern barg sie in der Erde Schofs. Sie war von artiger Rede und von edlem Gang, versah ihr Haus und spann. Ich bin zu Ende, geh' (Nr. 52).[1])

Nicht selten wird auch der Typus eines guten Ehemannes geschildert. Die

---

[1]) Übersetzung von Mommsen, Röm. Gesch. I⁷ S. 56 Anm. 2. Mehrere derartige Grabschriften, auch prosaische, hat L. Friedlaender in seiner Sittengeschichte am Schlufs des ersten Bandes zusammengestellt.

Klagen aller betrübten Witwen aber werden durch die Dithyramben in den Schatten gestellt, mit denen Aconia Fabia Paulina das Andenken ihres verstorbenen Gemahls verherrlicht hat (Nr. 111). Dieses Denkmal begeisterter Gattenliebe ist um so bedeutsamer, als es sich hier um eine vornehme Dame handelt und der Mann, welchem die Huldigung gilt, zu einem Kreise hochgebildeter Männer gehört, die im IV. Jahrh. als eifrige Vorkämpfer des Heidentums durch zähes Festhalten an den Traditionen des alten Götterglaubens und durch liebevolle Pflege der früheren Litteratur dem siegreichen Vordringen des Christentums entgegenzuwirken bestrebt waren und sich trotz der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen doch ein bleibendes Verdienst um die Werke der klassischen Autoren erworben haben. Es ist Vettius Agorius Praetextatus, der, nachdem ihm die höchsten Ehrenstellen zu teil geworden, als Consul designatus im Jahre 385 das Ende seiner Laufbahn und seines Lebens erreicht hat. Der Glanz ihrer eigenen Familie, so beginnt nun Paulina, habe sie eines solchen Mannes würdig erscheinen lassen. Selbst einem gar stolzen Geschlechte entsprossen, sei dieser das Licht seines Vaterlandes, des Senates und seiner Gattin gewesen vermöge seiner rechtschaffenen Gesinnung, seines lauteren Wandels und seiner wissenschaftlichen Studien, durch die er seiner Trefflichkeit die Krone aufgesetzt habe. Doch noch höher schätzt sie an ihm seine ausgebreitete Kenntnis der mystischen Kulte, an der auch seiner Gattin teilzunehmen vergönnt gewesen. Gegenüber solcher frommen Beschäftigung habe er weltliche Ehren und irdische Freuden für vergänglich und geringfügig erachtet. Ihm verdankt sie die Einweihung in die Geheimdienste der Dindymene und des Attis, der Hecate und der griechischen Ceres. Sein Werk sei es, dafs man sie allenthalben wegen ihrer Frömmigkeit preise und sie in der ganzen Welt gekannt werde. Um so tiefer ist ihre Trauer über den Verlust, der sie betroffen, und ihr gröfstes Glück, versichert sie, wäre es gewesen, wenn die Götter ihr zuerst zu sterben verstattet hätten. Doch auch so darf sie sich glücklich nennen, da sie ihm angehört habe und in kurzem, nach dem Tode, ihm von neuem angehören werde.

Dasselbe Monument enthält überdies noch mehrere poetische Zeilen, die dem Praetextatus selber in den Mund gelegt werden und ihn uns als einen keineswegs kargen Lobredner seiner besseren Hälfte vorführen.

Auch dafür, dafs die Überlebenden nicht ganz leer ausgehen, ist gesorgt. So brüstet sich z. B. M. Aurelius Cotta durch den Mund seines Freigelassenen Zosimus mit den ungeheueren Wohlthaten, welche er seinem ehemaligen Sklaven und dessen ganzer Familie erwiesen (Nr. 990).

Aber auch das Gegenteil tritt ein, indem sich das Lob in Tadel verwandelt, und hat der Verstorbene in hohem Grade das Mifsfallen eines der Hinterbliebenen erregt, dann wird der Nachruf geradezu zum Fluche. So lassen uns z. B. die Verwünschungen gegen die Freigelassene Acte (Nr. 95) in einen wahren Abgrund von Verworfenheit schauen.[1])

[1]) Die vielfach auf Bleitäfelchen geschriebenen selbständigen *devotiones* verhafster Personen, welche man in den Gräbern niederzulegen pflegte, scheinen, soweit die geringen

Bei allen diesen Herzensergiefsungen läuft gewifs viel Übertreibung mit unter. Weniger verschleiert, dürfen wir annehmen, zeigen sich die wahren Gedanken und Empfindungen, mit denen der antike Mensch der rätselhaften Trennung von Leib und Seele gegenüber steht. Da ist es zunächst im höchsten Grade bezeichnend, dafs die Erwähnung der natürlichen Todesursache recht augenfällig zurücktritt. Nur ganz vereinzelt werden bestimmte Krankheiten, wie Fieber und Schwindsucht, genannt. Gröfsere Aufmerksamkeit wendet man den Fällen zu, in welchen Menschen auf eine eben nicht gewöhnliche Weise ums Leben gekommen sind. Dahin gehören Selbstmord, Tod von Räuberhand, Schiffbrüche, durch Überfahren oder herabstürzende Ziegel verursachte Unfälle u. dgl. m. Mit besonders tragischen Umständen verknüpft erscheint das Lebensende eines dreifsigjährigen Mannes. Er wird von einem Sklaven erschlagen. Der Übelthäter stürzt sich in den Main: 'Ihm hat der Flufs das genommen, was er selber seinem Herrn entrissen' (Nr. 1007).

Im allgemeinen aber ist man im Altertum geneigt, überall das Eingreifen höherer Mächte zu erkennen. Nicht ohne weiteres erwarten wir dabei der Fortuna zu begegnen, und doch wird gerade sie mehrfach zu den über Tod und Leben waltenden Gottheiten gerechnet. Allerdings wirkt sie mehr in negativer Hinsicht. Indem das Glück dem Menschen den Rücken wendet, überliefert es ihn den Flammen des Scheiterhaufens (Nr. 1252, 3).[1] Daher finden wir neben der Fors oder Fortuna auch gleichzeitig die Parzen in Thätigkeit (Nr. 456 und 1141). Diese dachte man sich überhaupt nach griechischem Vorbilde am liebsten als die dämonischen Urheber des Lebensendes, welche nach hartem Gesetze verfahren (Nr. 428). Sie führen das Neugeborene ins Dasein hinein, singen ihm das Schicksalslied (Nr. 1533, 4), spinnen ihm den Lebensfaden zu (Nr. 1141, 16) und bergen schliefslich seine Asche im Grabhügel (Nr. 55, 13). Mehrfach ist für diese unheimlichen Gestalten die römische Bezeichnung Fata gebraucht worden. '*Fata animam dederant, Fata eademque negant*' schliefst die Grabschrift einer Petronia Thallusa (Nr. 1041). Hin und wieder erscheint auch der volkstümliche Fatus als der Bringer des Todes (Nr. 81, 4. 146, 2. 148, 2. 382, 2. 444, 2).[2]

Wenn aber Fortuna den Menschen verläfst oder die grausamen Spinnerinnen ihr Werk vollendet haben, verfällt er den unterirdischen Mächten. Dann beginnt die Herrschaft des Pluton und der Persephone, und beide werden auch geradezu als selbständig handelnd hingestellt. Deshalb richtet man an jenen die Bitte, er möge ein Haus, aus dem er bereits ein Opfer geholt, fernerhin

---

Funde darüber ein Urteil erlauben, in Prosa abgefafst gewesen zu sein. Denn die in Nr. 205 enthaltene ist eben, wie vieles andere, nur *carminis simillima*.

[1]) Vgl. auch Nr. 515, 2: *Iam requiem sumimus, ubi nos Fortuna remisit.*

[2]) Auch das Fatum spinnt einmal die Jahre (Nr. 1114, 3), sonst kommt der Singular des Neutrum nur noch Nr. 145, 2 und 409, 6 vor. Wo wir *fato* (Nr. 362, 1. 373, 2. 406, 1. 448, 4) oder *fati* (Nr. 386, 4) lesen, kann auch der Nominativ *fatus* zu Grunde liegen. Ganz singulär ist aber, was wir Nr. 1050, 7 lesen: *Sed quoniam dirae genuerunt fata volucres, Te, Basse, ereptum flevimus ante rogum.* Es scheint hier dieselbe Vorstellung von den Harpyien zu Grunde zu liegen wie Hom. Od. I 241. XIV 371. XX 77.

verschonen (Nr. 971, 8), und fragt diese, warum sie eine achtzigjährige Greisin so spät, ein noch nicht dreijähriges Kind so früh habe sterben lassen (Nr. 1128, 3).

Und welches ist die Triebfeder, die jene unsichtbaren Wesen veranlafst, so tiefeingreifende Veränderungen in den menschlichen Verhältnissen hervorzurufen? Es spielt hier die uralte Vorstellung vom Neide der Götter mit, welche in keiner ihrer sehr würdigen Weise ängstlich darüber wachen, dafs der Sterbliche innerhalb der ihm gesetzten Schranken bleibe. Zu grofses Glück erregt ihre Eifersucht, und daher zerstören sie es (Nr. 54, 3 u. ö.).

So lastet auf dem gläubigen Römer das drückende Gefühl, unter der Herrschaft von Mächten zu stehen, die kein Erbarmen kennen und nach grausamem Gesetze über sein Wohl und Wehe entscheiden. Unbillig und herbe dünkt ihm gewöhnlich sein Los (Nr. 63, 5. 69, 3. 425, 1 u. s. w.). Der Tod, der ungerechte Gläubiger (Nr. 1001, 4), kehrt sich nicht an das Alter, kümmert sich nicht um die Wünsche des Einzelnen. 'O die elenden Menschen', hören wir einen Stofsseufzer, 'es leben die, welche nicht zu leben begehren, und die, welche leben müfsten, erliegen einem feindlichen Geschick' (Nr. 404, 5).

Besonders heftig äufsert sich der Schmerz, wenn das Ende nach menschlichem Ermessen zu früh eingetreten ist. Eine ganze Reihe von Inschriften redet vernehmlich von zu Grabe getragenen Hoffnungen, und dem Schicksal wird die Eile vorgeworfen, mit der es seinen Lauf beschleunigt hat. Da hilft keine noch so grofse Liebenswürdigkeit, kein einschmeichelndes Wesen (Nr. 1066, 5). 'Die Rose ist erblüht und gleich darauf verwelkt', heifst es von einem kleinen Mädchen (Nr. 216, 6). Eigentlich, so schliefst der einem gewissen Thorax gewidmete Nachruf, müfsten die Eltern in beständiger Angst vor der Zukunft schweben und die Frauen überhaupt die Lust verlieren, Kinder in die Welt zu setzen (Nr. 980, 5).

Angesichts des Todes erscheinen alle Güter des Lebens als nichtig und wertlos. Und doch ist der Römer so empfänglich für die materiellen Genüsse des Daseins. Er schaut so gerne das Licht des Tages, erfreut sich der Gaben des Bacchus, liebt eine vollbesetzte Tafel und verschmäht nicht Spiel und Scherz.

Zu dieser Daseinsfreude und Lebenslust, die in den verschiedensten Variationen klar zu Tage tritt, stehen die Jenseitsvorstellungen, von denen uns die nämlichen Denkmäler vertraute Kunde geben, zum Teil in schneidendem Kontrast. Die Ansicht von einer Fortdauer nach dem Tode ist weitverbreitet, ja man kann sagen, sie ist die herrschende. Aber gewöhnlich pflanzt der antike Mensch am Grabe nicht die Hoffnung auf, seiner wartet vielmehr die ewige Behausung des Dis, und über das stygische Gewässer gelangt er als leichter Schatten in den widerwärtigen Tartarus, wo ihn finstere Nacht und tiefes Schweigen umfängt.

Ein freundlicheres Bild führen uns diejenigen Inschriften vor Augen, welche wenigstens für die Frommen und Rechtschaffenen die grünen elysischen Gefilde als Wohnsitz in Anspruch nehmen, wo der Purpurglanz der Sonne nimmer erlischt (Nr. 1262, 6) und die Geister der Abgeschiedenen blumengeschmückt einherwandeln (Nr. 492, 12).

Daneben machen sich Zweifel gegenüber den volkstümlichen Fabeln von der Unterwelt geltend und offenbaren sich namentlich in so skeptischen Wendungen wie: 'Wenn es überhaupt Manes giebt' oder: 'Wenn die Unterirdischen Vernunft besitzen' u. a. m.

Andere sprechen es geradezu aus, dafs ihrer Meinung nach mit dem Tode alles aufhöre (Nr. 800. 1496 u. ö.). Aber viele halten, auch wenn sie sich von den gewöhnlichen Traditionen der Mythologie losgesagt haben, doch an der Unsterblichkeit der Seele fest, und besonders beliebt scheint die durch die Platonische Philosophie veranlafste Ansicht gewesen zu sein, der zufolge die Verstorbenen nicht im Reiche des Pluto, sondern im Himmel Aufnahme finden. So erzählt ein Sex. Onussanius in einem Grabgedicht auf einen Verwandten, da er den Verlust des Jünglings heftig beweinte, sei ihm dieser in verklärter Gestalt erschienen und habe ihm seine Klagen als grundlos verwiesen, weil er selbst in die lichten Räume des Himmels entrückt worden sei (Nr. 1109).

In solchen Fällen also erweist sich der Glaube als der beste Trost; wo aber dieser Glaube fehlt, da sucht man sich auf andere Weise mit der Bitterkeit des Todes abzufinden: man richtet sich gerne an dem Bewufstsein auf, dafs nicht einer allein von solchem Schmerze betroffen wird, dafs es das gemeinsame Los aller Menschen ist zu sterben, und dafs selbst grofsen Königen dieses nicht erspart geblieben ist (Nr. 971, 14. 1068, 4). Ein vorzeitiger Tod aber erscheint in milderem Lichte bei dem Gedanken an die Sorgen und Gebrechen der Alters, denen man dadurch aus dem Wege geht (Nr. 996, 4. 1165, 11). Wer vollends hierunter zu leiden hat, oder wem sonst aus irgend einem Grunde das Leben zur Last ist, der begrüfst mitunter das Ende als die ersehnte Erlösung von allen Qualen (Nr. 375, 2. 436, 1. 514, 3 u. s. w.).

Die christlichen Grabschriften können ihre Verwandtschaft mit den heidnischen nicht verleugnen. Ja das Aussehen mancher, welche sich in den seit alters her üblichen Formeln bewegen, ist ganz dazu angethan, über ihren Ursprung zu täuschen (vgl. z. B. Nr. 658. 678. 682. 695. 1355. 1388). Auch sie sind von dem Wunsche eingegeben, die Erinnerung an die Verstorbenen auf Erden nicht untergehen zu lassen, und daher durchaus nicht frei von schwülstiger Ruhmredigkeit. Aber die Tugenden, welchen man Beifall und Anerkennung zollt, sind zum Teil andere geworden. Es treten immer mehr in den Vordergrund Wohlthätigkeit gegen die Armen, Gläubigkeit und Glaubensmut, sowie Ausdauer im Kampf gegen die Begierden des Fleisches, und der klösterliche Stand wird als der ausgezeichnetste vor allen anderen gekennzeichnet (Nr. 748). Etliche betonen aber auch die Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit des Menschen und verkünden den Ruhm Christi. Nirgends jedoch macht sich der Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Anschauung fühlbarer als nach der eschatologischen Seite hin. Hier hat die neue Lehre durchgreifenden Wandel geschaffen. Die dumpfe Resignation gegenüber dem blind waltenden Schicksal ist dem Bewufstsein, in den ewigen Frieden einzugehen (Nr. 656. 661. 689. 690 u. s. w.), und der zuversichtlichen Hoffnung auf dereinstige Auferstehung (Nr. 656, 10. 846. 1477) gewichen. Nicht der

Neid der Götter ruft die Menschen ab von der Bühne des Lebens, sondern Christus holt seine Diener zu sich in sein himmlisches Reich (Nr. 1365), wo ihnen die Seligkeit des Paradieses winkt (Nr. 669, 7. 688, 14. 705, 3 u. s. w.). So hat das helle Licht des Evangeliums das Dunkel der Unterwelt zerstreut.

Den Totendenkmälern stehen in gewisser Beziehung diejenigen Inschriften nahe, welche poetische Ehrenbezeugungen für lebende Personen enthalten. Auch sie tragen die Farben vielfach recht stark auf und können manchmal des Rühmens kein Ende finden. Es sind aber verhältnismäfsig nur wenige Auserwählte, denen die Auszeichnung gerade in dieser Form zu teil wird. Denn soweit sich auch in Rom die Sitte, verdienten Männern bei ihren Lebzeiten Statuen zu errichten, zurückverfolgen läfst, und so sehr auch im Zeitalter der punischen Kriege die Denkmalwut sich steigerte und auch in den Municipien und Provinzen um sich griff, so scheint man doch in solchen Fällen der Prosa bei weitem den Vorzug gegeben zu haben. Dichterische Leistungen rühren u. a. von den Innungen der Schweinehändler und Bäcker zu Rom her, welche im IV. Jahrh. unserer Zeitrechnung ihren damaligen patroni ihre Huldigung dargebracht haben (Nr. 325 und 892). In ähnlicher Weise wird ferner des öfteren Verwaltungsbeamten für ihre erfolgreiche Thätigkeit der öffentliche Dank der Gemeinden ausgesprochen (z. B. Nr. 324 und 326), und namentlich liebt man es, den Kaisern wegen ihrer segensreichen Regierung reichlichen Weihrauch zu streuen (z. B. Nr. 278 und 893). Letzterem Zwecke haben auch zum Teil die ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdeten Obelisken dienen müssen, und von Constantin II. und Theodosius d. Gr. ist zu Rom und zu Konstantinopel je eine dieser eigentümlichen ägyptischen Säulen durch darauf eingemeifselte Hexameter in ein Denkmal der kaiserlichen Triumphe umgewandelt worden (Nr. 279 und 286).

Des offiziellen Charakters ermangelt die in Rom gefundene Ehreninschrift (Nr. 29) eines Ursus aus dem II. Jahrh. n. Chr. Der Gefeierte stellt sich selbst als den ersten Römer vor, welcher in den Thermen des Trajan, des Agrippa, des Titus und des Nero mit einem gläsernen Balle gespielt und sich dabei des lauten Beifalls der Zuschauer zu erfreuen gehabt habe. Er fordert alle Ballspieler auf, herbeizukommen, ihres Freundes Standbild mit Veilchen und Rosen zu bekränzen, mit wohlriechenden Essenzen zu begiefsen, schwarzen Falerner, Setiner oder Cäcuber zu spenden und ihn, den fröhlichen, ballspielenden alten Herrn zu besingen, der alle seine Vorgänger in der Kunst übertroffen habe.

Auf einen ganz besonderen Anlafs gründen sich die der Kategorie der tituli operum publicorum angehörenden Ehreninschriften. Wenn z. B. ein Aelius Tertius in Belgrad (Singidunum) ein Bad zum Gebrauch der Veteranen einrichten läfst, so verfehlt er nicht durch eine poetische Widmung auf sein Verdienst aufmerksam zu machen (Nr. 273). Den gleichen Vorgang beobachten wir aufser bei Bädern bei der Erbauung von Thoren (Nr. 285), Brücken (Nr. 899), Baptisterien (Nr. 311) u. dgl. m. Nicht minder rühmlich erscheint die Wiederherstellung von in Verfall geratenen öffentlichen Werken (Nr. 282. 897 u. a. m.).

So sehen wir, dafs Weihinschriften, Grabschriften und Ehreninschriften gemeinhin von dem nämlichen Geiste durchweht sind. In der Voraussicht, dafs sie vor den Blicken von Mit- und Nachwelt ausgestellt sein würden, hat man ihnen eine meist auf ein weiteres Publikum berechnete Färbung verliehen und sie bewufstermafsen zu Trägern menschlicher Eitelkeit und Ruhmsucht gemacht.

Nun giebt es allerdings auch andere Arten monumentaler Poesie, denen eine solche Tendenz nicht innewohnt. Nur dürfen wir ihre Erzeugnisse, insofern sie wenigstens künstlerischen Absichten ihre Entstehung verdanken, nicht an jedermann zugänglichen Orten suchen; sie sind vielmehr vorwiegend auf das Innere zumeist privater Gebäude beschränkt geblieben. Ihre Aufgabe besteht in erster Linie darin, das darauf weilende Auge zu erfreuen, den Dingen, an denen sie sich befinden, somit äufseren Schmuck zu verleihen und uns in gefälliger Form über deren Bedeutung aufzuklären. Ein hübsches derartiges Beispiel hat das Gebiet des syrischen Apameia geliefert. Oberhalb einer Maueröffnung, durch welche die Weintrauben in die Kelter befördert wurden, stehen die Worte: 'Hier siehst du den nektarischen Saft, des Bacchus Gaben, welche die Rebe gezeugt von der heiteren Sonne gekräftigt' (Nr. 280). Derjenige Teil des Hauses, welchem wir die meisten Verschen verdanken, ist der Fufsboden. Es liegt das in der grofsen Verbreitung, welcher sich die Mosaikarbeit seit der Sullanischen Zeit zu erfreuen gehabt hat. Die Sitte, Kunstwerke dieser Gattung mit poetischen Beischriften zu versehen (Nr. 295. 335. 1524), ist auch auf die Ausschmückung der christlichen Kirchen übertragen worden, und hier sind es vorwiegend Figuren und Gegenstände aus der griechischen Mythologie, die zur Darstellung gelangen. Es versteht sich von selbst, dafs man diesen eine symbolische Bedeutung untergelegt hat, und eine solche ist in den beigefügten Worten, wie 'Theseus drang hinein und erschlug das zwiegestaltige Ungeheuer' (Nr. 855) unschwer ausfindig zu machen.

Auf mythologische Szenen bezieht sich auch eine Anzahl von Versen, welche auf Geräten der mannigfachsten Art Platz gefunden haben. So ist auf einer Flasche der Streit zwischen Apollo und Marsyas abgebildet. Zwei Hexameter deuten in Kürze das Sujet an: 'Durch der Pallas Bemühen hast Marsyas das Spiel du gelernt, und während du nach Ruhm für dich strebst, ist dir eine böse Strafe beschieden' (Nr. 342). Auf einer thönernen Schüssel sehen wir die bekannte Geschichte von Herkules und Nessus dargestellt und von den Worten umsäumt: 'Vom Centaur wird die ihrem Manne entführte Deianira getragen' (Nr. 344). Wo aber erklärungsbedürftige Ornamente nicht vorhanden, nehmen die Aufschriften gewöhnlich auf die Bestimmung der betreffenden Geräte Bezug. 'Nimm mich, wenn dich dürstet, und gieb mich dann an deinen Genossen weiter', mahnt eine Flasche den Benutzer (Nr. 338), und ein Spielbrett hat die Devise erhalten: 'Lafst uns auf diesem Brette immer vergnügt spielen, ihr Freunde' (Nr. 340).

Von den bisher erwähnten ist nun eine Menge von metrischen Inschriften wesentlich verschieden, die nichts weniger als künstlerischen Absichten ihr

Dasein verdanken. Zu diesem Genre gehören zunächst die Kundgebungen von Touristen, welche an besonders sehenswürdigen Punkten ihre Anwesenheit zu bezeugen für nötig befunden haben. Ein zweifelhafter Vorzug ist in dieser Beziehung dem tönenden Bilde des Memnon zu teil geworden, und unter den mehr als siebzig Inschriften, mit denen die Beine der Figur bedeckt sind, berichten vier in lateinischen Versen von dem seltsamen Klange, welcher zu hören gewesen sei (Nr. 28. 227. 272. 880). Die Schwester eines Terentius Gentianus aber hat sich eine der Pyramiden von Memphis dazu ausersehen, um eine hexametrische Klage über den Verlust ihres 'liebsten Bruders' zu verewigen (Nr. 270). Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dafs die Reisenden wenigstens zum Teil bereits fertige Gedichte mitgebracht haben werden, um sie an Ort und Stelle einmeifseln zu lassen.

Verwandter Natur, aber gemeinhin auf einem viel tieferen Niveau stehend sind jene Kinder des Augenblicks, die uns den Beweis dafür liefern, dafs die Unsitte, Mauern und Wände öffentlicher und privater Gebäude zu bekritzeln und zu bemalen, nicht erst eine Errungenschaft der modernen Zeit ist.[1]) Eine bedeutende Rolle spielt dabei die Gassenbubenpoesie von Pompeji, wie sie Wissowa mit äufserst bezeichnendem Ausdruck genannt hat.[2]) Wird doch in einem Distichon, das dreimal mit einigen Variationen in der Basilika, im Amphitheater und in dem grofsen Theater dieser Stadt eingekratzt ist, geradezu die Verwunderung ausgesprochen, dafs die Wand unter so ekelhafter Last noch nicht eingestürzt ist (Nr. 957).

Die Hauptmasse dieser unschönen Wanddekorationen hat einen erotischen Charakter. Doch huldigen sie nicht der hehren himmlischen Göttin, sondern bewegen sich vielmehr in einer derb-sinnlichen Sphäre, welche manchmal Obscönitäten der gröbsten Art hervorgebracht hat. Äufserungen der Ungeduld und der Sehnsucht (Nr. 44), Liebesbeteuerungen (Nr. 939. 943), Drohungen gegen Nebenbuhler (Nr. 953. 954) lösen einander ab. Einige lassen ihren Unmut über die ihnen widerfahrene Enttäuschung aus (Nr. 949. 955), andere haben an ganz gemeinen Zoten ihre Freude (Nr. 45—47. 49 u. s. w.).

Oftmals haben die klassischen Dichter herhalten müssen. Wir finden da Brocken aus Ennius, Lukrez und den Priapea, sowie gröfsere Entlehnungen aus Vergil, Ovid und Properz (Nr. 936. 1785). Überdies mag noch mancherlei aus untergegangenen litterarischen Quellen geflossen sein, das auf seinen eigentlichen Ursprung zurückzuführen wir heutzutage nicht mehr im stande sind (vgl. z. B. Nr. 33 und 37).

Aber auch das Gros der selbständigen poetischen Inschriften steht im sprachlichen Ausdruck mehr oder minder unter dem Einflusse der römischen

---

[1]) Auch auf Grabschriften wird manchmal die Bitte ausgesprochen, der *scriptor* möge an dem betreffenden monumentum vorübergehen (Nr. 194—196).

[2]) Eine eingehende Besprechung der Dipinti und Graffiti, welche aus Versen bestehen, findet sich in dem bekannten Buche von Overbeck-Mau, Pompeji, in dem Kapitel: 'Zeugnisse des Verkehrs und des Lebens nach Inschriften' (S. 462 ff.); vgl. Mau, Pompeji in Leben und Kunst S. 479 ff.

Kunstdichtung.[1]) Doch kann sich in dieser Beziehung kein Werk mit der Äneide auch nur annähernd messen, und das ist natürlich zuvörderst der eminenten Bedeutung zuzuschreiben, welche diesem Epos im Jugendunterrichte eingeräumt worden war. Nächstdem ist es uns beschieden, zahlreiche Bekannte aus Ovids Metamorphosen zu entdecken, und nicht minder stark sind die Erzeugnisse seiner ersten und seiner letzten Periode ausgebeutet worden.

Für die anderen Dichter bleibt, wenn man von allen vagen Anklängen absieht, nicht viel übrig. Eine etwas gröfsere Popularität scheinen noch Lukrez, Horaz, Tibull, Lucan und Martial besessen zu haben, die Beschäftigung mit Catull, Properz und Statius tritt schon in geringerem Grade hervor, anderweitiger Beziehungen, die nur sporadisch auftauchen, gar nicht zu gedenken.

Bei dem grofsen Anteil, den die weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung an den metrischen Inschriften aller Art, namentlich aber an den Epitaphien haben, steht es zu erwarten, dafs, wenn diese Poesien auch durch den Ton, den sie anschlagen, von der Redeweise des täglichen Lebens abweichen, sie doch nicht sowohl die Ausdrucksweise des Schriftlateins als vielmehr die des Volkes wiederspiegeln werden. Und in der That sind es neben den Floskeln aus den Kunstdichtungen vulgäre Elemente, welche auch dem oberflächlichen Beobachter in die Augen fallen müssen. Was davon auf die ausführenden Arbeiter zurückgeht, was den Auftraggebern oder den Verfassern des Wortlautes zuzuschreiben ist, läfst sich nicht in jedem einzelnen Falle bestimmen. Es sei hier nur auf einige besonders signifikante Erscheinungen hingewiesen, da eine eingehende Darstellung dieses Gegenstandes einen allzugrofsen Raum beanspruchen würde.

Im Lautstande ist beachtenswert der Wechsel von e und i (*fuet, binefacta*), von a und e (*celum, praecor*), von o und a (*orna, sula*) und von b und v (*brebis, placavile*).

Grofse Gleichgültigkeit zeigt sich gegenüber dem grammatischen Genus der Substantiva: *saxum* verwandelt sich in *saxus* (Nr. 415. 1580, 6) und einmal auch in *saxa* (Nr. 721, 1), *letum* in *letus* (Nr. 562, 19), *lutum* in *lutus* (Nr. 955 2. 982, 1), *bustum* in *bustus* (Nr. 1433, 4), *sepulcrum* in *sepulcrus* (Nr. 719, 3), *aevum* in *aevus* (Nr. 762, 2). Umgekehrt ist *titulus* zu *titulum* (Nr. 134, 7. 1020, 1. 1080, 2), *pausa* zu *pausum* (Nr. 225, 2), *cursus* zu *cursum* (Nr. 429, 5), *tumulus* zu *tumulum* (Nr. 502, 1. 1229, 1), *parsimonia* zu *parsimonium* (Nr. 516, 2), *voltus* zu *voltum* (Nr. 1061, 1) geworden; *humus* hat sich zu den Maskulina gesellt (Nr. 774, 2), *fons* (Nr. 796, 7) und *cinis* (Nr. 1099, 1) sind unter die

---

[1]) 'Römische Dichter auf Inschriften' hat Carl Hosius Rh. Mus. L (1895) S. 286 ff. im Anschlufs an den ersten Teil der *Carmina epigraphica* behandelt. Für denselben hat auch Carl Weyman, Blätt. f. d. bayer. Gymn.-Schulw. XXXI (1895) S. 529 ff., eine Reihe von Parallelen zusammengestellt. Am Ende des zweiten Teiles bietet Buecheler eine Übersicht der *versuum auctores cognitores*. Bei allen sind sehr viele Übereinstimmungen verzeichnet, die wohl auf Zufall beruhen oder zu geringfügig sind, als dafs sie den Namen von Reminiscenzen verdienten.

Feminina gegangen, *aer* (Nr. 1108, 2) und *flos* (Nr. 1184, 13. 18) unter die Neutra.

Starke Verwirrung herrscht auch auf dem Gebiete der Flexion. Die A-Deklination erhält durch Bildungen wie *effigia* (Nr. 1527, 4) und *coniuga* (Nr. 1559, 1) Zuwachs; konsonantische Stämme werden als vokalische behandelt, so tritt *fratruum* für *fratrum* (Nr. 115, 6. 1702, 1), *ossua* für *ossa* (Nr. 474, 11. 540, 6. 550 u. s. w.) und *acris* für *acribus* (Nr. 629, 2) ein; ungewöhnliche Kasusformen der Pronomina endlich machen solchen von regelmäfsigerem Aussehen Platz: so finden wir die Dative *eaedem* (Nr. 98, 2), *hoc* (Nr. 101, 6), *altero* (Nr. 192, 3) und *ambis* (Nr. 1125, 4).

Analoge Vorgänge lassen sich innerhalb der Konjugation beobachten. Vulgarismen wie *secata* und *secarunt, lugunt* und *lugeam* (= *lugebo*), *reguit* und *coguit, florivit* und *doliens* bedürfen keines weiteren Kommentars. Mehrere Verba aber, welche in der Schriftsprache nur als sogenannte Deponentia vorkommen, erfreuen sich aktiver Bildungen. Es sind das *stomacare* (Nr. 118, 2), *venerare* (Nr. 406, 2), *complecteret* (Nr. 456, 5), *tutat* (Nr. 929, 2), *adularent* (Nr. 1058, 5) und *remoramus* (Nr. 1488, 3).

In syntaktischer Beziehung sei hier die Verwilderung im Gebrauche der Kasus erwähnt, die sich in Beispielen wie '*memores estis pietatem patris*' (Nr. 90, 5), '*parentes suasi*' (Nr. 101, 2), '*parce opus hoc*' (Nr. 1466, 2), '*vitam caruisti*' (Nr. 1328, 1), '*cum comites*' (Nr. 266, 6) u. a. dem an die klassischen Muster gewöhnten Auge bemerkbar macht.

Am deutlichsten aber spricht für die volkstümliche Färbung der Rede das massenhafte Vorkommen von Deminutiven, für die ja auch bei uns die gewöhnlichen Leute eine grofse Neigung zeigen. Das allergeläufigste ist *parvulus*, öfters treffen wir *versiculus, hortulus, ocellus* und *misellus*. Von denjenigen aber, welche nur ab und zu zur Verwendung gelangen, läfst sich eine lange Liste anlegen. Darunter befindet sich auch die Neubildung *rixula* (Nr. 1510, 5) und das singuläre *vitilla* (Nr. 1570, 6). Auch sonst sind metrische Inschriften reich an Neuheiten und Einzelheiten in der Wortbildung, die man nicht gerade als Vulgarismen ansehen kann.[1]) Letztere aber decken sich vielfach mit Ausdrücken des archaischen Lateins, und das wird man begreiflich finden, wenn man bedenkt, dafs das Volk vielfach am Althergebrachten haftet und so auch in der Rede manches bewahrt haben wird, was die ausgebildete Kunstlitteratur von sich abwehrte. Im übrigen gewinnt unsere Kenntnis von der älteren lateinischen Sprache durch die inschriftliche Poesie nicht viel; hier bieten die prosaischen Denkmäler eine ganz andere Ausbeute.

Was die metrische Form der Carmina epigraphica anlangt, so darf man nicht vergessen, dafs wir es hier nicht mit regelmäfsigen Gedichten zu thun haben, und dafs sie darum am allerwenigsten geeignet sind, als Fundgrube für irgendwelche Gesetze und Normen des Versbaues zu dienen.

Es gilt das vor allem für die spärlichen Reste, die das alte Versmafs

---

[1]) *ἅπαξ εἰρημένα* sind z. B. *altifrons* (Nr. 1526 C 1) und *refrenus* (Nr. 1527 B 3).

der nationalen Poesie der Italiker erkennen lassen und von den Gelehrten bei ihren Forschungen über die Theorie des Saturniers in der Regel anstandslos als vollgültige Dokumente verwertet werden. Lucian Müllers energische, in der Form oftmals über die Grenzen des Schicklichen hinausgehenden Proteste sind leider ungehört verhallt. Dafs hier die gröfste Vorsicht und Zurückhaltung am Platze ist, zeigt untrüglich eine ganze Reihe von Beispielen äufserst mangelhafter Technik, und unter den elf Nummern (Nr. 1—4. 6—9. 11—13), welche mit ziemlicher Gewifsheit für das vielumstrittene Metrum in Anspruch genommen werden dürfen, verraten fast alle deutliche Spuren eines nur dilettantischen Könnens.

Bisweilen ist, wie in den Grabschriften des C. Quinctius Protymus (Nr. 12) und des Bäckers M. Vergilius Eurysaces (Nr. 13), die Unfähigkeit dieser Poetaster so grofs, dafs zwar die Absicht, den Pegasus zu tummeln, sich nicht verkennen läfst, die Grenze aber festzustellen, wo die Poesie aufhört und die Prosa anfängt, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Dazu kommt noch, dafs in manchen Fällen die ursprüngliche Fassung durch die Unwissenheit und Nachlässigkeit der Steinmetzen, vielleicht auch durch Modernisierungen beim Kopieren der Texte stark gelitten zu haben scheint.

Und somit ist es klar, dafs, wenn man die inschriftlich erhaltenen Saturnier mit dazu benutzen will, um die Prinzipien der Versgattung zu gewinnen, man ebenso ein falsches Bild erhalten mufs, wie man ein solches erhalten würde, wenn man z. B. die in gleicher Weise überlieferten Jamben und Daktylen neben den litterarischen Dichtungen metrischen Untersuchungen zu Grunde legte oder nichtoffizielle Urkunden in Sachen der Orthographie mitreden liefse.

In die feineren Gesetze des nationalen Versmafses der Römer, falls es solche überhaupt gegeben hat, einzudringen, ist uns heutzutage nicht vergönnt. Es wäre dazu nur dann Aussicht vorhanden, wenn uns umfangreichere zusammenhängende Abschnitte aus den Epen des Livius Andronicus und des Naevius in einigermafsen fehlerfreier Überlieferung zu Gebote ständen.

Wird man also aus den angeführten Gründen auf den Bau der inschriftlich erhaltenen Saturnier kein besonderes Gewicht legen dürfen, so sind sie doch nach zwei Seiten hin interessant und lehrreich geworden. Einmal sehen wir nämlich, dafs, wenn es auch dem verdienstvollen Vorgehen des Ennius gelang, der metrischen Kunst der Griechen in der römischen Litteratur zu entscheidendem Siege zu verhelfen, der Saturnier doch noch bedeutend länger, etwa bis in das Ciceronische Zeitalter hinein, aufserhalb der Litteratur ein wenn auch kümmerliches Dasein gefristet hat; sodann ergiebt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, dafs vor oder neben dem Verse, in welchem die ältesten Kunstepen der Römer abgefafst waren, auch eine kürzere metrische Zeile in der früheren Poesie zur Anwendung gelangt sein dürfte. Zu Anfang und Schlufs des Arvalliedes tritt uns nämlich der katalektische jambische Dimeter, der im vollständigen Saturnier die erste Hälfte bildet, als selbständiger Vers entgegen. Ob dagegen die letzte Zeile der Weihinschrift des L. Mummius

(Nr. 3) eine ähnliche Erscheinung bietet, bleibt bei der wunderlichen Beschaffenheit der ganzen Inschrift im höchsten Grade zweifelhaft.

Unter den Mafsen griechischer Herkunft fällt der Löwenanteil den Jamben und Daktylen zu, doch so, dafs letztere die ersteren durch die Häufigkeit des Vorkommens unendlich weit überwiegen. Und das ist kein Wunder, da ja dieses Verhältnis durch die formale Beschaffenheit der populärsten römischen Dichtungen in hohem Grade begünstigt werden mufste. Das kleine Häuflein Trochäen, Hendekasyllaben, Joniker, Choriamben und Anapäste ist hingegen kaum der Rede wert.

In allen Gattungen aber sind metrische Entgleisungen an der Tagesordnung und lassen sich nicht immer durch die schwierige Behandlung von Altersangaben oder die mancher Eigennamen entschuldigen. Da ist der eine Vers zu lang, der andere zu kurz geraten; wo ein Pentameter stehen müfste, macht sich ein Hexameter breit; bisweilen vermissen wir sogar eine ganze metrische Reihe. Ein merkwürdiges Ungeschick im Versbau bekunden die Verfasser polymetrischer Inschriften (Nr. 1525—1562), die zum Teil die verschiedenartigsten Metra durcheinandermengen. Ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa ist endlich bei denjenigen Grabschriften zum Vorschein gekommen, in welchen die ungebundene Rede durch Verse oder Versteilchen unterbrochen wird oder einen poetisch gefärbten Abschlufs erhält (Nr. 1563—1622). Die Willkür aber, mit der man die Gesetze der Metrik behandelt hat, wird vielleicht noch durch die Nichtbeachtung der prosodischen Regeln übertroffen.

Nach alledem aber dürfte es klar sein, dafs bei einer unbefangenen Würdigung die inschriftliche Dichtung der Römer nicht in einem gerade sehr vorteilhaften Lichte erscheinen kann. Sie enthält keine grofsartigen poetischen Offenbarungen, es ist kein gewaltiger Geist, der sie erfüllt, und bei nicht wenigen ihrer Erzeugnisse fällt der Mangel an formeller Glätte recht unangenehm auf. Gleichwohl sind die metrischen Inschriften geeignet, uns ein mehr als flüchtiges Interesse abzugewinnen und den Forscher zu einem eingehenden Studium anzureizen. Stehen sie doch da als die treuen und unverfälschten Zeugen einer versunkenen Welt und geben Aufschlufs über das Leben, Denken und Fühlen eines längst dahingegangenen Geschlechtes, über dessen eminente kulturgeschichtliche Bedeutung kein Zweifel besteht, und das uns gerade bei dieser Gelegenheit trotz des ungeheueren Zeitraumes, der uns von ihm trennt, menschlich so ganz besonders nahe tritt.

DIE ANALYSE ALS GRUNDLAGE DER HÖHEREN KRITIK

Von Alfred Gercke

(Schlufs)

VIII. KLAMMERN

Jeder Schriftsteller und jeder Dichter, der gröfsere Werke in Absätzen niederschreibt, wird Unebenheiten der einzelnen Teile nicht vermeiden können und daher, wenn er sie bemerkt, zu feilen genötigt sein. Jeder von uns weifs, wenn er stückweise Ausgearbeitetes vereinigen will, dafs er Verbindungssätze und Verweisungen einschieben mufs, wenn er nicht eine vollständige, zusammenschmelzende Umarbeitung vorzieht. Das sind die Klammern, die die einzelnen Blöcke zusammenhalten sollen, der Kitt, der die Fugen ausfüllt. Das ist zugleich der Sand, der den Kritikern in die Augen gestreut wird, dafs sie wenig blinzelnd oder mit geschlossenen Lidern die Einheit und Einheitlichkeit des fraglichen Werkes zugeben. Darf, wer seine Hauswand ordentlich mit Cement verstreichen läfst, nicht sicher sein, dafs niemand darunter die gemeinen Ziegelsteine bemerkt oder auch nur an sie denkt?

Diese Bemerkungen werden manchem banal erscheinen, der bedenkt, dafs nur wenige gröfsere Werke wie Goethes Tasso aus einem Gusse fugenlos in kurzer Zeit erstanden sind. Und doch wird fortwährend gegen diese Grundanschauung gesündigt und ab und an ihre Berechtigung prinzipiell bestritten. Das ist kurz vor Abschlufs dieser Betrachtungen in besonders pointierter Schärfe von Gomperz geschehen bei Gelegenheit der schon oben besprochenen Kritik des Platonischen Staates. Galt ihm die Auflösung in mehrere gröfsere Komplexe als ein an das Abenteuerliche streifendes Wagnis, 'so ward dessen Verwegenheit durch ein Zugeständnis [?], dem man sich nicht entziehen konnte, noch erheblich gesteigert. Jene Hypothesen liefsen sich nämlich nicht aufrecht erhalten, ohne dafs man sie durch Hilfshypothesen stützte. Platon hat — so mufste man annehmen — vor der Veröffentlichung des Werkes an diesem Änderungen vorgenommen, welche die disharmonischen Elemente zu verschmelzen und die Spuren der anfänglichen Abfolge zu verwischen bestimmt waren. In der That, je mehr man sich in den Aufbau des Staates vertieft, um so unabweisbarer wird die Notwendigkeit, von dieser Hilfsvoraussetzung häufigen Gebrauch zu machen. Dadurch ward aber dem von Anbeginn an gar bedenklichen Hypothesenbau mehr und mehr seine Grundlage entzogen [?]. Dort wo Vorankündigungen, Rückverweisungen, die Fortführung desselben Bildes benachbarte Abschnitte wie mit eisernen Klammern zusammenschliefsen,

soll . . der Anschein . . durch nachträgliche Zuthaten und Eingriffe Platons hervorgerufen sein' (Griech. Denker II 360). Auch Zeller hat den Nachweis der Hindeutungen auf spätere und der Rückverweisungen auf frühere Bücher für eine genügende Widerlegung aller entgegenstehenden Hypothesen gehalten (Philos. d. Griech. II 1[5] 558 ff.). Ich sehe nicht, mit welchem Rechte, werde aber die Frage in Kap. IX ausführlich behandeln.

Freilich die ganz gemeine Sorte, die wie Staub und Sand jede Fuge, jede Ritze ausfüllt, werde ich ganz kurz abthun können. Ich meine überleitende Bemerkungen wie 'Zu etwas anderm! — Vom Lande, glaub' ich, sprachen wir' im Don Carlos I 3, wo durch diese Worte eine Art Dublette eingeleitet wird. Oder die Bezeichnung des I. Buches von Platons Staat als *προοίμιον* II 357[a]. Derartige Klammern werden kaum je verkannt werden.

Auch Flickverse wie Ilias *B* 1—7 verraten sich durch den Mangel originaler Gedanken und reichliche Parallelen (*Ω* 677 f. *Π* 454 *K* 503 *E* 671 *Α* 558 f. *K* 17 u. s. w.). Bemerkt man nun, dafs Zeus das in *Α* der Thetis gegebene Versprechen, den Achilles zu rächen, in *B* 8 ff. ins Gegenteil verkehrt, indem er dem Agamemnon Sieg verheifst, dafs also die Traumsendung unmöglich in diesem Zusammenhange ursprünglich gedichtet sein kann und doch hier hineingezwängt ist, so wird man die einleitenden Verse dem Redaktor zuschreiben und als relativ junge Zuthat betrachten. Erst durch Wegräumen dieses Verputzes werden die alten Werkstücke deutlich erkennbar. Natürlich geht damit jeder Zusammenhalt zwischen *Α* und *B* verloren, ja diese Gesänge sind sicher nie ohne diese Verkittung vorgetragen worden, solange sie überhaupt in der jetzigen Reihenfolge vorgetragen wurden. Aber ursprünglich ist das Bindematerial so wenig wie der jetzige Zusammenhang der Ereignisse. Der Kern von *Α* und von der Traumsendung sind älter; ihre sekundäre Verknüpfung hat die Flickarbeit erst hervorgerufen.

Doch die Ermittelung dieser Klammern, so leicht sie ist, hilft meist nicht viel weiter. Auch ist die genauere Fixierung ihrer zeitlichen Entstehung oft nicht sicher zu entscheiden, da der Schriftsteller einen neuen Gedankengang sehr wohl mit einem allgemein gehaltenen 'Doch zu etwas anderm!' beginnen kann. So getraue ich mich nicht zu sagen, ob die Bezeichnung *προοίμιον* gleich beim Ausarbeiten von II[a] in den Staat gekommen ist oder bei der letzten Redaktion des Werkes. Dagegen läfst sich in den beiden anderen Fällen beweisen, dafs die Klammer jünger als beide durch sie verbundene Stücke ist, weil diese ohne Rücksicht aufeinander und ohne die Absicht, sie zu verbinden, ursprünglich gedichtet sind. Hierbei kommt es also auf die Kritik dieser Stücke an, nicht so auf die Verbindungsglieder.

Wertvoller nun und zugleich leichter zu übersehen sind die Klammern, die nicht unmittelbar an den Fugen eingelassen sind, sondern weiter vor oder zurück reichen und bisweilen in gröfserer Anzahl einem kunstvollen Netze gleich die rissige Grundlage überziehen und zusammenhalten. Ein Objekt der Kritik werden diese Klammern erst, wenn sie einander widersprechen (wie die Verweisungen auf andere Werke bald im Futurum und bald im Perfektum bei

Aristoteles), eigene Gedanken enthalten, oder nicht zur einfachen Verbindung, sondern zum Ausgleich von Widersprüchen oder Inkongruenzen bestimmt sind. Diese letztere Art pflegt von einer konziliatorischen Kritik meist verkannt zu werden, weil der Interpret, der allzu gewissenhaft den Intentionen seines Autors folgt, darüber sein eigenes Urteil einbüfst.

Durch den Traum in *B* der Ilias verheifst Zeus mit Einwilligung aller Götter dem Agamemnon Sieg, während sein Versprechen in *A* Niederlagen in Aussicht stellt, ja fordert. Wie hilft sich der Dichter? Durch einen Zusatz verkehrt er Weifs in Schwarz: *B* 38—40 *νήπιος, οὐδὲ τὰ ᾔδη, ἅ ῥα Ζεὺς μήδετο ἔργα κτλ.* (vgl. *χ* 32), und ebenso fügte er in Vers 36 die Negation ein: *τὰ φρονέοντ' ἀνὰ θυμόν, ἅ ῥ' οὐ τελέεσθαι ἔμελλον* (vgl. *δή* in *Σ* 4). Das widerspricht den ganzen Ereignissen in *B* (aufser *B* 120) und den folgenden Büchern, gleicht aber den Widerspruch zu *A* aus, ist folglich das Auskunftsmittel eines kurzsichtigen Redaktors, der nur an das unmittelbar Vorhergehende und *B* 12 dachte, als er die heterogenen Stücke vereinigte.

Die Vorlage des Diogenes Laertios hatte den Antisthenes ganz von seiner Schule getrennt und ihm unter den Sokratikern wohl den zweiten Platz angewiesen (*λεκτέον δὲ πρῶτον περὶ τοῦ δεῖνα*[1]*, εἶτα δὲ περὶ Ἀντισθένους*). Diogenes dagegen behandelt den Gründer des Kynismos zusammen mit seinen Schülern im VI. Buche und kündigt am Schlusse der Sokrates-Biographie II 47 an: *λεκτέον δὲ πρῶτον περὶ Ξενοφῶντος, εἶτα περὶ Ἀντισθένους ἐν τοῖς Κυνικοῖς, ἔπειτα κτλ.* Das ist eine Halbheit: er hat in der Ankündigung dem Antisthenes die zweite Stelle gelassen (*εἶτα* ist ja farblos), aber *ἐν τοῖς Κυνικοῖς* hinzugesetzt, um die Vita (VI 1—19) mit VI 20 ff. zu verklammern. Er hat hier nur vergessen, die entgegenstehende Sperre fortzureifsen (vgl. oben S. 81).

Im Grunde nichts weiter als grofse und grobe Interpolationen sind die Geschlechtsregister Jesu Matth. 1, 1—17 und Luk. 3, 23—38, wie Usener evident nachgewiesen hat (Das Weihnachtsfest, Bonn 1889, S. 122 ff.). Bereits Augustins Gegner Faustus hat den Widerspruch des Davidischen Ursprungs Josephs und seines ehelichen Sohnes Jesus zu der unbefleckten Empfängnis der Maria gesehen (Usener S. 124). Solche Stammbäume sind in judenchristlichen Gemeinden aufgestellt, im einzelnen nicht überall übereinstimmend, auch nicht die der Evangelien; mit einem Sondertitel wird der bei Matth. 1, 1 bezeichnet: *βίβλος γενέσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ κτλ.* Im dritten Evangelium ist er nachträglich sehr ungeschickt eingeschoben. Aber hier ist ein Ausgleich mit der übrigen Tradition gefunden worden durch Zusatz der Worte *ὡς ἐνομίζετο* 3, 23: *καὶ αὐτὸς ἦν ὁ Ἰησοῦς ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα ἀρχόμενος, ὢν* [*ὡς ἐνομίζετο*] *υἱὸς Ἰωσὴφ τοῦ Ἠλὶ κτλ.* Dazu vergleiche man die treffenden Worte des Manichäers Faustus: '*Quamquam nec ipse quidem ille, quem Maria peperit . . . recte David filius appelletur, nisi cum constet ex patre Joseph nominatum*' (Aug. c. Faust. 23, 3). Auf den im ersten Evangelium versuchten Ausgleich des Widerspruches gehe ich hier nicht ein.

[1]) Etwa *περὶ Πλάτωνος (ἐπεὶ κατάρχει τῶν δέκα αἱρέσεων καὶ τὴν πρώτην Ἀκαδημίαν αὐτὸς συνεστήσατο)*; etwas anders mein Programm S. 46 f.

Die Klammern stellen sich in der Mehrzahl der Fälle als Interpolationen dar und sind nur deswegen in das davon handelnde Kapitel nicht aufgenommen, weil sie bei der einfachen Emendation kaum je eine Rolle spielen. Denn gewöhnliche Interpolatoren pflegen nicht so umsichtig zu verfahren, dafs sie ihre Zusätze kunstvoll zu verklammern suchen. Wenn doch, so geht eben die Emendation in die Textanalyse über. Je naiver der interpolierende, umstellende oder überarbeitende Autor verfährt, desto sorgloser wird er lockere Verbindungsstücke einfügen. Dann fällt wohl beim Auseinanderschlagen der Werkstücke bereits der Mörtel ab, wie manche Füllstücke der Ilias zeigen. Hier war es z. B. nötig, dafs gelegentlich der Zorn Achills (*A*) in den Büchern *B*—*H* und die Gesandtschaft an ihn (*I*) in den folgenden Gesängen erwähnt wurden, damit die Einheit der Situation gewahrt schien. Aber an diesen Bändern, die nur lose aufgeheftet sind, erkennt man nicht die ursprüngliche Einheit der Dichtung, wie Christ in dem einen und Düntzer in dem anderen Falle meinen, sondern nur die Hand eines bewufsten Redaktors, wer das immer gewesen sein mag. Das Gleiche gilt von Platons Staat, dessen etwas festere Verklammerung zwar von Platon selbst herrührt, aber trotz Zeller, Gomperz u. a. keine Waffe gegen die Eingriffe der Analyse liefern kann. Der Botengang des Patroklos zu Nestor und Eurypylos ist in *Λ* der Ilias sehr kunstvoll eingefügt, um die Patroklie (*Π*) vorzubereiten und zugleich Achills in *I* gedrohte Abfahrt zu verhindern oder vielmehr das Fallenlassen dieses Gedankens zu begründen: der Gang verklammert also, wie G. Hermann und Niese ausgeführt haben, *I* mit *Π*. Ob aber der Redaktor eigene oder fremde Entwürfe und ganze Komplexe zu verschmelzen suchte, das macht in der Methode der Entklammerung keinen Unterschied.

Bisweilen weiten sich die klammerartigen Füllstücke zu grofsen Episoden aus, so die *Κόλος μάχη* und die Götterszene in *Θ*, die nur die Bittgesandtschaft in *I* einführen und die hier vorausgesetzte Situation, Bedrängnis der Achäer, ermöglichen soll. Dafs *Θ* nachträglich eingefügt ist, ergiebt sich aus der allgemeinen Erwägung, dafs die Lage der Griechen ja erst in *ΞΟΠ* so bedrohlich werden durfte, und aus dem im einzelnen von Kayser nachgewiesenen Flickcharakter der ganzen Partie. So ist das ganze erste Buch der Odyssee jung, zur Einführung und Zusammenfügung der verschiedenen Rhapsodiengruppen bestimmt, wie Kirchhoff für den wesentlichsten Teil, v. Wilamowitz für das ganze *α* bewiesen hat. Und ein Gleiches läfst sich von überraschend umfangreichen Stücken der Bücher *μ*—*ω* nachweisen, wie Niese gesehen hat, auch von der Verwandelung des Odysseus. Hier ist die Verklammerung zu vollständiger Nachdichtung geworden.

Auch unscheinbare Ermittelung kleiner Klammern lehrt die Komposition in ihren Einzelheiten verstehen und führt bisweilen tief in die Genesis des betreffenden Werkes ein. In Platons Staat IX 581[c] will Sokrates mit Heroldsruf verkünden, der Beste und Gerechteste sei am glücklichsten, und zwar sei das der Königliche, der auch sich selbst königlich beherrsche, der Schlechteste aber und Ungerechteste am elendesten, und das sei der tyrannisch Gesinnte,

der sich selbst und seine Stadt am meisten tyrannisiere. 'Soll ich nun noch dazu ausrufen', fährt er fort, 'einerlei, ob derartige Menschen allen Menschen und Göttern verborgen bleiben oder nicht?' 'Das thu'', ist die Antwort. Diese Zugabe bezieht sich unzweifelhaft auf die in II^a aufgestellten Forderungen der Brüder zurück und kann, falls II^a später konzipiert ist als IX (vgl. oben S. 89 ff.), nicht ursprünglich sein. Nun ist es aber ein Ding der Unmöglichkeit, dafs ὃς ἂν ὅτι μάλιστα τυραννῇ τῆς πόλεως seine Mitbürger oder Unterthanen über seinen Charakter täuschen kann: wodurch sonst unterscheidet sich denn das Königtum von der Tyrannis als dadurch, dafs hier Gewalt vor Recht geht? Also ist diese Klammer nicht eisern, sondern aus morschem Holze verfertigt

Nun steht aber dieser Anstofs in Verbindung mit der ganzen Verklammerung von II^a und II^b. Mag man immerhin die Gerechtigkeit leichter in den grofsen Lettern eines Staatswesens erkennen als in den kleinen des Individuums, so hilft das doch nicht, des Glaukon Forderung zu erfüllen, den Wert der Gerechtigkeit (an sich) ohne Rücksicht darauf, ob sie verborgen bleibt oder nicht, zu bestimmen. Für den Staatsorganismus liegt ja gerade ihr Wert in dem sichtbaren Ordnen aller Kräfte; die Störung dieser Ordnung wird auf ἀκολασία und ἀδικία zurückgeführt. Darum leitet das Bild von den grofsen und kleinen Lettern II 368^c—369^a nur schlecht die erwünschte Antwort des Sokrates auf die Fragen der Brüder ein, wohl aber lenkt es die Blicke von der bis dahin behandelten Gerechtigkeit auf das Hauptthema des Werkes, den eigentlichen Staat. Ich weifs wohl, dafs ein ähnlicher Gedanke der Entwickelung der Kardinaltugenden in B. IV zu Grunde liegt und dafs im Hinblick darauf das Bild trefflich gewählt ist und sehr passend als ihre Einleitung IV 427^c stehen könnte, vielleicht sogar einst gestanden hat. Aber in dem jetzigen Zusammenhange ist es als Klammer gebraucht, um die Staatsgründung einzuleiten, und diese Verwendung ist ganz jung. Diese Art von Klammer wird man nicht den Interpolationen, sondern den Umstellungen zuzuschreiben haben.

IX. EINHEIT

Eine Art Einheit findet sich in jedem Litteraturwerk, vielleicht mit Ausnahme der modernen Zeitungen, Zeitschriften und der Sammelschriften zu Ehren mehr oder minder berühmter Gelehrten. Eine Art Einheit weisen auch die regellosen Dramen der alten attischen Komödie auf, ja selbst in der Reihenfolge der einzelnen Stücke antiker und moderner Gedichtsammlungen glaubt man oft den verbindenden Gedanken des Ordners erkennen zu können. Alle Stufen und Grade beabsichtigter Unordnung und ungewollter Sorglosigkeit bis zu der pedantisch durchgeführten Verästelung einer Chrie oder einer sonstigen langweiligen Musterdisposition finden sich in der Litteratur aller Zeiten als Materie für Dispositionsversuche, die die leitenden Gedanken herausschälen sollen und häufig in den Quisquilien schärfer vorgehen als der weniger bewufst arbeitende Autor selbst geahnt hat. Diese Versuche sind um so einfacher und unwichtiger, je weniger der Autor selbst von dem geraden Wege der klar vor-

gezeichneten Marschroute abgewichen ist, und bekommen den Charakter wissenschaftlicher Forschung erst, wo der Autor kein genaues Dispositionsschema angiebt, oder von ihm abweicht, oder gar im Laufe seiner Arbeit seinen Arbeitsplan verschiebt. Und derartige Probleme bilden bei gröfseren Kompositionen die Regel, oft in verwirrender Verwickelung. Ihre Lösung, die Entwirrung der verschlungenen Fäden, der Nachweis des Stammes oder der Stämme mit ihrer Verästelung bildet die erste und letzte Aufgabe der Analyse.

Dafs ein Verfasser ohne jeden Plan an ein Werk herangeht, wird in Wirklichkeit ebenso selten vorkommen wie das Gegenteil, dafs eine gröfsere Komposition die ungestörte Durchführung eines von vornherein klar vorgezeichneten und bis in alle Einzelheiten durchgedachten Planes zeigt. Die kürzlich von Kroll behauptete Planlosigkeit der Äneis Vergils (Fleckeisens Jahrb. Suppl. XXVII 138) beruht, wenn ich richtig urteile, vielmehr auf Änderungen des Planes und teils unbewufstem Fallenlassen der ursprünglichen Absichten, teils bewufstem Neuern und Erweitern. Das rhetorische Pathos reifst Vergil und Schiller fort, der Flug der Phantasie führt einen Goethe über sich hinaus, und die Gedankenschwere immer tiefer bohrender Philosophie drückt bei einem Platon die ursprünglich gezogenen feinen Linien der ersten Entwürfe zu einem unscheinbaren Gebilde zusammen. Aber von einem Plane ist überall ausgegangen: 'Es ist ein rationelles Postulat: auch die Gesetze (Platons) sind nicht eher in Angriff genommen von ihrem Verfasser als nach Feststellung eines endgültigen, einheitlichen Planes. Nach diesem Plane müssen wir suchen' (Bruns, Platos Gesetze S. 140).

Aber fast überall werden mehr oder weniger Störungen des Planes oder Spuren einer scheinbaren Planlosigkeit auftauchen. Ungesucht bieten sie sich dem Blicke dar und bereiten dem gewissenhaften Planzeichner Schwierigkeiten, die er erst beseitigen mufs, geben ihm Rätsel auf, die er erst lösen mufs, ehe er daran denken kann, seine eigentliche Aufgabe zu Ende zu führen. Bisweilen wird er zur Emendation schreiten, häufiger sich mit einer hypothetischen Erklärung begnügen. Die Methode, diese Erklärung zu finden, ist in den obigen Kapiteln gegliedert und begründet.

Vergleicht man nun die Kapitel II—VI mit dem letzten (VIII), so ist es deutlich, dafs jene die Störungen der Einheit und Einheitlichkeit nach verschiedenen Kategorien behandelten, dafs dieses dagegen die bewufsten Versuche der Autoren, alle Kluften zu überbrücken, alle Dissonanzen aufzulösen und einen möglichst glatten Zusammenhang herzustellen, aufdecken sollte. Die Verklammerung geht aus dem entgegengesetzten psychologischen Motive hervor, tritt dem Auge des Kritikers aber in denselben Formen entgegen wie die unmittelbar aus gestörter Einheit entstandenen Anstöfse. Und das ist nicht wunderbar, da auch durch die beste nachträgliche Verklammerung, wenn sie als solche überhaupt noch kenntlich ist, die verlorene Einheit nicht gänzlich hergestellt, sondern nur angestrebt wird: soweit keine völlige Verschmelzung der heterogenen Bestandteile erreicht ist, können auch die Klammern ihren fremdartigen Charakter dem schärfer beobachtenden Auge nicht verbergen. Und

anderseits dienen sie doch, wenn sie kunstvoll und mafsvoll zugleich angebracht sind, so sehr dem Eindrucke einer scheinbar ungestörten Einheit, dafs der die objektive Wahrheit dieses Eindruckes und die Ursprünglichkeit der Einheit vertretende Kritiker sich in erster Linie auf die Klammern berufen und stützen wird: dazu hat sie ja auch der Autor angebracht.

Weiterhin wird viel davon abhängen, ob der Autor es verstanden hat, seine verschiedenartigen Entwürfe in eine solche Reihenfolge zu bringen und zwischen ihnen einen so leidlichen Zusammenhang herzustellen, dafs der Schein eines organischen Wachstums entsteht. Das hat z. B. Platon im Staate meisterhaft verstanden, sein Sokrates scheint im Gespräche und durch das Gespräch allmählich immer mehr über sich hinauszuwachsen (B. I—VII); und die Nachträge der letzten drei Bücher lassen die Hochflut allmählich verlaufen, sie sind im Ausklingen der gewaltigsten Töne ein melodisches Herabfallen der Säule des Springquells. Steinhart hatte mit einem gewissen Rechte und gutem Takte angenommen, 'dafs Platon bei der Herausgabe des Staates in seiner jetzigen Gestalt die vielleicht schon früher entweder nur im Geiste entworfenen oder auch bereits niedergeschriebenen Teile desselben nicht mit regelloser Eilfertigkeit blofs mechanisch aneinandergefügt habe, sondern bemüht gewesen sei, sie nach einem umfassenden Plane umzugestalten, zu einer lebensvollen Einheit zu verknüpfen und in allen Beziehungen mit der das Ganze beherrschenden Idee in Einklang zu bringen'. 'Wir werden', sagt er, 'von der Voraussetzung ausgehen dürfen, dafs ein Werk, in welches Platon seine reinsten Erkenntnisse und erhabensten Anschauungen niedergelegt hat, auch der künstlerischen Einheit nicht entbehrt haben wird' (Pl. Werke V 66).

Irrig ist hierbei freilich die Behauptung von dem einen umfassenden Plane, der das Ganze beherrschenden Idee. Gomperz, der so unbarmherzig mit der Umwälzungs-'Theorie' ins Gericht geht, erkennt doch an, dafs Platon 'von zahlreichen Nebenthemen abgesehen, drei innerlich nur lose verbundene Hauptthemen zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen beflissen ist . . .'. Und Steinhart selbst wollte mit Schleiermacher 'sechs verschiedene, aus verschiedenen Zeiten stammende . . . gleichsam übereinander lagernde Gedankenschichten in unserem Dialog unterscheiden, deren ursprünglich verschiedenen Charakter auch die letzte Umarbeitung nicht verwischen konnte', fügte aber treffend hinzu, 'dafs sie nicht mechanisch aneinandergefügt, sondern organisch zu einem Ganzen verbunden sind . . .' (Einl. 124 f.).

Diesen Gesichtspunkt betreffs der Ökonomie des Staates hat Gomperz S. 360 f. weiter verfolgt und Platons Redaktion des Ganzen auf drei Grundsätze zurückgeführt: die Vorbereitung schwieriger Erörterungen, die Pausen zwischen ihnen und die Steigerung. Und es scheint mir unleugbar, dafs Platon namentlich durch das dritte Kunstmittel, in meisterhafter Anpassung an den Charakter des lebendigen Dialoges, einen beabsichtigten Eindruck erzielt hat: indem Sokrates die einzelnen Phasen der Platonischen Entwickelung seinerseits in dem gewaltigen Dialoge durchmacht, vollzieht sich die naturgemäfse Entwickelung der Lehre aus den einfachsten Anfängen bis zu der sublimsten Höhe der

Ideenlehre (B. VI VII). Es scheint mir unleugbar, dafs dadurch der Anschein einer organischen, geschlossenen Einheit des Werkes erreicht ist, sobald der Betrachter sich auf eine so hohe Warte begiebt, dafs er die störenden Einzelheiten nicht mehr bemerkt. Es scheint mir unleugbar, dafs Platon diesen Eindruck hervorzurufen mit aller Kunst bemüht gewesen ist und ihn erreicht zu haben mit einem gewissen Recht geglaubt hat. So gut wie Schiller im Don Carlos, wie die Homeriden mit Ilias und Odyssee.

Dies stark zu betonen ist um so nötiger, je mehr die Gegner aller auflösenden Analytiker bei ihnen die Anerkennung der beabsichtigten Einheit vermissen, und je mehr sie wirklich aufser Augen gelassen wird. Es ist Thatsache und auch begreiflich, dafs der scharfe Kritiker alle Verstöfse doppelt unterstreicht, alle Fugen erweitert, die Widersprüche gern für haarsträubend ausgiebt, zumal wenn er sieht, dafs andere sie sonst gar nicht bemerken: für ihn selbst, für die Gründe und Zwecke seiner Analyse wäre das gar nicht nötig, aber der Widerspruch reizt ihn, ja zwingt ihn fast zu den objektiv ungerechten Übertreibungen. Darin liegt eine grofse Gefahr für die ästhetische Kritik, die nun mit irrigen Voraussetzungen über die entsetzlichen Mängel operiert, und das besonders, wo ein Vergleich von Menschlichkeiten anderer Verfasser unterbleibt. Die von den 'Einheitshirten' besonders gepflegte Ästhetik stützt zwar ihre Bewunderung ebenfalls auf falsche, nur ins andere Extrem gehende Vorurteile, doch pflegen diese für die Würdigung des Kunstwerkes unschädlicher zu sein. Und doch tragen die alles beschönigenden Interpreten einen grofsen Teil der Schuld. Aber freilich der Analytiker, der immer nur auf Verstöfse und Widersprüche Jagd macht, um daraus prähistorische Phasen zu gewinnen, verliert leicht den Blick für das historisch Gegebene und sieht hier den Wald vor lauter Bäumen nicht. Das gilt nicht sowohl für die Meister der Kritik, als vielmehr für das zahlreiche Gefolge, das, im Kleinen Scharfsinn zu üben erzogen, für das Grofse überhaupt keinen Sinn hat.[1]) Die überlieferte Fassung der Homerischen Gedichte und die von Platon selbst hergestellte Komposition des Staates verdienen volle Beachtung, und der Interpret hat nicht das Recht, sondern die Pflicht, sich dieser Forderung nicht zu entziehen.

Aber verkümmert etwa diese Pflicht das Recht des Zerlegens? Liefert die Wahrnehmung eines von dem Verfasser selbst gewollten Planes 'die stärkste Waffe im Kampf gegen die Angriffe der Umwälzungstheorie' (Gomperz)? Das verstehe ich nicht. Und ebensowenig trifft es die Sache, wenn ein anderer

[1]) Eine Weiterentwickelung der Philologie in dieser Richtung würde eben solche Gefahren mit sich bringen wie sie die einseitige Verfolgung und Übertreibung der von G. Hermann und F. Ritschl so virtuos geübten Konjekturalkritik für die weitesten Kreise, die mit der Philologie in Berührung kommen, bis vor kurzem, ja noch bis heute hervorgerufen hat. Bis zu einem gewissen Grade mag man sogar die bahnbrechenden und führenden Geister für die Auswüchse verantwortlich machen, nämlich wegen ihrer Lehrthätigkeit, aber doch bleiben die Methode und das wissenschaftliche Verdienst eines Ritschl unvergänglich und unantastbar.

in Steinharts gesunden Bemerkungen eine unhaltbare Mittelstellung, eine Zwitterthese oder Halbheit findet. Im Gegenteile hat sich hier der kritische Verstand verdoppelt: der eine löst das Erhaltene auf, der andere fügt es wieder zu der gegebenen Form zusammen; der eine scheidet die getrennt entstandenen geologischen Schichten, der andere betrachtet sie in ihrer jetzigen Lagerung und Zusammengehörigkeit; der eine beobachtet Anstöfse in überlieferten Texten und hebt sie durch Konjekturalkritik, der andere fragt, wie sie in unsere Texte gekommen sind. Diese Verdoppelung ist freilich in Wahrheit nur eine natürliche Entfaltung der einen Verstandeskraft, wie sie sich auch in der Wortkritik und der reinen Interpretation zeigt, die doch auch innerlich unlöslich zusammenhängen.

Eine vorurteilslose analytische Interpretation liefert gerade ein Korrektiv gegen die etwaigen Fehler der Emendation und Analyse. So ist neuerdings in Paulus' Galaterbrief 2, 18 als Interpolation beseitigt worden, und erst eine sehr eingehende Verfolgung des Gedankenganges und ein Anschmiegen an die eigenartige Denk- und Ausdrucksweise des Apostels konnte alle Verdachtsmomente beseitigen (Gött. gel. Anz. 1894 S. 596 ff.). In Juvenals Satiren haben auch die, die an fremde Interpolationen nicht glauben, einige Störungen durch Verarbeitung älterer Entwürfe des Verfassers selbst erklären wollen, wogegen ich auch diese letzten Reste der revolutionären Kritik durch Exegese beseitigt habe (Gött. gel. Anz. 1896 S. 981 ff.). Und derartige Mifsgriffe gelingt es oft durch eine exakte Einzelinterpretation, die die ganze Komposition begreift, zu beseitigen. Material dafür zusammenzustellen, wie es betreffs der Homerkritik vielfach sogar mit Übereifer geschehen ist, ist gewifs nützlich, und ein gewissenhafter Analytiker wird oft in die Lage kommen, eigene und fremde Fehler zu verbessern. Aber es ist auch wichtig, gerade mit Bezug auf die soeben angeführten Erörterungen zu betonen, dafs die Mifsgriffe nicht nur schaden, sondern durch die Forderung schärferer Beobachtung indirekt die Wissenschaft fördern.

Dafs das Vordringen zu prähistorischen Zuständen und die Erklärung des historischen Materiales sich nicht ausschliefsen, lehrt z. B. auch die historische Grammatik und die der Prähistorie angehörige vergleichende Sprachwissenschaft. Oder ist das Aufspüren von Etymologien ein Hindernis für das Verständnis der allein bezeugten lebenden Sprache? Nicht einmal das kann man behaupten, dafs die das Prähistorische aufhellenden Hypothesen der sich auf historisches Material beschränkenden Kritik nichts nützen. Ohne Joh. Schmidts geniale Erklärung des Neutrum Pluralis als ursprünglichen Femininums Singularis bleibt die syntaktische Verbindung *ταῦτα ἐστί* unverständlich; ohne die Hypothesen vom Accente lassen sich die Ablautsreihen nicht erklären, und ohne sie nicht die einfachsten Verhältnisse der Flexion. Warum *quicumque* den Indikativ verlangt, erkennt man erst aus Skutschs Etymologie 'wer und wann', und ohne sie bleibt Horazens Ode an die Leier (I 32) mit der überlieferten, aber beanstandeten Pointe *mihi cumque* unverstanden (Fleck. Suppl. XXVII 92). Von der nur sprachwissenschaftlich zu erschliefsenden Bedeutung des Homerischen *διερός*

ξ 201 und des οὖλος *B* 8 hängt das tiefere Verständnis der ganzen Partien ab. Umgekehrt ist die genaue philologische Durcharbeitung des überlieferten Sprachmateriales unerläfsliche Vorbedingung der vergleichenden Forschung, wie die modernen Arbeiten von Schmidt, Wackernagel, Kretschmer, Skutsch u. a. hinreichend lehren, Skutsch auch neuerdings wieder prinzipiell betont.

Damit ist es nun schon gegeben, dafs auch die Analyse der Betrachtung der erhaltenen Werke als Einheiten nützt, und dafs sich beide Betrachtungsweisen ergänzen und wechselseitig bedingen. Wer jetzt noch wie Herman Grimm den Homer zu erklären unternimmt, ohne sich um die Leistungen der analytischen Kritik zu kümmern, hat keinen Anspruch auf Beachtung seitens der Wissenschaft. Wir haben wirklich gelernt, Ilias und Odyssee mit anderen Augen anzusehen als frühere Jahrhunderte, wir beginnen wirklich den Dichtern und Denkern in ihre Arbeitsstätte und ihre Arbeitsweise hineinzuschauen. Analytische Interpretation des Grofsen wie des Kleinen ist eine der wichtigsten Aufgaben philologischer Kritik, ohne Haftenbleiben an der Oberfläche und ohne Steckenbleiben in unbefriedigendem Detail. Nur die Verbindung des Hinab- und des Heraufsteigens liefert ein wirkliches Bild von dem Werden eines allmählich entstandenen gröfseren Baues aus seinen Werkstücken. Wir bewundern ihn dann nicht mehr mit dem Staunen eines Kindes, sondern verstehen ihn wie Fachleute, ohne kleinlich die Vorzüge und Schönheiten zu verkennen, aber auch ohne unkritisch die Mängel zu übersehen. In welcher Mischung sich in unserem Urteile Anerkennung und Tadel zeigen, wenn unser Urteil gerecht ist, das hängt von der Leistung des Baumeisters ab; aber ein gerechtes Urteil ist nur möglich, wenn wir wissen, über welche Mittel er verfügte, welche äufseren Verhältnisse ihm Zwang auferlegten und wie er ihnen zum Trotz seinen Bau aufführte.

Wenn die Analyse nicht dazu führt, verfährt sie nicht nur einseitig, sondern vergifst ihre vornehmste Aufgabe. Kirchhoffs 'Entwickelungstheorie', wie Cauer sie treffend genannt hat, ist gerade dadurch so epochemachend geworden, dafs sie weniger den alten 'Quellen' Homers nachgegangen ist und durch ihre Herstellung sich auf den schlüpfrigen Boden der Synthese begeben als vielmehr das Verfahren 'des Diaskeuasten' bei der letzten Redaktion der Odyssee beleuchtet und in vielen Zügen aus dem Bereiche des Zweifels herausgehoben hat. Für Platons Staat ist das erst zu leisten. Aber auch andere Dialoge wie Phaidros, Gorgias und Theaitetos sind dem Staate nicht so unähnlich wie man meist annimmt: sogar die grundlegenden Studien von Bonitz über die Komposition der Dialoge können durch ein Eindringen in ihre genetische Entstehung noch vertieft werden. Nur die Rücksicht auf Raum und Zeit hindert mich, dies jetzt auszuführen und den kunstvollen Aufbau einiger Tragödien, den saloppern Bau von Komödien, Satiren[1]) und Briefen oder etwa der Meta-

[1]) Betreffs Horaz' kann ich auf Kiefsling und Heinze verweisen, betreffs Serm. I 1 auch auf meine Analyse (Rh. Mus. XLVIII 41 ff.), die dem Dichter trotz seiner Quellen gerecht zu werden versucht hat.

morphosen Ovids anzuschliefsen. Aber freilich würde das auch weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen: derartige Betrachtungen müssen sich zwar auf eindringende Analyse stützen, bilden aber die Krone der Interpretation überhaupt.

X. UMSCHAU UND ABSCHLUSS

Vielen ist bei dem kritischen Bestreben anderer um Kopf und Busen bange geworden, und die Einwände gegen die Analyse erstrecken sich von der Bestreitung minutiöser Einzelheiten bis zur Behauptung der Selbstauflösung aller Kritik. Das zwingt zur Selbstkritik und Verantwortung, zum Aufdecken der Wurzeln kritischer Kraft.

1. Dichter und Kritiker

Die Analyse geht von der Betrachtung des Gedankenganges aus, stellt etwaige Störungen fest und sucht sie zu erklären, um schliefslich zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren. Wenn nun nach Boeckh (Encyklopädie[1] S. 617) 'die Einheit in allen Geisteserzeugnissen ein Werk des Urteils, des Überblicks ist und daher um so strenger durchgeführt wird, je gröfser die Reflexion ist', so mufs Störung der Einheit bedeuten, dafs Urteil und Reflexion des Autors durch irgend welche inneren Motive oder äufseren Störungen durchkreuzt oder aufgehoben sind. Die analytische Kritik geht nun niemals von den wirkenden Ursachen, die sie nicht kennt, sondern von den äufseren Spuren der gestörten Einheit aus, um die Ursachen und Gründe und ihre Einwirkungen im einzelnen erst zu ermitteln. Welches sind also die Triebkräfte der Produktion und der ihr widerstrebenden Kritik, und wie weit vermag diese nachträglich die Phasen der Produktion zu ermitteln? Darüber gehen die Ansichten weit auseinander.

Zunächst: wie erklärt es sich, dafs Platon und Goethe, Schiller und Vergil bisweilen so nachlässig verfahren, dafs sie Widersprüche und Unebenheiten aller Art in ihren umfangreichen Kunstwerken stehen lassen? Haben sie sie nicht heben wollen oder nicht können, nicht bemerkt oder für unwesentlich gehalten? Goethe selbst hat darüber tief nachgedacht (eine Auslese aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe 1825—27 geben Cauer und besonders Rothe, s. u.). Es sei ganz in der Ordnung, meint er, 'dafs der Dichter seine Personen jedesmal das reden läfst, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob diese Worte vielleicht mit einer anderen Stelle in scheinbaren Widerspruch geraten möchten'. Eine beabsichtigte Änderung seiner Novelle läfst er auf Eckermanns Rat fallen: 'Diese intendierte Änderung war eine Forderung des Verstandes, und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es ist dies ein merkwürdiger Fall, dafs man von einer Regel abweichen mufs, um keinen Fehler zu begehen.' Die künstlerischen Gesichtspunkte stehen dem Dichter höher als alle Regeln der Logik, und für Schiller und Vergil im allgemeinen mehr als für Goethe, Lessing oder Platon. 'Schiller war nicht für vieles Motivieren . . . Dafs ich

dagegen zu viel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater.' Logisches Motivieren beeinträchtigt ja die Wirksamkeit, worauf mehr rhetorisch veranlagte Naturen besonders ausgehen, und ist doch bis zu einem gewissen Grade unentbehrlich.

Das wufste auch Schiller, der sich von seinem rhetorischen Pathos allzusehr fortreifsen liefs. Er erklärt im elften Briefe über Don Carlos: 'Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist', also bewufst. Dafs er jedoch, ohne es zu wollen, in einer Art Zwangslage, Fehler begangen, räumt er selbst im ersten Briefe ein: 'Es kann mir überhaupt . . . begegnet sein, dafs ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Réals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Äufserungen darüber im ersten Stück der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, dafs ich es ausarbeitete, . . . hat sich in mir selbst vieles verändert' u. s. w. '. . . ich mufste die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte.' 'Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen' urteilt er: und er hatte die schliefsliche Ausarbeitung der Entwürfe übers Knie gebrochen, werden wir hinzusetzen.

Hiermit sind die wichtigsten Fehlerquellen aufgedeckt. Lange Dauer der Konzeption und Ausarbeitung mit gröfseren Pausen mufs der Einheitlichkeit des Werkes nicht nur schaden, sondern bei reich beanlagten Naturen, deren 'Art zu denken und zu empfinden' sich fortwährend fortbildet, bei denen neue Ideen die alten verdrängen, die innere Einheit zur Unmöglichkeit machen. Das gilt auch von Platons Staat. Dazu opfert der Dichter glänzende Situationen nur ungern der vom Verstande geforderten Wahrheit; rechnet sich, falls er es doch einige Male bewufst that, das als besonderes moralisches Verdienst an und vermeidet es sonst mit künstlerischem Takte oder aus Lässigkeit, wie Goethe einmal zugesteht. Dafs der Dichter bewufst mitten im Schaffen logische Verstöfse begehe, wird man dagegen dreist leugnen dürfen; die nachträglichen kühlen Erwägungen über die Arten der Fehler gehen überhaupt nicht von dem Dichter aus, sondern von dem in ihm steckenden Kritiker, dessen Selbstkritik in transzendentale Betrachtungen über das Wesen von Poesie und Kritik umschlägt. Und wie beim dichterischen Schaffen der Verstand, wenigstens der bewufste, der Phantasie nachhinkt, so die Kritik dem Dichten. Nur wer komische Wirkungen erzielen will, wie Aristophanes, oder künstlich Naivetät vorgiebt, wie Musäus und Andersen, wird bewufste Verstöfse gegen die Wahrscheinlichkeit nicht nur zulassen, sondern geflissentlich herbeiführen. Sonst kämpft die Kunst, ohne es selbst recht zu wissen, einen immerwährenden Kampf gegen die Alltagslogik, der sie sich doch nie ganz entziehen kann.

Wie urteilen nun die Dichter über die verstandesmäfsige Kritik? Sie wollen von ihr nichts wissen, da sie ihnen ihrer Aufgabe gemäfs logische

Fehler nachweist. Bei geringen Verstöfsen ist Goethe gespannt, ob die deutschen Kritiker 'werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen'. Schiller ärgert sich über das Aufmutzen der gravierenden 'Übertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser . . . dürften sichtbar gewesen sein': darin offenbart sich eine falsche 'Sagacität' seiner Rezensenten. 'Den Franzosen wird der Verstand im Wege sein, und sie werden nicht bedenken, dafs die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll' (Goethe). 'Je inkommensurabler und für den Verstand unfafslicher eine poetische Produktion, desto besser' (Goethe). Der Dichter kümmert sich um Widersprüche angeblich überhaupt nicht oder nur ausnahmsweise, weil er nur Wirkung erzielen will und der Phantasie allein folgt. Aber seitens der Kritiker ist es nach Schillers Meinung nur Pedanterie, Übelwollen oder Oberflächlichkeit, wenn sie an den äufseren Anstöfsen haften bleiben, ohne auf die 'Gründe' einzugehen. Dafs die geforderte Vertiefung zur genetischen Betrachtung führen könne, ahnten damals freilich weder Dichter noch Rezensenten. Die Gründe des Dichters werden vielmehr allein durch die Intentionen bestimmt, die er selbst als solche hervorhebt oder andeutet, auch nachträglich wie in den Äufserungen 'über' Don Carlos: der Dichter ist im Grunde der einzige berechtigte Richter; der Kritiker kann im besten Falle ihm nachempfinden.

Wie stellt sich nun der moderne Kritiker zu diesen Anschauungen der Dichter? Mancher ist zu starken Konzessionen geneigt, indem er von dem Gesichtswinkel der Dichter aus die Probleme betrachtet, statt einen eigenen Standpunkt einzunehmen. Am einfachsten gestaltet sich das bei Rothe (Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage, Berlin 1894, S. 23 f.): 'Was hier Goethe von der Forderung seines Verstandes sagt, die ihn bald zu einem Fehler verleitet hätte, gilt von der reinen Verstandeskritik noch heute. Sie achtet nicht darauf, dafs bei der Ausführung ihrer Forderung auch grofse Schönheiten zu Grunde gehen würden.' Das ist aber doch etwas ganz anderes! Der Dichter fragt sich, ob er begangene 'Fehler', die er empfindet, bessern soll; sein Verstand sagt ja, etwas anderes in ihm nein. Der Kritiker dagegen mufs dieselben Fehler mit wachem Verstande wahrnehmen und schärfer hervorheben, will er ihr Entstehen begreifen und sie so erklären: sein schlimmster Fehler würde im Einschläfern des Verstandes bestehen. Der eine will eine künstlerische Wirkung erzielen, der andere die Wahrheit erforschen. Und der Wahrheit mufs auch die Schönheit weichen, wenn wir der Wissenschaft und nicht einer 'Schmeichlerkunst' dienen, wie Platon im Gorgias sagt. Es giebt freilich auch eine mit der analytischen nicht zu verwechselnde ästhetische Kritik, die die Wirkung und Schönheit würdigt und darum, wenn gerecht geübt, auch guten Dichtern genehm ist. Aber von ihr spreche ich hier nicht, und doch wohl auch Rothe nicht.

Im einzelnen begehen die Kritiker häufig den Fehler, sich von den Dichtern zu sehr hereinreden zu lassen und ihnen einen Teil der kritischen Verpflichtung der Erklärung zuzuschieben. Ein Beispiel statt vieler. Über

einen unbedeutenden Widerspruch in Ilias *A* 195: 424 äufsert Christ (Gr. L.-G.[2] S. 35): 'So durfte, denke ich, sich der Dichter auch dieses in der Voraussetzung erlauben, dafs seine andachtsvoll lauschenden Zuhörer den Widerspruch nicht merken, und wenn sie ihn merkten, keinen Anstofs an demselben nehmen würden.' Ungefähr sagt das Goethe auch, aber dadurch wird es nicht wahr. Ob Homer wohl wirklich so über sein Publikum nachgedacht hat? Ob er selbst den Widerspruch gemerkt, und zwar, bevor er ihn begangen, bemerkt und unter bestimmten Voraussetzungen bewufst zugelassen hat? Und ob er die Logik in dem Einzelfalle einer glänzenderen Situation, einer künstlerischen Schönheit geopfert hat? Ich finde in der Abwesenheit der Götter *A* 424 eine religiös-ethische Reflexion, um Zeus und die anderen schuldlos zu zeigen, und in dem Eingreifen Athenes *A* 195 ein Dutzendmotiv; von Goethes Gesetzen der Phantasie vermag ich an beiden Stellen nichts zu entdecken. Und auf keinen Fall enthebt uns diese 'Voraussetzung' Christs der Verpflichtung, nach dem *ὕστερον* und *πρότερον* zu fragen.

Eingehender hat P. Cauer (Rh. Mus. XLVII; Grundfragen der Homerkritik, Leipzig 1895, II 4) die Frage behandelt und vier Arten von Fehlern, denen vier Wege der Kritik entsprechen sollen, gesondert, nämlich 1) bewufste Verstöfse, 2) unbewufste, 3) gedankenlose Quellenverarbeitung, 4) Zuthaten fremder Herausgeber. Das ist ein sehr verdienstlicher Versuch, häufiger wirkende Anlässe zu Störungen aufzuzeigen. Jedoch ist die erste Rubrik nach Goethes Vorgang aus Analogien der darstellenden Kunst fälschlich, wie mir scheint[1]), gewonnen. Und die anderen drei Arten gehen vielfach ineinander über. Namentlich verhält sich der Autor zu eigenen älteren Entwürfen in der Regel ganz so wie zu fremden Quellen oder zu ererbten Formeln, oder wie ein abrundender Herausgeber zu dem unfertigen Nachlafswerke. Hierbei sich einschleichende Verstöfse pflegen alle 'unbewufste' zu sein: die zweite Kategorie hat ihre Berechtigung nur in dem Gegensatze zur ersten, sie ist nominaler Natur, wenn man von der Verklammerung absieht, an die Cauer nicht denkt, und die doch im Grunde vorhandene Widersprüche und Anstöfse als solche anerkennt. Doch auf diese Ausstellungen kommt weniger an.

Wichtiger ist die Frage, ob durch Nachweis dieser und anderer Arten von Widersprüchen und Anstöfsen unsere Methode auf eine neue, breitere Basis gestellt werde, wie Cauer behauptet.[2]) Das leugne ich.

[1]) Rubens malte genial, aber oft auch flüchtig. Die von Goethe gerühmte Landschaft (Eckermann 18. IV 1827) ist aus zwei Skizzen mit unvereinbarer Beleuchtung von vorn und von rückwärts kombiniert, effektvoll, aber gegen die Natur. Ist es anders mit den archaischen Vasenbildern und Reliefs? Sie kombinieren nicht zusammengehörige Stücke, Rumpf und Auge in der Vorderansicht, Füfse und Kopf in der Seitenansicht, beruhen also nicht auf einheitlicher Beobachtung; aber sie stehen auf einer so tiefen Stufe der Kunst, dafs man hier überhaupt nicht von künstlerischem Bewufstsein sprechen kann, wie Cauer treffend hervorhebt. Einen grofsen Dichter helfen sie nicht verstehen.

[2]) Seine weitere Behauptung, die Forschung habe bisher 'den vierten der angegebenen Wege ausgebaut, die drei anderen kaum beachtet', beruht auf Versehen. Kaysers Lebensaufgabe war die Ermittelung der Flickverse und ihrer Quellen im Homer. Auf Verklamme-

Aus welchen Ursachen logische Verstöfse und Widersprüche in ein Werk gekommen sind, kann man, wenn nicht ein günstiger Zufall, wie bei Goethes Faust, äufsere Daten aufbewahrt hat, erst nach Erledigung der Analyse ermitteln, niemals zuerst die abstrakten Kategorien feststellen und 'nun rückwärts' die Anstöfse daraus erklären. Obwohl äufsere Daten meist die höhere Kritik hervorgerufen haben, thun unsere modernen Kritiker recht daran, ihre Analyse nicht durch vorzeitige Rücksichtnahme auf die letzten Ziele und Gründe zu beeinflussen. Lachmanns und Seecks glänzender Scharfsinn scheitert daran, dafs ihnen im voraus feststand, die apokryphe Kommission des Peisistratos habe die Ilias aus lauter Einzelliedern, die Odyssee aus mehreren vollständigen Odysseen zusammengesetzt. Einen solchen *circulus vitiosus* will Cauer vermeiden, er verlangt und versucht selbst eine voraussetzungslose Analyse im einzelnen; aber er ändert seinen Standpunkt in dem theoretischen Rückblicke und trägt nun zum Schaden der Forschung Momente hinein, die für die Objekte der Forschung zwar primär, für diese selbst aber sekundär (ὕστερα πρὸς ἡμᾶς) sind. Darum nehme ich in Widerspruch zu Cauer die äufserlichen Kategorien der Textemendation auch für die Textanalyse in Anspruch und glaube sie dadurch unabhängig gemacht von Bedingungen, die nicht in ihr selbst liegen, und die ihr daher nur schaden.

2. Schöpferische Kritik und negierende Antikritik

Vermag die höhere Kritik überhaupt neue Erkenntnisse zu liefern? Mit Rücksicht darauf, dafs Lachmanns Analyse viele Füllstücke als interpoliert ausschied, erklärte Jakob Grimm in seiner Rede auf Lachmann (Kl. Schriften I 155): 'Diese Kritik ist immer raubend und tilgend, nicht verleihend, sie kann die Interpolationen fort, das weggefallene Epos nicht herbeischaffen.' Das wäre richtig, wenn die Analyse nur Interpolationen ausschiede, worüber doch aber auch Lachmann weit hinausgekommen war (z. B. betreffs Ilias Γ). Grimm ist dem scharfen Kritiker nicht gerecht geworden, weil ihm dessen Eigenart, in die Tiefe zu schneiden, fern lag und im Grunde unsympathisch war: für das Bleibende in Lachmanns Forschung hatte er wie viele hervorragende Zeitgenossen gar keine Augen, er hielt das Vorgehen für gewaltsam und die Resultate für nichtig. Es ist fast, als ob er auf die philologische Analyse übertragen hätte, was Goethe in den Xenien von den chemischen Analytikern behauptete:

> Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
> Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

Das Urteil ist hart und falsch, steht aber nicht allein.

Der Verstand kann und soll den Gesetzen der Phantasie nicht beikommen, behauptete Goethe. *Talia omnia sentiri possunt, sed demonstrari non possunt,*

---

rung hat man seit G. Hermann geachtet, alle die Diaskeuastenwirtschaft gehört ja, wenn etwas, den bewufsten Fehlern an. Nur die zweite Kategorie schlüpft mit Recht anderswo unter. Übrigens trifft Cauers Tadel Lachmanns Grundanschauung, und alle Gegner dieses Kritikers sind darin einig, vgl. unten S. 203 f.

behauptete Cobet (Misc. crit. S. 402), und ähnlich Mähly (Bl. f. bayr. Gymn. XXV 263). Nach Gomperz hat die minutiöse Durchforschung des Platonischen Staates nur das ans Licht gestellt, 'was man von vornherein vorauszusetzen befugt war'; er behauptet von allem übrigen, 'dafs derartige verwickelte Vorgänge zwar an sich möglich, ihre sichere oder auch nur einigermafsen wahrscheinliche Ermittelung hingegen ein Ding der Unmöglichkeit ist'. Scheffel redete kurzweg von den 'Hirngespinsten einer zerstörungsfrohen Kritik' (Ekkehard, Anm. 281). Und, um nur noch eine Stimme anzuführen, Blafs sagt von der Analyse biblischer Schriften: 'Es thut mir leid, wenn auch Philologen sich an dem beteiligen, was ich dort mit der Danaidenarbeit vergleiche: sie tragen also, im Verein mit den Theologen, in lecken Gefäfsen Wasser in ein leckes Fafs, welches in Ewigkeit nicht voll wird. Die Arbeit ist keine schwere, sie erscheint im Gegenteil als leicht und mühelos gegen die anderen Strafen des Hades, das Steinwälzen u. s. w., und als mühelos auch gegen die «niedere» Kritik, die Textkritik, und da ich selbst Philologe bin, so thut es mir leid, wenn meine Fachgenossen sich an dem Leichten und Fruchtlosen beteiligen, während sie etwas Schwereres und Nutzbringendes thun könnten und sollten' (N. kirchl. Ztschr. IX 516).

Nun weifs ich wirklich nicht, ob die 'höhere' Kritik zu schwer oder zu leicht ist, ob sie sich ihre Ziele zu hoch oder zu niedrig gesteckt hat. Nur dafs sie überflüssig ist, scheint klar, und zwar weil sie keine gesicherten Schlüsse ziehe, keine festen Resultate gewinnen kann. Obwohl das nun von der Analyse im engeren Sinne des Wortes nicht gilt, gebe ich doch ohne weiteres zu, was ich gleich anfänglich betont habe und worauf ich noch einmal unten zurückkomme, dafs die Verwertung der ermittelten Anhaltspunkte zur Herstellung einstiger Zusammenhänge niemals ganz über den Charakter einer Hypothese hinausgelangen wird. Auch ist dafür, dafs die Bäume nicht in den Himmel wachsen, gesorgt: jedem anders Urteilenden steht das Recht der Antikritik zu. Aber mit dem Rechte sind auch schwere Pflichten verbunden. Gewifs kann keinem Grofses erstrebenden Forscher zugemutet werden, sich auf jede unbegründete Hypothese und jede vage Vermutung einzulassen, aber eine von den hervorragendsten Sachkennern vertretene und bis ins einzelne ausgeführte Hypothese wie bei Homer verdient und verlangt eingehende Berücksichtigung. Und ein Ablehnen einer solchen im ganzen fördert die Forschung nicht, so wenig wie Skepsis überhaupt. Wer den Baum fällen will, mufs die Axt an die Wurzeln legen.

Wir wollen uns darum nicht beirren lassen, nach der Wahrheit zu forschen, auch wenn wir wissen, dafs wir die letzten Ziele nie erreichen werden. Unbeirrt wollen wir weiter versuchen, die Genesis der grofsen Kompositionen zu ermitteln und das Ringen der Dichter mit den Gestaltungen ihrer Phantasie, der Denker mit dem überströmenden Gedankensturze zu belauschen, in das Geheimnis des Schaffens selbst einzudringen. Und es wird uns gelingen, der Antikritik das Geständnis abzuzwingen, dafs ein solches tieferes Eindringen prinzipiell möglich ist und im einzelnen bereits zu festen und neuen Resultaten

geführt hat. Nur Farbenblinden kann man den Unterschied von Grün und Rot nicht zeigen; aber ob sie ihn zugeben oder leugnen, er existiert. Nicht die Berechtigung der analytischen Forschung kann strittig sein, sondern nur der einzuschlagende Weg, der erreichbare Grad der Sicherheit und die Tragweite der Beobachtungen und Schlüsse.

3. Äufsere Vorbedingungen[1])

Häufiger als prinzipielle Bestreitung der Analyse ist die ihrer Anwendung auf bestimmte Werke oder Autoren. Man schränkt ihre im ganzen eingeräumte Berechtigung im einzelnen ein, indem man sie von äufseren Vorbedingungen abhängen läfst, je nachdem, ob das betreffende Werk einer eigentlichen Schlufsredaktion entbehrt oder nicht; ob diese von dem Autor selbst oder einem Fremden herstammt; ob der Verfasser nur eigene Gedanken liefert, äufseren Anregungen folgt, durch die Tradition gebunden ist oder gar fremde Quellen verarbeitet: welche Arbeitsweise und welchen Charakter er hat, und in welcher Epoche er gelebt hat.

Es ist ein wesentlicher Zweck dieser Betrachtungen, zu zeigen, dafs alle derartigen Unterschiede für das Einsetzen der analytischen Methode nicht existieren: darum die Häufung von Belegen aus den verschiedenartigsten Werken verschiedener Zeiten.

Wenn Zeller gegen das Antasten der einheitlichen Komposition des Platonischen Staates gelegentlich eingewendet hat, es wäre doch merkwürdig, dafs die Anstöfse und die daraus gezogenen Folgerungen der Philologie 2000 Jahre lang unbekannt geblieben seien, so beweist das nichts für den Zustand des Staates, sondern nur für die Jugend der analytischen Kritik, die ja erst in der Schule Fr. A. Wolfs sich zu regen begonnen hat. Die Fugen aber und Widersprüche der ältesten Werke sind mit ihnen selbst überliefert und unverwischt geblieben, gerade weil man Jahrtausende lang so wenig Anstofs an ihnen genommen hatte.

Der Unterschied der Benutzung fremder Quellen und eigener Entwürfe ist belanglos, solange man nicht an die Synthese der ermittelten Vorstufen geht. Auch die Abhängigkeit der Dichter von der Sage, die man sich bisweilen merkwürdig fest und imperatorisch denkt, ist keine andere, ihre Wirkung, wo sie nicht innerlich verarbeitet ist, die gleiche wie die ungefüger Quellen. Wie früher für Nitzsch, so ist neuerdings für Karl Frey, dessen Programm (Homer, Bern 1881) von Christ gerühmt wurde, die Sage das *ultimum refugium*. In sie projiziert er die Widersprüche, die Homer bietet, hinein und glaubt dadurch der Mühe, sie zu erklären, überhoben zu sein. Die Sicherheit und Klarheit seines Wissens von der dem Forscher so dunkelen Sage hat etwas Imponierendes und macht es begreiflich, dafs hier Kirchhoffs schlechte 'Witze' neben Lachmanns 'Liederlichkeit' auftreten, und dafs somit Vernunft Unsinn wird. Dem

[1]) In diesem und dem folgenden Abschnitte ist besonders die moderne Homerkritik berücksichtigt.

gegenüber erscheint Nieses Leugnen aller Sage aufserhalb der poetischen Fixierung als ein geringfügiger Irrtum, zumal dieses Leugnen methodisches Durchforschen der litterarischen Sagen verlangt.

Häufiges Abspringen und mangelhafte Stoffbeherrschung der Autoren darf uns nicht verhindern, den Einzelheiten nachzugehen, wenn der Autor genauere Betrachtung verdient. Darum kann ich Krolls wegwerfendes Urteil über Vergil, das zum ἐπέχειν zwingen würde, nicht unterschreiben. Ist man doch sogar der Arbeitsweise Juvenals allmählich dadurch näher gekommen, dafs man in der Sorglosigkeit des Rhetors selbst den Quell aller Anstöfse nachwies.

Die Thatsache, dafs Varius die Äneis, Cicero Lucretius' Lehrgedicht und Philipp von Opus Platons Gesetze herausgegeben haben, schneidet wohl allgemein jede prinzipielle Einsprache gegen den Vorwitz der analytischen Versuche ab, obwohl die Herausgeber vielleicht nichts von sich aus hinzugethan haben, sondern die Verfasser selbst die Schuld an allen etwaigen Verstöfsen trifft.

Anders, wenn der Autor selbst die Ausgabe besorgt hat: wie kann sich da überhaupt Störendes eingeschlichen haben? 'Nun ist der Staat keineswegs eine Nachlafsschrift; er ist von Platon, wie niemand bezweifeln kann, als ein Ganzes veröffentlicht worden' (Gomperz). 'Je extremer aber jene unhaltbaren Behauptungen von der Disparatheit des Inhalts sind, desto kläglicher scheitern sie an einer Thatsache: dafs das Werk so aus der Hand Platos hervorgegangen ist, wie es vor uns liegt' (Hirmer, Fleckeisens Jahrb. Suppl. XXIII 648).

Wenn Schiller nach eigenem Geständnis zur Ausarbeitung des Don Carlos schliefslich 'ein ganz anderes Herz mitbrachte', so war er eben ein anderer geworden, und die Forschung sucht die disparaten Gedanken des älteren Dichters von den veränderten des jüngeren ebenso zu scheiden wie etwa die Gedankengänge Platons in den Gesetzen von denen des Philippos von Opus oder — was gar nicht a priori gesichert ist — von seinen eigenen. Die Herausgabe eines Werkes durch seinen Verfasser verbürgt noch nicht seine innere Einheit und Einheitlichkeit, und das Veröffentlichen einer Nachlafsschrift von fremder Hand berechtigt noch nicht zur Annahme von Störungen. Nur die Prüfung des Inhaltes und Gedankenganges kann darüber entscheiden.

Verwickelte Vorgänge, die auch Gomperz bei einer vom Verfasser selbst edierten Arbeit wie Platons Staat als möglich zuläfst, halte ich bei so grofsen, langsam entstandenen Kompositionen im voraus für das Wahrscheinlichere Alle Analogien lehren, dafs das Gegenteil, das einfache Abhaspeln eines einzigen Fadens ohne Verwirrung und Verschlingung, ohne Abreifsen und Neuanknüpfen in gröfseren Kompositionen und Lebenswerken selten oder nie vorkommt; auch würde es viel schwerer nachzuweisen sein als die Störung der Einheit. Und für Platons Staat nimmt Gomperz selbst die kunstvolle Verschlingung dreier getrennter Gedankengänge an.

Ähnlich steht es mit Homer. Um hier die analytische Kritik als voreingenommen zu brandmarken, hat man seit Jahrzehnten eine grofse Anzahl von Widersprüchen aus modernen Dichtwerken gesammelt (zuletzt Rothe S. 21 ff.). Das kann nicht schaden, wenn man sich dessen bewufst bleibt, dafs die Fund-

grube für die analytische Behandlung ziemlich gleichgültig ist; ja dann schärfen derartige Analogien sogar den Blick. Aber entscheiden können sie nichts, jeder Fall verlangt seine eigene Diagnose. Nun will man sie aber benutzen, um damit die Homerkritik zu unterbinden: Lessing, Goethe, Schiller haben ganz gleichartige Widersprüche in ihren Werken zugelassen, wie wir sie beim Homer finden — also lasse sich nichts daraus folgern, hier sei 'zuversichtliches Absprechen wenig am Platze, da auch bei anderen Dichtern ähnliche Ungenauigkeiten vorkommen' (Christ). Wenn nun aber daraus überall Rückschlüsse auf die Genesis der Werke gewonnen werden können? Das zu leugnen ist sehr bequem und billig. Ich habe oben Schillers Don Carlos herausgegriffen und deswegen eingehend analysiert, um den alle Kritik lähmenden Einwand, diesen *ἀργὸς λόγος*, ein für alle Male abzuschneiden. Ehe wir die modernen Analogien verwenden, müssen wir sie wissenschaftlich untersuchen, gerade weil die Fehler der Dichter zu allen Zeiten gleich waren.

Oder macht es einen wesentlichen Unterschied, in welchem Zeitalter der Verfasser lebte, und ist danach die Analyse entweder berechtigt oder nicht? Das ist eine alte Streitfrage.

Lachmann hat den falschen Satz aufgestellt: 'Also, da man einem Dichter nie solche Verkehrtheiten zutrauen darf, in unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung hält, in dieser Ordnung kann der erste Dichter des Anfangs die beiden Fortsetzungen nicht gedacht haben' (Betrachtungen S. 5). Weniger anfechtbar, aber buchstäblich nicht hierher gehörig ist die Umformung des gleichen Gedankens bei W. Grimm (Rolandslied S. CXVI): 'Ich gehe bei der Beurteilung der Sage davon aus, dafs darin die Ereignisse und Verhältnisse ursprünglich einfach und vollkommen in sich zusammenhängend dargestellt wurden . . . Das höhere Alter eines Denkmals läfst auf gröfsere Reinheit der Sage schliefsen, das gilt im allgemeinen als Regel; sie erleidet Ausnahmen, da möglicherweise in der spätesten Auffassung, auf welche die Umbildungen gerade keinen Einflufs gehabt haben, das Ursprüngliche sich erhalten haben kann.' Darauf beruft sich Welcker im Epischen Cyklus (Rh. Mus. Suppl. I² 49).

Lachmanns Gegner sind dagegen bisweilen in den entgegengesetzten Fehler verfallen. So Nutzhorn (Entstehungsweise d. Hom. Gedichte S. 106): 'Gehören nun diese Widersprüche dem ursprünglichen Dichter oder einem späteren Bearbeiter an? Natürlich ist das Letztere der Fall, meint Lachmann: ein grofser Dichter kann sich nie eines solchen Mangels an Korrektheit schuldig machen, namentlich nicht «in unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung hält» . . .'. Er bezweifelt die konsequente Durchführung beim Kinde, und daher bei einem naiven Dichter.

Ähnlich Volkmann (Geschichte der Wolfschen Prolegomena S. 63, 2): '. . . einem Dichter in alter naiver Zeit hätten keine Widersprüche begegnen können. Aber dies sind ganz willkürliche Behauptungen. Was einem modernen Dichter begegnen kann, eine Vergefslichkeit, konnte einem alten Dichter ganz ebensogut oder eigentlich, weil er in naiver Weise unbekümmert um Regel-

zwang und störende Kunstreflexion dichtete, noch viel eher begegnen.' Am weitesten ist darin P. Cauer gegangen in seinem Aufsatze 'Über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart' (Rh. Mus. XLVII 74): 'Bei solchem Verfahren geht man von der Überzeugung aus, dafs die epischen Dichter schon der ältesten Zeiten über dasjenige Mafs von Klarheit und Konsequenz des Denkens verfügt haben, das man bei einem modernen Schriftsteller wenn auch wohl nicht immer findet, doch zu erwarten berechtigt ist . . .' Cauer hat das mit geringen Änderungen wiederholt in seinen Grundfragen der Homerkritik, Leipzig 1895, II 4, weil er 'zu einer wesentlich geänderten Grundansicht von der logischen Vollkommenheit der ursprünglichen Dichtung und zu einem neuen Mafsstabe für die Beurteilung' geführt ist. 'Wir erwarten von dem Verfasser eines erzählenden Werkes, dafs er sich des Planes seiner Arbeit in jedem einzelnen Gliede bewufst bleibe; die Dichter alter Volksepen kannten diese Forderung nicht, sie würden sie nicht verstanden haben, wenn jemand sie ausgesprochen hätte.' Cauer will verhüten, 'dafs an die alte Dichtung der Mafsstab moderner Verständigkeit angelegt werde'.

Hiermit vergleiche man J. Grimms Urteil über Lachmanns Kritik: 'Hauptsächlich aber mufs ich das wider sie einwenden, dafs mit Unrecht von einer zu grofsen Vollkommenheit des ursprünglichen Epos ausgegangen werde, die wahrscheinlich nie vorhanden war, und in ihm alle Flecken zu tilgen, alle wirklichen oder scheinbaren Widersprüche aus ihm zu entfernen seien. Gleich anderm, dem edelsten Menschenwerk, wird auch die epische Dichtung ihre Mängel an sich tragen.' Und Nägelsbach (Anm. zur Ilias, 3. Aufl. S. 148): 'Liegt nicht auch dieser Ausgleichung der erwähnten Unebenheiten eine ganz moderne Vorstellung von der Entstehung der homerischen Gedichte zu Grunde, die Vorstellung, als seien sie am Schreibtisch entstanden und hätten der Feile, der nachglättenden Überarbeitung nicht entbehrt, so dafs sich solche Widersprüche gar nicht vorfinden dürften? Ist es nicht ehrlicher, dieselben als Thatsache einfach anzuerkennen?'

Gegen beide Richtungen erklärt Kirchhoff im I. Exkurs zur Odyssee: 'Die Voraussetzungen, von denen aus wir zu unserem Urteile gelangten, sind keine anderen als diejenigen, welche die philologische Hermeneutik und Kritik gegenüber den Litteraturprodukten aller Völker und Zeiten, wenn sie ihr Objekt sein sollen, zu machen berechtigt ist und die in Abrede stellen ihr das natürliche und notwendige Fundament entziehen hiefse . . . Nie aber können die Besonderheiten der Entwickelungsstufe, der eine geistige Schöpfung entsprang, ein Ausnahmeverfahren in der Beurteilung derselben in der Weise begründen, dafs sie als den allgemeinen Gesetzen und Formen des menschlichen Denkens aller Zeiten und Bildungsstufen nicht unterworfen betrachtet wird. Diese Gesetze . . . sind nicht subjektiver, sondern objektiver Natur.' Ich wäre glücklich, wenn meine Ausführungen und Belege als Kommentar zu diesen goldenen Worten gelten dürften.

Von den beiden Extremen scheint mir Lachmanns Auffassung irriger in der Beurteilung der Poesie, aber unschädlicher betreffs der Kritik; die ent-

gegengesetzte Anschauung wird dagegen der naiven Dichtung gerechter, ist aber in ihren methodischen Konsequenzen viel gefährlicher. Denn würden diese durchgeführt, so müfsten sie alle Kritik der alten Epen lahm legen. Zum Glück ist niemand so konsequent, auch Cauer nicht, dessen eigene Aufstellungen über die vermutliche Entstehung von Ilias und Odyssee nur die Ablehnung wirklicher und häufig auch vermeintlicher Hyperkritik zeigen, keine prinzipielle Ausnutzung der Gedankenschwäche Homers zu Gunsten einer bequemen Skepsis. Davor warnt er vielmehr selbst: 'Damit soll nun nicht gesagt sein, dafs bei Homer jeder Denkfehler von vornherein gerechtfertigt sei, und dafs die Wissenschaft auf ihr bisheriges Verfahren, aus sachlichen und logischen Widersprüchen auf die allmähliche Entstehung der Gedichte zu schliefsen, verzichten müsse' (Rh. Mus. XLVII 109). Also bleibt die alte Methode doch zu Recht bestehen. Und Cauer selbst giebt jetzt zu, dafs er 'das Element der bewufsten Kunst unterschätzt und die Annahme der Naivetät übertrieben hatte' (Grundfr. S. 275).

Wozu nutzt denn aber die ganze Hypothese von der Schwäche des Homerischen Denkvermögens, wenn dadurch nicht eine analoge Schwächung des kritischen Scheidungsvermögens herbeigeführt wird? Denn unsere Bewunderung Homers soll dadurch nicht abgeschwächt werden, wie Cauer ausdrücklich hervorhebt. Ich fürchte, die These nützt nur in Einzelfällen zur Bemäntelung einer ungenauen Interpretation und im ganzen zur Verwischung der gröfsten Teils längst festgestellten Unterschiede von älteren und jüngeren Bestandteilen, von ursprünglicheren Liedern und Zusammenhängen, jüngeren Umdichtungen und zahlreichem, meist ganz jungem, Flickwerke ohne poetischen Gehalt, zum Zusammenwerfen der Stümperarbeit mit herrlicher alter oder auch junger Poesie.

Wenigstens zweierlei heterogene Bestandteile erkennt aber auch Cauer im Homer an (Rh. Mus. 108), eine Art Widerspruch. Der 'unmittelbaren Frische des homerischen Ausdruckes' tritt unzweifelhaft ein stereotyper Formelschatz gegenüber, denn 'Ilias und Odyssee gehören einer Periode des Überganges an und zeigen in seltsamer Mischung Spuren des Verfalls und Spuren des Aufblühens'; ich setze gleich hinzu: nicht nur in der Sprache, sondern auch inhaltlich. Eben diese Spuren nun will die Analyse scheiden: sie ist dazu berechtigt, weil 'der Widerspruch in der Sache liegt', nicht von den modernen Kritikern hineingetragen wird.

So schützt also Cauers Einspruch im besten Falle nur einen Teil der Homerischen Dichtung, nämlich den rein naiven, vor der modernen Kritik. Und damit könnte ich mich einverstanden erklären: was als naive, ohne Vorbilder oder Quellen geschaffene, in sich einheitliche Dichtung von der Kritik nachgewiesen oder unbeanstandet gelassen ist, kann und darf von ihr nicht weiter zersetzt werden. Aber wo bleibt dann der Unterschied der Zeiten? 'Homer denkt mehr anschaulich als logisch; indem seine Phantasie von einem Bilde zum anderen weiter eilt, läfst sie die besorgte Erwägung nicht aufkommen, ob auch die Hörer im stande sein werden ebenso schnell zu folgen.' In einer

Zeit und bei einem Volke, 'denen litterarische Kultur und die damit verbundene Schulung des Verstandes fremd war', 'versteht es sich von selbst, dafs mit der sinnlichen Fülle ein gewisser Mangel an nüchterner Reflexion verbunden sein mufste'. Das gilt im Grunde von jedem Dichter, wie z. B. Goethes Aussprüche (oben S. 195 ff.) beweisen, nur das Motiv ist ein anderes als Volkmann und Cauer meinen: nicht litterarische Kultur und dadurch herbeigeführter Regelzwang oder Schulung des Verstandes sind dabei positiv oder negativ ausschlaggebend, sondern eine oft unbewufste Rücksicht auf Wirksamkeit. Die Phantasie mag ihre eigenen Gesetze haben, so gilt das auch für Homer, denn Phantasie und Naivetät sind zu allen Zeiten verschwistert.

Aber die verstandesmäfsige Kritik hat erst recht ihre eigenen Regeln. Und je weniger die Dichter reflektieren, um so mehr Angriffsfläche bieten sie der Kritik. Classens musterhafte Beobachtungen über den Homerischen Sprachgebrauch (Frankf. 1867) haben uns gezeigt, wie durchsichtig die formalen syntaktischen Perioden sind, wie man in ihnen noch das Werden des Gedankens beobachten kann. Lachmann, Kirchhoff, v. Wilamowitz u. a. haben ein Gleiches von dem Aufbau der ganzen Dichtungen gezeigt. So tief dringt die Analyse in die Genesis moderner Dichtwerke seltener ein, gerade weil hier häufiger stärkere Reflexion und Motivierung mitwirkt. Somit wird die Schwäche der Homerischen Denkart, soweit sie überhaupt vorhanden ist, zu einer Stärke der Kritik. Nicht ein vorgeschrittenes Zeitalter begünstigt den Erfolg der Analyse, sondern das Überwiegen der naiven Phantasie oder der Rhetorik über den lenkenden Verstand bei dem Dichter, das umgekehrte Verhältnis bei dem Kritiker. Und bei ihm ist eine Schulung notwendig, damit er die thatsächlichen Anlässe der Analyse in Werken aller Zeiten gleichmäfsig findet und ihre objektiven Normen gleichmäfsig anwendet. Wo er viele und starke Verstöfse gegen die Regeln der Logik findet, schliefst er hinterher auf phantasievolle Naivetät oder rhetorisches Pathos des Dichters — aber davon weifs die Analyse nichts.

Der Kritiker schliefst aber auch auf Grund der vorgenommenen Interpretation und Analyse auf krasse Mängel und Stümperei des Verfassers im ganzen oder in einzelnen Partien. Das will Cauer, wie es scheint, nicht gelten lassen, und mich würde dies hier (vgl. oben S. 97) zu weit führen. Nur das sei bemerkt, dafs die Spuren einer Schwäche der Homerischen Denkart, die Cauer vielfach konstatiert, gar nicht selten auf wirklicher Unfähigkeit längst nachgewiesener junger Nachdichter beruhen und nicht auf angeblicher Naivetät eines grofsen Genius. Wenn man das nicht scharf auseinander hält, so zeigt sich darin eine Schwäche der modernen Kritik und ein starker Rückschritt gegen die vorsichtigen und gründlichen Beobachtungen Kaysers u. a., der durch die triftigen Einwände gegen anfechtbare Schlüsse anderer nicht genügend aufgewogen wird.

Was von der Homerkritik gilt, gilt von der Beurteilung der alten Volksdichtung und der Dichtung überhaupt: die Analyse ist abhängig von den Gesetzen der Logik und dem inneren Verhältnisse jedes Kunstwerkes zu ihr, aber

unabhängig von allen sonstigen mehr äufserlichen Bedingungen. Dafs diese dagegen wesentlich sind bei dem Ausbau der auf analytischem Wege gewonnenen Thatsachen, steht auf einem anderen Blatte.

4. Grenzen und Ziele

Das Schlimme ist, dafs trotz der sicheren Grundlage alles analytischen Schliefsens die analytische Forschung keineswegs unfehlbar ist, sondern mehr als andere Zweige menschlicher Wissenschaft, wie es scheint, dem menschlichen Irrtume zugänglich. Die Resultate der Kritiker weichen gerade auf diesem Gebiete so sehr voneinander ab, und gänzlich 'Unbefangene' leugnen immer wieder mit dem Brusttone der Überzeugung, dafs es sich hierbei überhaupt um ernste Forschung handele; da ist es kein Wunder, wenn der 'höheren Kritik' ein allgemeines Mifstrauen entgegengebracht wird und dies sogar in den Seelen scharfsinniger Gelehrten so festgewurzelt ist, dafs fast der Analytiker in den Ruf gläubigen oder abergläubischen Vorurteils gerät. Woran liegt das, wer trägt die Schuld? Sind die Kritiker ihrer Aufgabe nicht gewachsen, oder ist das Unterfangen selbst ein an das Abenteuerliche streifendes Wagnis?

Zunächst mufs man sich vergegenwärtigen, dafs vielleicht auf keinem Gebiete eine so grofse Menge sich zum Mitreden berufen fühlt, ohne auserwählt zu sein: der Reiz des Spekulierens ist grofs, und die höhere Kritik hat in den letzten Jahrzehnten etwa in demselben Grade Philologen beschäftigt, in dem die Textkritik und die philosophische Spekulation an produktiven Mitarbeitern verloren haben. Die Geister, die von Meistern wie Lachmann gerufen sind, können von Lehrlingen nicht gebannt werden, und die führenden Männer geben sich mit dem Bannen nicht ab. Sollen sich da die ihrer Aufgabe nicht gewachsenen Kräfte selbst als unfähig erkennen und am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen? Ihnen fehlt meist das Kriterium, und die Probe auf das Exempel ist bei der höheren Kritik wie bei der Philosophie nicht leicht. Die wenigsten übersehen die Probleme genügend. Die Theologen, die heute die Apokalypse oder die Apostelgeschichte analysieren, haben in der Regel nie ein philologisches Seminar besucht oder sich an profanen Werken versucht; die Philologen kennen oft nur den kleinen Ausschnitt, den sie bearbeiten. Bei wissenschaftlichen Fragen kann jeder mitsprechen ohne Examen und Anstellungspatent, niemand wird auserwählt und niemand ausgeschlossen; ein oberster Gerichtshof fehlt. Nur die Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften können als Censoren fungieren, und unter den produktiv Thätigen bilden sich wohl, wie unter den receptiven Lesern, mit der Zeit Dogmen heraus.

Der über den Stand irgend welches Zweiges der Forschung Erkundigungen Einziehende wird nun ganz verschiedene Antworten erhalten, je nachdem, an welche Kreise er sich wendet, und nirgends vielleicht verschiedenartigere als betreffs der höheren Kritik, deren Existenzberechtigung ja von manchen Seiten überhaupt bestritten wird. So sieht man immer wieder die Grundlagen der Homerkritik ignoriert und aus Ignoranz alles in Frage gestellt; die Nachzügler der Wissenschaft machen theoretisch wichtige Zugeständnisse, um sie im ein-

zelnen aufzuheben; aber unter den meisten Forschern ist, das darf man wohl behaupten, die 'ungefähre Richtigkeit der hauptsächlichsten Resultate' jetzt anerkannt.

Und doch bleibt noch genug Meinungsverschiedenheit auch über wichtige Punkte schon sorgfältig und vielfach behandelter Gebiete. Denn auch Kritikern ersten Ranges begegnen Irrungen, ja ihnen vielleicht die gröfsten, weil sie divinatorisch die Wege erst bahnen, die die übrigen dann gemächlich wandeln oder vorsichtig meiden. Es ist billig und oft nur wissenschaftliches Kannegiefsern, über die Irrgänge der ersten Durchquerer des Urwaldes zu lachen, den Vorgang eines Lachmann oder Krohn nach ihren Fehlern zu beurteilen.

Und doch bleibt ein Odium der Wissenschaft selbst, wenn man auch von allem Persönlichen in der Kritik und von allen Irrtümern und Fehlern ihrer Träger absieht. Auch Kirchhoff erklärt sich für nicht naiv genug 'zu glauben, dafs auf dem Boden solcher Untersuchungen . . . zu völliger Gewifsheit und Übereinstimmung bis in alle Einzelheiten je gelangt werden könne'. Den Grund dafür hat I. Bruns (Platos Gesetze S. 138) so formuliert: 'Die Formen des Denkens sind zu allen Zeiten die gleichen gewesen, und darauf gründet sich unsere Zuversicht bei der Handhabung einer Kritik wie die geschilderte. Aber freilich tritt neben die Konstanz der logischen Form die unendliche Fülle der künstlerischen Variation. Hier kann auch der Sorgfältigste straucheln.'

Verwickelte Gedankengänge und sonderbare Sprünge der Phantasie erfordern neben der Verstandesarbeit einen hohen Grad künstlerischen Nachempfindens, der künstlerische Takt und die ästhetische Anteilnahme des Herzens lassen den Verstand nicht allein ruhig und nüchtern seine Schlüsse ziehen. Ja nach J. Grimms Ansicht müfste der Verstand von Rechts wegen ganz zurückstehen: 'Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren; wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder' (Kl. Schriften I 201). Diese Gefahr liegt in der That bei der Synthese vor, die ja ein Nachdichten ist. Bei der grundlegenden Analyse dagegen mufs der Verstand allein den Variationen des menschlichen Geistes nachgehen und darf sich das Heft nicht aus den Händen winden lassen. Und dafür genügt der logische Verstand, wenn er auch oft irrt und nur allmählich und auf Umwegen sich seinem Ziele nähert.

Die vornehmste Fehlerquelle der höheren Kritik besteht darin, dafs der Kritiker zu viel und zu viel auf einmal erstrebt. Die letzten Fragen will er sogleich, womöglich zuerst lösen. Schon bevor er an die eingehende Analyse einer Komposition geht, macht er sich ein Bild von ihrer Entstehung, das nun natürlich die Analyse beeinflufst; er weifs im voraus, was im grofsen sich ergeben mufs, darum interpretiert er die Einzelheiten nicht mehr unbefangen und haut, wenn die Verhältnisse gar zu verwickelt liegen, den Knoten durch. Die Geschichte der Forschung ist lehrreich: wenn man sich die Probleme auf den verschiedensten Gebieten nicht so einfach gedacht hätte wie die ionische

Naturphilosophie die Entstehung der Welt, so würde man sich vielleicht nie an die schwierigen Fragen gewagt haben. Erst die Einsicht in die Schwierigkeiten macht bescheiden, die Ziele werden niedriger gesteckt, die Prozesse der Beweisführung geschieden und mit dem Erwägen von immer mehr und immer verwickelteren Möglichkeiten nicht nur eine tiefere Perspektive in nebelhafte Fernen geschaffen, sondern eine gröfsere Sicherheit der ersten Resultate angebahnt. In dieser Richtung liegt, wie in Kap. VII erörtert ist, der Fortschritt unseres Forschens, die Verfeinerung und Sicherung unserer Methode.

Wohl am lautesten und häufigsten ist Widerspruch gegen Lachmanns Kleinliedertheorie erfolgt, und die an sich berechtigten Einwände werden noch heute wiederholt, obwohl sie den jetzigen Standpunkt der Homerkritik und seine längst veränderte und gefestigte Begründung nicht mehr treffen. Hier folge eine Auslese.

Geppert (Über den Ursprung der Hom. Gesänge, Vorrede, 1840): 'Man sucht gegenwärtig die vorliegenden Gesänge in eine Anzahl von Parzellen, einzelne Lieder, wie sie genannt werden, zu zerstücken, ohne uns zu zeigen, worin sich dieselben ihrer inneren Beschaffenheit nach von einander unterscheiden. Einige leichte Inkongruenzen in der Zeitrechnung, der mehr oder minder beschleunigte Gang der Erzählung, gröfsere oder geringere Ausführlichkeit in verschiedenen Stellen, ja selbst der äufsere Abschlufs irgend einer Szene nebst anderen unerheblichen Dingen genügen, um sogleich auf mehrere Verfasser zu schliefsen, die, ohne in ihren Produktionen verschieden zu sein, doch für individuell verschieden gelten sollen, und auf diesem Wege sind wir mit einer anscheinend sehr feinen und haarscharfen Kritik zum Schlufs an ein Verfahren gekommen, welches alle Kritik aufhebt[1]) und durch die Vernichtung eines jeden positiven Anhaltes in völligen Atomismus ausartet.'

Nägelsbach (Anm. zur Ilias, 2. Aufl. 1850): 'Ist es nicht ehrlicher, dieselben (Widersprüche) als Thatsache einfach anzuerkennen? Aber folgt aus ihnen sofort eine ursprüngliche Selbständigkeit der einzelnen Lieder und eine Verschiedenheit ihrer Verfasser mit zwingender Notwendigkeit? . . . es mufsten sich in Nebendingen . . . Ungleichheiten einschleichen', wofür N. auf Schiller verweist. 'Die Möglichkeit kleiner Versehen von seiten der Dichter selbst und die Möglichkeit einer Verderbnis des Textes müfsten erst als Unmöglichkeiten [?] dargethan sein, ehe wir uns . . . zu den Folgerungen der Lachmannschen Kritik entschliefsen könnten.'

Nutzhorn (1869, S. 102 f.): 'Es lassen sich noch mehr solche Widersprüche nachweisen, die sowohl im späteren Altertume als in der jetzigen Zeit Anstofs erregt haben. Man hat sie teils aus Interpolationen erklärt, teils in ihnen die Beweise dafür gefunden, dafs ursprünglich selbständige, von einander unabhängige Gedichte existiert hätten, die ein späterer Sammler in ein grofses Werk umredigiert habe, ohne alle Widersprüche mit der nötigen Sorgfalt zu entfernen. Es fragt sich jedoch, ob sie nicht ebensogut vom Dichter selbst

[1]) Vgl. hierzu Gomperz über die Verklammerungen (oben S. 185).

herrühren können. Sind denn andere Schriftsteller von solchen Widersprüchen frei?'

Volkmann (1874, S. 158 f.): 'Sieht man aber von den Wolfschen Voraussetzungen (betreffs Peisistratos) ab, so können diese Widersprüche an sich betrachtet für die Verschiedenheit der Verfasser natürlich nicht das mindeste beweisen . . . Aber sie (Widersprüche) finden sich auch in epischen Dichtungen, welche unzweifelhaft von einem Dichter herrühren und bei denen jeder Gedanke an nachträgliche Verschmelzung ursprünglich heterogener Bestandteile oder umfangreicher Interpolationen abzuweisen ist, und zwar in epischen Dichtungen sowohl älterer als neuerer Zeit.'

Christ (Gr. Lit.-Gesch.[1] S. 34, 1888): 'Ein zweiter Streitpunkt dreht sich um die Widersprüche innerhalb der beiden grofsen Dichtungen. Viele derselben, welche schon die alten Grammatiker beschäftigten, sind unbestreitbar; aber wie grofs ist die Tragweite derselben? Mufs man immer zum Äufsersten, zur Annahme verschiedener Verfasser schreiten? Ich bin nicht so leicht geneigt, zu dem horazischen *quandoque bonus dormitat Homerus* meine Zuflucht zu nehmen; aber doch glaube ich, dafs . . . dieses nicht zur Annahme verschiedener Dichter nötigt, sondern an der Verschiedenheit der Situation und dem Vorkommen in verschiedenen, nicht notwendig hintereinander zu singenden Gesängen seine ausreichende Entschuldigung hat.'

P. Cauer (1892): 'Die Methode der kritischen Behandlung alter Volksepen, der griechischen so gut wie der deutschen, die durch Lachmann begründet ist, besteht im wesentlichen darin, dafs in dem überlieferten Texte sachliche Widersprüche aufgespürt und dann die Stücke, welche widersprechende Angaben enthalten oder doch auf widersprechenden Voraussetzungen beruhen, verschiedenen Autoren zugewiesen werden' (Rh. Mus. XLVII 74; Grundfr. S. 245), und: 'Wenn bisher die Wissenschaft mit gar zu grofser Zuversicht und einseitigem Eifer Anstöfse, die der Inhalt eines alten Epos bietet, dadurch zu erklären meinte, dafs sie verschiedenen Ursprung der widersprechenden Teile annahm, so müssen wir uns bemühen diesen Fehler zu vermeiden' (Grundfr. S. 276).

Endlich Rothe (Widersprüche, 1894, S. 32): 'Ich glaube aber, da ich die wichtigsten Klassen der Widersprüche und Unebenheiten behandelt habe, dafs die angeführten Beispiele genügen, um den Beweis zu erbringen, dafs die Widersprüche ebensowenig wie die Wiederholung gleicher Verse oder selbst ähnlicher Szenen dazu verwendet werden dürfen, um eine Verschiedenheit der Verfasser in den homerischen Gedichten zu erweisen, noch ihre jetzige Einheit einem unfähigen, «stümperhaften» Bearbeiter zuzuschreiben.'

Diesen generellen Bedenken ist gemeinsam der Zweifel an der Begründung der Analyse, worauf ich jetzt nicht mehr eingehe, und an der Tragweite ihrer Schlüsse; dies in Beschränkung auf den vierten Weg Cauers (oben S. 198 Anm. 2). Man mufs einräumen, dafs Lachmanns kategorische Kürze in Verbindung mit jener erwähnten *petitio principii* die Einwände herausforderte — aber nicht mehr, um nur einen zu nennen, Kirchhoffs umsichtige und gemeinverständliche Beweisführung. Aber man wird vielleicht weiter einräumen müssen, dafs die

Analyse allein überhaupt keine vollständigen Schlüsse auf die Entstehung der Epen gestattet. Sie erkennt die Fugen und das relative Alter der Bestandteile; die Ausbeutung von Quellen schon nur in Verbindung mit der vergleichenden Quellenkritik. Die Wiederherstellung der älteren Phasen und Entwürfe überläfst sie der Synthese, und ihr auch die genetische Erklärung der überlieferten Komposition aus jenen älteren Beständen. Je verwickelter hier die Verhältnisse liegen, um so gröfser ist die Gefahr des Irrtums.

Soll aber bewiesen werden, dafs nicht ein Verfasser, sondern mehrere neben oder nacheinander thätig gewesen seien, so reicht dafür die innere Kritik ohne äufsere Daten nicht aus. 'Was ich aber festhalten werde und mit der Sicherheit eines mathematischen Axioms im folgenden zu verwenden gedenke, ist das: Unmöglich ist, dafs derselbe Mann, welcher a und b als gegensätzliche Werte gesetzt hat, sie in derselben Rechnung beliebig vertauscht', sagt Bruns (Platos Gesetze S. 138). Das ist für eine mathematische Schrift unbestreitbar, und wohl auch für philosophische Deduktionen, bei denen die gemeinschaftliche Arbeit zweier Autoren gesichert ist. Aber wie mathematische Formeln das Geistesleben nie ganz treffen und umspannen (so sind die Trinkvereine und der dritte Chor Platons nicht Gegensätze in mathematischem Sinne), so würde die Anwendung des Brunsschen Satzes sofort falsch werden bei Dichtungen, oder wenn die Hand eines Bearbeiters erst erschlossen werden soll, also doppelt falsch bei Homer. Das haben die modernen Analogien in der That gelehrt. Für den jugendlichen Schiller war der Tyrann gar kein Mensch, König Philipp entweder ein Gott oder ein Teufel, 'ihn gebar kein Weib'; aber dann drohen ihm wichtige Reformen: 'Man erwartet — ich weifs nicht welches? Ungeheuer, sobald von Philipp dem Zweiten die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet', erklärt Schiller selbst in der Vorrede der Thalia. Und doch findet man im Don Carlos das Ungeheuer, dem nur einige Menschlichkeit ziemlich äufserlich zugesetzt ist. Dieses Beispiel scheint mir schlagend, die Nutzanwendung auf der Hand liegend. Die Analyse darf nicht mehr versprechen, als sie leisten kann: dann werden sich auch ihre bisherigen Gegner zu ihr bekehren.

Die Textanalyse hat allein die Entscheidung betreffs der Einheit des analysierten Werkes, aber nicht betreffs der Einheit des Verfassers. Die Lösung dieser Probleme kann sie vorbereiten und wesentlich dabei mitwirken, aber die Entscheidung mufs sie anderen Faktoren überlassen, vor allem äufseren Zeugnissen. Zu den äufseren Daten gehören aber auch Religion, Kunst und jede Art der Kultur; in der Mitte stehen Sprache und Metrik. Finden sich auch hierin evidente Abweichungen und Widersprüche, wie es bei Homer der Fall ist, so wird sich aus ihnen der Anteil mehrerer Verfasser oder auch ganzer Generationen nachweisen lassen. Dafs man aber diese Folgerungen auch der mystischen Zauberkraft der inneren Analyse zugeschrieben hat, war ein Fehler nicht nur Lachmanns: auch seine Gegner haben sich gründlich betreffs der Tragweite der Analyse getäuscht und, indem sie nicht nur die weiteren Folgerungen, sondern die ganze Kritik ablehnten, das Kind mit dem Bade aus-

geschüttet, obwohl einige nachträglich das Kind wieder retten wollten. Wer aber wie Cauer und manche Historiker die sprachlichen, metrischen und kulturellen Widersprüche den aus dem Gedankengange erwachsenen gleichwertig an die Seite stellt, wird zwar fruchtbare Anregungen für die weitere Forschung liefern können, aber das Nächstliegende nicht erreichen, ein festes Fundament. Denn nur die Textanalyse kann erstens den Umfang mangelhaft gefügter Bausteine und zweitens Alter und Ursprünglichkeit des Materiales ermitteln. Altertümliche Worte und Sprachformen sowie metrische Altertümlichkeiten können formelhaft ererbt sein: junge Formen, junge Wortbildungen und metrische Neuerungen lassen sich auch ohne Analyse nachweisen, aber alte Lieder werden noch nicht durch altertümliche Färbung bestimmt. Eisen ist gewifs jünger als Bronze, aber doch jahrhundertelang neben ihr gebraucht: vielleicht gehören also die Verse, in denen Eisen vorkommt, schon einer relativ jungen Zeit des Homerischen Epos an, obwohl auch das unsicher ist; aber sicher ist, dafs die Erwähnung von Bronze nirgends ein hohes Alter der sie erwähnenden Verse oder gar des ganzen Gesanges, worin diese vorkommen, garantiert. Dagegen wird oft gefehlt (Cauer S. 187 284). Und zudem wissen wir gar nicht, in welchem Stadium der epischen Dichtung das Eisen aufkam, ob es älter als unsere ältesten Gesänge war oder nachträglich älteren und jüngeren Büchern eingefügt ist. Nur die Analyse kann über die relative Chronologie entscheiden, alle anderen Momente sind hierbei sekundär.

Für gefährlich halte ich auch (trotz S. 7 f.) die meisten Versuche, nach rein stilistischen Indicien Quellenscheidungen vorzunehmen, wie Blafs früher mittels des Hiates Stücke von Aristoteles' Dialogen aus den erhaltenen Lehrschriften ausscheiden wollte. Theologische Interpreten benutzen gern eine wenigstens für oberflächliche Betrachtung scheinbare Gleichheit der Sprache in verschiedenen Briefen oder sonstigen Schriften des N. T., um die Einheit ihres Verfassers zu beweisen: als ob selbst völlige Gleichheit die These positiv bewiese! Auch negativ mufs man vorsichtig sein, wie z. B. Tacitus' wechselnder Stil beweist; und darum ziehe ich meinen Ausdruck (Wschr. f. kl. Phil. 1898 Sp. 513), die Sprachstatistik des 3. Evangeliums und der Apostelgeschichte entschiede 'schlechterdings' gegen die einheitliche Abfassung durch Lukas, zurück: die Zahlen können nur gewifs nicht für Blafs zeugen, und vielleicht auch nicht für mich. Aber die Entscheidung der Kritik liegt allein in inneren Gründen. Auch wenn die Statistik für Blafs günstig wäre, so verkennt doch der auf diesem Gebiete nicht heimische Gelehrte die Sachlage, wenn er schliefst, 'dafs die Quellenscheidung hierdurch vollständig *ad absurdum* geführt wird' (N. kirchl. Ztschr. IX 519).

Als sekundäre Momente haben alle diese Gesichtspunkte einen unschätzbaren Wert. Aber eine feste Grundlage aller höheren Kritik wird nur von einer sich in alle Einzelheiten der Komposition versenkenden, alle logischen Verstöfse erklärenden und das Ganze nicht aus den Augen verlierenden philologischen Interpretation geliefert: das ist die verstandesmäfsige Analyse.

AUTOREN UND STELLEN

DIE STÄDTE DES MITTELALTERS UND DIE KIRCHE

Von Georg Liebe

'Es war keine Anstalt zu treffen, kein Plan zu verabreden, einer Mission bedurfte es nicht: wie über das geackerte Gefilde hin bei der ersten Gunst der Frühlingssonne die Saat allenthalben emporschiefst, so drangen die neuen Überzeugungen, durch alles, was man erlebt und gehört hatte, vorbereitet, in dem gesamten Gebiete, wo man deutsch redete, jetzt ganz von selbst oder auf den leichtesten Anlafs zu Tage' — so hat Ranke die erste Ausbreitung der Reformation charakterisiert.[1]) Die wichtigsten Träger dieser reifsend schnellen Bewegung sind die Städte gewesen. Wir werden ihrem vielfach opferfreudig bethätigten Eifer für die evangelische Lehre kein Unrecht thun, wenn wir annehmen, dafs keineswegs allein religiöse Gründe ihr Verhalten bestimmten. Abgesehen von den Schäden des kirchlichen Lebens bestand auf zu vielen Gebieten ein Gegensatz zwischen den Ansprüchen der mittelalterlichen Kirche und der in ganz neue Bahnen einmündenden städtischen Entwickelung. Der augenfälligste dieser Gegensätze, der politische, wie er in den Kämpfen der rheinischen Bischofsstädte gegen die Stadtherren hervortrat, in der Mark aus der Unterstützung der gebannten Wittelsbacher wider den Papst erwuchs, war nicht der innerlichste; weit tiefer greifend, weil weiteste Kreise in Mitleidenschaft ziehend, waren andere: wirtschaftliche und soziale.

Die städtische Kultur hatte ihre Grundlage in Bestrebungen, die den bisherigen, von der Kirche sanktionierten volkswirtschaftlichen Anschauungen widersprachen. Als Gott wohlgefälliger Erwerb galt der Kirche nur der durch Ackerbau; der Lebensnerv der Städte wurde besonders seit den durch die Kreuzzüge neu geschaffenen Verkehrsbeziehungen mehr und mehr der Handel.[2]) Durch ihn und das von ihm geförderte Handwerk bildete sich erst in den Städten ein vom Grundbesitz unabhängiges Kapital und damit ein Faktor, der in steigendem Mafse die Volkswirtschaft beeinflufste. An Stelle der Naturalwirtschaft trat die Geldwirtschaft, und der steigenden Nachfrage nach Kapital vermochte das Angebot bald nicht mehr zu genügen. Dieser unaufhaltsamen Entwickelung, die das Gedeihen des städtischen Erwerbslebens bedingte, trat die Kirche schroff entgegen. Sie, die schon bei Gelegenheit der cluniacensischen Reformen den Darlehnsgeschäften der bisher gröfsten Kapitalisten, der Klöster, sich widersetzt hatte, stellte den Grundsatz auf, dafs das Anwachsen des

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation II Kap. 3.

[2]) v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung S. 750 f.

Kapitals durch Zinsen naturwidrig, darum verwerflich sei, und brandmarkte das mit dem Namen Wucher belegte Zinsgeschäft. Und doch vermochte die päpstliche Kurie selbst mit dem Wachsen ihrer Ansprüche der neuen wirtschaftlichen Elemente nicht zu entraten. Die Einziehung von Abgaben aus entlegenen Ländern verschiedenen Münzfufses liefs früh die Einführung des Wechsels in seiner doppelten Bedeutung als Umtausch und Anweisung geboten erscheinen. Für diese Geschäfte gewährte die kommerzielle Entwickelung der italienischen Stadtrepubliken die geeigneten Vermittler in den überall verstreuten lombardischen Kaufleuten, die als Vertreter ihrer heimischen Bankhäuser neben den päpstlichen Depositen- und Kreditgeschäften auch solche für Private besorgten und nicht selten die Schaffung von Ausnahmegesetzen für ihren Geschäftszweig herbeiführten.[1]) Ob auch die Phantasie des grofsen Florentiners die Geldhändler mit den Sodomiten in denselben Höllenkreis bannte[2]), die Lombarden sind seit dem XII. Jahrh. die Lehrer Europas im Geldverkehr geworden, von deren Einflufs noch zahlreiche sprachliche Reste zeugen. In Deutschland blieb ihre Einwirkung, die nie die Bedeutung wie in Frankreich, England, Flandern erlangte, auf den Westen und Süden beschränkt. Dem Bedürfnis der Kapitalaufnahme kam man durch Umgehung des kirchlichen Verbots entgegen, indem man den geschäftlichen Vorgang verschleierte: das Zinsnehmen für ein Kapital bezeichnete man als Kauf einer Rente. Indessen für das im städtischen Verkehr unumgänglich nötige kurzfristige Darlehn war diese Form nicht zu verwenden; hier boten Aushilfe nur die, welche sich über das kanonische Verbot hinwegzusetzen vermochten, die Juden. Durch ihre gröfsere Zahl drängten sie schliefslich auch die lombardischen Konkurrenten zurück und erreichten thatsächlich ein Monopol auf das Darlehnsgeschäft mit beweglichem Pfand, ihnen selbst eine Quelle der Macht wie der Gefahr. Auch Angehörige des Klerus sahen sich nicht selten genötigt, zu ihnen ihre Zuflucht zu nehmen, und kirchliche Gefäfse und Gewänder fanden sich mit weltlichem Schmuck und Gerät zusammen in der Truhe des Wucherers der Judengasse.

Die asketische Verneinung der von der Wirklichkeit gestellten Forderungen, die die Kirche zur Theorie des Zinsverbotes trieb, hat sie sehr zu ihrem Vorteil geltend gemacht in der Frage der Freiheit von Kommunalabgaben. Der straffen Konzentrierung obrigkeitlicher Rechte, auf die die Städte von Anfang hinarbeiteten, widersprach die Tendenz einer Genossenschaft, einen Staat im Staate zu bilden. Von den beiden unabweislichen Korrelaten des von der städtischen Ringmauer gewährten Schutzes, Wachen und Schossen, mochten die Geschorenen leicht die erstere Verpflichtung als standeswidrig abweisen, aber sie hielten zähe auch an der Abgabenfreiheit fest. Die Städte dagegen hatten um so mehr Ursache, die Berechtigung zu direkter wie indirekter Besteuerung aller Insassen festzuhalten, als die Leistungsfähigkeit der Bürger

[1]) Schneider, Die finanziellen Beziehungen der florentinischen Bankiers zur Kirche 1285—1304 (1899); Liebe, Anfänge der lombardischen Wechsler im deutschen Mittelalter (Zeitschr. f. Kulturg. 1894).

[2]) Hölle XI 50.

durch das Steigen der öffentlichen Lasten, der Preise, der sozialen Ansprüche ständig abnahm, die des Klerus dagegen wuchs. Unter den direkten Steuern mufste die älteste, der Grundzins, eine immer stärkere Einbufse erleiden, je mehr der Besitz der Kirche durch Schenkungen weltlicher Grundstücke wuchs, die solchergestalt der bürgerlichen Abgabenpflichtigkeit entzogen wurden. Frühzeitig regte sich daher in den Städten das Bestreben, das Umsichgreifen der toten Hand zu hindern. Man pflegte die Bestimmung zu erlassen, dafs statt der Immobilien nur ihr Kaufpreis zu geistlichem Vermächtnis Verwendung finden dürfe oder dafs sie binnen Jahresfrist wieder an Weltliche veräufsert werden müfsten. Das älteste derartige Verbot findet sich in den Bremer Stadtrechtsaufzeichnungen 1220—26; es erging weiterhin in Erfurt 1281, in Regensburg 1308, in Dortmund 1332, in München 1345, in Köln 1385, in Münster 1485.[1]) Auch als geistliche Mitgift wollte man Grundbesitz nicht zulassen; 1435 verzichtet das Kloster Teistungenburg im Eichsfeld auf das Erbe einer Bürgerstochter von Duderstadt mit Berufung auf der Stadt Gewohnheit, 'dafs jedes Kind, das sich begiebt in ein Kloster, Verzicht thun soll seines väterlichen Erbes.'[2])

Gehässiger noch erschien die Verweigerung der indirekten Steuern, des Ungelds, weil der Klerus im Gewerbe und Handel als Konkurrent des Bürgertums auftrat. Ist in den Klöstern mehrfach Gewerbebetrieb nachgewiesen, so haben sie wie die Weltgeistlichkeit früh danach getrachtet, sich den Anteil am städtischen Handelsleben für den Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte zu sichern. Darauf zielte schon das Bestreben der Landklöster, in den benachbarten Städten ausgedehnte Höfe zu erwerben, die, für gewöhnlich als Speicher dienend, von den Stadträten mit Vorliebe zur Einquartierung fürstlicher Gäste und ihres Gefolges benutzt wurden. Aber auch die städtische, besonders die Stiftsgeistlichkeit bezog ja einen grofsen Teil ihrer Einkünfte in Naturalien, deren Menge mehr und mehr den Bedarf überstieg, und nur zu gern benutzte sie das Vorrecht zollfreier Einfuhr zu einem schwunghaften, der bürgerlichen Konkurrenz überlegenen Handel besonders mit Wein.[3]) In Worms und Speier mit ihrer gesegneten Umgebung ist dieser Anspruch die Quelle erbitterter Zerwürfnisse geworden, die, bis ins XVI. Jahrh. reichend, zuweilen in offenen Kampf ausbrachen. Jahrhunderte lang kehrt in den Verträgen zwischen Stadt und Klerus unter den streitigen Punkten auch das Weinungeld wieder. Da ist es nicht zu verwundern, wenn während des letzten Aktes dieser Kämpfe 1500 ein Wormser Bürger seinem Unmut in den anzüglichen Worten Luft macht: 'Wollt einer den Pfaffen ein Gulden um Gotts Willen geben, sie nähmen ihn viel lieber denn einen Heller, denn sie haben viel Kinder und Weiber, die sie

---

[1]) Lübeckisches Urkundenbuch I Nr. 32; Beyer, Urkundenbuch der Stadt Erfurt I Nr. 311; Hüllmann, Städtewesen IV S. 129; Knieke, Einwanderung in die westfälischen Städte S. 132.

[2]) Wolf, Urkundenbuch von Duderstadt S. 92.

[3]) Kaser, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertum zu Beginn des XVI. Jahrh.

müssen ernähren.'[1]) In richtiger Erkenntnis der durch die Steuerfreiheit erzeugten Verbitterung versuchte später die Geistlichkeit in manchen Städten durch Entgegenkommen den heraufziehenden Sturm zu beschwören. 1521 erklärte sie sich in Eisenach bereit, Steuer und Ungeld gleich anderen Bürgern zu zahlen. Der Chronist bemerkt dazu: 'Es thät ihnen vielleicht der Graus von des Luthers wegen.'[2])

Beruhte von alters die materielle Macht der Kirche auf der Naturalwirtschaft, so wufsten die geistlichen Körperschaften doch auch die heftig bekämpfte Geldwirtschaft in ihrem Nutzen zu verwenden, und das Zusammenströmen des Kapitals bei ihnen machte sich im städtischen Wirtschaftsleben merklich fühlbar. Indem sie von dem oben erwähnten Auskunftsmittel des Rentenkaufs ausgiebigen Gebrauch machten, konnte es nicht fehlen, dafs bei der wachsenden Verschuldung die meisten Bürgerschaften in drückende materielle Abhängigkeit von ihrem Klerus gerieten. Bezeichnenderweise erhob sich im Gefolge der Reformation alsbald der Ruf nach Ablösung der geistlichen Zinse. In Regensburg wurde sie 1523 zwangsweise durchgesetzt mit zwanzig für einen Gulden.[3]) Und selbst in einer Stadt, die wie Schlettstadt die kirchlichen Neuerungen zurückwies, liefs man doch durch kaiserliches Privileg 1526 die Zinsablösung als wirtschaftliche Notwendigkeit verbürgen.[4]) Unter solchen Umständen ist es erklärlich, dafs die Stadträte frühzeitig nicht nur die Heranziehung der Geistlichen zu allen bürgerlichen Lasten, sondern geradezu ein Aufsichtsrecht über die Kirchen und ihre Einkünfte angestrebt haben. 'Es war eine Vorbereitung des Gemeindeprinzips der Reformationszeit. Der Rat sieht im Pfarrer nicht sowohl ein Organ der allgemeinen Kirche als einen Gemeindebeamten.'[5])

Ein anderes Gebiet, auf dem die kirchlichen Sonderansprüche zu einem Grundprinzip städtischen Wesens in schroffen Gegensatz traten, war das Gerichtswesen. Die Schaffung eines gesonderten Bezirks mit einem Recht, das nur für dessen Umfang, hier aber für alle galt, war ein wesentliches Kriterium städtischer Entwickelung. Die Kirche aber, deren Forderungen in den päpstlichen Dekretalensammlungen zu definitiver Formulierung gelangten, beanspruchte nicht nur für ihre Angehörigen einen besonderen Gerichtsstand zu eigenem Recht, sie zog auch gewisse Delikte, in denen ein Konflikt mit den sittlichen Gesetzen gefunden werden konnte, ausschliefslich vor ihr Forum, so die Familiensachen, die fleischlichen Vergehen, den Zinswucher, und durchkreuzte durch das den Gotteshäusern zustehende Asylrecht die öffentliche Kriminaljustiz. Die überall gewahrte kirchliche Tendenz straffer Konzentrierung führte früh zur

---

[1]) Monumenta Wormatiensia ed. Boos S. 361.

[2]) Deutsche Städtechroniken, Augsburg V (Cronica des W. Rem) S. 160.

[3]) Ebd. S. 182.

[4]) Geny, Die Reichsstadt Schlettstadt 1490—1536 (Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes I 5 6) S. 201.

[5]) Priebatsch, Staat und Kirche in der Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters (Zeitschr. f. Kirchengeschichte XXI).

Einrichtung von Appellationsstufen: vom geistlichen Offizial an den Bischof, von diesem an den Papst. Das ferne Oberhaupt der Kirche erhielt so einen gewöhnlich durch delegierte Geistliche ausgeübten Einflufs auf die internste Kommunalangelegenheit, der in zahllosen Fällen zu Tage tritt.[1] Mit Recht sagt Stintzing in seiner Geschichte der Rechtswissenschaft: 'Bis zum XIV. Jahrh. hatte die geistliche Jurisdiction im deutschen Leben eine Bedeutung gewonnen, welche die der weltlichen Gerichte wenn nicht überwog, so doch ihr jedenfalls gleichkam.' Vom weitestgehenden Einflufs war es, dafs der Klerus nicht nur eigenen Gerichtsstand, sondern auch eigenes Recht hatte; er wurde so einer der Hauptvermittler für die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland. Denn da die Mitglieder der Kirche von alters im Gegensatz zu den Stammesrechten nach römischem lebten, bestand für dieses in der Form des kanonischen eine ununterbrochene Tradition. Auch aufserhalb des geistlichen Forums mufste es im städtischen Rechtsleben Macht gewinnen, da die Stadtschreiber wie die fürstlichen Kanzler bis ins XV. Jahrh. in der Regel Geistliche und sehr geneigt waren, die Resultate ihrer wenn auch keineswegs immer gründlichen juristischen Bildung auch auf ihren weltlichen Geschäftskreis anzuwenden, wovon häufig römisch-rechtliche Ausdrücke in den Urkunden zeugen. Auf diesem Gebiete hat allerdings später der Romanismus den Sieg davon getragen, als er auf religiösem und wissenschaftlichem zurückgedrängt wurde.

Konnte es die Stadt unmöglich dulden, dafs in ihrer auf Solidarität der Rechte und Pflichten beruhenden Gemeinschaft sich eine auf Wahrung von Sonderinteressen gerichtete Tendenz behauptete, so führte die Centralisierung der Verwaltung notgedrungen auch zum Übergreifen auf Gebiete, welche bisher als unbestrittene Domäne der Kirche gegolten hatten. Solche waren das der sozialen Fürsorge und des Unterrichts. Die Versorgung der Armen und Kranken wurde im Mittelalter ausschliefslich als Sache der Kirche angesehen, auch die private Wohlthätigkeit wurde meist in der Form geübt, dafs den geistlichen Körperschaften Spenden und Vermächtnisse zur Verfügung gestellt wurden, aus denen dann die Verteilung der Almosen meist in Form von Naturalien erfolgte. Es ist nicht zu leugnen, dafs das Mittelalter in Werken der Barmherzigkeit Grofses geleistet hat. In allen Ortschaften erhoben sich die zum Teil noch heute fortbestehenden Hospitäler, die in der Regel sowohl Armen wie Kranken zur Aufnahme dienten, vor den Thoren die Leprosorien für die durch Aussatz von der bürgerlichen Gesellschaft Geschiedenen und die Elendenherbergen für arme Pilger. An keiner Klosterpforte pochte der Hungrige vergebens an, und zahllose milde Spenden an Speise, Trank und Bädern sollten das Gedächtnis an die Geburts- oder Todestage der Urheber oder ihrer Anverwandten wach erhalten. Und doch ist alle diese Fürsorge nicht im stande gewesen, der Proletarisierung zu steuern, über deren unheimliches Anwachsen alle Zeitquellen einig sind. In übertreibender Entrüstung konnte Eberlin von Günzburg sagen: 'Von fünfzehn Menschen im deutschen Land arbeitet nur

[1] Vgl. Repertorium Germanicum I 1431, herausg. vom Kgl. preufs. hist. Institut 1897.

einer, vierzehn gehen müſsig und betteln.' Es war eben, wie Luther sagt: 'Die Papisten machen aus Bettelwerk Gottesdienst.' Die christliche Anschauung vom sittlichen Charakter der Armut verlieh nur zu leicht dem Bettel einen unverdienten Nimbus. Wie anschaulich berichtet nicht Luther aus seinen Magdeburger Schulerinnerungen von jenem Anhaltiner Fürsten, den er als terminierenden Barfüſser den Sack habe schleppen sehen wie einen Esel: 'Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und muſste sich seines weltlichen Standes schämen.' Es konnte nicht fehlen, daſs jeder Tagedieb sich diese Anschauung zu nutze machte, und unter den 28 Arten von Bettlern, die der Basler Pamphilus Gengenbach 1509 in seinem *Liber vagatorum* aufzählt, spielen die frommen Betrüger nicht die geringste Rolle. Beispielsweise muſste die Sitte, Wallfahrten durch Stellvertreter erledigen zu lassen, geradezu dem Landstreichen Vorschub leisten. Auch die Lehre von den guten Werken übte hier einen schädlichen Einfluſs, denn die Wohlthätigkeit des Mittelalters hatte gar nicht die Absicht, den Armen aus seiner Notlage zu reiſsen; nicht Arbeit war der Entgelt für die empfangene Gabe, sondern das Gebet, das dem Spender zu gute kam. Eigennutz des Gebers und Trägheit des Empfängers entsprachen sich, und alle Wohlthaten blieben in ein Sieb geschüttet.

Den Städten, wo sich ohnehin bei dem verschärften Kampf ums Dasein das meiste Proletariat sammelte, muſste der Wanderbettel besonders ein Dorn im Auge sein, und wir finden daher seit den Anfängen städtischer Polizei das Bestreben, das notwendige Übel auf die Einheimischen zu beschränken und nur diesen die städtischen Wohlthaten zuzuwenden. Diese Notwendigkeit erläutert noch 1523 drastisch eine Schrift über Altenburger Zustände: 'Man hat vor einem Jahre fürgenommen eine gemeine Collecten zu Unterhaltung der Armen, darzu auch zweene Kasten vor die Kirche gesetzt und hernachmals fremder Bettler und Schüler Umblaufen untersagt. Aber leider sollichs christenlich Vornehmen ist bisher nit alleine nit fortgangen, sondern auch mehr zurück gefallen. — Obwas Altenburg eine arme Stadt ist und schier ganz gefressen von Bettlern und Müſsiggehern, doch wird sie ohne Zweifel ihre Armen erhalten mögen, wo ihr nit gestattet, daſs ihnen die fremden Bettler und andere Schinder das Brot aus den Zähnen reiſsen.'[1]) Zu diesem Miſsbrauch der Barmherzigkeit kam ein anderer: mit dem zunehmenden Verfall der Geistlichkeit erwachte mehr und mehr das Miſstrauen gegen die ordnungsmäſsige Verwaltung der Spenden. Wie nach Kasers richtiger Bemerkung[2]) die Zeitkrankheit des brutalen Egoismus und das Schwinden des Gefühls der Verantwortlichkeit die eigennützige Finanzverwaltung der städtischen Behörden und die revolutionären Ausbrüche der Volkswut im Anfang des XVI. Jahrh. veranlaſsten, so erhielt der Argwohn auch gegen den Klerus reichliche Nahrung. Die Sage von dem lieblichen Vermächtnis Walthers von der Vogelweide für die seinen Grabstein besuchenden Vögel, das sich nachher die Würzburger Domherren aneigneten,

---

[1]) Link, Von Arbeit und Betteln. 1523.

[2]) A. a. O. S. 182.

wird oft genug ihr Gegenbild in der Wirklichkeit gefunden haben. Ein Augsburger Meistersang von 1449 geifselt scharf den mit den Almosen getriebenen Mifsbrauch:

Den Geistlichen ist Almosen nit gegeben,
Dafs sie der Christenheit widerstreben.
Sie führen unordentlich ihr Leben. —
Das Almosen, das ludert und spielt,
Das Almosen das raubt und stiehlt,
Das Almosen keiner Büberei befiehlt.
Das Almosen, das tanzt und springt,
Das Almosen hofiert und singt,
Das Almosen alles Unrecht vollbringt.[1])

Eine Kontrolle der in geistlichen Händen ruhenden milden Stiftungen mufste daher der Stadtverwaltung sehr wünschenswert erscheinen. Die gewöhnliche Form dafür war, dafs angesehene Bürger als Rektoren oder Provisoren die Aufsicht über die Finanzen der Anstalt führten. Schon Ende des XIII. Jahrh. finden wir dies Verhältnis in Strafsburg, Speier, Mainz, Köln, Frankfurt, Magdeburg, Osnabrück.[2]) Eine wirkliche städtische Armenpflege wurde in Frankfurt 1428 durch eine private Stiftung für Hausarme begründet.[3]) Sie wurde eine ganz allgemeine Folge der Reformation. Die erste Almosenordnung erliefs Augsburg 1522. Danach wurde jetzt von Rats wegen gesammelt und die Armen kontrolliert.[4]) Bei den aufständischen Bewegungen, die sich 1525 auch in den Städten regten, war es eine häufig wiederkehrende Forderung, dafs die milden Stiftungen fortan nicht mehr für unwürdige Geistliche, sondern wirklich für Arme verwendet werden sollten; in Frankfurt wurde 1530 der Almosenkasten gestiftet und aus eingezogenen Kirchengütern gespeist.[5])

Wie die Bildung im Mittelalter geistlichen Charakter trug, so auch die Stätten ihrer Pflege: Universitäten und Schulen. Der Name des Klerikers, wie ihn auch das sehr ungeistliche Völkchen der Vaganten sich beizulegen pflegte, bezeichnet allgemein nicht den Inhaber eines kirchlichen Amtes, sondern einen Mann im Besitz der Bildung, die nur den geistlichen Studien erreichbar war, und Kaiser Friedrich II. heifst in der Magdeburger Schöffenchronik ein 'gud pape geleret'.[6]) Daher betrachtete die Geistlichkeit die Erteilung des Unterrichts als ein eifersüchtig gewahrtes Monopol. Die ersten Schulen fanden sich in den Städten mit den Kathedralkirchen verbunden, und einzelne, wie die Magdeburger Domschule, genossen früh eines ausgezeichneten Rufes. Mit der wachsenden Ausbreitung der Städte mufste es schon mit Rücksicht auf die räumliche Entfernung wünschenswert erscheinen, in verschiedenen Stadtgegenden Schulen zu haben. Sehr anschaulich erläutern dieses Bedürfnis einige Ge-

---

[1]) Uhland, Volkslieder Nr. 165.
[2]) Maurer, Städteverfassung III S. 46; Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter I S. 81; Hertel, Urkundenbuch von Magdeburg I; Philippi-Bär, Urkundenbuch von Osnabrück III.
[3]) Kriegk a. a. O. S. 163. [4]) Cronica des W. Rem (s. o.) S. 172.
[5]) Kriegk a. a. O. S. 171. [6]) Deutsche Städtechroniken, Magdeburg S. 150.

nehmigungen geistlicherseits für Schulgründungen. 1252 geschah dies in Lübeck für eine Schule bei der Marktkirche, *'cum ad scolas maioris ecclesiae propter viam lubricam et prolixam pueris difficilis sit accessus'*; 1262 folgte eine weitere bei St. Jakob. In Breslau durfte 1267 eine neue Anstalt bei St. Magdalenen angelegt werden, *'quod pueri et maxime parvuli frequentantes scolas extra muros civitates, dum ad easdem scolas accedunt, tum propter locorum distantiam ac passus et accessus difficiles, qui sunt in pontibus strictis et fractis super flumina, tum etiam propter multitudinem hominum, curruum et equorum per praedictas pontes et viam frequentantes et assidue transeuntium multa dispendia et incommoda sustinent.'*[1]) Indessen hielt die Geistlichkeit auch über solche neu angelegte Schulen ein Aufsichtsrecht fest, gewöhnlich in der Form, daſs dem Domscholaster die Ernennung des Schulmeisters zukam. Zu Worms erlieſs 1307 die Vereinigung aller Stifter eine Ordnung für die Pfarrschulen. Abschüttelungstendenzen der Gemeinden haben in vielen Städten zu erbitterten Streitigkeiten geführt, die nicht selten gleich den Besteuerungsversuchen das Interdikt heraufbeschworen, wie 1338—1341 über Stendal.[2]) Auch erhielten diese Pfarrschulen nicht die volle Befähigung der allein als voll geltenden Domschule: sie durften neben den Elementargegenständen vom Latein nur die Anfangsgründe lehren. Mit der fortschreitenden städtischen Entwickelung mehrte sich die Zahl der Bildungsbedürftigen, minderten sich ihre Ansprüche. Immer weniger handelte es sich um eine Grundlage für gelehrte Studien als um die Anforderungen des praktischen Lebens für Kaufleute und Handwerker, die nur Lesen, Schreiben und Rechnen benötigten. Solche eigentliche Volksschulen entstanden zuerst in den groſsen Handelsstädten Süddeutschlands und der Hansa, dann in steigendem Maſse auch in kleineren Städten. Sie hieſsen deutsche Schulen, ihre Lehrer deutsche Schreiber. Unter diesem Namen führt sie die liebliche Erzählung vor, wie sie 1487 mit ihren Lehrknaben und -maidlein zu Nürnberg auf die Veste ziehen, den alten Kaiser Friedrich III. zu begrüſsen.[3])

Während so ein Mindestmaſs von Kenntnissen immer weitere Kreise gewann, erhoben sich in den Städten zum erstenmal Weltliche zur höchsten Höhe geistiger Bildung; der deutsche Patriziat war ein Hauptförderer des Humanismus. Gewährten doch die Städte erst die Möglichkeit, die Studien nicht nur als Luxus, sondern zum Erwerb zu betreiben, schon durch die rasch sich vermehrende Klasse der städtischen Beamten, für die wegen der Schreibgewandtheit nicht selten der Schuldienst eine Vorstufe bildete. Hier entstand zuerst eine Gesellschaft, die, durch ihre Handelsinteressen gewöhnt den Blick in die Ferne zu richten, das Bedürfnis empfand, über den engen Kreis lokaler Beziehungen hinauszugehen, der Beobachtung den Vergleich folgen zu lassen. Der Geist der Kritik, der seinen volksmäſsigen Ausdruck in der Satire fand, erhielt neue Nahrung. Genährt durch das Zusammendrängen vieler Menschen, hatte er sich erst den nächsten Objekten zugewendet und in der Namengebung

[1]) Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland S. 249.
[2]) Boos, Urkundenbuch von Worms II 49; Götze, Geschichte der Stadt Stendal S. 130.
[3]) Städtechroniken, Nürnberg IV S. 382.

ein ergiebiges Feld gefunden, die, mit dem XIV. Jahrh. einsetzend, grofsenteils dem Spott ihren Ursprung verdankt. Es folgten die typischen Scherze über gewisse Berufe und entsprechend der schroffen wirtschaftlichen Isolierung die der einzelnen Ortschaften übereinander. Aber wie die städtische Geschichtschreibung von der lokalen Gebundenheit zur Betrachtung weiterer politischer Beziehungen fortschritt, so gewann die bürgerliche Satire den Mut, sich immer höhere Ziele für ihre Pfeile zu setzen. Immer rücksichtsloser wagte sich im XV. Jahrh. kecker Spott zwar nicht an die Einrichtungen der Kirche, aber an deren Träger. Auch der Klerus verfiel der sozialen Satire, Unbildung, Faulheit und Lüsternheit wurden typische Züge in einem Bilde, das später im XVI. Jahrh. pastose Ausführung fand. Auch an Stellen, denen jede humoristische Tendenz fern lag, trat das oppositionelle Element zu Tage. Im Wappen der Stadt Worms hält seit 1498 nicht mehr St. Peter den Schlüssel, sondern zwei Drachen, und noch früher hat der Bär im Siegel von St. Gallen das ehemals dem Abt dargebotene Brot aus den Pranken verloren, die er drohend hebt.[1]) Wie aus den Initialen des Wormser Eidbuchs vom Anfang des XV. Jahrh. Mönchsköpfe mit ausgestreckter Zunge hervorwachsen[2]), so tritt in der städtischen Historik mehr und mehr die antiklerikale Gesinnung zu Tage. Es spricht doch schon von grofser Selbständigkeit, wenn ein einfacher Bürger, der oben angeführte Wormser Anonymus, sich 1500 über das Interdikt äufsert: 'Hätten die Pfaffen es hinweg können tragen, sie hätten uns alles das wieder genommen, das sie uns geistlich gelehrt haben. — Demnach als die Pfaffen predigen, so der Mensch ist in der Zeit der Gnaden, dafs er viel gutes thun soll, so sag ich, es wäre wohl und gut, aber aus derselben geistlichen Lehre so nehme ich eine weltliche Lehre, Gott und seiner lieben Mutter nit zu Leide, und spreche also: So ein Stadt ist in der Zeit der Gnade und des Friedens, so soll sie ihr selbst viel gutes thun und soll bestellen viel Büchsen, Langspiefs und Helmbarten.'

Die Glockenspeise war bereit, sie wartete nur des Meisters, der den Zapfen ausstiefs.

---

[1]) Boos, Monum. Worm. S. XLVI; Häne, Auflauf zu St. Gallen S. 19.

[2]) Boos a. a. O. S. 338.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Wilhelm Osiander, Der Hannibalweg. Neu untersucht und durch Zeichnungen und Tafeln erläutert. Mit 13 Abbildungen und 3 Karten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900. VIII, 204 S.

Stolz ist das Motto, das auf dem Titel des Buches steht: *Veritas laborat nimis saepe, exstinguitur nunquam.* Aber wenn irgend wo, so scheint es mir in diesem Falle berechtigt zu sein. Leider kann ich nur sagen 'scheint'; denn um ein endgültiges Urteil fällen zu können, müfste man alle Pässe der Westalpen bis zur Umbiegung des Gebirges beim Mont Blanc begangen und an Ort und Stelle die Zuverlässigkeit des Polybianisch-Livianischen Berichtes geprüft haben. Das habe ich nicht thun können, ich mufs mich also in meinem kritischen Teil auf die Rekonstruktion des Weges nach den alten Quellen beschränken. Und in dieser kann ich dem Verf., von einer kleinen Meinungsverschiedenheit gegen Ende abgesehen, völlig beistimmen.

Die Verteilung der einzelnen Tagemärsche auf die als Gesamtsumme gegebenen 15 Tage läfst sich, vor allem nach Polybios, ganz sicher vornehmen. Osiander stellt folgenden Plan auf. 1. Tag: Hannibal verläfst das ebene Flufsthal und gelangt zum Fufs des Hochgebirges. Er erhält Kunde von dem bevorstehenden Angriff. 2. Tag: Er rückt gegen den Engpafs heran. In der Nacht zieht er mit einem Teil des Heeres durch. 3. Tag: Er nimmt die Stadt der Feinde. 4. Tag: Rasttag. 5. Tag: Begegnung mit den Abgeordneten des oberen Thales. 6. und 7. Tag: Das Heer zieht unter einheimischen Führern weiter. 8. Tag: Angriff in einer schwer passierbaren Felsenklamm. Hannibal deckt mit den Hopliten von der Queue aus den Vormarsch, in der Nacht bleibt er auf dem 'Weifsenstein' stehen. 9. Tag: Die Pafshöhe wird erreicht; Polyb. 53, 9 *ἐναταῖος δὲ διανύσας εἰς τὰς ὑπερβολὰς αὑτοῦ κατεστρατοπέδευσε.* 10. Tag: Rasttag. 11. Tag: Beginn des durch Schneefall gefährlich gemachten Abstieges. Ein Teil der Hopliten bewerkstelligt den Abstieg. 12. Tag: Trofs und Pferde folgen. 13. Tag: Die Elefanten werden über die gefährliche Stelle befördert. 14. und 15. Tag: Vollendung des Überganges bis zum Beginn der Poebene.

Hierin ist zunächst wichtig die genaue Auseinanderhaltung der Ereignisse, die sich an den ersten drei Tagen abgespielt haben. O. stützt sich vor allem auf Livius und findet die Darstellung bei Polybios nicht so deutlich; ich mufs aber doch sagen, dafs die — von O. selbst angeführten — Angaben des Polybios ebenso klar wie die des Livius sind; jener trennt die Tage mit den Worten *κατεστρατοπεδεύσας . . . ἐπέμενε — ἀναλαβὼν τὴν δύναμιν προῆγεν . . . καὶ κατεστρατοπέδευσε — τῆς δὲ νυκτὸς ἐπιγενομένης — τῆς ἡμέρας ἐπιγενομένης*; Livius mit *castra locat — luce prima subiit — castra communissent — prima deinde luce.* Von noch gröfserer Bedeutung für die Entscheidung der topographischen Fragen ist die richtige Auffassung des Polybianischen Berichtes über den Weitermarsch; die Angaben, *τεταρταῖος* wäre Hannibal wieder in schwere Gefahren gekommen, und die Karthager wären *ἐπὶ δύ' ἡμέρας* vormarschiert, sind nicht als zeitlich aufeinanderfolgend zu verstehen, sondern die erste umfafst die zweite mit. Diese Osiandersche Erklärung ist richtig, so unbedingt richtig und durch Polybios' Schilderung so absolut notwendig gefordert, dafs man sich wundern mufs, wie jemand den Text anders hat verstehen können. Weiterhin stimme ich mit O. aber nicht mehr völlig überein, doch sind das Fragen von untergeordneter Bedeutung. Es handelt sich um den Abstieg. Hierfür kommen folgende Angaben des Polybios in Betracht. Am 9. Tag trifft Hannibal auf der Pafshöhe ein *καὶ δύ' ἡμέρας προσέμεινε.* Kurz nach dem Aufbruch zum Weitermarsch kommt er, gleich am 1. Tage, an die schwerpassierbare Stelle. Den Übergang der Lasttiere und Pferde bewerkstelligt er *ἐν ἡμέρᾳ μιᾷ*, die Elephanten aber *μόλις ἐν ἡμέραις τρισὶ κακοπαθήσας διήγαγε.* Hierauf heifst es: *συναθροίσας ὁμοῦ πᾶσαν τὴν δύναμιν κατέβαινε καὶ τριταῖος ἀπὸ τῶν προειρημένων*

κρημνῶν διανύσας ἥψατο τῶν ἐπιπέδων, der ganze Alpenübergang ist aber in *ἡμέραις πεντεκαίδεκα* erledigt worden. Natürlich ist es unmöglich, alle diese verschiedenen einzelnen Tagesangaben aneinander zu reihen und so miteinander zu verbinden; dann würde man mit 15 Tagen nicht auskommen. O. hat daher ganz recht, wenn er die Angaben auf teilweise gleichzeitige Perioden bezieht. Er denkt sich den Verlauf folgendermafsen. Der Abstieg beginnt am 11. Tag. Im Laufe des Tages und der folgenden Nacht geht die erste Abteilung über, am Morgen des 13. Tages die Elephanten. Damit ist das gesamte Heer wieder vereinigt, und der weitere Marsch bis zur Ebene erfolgt am 13., 14., 15. Tag, also in 3 Tagen, genau wie es Polybios verlangt. Gegen diese Deutung habe ich aber eins einzuwenden. Wenn Hannibal, nach Polybios, am 9. Tag auf dem Pafs anlangt und dann 2 Tage bleibt, so darf man ihn nicht schon am 11. Tag wieder aufbrechen lassen; der 10. und 11. Tag sind Rasttage, gerade wie es nach dem 3. Tage, nach der Einnahme der feindlichen Stadt, vom 4. Tag heifst: *καὶ μίαν ἐπιμείνας ἡμέραν*. Der Tag der Ankunft wird richtigerweise nicht als Ruhetag gerechnet. Also beginnt der Abstieg am 12. Tag, im Laufe dieses Tages bis zum Morgen des 13. wird der Weg für die Lasttiere und Pferde gangbar gemacht, so dafs diese am 13. passieren können und dann am 15. Tage, am 3. Tage nach Überwindung der schlechten Stelle, an den Rand der Ebene gelangen. Die Elephanten treffen aber erst am Morgen des 14. Tages ein. Damit ist das ganze Heer wieder vereinigt, *συναθροίσας ὁμοῦ πᾶσαν τὴν δύναμιν*. Die zuerst hinübergegangenen Abteilungen marschieren gleich weiter, kommen an diesem Tag, dem 14., noch über Susa hinaus, und stehen am nächsten, dem 15., am Rand der Ebene. So wird man, glaube ich, den Angaben des Polybios am leichtesten gerecht, zum mindesten setzt man sich zu keiner von seinen Zahlenangaben in direkten Widerspruch. Höchstens das eine könnte Bedenken erregen, dafs man die Angabe *τριταῖος ἀπὸ τῶν κρημνῶν διανύσας ἥψατο τῶν ἐπιπέδων* zunächst auf einen dreitägigen Marsch beziehen würde, während man sie nach meiner Auffassung als 1 Ruhetag (den Livius andeutet) und als 2 Marschtage verstehen mufs. Immerhin schliefst der Wortlaut keine von beiden Erklärungen aus.

Diese Darstellung ergiebt von selbst, dafs ich auch in der Erklärung des *expeditus miles* (Liv. 36, 1) anderer Meinung bin als O., der darunter die gesamte leichte Infanterie versteht und annimmt, dafs diese kletternd die abgerutschte Stelle überwunden habe, noch ehe der Weg verbessert worden wäre. Denn dann wäre sie ja schon am 12. Tage drüben gewesen und hätte die Ebene nicht am 3., sondern erst am 4. Tage darauf erreicht. Aber dazu zwingt der Text nicht, ich übersetze die Worte dem Sinne nach: 'Darauf kam man an eine so steile Stelle, dafs selbst ein Leichtbewaffneter nur mit Mühe, kletternd und tastend, hinunterkommen konnte.' Zur Stütze dieser Auffassung glaube ich die *equites* (§ 3) anführen zu können, unter denen ich die an der Spitze des Zuges (Polyb. 53, 1) marschierende Reiterei im allgemeinen verstehe, nicht, wie O. nach brieflicher Mitteilung, nur einzelne, nämlich die vordersten Reiter.

Auch die Polybianische Schilderung der ungangbaren Stelle lege ich anders aus als Osiander. Ich verstehe sie folgendermafsen. An dem steilen Abhang ist einst ein Stück abgerutscht; diese Stelle, die dann später durch einen Weg wieder gangbar gemacht worden ist, nennt Polybios *ἡ ἀπορρώξ*. An dieser ist nun neuerdings abermals ein Stück abgerutscht; so dafs sie unpassierbar geworden ist. Hannibal versucht sie zu umgehen, der Neuschnee aber vereitelt den Versuch. Nun wird die abgerissene Stelle gangbar gemacht, *τὸν κρημνὸν ἐξῳκοδόμει μετὰ πολλῆς ταλαιπωρίας*. O. läfst dagegen den Übergang an einer dritten Stelle, in einer Schlucht erfolgen. Dem kann ich nicht zustimmen, weil meiner Meinung nach Polybios sowohl wie Livius nur von zwei Stellen sprechen und gegen deren Beschreibung eine Stelle von Zonaras, der allein beim Abstieg etwas von einer Schlucht sagt, nicht ins Gewicht fallen kann. Ich halte es nun nicht für unmöglich, dafs im Laufe eines Tages und einer Nacht auf eine Strecke von 270 m durch Glimmerschiefer ein zur Not gangbarer Weg hergestellt wird. O. allerdings leugnet, nach brieflicher Mitteilung, auch jetzt noch die Möglichkeit.

Ich gebe zu, dafs auch bei meiner Erklärung noch manches unsicher bleibt; immerhin habe ich sie vorgebracht, um zu zeigen, dafs der zweite Teil des Alpenmarsches, der Abstieg, auch von O. noch nicht völlig befriedigend erläutert worden ist.

Über den Hauptteil der Osianderschen Schrift, die Identifizierung der einzelnen Örtlichkeiten, kann ich mich nur referierend äufsern, eben weil mir Autopsie fehlt. Aber hervorheben möchte ich doch, dafs O. das Problem mit der denkbar gröfsten Gründlich-

keit angegriffen hat, dafs er nichts aufser acht, nichts unversucht gelassen hat, was die Lösung zu fördern schien. Hat er sich doch, um sich für seine Nachforschungen an Ort und Stelle möglichst grofse Bewegungsfreiheit zu sichern, für seine Reise 1899 auf diplomatischem Wege von der italienischen und von der französischen Regierung die Ermächtigung zu freier Cirkulation in dem militärisch wichtigen Grenzgebiet verschafft. Die Resultate aller seiner mehrjährigen Untersuchungen sind folgende.

Hannibal marschiert die Rhône stromauf bis zur Isère und folgt dann dieser bis Montmélian. Hier beginnt der eigentliche Anstieg im Thal des Arc. Am 1. Tag lagert das Heer bei Aiguebelle, am 2. ungefähr bei der Einmündung des Magdalenen- und Glandonthales. Die Feinde haben den Echaillon besetzt, ihre Stadt ist St. Jean de Maurienne. Am 5. Tag gelangt Hannibal nach der Thalstufe von St. Michel, am Ende des 7. Tages nach der von Modane, die Kämpfe des 8. Tages spielen sich am Esseillon ab, einem dolomitischen, mit Gips durchsetzten Felsriesen; das ist also das *Λευκόπετρον*. Am 9. Tage wird die Pafshöhe des Mont Cénis erreicht, am 11. bricht das Heer zum Abstieg wieder auf, kommt aber bald an das Hindernis. Ein Teil bewerkstelligt den Abstieg noch am selben Tag, am 12. folgen Pferde und Trofs, am 13. gehen die Elephanten hinüber. Am 15. wird bei Avigliana die Ebene erreicht.

Der Verf. ist überall bemüht, den Berichten von Polybios und Livius bis ins einzelnste nachzugehen, ihre Richtigkeit zu beweisen und etwaige Differenzen zu erklären. Manche dieser Erklärungen sind sehr ansprechend, so z. B. setzt er gut auseinander, wieso es möglich war, dafs die Feinde auch in der Nacht vom 2. auf den 3. Tag den Echaillon verliefsen, obgleich Hannibals Heer ganz nahe war; oder er löst den Widerspruch zwischen Polybios und Livius über den 9. Marschtag durch die Annahme, dafs die Armee auf verschiedenen Wegen zur Pafshöhe aufsteigt, daher spricht Polybios von einem bequemen Anstieg, Livius von einem beschwerlichen, bei dem sich einzelne Abteilungen verirrten. Alle diese Resultate hatte O. schon in seinen früheren Arbeiten bekannt gemacht, so besonders die Beseitigung des Hauptargumentes der Genèvrepartei. Livius sagt ja, dafs Hannibal beim Aufstieg zur Druentia gekommen ist. Versteht man darunter die Durance, so ist der M. Cénis ausgeschlossen; O. nimmt nun, wie mir scheint, sehr wahrscheinlich an, dafs der Arc im Altertum ebenfalls Druentia geheifsen habe. In einem wichtigen Punkte hat er aber seine früheren Untersuchungen vervollständigt: er hat auf seiner letzten Reise das Glück gehabt, vom M. Cénis aus wirklich die Poebene zu sehen. Er hat vollkommen recht, wenn er immer und immer wieder betont, dafs nach Polybios die Ebene wirklich sichtbar gewesen ist. Die Gegenparteien haben das zwar oft geleugnet, noch neuerdings schreibt Marindin (Class. Review 1899 S. 246): '*Among other things Polybius says that Hannibal pointed out Rome itself, which no one but the Governor of Tilbury Fort could suppose him to be describing as actually in sight.*' Das beweist natürlich gar nichts, im Gegenteil zeigen die Worte des Polybios *ἐνδεικνύμενος αὐτοῖς τὰ περὶ τὸν Πάδον πεδία* im Gegensatz zu *τὸν τῆς Ῥώμης αὐτῆς τόπον ὑποδεικνύων*, dafs die Ebene wirklich sichtbar ist, von Rom aber nur die Richtung angegeben wird.

So hat Osiander das Problem des Hannibalweges ein grofses, entscheidendes Stück weiter gebracht. Dafs er seine Arbeit als selbständige Schrift hat erscheinen lassen, ist sehr dankenswert; so ist sie leichter zu erreichen als die im Neuen Korrespondenzblatt für Gel. u. Realsch. Württembergs, die mir z. B. nur durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Verfassers zugänglich geworden ist.

Walther Ruge.

T. Rice Holmes, Caesar's Conquest of Gaul. London, Macmillan 1899. XLII, 846 S.

Holmes möchte für Cäsar, dessen Schriften fast nur in der Schulstube gelesen werden und dessen Thaten doch an Interesse denen eines Cortez und Clive kaum nachstehen, einen weiteren Leserkreis gewinnen. Dazu dient der erste Teil des Buches, wo auf 162 Seiten der Inhalt des Bellum Gallicum erzählt wird, und zwar möglichst treu nach Cäsars eigenen Worten, ohne rhetorischen Schmuck und ohne phantastische Zuthaten. '*Historical imagination is a great quality; but it should not be allowed to run riot*' sagt er mit Bezug auf Mommsen (S. 755, vgl. 803). Das Mittel, mit dem Holmes zu wirken sucht und wirkt, ist klare Auffassung der Thatsachen und eine klare, gehaltreiche Sprache.

Zu einer klaren Auffassung der Thatsachen gehört aber nicht nur gründliches Studium des Schriftstellers selbst, sondern auch seiner Erklärer und Kritiker. Von der Ausdehnung und Gründlichkeit dieser Studien zeugt der zweite Teil des Buches, dessen sieben Unterabteilungen folgendes behandeln: Cäsars Buch und Glaub-

würdigkeit (S. 165—245), Ethnologie Galliens (—328), geographische Untersuchungen in alphabetischer Reihenfolge (—515), soziale, politische und religiöse Verhältnisse Galliens (—547), Geschichte Galliens und Cäsars vor dem Jahre 58 (—562), das Militärwesen (—606), Behandlung einzelner Stellen (—823). Da jeder dieser Teile selbst wieder in viele Abschnitte zerfällt, läfst sich gegen diese Anordnung und Zerstückelung nicht nur vom Standpunkt der *general readers*, sondern auch von dem der *scholars* mancherlei einwenden. Doch ist durch ein gutes Register und fortlaufende Verweise rückwärts und vorwärts dafür gesorgt, dafs sich der Benützer leicht zurechtfindet und Zusammengehöriges verbinden kann. In dieser Beziehung ist das Buch geradezu musterhaft; so wird z. B. auf S. 5 bereits auf Seite 823 verwiesen. Falsche Zahlen und Druckversehen sind mir in dem dicken Buche kaum fünf aufgestofsen.

Ebenso zurückhaltend wie im Ausdruck ist Holmes auch in seinem Urteil. Er will nicht mit neuen Hypothesen glänzen; sein Hauptzweck ist, einen Überblick zu geben über die fast unübersehbar grofse Cäsarlitteratur, die bisherigen Ergebnisse zu sammeln, zu vergleichen und abzuwägen (S. XV), ohne sich selbst jedesmal für die eine oder die andere Ansicht sicher zu entscheiden. Nicht selten begnügt er sich damit, ein *insoluble problem* zu konstatieren, und diese Einsicht hält er nächst der Lösung eines Problems für das Nächstbeste (S. 625). In allen solchen ungelösten Fragen neigt er der traditionellen oder, wie er sagt, der orthodoxen Anschauung zu (S. 171), oft mit sehr scharfen Ausdrücken gegen Ungläubige und Neuerungssüchtige.

Holmes hält sich vor allem an seinen Cäsar, den er ein dutzendmal oder öfter durchgelesen hat (S. 177). Von Konjekturen und geistreichen Einfällen, die doch zu 99% wertlos seien (S. XVII), hält er nicht viel (S. 754). Denn *for purely historical purposes* sind sie fast alle gleichgültig (S. XVIII 726 735). Gleichwohl entband er sich nicht der Verpflichtung, den Stand der handschriftlichen Frage kennen zu lernen. Er hat sogar selbst die beiden besten Cäsarhandschriften des Britischen Museums (*Add. Mss.* 10084 und 17440) für das ganze erste Buch und für alle strittigen Stellen verglichen (S. 166). Auch versteht er Latein genug, um gelegentlich einem *German headmaster* ein grobes Mifsverständnis nachzuweisen (S. 218). Wichtiger und vernünftiger als die Kritik des Schriftstellers scheint ihm dessen Erklärung. Dabei ziehen ihn besonders geographische und militärische Fragen an; so umfassen die Artikel über Aduatuca und Aduatuci 23 enggedruckte Seiten, über Alesia 17, über Cenabum 13, über Itius portus und Uxellodunum je 11 Seiten. Daher fühlt er sich mehr zu den Franzosen hingezogen, welche diese Seite der Forschung bevorzugen, während er der *German ingenuity* (S. 177) und wohl auch der deutschen Sprache fremder gegenübersteht. Der verdiente Oberst Stoffel ist besonders sein Mann; ihm erlaubt Holmes auch einmal sogar ein bifschen seine Phantasie spielen zu lassen (S. 46), ihn nimmt er auch gegen seinen Landsmann Stock in Schutz und teilt einen langen Brief mit (S. XXVI f.), worin Stoffel sein Verfahren bei Ausgrabungen auseinandersetzt. Dafs sich Holmes sogar noch mit den Aufstellungen des alten französischen Generals Warnery (aus dem Jahre 1782) herumschlägt, halte ich für überflüssig; dafür hätte manche Schrift aus den letzten 10—15 Jahren mehr berücksichtigt werden können. Eine sehr angenehme Beigabe sind die acht selbständig entworfenen Karten.

Ein Mann wie Holmes, der den Thatsachen so energisch zu Leibe geht, blieb natürlich nicht bei dem Studium der Litteratur stehen, er suchte den Schauplatz der Thaten Cäsars selbst auf: Mülhausen (S. 632), die Rhone bei Genf (608), Alesia = Alise-Sainte-Reine (S. 374), zweimal und längere Zeit Gergovia (S. 748), dessen Besteigung, wie er uns aus eigener Erfahrung versichern kann, von der Nordseite her viel schwieriger ist als von der südwestlichen (S. 739). Kein Wunder, dafs der Verfasser bei solcher Gründlichkeit zur Ausarbeitung seines Werkes elf Jahre brauchte. Doch würde dies alles sein Werk noch nicht zu einem guten Nachschlagebuch machen, wenn Holmes nicht ein Mann von klarem und geübtem Blick wäre. Wo er seinem eigenen Urteil nicht traute, besprach er sich mit Sachverständigen, mit hohen Offizieren (S. XIII 619) und Ingenieuren (S. 709). Holmes ist im Besitz des richtigen *common sense*, den man nach seiner Überzeugung nur anzuwenden braucht, um überall zu verstehen, was Cäsar meint (S. 328).

Indes darf nicht verschwiegen werden, dafs Holmes in seiner Gleichgültigkeit gegen die Textkritik und in seinem Vertrauen zu Cäsar Worten zu weit geht, weniger allerdings im einzelnen praktischen Fall als in der Theorie. Sein Irrtum liegt in der Verkennung des Wertes einer prinzipiellen Entscheidung über die Handschriftenfrage, über die Entstehungsweise und Glaubwürdigkeit der Kommentarien. Im einzelnen Fall ist er

durchaus nicht blindgläubig. So hält er die Zweifel an den grofsen Zahlen im I. und II. Buch für sehr berechtigt (S. 229). Dafs die Zahl der Waffenfähigen bei den Helvetiern genau $1/4$ der ganzen Kopfzahl beträgt, hält wohl auch er für gemacht. Ich möchte eine ähnliche Mache auch darin finden, dafs die 19000 Bewaffneten der Aduatuker (B. G. II 4, 9) genau $1/3$ bilden von den 4000 Gefallenen und 53000 Verkauften (ebend. 33, 5 und 7). Wenn Cäsar im VII. Buche viel mäfsigere Angaben über Heereszahlen macht, wenn z. B. die Bellovaker nach II 4, 5 im stande sind 100000 Bewaffnete zu stellen, nach VII 75, 3 dagegen nur 10000 Mann für den grofsen Befreiungskampf zu stellen haben, ohne dafs man mittlerweile von grofsen Verlusten dieses Stammes gehört hat, so mag man Cäsar wohl mit Holmes in der Weise entlasten, dafs man einwendet, es seien ihm anfangs von seinen Gewährsleuten, den Remi, übertriebene Angaben gemacht worden; aber diese Entschuldigung ist doch nur dann zulässig, wenn Cäsar seine Kommentarien nicht in einem Zug geschrieben hat. Hätte Cäsar das II. und VII. Buch zu der gleichen Zeit, also nach dem Jahre 52 geschrieben, so hätte er doch inzwischen seinen Irrtum einsehen müssen. Demnach entnehme ich auch aus diesen verschiedenen Zahlenangaben, dafs Cäsars Kommentarien allmählich entstanden sind.[1])

Im ganzen aber sehe ich gerade in dieser positiven Richtung des Buches sein Hauptverdienst. Der mifstrauische Stubengelehrte, der immer fürchtet, man wolle ihm eins aufbinden, mag sich stärken an dem Glauben eines Mannes, der wie Holmes einen guten Blick für das Thatsächliche besitzt und denselben überdies an einem verwandten Stoff — Holmes ist auch der Verfasser eines vielgelobten Werkes über den Indischen Aufstand — geübt und geschärft hat.

Friedrich Vogel.

Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von Felix Dahn. Achter Band: Die Franken unter den Karolingen. Sechste Abteilung. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1900. VI, 374 S.

Als wir in dieser Zeitschrift (Bd. V 156 ff.) die fünf ersten Abteilungen dieses achten Bandes der 'Könige der Germanen' anzeigten, sprachen wir den Wunsch aus, die letzte Abteilung möge ein alphabetisches Sachregister bringen. Leider ist dieser Wunsch unerfüllt geblieben; bei Benutzung des Werkes, das schon wegen seines gewaltigen Umfanges gewifs vorwiegend als Nachschlagebuch dienen wird, mufs man also auf diese Annehmlichkeit verzichten und bleibt angewiesen auf das jeder Abteilung vorgesetzte Inhaltsverzeichnis. Und da ist es gut, dafs dies sehr ins einzelne geht. Nachdem die früheren Abteilungen unter A die einzelnen Hoheitsrechte des Königs behandelt hatten, erörtert nun die vorliegende unter B die Gesamteigenart des Karolingischen Staates und Königtums in folgenden oft noch weiter gegliederten Abschnitten: 1. Einleitung (a. Der Staat der Arnulfingen, Allgemeines. b. Übergang aus der Hausmeier- zu der Königsherrschaft der Arnulfingen. c. Die beginnende Auflösung des Reichs nach Karl I.). 2. Das Königtum im einzelnen (a. Absolutismus, b. Treue, c. Königsfriede und Königsschutz, d. Königsbann, e. Thronfolge, f. Regentschaft, g. die Reichsteilungen, h. Tracht, Abzeichen, Salbung, Thronbesteigung des Königs, i. Hauptstadt, k. Königin). 3. Schranken des Königtums (a. Überbleibsel der alten Volksfreiheit, b Verrichtungen, Zuständigkeit des Reichstages, c. der Weltadel, d. Immunitäten, e. die Kirche). Damit ist die in der zweiten Abteilung des Werkes unter II. begonnene Darstellung der Verfassung des Karolingischen Reiches abgeschlossen, und es folgen nun noch III. Das Kaisertum mit den Abschnitten: A. Vorgeschichte und Vorstufen (1. Rom und das Frankenreich bis König Pippin, 2. Rom und König Pippin, 3. Rom und König Karl); B. Karls Kaisertum (1. Vorbereitung und Errichtung, 2. Wesen, 3. Verhältnis des Kaisertums zum Königtum. Mitkaiserschaft, 4. Krönung, Salbung, Hofwesen, Ceremoniell, Tracht, Abzeichen, Titel des Kaisers, Datierung, 5. Verhältnis zum Papst und zum Kirchenstaat) und endlich IV. Der Theokratismus in den Unterteilen: 1. Allgemeines (Wahnvorstellungen, Unsittliche Sittlichkeit, b. Ausdrücke als Folgen jener Auffassungen), 2. Honor ecclesiarum, 3. Wirkungen des Theokratismus (a. Allgemeines, b. Zeichen und Wunder, c. Inspirationen. Der Teufel, d. die Strafen Gottes), 4. Geistlicher Inhalt und Ton der Kapitularien, 5. Einheit von Kirche und Staat, 6. Sünde, Verbrechen, geistliche, welt-

[1]) Für diese Ansicht bringt vorzügliche Gründe die viel zu wenig bekannte, auch mir erst jüngst bekannt gewordene Dissertation von Hecker, Quaestiones de Commentariis Caesaris, Groningen 1888.

liche Strafen, 7. der weltliche Arm im Dienste der Kirche, 8. Wirkung auf die innere und äufsere Politik (a. Nutzen, b. Schaden), 9. Das Kaisertum als Krönung des Theokratismus. — Diese Inhaltsangabe zeigt, dafs Dahn wohl nichts, was irgendwie mit seiner Aufgabe zusammenhängt, unbesprochen läfst; gelegentlich scheut er dabei Wiederholungen nicht, verweist aber auch vielfach auf seine übrigen Werke. Über diese Inhaltsangabe hinaus der Darstellung hier zu folgen, dazu haben wir einen Versuch gemacht, aber bald eingesehen, dafs das im Rahmen einer Anzeige einfach unmöglich ist, und beschränken uns deshalb auf folgendes. Der Titel 'patricius' sollte nach dem Willen des Papstes dem Frankenkönige nur Pflichten auferlegen; seit Karl Langobardenkönig geworden, traten auch die darin gegebenen Rechte hervor. Das Kaisertum Karls ist erwachsen aus dem Theokratismus seiner geistlichen Umgebung, den er teilte, und dessen Verbindung mit dem Romanismus, d. h. der Begeisterung für das römische Imperium. Ein Hauptträger des Kaisergedankens war Alkuin, dazu kamen Karls Vorliebe für den heiligen Augustin und die thatsächlichen Machtverhältnisse; der Papst wünschte die Errichtung des Kaisertums nicht, da er Unterthan des Kaisers werden mufste, die von ihm vollzogene Krönung war eine Überrumpelung, ein 'echter Pfaffenstreich', eine Handlung des Hochverrats gegen Byzanz. Karl erhob seinen Sohn ohne päpstliche Mitwirkung zum Kaiser, doch haben die Päpste beim Verfall des Reichs diesen Rechtszustand zu ändern gewufst. Inhaltlich war das Kaisertum der Ausdruck des Theokratismus, der von Augustin bis zu den Staufern geherrscht und jene Jahrhunderte 'erfüllt, begeistert, erhoben und zum Teil an den Rand des Irrsinns geführt hat', und des Universalismus. Karl war Oberhaupt der Kirche nicht nur in weltlichen und 'gemischten', auch in geistlichen Dingen, selbst in Glaubenslehren 'in Überordnung über den Papst', ebenso oberster Souverain des Kirchenstaates. Bei der 'Charakteristik des Theokratismus' geht Dahn vom Sündenfall aus. Durch ihn ist die ganze Schöpfung verteufelt, die Erde ein Sündenpfuhl, auch Recht und Staat sind von der Sünde durchseucht, sind durch den Teufel auf die Welt gekommen; der Eifer, von dieser Verteufelung loszukommen, hat zu einer unsittlichen Sittlichkeit geführt, die Dahn mit den härtesten Worten geifselt, und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche verwirrt. Im Kaisertum sollte nun der Gottesstaat Augustins auf Erden verwirklicht werden. — Man wird dem Ton dieses letzten Kapitels nicht immer zuzustimmen brauchen; jedenfalls aber bleibt Dahns Werk eine gewaltige Leistung, die jeder beachten mufs, der sich eingehender mit der fränkischen Verfassung beschäftigen will. Alfred Baldamus.

Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Erster Band: 1848—1851. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1901. XVI, 440 S.

Ich möchte es mir versagen, bei dieser neuen Publikation Poschingers, von der uns binnen kurzem zwei weitere Bände beschert werden sollen, aufs neue Stellung zu nehmen zu der Art, wie Poschinger herausgiebt. Ich verweise dafür auf meine vor Jahren in den Forschungen zur brandenburgischen und preufsischen Geschichte XI 285—288 erschienene Besprechung einer anderen Poschingerschen Veröffentlichung. Jetzt würde ich mich versucht sehen, das dort Gesagte noch erheblich zu verschärfen. Ich will mich hier aber darauf beschränken, meinem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, dafs die in politischen Dingen doch urteilsfähige zuständige Stelle es über sich vermocht hat, Heinrich v. Sybel, der die Schätze des Manteuffelschen Nachlasses zu heben und zwar in wissenschaftlicher Form zu heben gedachte, abzuweisen und dafür einen Poschinger mit der Herausgabe betraute.

Denn Schätze hat Poschinger allerdings gehoben, nicht so sehr freilich zum Verständnis des Ministers, dessen Denkwürdigkeiten hier angeblich vorgelegt werden sollen. Es handelt sich nämlich keineswegs um memoirenartige Aufzeichnungen oder Tagebücher Manteuffels. Nicht eine Zeile solcher ist bisher beigebracht worden. Es handelt sich auch nicht vornehmlich um Briefe, die der vielgeschmähte Mann von Olmütz geschrieben hat. Deren finden sich ja eine Anzahl in diesem Bande. Sie verschwinden jedoch in dem Chaos des sonstigen Materials, das geboten wird. Die Hauptmasse darin bilden Briefe der verschiedensten Personen an Manteuffel. Dazu kommen zahlreiche Denkschriften, Briefe anderer an dritte Personen, amtliche Aktenstücke, Reden Manteuffels nach den stenographischen Berichten (einmal sechs Seiten kleinsten Druckes), viele Zeitungsartikel, die es nicht abzudrucken, sondern kritisch zu verwerten galt, zahlreiche und ausführliche Auszüge aus anderen lesenswerten Büchern, wie Bismarcks 'Gedanken und Erinnerungen', Abekens

'Schlichtem Leben', Gerlachs 'Denkwürdigkeiten' u. s. w., und schliefslich ein verbindender Text des Herausgebers, über den ein Urteil zu fällen ich mir nach meinem oben ausgesprochenen Vorsatze versagen mufs. Nur die Bemerkung darf nicht unterdrückt werden, dafs die Auffassung, die der Herausgeber von Otto v. Manteuffel hegt — er möchte ihn zu einem Heroen der deutschen Geschichte stempeln —, schlechterdings abzuweisen ist.

Gerlach, Abeken, Fürst Bismarck, die Zeitungsartikel und stenographischen Berichte können in einer Besprechung einer Quellenpublikation zur Geschichte Friedrich Wilhelms IV. füglich unberücksichtigt bleiben. Wären noch die Briefe und Denkschriften. Hier ist das Material aufserordentlich ungleichwertig. Es finden sich mancherlei Schriftstücke abgedruckt, die ohne Schaden hätten wegbleiben können. Sogar Schmähbriefe gewöhnlichster Sorte hat der Herausgeber aufgenommen. Einen breiten Raum füllen die Denkschriften des 'ergrauten Diplomaten', wie Poschinger ihn nennt, Küpfer, der Legationsrat war. Der Herausgeber möchte ihn zu so einer Art heimlichem Bismarck heraufschrauben. Er weifs nicht, was er aus Bernhardi hätte lernen können, dafs Küpfer ein Wichtigthuer ersten Ranges war, und kommt gar nicht auf den Gedanken, dafs dieser angeblich verkannte Legationsrat nur freiwillige oder unfreiwillige Arbeitsmaschine für Manteuffel gewesen sein dürfte, der ihn sicher inspiriert hat. Auf diese Weise kann man auch beweisen, dafs Lothar Bucher oder Tiedemann gröfser als Bismarck, Dumont gröfser als Mirabeau, Stägemann gröfser als Hardenberg war. Küpfer war zudem ein direkter Gegner des deutschen Einheitsstrebens. Das beweisen zwei vom Herausgeber mitgeteilte Denkschriften, in denen es heifst: 'Es steht heute wohl fest, dafs die deutsche Einheit ein doktrinärer Traum ist' (10. April 1850; S. 195). 'Das Streben nach deutscher Einheit ist bei dem tiefen Dualismus, der Deutschland spaltet, wenn auch ein schöner, doch ein blofser Traum' (24. Juni 1850; S. 213). Es wird schwer halten, Küpfer als einen neu entdeckten Bismarck halten zu wollen. Immerhin sind Küpfers Denkschriften recht lesenswert.

Viel beachtenswerter als die Küpferschen und ähnliche Denkschriften sind indes mancherlei schriftliche Äufserungen wirklich namhafter Personen, so eine Reihe von Briefen Leopolds v. Gerlach, Marcus Niebuhrs (z. B. S. 322), des Kriegsministers v. Stockhausen (306), die Denkschrift von Radowitz vom 18. August 1850 (S. 257 ff.), Briefe Brandenburgs und Manteuffels selbst (S. 253 288 307). Wie Brandenburg und Manteuffel über den Krieg dachten, zeigen zwei Stellen. Am 27. Oktober 1850 schrieb Brandenburg aus Warschau (S. 287): 'Ich glaube nicht an Krieg, selbst wenn in Hessen schon geschossen worden ist. Es ist garnicht zu glauben, welche Furcht allerwärts vor einem wirklichen Kriege herrscht. Es leben noch zu viele Leute, die wissen, was ein europäischer Krieg eigentlich zu bedeuten hat, dafs dagegen alles, was wir seit zwei Jahren erlebt haben, sich verhalten würde, wie ein Sturm im Waschbecken.' Am 7. November 1850, also wenige Wochen vor Olmütz, äufserte Manteuffel im Privatgespräch (S. 314), ganz offenbar unter dem Eindruck dieser Worte Brandenburgs: 'Krieg ist ein inhaltschweres Wort, die Mehrzahl der jetzigen Generation weifs nicht, was Krieg bedeutet, und dann weifs man wohl, wo der Krieg anfängt, aber nicht, wo er aufhört . . . Kein Jahr 1806 soll für Preufsen wiederkehren.' Zur Beurteilung von Radowitz ist die Zuschrift Witts von Döring von Belang, die auf S. 268—270 gebracht wird. Darin heifst es: 'Sie selbst (Radowitz) erklärten mir: Nicht als Preufse, nicht als Deutscher habe ich mein Mandat (in der Paulskirche) übernommen, sondern nur als Sohn meiner Kirche.' Ist dies richtig, so wäre allerdings Bismarcks tiefes Mifstrauen gegen die Ehrlichkeit der Radowitzischen Politik berechtigt gewesen. Zur näheren Beleuchtung des Briefes hätte aber hinzugefügt werden müssen, wer jener Witt v. Döring war, und da hätte sich ergeben, dafs er durchaus nicht zu den einwandfreien Zeugen gehört hat. Aber der Herausgeber verrät nicht die geringste Spur einer Kenntnis dieses Mannes. Auch auf Schleinitz fallen einige Streiflichter (S. 252 290 376). Zu den lehrreichsten Stücken gehören die zahlreichen Privatschreiben des Oberpräsidenten der Rheinprovinz Eichmann an Manteuffel, so die Mitteilungen über die Schwächlichkeit des Generals v. Wussow in den Märztagen (S. 12), über den Bischof Arnoldi (S. 72), Eichmanns Widerspruch gegen von Manteuffel beabsichtigte Disziplinierungen (S. 73), seine Stimmungsberichte vom Rhein aus dem Frühjahr 1849, so der vom 19. Mai: 'Schon fängt man an einzusehen, dafs der König und seine Räte sich durch Nichtannahme der Frankfurter Verfassung das gröfste Verdienst in Preufsen und Deutschland erworben haben', sein Bericht vom 23. Mai 1850: 'Ich ver-

hehle nicht, dafs die Stimmung der Provinz im Ganzen nicht freundlich. Die katholische Geistlichkeit hat daran passive Schuld, sie simuliert fortwährend ein Mifstrauen, um dahinter die eingefleischte Abneigung gegen die Regierung zu verdecken. Das brutale Benehmen des Bischofs Braun in Trier ist von dem Bischof Arnoldi nicht gemifsbilligt, er hat gegen den Prinzen von Preufsen nicht einmal eine Entschuldigung angebracht, hat Se. Kgl. Hoheit den Prinzen geflissentlich gemieden.' Das Kapitel 'Preufsen und die katholische Kirche' ist eins der unerschöpflichsten und lehrreichsten, die es giebt.

Zum Teil von unschätzbarem Werte sind die zahlreichen Briefe und schriftlichen Äufserungen fürstlicher Persönlichkeiten. Drei Gestalten kommen in Frage: König Friedrich Wilhelm IV., sein Bruder, der Prinz von Preufsen, und dessen Gemahlin, die spätere Kaiserin Augusta. Es wird die Aufgabe der Geschichtsforschung sein, sich demnächst mit der Bedeutung dieser Schriftstücke näher auseinanderzusetzen. Soweit es sich bis jetzt übersehen läfst, verbreiten sie an manchen Punkten helles und neues Licht über die Stellung dieser drei grofsen geschichtlichen Charaktere zu den Zeitereignissen. Der Löwenanteil entfällt auf den unglücklichen Monarchen, dem Manteuffel seine Kräfte widmete. Eins der wertvollsten Stücke zur Beurteilung Friedrich Wilhelms sind die Randbemerkungen zu dem Verfassungsentwurf auf S. 47—54 (dazu S. 153). Hieraus allein liefse sich seine ganze politische Anschauungsweise rekonstruieren Die hohe Gewissenhaftigkeit des Königs zeigt sich aufs neue in dem Schreiben vom 24. Februar 1850 (S. 163). Sein frühzeitiges Verständnis für das Wesen des Parlamentarismus im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen verrät sich in der Bemerkung vom 12. April 1850: 'Sie wissen, dafs die Rede von der Bühne des Parlaments fast eine Nebensache, dafs sie in den wichtigsten Fällen eigentlich nur eine Förmlichkeit fürs Publikum, das schön ausgedrückte Siegel auf dem Briefe ist und sein mufs, dafs der Brief aber lange vorher von Einflufsreichen gelesen, verstanden und kolportiert sein mufs, wenn er zur richtigen Adresse gelangen soll.' Lehrreich für Friedrich Wilhelms Methode des Effazierens, die für einen Herrscher kaum je angebracht sein wird, während man darin sonst wohl mit Recht eine niederdeutsche Tugend erblickt hat, und seine Unschlüssigkeit in den entscheidendsten Augenblicken ist das Schreiben an Ladenberg vom 3. November 1850 und das an Manteuffel vom 13. Nov. desselben Jahres. Die Worte, die sich ihm gegenüber Manteuffel entringen: 'Dennoch glaube ich in Wahrheit, dafs es seit dem 2. des Monats (dem Ministerrat, der gegen den Krieg entschied und Radowitzens Sturz herbeiführte), seit Brandenburgs Tod keinen unglücklicheren Mann im Lande giebt als mich', enthalten nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv eine erschütternde Wahrheit. Eine bittere Erkenntnis drängte sich dem Könige dabei auf, indem er sich sagte, dafs er durch seine allzu lebhafte Rede oft nur zu sehr Schaden angerichtet hatte, und rührend ist daher das Geständnis gegen Manteuffel: 'Auch meine Zunge werde ich in Acht nehmen.' Seine unvergleichliche Liebenswürdigkeit spiegelt sich wieder in einem Schreiben des Kriegsministers von Stockhausen, der voller Verbitterung über die Ärgernisse, die ihm durch die Prinzessin von Preufsen bereitet wurden, um seinen Abschied eingekommen war, an Leopold v. Gerlach: 'Kaum hatten Sie mich gestern verlassen, mein bester General, so wurde ich vom Könige durch mehrere Briefe überschüttet, solchen Inhalts, dafs mir garnichts anderes übrig blieb, als nachzugeben, weil ich, wenn ich dies nicht gethan, des Königs Hand, die er mir bot, mit wahrer Brutalität hätte zurückweisen müssen, was ich weder konnte noch durfte.' So bezauberte der Monarch selbst solche Männer, die seinem Herzen nicht nahe standen, durch seine Güte. Auch Manteuffel hat diese Güte übergenug erfahren. Welcher König hat je seinen Dienern in einem Tone geschrieben, wie ihn Friedrich Wilhelm am 16. Dezember 1849 gegen Manteuffel anschlug: 'Mein theuerster, bester Manteuffel! Ich höre, dafs die Kammern Weihnachtsferien machen. Da ist nun mein allerdringendstes Flehen, dafs Sie, sei's nur auf 6 bis 8 Tage, sich selbst Ferien geben und in die Lausitz ziehen und bei Strafe der Felonie nichts denken und thun als Landwirtschaft, Kuh- und Schafstall, Kälte und Wärme und trauliche Zirkel am Abend. Sie müssen aus der gräfslichen Geschäftsirritazion heraus, um neugestärkt wieder hineinzutreten.' Oder am 3. Februar 1850: 'Ich habe jetzt Ihren gestrigen Brief, theuerster Manteuffel, kennen gelernt, und ich mufs es Ihnen sub rosa (wie er auch gelesen worden) aussprechen, dafs er mir geschmeckt hat wie ein Trunk allerbesten 46er Rheinweins. Er erquickt mich und rührt mich, und ich sage Ihnen, was ich vor drei Tagen Graf Brandenburg schrieb: «Mit Ihnen durch Dick und Dünn auf Tod und Leben!»' Und dabei gehörte

der Empfänger dieses liebenswürdigen Billets keineswegs zu den Vertrauten Friedrich Wilhelms, im Gegenteil, Manteuffel hatte für ihn etwas Unsympathisches, schon weil er der Antipode des vom Könige schwärmerisch geliebten Radowitz war. Es war aber des Königs Natur, sich nicht anders als mit bestrickender Liebenswürdigkeit zu geben, die auch im Augenblick aus dem Herzen zu kommen pflegte, indes seinem Wesen zuweilen etwas Schillerndes gab. In dem berufenen Schreiben über Stieber (vgl. dazu Die neue Zeit, Stuttgart 22. XII. 1900: Ein König als Lockspitzel) zeigt sich wieder jener ihm eigentümliche Scharfblick für die Fähigkeit der Menschen. Hätte der unglückliche Monarch nicht eine solche souveräne Willkür in der Verwendung der ihm zu Gebote stehenden Kräfte gezeigt und hätten sich ihm nicht so viele der Besten versagt, so würde manches besser in seiner Regierung gegangen sein.

Nicht so reichlich wie die Beiträge zur Kenntnis Friedrich Wilhelms IV., aber fast ebenso gewichtig sind die neu mitgeteilten Schriftstücke der Prinzessin von Preufsen. Als persönliche Dokumente sind es die interessantesten, die bisher über die hohe Frau erschlossen wurden. Sie liefern den urkundlichen Beweis dafür, dafs der brennende politische Ehrgeiz, von dem die Prinzessin erfüllt war, sich schon sehr bald höchst greifbar bethätigt hat, und enthüllen mit klassischer Anschaulichkeit ihr leidenschaftliches Temperament. So staunenswert das darin niedergelegte politische Wissen bei einer Frau erscheint, so wird man doch schwerlich sagen können, dafs die Auslassungen, mit denen sich die Prinzessin dem Minister v. Manteuffel näherte, grofse Klarheit und Sicherheit in ihrem politischen Urteil verraten. Das aber kann mit unbedingter Gewifsheit gesagt werden, dafs ihr Hineinreden in die Geschäfte geradezu unheilvoll werden mufste. Man erfährt aus unserem Buche, dafs nicht nur Bismarck, sondern auch Manteuffel, und zwar schon lange vor Olmütz, die peinvollsten Stunden durch ihr Sicheinmischen in die Politik gekostet hat. Dem Thronfolger mochte es dann und wann zustehen, der Regierung Ratschläge zu teil werden zu lassen, auch ungerufen, schwerlich aber der Prinzessin. Welche Anomalie der Dinge liegt darin, wenn sie dem Minister v. Manteuffel, dem sie anfangs noch Vertrauen schenkte, was, wie man weifs, sich später in das Gegenteil verwandelt hat, rund heraus erklärt, dafs der Minister Graf Arnim-Heinrichsdorff beseitigt werden müsse, wenn sie dem Minister dessen Wahl apodiktisch als den 'gröfsten Mifsgriff' bezeichnet, während der König gerade jenen Arnim am meisten bevorzugte, und wenn sie gleich darauf noch dringlicher an Manteuffel schreibt: 'Ich erlaube mir ein letztes Mal Ihnen in der besten Absicht eine Warnung auszusprechen, die, wenn sie unberücksichtigt bleibt, zu spät bereut werden dürfte. Graf Arnim kann und darf nicht im Ministerium bleiben.' Ihr ganzes gebieterisches, leidenschaftliches und subjektives Wesen tritt zutage in dem Schreiben vom 5. Oktober 1849, in dem sie von Manteuffel Schutz gegen angebliche Gerlachsche Intriguen unter Zuhilfenahme der Geheimpolizei verlangt. Da raffte sich auch der jeder Schroffheit abgeneigte, nur zu geschmeidige, ja schmiegsame Manteuffel zu einer energischen und kühlen Zurückweisung des Begehrens der hohen Frau auf, so dafs diese sich zum Rückzug genötigt sah. Seitdem trat eine Erkaltung ihrer Beziehungen zu Manteuffel ein. Der Herausgeber glaubt durch diese Bausteine zu einer Biographie der Kaiserin Augusta Beiträge für ihren 'Patriotismus und ihren politischen Blick' geliefert zu haben. Andere werden sagen, dafs die furchtbar bitteren Urteile, die der frühere Abgott Poschingers, Fürst Bismarck, über die hohe und kluge Frau gefällt hat, schneller ihre erste urkundliche Bestätigung erfahren, als man erwarten konnte.

Dem geeinigten deutschen Volke die willkommenste und liebste Gabe des Buches werden die Briefe des Prinzen von Preufsen sein. Aus deren Reihe hebe ich einige der merkwürdigsten hervor, so den aus London vom 7. April 1848, der mehrere Anklänge an andere aus diesen traurigen Tagen enthält, den vom 19. Januar 1849, der ihn noch ganz unabhängig von seiner Gemahlin zeigt: 'Wir liberalisieren uns zu tode!' Ebenso zeigt er sich noch in dem Schreiben vom 13. Januar 1850 (S. 154), in dem er seine Befriedigung über die Rückbildung der Verfassung äufsert und sich gegen die Kölnische Zeitung ereifert. Er freut sich in dieser Zeit an der Festigkeit seines Bruders: 'Ehre dem König, der in seinem Wissen fühlte, was Not that' (29. Jan. 1850). Noch mehr kommt diese Zufriedenheit mit dem Bruder zum Ausdruck in der im Anhang des Buches mitgeteilten Denkschrift des Prinzen vom 11. Dezember 1849, in der er der Entschiedenheit des Königs hohen Beifall zollt. Zu den schönsten Briefen, die Wilhelm I. geschrieben hat, gehört der an den Kriegsminister von Stockhausen vom 16. Januar

1851 (S. 407), in dem die brennende Liebe zu seinem Preufsen durchbricht wie sonst nirgends und der auch durch die hohe Verehrung für seinen Vater, den er wiederholt den 'Heldenkönig' nennt, bemerkenswert ist. Die scharfen Dialektiker, die nicht oft genug geringschätzig die Achsel zucken können über das angeblich zu hell gemalte Bild, das Treitschke von Friedrich Wilhelm III. entworfen hat, werden gut thun, sich mit diesen Empfindungen eines wirklichen Heldenkönigs auseinanderzusetzen. Den Stempel der Heldenhaftigkeit trug Friedrich Wilhelms III. Schaffen freilich nicht in dem Mafse, wie es der Prinz von Preufsen meinte. Der Sohn sah hier zu viel. Aber die geringschätzige Beurteilung, die man dem Vater Wilhelms I. in neuerer Zeit vielfach zu teil werden läfst, geht auch zu weit. Ganz fehl wurde der Prinz von Preufsen von seinen Empfindungen schwerlich geleitet. Dazu hatte er doch ein zu sicheres Gefühl für echte Mannhaftigkeit. Am Schlufs des Briefes an Stockhausen spricht der Prinz schon eine bedingte Rechtfertigung von Olmütz aus. Das bedeutsamste Aktenstück aus Wilhelms I. Feder, das Poschingers Buch enthält, ist die schon erwähnte Denkschrift über die Verfassung, in der auffällig zutage tritt, wie nahe er seinem Bruder noch zu Ausgang des Jahres 1849 in den Anschauungen stand. Er trat ihm sogar in seinen Gewissensbedenken wegen der Eidfrage zur Seite. 'Gegen sein Gewissen kann niemand ein Ding beschwören. Das bedenke man, wenn man dem Könige gegenüber eine Vereinbarung mit ihm im Auge hat.' Recht fragwürdig sind die Gestalten, die sich von allen Seiten an den ritterlichen und geraden Prinzen heranmachen, jene Dowiat, Kuhr, Dr. L . . . . . u. s. w. Schon zeigt es sich, dafs der Prinz durch solche und andere, gewichtigere Einflüsse beunruhigt wurde.

So mufs die neue Veröffentlichung Poschingers als ein kleines Ereignis bezeichnet werden. Leider sind die Zuthaten des Herausgebers derartig, ebenso die Mannigfaltigkeit des Gebotenen so grofs, dafs den richtigen Gebrauch davon meist nur die Forscherwelt machen kann. Da aber auch das gröfsere gebildete Publikum ein Anrecht hat, sich mit dem Inhalt der vielen, schönen Briefe bekannt zu machen, so mufs ihm der Rat gegeben werden, sich lediglich an diese Briefe zu halten und alles, was Poschinger aufserdem giebt, grundsätzlich unbeachtet zu lassen. Es würde sich sonst den Genufs verkümmern.

Man kann gespannt sein, was die verheifsenen beiden weiteren Bände bringen werden. Dafs der verbindende Text darin besser sein wird als der jetzige, dazu haben wir freilich keine Hoffnung. Wohl aber dürfen wir die Erwartung aussprechen, dafs die Hilfskraft, die vermutlich für den zeichnenden Herausgeber die Register anfertigt, etwas sorgfältiger arbeitet als das bei diesem Bande geschehen ist. Das vorliegende Register ist mit einer erstaunlichen Nachlässigkeit angelegt. Hierin erkennt man so recht den Abstand Poschingerscher Editionen von denen Horst Kohls. Man vergleiche nur einmal Kohls Register zu den 'Gedanken und Erinnerungen'.

Herman von Petersdorff.

Am 27. Mai, dem zweiten Pfingstfeiertage, verschied in Leipzig nach kurzer Krankheit im 62. Lebensjahre

Dr. RICHARD RICHTER

REKTOR DES KÖNIG ALBERT-GYMNASIUMS
ORDENTLICHER HONORARPROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT.

Der in voller Rüstigkeit seines reichen Geistes einer vielseitigen Thätigkeit jäh Entrissene hat die pädagogische Abteilung der Neuen Jahrbücher seit 1893 geleitet. Ein Meister der Lehrkunst, wirkte er am liebsten durch das lebendige Wort: viele Hunderte von Schülern an Gymnasium und Hochschule sind durch die frische Ursprünglichkeit und eindringende Schärfe seiner Lehrweise, durch seine Gedankenfülle und seine männliche Beredsamkeit an Wissen und Charakter für das ganze Leben gefördert worden; zahlreichen Berufsgenossen ist er in Rat und That ein unermüdlicher Helfer gewesen, als leuchtendes Vorbild eine stete Quelle reiner Begeisterung für das Lehramt. Wie Richard Richter als Pädagog geradsinnig und selbständig seinen Weg ging, ein abgesagter Feind von Pedanterie und Phrase, wie er fern von hastiger oder schwankender Schulpolitik eine ruhige, organische Weiterentwicklung und Ausbildung des höheren Schulwesens erstrebte, festhaltend an der humanistischen Grundlage unseres Gymnasialunterrichts und an der Überzeugung, dafs vor die Tugend der Schweifs gesetzt ist, das haben auch die Leser dieser Zeitschrift aus seinen Beiträgen erkannt, dazu sein warmes Herz, seinen poetischen Sinn und seinen köstlichen Humor. Das vaterländische Schulwesen verliert in dem Dahingeschiedenen einen seiner kraftvollsten und edelsten Vertreter; die Unterzeichneten betrauern schmerzbewegt in ihm einen hochverehrten und teuern Freund.

Leipzig, 29. Mai 1901.

Johannes Ilberg. B. G. Teubner.



DIE GRIECHISCHE SPRACHE IM ZEITALTER DES HELLENISMUS

Von Eduard Schwyzer

Die Zeit liegt noch nicht so fern, wo auch die Wissenschaft vom Hellenentum unter dem gleichen Bann stand, unter dem das Hellenentum selbst seit Verlust der Unabhängigkeit bis auf unsere Tage gelitten hat: unter dem Bann des Klassicismus. Auch die frühere griechische Sprachwissenschaft wird dadurch gekennzeichnet. Wer hätte sich gar um die nachklassische Sprache kümmern mögen! Nur ein bestimmtes Gebiet der hellenistischen Gräcität fand eifrige, aber in ihrer Einseitigkeit unfruchtbare und vielfach zu falschen Ergebnissen führende Pflege, der altchristliche Litteraturkreis, die Schriften des Neuen Testaments im besonderen. Die letzten Jahrzehnte haben eine andere Wertung des Hellenismus erstehen lassen; er ist nicht nur ein würdiges Objekt geschichtlicher Forschung geworden, sondern man hat auch erkannt, dafs er in der That Grofses geleistet hat. Auch in der griechischen Sprachwissenschaft beginnt man seit einigen Jahren den allgemeinen Umschwung in der Beurteilung des Hellenismus zu verspüren. Und die Entwickelung der Sprachwissenschaft als solcher kommt diesen Bestrebungen entgegen. Die rein wissenschaftliche Behandlung der griechischen wie auch der lateinischen Sprachgeschichte ist ja noch jung, jünger als die der deutschen Sprachgeschichte, deren erste Behandlung zugleich das Vorbild für die geschichtliche Darstellung einer Sprache geworden ist, Jakob Grimms Werk. Nur auf dem Boden der klassischen Sprachen finden wir auch eine so tiefe Kluft in der Methode zwischen den Sprachforschern vom Fach und den Philologen. Beschränkten sich diese fast lediglich auf die Anhäufung von Material, so schienen die Sprachwissenschafter die wissenschaftliche Verarbeitung desselben gepachtet zu haben; auf dem von den Philologen zusammengebrachten Stoff fufsend, richteten sie ihr Fernrohr nach entlegenen Küsten, wo sie Verwandte der griechischen Gebilde wiederzufinden glaubten, oder noch weiter nach dem Nebelheim der glottogonischen Spekulation. Der sprachgeschichtliche Gewinn mufste dabei von vornherein auf die vor- und frühgeschichtliche Zeit beschränkt bleiben. Das ist seitdem anders geworden. Zwar sind nach dem Urteil berufener Sprachforscher für die meisten klassischen Philologen die sprachwissenschaftlichen Prinzipien und Methoden immer noch nicht vorhanden, aber die vergleichend-historische Sprachwissenschaft beginnt sich auch auf griechischem Boden darauf zu besinnen, dafs in der geschichtlichen Zeit dem Sprachforscher noch viele und wohl

dankbarere Aufgaben gestellt sind, als die noch viel zu häufig geübte etymologische Spielerei und die Entstehung der indogermanischen Grundsprache sie bilden. So sehen wir in neuerer Zeit eine immer gröfser werdende Anzahl von Sprachforschern zu den Quellen hinabsteigen, was früher im ganzen weniger geübt, mitunter sogar verpönt wurde. Dem Sprachforscher ist aber die hellenistische Sprache ein ebenso anziehendes Forschungsgebiet als die klassische, ja wohl noch anziehender, weil er dort eher einer Entwickelung nachgehen kann als in der Sprache des Klassicismus, der ängstlich an seinem Bestande festzuhalten bestrebt ist. Die Forscher, die, von der älteren Zeit ausgehend, zum Hellenismus vordrangen, stiefsen jedoch in dieser Gegend auf eine Forschergruppe, die in entgegengesetzter Richtung dahergezogen kam, die von der neugriechischen Welt aus den Entwickelungsgang der Sprache zurückverfolgte. Die neugriechische Sprachforschung hatte schon einmal Beziehungen zur Indogermanistik unterhalten. Es war die Zeit, als man in *νερό* 'Wasser' den ehrwürdigen Meergreis *Νηρεύς* wiederzufinden und in *αὐτί* 'Ohr' eine indogermanische Wurzel in ältester Gestalt mit den Händen greifen zu können vermeinte. Aber die indogermanische Begeisterung verflog noch schneller als sie gekommen; Deffner wurde durch Hatzidakis für immer widerlegt, der seitdem in den neugriechischen Sprachstudien die unbestrittene Führung hat. Er erbrachte den Nachweis, dafs das Neugriechische auf die hellenistische Umgangssprache zurückgeht. Drum nimmt auch die neugriechische Wissenschaft inneren Anteil an deren Erforschung; sie ist das Mittelstück, die Verbindungsbrücke zwischen dem Alten und dem Neuen. So sehen wir also die Entwickelungsrichtung der griechischen Sprachwissenschaft mit den neueren Bestrebungen in der griechischen Philologie überhaupt zusammentreffen. Dabei ist aber auch ein äufserer Umstand nicht hoch genug anzuschlagen: die ungemein reiche Zufuhr neuen Stoffes. Sind es doch eigentlich erst die ungeheuren Schätze an Inschriften und Papyri, welche eine Behandlung der hellenistischen Umgangssprache wenigstens einigermafsen ermöglichen. Freilich hat die griechische Sprachwissenschaft längere Zeit mehr die Forderung des Studiums der *κοινή* aufgestellt, als ihr wirklich nachzukommen versucht.

Es bedeutete daher eine wissenschaftliche Überraschung, als letztes Jahr (das Buch trägt zwar die Jahrzahl 1901) Albert Thumb bei Karl J. Trübner in Strafsburg ein Buch über die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus ankündigte und erscheinen liefs. Thumb ist in der griechischen Sprachwissenschaft wohl bekannt. In den weitesten Kreisen wohl durch sein 'Handbuch der neugriechischen Volkssprache', das, 1895 erschienen, das erste brauchbare Hilfsmittel darstellt, mit der so scharf von der immer noch archaisierenden Schriftsprache geschiedenen Volkssprache bekannt zu werden. Ebenfalls von allgemeinerem Interesse ist sein hübsches Schriftchen über 'die neugriechische Sprache' (Freiburg 1892). Dem engeren Fachkreise gehören an die Untersuchungen über den Spiritus asper, das Digamma, die Beiträge zur neugriechischen Dialektkunde, worin bisher der Dialekt von Amorgos behandelt ist, die Abhandlungen über die ethnographische Stellung der Tsakonen und

die griechischen Lehnwörter im Armenischen, um nur das Wichtigste hervorzuheben. Der Verfasser ist trefflich vorbereitet an seine Aufgabe herangetreten.

Sehen wir zu, wie er sie gelöst hat. War die Zeit zu einer zusammenfassenden Behandlung schon gekommen, oder hat der Verfasser die Vorarbeiten, die dazu nötig sind, selbst geleistet? Ich mufs beide Fragen verneinend beantworten, und der Verfasser wird damit sich einverstanden erklären können. Er hat den Mangel an Vorarbeiten aller Art, über die hellenistische Sprache wie über die heutigen griechischen Mundarten, am bittersten empfunden, und die Klage über Unkenntnis der Thatsachen wiederholt sich oft genug. Thumb hat sich aber auch nicht selbst der entsagungsvollen Arbeit unterzogen, das ganze, grofse Material selbständig durchzuarbeiten: nur einige Papyrus-Publikationen, für eine bestimmte Untersuchung auch die rhodischen Inschriften, sind neu herangezogen worden, im übrigen fufst Thumb auf den vorhandenen grammatischen Arbeiten, auf Dieterichs Untersuchungen und meiner pergamenischen Grammatik vorab. Wer nur nach neuen Thatsachen dürstet, wird das Buch wohl ziemlich enttäuscht aus der Hand legen. Denn wie schon der Untertitel 'Beiträge zur Geschichte und Beurteilung der *κοινή*' andeutet und das Vorwort klar ausspricht, ist es lediglich die Absicht des Verfassers, die Probleme und Desiderata der *κοινή*-Forschung zu skizzieren und einige wichtige Kapitel aus der Geschichte der hellenistischen Sprache teils auf Grund des bisher Geleisteten zusammenfassend darzustellen, teils durch eigene Untersuchungen in Angriff zu nehmen. Ist auch vieles schon anderweitig gesagt oder gesammelt, so giebt es doch eine ähnliche Zusammenfassung nicht; es ist nicht daran zu zweifeln, dafs das Buch, wie es der Verfasser wünscht, dazu dienen wird, nicht nur das erwachte Interesse an dem Gegenstand zu erhalten, sondern ihm auch neue Freunde zu gewinnen, um so mehr, als es auch durch klare und lesbare Darstellung für sich einnimmt.

Über Begriff und Umfang der *κοινή* sowie über allgemeine methodische Fragen handelt das erste Kapitel. Nach einer knappen Übersicht über die jüngsten Arbeiten wird die Terminologie der griechischen Nationalgrammatiker kurz behandelt. Die üblichen Bezeichnungen *κοινόν* oder *κοινὴ συνήθεια* und *ἑλληνίζειν* werden am klarsten durch die Gegensätze, in älterer Zeit die Dialekte, in jüngerer die atticistische Litteratursprache; ihr Gebrauch bei den Grammatikern wäre allerdings erst noch näher zu untersuchen. Wir können die *κοινή* als die gesamte Entwickelung der griechischen Gemein- und Verkehrssprache seit Alexander dem Grofsen bis zum Ausgang des Altertums, also von 300 v. Chr. bis 500 n. Chr. definieren; mit guten Gründen wird die weitere Ausdehnung, die meine pergamenische Grammatik dem Begriff *κοινή* gegeben hatte, sowie die Auffassung der *κοινή* als einer konventionellen Litteratursprache im Gegensatz zu der Vulgärsprache abgelehnt. Die Litteratursprachen der hellenistischen Zeit in ihren verschiedenen Schattierungen sind nichts anderes als fortwährende Kompromisse zwischen der gesprochenen Sprache und älterer schriftlicher Überlieferung, zwischen Leben und

Schule. — Die *κοινή* ist aber nicht nur die Fortsetzung der alten Sprache, sie birgt auch die Keime der neuen Entwickelung, des Neugriechischen, in sich: es ist deshalb bei Forschungen auf dem Gebiete der *κοινή* unerläfslich, die neugriechische allgemeine Umgangssprache sowohl als ihre Dialekte heranzuziehen. Die Kenntnis des Neugriechischen ist auch sehr wichtig für die Textkritik der hellenistischen Litteraturprodukte; bei dem Mischcharakter dieser Schriften hat man sich einerseits davor zu hüten, nach klassischer Norm zu korrigieren, anderseits darf man Formen, die weder der alten, noch der neuen Sprache angehören, überhaupt dem Geist der Sprache widerstreben, wie *εὑρίσκαι*, *βοῦλαι* doch nicht unbesehen hinnehmen. Schwer ist allerdings gelegentlich die Scheidung zwischen solchen Unformen, die manchmal lediglich den Untergang einer älteren Bildung beweisen, und den sogenannten Übergangsformen, die, einmal in der Sprache vorhanden, später wieder aufgegeben wurden. So ist *ἐδείκνυσα* sprachlich möglich, aber auch das Neugriechische zeigt nur *ἔδειξα*; die in hellenistischer Zeit weitverbreiteten Nebenformen *οὐθείς μηθείς* haben im Neugriechischen keine Spur hinterlassen. Das Neugriechische kann auch dazu dienen, Formen der *κοινή* zu erschliefsen oder zu bestätigen, wie der Romanist mit Hilfe der romanischen Idiome vulgärlateinische Substrate konstruiert. *Μεθόπωρον*, eine in verschiedenen Dialekten belegte Nebenform von *μετόπωρον*, lebt in neugriechischen Mundarten noch fort, im Pontosgebiet in der Form *μοθόπωρο*, in Aravanion in Kappadokien als *μορόπωρο*, indem in der dortigen Mundart altes *θ* als *ρ* erscheint. Die folgenden Auseinandersetzungen über *κράββατος* und *ἀρραβών*, welche die Wichtigkeit des neugriechischen Dialektstudiums für die altgriechische Philologie zeigen sollen, werden allerdings kaum einen Philologen dazu begeistern; sie verlaufen im Sande und legen höchstens Zeugnis ab von der Dürftigkeit unserer Kenntnis.

Die Zeit der ungestörten individuellen Entwickelung der hellenischen Lande hatte eine ungemein grofse Anzahl zum Teil stark voneinander abweichender mundartlicher Schattierungen des Griechischen hervorgebracht, jede neue archaische Inschrift bietet dafür neue Beweise. Wie verhielten sie sich gegenüber der Gemeinsprache? Haben sie ihr ohne nachhaltigeren Widerstand das Feld geräumt, sind sie nach längeren Kämpfen in ihr aufgegangen, haben sie neben der Schriftsprache als Umgangssprachen ihr Dasein behauptet, wie die deutschen Mundarten neben der neuhochdeutschen Schriftsprache? Mit diesen Fragen beschäftigt sich Thumb in seinem zweiten Kapitel, und in welchem Sinne, zeigt schon dessen Überschrift: Der Untergang der alten Dialekte. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Annahme, die neugriechische Volkssprache sei aus der Mischung äolischer und dorischer Dialekte hervorgegangen, Gemeingut der Wissenschaft war. Sie ist längst aufgegeben, und es läfst sich jetzt sicher nachweisen, dafs auch die sehr zahlreichen neugriechischen Dialekte aus der *κοινή* entwickelt sind, mit einer Ausnahme, die gerade die Regel bestätigt: das Tsakonische in den Spartanerbergen geht auf das alte Lakonische zurück. Es kann sich also nur darum handeln, zu bestimmen, wann ungefähr die alten Dialekte verklungen sind. Für die Lösung der Frage kommen einerseits Schrift-

stellerzeugnisse in Betracht, anderseits geben die Dialektinschriften einen gewissen Mafsstab. Die im Zusammenhang mit dem Atticismus auftretende Renaissance auch anderer Dialekte als des attischen beweist natürlich nichts für die lebende Sprache, obgleich der Versuch gemacht wurde, die alten Mundarten auch wieder zu sprechen: wenigstens schlägt im Apolloniusroman der grofse Weise aus Kappadokien Vespasian die Ehre seiner Begleitung ab, weil er die Hellenen zu Sklaven gemacht habe, als sie eben daran gewesen seien, wieder ionisch und dorisch zu reden. Die Ärzte, die ionisch schrieben, wie Hippokrates, die Neu-Pythagoreer, die ihrem Meister zu Ehren dorisch redeten, die Hofdamen der Kaiserin Sabina, die äolische Epigramme schmiedeten, pflegten kaum Beziehungen zum Volkstum. Im I. und II. Jahrh. n. Chr. bezeugen noch Sueton und Pausanias die Existenz der Mundarten, für Rhodos der eine, für Messenien der andere; Dion Chrysostomos findet im I. Jahrh. n. Chr. in Elis eine alte Frau, die ein gemütliches Dorisch redet; Aristides der Sophist tadelt die, die ihrer heimischen Mundart sich schämen. Spätere Zeugnisse für das Fortleben der Mundarten giebt es nicht, und auch die Dialektinschriften hören mit dem dritten christlichen Jahrhundert auf, an manchen Orten allerdings schon sehr viel früher. Ich habe seiner Zeit, nach Gustav Meyers Vorgang, bestritten, dafs das Verschwinden der Dialektinschriften für die lebende Sprache beweise; die Mundart habe, aus dem Schriftgebrauch verdrängt, doch im mündlichen Gebrauch fortdauern können: Thumb verficht mit Hatzidakis u. a. den entgegengesetzten Standpunkt. Grundsätzlich scheint mir die erste Ansicht immer noch möglich zu sein; es käme eben darauf an, die Untersuchung im einzelnen zu führen, wofür vielfach das Material völlig fehlt. Doch scheint mir jetzt die Fragestellung nicht ganz richtig zu sein; wir dürfen nicht einfach fragen: 'Beweist das Verschwinden der Dialektinschriften das Aufhören der alten Dialekte?' sondern die Frage kann sich nur darauf beziehen, ob es für die städtischen Centren dies beweise, und das wird man allerdings zugeben müssen. Thumb weist nach, dafs in der spartanischen Ebene die Gemeinsprache gesiegt hat, obschon der alte Dialekt am Ostabhang des Parnon jetzt noch fortlebt; dafs wir in der That einen Unterschied machen müssen zwischen den Städten, deren gemischte Bevölkerung ein günstiger Boden für die Gemeinsprache war, und dem Bauernland, das viel länger der angestammten Mundart treu blieb, zeigt klar eine von Mommsen (R. G. V 259) angeführte Stelle aus Philostrat: 'Das innere Attika' sagt ein Bewohner dieser Landschaft 'ist eine gute Schule für den, der sprechen lernen will; die Stadtbewohner dagegen von Athen, welche den aus Thrakien und aus dem Pontus und anderen barbarischen Landschaften herbeiströmenden jungen Leuten Wohnungen vermieten, lassen mehr durch sie ihre Sprache sich verderben als dafs sie ihnen das gute Sprechen beibringen. Aber im Binnenland, dessen Bewohner nicht mit Barbaren vermischt sind, ist die Aussprache und Rede gut'. — Am Schlusse des Kapitels macht der Verfasser dann noch eine Probe auf seine Ansicht durch Untersuchung der rhodischen Steine. Die Statistik zeigt vom III. Jahrh. v. Chr. bis zur christlichen Zeit ein stetiges gleichmäfsiges Zunehmen der *κοινή*-

Inschriften, die letzte Dialektinschrift gehört dem IV. Jahrh. n. Chr. an. Für andere Gebiete wäre die Untersuchung erst noch genauer zu führen; immerhin ergiebt sich aus dem bisher Geleisteten, dafs wohl zuerst die ionische Inselwelt ihre Mundart aufgab, der sich das ionische Festland anschlofs; bald folgte das äolische Kleinasien, ebenfalls noch in vorchristlicher Zeit Thessalien und Böotien, am längsten sträubte sich gegen die Gemeinsprache die dorische Welt im Peloponnes und auf einigen Inseln. Man darf sich nun zwar nicht vorstellen, dafs es nur reine *κοινή*-Inschriften und reine Dialektinschriften gebe; vielmehr treten Mischungen in verschiedenen Spielarten auf, und der Zunahme von *κοινή*-Texten geht die Zunahme von *κοινή*-Formen in Dialekttexten ungefähr parallel. Thumb begnügt sich für Rhodos mit einigen Stichproben, stellt dagegen das Verhältnis der Dialekt- und *κοινή*-Formen im äolischen Kleinasien nach einer Königsberger Dissertation von Leitzsch graphisch dar; die Kurve der *κοινή*-Formen steigt meist regelmäfsig aufwärts.

Jahrhunderte hat er also gedauert, der Kampf der alten Mundarten und der neuen Gemeinsprache. Der Sieg kann ja in solch ungleichem Kampfe bei ungestörter Entwickelung kaum zweifelhaft sein; die allgemeinverständliche Schriftsprache überwindet schliefslich die Mundarten, vernichtet sie auch bisweilen. Aber oft kann die Schriftsprache ihren Sieg nur dadurch erkaufen, dafs sie den Mundarten mehr oder weniger bedeutende Zugeständnisse macht; wie viele hochdeutsche, wie viele niederdeutsche Bestandteile, wie mannigfache Zuflüsse aus den verschiedensten Mundarten enthält nicht die neuhochdeutsche Schriftsprache! Es mufs die Frage gestellt werden nach den Resten der alten Dialekte in der *κοινή*: ihrer Beantwortung widmet Thumb sein drittes Kapitel. Es ist klar, dafs es sich dabei nicht um gelegentlich in den Inschriften der *κοινή* auftretende Dialektformen handeln kann, wie sie in der That nicht selten erscheinen; wir müssen vielmehr fragen: 'Hat die *κοινή* dialektische Bestandteile in sich aufgenommen, die auch nach dem völligen Aussterben der angestammten Mundarten auf dem ganzen Sprachgebiet fortlebten?' Den einen Weg zur Beantwortung dieser Frage bildet die Untersuchung der *κοινή*-Texte. Allzu spröde haben sich in früherer Zeit die griechischen Mundarten fremden Elementen gegenüber nicht verhalten; die attische Umgangssprache war, nach der bekannten Stelle der *Ἀϑηναίων πολιτεία*, *κεκραμένη ἐξ ἁπάντων τῶν Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων*, ein Gemisch aus allen möglichen hellenischen und barbarischen Mundarten; und mag die Behauptung auch etwas übertrieben sein, läfst es sich doch aus dem spärlichen Material noch erkennen. Die attische Schriftsprache stand in alter Zeit dem ionischen Vorbild noch sehr viel näher, und wenn sie auch in der späteren Entwickelung manches ionische Element abstiefs, hat doch der ionische Einflufs nie nachgelassen, wie sich aus den Urkunden noch besser als aus den litterarischen Quellen ergiebt. Die Inschriften bieten vereinzelte ionische Formen, die Haupteinwirkung betrifft den Wortschatz, der auch dorische Lehnwörter wie das bezeichnende *λοχαγός* aus der militärischen Sphäre enthält. Doch nun zur *κοινή*! Was ist gegenüber der Gesamttendenz der *κοινή* fremdartig und zu-

gleich altdialektisch? Nicht immer ist es leicht festzustellen, ob eine auffallende Erscheinung einem alten Dialekt (und welchem) angehört oder in der *κοινή* entwickelt ist. So ist *κατάδε* für *κατὰ τάδε* viel eher durch sogenannte Haplologie entstanden als durch Eindringen der aufserattischen Form *κατ* für *κατά*. In Betracht fallen überhaupt nur der Dorismus und der Ionismus. Überraschend klein ist der dorische Einflufs; ihn bezeugen in der Flexion fast nur die auf ehemals dorischem Gebiet auftretenden Formen wie *βασιλῆ*, welche vielleicht auch in neugriechischem *βασιλές* — in gewissen Dialekten erscheint dieser Typus für den gewöhnlichen *βασιλεάς* — eine Spur hinterlassen haben, was Thumb ausführlich zu begründen und durch den Hinweis auf die Entwickelung von *νεαρόν* (*ὕδωρ*) zu *νηρόν*, woraus *νερό(ν)*, zu stützen sucht, und die Genetive wie *Πυθαγόρα*, die aber auch als Analogiebildungen der *κοινή* nach dem Nominativ, Dativ und Accusativ gefafst werden könnten. Zwar enthält der Wortschatz einige dorische Bestandteile, aber nicht zu viele. Auch die Ionismen hat man der *κοινή* ganz absprechen wollen. Und viele sind auch nicht mit Sicherheit nachgewiesen; weitere Verbreitung hat nur eine flexivische Erscheinung, das ionische *η* nach *ι* in der Deklination, also Fälle wie *οἴης*, *μαχαίρης*, die auf den Inschriften wie in den Schriften des alten und neuen Testamentes mit einiger Häufigkeit auftreten; dazu kommt eine Anzahl von vereinzelten Fällen wie *βάθρακος*, *κιθών*, *κύθρα*, *πάθνη*, vielleicht auch *τέσσερες*, *τρεισκαιδέκατος*. Ein Atticismus in der *κοινή* ist *ττ*, das auf Papyri schon lange vor der atticistischen Reaktion erscheint; selbst im Neugriechischen tritt es, wenn auch sehr selten, auf. Nur das Altdialektische, das schon in die *κοινή* übergegangen war, hatte Aussicht fortzudauern; was wir also noch jetzt im Neugriechischen an dialektischen Resten finden, reicht zurück bis in die *κοινή*. Nur geographisch beschränkt finden sich in der heutigen Sprache einige Dorismen: in einer Reihe von Wörtern erscheint sicher *ᾱ* für *η*, vgl. *μαρουκιοῦμαι* 'brülle', *χαλί* 'Klaue', *μάκους* 'Mohn', besonders in Ortsnamen, z. B. *Μίλατο*, *Δᾶμος*, *'Αρταμίτης*, *Δαματρία* auf dem altdorischen Rhodos. Viel Ionisches hat die Jahrhunderte auch nicht überdauert; es mögen genannt sein *οὗλος* für *ὅλος*, namentlich im heutigen Kleinasien und auf den ägäischen Inseln, wohl auch das pontische *φορή* für *φορά* (in *μιὰ φορά* 'einmal') und sicher das ebenfalls den Pontusdialekten eignende *κί* aus *οὐκί* gegenüber gemeinneugr. *δέν* für *οὐδέν*. Im ganzen ist also der altdialektische Einflufs in alter wie in neuer Zeit recht gering anzuschlagen, abgesehen wie immer vom Tsakonischen, das übrigens auch nicht von der Gemeinsprache unberührt geblieben ist. Es ist auch nicht zu erwarten, dafs die weitere Forschung noch sehr viel zu Tage fördern wird.

Doch es waren nicht nur die alten griechischen Mundarten, mit denen die *κοινή* sich auseinanderzusetzen hatte; die neue Gemeinsprache diente nicht nur dem Verkehr der Griechen unter sich, sie wurde auch vielen ungriechischen Völkern aufgenötigt. Als Handels- und Verkehrssprache wurde sie weit in den Orient hinein verstanden; in der *κοινή* verhandelten die Römer mit Phöniziern, Karthagern, Juden; am parthischen Hofe liefs man griechische Tragödien auf-

führen; aber es wurden im Lauf der Jahrhunderte auch grofse Gebiete wirklich in der Sprache völlig hellenisiert. Am gründlichsten Kleinasien, wo dieser Prozefs schon durch die griechische Kolonisation des Küstensaums vorbereitet war. Eine ganze Reihe von Völkern und Sprachen ist hier vom Griechentum aufgesogen worden: die nachweisbar älteste Bevölkerung, die kleinasiatische nach Kretschmers Benennung — dahin gehören die lykischen Inschriften —, der Keil indogermanischer, den Thrakern nächstverwandter Völker, der sich in die Urbevölkerung eingedrängt hat — ihr bedeutendster Stamm sind die Phryger, ihr am weitesten nach Osten vorgeschobener Posten die Armenier, vor welchen die Hellenisierung Halt machte, da sie nie ganz dem iranischen Einflufs entrissen wurden —, und endlich die erst im Beginn der hellenistischen Zeit in Kleinasien sich festsetzenden Galater, die ihre keltische Mundart mit ähnlicher Treue festhielten, wie ihre noch lebenden Brüder am atlantischen Ozean. Noch im IV. Jahrh. n. Chr. sollen die Galater keltisch geredet haben, und das Phrygische dauerte vielleicht, wenn auch nur in kümmerlichen Resten, bis zum Seldschukeneinfall. Doch sehen wir schon in die ältesten phrygischen Inschriften griechische Lehnwörter eindringen, und die jüngsten — fast alle Verbottafeln, die auf den Grabschänder den Zorn der phrygischen Götter herabwünschen — bieten durch die Beimischung von allerlei Elementen der spätgriechischen Volkssprache das traurige Bild eines Idioms, das unwiederbringlich dem Untergang geweiht ist. Ganz anders in Syrien und Ägypten: noch heute giebt es syrische Dialekte, und die Ägyptologie kann beim Entziffern hieroglyphischer Texte des Koptischen nicht entraten. Die Hellenisierung blieb am Nil wie am Orontes auf die meist neugegründeten Städte beschränkt; und mit der mohammedanischen Invasion zogen sich auch aus den Städten die noch übrigen Griechen zurück. Noch weniger hat, wie es scheint, in Palästina das Griechentum wirklich Wurzel gefafst, wenn auch die zahlreichen griechischen Wörter in den rabbinischen Schriften eine nicht gering anzuschlagende Ausbeute vulgärer Erscheinungen liefern. Wie verhielt sich nun die *κοινή* zu all den fremden Sprachen, in deren Gebiet sie eindrang? Am meisten springen in die Augen die Fremdwörter, wie sie die Griechen auch schon in älterer Zeit aus den verschiedensten, auch nicht verwandten Sprachen aufgenommen haben. Aber wir dürfen nicht glauben' die griechische Sprache von fremden Elementen überschwemmt zu sehen, wie das Neugriechische so viele türkische Wörter enthält; die Einwanderung verläuft in den gleichen Bahnen wie vorher. Thumb führt das Ergebnis einer Stichprobe vor, die er an einigen Papyrus-Sammlungen gemacht hat: es ist in der That überraschend, wie wenig Fremdwörter darin erscheinen; und das ägyptische Griechisch war gewifs nicht puristisch. Die hebräischen Fremdwörter beschränken sich auf Begriffe wie *ἀμήν*, *γέεννα*, *πάσχα*, *σάββατον*, deren Entlehnung verständlich genug ist; auch die Bibelsprache weist in Wirklichkeit viel weniger Semitismen auf als man früher, als dieser Litteraturkreis losgelöst von der gleichzeitigen *κοινή* betrachtet wurde, annahm. Ist der Einflufs der Lehnwörter so gering anzuschlagen, wird man noch weniger Lehngut erwarten, das den eigent-

lichen grammatischen Bau der Sprache betrifft. Thumb untersucht eine Reihe von Erscheinungen, die dafür vorgebracht werden — durchweg mit negativem Ergebnis. All die behaupteten Hebraismen in Formenlehre und Syntax gehören der *κοινή* als solcher an, finden sich häufig noch in der Volkssprache unserer Tage. Dagegen ist fremder Einflufs im Lautsystem in Kleinasien wie in Ägypten nachgewiesen oder sehr wahrscheinlich gemacht worden. Dafs in Ägypten wie in Kleinasien Tenuis, Media und Aspirata — ein ungebildeter Grieche konnte z. B. *ἡγούμενος* nicht von *οἰκούμενος* unterscheiden — wechseln, mufs auf Abweichungen des Lautsystems der dortigen Sprachen vom griechischen beruhen. Hierher gehören wohl auch einzelne Fälle des Schwundes von *γ* zwischen Vokalen und die sporadisch auf weiten Gebieten, ohne erkennbare Regel, auftretende Nasalierung, wie in *Καμπαδοκία* neben *Καππαδοκία*; unser Samstag, ahd. *sambaztac*, erklärt sich nur aus einer vulgärgriechischen Form *σάμβατα*, die sich aus dem Namen *Σαμβάτιος* (für und neben *Σαβάτιος*) erschliefsen läfst. Sicher ist in Kleinasien aufgekommen der Wandel von Tenuis nach Nasal zur Media, z. B. *πένδε* für *πέντε*. Auch im Vokalismus deutet manches auf fremden Einflufs; so wird der ägyptische Ersatz von betontem *α* durch *ε*, z. B. *μέλιστα*, so die kleinasiatische Verwechselung von i- und e-Vokalen sich erledigen. Wichtiger ist Thumbs Annahme, dafs der Übergang von *υ* in *ι* von Kleinasien seinen Ausgang genommen habe. Schon innerhalb des Phrygischen scheint aus älterem u, ü ein i-Laut entstanden zu sein. Die Worte, mit denen die jungphrygischen Verwünschungsformeln gewöhnlich beginnen, *ιος νι* — in *ιος* hat man längst das ostindogermanische Relativpronomen erkannt — setzt Thumb ansprechend dem altindischen *yō nu* gleich, das Partizip am Schlufs der Formel *τετικμένος* (*ἤτω* = *ἔστω*) stellt er zu einer Wurzel *tuq* 'schlagen, stofsen'; auch die phrygischen Glossen zeigen den gleichen Wandel: neben *Φρύγες* erscheint *Βρίγες*. Es wird wohl gestattet sein, den zuerst in Kleinasien auftretenden, erst zu Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends auf dem ganzen Sprachgebiet siegreichen Wandel von *υ* zu *ι* mit dieser phrygischen Erscheinung in Zusammenhang zu bringen. Auf sehr verschiedenen Gebieten ist dagegen die neugriechische Ausgleichung der alten Vokalquantitäten bezeugt, die schliefslich dazu geführt hat, dafs im Neugriechischen jede betonte Silbe jede unbetonte an Dauer übertrifft, ohne dafs man mit einiger Sicherheit ein ethnisches Substrat verantwortlich machen könnte. Für das Innere von Kleinasien kennzeichnend ist dagegen eine Erscheinung, die sonst besonders den romanischen Sprachen eignet, die Entwickelung eines i vor s + Konsonant, z. B. *ἰστρατιώτης*, *'Ιστεφανίων*; Thumb hält ausdrücklich an seiner früheren Annahme phrygischen Einflusses fest. Die Erscheinung läfst sich noch heutzutage in ostgriechischen Mundarten beobachten, wenn auch nur in einzelnen Wörtern. Von einer tiefgehenden Beeinflussung des griechischen Lautsystems durch die Barbarensprachen war freilich nicht die Rede: nur weniges lebt bis ins Neugriechische hinein fort, allgemein der Wandel von *υ* zu *ι*, der Übergang der Tenuis zur Media nach Nasal, in einzelnen Mundarten die i-Prothese und die Nasalierung, also alles ursprünglich

kleinasiatische Erscheinungen. Damit rächten sich die kleinasiatischen Sprachen für den Untergang, den das Griechische ihnen bereitete. Doch sind die Griechen trotzdem den orientalischen Sprachen gegenüber durchaus die Gebenden gewesen; die griechischen Elemente des Rabbinischen füllen einen dicken Band, und auch der armenische Wortschatz erscheint stark vom Griechischen beeinflufst, wenn auch nicht so stark wie vom Iranischen. Nur die neu erstehende Kultur des Westens hat die Anleihen, die sie auch in sprachlichen Dingen bei den Hellenen machte, zurückgezahlt. Lateinisch-romanischer Einflufs macht sich vor allem in der Nominalbildung geltend. Wie die später so üppig gedeihende Bildungsweise auf *-ις*, *-ιν* für *-ιος*, *-ιον* entstand, ist allerdings noch nicht allseitig befriedigend dargelegt, doch scheint lateinische Einwirkung mitzuspielen. Mit Sicherheit lateinischen Ursprungs sind dagegen die Suffixe *-άρις*, *-άρι* (auch bei den Germanen ist ja das zu Grunde liegende *-arius* ein wichtiges Wortbildungsmittel geworden), *-άτος*, *-ίνα*, *-ούλα*, *-ούρα*. Den Höhepunkt erreicht der Zuflufs lateinischer Lehnwörter in der Zeit von Konstantin bis Justinian. Noch jetzt legen sie ein sprechendes Zeugnis ab von der jahrhundertelangen Abhängigkeit der griechischen Welt von Rom in rechtlichen, kommerziellen und sozialen Dingen. Den Gedanken, die Griechen völlig zu romanisieren, liefs freilich die Achtung vor ihrer überlegenen Kultur bei den Römern nicht aufkommen.

Mit den Ausführungen des vierten Kapitels berühren sich teilweise die Darlegungen des fünften, das von der dialektischen Differenzierung der *κοινή* und der Stellung der biblischen Gräcität handelt. In voralexandrinischer Zeit lebte auf dem griechischen Sprachgebiet eine überaus reiche Fülle von Mundarten; wie die makedonische Eroberung die politische Entwickelung lahm legte, liefs sie an die Stelle der erfrischenden Mannigfaltigkeit das eintönige, starre Gebilde der Gemeinsprache treten: das ist die gewöhnlich in weiteren Kreisen geltende Ansicht, die sich allerdings an der Betrachtung der geschriebenen Sprache gebildet hat. Doch wie stand es wohl um die gesprochene Sprache? Wie die Geschichte überhaupt, gewinnt auch die geschichtliche Betrachtung der Sprache oft sehr viel durch Heranziehung von Analogien aus besser bekannten Perioden; gelegentlich ist sie gar vollständig darauf angewiesen, wenn sie sich nicht darauf beschränken will, ihr Nichtwissen einzugestehen. Nun, nach modernen Analogien ist es bei dem grofsen Umfang des Sprachgebietes der *κοινή*, bei der verschiedentlichen Mischung mit andersgearteten Völkern, gar nicht denkbar, dafs die Sprache durch und durch einheitlich blieb. Doch dürfen wir uns nicht bei diesen allgemeinen Erwägungen beruhigen. Der sicherste Weg, eine dialektische Gliederung festzustellen, wäre eine möglichst vollständige Durchmusterung des vorhandenen Quellenmaterials, monographische Behandlungen einzelner Gebiete, die sich dann zuletzt zusammenschlössen zu einem Gesamtbilde. Dazu sind bisher nur bescheidene Ansätze gemacht, und Thumb hat die Arbeit auch nicht zu leisten unternommen. Dagegen sucht er der Frage auf einem anderen Wege beizukommen. Das neugriechische Sprachgebiet weist, wie es seine weite Aus-

dehnung und grofse Zersplitterung erwarten läfst, eine grofse Anzahl von Mundarten auf — griechische Siedelungen giebt es z. B. auf Corsica, in der Terra d'Otranto, im Osten wird aufser dem Königreich Epirus und der Südrand von Makedonien von Griechen bewohnt, griechische Dörfer erscheinen an verschiedenen Punkten der kleinasiatischen Küste, besonders am Pontus, wie im Innern Anatoliens (Kappadokien), griechisch sind die Inseln des Ägäischen Meeres. Obschon unter sich sehr verschieden, gehen sie doch mit einziger Ausnahme des schon wiederholt genannten Tsakonischen alle auf eine gemeinsame Grundlage, die *κοινή*, zurück. Fragen wir nach ihrem Alter, so fragen wir also zugleich nach der dialektischen Differenzierung der *κοινή*. Sehr weit führt uns indes dieser Weg auch nicht. Denn ältere Quellen für die heutigen griechischen Mundarten fliefsen sehr spärlich. Am vollständigsten kann der kyprische Dialekt geschichtlich verfolgt werden. Im fränkischen Königreich Cypern entstand im XIV. Jahrh. eine kyprische Übersetzung der französischen Assisen des Unterhofs, ein Gesetzbuch, und zwei vulgäre Chroniken, die freilich stark mit fränkischen Elementen versetzt sind; bezeichnend ist die Klage des Verfassers der einen, des Machäras: seit die Lateiner auf Cypern herrschen, habe man angefangen Fränkisch zu lernen und das Romäische (das Vulgärgriechische) barbarisiert, und man schreibe fränkisch und romäisch, so dafs man nicht mehr draus komme, was man eigentlich für eine Sprache spreche. Doch geht aus diesen Quellen immerhin so viel hervor, dafs die cyprische Mundart damals schon länger bestand. Im übrigen müssen Schlüsse die Thatsachen ersetzen. Vor dem XI. Jahrh. wurde die Terra d'Otranto von griechischen Kolonisten besiedelt: ihre Mundart ist als südgriechische, vielleicht peloponnesische, gekennzeichnet. Ebenfalls ins erste christliche Jahrtausend führt uns die Betrachtung der durch den Seldschuken- und Türkeneinfall isolierten kappadokischen Mundarten: sie gehen nicht auf die griechische Sprache des Mittelalters zurück, sondern setzen eine schon längere Sonderentwickelung voraus. Die grofse Masse der mittelalterlichen Vulgärtexte zeigt dagegen eine 'erstaunliche Geschlossenheit', wie Thumb sich ausdrückt; manches mag ja freilich auch in den vorhandenen Ausgaben normalisiert sein. Am Ende des ersten Jahrtausends waren also die wesentlichen Merkmale der heutigen Mundarten ausgebildet; alles andere ist nur Vermutung, so auch Thumbs Annahme, die in den heutigen nordgriechischen Dialekten auftretende Ausstofsung und Schwächung schwachbetonter Vokale sei schon im V. oder VI. Jahrh. n. Chr. eingetreten, die sich auf nichts stützt; denn was im ersten Eifer dafür vorgebracht wurde, lehnt er mit Recht ab. Der schon von Anfang an schmale Pfad, der von den heutigen Mundarten durchs Mittelalter hin zur *κοινή* zurückführt, verliert sich also ganz in jenen dunkeln Zeiten, welche von dem hundertjährigen Kampf gegen die islamitische Hochflut und der darauf folgenden Regeneration des Reiches unter den sogenannten isaurischen Kaisern ausgefüllt werden. Sich wieder der altgriechischen *κοινή* zuwendend stellt dann Thumb a priori fünf Schattierungen der *κοινή* auf: eine ionisch gefärbte, eine dorisierende (im Bereich des Peloponnes und des achäischen und ätolischen Bundes), eine dem

reinen Attisch sich nähernde, eine kleinasiatische und eine ägyptische κοινή. Er will diese fünf Spielarten wiederfinden in einer Notiz bei Quintilian (XI 2, 50). Unter den Männern von hervorragendem Sprachtalent erscheint auch Crassus. *Crassus ille dives,* lautet die Stelle, *qui cum Asiae praeesset, quinque Graeci sermonis differentias sic tenuit, ut, qua quisque apud eum lingua postulasset, eadem ius sibi redditum ferret.* Mir ist Thumbs Erklärung unwahrscheinlich; einmal schweben jene fünf κοινή-Kreise doch in der Luft, lassen sich mindestens vermehren: wer dem Böotischen eine weitgehende Wirkung auf den Vokalismus der κοινή zuschreibt, wird geneigt sein, eine böotisch gefärbte κοινή anzunehmen. Ferner hatte es Crassus nur mit der römischen Provinz Asien zu thun, wo doch zunächst nur die kleinasiatische κοινή in Betracht kam; an verschiedene Nuancen des in der Provinz Asien gesprochenen Griechisch kann man aber nicht denken. Mir scheint es überhaupt nicht ratsam, die Stelle für die Sprachgeschichte pressen zu wollen. Man wird sich, wie dies vor Thumb geschah, zu ihrer Erklärung wieder auf die Fünfteilung der alten Grammatiker in Ἀτθίς, Ἰάς, Δωρίς, Αἰολίς und Κοινή berufen dürfen. Allerdings ist es nicht wahrscheinlich, aber doch auch nicht ganz ausgeschlossen, dafs der äolische und der ionische Dialekt zu Crassus' Zeit noch gesprochen wurden, doch dürfen wir Quintilians Worten eben kaum mehr als die Thatsache entnehmen, dafs dem Römer Crassus die Beherrschung verschiedener griechischer Mundarten nachgesagt wurde. Thumb läfst sich übrigens auch nicht darauf ein, seine fünf Varietäten der κοινή näher zu charakterisieren. Schon im Altertum wurde dagegen von den Grammatikern viel vom alexandrinischen Griechisch gesprochen: aber der Zusatz Ἀλεξανδρεωτικὸν τοὔνομα, der bei vielen Wörtern steht, ist nicht anders aufzufassen als manche Ortsangabe in modernen Dialektwörterbüchern: er bezeugt, dafs das Wort in Alexandrien gebraucht werde; dafs es dort allein gebräuchlich sei, ist damit nicht behauptet. Und all die Eigentümlichkeiten des alexandrinischen Dialektes finden sich in der That auf sehr verschiedenen Gebieten wieder. Der allzufrüh der Wissenschaft entrissene Karl Buresch hat eine ägyptische κοινή zu konstruieren sich bemüht: aber von den 13 Erscheinungen, die dieselbe charakterisieren sollen, bleibt bei näherem Zusehen fast nichts übrig, das für Ägypten bezeichnend wäre. Auch das Judengriechische, das man bei den LXX finden wollte, hat früher besonders in theologischen Kreisen eine grofse Rolle gespielt, ohne thatsächliche Unterlage. Wie sehr bei all diesen Aufstellungen noch die Thatsachen mitzureden haben, zeigt die Form ἐραυνάω für ἐρευνάω, in der man ein waschechtes Ἰουδαϊκὸν ὄνομα gefunden zu haben glaubte; auch wenn dies der Fall wäre, ein wichtiges Kennzeichen für eine Sprache wäre damit nicht gewonnen. Buresch hat gar gemeint, dem Manne, der ihm das Wort auf Papyrus, Stein oder sonstigem Stoff (aufserhalb Ägyptens) nachwiese, dürfte er wohl 10 goldene Stateren bieten. Nun ist das Wort aber auch aufserhalb Alexandriens in Ägypten nachgewiesen. Und endlich das neutestamentliche Griechisch! Die neuere Forschung hat gezeigt, dafs es weder eine Sprache des heiligen Geistes, eine eigentümliche religiöse Mundart ist,

noch eine hebräische oder aramäische Grundlage hat; es ist vielmehr die zum erstenmal in die Litteratur erhobene Volkssprache des Hellenismus. Es zeigt auch nicht Eigentümlichkeiten einer palästinensischen *κοινή*. Die griechischen Lehnwörter des Rabbinischen weisen im Gegenteil andere Bedeutungen auf als die entsprechenden neutestamentlichen Ausdrücke. Auch die altchristlichen Texte Kleinasiens haben bisher nichts für die Annahme dialektischer Besonderheiten ergeben. — Möglich ist allerdings, dafs das Studium der neugriechischen Dialekte auch für die *κοινή* noch Früchte tragen wird; so kann die relative Chronologie mancher Erscheinungen bis zur *κοινή* zurückführen. *λ* vor Konsonanten ging schon in der *κοινή* teilweise in *ρ* über, vgl. *ἀδερφός*, *τρομῶ* (für *τολμῶ*); im Neugriechischen ist die Erscheinung nicht allgemein, also war sie es auch in der *κοινή* nicht; ebenso hatte in den Zeiten der *κοινή* *υ* verschiedene Aussprachen, *ü*, *i*, *u* und wohl auch *ju*, welchen gewisse neugriechische dialektische Erscheinungen entsprechen. Doch kann man sich nicht darauf einlassen', etwa das Verbreitungsgebiet solcher Erscheinungen zu bestimmen und auf Grund davon eine geographische Vergleichung mit ähnlichen neugriechischen Lauterscheinungen vorzunehmen, um so weniger, als es eine neugriechische Mundartengeographie nicht giebt. Auch Grammatik und Wortschatz dieser Mundarten sind vielfach noch wenig genau bekannt. Gustav Meyer hat es einmal als eine der würdigsten Aufgaben für eine noch zu gründende griechische Akademie der Wissenschaften bezeichnet, ein griechisches Idiotikon zu schaffen. Die Verwirklichung dieses Gedankens liegt wohl noch in weiter Ferne. Und doch ist Ähnliches auch auf der Balkanhalbinsel möglich: Rumänien wird in absehbarer Zeit ein Werk vollendet sehen, dessen sich nicht alle westeuropäischen Kulturstaaten rühmen können, einen Sprachatlas.

So vorbereitet treten wir an das letzte Kapitel, das über Ursprung und Wesen der *κοινή* handelt. Die *κοινή* bildete das geistige Band, das alle Hellenen, wie sie sich jetzt stolz im Gegensatz zu den alten Stämmen nannten, umschlang, die erste Weltsprache, welche die Geschichte kennt; denn die Rolle einer Diplomatensprache, welche in fernen Jahrhunderten nach Ausweis der Tafeln von Tell el Amarna das Assyrische spielte, die Rolle einer Amtssprache für den Westen des Reiches, welche unter der Perserherrschaft dem Aramäischen zufiel, reichen doch an die Bedeutung der *κοινή* nicht heran. Es ist daher wohl der Mühe wert, deren Entstehung zu begreifen zu suchen. Wenn wir den Blick auf Analogien werfen, werden wir uns allerdings nur der Schwierigkeit des Problems so recht bewufst. Obschon in diesen späteren Zeiten eine Unmasse von Schriftwerken zur Verfügung steht, obschon eine viel genauere Kenntnis der Mundarten möglich ist, obschon die Archive mit ihren unerschöpflichen Schätzen sich darbieten, harrt noch manche Frage der Lösung. Konr. Burdach bezeichnet die Frage nach der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache als die schwierigste der deutschen Sprachgeschichte, und Friedr. Kluge bekennt, die Entstehung der englischen Schriftsprache sei noch in völliges Dunkel gehüllt und viel kompli-

zierter als die der neuhochdeutschen Schriftsprache, um zwei Beispiele herauszugreifen. So darf man sich nicht wundern, wenn die Meinungen über den Ursprung der *κοινή* stark auseinandergehen.

Nahm man früher an, die *κοινή* sei ein Mischmasch von allen möglichen griechischen und ungriechischen Mundarten, so erschien neueren Gelehrten ihr Grundcharakter als attisch, so Krumbacher, Hatzidakis, Wilh. Schmid — letzterer weist sogar jede dialektische Beimischung ab. Dagegen bezeichnete von Wilamowitz diese Annahme als gedankenlos; ein ionisches Bauernidiom habe sich in der *κοινή* zur Litteratursprache aufgeschwungen, ein Gedanke — der Beweis wurde nie angetreten —, den neuerdings W. Schulze in etwas veränderter Form wieder vorgebracht hat. Kretschmer endlich kommt wieder auf die alte Annahme zurück, die *κοινή* sei eine bunte Mischung verschiedener Mundarten, enthalte zwar attische Elemente, aber daneben auch so viel Unattisches, dafs sie nicht attisch genannt werden könne.

Es kann sich zunächst nur um die gesprochene *κοινή* handeln: welche Elemente derselben sind altüberkommen und woher, welche neu entwickelt? Thumb betont, dafs zur Lösung dieser Frage auch der Wortschatz, nicht nur Laut- und Formenlehre, heranzuziehen sei; die Syntax ist noch zu wenig bekannt und bietet zu verwickelte Verhältnisse. Thumb betrachtet als Grundlage der gesprochenen *κοινή* das gesprochene Attisch, das wir zufällig aus Vaseninschriften und Fluchtafeln einigermafsen kennen, und stellt eine Reihe von Erscheinungen zusammen, die es mit der *κοινή* teile. Ich kann davon nur ein paar Einzelheiten gelten lassen, wie die als attisch bezeichnete Betonung *ἰδέ*, die im Neugriechischen fortdauert; aber so allgemeine sprachliche Vorgänge wie Vokalentfaltung (z. B. in *Ἑρεμῆς*, *Τέροπων*) oder Silbendissimilation (z. B. *Γλαυκλέης* für *Γλαυκοκλέης*) kamen auch in den aufserattischen Umgangssprachen vor und bilden keine attischen Besonderheiten; wenn wir sie aufser Attika nicht belegen können, liegt dies an unserem Material, und *γίνομαι* für *γίγνομαι* ist nach Ausweis der Inschriften in Attika später als anderswo. Die Verschiedenheiten zwischen Vulgärattisch und *κοινή* fallen allerdings auch nicht ins Gewicht, und es ist offenbar, dafs die *κοινή* in der Wahl von *ᾱ* und *η*, in Lautformen wie *κόρη*, *ὅλος*, *ξένος*, in der Aspiration, in den Gesetzen der Kontraktion, in der Deklination und Konjugation mit geringfügigen Ausnahmen den Gesetzen des Attischen folgt. Aber im Wortschatz spielt das ionische Element eine hervorragende Rolle. Eine ganze Reihe von Wörtern, welche die atticistischen Lexika als hellenistisch verdammen, lassen sich in der ionischen Litteratur nachweisen, und die ionischen Wörter bei Polybios und Josephos stammen nicht aus der eifrigen Lektüre des Hippokrates und Herodot, sondern aus der gleichzeitigen *κοινή*. Auch ein Wortbildungselement, das Suffix *-μα*, ist dem Attischen nicht so geläufig wie dem Ionischen und der *κοινή*. Und ionischen Ursprungs sind wenigstens teilweise auch die Wörter der *κοινή*, welche vom attischen Standpunkt aus als poetisch erscheinen; ʻpoetischeʼ Wörter bei *κοινή*-Schriftstellern können also sehr wohl aus der lebenden Sprache geschöpft sein. So greift die Sprach-

geschichte ein in die Beurteilung der stilistischen Eigenart der Schriftsteller und auch in die Quellenkritik: Übereinstimmungen zweier Schriftsteller im Wortschatz beweisen noch nicht Abhängigkeit des einen vom anderen, sondern nur, dafs beide aus der lebenden *κοινή* schöpften. Die Betrachtung des Wortschatzes führt also auf das Ergebnis, dafs die Mischung der *'Ατϑίς* vor allem mit ionischen Elementen den Grund zur *κοινή* gelegt hat. Auch ein wichtiges Wortbildungselement, das in der jetzigen Sprache in weitem Umfang der Pluralbildung dient, geht auf das Ionische zurück. Schon in verhältnismäfsig alter Zeit erscheinen Koseformen auf *-ᾶς*, ursprünglich wohl einem nicht ionisch-attischen Dialekt angehörend, wie *'Απολλᾶς* zu *'Απολλόδωρος*, *'Επαφρᾶς* zu *'Επαφρόδιτος*. In jüngerer Zeit geht die Endung *-ᾶς* über auf Appellativa: man bildet *ὑαλᾶς*, *χαλκωματᾶς* neben den vollen Formen *ὑαλουργός*, *χαλκωματοποιός*; noch später wird die Bildung völlig frei verwendet. Der Genetiv geht auf *-ᾶ* aus. Doch die Ionier bildeten ihn auf *-ᾶδος*. Die gemeinsprachliche Entwickelung hat keiner von beiden Bildungen der Vorzug gelassen, aber beide verwertet: die Bildung ohne *δ* für den Singular, die Bildung mit *δ* für den Plural; so lautet z. B. das Paradigma von *κεφαλᾶς* 'Dickkopf' heute Sing. *κεφαλᾶς*, *-ᾶ*, *ᾶν*, Plur. *-ᾶδες*, *-άδων*, *-ᾶδες*, und ganz entsprechend werden gebildet die Fem. auf *-οῦ* wie *ψαροῦ* 'Fischerin' und andere Wortklassen, auch der würdevolle *βασιλεύς* der Münzen lautet im Munde des Volkes *βασιλεάς*, nach dem angeführten Muster dekliniert.

Die sprachgeschichtlichen Thatsachen sind aber in letzter Linie nur der Ausflufs allgemein geschichtlicher Bedingungen. Der erste Keim zu einer Gemeinsprache liegt in dem nach den Freiheitskämpfen gegründeten ersten ionisch-attischen Seebund. Waren anfangs dabei die Ionier geistig und auch insbesondere sprachlich die Gebenden, so übernahmen im Verlaufe die Attiker diese Rolle: die Ionier tauschten für ihre alte Mundart ein Attisch ein, das allerdings der stärksten Besonderheiten entbehrte. Die Rückwirkung auf Attika selbst blieb nicht aus: schon im Jahre 336 verwenden die Athener in dem Eid, den sie Alexander dem Grofsen leisten, nach Art der *κοινή* *σσ* für ihr *ττ*. Aber in grofsem Stile vollzog sich diese Entwickelung erst durch die Weltpolitik der Makedonier; durch sie wurde die ionisch-attische Gemeinsprache zu einer *κοινὴ διάλεκτος* für alle Hellenen und die kulturell von ihnen abhängigen Völker. Sie wurde die offizielle Sprache in allen hellenistischen Staaten, sie war von Anfang an die allgemeine Umgangs- und Geschäftssprache in den zahlreichen neu erstehenden Städten mit ihrer aus so verschiedenen, zum grofsen Teil nicht-griechischen Elementen gemischten Bevölkerung. Das ionisierende Attisch wurde noch in einigen Punkten vereinfacht — so führte man *σσ* für *ττ* durch — und erlebte nun in den nächsten Jahrhunderten auf fremdem Boden eine viel raschere Entwickelung als im Mutterland, wenn auch im Keime manches von Anfang an vorhanden war. Es entstand dadurch freilich mit der Zeit etwas ganz Neues; aber um die Entwickelung zu begreifen, braucht man nur in ganz wenigen Fällen den Boden der ionisch-attischen Grammatik zu verlassen. 'Man darf also wohl sagen, dafs die *κοινή*

und das Neugriechische in Ägypten ausgebildet worden sind: dort ist zwar nicht ihre eigentliche Geburtsstätte, aber dort hat sich die Sprache des Hellenismus am kräftigsten und selbständigsten entwickelt.' Wie der Hellenismus schon durch das Jahrhundert vor Alexander vorbereitet wurde, ist auch die *κοινή* nicht erst mit dem Makedonenkönig ins Leben getreten, wie Athene aus dem Haupte des Zeus sprang; ihre volle Entfaltung aber erlangte sie nicht vor dem I. Jahrh. unserer Zeitrechnung. In der gleichen Periode wurden aber auch schon die wichtigsten Erscheinungen, welche das Neugriechische kennzeichnen, ausgebildet: der Itazismus, die neugriechische Kontraktionsweise von *αο*, *αη* zu *α*, der Wandel von *ντ*, *μπ*, *γκ* zu *nd*, *mb*, *ng*, von *κτ* zu *χτ*, von *σχ* zu *σκ*, *σθ* zu *στ*, der Schwund von Nasalen vor Spirans, der Wandel von *λ* zu *ρ* vor Konsonanten, die Vermischung der ersten und dritten Deklination, die Ausbildung des Paradigmas auf *-ᾶς*, der Verlust des Dativs, die mediale Konjugation des Verbum substantivum, die Beseitigung der Verba auf *-μι*, die Ausgleichung der Endungen des Imperfekts und Aorists, die beginnende Zerrüttung der Präsensstämme unter dem Einflusse des Aorists, die Einbufse des Optativs.

Es ist lange Zeit Brauch gewesen, die griechische Gemeinsprache an dem Attischen der klassischen Zeit zu messen, wobei die byzantinische und neugriechische Periode gar schlecht wegkommen; wehe einer Zeit, wo *ἀπό* den Accusativ regiert! Am frühesten hatten jedoch die Griechen selbst diese Betrachtungsweise sich angeeignet; schon am pergamenischen Hofe tauchen die Tendenzen auf, welche am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die atticistische Reaktion veranlassen. Durch Wiederbelebung einer toten Sprachform meinte man eine neue Blüte der Litteratur heraufführen zu können. An der atticistischen Reaktion krankt die ganze spätere Entwickelung: bis zum heutigen Tage dauert der Zwiespalt zwischen der vornehmen archaisierenden Schriftsprache — wie Xenophon zu schreiben ist das Ideal der griechischen Schulmeister — und der Volkssprache; in den letzten Jahren wird zwar von einer Gruppe von Schriftstellern mit aller Energie der Versuch unternommen, diese zu einer Schriftsprache zu erheben. Es ist unhistorisch, die *κοινή* als Entartung der klassischen Sprache zu betrachten. Das ist sie so wenig wie das Italienische entartetes Latein ist; und wenn kein hellenischer Dante gekommen ist, so trägt nicht die Sprache die Schuld daran.

Damit ist unser Gang durch das neue Buch von Thumb beendigt; wie es eine klare Entwickelung der hauptsächlichsten Gesichtspunkte giebt, enthält es auch manche fördernde Bemerkung im einzelnen. Es ist nur zu wünschen, dafs all die Anregungen, an denen es so reich ist, auf recht fruchtbaren Boden fallen. Denn noch manche Ernte harrt hier des Schnitters; der Anregungen sind freilich nun vorläufig genug, es ist Zeit, dafs die Thatsachen noch mehr zum Wort kommen.

VERGILS ÄNEIS IM LICHTE IHRER ZEIT

Von Eduard Norden

I. EINLEITUNG

Die Auffassung des Vergilischen Epos in seiner Gesamtheit hat drei Stadien durchlaufen. Sehr früh begann die mystisch-allegorische Erklärung, die auf der Grenze des Altertums und Mittelalters in Fulgentius, im Mittelalter selbst in Dante ihre Kulminationspunkte fand. Es folgte seit Petrarca die ästhetische Betrachtungsweise, die, anfangs instinktiv und zögernd, dann bewufst und ostentativ die Allegorie beiseite liefs, um sich, ohne viel Rücksichtnahme auf die Exegese des Einzelnen oder den Gedankeninhalt des Ganzen, von der Majestät der Sprache und des Verses bannen zu lassen. Die Reaktion gegen diese zu einseitige Auffassung der Humanisten erfolgte wie bei anderen Autoren, so auch bei Vergil seit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh.: man kann diese Phase der Erklärung die historisch-kritische nennen; es wurde über die äufsere Form hinaus wieder auf den der Dichtung zu Grunde liegenden Ideengehalt zurückgegangen, zu dessen Ermittelung man sich nun aber nicht mehr, wie das spätere Altertum und das Mittelalter, phantastischer Spekulation, sondern scharf eindringender sprachlicher und geschichtlicher Exegese bediente. Obwohl nun bei dieser Betrachtungsweise die Rücksicht auf die Ästhetik der Form viel zu sehr vernachlässigt wurde und daher wichtige Erkenntnisse der Humanisten wieder verloren gingen, so mufs sie wissenschaftlich offenbar den ersten Platz einnehmen, und das um so mehr, weil die Äneis zu den verhältnismäfsig wenigen lateinischen Gedichten gehört, die in ihrer Zeit selbst fest wurzeln und daher nur aus ihr heraus ganz verständlich sind.

Den Anfang mit dieser Auffassung der Äneis, die man früher die 'politische' nannte, scheint nach der Zusammenstellung Heynes (II⁴ 27 ff.) der Abbé Vatry in seinem *Discours sur la fable de l'Énéide* 1753 gemacht zu haben.[1]) Ausgehend von den bekannten Stellen der Äneis, in denen die Person des Augustus auf dem Wege der Vision oder Prophezeiung in die Handlung hineingezogen wird, kam er zu dem Resultat, dafs 'der ganze Zweck der Äneis derjenige sei, die Römer zu überzeugen, dafs sie sich der Herrschaft des Mannes unterwerfen müfsten, den seine Geburt, seine Fähigkeiten und sein Glück ihnen zum Herren gegeben hätten, d. h. der Herrschaft des Augustus'. Es folgten

[1]) Doch liegen die Anfänge bereits im Mittelalter (vgl. Comparetti, V. im Ma., Leipzig 1875, S. 164, 1. 200), ja im Altertum, vgl. Serv. zu VI 752.

andere, die mit geringer Modifikation der erwähnten Ansicht als Zweck der Äneis angaben, durch Approbation der Monarchie des Augustus die Erregung der durch den Verlust der Freiheit erbitterten Menschen zu besänftigen, oder solche, die in Äneas den Typus eines Gesetzgebers und Staatsgründers sahen. Gegen diese, in solcher Formulierung falsche Auffassung sind nun Gelehrte aufgetreten, welche die Beziehung auf Augustus nur als ganz accessorisch gelten lassen wollen und die Tendenz in eine Verherrlichung des Römertums setzen. 'Nach ihnen wollte Vergil die Römer durch seine Äneasdichtung begeistern zu ferneren Anstrengungen für die Gröfse Roms und für den Aufbau der Weltherrschaft. Er stellte in Äneas ein Ideal des römischen Heldentums auf, das in besonnener Tapferkeit vereint mit Frömmigkeit besteht. Wie in den Georgica die *domesticae virtutes*, so seien in der Äneis die *publicae virtutes* der Römer besungen. Dabei habe Vergil in der Wahl des Äneas die passendste Gelegenheit gefunden, auf Augustus als den Mann hinzuweisen, der vom Schicksal erkoren sei, die Gröfse des Römernamens ihrem Gipfel zuzuführen und durch Beendigung der Bürgerkriege die Römer des Gefühls ihrer Weltherrschaft froh werden zu lassen.'[1]) Dieser Auffassung hat sich im wesentlichen angeschlossen der auch sonst um die Geschichte der Vergilerklärung hochverdiente H. Georgii in einem Stuttgarter Gymnasialprogramm vom Jahre 1880 'Die politische Tendenz der Äneide Vergils', dem Eindringendsten, was über die ganze Frage geschrieben worden ist. Der erste Teil seiner Untersuchung ist wesentlich polemischer Natur. Mit völligem Erfolg wird die 'monarchische' Tendenz der Äneis zurückgewiesen; thatsächlich erledigt sich ja diese Formulierung schon durch ihren geschichtlichen Widersinn: denn mag man nun die Herrschaft des Augustus als Prinzipat oder als Monarchie bezeichnen, so viel steht jedenfalls fest, dafs ein Gedicht mit bewufst monarchischer Tendenz dem Fundament der augusteischen Politik, der Beobachtung des republikanischen Scheines, widersprochen haben würde. Auch die Auffassung, die Äneis solle der 'dynastischen Legitimation' der julischen Herrschaft dienen, wird von Georgii zurückgewiesen: wir werden sehen, dafs sie in dieser ausschliefslichen Formulierung allerdings falsch ist. Im zweiten Teil wird die entgegengesetzte Auffassung, nach welcher die Äneis eine Verherrlichung des römischen Volks sei, durch eindringende Analyse einzelner Stellen des Gedichts genauer dahin bestimmt, dafs der Dichter in der Person des Äneas die dem römischen Volk durch Schicksalssprüche geweissagte Weltmachtstellung, das providentielle Element in der römischen Geschichte von Trojas Zerstörung bis auf die Gegenwart habe darstellen wollen. 'Dagegen' — sagt er S. 31 f. — 'konnten wir bei genauerer Prüfung als nach dem ersten Eindruck, welchen die häufige Nennung der Julier und des Augustus hervorbringen mag, uns nicht überzeugen, dafs die Äneide im Dienst der augusteischen Monarchie gedichtet sei. Augustus wird von Vergil nur verherrlicht, sofern er die römischen Dinge aus kläglicher Verwirrung gerettet, den Weltfrieden begründet und das römische Volk zu seinem

---

[1]) Georgii in der gleich zu nennenden Schrift S. 2 f.

Berufe zurückgeführt hat. Er hat seine ruhmvolle Stelle in der römischen Geschichte, welche sich dem Dichter als Mittelpunkt der Menschengeschichte darstellt. Die Äneide ist national und patriotisch, nicht augusteisch und höfisch'.

So dankenswert es nun auch ist, dafs Georgii an dem Bestreben alter und neuer Exegeten, die Äneis als reines Hofgedicht zu deuten, Kritik geübt hat, so vermag ich doch sein Resultat nicht als richtig anzuerkennen. In seiner Reaktion gegen die genannte Auffassung geht er zu weit, indem er ängstlich beflissen ist, die auch von ihm nicht fortzuleugnenden Hinweise auf Augustus wenigstens auf ein möglichst niedriges Niveau durch Mittel herabzudrücken, die, wie später nachzuweisen sein wird, nicht zu billigen sind. Dafs die Sonderung des nationalen vom augusteischen Element unrichtig ist, wird unten (Kap. IV u. V) bewiesen werden: gerade die gegenseitige Durchdringung beider Elemente, ihr völliges Ineinanderfliefsen in Leben und Litteratur giebt dem augusteischen Zeitalter sein eigentümliches Gepräge. Doch dürfen wir, um das zu erkennen, uns nicht auf die Betrachtung der Äneis selbst beschränken, wie es Georgii und seine Vorgänger thun. Der Versuch, ein Litteraturwerk zunächst aus sich selbst heraus zu erklären, mufs prinzipiell als berechtigt anerkannt werden; aber die Thatsache, dafs jedes Geistesprodukt erst auf dem Untergrund der Zeit, in der es entstanden ist, ganz verständlich wird, gilt auch von den Schöpfungen der augusteischen Dichter, die sich in ihrer Mehrzahl gerade auch darin über viele anderen Erzeugnisse der lateinischen Poesie erheben, dafs sie nicht zeitlose Nachahmungen der Griechen sind, sondern fest in dem Boden der grofsen Zeit wurzeln, deren Produkte sie sind. Im folgenden soll daher der Versuch gemacht werden, die Äneis als Ganzes von diesem Gesichtspunkt aus zu würdigen. Dabei wird es unerläfslich sein, weiter auszuholen und auch bekannte Dinge zu berühren, die nur durch den Zusammenhang, in den sie eingereiht werden, gelegentlich einige neue Beleuchtung erfahren.

II. DIE ROMANTISCHE STIMMUNG DER REVOLUTIONSZEIT

Sentimentale Rückblicke auf ein vermeintlich besseres und glücklicheres Geschlecht der Vergangenheit zu werfen, ist eine den Nationen aller Zeiten gemeinsame Eigentümlichkeit, über die O. Seeck in einem seiner geistvollen Essays[1]) ausführlich gehandelt hat. Offenbar ist diese Neigung um so mehr ausgeprägt, je stärker der konservative Geist im Nationalcharakter vorwaltet. Mit welcher Zähigkeit der retrospektive Geist der Römer sich gegen Neuerungen jeder Art, auf dem Gebiet der Religion, Litteratur und vor allem des Rechts, verschlossen hat, ist bekannt: auf die religiösen, litterarischen und politischen Revolutionen ist daher, wie bei vielen anderen Völkern, so gerade auch bei ihnen jedesmal eine reaktionäre Flutbewegung gefolgt, und nur latent, fast unbewufst und in grofsen Zeiträumen hat bei ihnen der neue

[1]) 'Zeitphrasen' Kap. 1: 'Unser Epigonentum' (Die Entwickel. d. antiken Geschichtschreibung u. andere populäre Schriften, Berlin 1898, S. 248 ff.).

Geist seinen Einzug gehalten. Begreiflicherweise kommt nun bei jedem Volk, besonders einem so konservativen, die rückläufige Geistesbewegung am stärksten in den Zeiten zum Vorschein, wo das Neue thatsächlich mit dem Verderblichen zusammenfällt, so vor allem zur Zeit von Bürgerkriegen, in denen die moralischen Begriffe entwertet und der Besitz der höchsten Güter in Frage gestellt zu werden pflegt. Wir sind gewohnt, die Gesamtheit solcher sentimental-reaktionären Gefühle als 'Romantik' zu bezeichnen. Es hat stets etwas Mifsliches, einen aus bestimmten Anschauungsformen gefundenen und für bestimmte Verhältnisse geprägten Begriff aus seiner eng begrenzten Sphäre herauszunehmen und auf fremde Verhältnisse zu übertragen, für die er teils zu eng und teils zu weit ist; aber es empfiehlt sich aus praktischen Gründen, die litterarhistorische Terminologie nicht zu ändern. Auf die römische Litteraturgeschichte hat den Begriff der Romantik meines Wissens zuerst F. Leo angewendet (Plautin. Forsch., Berlin 1895, S. 23): mit wenigen, meisterhaften Strichen mifst er an ihm die Litteratur der cäsarischen und augusteischen Zeit, auf die dadurch neues und helles Licht gefallen ist. Da mir durch seine Andeutungen, die ich im folgenden auszuführen beabsichtige, sowie einen später zu citierenden Ausspruch Buechelers das Verständnis der Äneis wesentlich erschlossen ist, wage ich es auch, den von Leo eingeführten Begriff[1]) beizubehalten.

Eine der gewöhnlichsten Erscheinungsformen der Romantik ist die Utopie. Unter dem Eindruck der Greuel des Perusinischen Kriegs dichtete Horaz im Jahre 40 die 16. Epode, in der er die Besten seiner Zeit auffordert, die Heimat, wie einst die Phokäer, zu verfluchen und die Inseln der Seligen aufzusuchen, nach denen einst schon Sertorius sich gesehnt haben soll. Realistischer tritt uns die Utopie in Vergils 4. Ekloge entgegen, die noch in demselben Jahre wie die Horazische Epode, aber nach dem Frieden zu Brundisium gedichtet ist und mit offenbarer Bezugnahme auf das Gedicht des Horaz[2]) den Gedanken ausführt, dafs nach Sicherung des Friedens ein neues goldenes Zeitalter in der Heimat selbst bevorstehe.

Dieses Gedicht leitet uns zu einer zweiten Erscheinungsform der Romantik hinüber. Das Idyll ist von jeher und überall ein typischer Niederschlag der

---

[1]) Etwa in der Formulierung, die ihm D. Fr. Straufs, Ges. Schriften von E. Zeller I (Bonn 1876) S. 186 giebt: 'Die Verquickung des Alten und Neuen zum Behuf der Wiederherstellung oder besseren Konservierung des ersteren, vorzugsweise auf dem religiösen, doch auch auf anderen Gebieten . . . sind wir gewohnt Romantik zu nennen.' Vgl. ebd. S. 187: 'Die geschichtlichen Stellen, wo Romantik und Romantiker aufkommen können, sind solche Epochen, wo einer altgewordenen Bildung eine neue gegenübersteht . . . Auf solchen Markscheiden der Weltgeschichte werden Menschen, in denen Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überwiegt, Seelen von mehr Wärme als Helle, sich immer rückwärts, zum Alten, kehren . . . Da sie aber von dem ihnen widrigen neuen Prinzipe, als Kinder ihrer Zeit, mehr als sie wissen selbst auch durchdrungen sind, so wird das Alte, wie es sich ihnen . . . reproduziert, nicht mehr das reine, ursprüngliche Alte sein, sondern mit dem Neuen vielfach gemischt.'

[2]) Vgl. A. Kiefsling in seinen Philol. Unters. II (Berlin 1881) S. 117 und H. Usener, Sintfluthsagen (Bonn 1899) S. 205 f.

romantischen Stimmung gewesen: was die Stadt mit ihrem schnellen Leben verloren hat, das wird das Land, wo das Alte und Ursprüngliche sich länger erhält, bewahrt haben. Aus dieser Stimmung heraus schuf Vergil, der dem Leben in der Hauptstadt die ländliche Einsamkeit vorzog, die Hauptmasse seiner Bucolica sowie die Georgica, deren durchschlagender Erfolg vor allem auch der Thatsache verdankt wurde, dafs sie die Gefühle in Worte fafsten, von denen alle Zeitgenossen in den unaufhörlichen Bürgerkriegen durchdrungen waren. In den Bucolica ist das Naturgefühl durch die unerquickliche Stilisierung dieser Gedichte fast ganz überwuchert, aber in den Georgica tritt es gelegentlich mit einer Reinheit hervor, die uns dies Gedicht innerlich nahe rückt. Das Charakteristische ist nicht das innige Verhältnis zur Natur als solches, sondern dafs es ausgesprochen wird, und oft in schwärmerischer Weise, wie in der berühmten Partie *o fortunatos nimium* II 458 ff.; wollte man der griechischen Poesie das Naturgefühl absprechen, so würde man aus ihr den Frühling herausnehmen, aber in Worte gefafst wurde es von den Dichtern erst, als das enge Verhältnis des Menschen zur belebten Natur und ihren Göttern sich zu lösen begann: hier hat die Romantik der hellenistischen Zeit ihre schönsten Blüten gezeitigt, an deren Duft sich die römischen Dichter nach- und anempfindend noch berauschen konnten.

Andere suchten, indem sie sich in die schwärmerisch verklärte Vergangenheit liebevoll versenkten, resignierten Trost für den Verlust ihrer Ideale.[1]) Während des Afrikanischen Kriegs vom Jahre 46 schrieb Cicero den 'Brutus'. Er beklagt in der Vorrede die Zeiten, in die sein Alter falle, und preist die Männer der Vorzeit glücklich, die bis an ihr Ende den Ruhm ihrer Thaten und ihrer Weisheit hätten geniefsen können; das Gedenken an sie aufzufrischen, ihr Gedächtnis zu pflegen, sei ihm in seinen Sorgen ein Genufs. Dieser Stimmung entsprechend verknüpft viele seiner an Inhalt so verschiedenartigen Schriften der Gedanke, dafs die zeitgenössische Generation mit Unrecht die Bahnen der Väter verlassen habe. In noch erheblich gesteigertem Mafse tritt uns diese Gesinnung im Charakter und in den Schriften Varros entgegen, der in seinem langen Leben die Cinnanische Revolution und das Sullanische Regiment, die Cäsarianische Revolution und den Anfang des Augusteischen Principats gesehen hat. Wenn er von seinen *viri magni antiqui* spricht, so überträgt er noch auf seinen heutigen Leser etwas von der Wärme seines Gefühls. Besonders in den Satirenfragmenten, aus denen wir noch deutlich den Lärm der Revolten des Catilina und Clodius zu vernehmen glauben, begegnet

---

[1]) Man denke, um einige griechische Analogien anzuführen, an das Athen des IV. Jahrh. (Isokr. Areop. 29 f. und besonders Lykurgos, vgl. auch v. Wilamowitz, Aristot. u. Athen I 352) und das Griechenland der Antoninenzeit (Herodes, Pausanias). Das vorhin behandelte utopistische Ideal fand in dem Athen des IV. Jahrh. seinen Niederschlag in den Nebeln, mit denen der zeit- und vaterlandslose Kynismos die Fiktion des Anacharsis zu umkleiden liebte, und dasselbe Sujet wird dann wieder von der Romantik der Kaiserzeit behandelt. Mit der weiterhin zu besprechenden Idealisierung der Königszeit kann die romantische Verherrlichung des Theseus in Isokrates' Helena verglichen werden.

das donnernde *tunc — nunc,* mit dem einst schon Cato seiner Zeit die Vergangenheit entgegenzusetzen liebte; man merkt überall den Schmerz des Mannes, der sich in der Gegenwart fast fremd fühlt, die Neuen im Leben so wenig wie in der Litteratur liebt und dabei von diesen ihrerseits trotz aller Achtung vor seiner Gelehrsamkeit als der Typus des *laudator temporis acti* zum alten Eisen geworfen wird. Was uns den Alten lieb macht und über seine Wunderlichkeiten hinwegsehen läfst, ist die Erkenntnis, dafs er nicht blofs mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen arbeitet, oft mehr mit diesem als jenem, darin ein echtes Kind der Romantik; zur Phantastik geneigt, besonders in der Philosophie, die schon damals anfing, mystisches Halbdunkel und die visionäre Gefühlswelt an die Stelle des begrifflich Erkennbaren zu setzen; offenen Ohrs und Auges für alles Übernatürliche, mochte es aus Chaldäa oder Etrurien kommen. Am verwunderlichsten scheint, dafs unter dem Mantel des gläubigen und positivistischen Romantikers so oft der Pferdefufs des Rationalisten hervorsieht: die alte Götterwelt, die er mit mühsamster Arbeit und unverkennbarer Bewunderung für ihre altertümliche Erhabenheit liebevoll aufbaut, zerstört er sich selbst grausam und schonungslos, indem er sie nach dem ehrenwerten Rezept der jungstoischen und akademischen Philosophie als Konstruktion schlauer, auf die Schwachheit der Massen spekulierender Priester hinstellt; 'derohalben soll ein guter Bürger den Gesetzen gehorchen, die Götter verehren, auf den Opferteller ein Stückchen Fleisch legen, nicht fluchen, den Fufs nicht auf den Opferherd setzen': so stand in dem alten Buch der alten Kiste, die er, wieder nach bewährtem Muster, auf seinem Grundstück ausgraben liefs, aber er selbst hielt es mehr mit dem Judengott, der, wie er aus Poseidonios wufste, in der Natur verehrt wurde. Gerade diese Unklarheit aber stempelt ihn zum echten Romantiker, der, wie Straufs (a. a. O. 194) sagt, ohne es zu wissen und zu wollen, immer zugleich ein Rationalist ist.[1])

Einen Mann wie Varro konnte Cäsar zur Realisierung seines Planes gebrauchen, der ein Fundament seines Neubaus werden sollte: zu der von ihm, dem religiös indifferenten Revolutionär, aus Staatsraison (*utilitas rei publicae*) geplanten religiösen Restauration.[2]) Wie Bonaparte mit völliger innerlicher Gleichgültigkeit gegen alles kirchliche Wesen den phantasievollen Zauber des katholischen Kultus als bequemes Hilfsmittel für die Verwirklichung seiner politischen Pläne benutzte, so liefs sich Cäsar als Oberpontifex von Varro die *divinae* dedicieren, 'das Haupt- und Grundbuch der römischen Staatstheologie' (Mommsen, R. G. III[7] 494). Von einem anderen liefs er sich einen speziellen Punkt ausarbeiten: *Granius Flaccus in libro quem ad Caesarem de indigita-*

---

[1]) Mir ist das Verhältnis von Romantik und Rationalismus besonders an Pindars Mythenbehandlung klar geworden. Aber während es ergreifend ist, diesen grofsen Geist mit dem Strom der Aufklärung ringen zu sehen, der auch ihn, ohne dafs er es weifs, rettungslos fortreifst, kann man sich für Varro und Genossen, die mit ihrem religiösen Gefühl nur mehr spielen, auf die Dauer nicht begeistern.

[2]) Vgl. besonders G. Wissowa im Hermes XXII (1887) 42 ff.

mentis scripsit (Censorin, De d. n. 3, 2), und ein dritter hat ihm wenigstens persönlich nahe gestanden: *Trebatius De religionibus* (Gell. VII 12 u. a.).[1])

Cäsar hat ferner — und das ist für den speziellen Zweck dieser Untersuchung besonders wichtig — wie bei dem Plan der Gründung einer auf altem Ceremoniell beruhenden Staatskirche, so auch auf politischem Gebiet die Romantik, von der seine Zeit getragen wurde, in den Dienst seiner monarchischen Bestrebungen gestellt. Wie er ostentativ auf das alte Königtum zurückging, neben die alten Standbilder der sieben Könige auf dem Kapitol das seinige als achtes und neben die Statue des Romulus im Tempel des Quirinus die seinige zu stellen befahl und öffentlich in der angeblichen Tracht der Könige von Alba erschien, wie er sich die Befugnis erteilen liefs, neue Patriziergeschlechter zu schaffen, um den aussterbenden Adel des Königtums und der alten Republik im Gegensatz zu dem Adel der Oligarchie zu regenerieren (vgl. Mommsen, Röm. Forsch. I 122 f.), so hat er auch, wie wir aus vereinzelten, aber bezeichnenden Spuren der Überlieferung erkennen können, seine Abstammung von den trojanischen Urahnen Roms betont. Es wird uns Modernen[2]) schwer zu fühlen, was darin liegt; aber es ist Thatsache, dafs für den antiken Menschen in dieser scheinbar so phantastischen Idee ein sehr realer Gedanke eingeschlossen war: denn es war ein verbreiteter, durch sibyllinische Prophezeiungen bestätigter Glaube, dafs mit der Abstammung von Troja durch die Hinüberrettung der troischen Heiligtümer die Herrschaft über die Welt vom Schicksal selbst garantiert war.

Über die offizielle Rezeption der Legende seitens des römischen Staates[3])

---

[1]) Ganz in Cäsars Sinn ist die berühmte Verherrlichung des goldenen Zeitalters der Republik, der Zeiten da die *religiosissumi mortalium* lebten, bei Sallust Cat. 9 ff., wie er denn auch Cäsar in der Rede, die er ihn halten läfst, sich dreimal feierlich auf die *maiores nostri* berufen läfst.

[2]) Die Menschen der Renaissance, jener stärksten romantisch-reaktionären Bewegung, die es je gegeben hat, konnten es bekanntlich besser: Enea Silvio führte seinen Stammbaum auf Äneas und Silvius zurück, die Massimi auf Fabius Maximus, die Cornaro auf die Cornelier u. s. f.

[3]) Nur darauf kommt es hier an, nicht auf das Alter der Legende überhaupt, über das besonders E. Wörner, Die Sage von den Wanderungen des Äneas (Progr. Leipzig 1882) S. 5 22 und Fr. Cauer, De fabulis Graecis ad Romam conditam pertinentibus (Berlin 1884) 10 ff. gut gehandelt haben (während A. Förstemann, Zur Gesch. des Äneasmythus [Magdeburg 1894] eine wertlose Kompilation ist). Selbst wenn man Stesichoros (d. h. die Tabula Iliaca) und die Citate aus dem sog. Hellanikos und Damastes von Sigeion (bei Dionys von Hal. I 72, 2 f.) als nicht einwandfreie Zeugen aufgeben will (vgl. K. Seeliger, Progr. Meifsen 1886 S. 32 ff., dessen Ausführungen M. Paulcke, De tab. Iliaca quaest. Stesichoreae, Diss. Königsb. 1897, S. 100 ff. zu widerlegen sucht), so beweist doch das Zeugnis des Hekataios, wonach Capua *ἀπὸ Κάπυος τοῦ Τρωικοῦ* benannt sein soll (Steph. Byz. s. v.), dafs die Legende von den Wanderungen des Äneas nach dem Westen im V. Jahrh. v. Chr. jedenfalls schon Kampanien umfafste. Da nun die Legende nach keiner Überlieferung in Kampanien endigte, so ist es wahrscheinlich, dafs sie sich damals auch schon nach Latium erstreckte (vgl. Cauer a. a. O.). Wenn Aristoteles (nach Dionys a. a. O. 3 f. und anderen) sowie Demetrios Poliorketes (nach Strabo V 232) Rom von Griechen gegründet sein lassen (vgl.

sind uns besonders durch die annalistische Überlieferung vereinzelte Daten aufbewahrt, die zwar oft zusammengestellt sind[1]), hier aber, damit wir die Betonung dieses Moments durch Cäsar richtig würdigen können, mit ein paar Erweiterungen wiederholt werden müssen. Das älteste uns bekannte Beispiel scheint etwa aus dem Jahre 230 v. Chr. zu stammen, in welchem die Römer zu Gunsten der Akarnanen gegen die Ätoler mit der Motivierung auftraten, jene seien die einzigen Griechen gewesen, die sich an dem Kampf gegen die Trojaner nicht beteiligt hätten.[2]) Etwa um dieselbe Zeit[3]) sagten die Römer dem König Seleukos unter der Bedingung Freundschaft und Bündnis zu, dafs er ihre Blutsverwandten, die Ilier, abgabenfrei lasse. Im Jahre 217 wurde der Venus von Eryx ein Tempel gelobt, der 215 eingeweiht wurde. Der Fälscher der sogenannten Marcianischen Weissagungen läfst die Römer im Jahre 213 als *Troiugenae* angeredet werden, und im Jahre 205 sollen die Römer ihren Anspruch auf das Kultbild der Kybele mit ihrer Abstammung von Äneas begründet haben. In demselben Jahr wurden die Ilier in dem Friedensvertrag mit König Philipp V. an erster Stelle mitgenannt. Um 200 erschien das erste Gedicht, in welches die Äneaslegende in nationalrömischem Sinne hineingearbeitet war, Naevius' *Bellum Punicum*.[4]) Nach der Niederlage König Philipps im zweiten Makedonischen Kriege (197) hoben die Lampsakener in einem an den Senat gerichteten Bittgesuch ihre 'Brüderschaft' mit den Römern hervor[5]), eine deutliche Bezugnahme auf die troische Legende. Im Jahre 195 bezeichnete Flamininus sich und die Römer auf den in Delphi aufgestellten Weihgeschenken als Äneaden. Im Krieg gegen Antiochos von Syrien opferten der Prätor C. Livius Salinator und der Konsul L. Cornelius Scipio auf der Burg von Ilion der Athene (190), und nach dem Friedensschlufs wurden den Iliern zwei Städte geschenkt (188). Im folgenden Jahr erwirkten die Ilier die Aufhebung einer für die Lykier ungünstigen römischen Mafsregel. Im Jahre 84 stellte Sulla das von Fimbria im vorhergehenden Jahr zerstörte Ilion wieder her. Wichtiger als diese Einzelheiten, die uns meist nur durch die Zufälligkeit der annalistischen Überlieferung erhalten sind, ist die allgemeine

C. v. Holzinger, Lykophrons Alexandra, Leipz. 1895, S. 62 64), so beweist das nur, dafs die Legende damals noch schwankte; fest wurde sie erst durch Timaios (d. h. Lykophr. 1226 ff.).

[1]) Nach Älteren besonders von A. Schwegler, Röm. Gesch. I (Tübingen 1853) S. 305 ff.; H. Nissen, Jahrb. f. Phil. 1865 S. 383 ff.; Fr. Cauer, ebd. Suppl. XV (1887) S. 97 ff.; P. Haubold, De rebus Iliensium, Diss. Leipz. 1888.

[2]) Justin XXVIII 1, doch ist das Datum nicht ganz sicher. Diese Intervention hinderte sie jedoch nicht, im Jahre 211 den Ätolern die Akarnanen preiszugeben (Livius XXVI 24) und sie 197 von dem Bündnis mit Philipp gewaltsam loszureifsen (Liv. XXXIII 16 f.). Man sieht auch hieraus, dafs sie sich der künstlich konstruierten Theorie praktisch nur bedienten, wenn sie ihrer realen Politik einen Schein geben konnte.

[3]) Genaueres läfst sich nicht sagen, da es fraglich ist, ob bei Sueton (Claud. 25), der allein das Faktum erwähnt, Seleukos II. Kallinikos (246—226) oder dessen Sohn Seleukos III. Keraunos (226—222) gemeint ist. Haubold a. a. O. 24, 2 entscheidet sich für ersteren und setzt das Faktum c. 245; dann wäre dies Zeugnis das früheste.

[4]) Vgl. F. Noack im Hermes XXVII (1892) S. 435.

[5]) Athen. Mitteil. VI (1881) S. 95; vgl. Mommsen, Röm. Gesch. I[7] 723.

Thatsache, dafs die Römer ihr Äneadentum dazu benutzt haben, ihrer gewaltthätigen Einmischung in die östlichen Verhältnisse einen Schein von Legitimität zu verleihen[1]), wie so oft im Leben der Völker bei gewaltsamen Eingriffen eine scheinbare legitimierende Theorie in den Dienst der realpolitischen Praxis gestellt worden ist.[2]) Sehr deutlich läfst dies Moment Trogus Pompejus hervortreten, wenn er bei der erwähnten Begegnung der Römer und Ilier vor der Schlacht bei Magnesia folgenden Vorgang fingiert (Justin XXXI 8): 'Es fand eine gegenseitige Beglückwünschung der Ilier und Römer statt, indem die Ilier darauf hinwiesen, Äneas und die ihn begleitenden Heerführer seien aus ihrem Lande abgefahren, die Römer, sie seien deren Nachkommen; und die Freude aller war so grofs, wie nach langer Trennung zwischen Eltern und Kindern. Die Ilier freute es, dafs ihre Enkel nach Unterwerfung des Westens und Afrikas Asien als ihr ererbtes Reich in Anspruch nähmen: den Untergang Trojas, sagten sie, liefsen sie sich gern gefallen, da es so glücklich wiedererstehe.[3]) Auf der anderen Seite konnten sich die Römer an ihren heimischen Laren, der Wiege ihrer Vorfahren, den Tempeln und Götterbildern[4]) nicht satt sehen.'

Der offiziell anerkannten Fiktion bemächtigten sich schon früh einzelne Familien Roms, um sich mittels ihrer mit dem Glanz alten Adels zu schmücken. Die bekannte Sorglosigkeit des Altertums gegenüber ernsthafter Etymologie kam diesen Bestrebungen entgegen: so war es leicht, die Julii mit Ilos, dem mythischen Gründer Ilions, in Verbindung zu setzen[5]), denn Julus unterschied sich von Ilus nur *unius litterae additione*, was als legitim galt. Das früheste für uns nachweisbare Zeugnis der Reception dieser Genealogie ist das Emblem

---

[1]) Vgl. H. Diels, Sibyllin. Blätter (Berlin 1890) S. 101 f.

[2]) So begründeten die Athener ihre Ansprüche auf die Megaris mit der Fiktion, die Landschaft sei vor der dorischen Wanderung ionisch gewesen, legitimierten die Besetzung von Lemnos mit der angeblichen Einwanderung der dort ansässigen 'Pelasger' aus Attika und behaupteten, um sich als ausschliefsliche Metropolis der kleinasiatischen Ionier zu legitimieren, dafs einzelne an der ionischen Wanderung beteiligte peloponnesische Gemeinden vorher in Athen eingewandert gewesen seien.

[3]) Trogus führt eine epigrammatische Pointe aus: A. P. IX 236 *ἐς καλὸν ὤλετο πύργος ὁ Τρώϊος, ἦ γὰρ ἐν ὅπλοις ἠγέρθη κόσμου παντὸς ἄνασσα πόλις.* Vgl. auch Verg. Aen. I 283 ff. VI 838 ff.

[4]) Dafs die Stammverwandtschaft mit gleichem Kultus begründet wird, ist echt antik gedacht; so war die Feier des Apaturienfestes in Athen und Ionien der Beweis der Zusammengehörigkeit (Herod. I 147).

[5]) Verg. Aen. I 267 f.: *Puer Ascanius, cui nunc cognomen Iulo Additur: Ilus erat, dum res stetit Ilia regno.* Servius zu dieser Stelle: *Occiso Mezentio Ascanium ⟨sicut Iulius Caesar scribit⟩ Iulum coeptum vocari ⟨vel quasi ἰοβόλον id est sagittandi peritum vel⟩ a prima barbae lanugine ⟨quam ἴουλον Graeci dicunt⟩ quae ei tempore victoriae nascebatur.* Welcher Julius Caesar gemeint ist, wissen wir nicht; an Lucius, den Schriftsteller über Auguraldisziplin † 90 (vgl. Teuffel-Schwabe § 199, 3) denkt Cauer a. a. O. (o. S. 255, 2), unter die *Spuria et suspecta* des Diktators setzt die Worte B. Kübler in seiner Cäsarausgabe III 2 (Leipz. 1897) S. 221. Vokalisches *i*, was durch die genannten Etymologien gefordert wird, ist vor Vergil für uns nicht nachweisbar (F. Buecheler, Rhein. Mus. XLIV, 1889, S. 317), der das aber gewifs nicht erfand.

des Venuskopfes auf Münzen der Julier um 154—134.[1]) Die Familieneitelkeit steigerte sich besonders in der cäsarischen Zeit. Um 56 begann Lukrez sein Gedicht mit *Aeneadum genetrix*, weil die Familie der Memmier sich von Troja ableitete.[2])

Die gelehrte Forschung stellte sich in den Dienst dieser Idee. Varro begann sein im Jahr 47 Cäsar als Oberpontifex gewidmetes religionsgeschichtliches Werk nach einer allgemeinen Einleitung mit der Erzählung, der Stern der Venus habe dem Äneas täglich vorgeleuchtet, bis er nach Latium gekommen sei (Serv. z. Aen. I 382). Kurz vor dem Jahre 46[3]) schrieb Atticus, *moris maiorum summus imitator antiquitatisque amator* (Nepos 18, 1), seinen *Annalis*, in dem er die Ergebnisse seiner genealogischen Forschungen gab, 'so dafs wir daraus die Abstammung berühmter Männer erkennen können' (Nepos 18, 2); etwa gleichzeitig mit diesem Werk[4]) arbeitete er auf Wunsch einzelner Geschlechter spezielle Familiengeschichten aus, für Brutus die der Junier, für Claudius Marcellus (cos. 50) die der Marceller, für Cornelius Scipio und Fabius Maximus (cos. 45) die der Ämilier, die mit den Corneliern und Fabiern durch Adoption verwandt waren (Nepos 18, 3 f.). In diesen Werken des Atticus war nicht ausschliefslich auf diejenigen Familien Rücksicht genommen, die ihren Stammbaum auf Troja zurückführten; speziell mit diesen beschäftigte sich, unter besonderer Berücksichtigung der in den einzelnen gentes erblichen Kulte (Serv. z. Aen. V 704, vgl. II 166), die Arbeit Varros *De familiis Troianis*, deren Zeit uns leider nicht bekannt ist; aus einer Glosse des Verrius Flaccus (Paulus 23 M.) wissen wir, dafs die Ämilier sich wie die Julier auf Ascanius zurückführten.

Es ist nun, um auf Cäsar zurückzukommen, begreiflich, dafs er, der Angehörige eines Geschlechts, das mit besonderer Beglaubigung sich der Abstammung von Äneas und dessen göttlicher Mutter rühmen zu können behauptete[5]), den Glauben an die göttliche Mission des von Troja abstammenden

---

[1]) Vgl. E. Babelon, Monnaies de la rép. rom. II (Paris 1886) S. 9 ff.

[2]) Verg. Aen. V 117 (nach Varro). Bemerkenswert ist auch, dafs die älteste und in der Republik einzige Münze mit dem Kopf des Romulus ein Denar des Ädilen C. Memmius ist, geschlagen zwischen 74 und 50 v. Chr. (Cohen, Méd. cons. pl. XXVII Memmia 5). — Diese Beziehungen treten zu den von F. Marx in den Bonner Stud. (1890) S. 115 ff. ermittelten.

[3]) Die Zeit ergiebt sich aus Cicero Brut. 11 ff. Cicero sagt dort, aus seiner Lethargie sei er herausgerissen durch einen Brief des Brutus und die in Rede stehende Schrift des Atticus, und zwar zuerst durch jenen Brief. Nun ist dieser Brief, wie auch O. Jahn im Kommentar bemerkt, erste Hälfte 47 geschrieben aus Asien, wohin sich Brutus begeben hatte (vgl. Drumann R. G. IV 25). Nach diesem Brief und vor Abfassung des Brutus (erstes Viertel des Jahres 46) erschien die Schrift des Atticus, an der er vermutlich längere Zeit gearbeitet hatte, da er zu ihr durch Ciceros Werk *De republica* (im Jahre 54, vgl. Cic. Brut. 19) angeregt war.

[4]) Q. Fabius Maximus † 45, C. Claudius Marcellus † kurz vor 40 (Drumann II 401).

[5]) Auf einer ephesischen Inschrift vom Jahre 48/47 (CIG. 2957) heifst Cäsar *ὁ ἀπὸ Ἄρεως καὶ Ἀφροδίτης θεὸς ἐπιφανὴς καὶ κοινὸς τοῦ ἀνθρωπίνου βίου σωτήρ*; vgl. O. Hirschfeld, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1889 S. 836, 19.

Römergeschlechts in den Dienst seiner scheinbar auf die Institutionen des ältesten Roms zurückgreifenden Politik gestellt hat. Schon im Jahr 67, als er als Quästor seine politische Laufbahn begann, sagte er in einer auf seine Tante Julia gehaltenen Leichenrede (Suet. 6): 'Das Geschlecht meiner Tante Julia stammt mütterlicherseits von den Königen ab, ist väterlicherseits mit den unsterblichen Göttern verbunden. Denn von Ancus Marcius stammen die Marcii Reges (Marcia hiefs die Mutter der Julia), von Venus die Julier, und zu dieser Gens gehört unsere Familie. Also vereinigt sich in ihrem Geschlecht die Ehrwürdigkeit der Könige, die unter den Menschen die höchste Gewalt haben, mit der Ehrfurcht vor den Göttern, in deren Botmäfsigkeit die Könige selbst sind.' In Cäsars Sinn brachte Kastor von Rhodos in seinen zwischen 60 und 50 v. Chr. edierten *Χρονικά* die Tradition auf, dafs nach dem Tode des Äneas die Herrschaft zwar auf dessen italische Descendenz, die Silvier, übergegangen, Julus aber, der Stammvater des julischen Hauses, durch Übertragung des Oberpontifikats entschädigt worden sei[1]); eine wichtige Formulierung, mit deren Sinn wir uns später genauer zu beschäftigen haben werden. Auf einem der frühesten Denare Cäsars ist die Flucht des Äneas dargestellt.[2]) Vor der Schlacht bei Pharsalos opferte er dem Mars und der Venus und gelobte der letzteren bei glücklichem Ausgang des Kampfes einen Tempel (Appian, B. c. II 68), den er im Jahre 46 erbaute. Das alte Reiterspiel der römischen Knaben, das man auf die Leichenfeier des Anchises zurückführte und daher *Troiae lusus* oder einfach *Troia* nannte, rief Cäsar wieder ins Leben (Dio Cass. XLIII 23).[3]) Als er auf der Verfolgung des Pompejus nach der Provinz Asia kam, soll er die Stätte Trojas besucht haben; Lucan IX 950 ff., der dies berichtet, läfst ihn dort opfern und dabei folgendes Gebet sprechen (990 ff.): 'Götter, die ihr die phrygischen Trümmer bewohnt, und ihr Hausgötter meines Äneas, die jetzt Lavinium und Alba beherbergt und auf deren Altären das phrygische Feuer leuchtet ...: des julischen Geschlechtes berühmter Enkel spendet euern Altären Weihrauch und ruft euch feierlich an auf eurer früheren Stätte: lafst meinen Lauf auch in Zukunft glücklich sein. Wiederherstellen werde ich euer Volk, in Dankbarkeit werden die Ausonier den Phrygern die Mauern wiedergeben, und ein römisches Pergamon wird erstehen.' Alle Einzelheiten stammen selbstverständlich aus der Phantasie des Rhetors, aber das Faktum selbst wird er der Überlieferung (d. h. Livius) entnommen haben. Denn nach Strabo XIII 594 f. bestätigte Cäsar den Iliern auf Grund seiner Verwandtschaft mit ihnen ihre

---

[1]) Kastor bei Diodor, Exc. VII 4 (Vol. I 508 Bekk.) und bei Dionys Hal. I 70, 4; vgl. Mommsen, Röm. Forsch. II 269; Fr. Cauer a. a. O. (o. S. 256, 1) S. 156 167; C. Wachsmuth, Einl. in d. Stud. d. alt. Gesch. (Leipz. 1895) S. 141, 1.

[2]) Babelon a. a. O. (o. S. 258, 1) S. 11.

[3]) Die Geschichte der Deutung dieser eigenartigen Einrichtung am besten bei A. Goebel, De Troiae ludo, Progr. Düren 1852, die Interpretation der schwierigen Vergilverse (V 545 ff.) bei Fr. Rasch, De ludo Troiae, Progr. Jena 1882; über den altitalischen Ursprung O. Benndorf in den Sitzungsber. d. Wiener Akad. CXXIII (1890) Abh. III 47 ff., A. v. Premerstein in der Festschr. f. Benndorf (Wien 1898) S. 261 ff.

bedeutenden politischen Vorrechte[1]), und aus Nikolaos v. Caes. 20[2]) und Sueton 79 wissen wir, dafs man sich in Rom erzählte, Cäsar beabsichtige, dem Reich in Ilion eine zweite Hauptstadt zu geben: wiederum ein Fall, wo er die romantische Idee der hohen Politik dienstbar zu machen suchte. Denn diesem Plan einer Dekapitalisierung der Hauptstadt lag offenbar die Idee zu Grunde, der von ihm geplanten neuen italisch-hellenischen Universalmonarchie einen zweiten Mittelpunkt zu geben, der sowohl unvergleichlich günstig gelegen als auch durch die älteste Überlieferung beiden Völkern gemeinsam war.[3]) Augustus hat bekanntlich diesen Plan, der die Reichseinheit gefährdete, mit einer gewissen Ostentation aufgegeben, worüber später genauer zu handeln sein wird. Erst Constantin nahm bei gänzlich veränderter Weltlage den weitausschauenden Gedanken wieder auf, kaum in bewufster Anknüpfung, wohl aber aus demselben Geiste heraus[4]), denn es ist Thatsache, dafs die Sage von dem trojanischen Ursprung Roms in der ganzen Kaiserzeit lebendig geblieben und politisch verwertet worden ist[5]); so begann er die neue Stadt zwischen Sigeion und Ilion zu gründen und entschlofs sich erst angeblich auf Grund eines Traumgesichts für Byzanz.

III. DIE ROMANTISCHE STIMMUNG DER AUGUSTEISCHEN ZEIT

Unter Augustus dauerte die romantische Stimmung fort, und zwar in verstärktem Mafse, da der Kaiser alles that, um sie zu heben. Es ist schwer, ein sicheres Urteil darüber zu fällen, ob die notorische Förderung der Romantik bei ihm blofs Sache der Staatsklugheit gewesen ist. Doch wird man kaum fehlgehen mit der Annahme, dafs er, der im ganzen genommen als Virtuos kühler, verstandesmäfsiger Berechnung erscheint, von romantischen Ideen nicht unberührt geblieben ist. Das würde nicht aus der Thatsache zu folgern sein, dafs er an Astrologie und Träume glaubte — denn das thun viele grofse Männer ohne romantische Neigungen —, auch daraus nicht, dafs er sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen liefs (Dio Cass. LI 4 LIV 9; vgl. Suet. Aug. 93) — denn das war damals nicht viel mehr als konventioneller Sport —: aber die allgemeine Erfahrung lehrt, dafs keiner eine Zeitströmung so ganz erfassen und sie so souverän nach seinem Willen lenken kann, der ihr nicht

---

[1]) Strabon fährt, nachdem er die Vorliebe Alexanders d. Gr. für Ilion berichtet hat, so fort a. a. O.: 'Cäsar in seiner Vorliebe für Alexander und im Besitz offenkundigerer Beweise für seine Verwandtschaft mit den Iliern gab ihnen besonders deutliche Zeichen seines Wohlwollens. War er doch erstens Römer und führte sich als solcher auf den Stammheros Äneas zurück, zweitens Julier nach einem seiner Vorfahren Julus, der so hiefs nach seiner Descendenz von einem Sohne des Äneas. So gewährte er ihnen neuen Landbesitz und garantierte ihnen politische Selbständigkeit und Abgabenfreiheit.'

[2]) FHG. III 441: einige hätten von einer Verlegung der Residenz nach Alexandreia gesprochen, *οἱ δ' ἐν Ἰλίῳ τοῦτο (τὸ βασίλειον) ἔφασαν αὐτὸν μέλλειν καθίστασθαι διὰ τὴν παλαιὰν πρὸς τὸ Δαρδανιδῶν γένος συγγένειαν.*

[3]) Vgl. Nissen a. a. O. (o. S. 256, 1) S. 389.

[4]) Vgl. J. Burckhardt, Die Zeit Constantins d. Gr.[2] (Leipz. 1880) S. 413.

[5]) Vgl. Haubold a. a. O. (o. S. 256, 1) S. 44 ff.

selbst irgendwie tributpflichtig ist. So steht es fest, dafs Alexander der Grofse den Vergleich mit Herakles und Dionysos aus politischen Gründen begünstigt hat[1]), aber es wird vermutet werden dürfen, dafs er, in dessen unerhörten Erfolgen die Gottheit sich so sichtlich zu offenbaren schien, bis zu einem gewissen Grade, vielleicht halb unbewufst, an die Berechtigung jener Vergleiche geglaubt hat: wissen wir doch aus den Einzelheiten[2]) seines Besuchs von Ilion, dafs in seiner grofsen Seele neben der klugen Erwägung und Ausnutzung der realen Thatsachen der Idealismus und die Romantik Platz hatten. Wenn daher Augustus als neuer *εὐεργέτης* und *σωτήρ* des Menschengeschlechts sich ebenfalls mit Herakles und Dionysos vergleichen hörte, so wird er ähnliche Gefühle dabei gehabt haben, zumal eine gewisse Romantik bei den Diadochen Alexanders, deren Erbschaft das römische Kaiserreich antrat, hereditär geworden war. Eine noch genauere Parallele läfst sich aus der römischen Geschichte selbst anführen. Es ist bekannt, mit welcher Ostentation der grofse Scipio seine Kirchlichkeit (wie wir sagen würden) zur Schau trug und wie er dem Glauben des Volks an die auf seine göttliche Berufung bezüglichen Prodigien und Orakelsprüche Vorschub leistete. Polybios hat darüber, entsprechend seiner kühlen, jedem Mystizismus abgeneigten Art, in der berühmten Charakteristik (X 2 f.) geurteilt, Scipio habe den Realismus der Thatsache erkannt, dafs die Menschen das Aufsergewöhnliche nicht ohne göttliche Hilfe und Inspiration für möglich hielten, und habe dementsprechend diese Superstition mit seiner nüchternen Verstandesschärfe in den Dienst seiner Pläne gestellt. Anders urteilt Livius (XXVI 19), der eine entschiedene Neigung zum religiösen Positivismus hatte: er weist die Entscheidung darüber zurück, ob Scipios Handeln seinem Fühlen und Glauben entsprochen habe oder ob es nur auf Ostentation zurückzuführen sei; so viel stehe fest, dafs er dem Glauben des Volks an diese Wunder nie offen entgegengetreten sei, ihn vielmehr begünstigt habe. Diese Auffassung des Livius scheint die psychologisch glaublichere zu sein, sie hat auch den Beifall Mommsens (Röm. Gesch. I^7 631) gefunden. So etwa dürfte diese Seite im Wesen auch des Augustus zu beurteilen sein: erfüllt vom Glauben an die Gröfse und Gerechtigkeit der Sache, deren Erfüllung er als Erbteil von seinem Vater überkommen hatte, getragen von der ernsten Überzeugung, dafs die Regeneration durch eine Rückkehr zu den alten Institutionen zu erfolgen habe, und daher leise berührt von der romantischen Stimmung, von der seine Zeit getragen wurde, hat er es kraft seiner Naturanlage, in der die Verstandesklugheit über die Gemütstiefe, die realistische Auffassung des Thatsächlichen über die Phantasie dominierte, verstanden, die nationale Romantik seiner Zeit seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen.[3])

---

[1]) Vgl. J. Kaerst, Hist. Zeitschr. N. F. XXXVIII (1895) S. 38 218 227 ff.

[2]) Haubold a. a. O. (o. S. 256, 1) S. 13.

[3]) Stärker betont das romantische Element v. Wilamowitz, Reden und Vorträge (Berlin 1901) S. 266: 'Eine tiefe innerliche Romantik verband sich bei beiden (Augustus und Vergil) mit sehr anders geartetem modernen Wesen. Bei dem Kaiser ist das von selbst klar.'

Wohl niemals ist mit gröfserer Virtuosität als von Augustus die (übrigens für den römischen Nationalcharakter bezeichnende) Kunst geübt worden, unter dem Schein konstitutioneller, ja reaktionärer Formen eine faktische Neuordnung der Verhältnisse zu begründen, so dafs die Umwandlung des Freistaats in den Principat der Wiederherstellung der ältesten Einrichtungen eben dieses Freistaates glich. Cäsar hatte ihm ja auch hierin den Weg gewiesen, aber bei jenem hatte die Aureole künstlicher Romantik über die offenkundig revolutionären Tendenzen nicht hinwegzutäuschen vermocht, während dem Augustus, der eine Umwertung der staatsrechtlichen Begriffe auf konstitutioneller Basis, eine thatsächliche Einschränkung oder Aufhebung der republikanischen Verfassung unter Wahrung der rechtlichen Formen vollzog, der romantische Nimbus gar wohl stand. Einige Symptome dieser in den Dienst der Politik gestellten Romantik müssen, da sie für die vorliegende Untersuchung von Interesse sind, hier Erwähnung finden. Als Octavian im Jahre 43 Spiele für Venus Genetrix feierte, erschien ein überall sichtbarer Komet, den das Volk für die Seele des gemordeten Cäsar hielt; dementsprechend liefs Octavian eine Erzstatue seines Vaters in dem Venustempel aufstellen mit einem Stern über dem Haupte (Plin. N. h. II 94; Suet. Caes. 88; Dio Cass. XLV 7). Die berühmte Aphrodite Anadyomene des Apelles liefs er von Kos nach Rom bringen und im Tempel des Cäsar auf dem Forum aufstellen als die *ἀρχηγέτις τοῦ γένους αὐτοῦ* (Strab. XIV 657, vgl. Plin. N. h. XXXV 91). Der männliche Schutzgott des julischen Hauses war seit alter Zeit Apollo[1]): es ist bekannt, wie geflissentlich sich Augustus seit der Epiphanie dieses Gottes bei Actium seine Verehrung angelegen sein liefs[2]); war doch auch Apollo, wie Venus, durch besondere Bande mit dem Römergeschlecht verknüpft: als *Troiae Cynthius auctor* wird er von Vergil im Jahre 29 unter den erlauchten Ahnen des Octavian aufgeführt (Georg. III 36), und als *Παιάν* hatte der Gott in Augustus, dem *σωτήρ* der Welt, Menschengestalt angenommen.[3]) Nach der Schlacht bei Actium gründete der Cäsar in Epirus die Stadt Nikopolis, die er mit Akarnanen bevölkerte, die, wie bemerkt (o. S. 256), als Freunde und Verwandte der Römer galten, weil sie an dem Krieg gegen Troja nicht teilgenommen hatten; es wird ausdrücklich berichtet, dafs er die Stadt auf Grund jener Verwandtschaft mit bedeutenden politischen Vorrechten ausstattete (Serv. zur Aen. III 501; vgl. Heyne, Exc. III zu Verg. Aen. III). Auf die sehr häufige Ausübung des Trojaspiels legte er grofses Gewicht; Sueton, der dies berichtet Aug. 43 — die einzelnen Aufführungen registriert Dio Cassius, vgl. Goebel a. a. O. (o. S. 259, 3) 4 — führt als Grund der Vorliebe des Augustus für dies Spiel an: *prisci decorique*

---

[1]) Mommsen, De collegiis et sodaliciis Romanorum (Kiel 1843) S. 17 ff.; Kiefsling a. a. O. (o. S. 252, 2) S. 92, 36.

[2]) C. Pascal, Il culto di Apollo in Roma nel secolo di Augusto im Bulletino della Commissione arch. comunale di Roma XXXII (1894) S. 52 ff.

[3]) Vgl. Rhein. Mus. LIV (1899) S. 477. Bemerkenswert ist, dafs auch die Ptolemäer mit Apollon von den Dichtern verglichen wurden: Theokr. 17, 131 ff., Kallim. H. 2, 25 ff.; vgl. F. Koepp, De gigantomachia (Bonn 1883) S. 56, 1.

moris existimans clarae stirpis indolem sic notescere.[1]) Den seit dem Jahr 188 mit den Iliern zu einer Stadtgemeinde vereinigten Einwohnern von Rhoiteion gab er eine von Antonius nach Ägypten fortgeschaffte Statue des Aias zurück (Strab. XIII 595). Auf einer ilischen Inschrift wird er der 'Verwandte' der Stadt genannt.[2]) Die Sibyllinischen Orakelsprüche, in denen die Ansprüche der Äneaden auf die Weltherrschaft verbrieft sein sollten, liefs er nach Einweihung des Apollotempels (28) unter der Basis der Apollostatue deponieren (Suet. Aug. 31; vgl. Verg. Aen. VI 71 ff., Tibull II 5). Die von Cäsar begonnene Vermehrung der alten Patriziergeschlechter setzte er im Jahre 29 fort (Mommsen zum Mon. Anc. S. 34). Auch die Forschung über alte Familiengeschichte dauerte

[1]) Aber es war doch mehr als blofse adelige Spielerei. Unmittelbar vorher gehen bei Sueton die Worte: *In circo aurigas cursoresque et confectores ferarum, et nonnumquam ex nobilissima iuventute, produxit.* Dieselbe Verbindung hat Sueton im Leben Cäsars 39: *Circensibus . . . quadrigas bigasque et equos desultorios agitaverunt nobilissimi iuvenes. Troiam lusit turma duplex maiorum minorumque puerorum.* Diese beiden Zeugnisse hat M. Rostowzew, Étude sur les plombes antiques (Revue numismatique IV sér. tom. II, Paris 1898, S. 462 ff.) in Verbindung gebracht mit der Institution der *sodales lusus iuvenum,* die seit der augusteischen Zeit auf tesserae und Inschriften der italischen Municipien nachweisbar ist und die er überzeugend auf den Plan des Augustus, die auch physisch degenerierte Aristokratie, im besonderen die Ritterschaft durch militärische Übungen neu zu kräftigen, bezogen hat. Damit hat er dann auch folgende Stellen der Horazischen Oden in Verbindung gebracht: I 8, 3 *Cur apricum oderit campum, patiens pulveris atque solis. Cur neque militaris inter aequalis equitat?* III 2, 1 ff. *Angustam amice pauperiem pati robustus acri militia puer condiscat et Parthos ferocis vexet eques* (über letztere Stelle ähnlich schon Mommsen, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1889 S. 26). Es mag hinzugefügt werden, dafs auch III 24, 52 ff. so erst eine besondere Beziehung bekommt: *Tenerae nimis mentes asperioribus formandae studiis. Nescit equo rudis haerere ingenuus puer venarique timet*; speziell auch die Erwähnung des Jagdsports wird erst verständlich, wenn man an die in der angeführten Suetonstelle genannten *confectores ferarum* und die in den militärischen Jünglingsvereinen der Municipien üblichen *venationes* denkt (z. B. CIL. XI 4580 nach Rost. *editori iuvenalium ob insignis venationis ab eo editae* . . . XII 533 *harenis Pulcher et ille fui, variis circumdatus armis Saepe feras lusi,* vgl. Rostowzew a. a. O. 459); auch in der Cäsarvita Suetons folgen auf die angeführten Worte sofort die *venationes.* Auch für Vergil läfst sich einiges gewinnen. Dafs der *lusus Troiae* im V. Buch in direkter Beziehung zu seiner Erneuerung durch Cäsar und Augustus steht, wufsten natürlich, zumal der Dichter es selbst deutlich genug sagt (V 596 ff.), schon die alten Exegeten. Etwas versteckter liegt folgendes. Zweimal wird die Freude des Ascanius am Jagdsport ausdrücklich betont: IV 156 ff. *At puer Ascanius mediis in vallibus acri Gaudet equo iamque hos cursu iam praeterit illos, Spumantemque dari pecora inter inertia votis Optat aprum aut fulvom descendere monte leonem,* VII 483 f. wird sein Jagdsport Veranlassung zum Kriege. Die latinischen *pueri et primaevo flore iuventus exercentur equis* neben anderen körperlichen Übungen VII 162 ff. — So sehen wir also Augustus auch mit dem scheinbar phantastischen Gedanken der Erneuerung des alten Trojaspiels den sehr realen Plan einer physischen Veredelung der heranwachsenden adeligen Jugend verfolgen und die Dichter seiner Zeit diesen Plan in der Poesie reflektieren. — Eine Analogie aus der schon oben (S. 253, 1) zum Vergleich herangezogenen Restaurationsepoche im Athen des Lykurgos bietet die damalige Neuorganisation der Ephebie (Wilamowitz a. a. O. [o. S. 253, 1] 353). Schon vorher hatte Isokrates im Areopagitikos 43 ff. die Ausbildung der νεώτεροι περί τε τὴν ἱππικὴν καὶ τὰ γυμνάσια καὶ τὰ κυνηγέσια mit Hinweis auf die alte Zeit empfohlen.

[2]) Haubold a. a. O. S. 45.

fort (Hyginus *De familiis Troianis*: Serv. z. Aen. V 389, Messalla *De familiis*: Plin. N. h. XXXV 8). Ein Zeugnis für das Ineinandergreifen antiquarischer Forschung und augusteischer Politik findet sich bei Nepos, Att. 20: den von Romulus auf dem Kapitol gegründeten Tempel des Jupiter Feretrius stellte Octavian wieder her *Attici admonitu*. Eine chronologische Kontroverse, die er anläfslich der in diesem Tempel aufgehängten *spolia opima* des A. Cornelius Cossus mit Augustus gehabt habe, berichtet Livius in einem eigenartig interessanten Kapitel (IV 20). Auch für die Aufstellung der Statuen der *viri illustres* in der Ruhmeshalle des Marstempels auf seinem Forum bediente er sich eines litterarischen Beirates, der die Elogien zu verfassen hatte, was freilich nicht mit grofser historischer Exaktheit geschah.[1]) Das Programm der Festfeier des Jahres 17 liefs er von der bedeutendsten sakralrechtlichen Autorität, Ateius Capito, ausarbeiten (Zosimus II 4). Besonders war er darauf bedacht, sich mit seinem Ahnherrn Romulus zu identifizieren, aber so, dafs der verdächtige Königsbegriff zurücktrat und nur die Vorstellung von der Wiederbegründung des Staates auf ältester Grundlage bestehen blieb. Als er daher im Jahre 43 ein Augurium anstellte, erschienen ihm angeblich zwölf Geier wie einst dem Romulus bei der Stadtgründung: *nemine peritorum aliter coniectante quam laeta per haec et magna portendi* (Suet. 95; vgl. Properz IV 6, 43 f.); daher läfst Properz (IV 6, 21) bei Actium Romulus das Todesurteil über die Flotte des Antonius sprechen. Als man im Jahre 27 über einen neuen Namen für den Princeps beratschlagte, waren einige der Ansicht, man solle ihn *quasi et ipsum conditorem urbis* Romulus nennen; Octavian hätte es gern gesehen, aber als er bemerkte, dafs der Name verdächtig sei, gab er es auf, und man einigte sich auf Augustus (Suet. 7; Dio Cass. LIII 16), vielleicht nicht ohne Rücksicht auf das berühmte Augurium, das ihm wie einst Romulus erschienen war.[2]) Mit ausdrücklicher Absicht, an Romulus zu erinnern, nahm er seine ständige Wohnung auf dem Palatin, der Stätte des ältesten Roms (Dio a. a. O.). Im Jahre 16 dedizierte er einen Tempel des Quirinus auf dem Quirinal (Mommsen a. a. O. S. 81), und im Jahre 2 v. Chr. nahm er auf Ersuchen des Senats und der Bürgerschaft den Titel *pater patriae* an, der an den gleichen des Romulus erinnern sollte (Mommsen, R. Staatsrecht III³ 779, 2, vgl. 772, 4). Über die Art der Anknüpfung seines Geschlechts an die trojanischen Ahnen wird später zu handeln sein.

Besonders deutlich tritt die restauratorische Tendenz auf religiösem Gebiet hervor. Als 400 Jahre später Julian den gewaltsamen religiösen Restaurationsversuch machte, that er es als zeitloser Phantast, als der wahre 'Romantiker

---

[1]) Mommsen, CIL. I¹ 282; O. Hirschfeld, Philol. XXXIV (1876) S. 85 ff.; H. Hildesheimer, De libro qui inscr. de vir. ill. quaest hist. (Diss. Berl. 1880) S. 36 ff.

[2]) Vgl. Sueton 7 mit 95 (vgl. Obsequens 69). Die entscheidenden Worte der ersten Suetonstelle werden freilich von den Editoren als interpoliert angesehen, aber sie sind echt und von ihm aus Verrius genommen; das hat schon Müller zum Festus S. 1 bemerkt, vgl. auch Lydus, De mensibus IV 72, 112. — Auch an die Aufnahme des Romulus in das Triumphalverzeichnis der Regia sei erinnert (CIL. I 1² S. 43).

auf dem Thron der Cäsaren'; Augustus that es mit kühler Reflexion, denn seine persönliche Indifferenz gegenüber der Volksreligion zeigt sich darin, dafs der von ihm hochgeschätzte Philosoph, den er sich, einer Tradition der Diadochen folgend, in seiner nächsten Umgebung hielt, Areios Didymos, Eklektiker im Sinn des Antiochos war, also jener Richtung angehörte, die, wie erwähnt (S. 254), die überlieferten Religionsformen nur als konventionell beizubehalten befahl. Die Einzelheiten dieser religiösen Restauration sind durch eine fast überwältigende Fülle litterarischer, inschriftlicher und numismatischer Zeugnisse so bekannt, dafs sie hier keine Erwähnung zu finden brauchen, zumal sie kürzlich von V. Gardthausen in seinem Werk über 'Augustus und seine Zeit' I 2 (Leipzig 1896) S. 865 ff. II 2 (ebd.) S. 507 ff. zusammengefafst sind.[1])

So war es auf allen Gebieten des öffentlichen, sakralen und privaten Lebens sein Prinzip, nichts, wie er selbst sagt (Mon. Anc. 6) 'gegen das väterliche Herkommen zu thun', und er konnte von sich rühmen (ebd. 8): 'Durch Einbringung neuer Gesetze habe ich mehrere vorbildliche Gebräuche (*exempla*) der Vorfahren, die bereits abkamen, wieder ins Leben zurückgeführt', ein Ausspruch, der durch folgenden Bericht Suetons illustriert wird (Kap. 89): 'Bei der Lektüre der Schriftsteller lateinischer und griechischer Sprache achtete er besonders auf Vorschriften und Beispiele, die für den öffentlichen oder privaten Gebrauch heilsam waren; diese excerpierte er wörtlich und schickte sie meist entweder an seine nächste Umgebung oder die obersten Militär- und Civilbehörden der Provinzen oder die städtischen Beamten, je nachdem bei diesem oder jenem eine Mahnung angebracht war; ja er las oft ganze Bücher dem Senat vor und machte sie dem Volk durch öffentliche Kundgebung bekannt, wie die Reden des Q. Metellus Über die Vermehrung der Nachkommenschaft und des Rutilius Über die Bauordnung, um die Überzeugung zu verstärken, dafs nicht er zuerst sein Augenmerk auf beide Dinge gerichtet hätte, sondern dafs sie bereits die Alten sich hätten angelegen sein lassen.' So erweckte er überall den Anschein, als ob die römische Geschichte gewissermafsen wieder von neuem beginne und die römische Nation, in seiner Person verkörpert, sich auf der Basis der Vergangenheit wieder verjünge.[2])

IV. DIE ROMANTIK IN DER AUGUSTEISCHEN LITTERATUR

Im Spiegel dieser Verhältnisse mufs nun auch die Litteratur des Augusteischen Zeitalters betrachtet werden: sie hat sich in den Dienst dieser Ideen gestellt, indem sie zugleich national und augusteisch wurde; die Pflege, die ihr Augustus und Maecenas zu teil werden liefsen, beruht nicht blofs auf ästhetischem Wohlgefallen, sondern auch auf staatskluger Erwägung.[3]) Das antiquarische Inter-

[1]) Vgl. auch G. Wissowa in seiner Realencykl. II 1467 f.

[2]) Ovid, Fast. I 225: *Laudamus veteres, sed nostris utimur annis*; das dürfte etwa auch die Auffassung des Augustus gewesen sein.

[3]) Nur durch seine Übertreibung hat E. Beulé, Auguste[5] (Paris 1875) S. 259 ff. (Mécène et les poètes) diesen an sich richtigen Gesichtspunkt in Mifskredit gebracht; vgl. Gardthausen a. a. O. I 2 S. 780. Mein Kollege und Freund Cichorius bemerkt mir, dafs, modern

esse herrschte in Prosa wie in Poesie. Bald nach der Rückkehr des Octavian aus dem Osten (29) begann Livius sein Werk, das von einer romantisch idealisierenden Auffassung der Vergangenheit getragen und von sittlich religiösem Geiste durchweht ist; er nennt den Augustus an den wenigen Stellen, wo er in dem uns erhaltenen Teil auf ihn Bezug nimmt, mit gröfster Hochachtung einen Förderer der alten Zucht und Sitte sowie einen Wiederhersteller und Gründer von Tempeln, und Augustus sicherte dem Schwärmer trotz gelegentlicher freimütiger Äufserungen einen ehrenvollen Platz in seiner Freundschaft: waren sie sich doch in der Überzeugung von der Notwendigkeit einer sittlichen und religiösen Regeneration auf der Grundlage der Vergangenheit einig. Wenn man beispielsweise in der Vorrede liest (§ 7): 'Wenn es einem Volke erlaubt sein mufs, seine Ursprungslegenden zu heiligen, so darf es das römische' und (§ 10): 'Deshalb ist es so heilsam und fruchtbringend, den Lauf der Geschichte kennen zu lernen, weil belehrende Beispiele jeder Art, auf einem glänzenden Denkmal ausgeprägt, zur Anschauung gelangen: aus ihnen kann man für sich und seinen Staat das Nachahmenswerte entnehmen, an ihnen das Häfsliche meiden lernen', so begreift man, wie diese Aussprüche[1]) dem Abkömmling der Julier und seinem Grundsatz, durch *exempla* aus der Vergangenheit die Gegenwart zu reformieren (s. o. S. 265), genehm sein mufsten. Der Ausdruck *exempla* zeigt, dafs das Werk des Nepos *Exempla* (in mindestens 5 Büchern) von demselben Geiste getragen war, und die Fragmente, in denen staats-, privat- und sakralrechtliche Dinge sowie Grofsthaten der Vergangenheit behandelt werden, bestätigen das[2]): es läfst sich zeigen, dafs das Werk erst unter dem Principat des Augustus verfafst ist.[3]) Auch die Ῥωμαικὴ ἀρχαιολογία des kurz nach der Schlacht von Actium nach Rom gekommenen Dionysios von Halikarnafs wird man in den Rahmen der augusteischen Restaurationspolitik einreihen müssen, um zu begreifen, dafs der Autor für ein Werk auf Leser rechnen zu können

---

ausgedrückt, Augustus die Litteratur als Surrogat einer Presse benutzt habe, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

[1]) Der zweite geht freilich nicht über das hinaus, was wir über den didaktisch-utilitaristischen Zweck der Geschichtschreibung bis zum Überdrufs oft bei den Historikern lesen, aber dafs er bei Livius keine Phrase ist, zeigt die ganze Art seiner Darstellung.

[2]) Auch in der o. S. 253, 1. 263, 1 zum Vergleich herangezogenen Restaurationszeit in Athen nach Chaironeia liebte man es, auf die παραδείγματα τῶν προγόνων hinzuweisen; speziell diesen Ausdruck braucht Lykurg 83 u. 100, noch öfter umschreibt er ihn wie Demosthenes.

[3]) Plinius, N. h. IX 136: *Nepos Cornelius, qui divi Augusti principatu obiit, 'me, inquit, iuvene violacea purpura vigebat'* u. s. w. (= Exempla fr. 17 Halm); X 60 *Cornelius Nepos, qui divi Augusti principatu obiit, cum scriberet turdos paulo ante coeptos saginari* u. s. w. (sicher aus den Exempla). Die beiden Zeitbestimmungen erklären sich nur, wenn Plinius wufste, dafs dies Werk des Nepos nicht lange vor dessen Tode ediert war. Freilich vermutet F. Münzer, Beiträge z. Quellenkritik der Naturgesch. d. Plinius (Berlin 1897) S. 332 f., dies Werk sei bereits 43 v. Chr. ediert, aber sein Argument (dafs kein jüngeres Ereignis erwähnt werde) ist angesichts der Dürftigkeit der erhaltenen Fragmente nicht beweiskräftig. Charakteristisch ist übrigens, dafs Nepos auf die überhandnehmende Verschwendung bei privaten Bauten mit Hinweis auf die Einfachheit der alten Zeit ausführlich eingegangen ist (Münzer S. 330 ff.): das war ganz im Sinn des Augustus (s. o. S. 265).

glaubte, das da aufhörte, wo eigentlich geschichtliche Überlieferung erst anfing; eine spezielle Tendenz dieses Werkes wird weiter unten zur Sprache kommen.

Uns geht jedoch vor allem die Poesie an. Formell überwinden ihre bedeutendsten Vertreter den Manierismus der Neoteriker, indem sie über Kallimachos, Lykophron, Euphorion und Philetas hinweg auf die grofsen klassischen Muster, Homer, Archilochos, Mimnermos, die Lyriker zurückgreifen.[1]) Wie die Prosa beider Sprachen die *μίμησις τῶν ἀρχαίων* an die Stelle der Nachbildung hellenistischer Entartung setzt, so versuchen die Dichter die studierte Künstlichkeit und affektierte Dunkelheit durch wahre und einfache Kunst zu verdrängen, verpönen nicht mehr prinzipiell gröfsere Kompositionen und verhelfen dem Guten und Bedeutenden, was in der älteren römischen Poesie lag, durch zeitgemäfse Verbesserungen wieder zu einer wenn auch nur bedingten Achtung. Am deutlichsten zeigt Vergil diese Wandlung des ästhetischen Urteils: die Bucolica sind weniger im Stil Theokrits als der affektierten Manieristen Euphorion und Gallus gehalten und gehören daher zu den schwierigsten Gedichten in lateinischer Sprache, die uns erhalten sind. Diese Manier überwindet er durch das Studium des Lucrez und Ennius, des Homer und Apollonios und setzt an die Stelle der *docta poematia* grofse Werke in leichtverständlicher Sprache. Am stärksten ist in der technischen Manier der voraufgegangenen Epoche Properz befangen, der wohl mit aus diesem Grunde von Horaz (Ep. II 2, 91 ff.) ablehnend beurteilt wird.

1) Sachlich zeigt sich Horaz von der romantischen Strömung seiner Zeit am wenigsten beeinflufst. Wir haben gesehen, dafs er in einem jenseits dieser Epoche liegenden Jugendgedicht eine romantische Phrase seiner Zeit wiederholte; wie wenig er in Wahrheit romantisch veranlagt war, zeigt die zweite Epode, die, mit Vergils Georgica gleichzeitig gedichtet und durch sie beeinflufst, deren romantische Stimmung durch den schalkhaften Schlufs in ihr Gegenteil verkehrt. Aber wie er hier die Vergilischen Motive stimmungsvoll verwertet und um hübsche eigene vermehrt hat, so hat er auch in den Oden die Romantik als konventionelle Gröfse mit der ganzen ihm eigenen Feinheit zu handhaben gewufst. Die Notwendigkeit einer Rückkehr zur altväterlichen Frömmigkeit, die ihm als Menschen nachweislich nichts galt, predigt er als Musenpriester so eindringlich wie nur möglich; die poetische Verherrlichung der nach uraltem Ritus vollzogenen Feier des Jahres 17 wurde ihm übertragen, der so gut wie der kaiserliche Veranstalter selbst wufste, dafs die ostentativ zur Schau getragene Werkheiligkeit nur aus Staatsinteresse wertvoll sei. Die Gesinnungsart des Regulus führt er dem entarteten Geschlecht als grofses exemplum vor die Seele, ebenso die Heldenhaftigkeit der Generationen der grofsen republikanischen Kriege. Er preist den Augustus, dafs er *veteres revo-*

[1]) Ebenso die Griechen, vgl. das Epigramm des Antipatros Thessal. A. P. XI 20. Unter Tiberius trat wieder ein Umschwung zu Gunsten der hellenistischen Manieristen ein (Suet. Tib. 70); bezeichnender Weise huldigte er auch in seiner Prosa der Manier (Suet. a. a. O. und Aug. 86).

cavit artes, Per quas Latinum nomen et Italae Crevere vires (IV 15, 13), aber er fühlte sich mit seiner Verstandesschärfe doch klarer als irgend ein andrer Litterat ganz als Kind einer neuen Zeit. In dem grofsen litterarhistorischen Brief II 1, der dadurch um so gröfseres Gewicht erhält, dafs er an den Kaiser selbst gerichtet ist, wirft er den Fehdehandschuh allen denen hin, die über dem übertriebenen Lobpreis der alten Litteratur die neue in den Hintergrund drängen wollen; genau so mag Augustus selbst empfunden haben, wenn er im vertrauten Gespräch den Schleier der Romantik fallen liefs. Die Descendenz der Lamiae von dem Homerischen Lamos erwähnt er in unverkennbar scherzendem Ton III 17, die der Julier von Äneas aufser in dem offiziellen Säkulargedicht nur in der letzten Ode des letzten Buches, d. h. unter dem Eindruck der eben edierten Äneis.

Wenn so Horaz gelegentlich seiner kühlen Natur den Anstrich einer blofs offiziellen Romantik gegeben hat, zeigen uns die übrigen grofsen Dichter jener Zeit ein ganz anderes Bild. Sie waren stärkere Gefühlsmenschen und von der Romantik der ganzen Zeit wirklich durchdrungen.

2) Die Formen, in die sich diese Romantik kleidet, waren in dieser Epoche[1]) verschieden. Für die Hauptmasse der Elegien des Properz und Tibull hat M. Rothstein den Unterschied richtig so formuliert, dafs bei Properz die mythologische Welt der Wirklichkeit als romantisches Gegenbild gegenübertritt, während bei Tibull das in der Vorstellung des Städters verklärte Landleben den idealen Hintergrund bildet.[2]) Properz hat also die romantische Stimmung, von der die hellenistische Erotik getragen wurde, in das Rom des Augustus verpflanzt; das konnte er um so mehr, weil unter den mannigfaltigen Beziehungen, die das römische Kaiserreich mit den aus Alexanders Monarchie hervorgegangenen Reichen der hellenistischen Könige verknüpfen, die romantische Stimmung in Leben und Litteratur eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. War es doch eine Regierungsmaxime der Ptolemäer gewesen, ihr junges Reich mit dem Nimbus uralter ägyptischer und hellenischer Vergangenheit zu umkleiden (z. B. führte der Gründer seinen Stammbaum auf Herakles zurück), und der erste Attalide hat mit klarem politischem Bewufstsein die Kultur und Religion der grofsen athenischen Vergangenheit in sein Reich hinübergeleitet.[3]) An den Höfen solcher Fürsten, die der durch Parteiungen zerfahrenen Welt neue Centren mit einem faktisch neuen, aber aus einer idealen Vergangenheit abstrahierten Lebensinhalt schenkten, hatte eine romantische Poesie ihre Wurzeln gefunden, die die Gegenwart mit den Phantasiegemälden der mythologischen

---

[1]) Auf Ovids Fasti gehe ich nicht ein, da sie jenseits der hier zu behandelnden Zeit liegen.

[2]) Properz I (Berlin 1898) Einl. S. XXXVI; vgl. Leo, Gött. gel. Anz. 1898 S. 723.

[3]) Bezeichnend ist auch, was Antiochos I. von Kommagene († vor 31 v. Chr.) von sich sagt (Humann-Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berl. 1890, S. 272): *μορφῆς ἰκόνας παντοίαι τέχνηι, καθ' ἃ παλαιὸς λόγος Περσῶν τε καὶ Ἑλλήνων, ἐμοῦ γένους εὐτυχεστάτη ῥίζα, παραδέδωκε, κοσμήσας, θυσίαις δὲ καὶ πανηγύρεσιν, ὡς ἀρχαῖός τε νόμος καὶ κοινὸν ἀνθρώπων ἔθος.*

Urzeit wie zu einem schönen Traumbilde verknüpfte. An eine solche Poesie hat Properz in einer Zeit, die von ähnlichen Stimmungen getragen war, unmittelbar angeknüpft und im Geist seiner Vorbilder weitergedichtet; ein Gedicht wie I 18 läfst sich so unmittelbar wie weniges in den Geist unserer romantischen Poesie umsetzen, wovon man sich an Buechelers wundervoller Übersetzung (Deutsche Revue 1883 S. 193) überzeuge. Tibull dagegen gehört zu den wenigen lateinischen Dichtern, die eine neue poetische Gattung geschaffen haben: die kunstvolle Vereinigung der Stimmung des bukolischen Idylls mit den Formen und der Gedankenführung der erotischen Elegie ist sein Werk.[1]) Wir erkennen darin das früher von Vergil nach Theokrits Vorgang angewendete Grundmotiv in neuer Form: das Band der Romantik verknüpft die Tibullischen Elegien aufs engste mit den ländlichen Gedichten Vergils.[2])

3) Neben jener Hauptmasse der Gedichte des Properz stehen einige wenige, in denen die Romantik der Zeit in einer etwas andersartigen, uns hier besonders angehenden Form zum Ausdruck kommt. In ihnen stellte sich der Geschichtschreibung des Livius und Dionysios eine poetische Litteratur über die ältesten Zeiten Roms an die Seite. Äufserlich kleidete sich diese Poesie in die Formen, die von Kallimachos zu einer Zeit geschaffen worden waren, deren Begeisterung für die Vergangenheit nicht blofs in einer gelehrten, auf den Ursprung von Sitten und Kulten, Stammessagen und Städtegründungen gerichteten Forschung, sondern auch in einer entsprechenden Poesie ihren Niederschlag gefunden hatte. Dafs seine ätiologische Poesie in der Romantik der augusteischen Zeit wurzelt, bezeugt Properz selbst, wenn er verkündet (III 9, 49 ff.), er werde sich auf des Mäcenas 'Befehl' und unter dessen 'Führung' daran machen, die älteste Besiedelung des Palatins und die Gründung Roms zu besingen.[3]) Dafs das Unternehmen nicht seiner eigenen Neigung entsprang, zeigt ja auch die Thatsache, dafs er über die Anfänge nicht hinausgekommen ist.[4]) Einmal hat auch Tibull, durch einen äufseren Anlafs bewogen, diese antiquarische Poesie in sehr origineller Weise mit dem Zauber der ihm eigenen idyllischen Stimmung umkleidet, indem er in das Festgedicht (II 5) für den Sohn seines Gönners Messala[5]), den neuen Priester des Palatinischen Apollo,

---

[1]) Vgl. Leo in den Philol. Unters. II (1881) S. 46. Wo Properz ähnliches hat, steht er unter Tibulls Einflufs, so offenbar III 17, 15 *ipse seram vites* etc.; vgl. Tib. I 1, 8 *ipse seram . . . vites.* Den charakteristischen Unterschied beider zeigt gut Prop. II 19, 7 ff.: für Cynthia malt er das Idyll des Landlebens aus, aber *ipse ego venabor*, d. h. etwas konventionell Griechisches (was Tibull selbst nur da hat, wo er ganz abhängig von griechischen Vorbildern ist, I 4, 49 f. IV 3, 12, als griechisch erwiesen durch Verg. Buc. 3, 75).

[2]) Vgl. besonders mit Tibull I 1 I 10 II 1 Verg. Georg. I 338—350 II 458—474 (zum Teil nach Lucr. II 24 ff. und einem griechischen Dichter; vgl. Serv. zu 470) IV 125—146. *Delia* schon Verg. Catal. 1, Buc. 3, 67. 7, 29. Die Möglichkeit, dafs Tibull in Gallus einen Vorgänger hatte, wird offen bleiben müssen.

[3]) Bestätigt durch Panegyr. in Pis. 237 f.; vgl. Buecheler, Rhein. Mus. XXXVI (1881) S. 336.

[4]) Ein Epos über die albanischen Könige zu schreiben lehnt er ab III 3, 1 ff. Das Motiv hat Vergil Aen. VI 760 ff.

[5]) Über die Beziehungen der Valerier zu dem Kollegium der XVviri, die dieses Gedicht zur Voraussetzung hat, vgl. F. Münzer, De gente Valeria (Diss. Berlin 1891) S. 5 ff.

eine romantische Betrachtung[1]) über den primitiven Urzustand der Stätte einlegte, auf welcher sich der glänzende Tempel des Gottes erheben sollte. Als er diese Elegie dichtete, war das vierte Buch des Properz noch nicht ediert; eine Abhängigkeit des einen vom anderen besteht nicht, es ist vielmehr derselbe Geist der Zeit, der sie gelegentlich sich begegnen liefs. Überhaupt mufs diese Art von Litteratur viel ausgebreiteter gewesen sein, als wir nachzuweisen vermögen: das zeigen zwei versprengte Notizen in Plutarchs Romulus (17 21), wo von einem Simylos Distichen über das *αἴτιον* der Tarpejasage, von einem Butas ein solches über das des Lupercalienfestes angeführt wird; letzterer hat nach Plutarch *αἰτίας μυθώδεις ἐν ἐλεγείοις περὶ τῶν Ῥωμαϊκῶν* verfafst, er lebte wohl in cäsarischer Zeit.[2])

4) Im Rahmen dieser Verhältnisse mufs offenbar die Äneis betrachtet werden, deren Konzeption und Ausführung in eben jenes Jahrzehnt fiel, in welchem Livius und Dionysios ihre historischen Werke begannen und Properz und Tibull ihre Gedichte verfafsten. Vergil war eine weiche und stimmungsvolle Natur; während Horaz Zeit seines Lebens mit Epikur auskam, hat Vergil dieser Philosophie nur in seiner Jugend gehuldigt, um in reiferen Jahren zur Stoa überzutreten, die seiner religiösen Veranlagung mehr entsprach.[3]) So war er dazu geschaffen, die Ideen der Romantik, von denen die Zeit beherrscht wurde,

---

[1]) Dafs sie für Tibull etwas Konventionelles war, zeigt ihre Einkleidung in die Form einer langen *παρέκβασις* oder *παρένθεσις*, durch welche die wenig glückliche Nennung Roms V. 21 hervorgerufen wurde. Einzelheiten sind offenbar aus Motiven hellenistischer Dichtung weitergesponnen, so aufser der Weihung der Flöte (29 ff.) auch 35—38, deren Gedanke sich mit Verg. Buc. 2, 40 ff. Prop. III 13, 27 ff. berührt, ohne dafs diese beiden Stellen das Vorbild Tibulls wären; ferner ist das Motiv V. 25 aufser von Prop. IV 1, 1 ff. 4, 9 ff. ähnlich verwendet von einem Epigrammatiker der augusteischen Zeit A. P. IX 104, 5 f.

[2]) Das folgt wohl aus der zweiten Stelle, an der er citiert wird, Arnob. Adv. gentes V 18 (aus Labeo): *Fatuam, Bona quae dicitur Dea, transeamus, quam murteis caesam virgis, quod marito nesciente seriam meri ebiberit plenam, Sextus Clodius indicat sexto De diis Graeco, signumque monstrari, quod cum ei divinam rem mulieres faciunt, vini amphora constituatur obtecta nec myrteas fas sit inferre verbenas, sicut suis scribit in Causalibus Butas.* Der erwähnte S. Clodius gehört in die cäsarische Zeit (vgl. Teuffel-Schwabe, Gesch. d. röm. Litt.[5] § 211, 5); dafs der von ihm citierte Butas nicht viel früher gelebt haben kann, ist aufser aus dem von ihm behandelten Stoff mit Wahrscheinlichkeit aus dem Namen zu schliefsen: denn in republikanischer Zeit scheint er nur noch einmal vorzukommen als der eines Freigelassenen des jüngeren Cato (Plut. Cat. min. 70; vgl. Rothstein, Properz Vol. II S. 165). Die Thatsache, dafs die ätiologische Darstellung der römischen Mythologie in Elegien erst durch das Medium obskurer griechischen Poeten an Kallimachos angeknüpft hat, ergiebt sich jedenfalls aus der angeführten Chronologie: sie ist für die Unselbständigkeit der römischen Poesie in Erfindung neuer *γένη* charakteristisch.

[3]) In dem schönen Gedicht der Catalepta (7), Buc. 6, 31 ff., Georg. II 490 ff. bekennt er sich zu Epikur und referiert Georg. IV 219 ff. eine stoische Lehre zurückhaltend mit *quidam — dixere.* Aber Aen. VI 724 ff. konnte er als Epikureer nicht wohl schreiben. Inzwischen war eben der Umschwung erfolgt: die Revolution hatte zu Epikur getrieben, aber die Restauration des Augustus zeigte, dafs doch nicht die *Τύχη*, sondern die *Πρόνοια* regiere, die die treibende Macht der ganzen Äneis ist. Übrigens behandelt Seneca den Vergil als seinen philosophischen Gesinnungsgenossen. Etwas anders über Vergils philosophische Stellung v. Wilamowitz a. a. O. (o. S. 261, 3) S. 266.

in sich aufzunehmen und zum Ausdruck zu bringen. In seinen ländlichen Gedichten hatte er, wie wir sahen, als echter Romantiker der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in der Zurückgezogenheit des Landlebens Ausdruck gegeben. Nun war der Friede hergestellt nicht blofs für das Land, sondern für die Welt; hatte er einst in der vierten Ekloge von einem goldenen Zeitalter der Zukunft geträumt, so war der Traum jetzt in Erfüllung gegangen, glänzender als er hatte erwarten können. An die Stelle einer romantischen Utopie in imaginärer Zeit trat in Leben wie in Dichtung eine höhere, nationale Romantik. 'Vergil macht die trojanischen Ahnherren des Cäsarengeschlechts zum Mittelpunkt des nationalen Epos, in welchem Italiens Geschichte mit mythischem Glauben, die Gegenwart mit der Vorzeit, Erfahrung und Wissenschaft mit schönem Traum sich verflicht.'[1]) Es ist begreiflich, dafs Petrarca in seinen romantischen Träumen von der grofsen Vergangenheit gerade in diesem Dichter seine eigene Seele wiederfand. Für unsere Interpretation folgt aus diesem Grundgedanken der Äneis, dafs wir den Schleier, den der Dichter aus der Hand der Wahrheit empfing, nicht mit gewaltsamer Hand anfassen dürfen: in dem unbestimmbaren Ineinanderfliefsen von Phantasie und Wirklichkeit liegt gerade der Reiz dieser wie jeder romantischen Dichtung.[2]) So wäre es falsch, wenn wir, wie es früher geschah, in Äneas einen Augustus der Vergangenheit sehen wollten; aber wenn wir sagen, dafs der Dichter in Äneas einen Typus schildert, in welchem jeder Leser charakteristische Züge wiederfand, die er an dem grofsen Nachkommen des Äneas bewunderte, so treffen wir gewifs das Richtige: *Troius Aeneas, pietate insignis et armis* (VI 403), diesen beiden Eigenschaften verdankte auch Augustus seine Erfolge, wie er selbst auf dem Monumentum Ancyranum ausspricht und alle Zeitgenossen fühlten. In derselben Weise werden von Vergil Gebräuche der Gegenwart in die uralte, von ihm aufs sorgfältigste nach den Quellen studierte[3]) Vergangenheit zurückverlegt. Wir wissen nach den früheren Ausführungen, welcher Sinn dem allen zu Grunde liegt: das alte und neue Rom, Vergangenheit und Gegenwart schaute man gewissermafsen ineinander. Von besonderer Bedeutung sind die Stellen, wo der Dichter Vorkommnisse speziell der augusteischen Zeit in die Vergangenheit hineinverlegt: Äneas feiert in Actium ilische Spiele (III 280 ff.) wie Augustus nach seinem Siege (Dio C. LI 1), bei den Leichenspielen auf Sicilien geschieht ein Wunder, welches man richtig auf das dem Octavian im Jahre 43 erschienene Meteor gedeutet hat (V 522 ff.). Auf alle diese und ähnliche Beziehungen, die längst erkannt sind, beabsichtige ich nicht einzugehen, sondern ein paar neue,

---

[1]) Buecheler, Huldigungen für Könige vor Zeiten (Deutsche Revue 1897 S. 7 des S.-A.).

[2]) Die berühmte Episode vom 'goldnen Zweig' im VI. Buch mutet uns ganz modern an, wir würden es ein Märchenmotiv nennen, für das thatsächlich nur germanische und keltische Analogien vorhanden sind. Woher Vergil es hat, wufste im Altertum niemand, und auch heute sind wir nicht klüger.

[3]) In der ganzen Kaiserzeit, bis zum Untergang des Reichs, benutzte man ihn daher als wichtigste Quelle neben Varro für Altertümer: *multae antiquitatis homo sine ostentationis odio peritus* (Gell. V 12, 13).

von Georgii, der die früheren Untersuchungen zusammenfafst, übergangene Momente anzuführen und solche, die er zu beseitigen sucht, durch Interpretation zu rechtfertigen.

a) Aen. VI 791 ff.:

Hic vir, hic est, tibi quem promitti saepius audis,
Augustus Caesar, divi genus, aurea condet
Saecula qui rursus Latio regnata per arva
Saturno quondam.

Die Stelle erhält eine erhöhte Bedeutung durch VIII 319 ff., wo Euander den Äneas auf der Stätte des späteren Roms umherführt und ihm von einer noch weiter zurückliegenden Vergangenheit erzählt:

Primus ab aetherio venit Saturnus Olympo . . .
Is genus indocile ac dispersum montibus altis
Composuit legesque dedit . . .
Aurea quae perhibent illo sub rege fuere
Saecula: sic placida populos in pace regebat,

d. h. also Augustus tritt wie einst Saturn als Friedensfürst und Gesetzgeber auf. VI 851 ff.:

Tu regere imperio populos, Romane, memento —
Haec tibi erunt artes — pacique imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos.

Was Anchises hier dem Äneas als die nationale Pflicht des Römers hinstellt, deckt sich genau mit den Regierungsmaximen des Augustus. Er selbst berichtet (Mon. Anc. 6), dafs ihm die *cura morum* als eine *extraordinaria potestas* übertragen werden sollte, dafs er sich aber geweigert habe, ein Amt gegen das Herkommen der Vorfahren zu übernehmen, und sich begnügt habe, die *cura morum* kraft seiner *tribunicia potestas* auszuüben; wie Vergil, so nehmen auch andere Dichter der Zeit auf diese *cura morum* Bezug (vgl. Mommsen ad l. c.). Für das *parcere subiectis* vgl. Mon. Anc. 3: *Victor omnibus superstitibus civibus peperci. Externas gentes, quibus tuto ignosci potuit, conservare quam excidere malui* (vgl. Prop. II 16, 41; Hor. Carm. s. 51; Ovid, Am. I 2, 52). VIII 340 f. (die Nymphe Carmentis):

Cecinit quae prima futuros
Aeneadas magnos et nobile Pallanteum.

Pallanteum ist zwar zunächst die Stadt Arkadiens, aus der Euander mit seiner Mutter Carmentis an die Stätte des späteren Roms auswanderte; aber eine verbreitete Etymologie brachte den Namen des Palatinischen Hügels damit in Verbindung (vgl. Servius; Dionys. I 31, 4; Pausanias VIII 43, 2), und offenbar ist er, der Sitz des Kaisers, hier gemeint, denn Properz sagt, vielleicht mit Beziehung auf diese Stelle IV 1, 1 ff.:

Hoc, quodcumque vides, hospes, qua maxima Roma est,
Ante Phrygem Aenean collis et herba fuit,
Atque ubi Navali stant sacra Palatia Phoebo,
Euandri profugae concubuere boves.

Dafs unter den Örtlichkeiten, die Euander dem Äneas zeigte, das Lupercal erwähnt wird (343), scheint gleichfalls eine Huldigung für Augustus zu sein; denn die Wiederherstellung dieses durch die Geschichte des Romulus geweihten Platzes hebt Augustus selbst Mon. Anc. 19 hervor, und dafs sie ziemlich früh geschah, folgt wohl daraus, dafs Dionysios bereits im I. Buch (79, 8) die, wie es scheint, restaurierte Grotte sah. — Ferner zeigt ihm Euander auf dem Kapitolinischen Hügel die Stelle, an der sich Jupiter in der Gewitterwolke zu zeigen pflege (351 ff.): das gewinnt besondere Bedeutung dadurch, dafs Augustus im Jahre 26/5 dem Jupiter Tonans einen Tempel auf dem Kapitol gelobte, den er im Jahre 22 dedizierte (Mommsen zum Mon. Anc. S. 81) und häufig besuchte (Suet. 91). — In der Heldenschau des VI. Buches wird Augustus unmittelbar nach Romulus genannt (777 ff. 791 ff.), eine feine Huldigung, die wir nach den früheren Bemerkungen wohl verstehen. Wenn dann ferner 801 ff. Augustus mit Hercules und Bacchus verglichen wird, so liegt auch darin ein tieferer Sinn, als es auf den ersten Blick scheint: Herkules, die Dioskuren, Äskulap und Bacchus gehören zu der Klasse der wegen ihrer Verdienste um die Menschheit in den Himmel Versetzten: *eos hominum fama beneficiorum memor in concilio caelestium conlocavit*, wie Cicero De off. III 25 nach griechischen Quellen sagt (sie sind δαίμονες ἀλεξίκακοι καὶ σωτῆρες: vgl. v. Wilamowitz, Eur. Herakl. I² 93, 172); ihnen fügten die Römer den Romulus hinzu (Cic. De nat. deor. II 62, De legg. II 19); wie Vergil nennt mit ihnen den Augustus zusammen Horaz, Od. III 3, 9 ff. Ep. II 1, 5 ff.[1])

b) Neben der in Augustus kulminierenden Heldenschau des VI. Buches und der mit der Schlacht bei Actium endigenden Darstellung der römischen Geschichte auf dem Schild des Äneas (B. VIII) nimmt die Prophezeiung des Jupiter von den Schicksalen des julischen Geschlechts I 254 ff. unter den auf die Zeitgeschichte unmittelbar hinweisenden Partien der Äneis den vornehmsten Platz ein. Nicht soll — so weissagt Jupiter der um ihren Sohn besorgten Venus — die römische Herrschaft mit den Gründungen des Äneas, Julus und Romulus beendigt sein: vielmehr habe ich den Römern ein Reich ohne Grenze bestimmt; kommen wird die Zeit des Rachekrieges gegen Griechenland, kommen wird ferner die Zeit, wo

Nascetur pulchra Troianus origine Caesar,
Imperium Oceano, famam qui terminet astris,
Iulius, a magno demissum nomen Iulo.
Hunc tu olim caelo, spoliis Orientis onustum
Accipies secura; vocabitur hic quoque votis. 290
Aspera tum positis mitescent saecula bellis,
Cana Fides et Vesta, Remo cum fratre Quirinus
Iura dabunt: dirae ferro et compagibus artis
Claudentur belli portae; Furor impius intus

[1]) 'Der Kult des Augustus schlofs sich zu Tibur und zu Grumentum in Lucanien an den des Hercules an . . . In Tusculum erfolgt der Anschlufs an den Tempel des Castor und Pollux' K. J. Neumann in Pauly-Wissowas Realencykl. s. 'Augustales' Sp. 2350.

Sacra sedens super arma et centum vinctus aenis 295
Post tergum nodis fremet horridus ore cruento.

Freilich hat Servius diese Verse auf den Diktator Cäsar bezogen, doch schon Heyne weist darauf hin, dafs die Prophezeiung der Weltherrschaft für Augustus angemessener sei. Aber Georgii folgt, um die Anspielungen der Äneis auf Augustus möglichst zu beschränken, dem alten Interpreten mit der Bemerkung, die Worte 287 *imperium Oceano terminet* pafsten ungleich besser auf den Diktator. Dagegen ist aber zu sagen: 1) In welchem Sinne die Worte von Augustus verstanden werden können und sollen, zeigt die schon von Heyne angeführte Parallelstelle VI 791 ff.: Augustus wird — ein zweiter Alexander -- die Grenzen des Imperiums bis an den Indischen Ozean vorschieben. 2) Dafs der östliche, nicht der westliche Ozean zu verstehen ist, zeigt auch V. 289, wo Vergil, wie er es überhaupt liebt, in chiastischer Reihenfolge den Inhalt des V. 287 rekapituliert: *caelo* ∼ *astris, spoliis Orientis* ∼ *Oceano*; vgl. auch Horaz IV 14, 48. 3) Ovid, Met. XV 822 ff. hat in deutlicher Nachbildung dieser Stelle Augustus verstanden. Weiter meint Georgii, die Worte 289 *spoliis Orientis onustum* bezögen sich auf den Triumph Cäsars über Ägypten und Pontus; aber unter den Triumphen Cäsars war der gallische der *excellentissimus* (Suet. Div. Jul. 35): dafs man Cäsar wegen seiner Unterwerfung von Alexandria und wegen seines Sieges über Pharnakes *spoliis Orientis onustum* habe nennen können, müfste erst bewiesen werden, während umgekehrt feststeht, was sich jeder Leser der augusteischen Zeit unter den *spolia Orientis* dachte: die von den Parthern zurückeroberten Feldzeichen[1]), denn zwar erfolgte deren Rückgabe erst im Jahre 20, als diese Stelle wohl bereits geschrieben war, aber die augusteischen Dichter pflegen bekanntlich schon vor dem genannten Jahr auf dieses Ereignis wie auf ein sicher garantiertes Faktum hinzuweisen, das dem römischen Volk und dem Kaiser selbst ganz besonders am Herzen lag (vgl. Mommsen zum Mon. Anc. S. 125).[2]) So giebt die berühmte Darstellung auf dem Panzer der Augustusstatue von Prima Porta — oben der Himmelsgott, in der Mitte die Übergabe der Feldzeichen an Mars — die authentische Interpretation der Worte 289 f.: *Hunc tu olim caelo, spoliis Orientis onustum Accipies secura.*[3])

[1]) Vgl. Properz III 4, 13 vom bevorstehenden Partherfeldzug: *Quin videam spoliis oneratos Caesaris axes.*

[2]) Vgl. noch Properz III 1, 15 f.: *Multi, Roma, tuas laudes annalibus addent, Qui finem imperii Bactra futura canent.*

[3]) Wer die Beziehung auf die Parther nicht gelten lassen will, erkläre die Worte aus VIII 685 ff. 705 f., wo Vergil die im Sold des Antonius und der Kleopatra befindlichen Völker des Ostens aufzählt, über die Octavian im Jahre 29 triumphierte. — Die Versresponsion, die Georgii annimmt: 263—266 ∼ 283—285, 267—271 ∼ 286—290, 272—277 ∼ 291—296 und für seine Interpretation verwertet, dürfte kaum jemanden überzeugen. Gegen die ganze Hypothese wäre übrigens vor allem noch geltend zu machen, dafs G. von 291 an plötzlich Augustus verstanden wissen will (292 deuten die Scholien auf Augustus und Agrippa, was Mommsen, Staatsr. II³ 745, billigt): wer aber wird glauben, dafs 291 mit 290 nicht eng verknüpft sei? Ferner dachte bei *nascetur Caesar* jeder Leser der augusteischen Zeit an denjenigen Geburtstag, den er seit der Schlacht bei Actium jähr-

Nicht glücklicher scheint mir der Versuch Georgiis zu sein, auch an einer anderen Stelle eine Beziehung auf Augustus auszumerzen. V 545 ff. wird das Trojaspiel geschildert, das Äneas zur Leichenfeier des Anchises einrichtet, eine — wie wir sahen (S. 262) — unmittelbare Huldigung für Augustus, der auf die Fortsetzung des uralten Brauchs grofsen Wert legte; in feiner Weise läfst der Dichter zwei Geschwader angeführt werden von den beiden Knaben, auf die Augustus väterlicher- und mütterlicherseits seinen Stammbaum zurückführte, Julus und Atys, und läfst die beiden schon damals innig miteinander befreundet sein (568 f.). Nun schliefst die Schilderung mit den Versen (602 f.):

Troiaque nunc, pueri Troianum dicitur agmen,
Hac celebrata tenus sancto certamina patri.

Zu dem letzten Vers bemerkt Ribbeck in der gröfseren Ausgabe (vom Jahre 1862): '*Versui satis ieiuno facile caruerim*', in der kleineren (1884) tilgt er ihn[1]), was Georgii sich aneignet (S. 25), indem er noch hinzufügt, Vergil habe die Fortdauer dieser Spiele in Rom nicht an das Gedächtnis des Anchises knüpfen können, nachdem er 597 dieselben als Festspiel bei der Gründung Albas erwähnt habe; aber es heifst 595 ff.: 'Diesen Brauch stellte Ascanius bei der Gründung Albas wieder her (*hunc morem rettulit*) und lehrte die Latiner ihn festlich zu begehen', wo doch die Gedächtnisfeier an seinen Ahn Anchises ausdrücklich bezeugt wird.

c) Besonders unbequem ist für Georgii eine Bemerkung von W. Hertzberg in seiner Übersetzung der Äneis (zu I 6 II 567). Dafs die Penaten nach Latium zu bringen der Hauptzweck der göttlichen Sendung des Äneas ist, giebt Georgii durch Hinweis auf Stellen wie I 6 378 (vgl. II 296 f. V 744 IX 257) zu; die Wichtigkeit der Penaten erkläre sich, wie er treffend sagt (S. 13), 'nicht blofs daraus, dafs sie die Kontinuität der Entwickelung in den Schicksalsstationen Troja — Lavinium — Alba — Rom darstellen, sondern auch daraus, dafs sie die Unterpfänder der Weltherrschaft Roms seien', wie sie dem Äneas selbst III 156—159 weissagen:

Nos te Dardania incensa tuaque arma secuti,
Nos tumidum sub te permensi classibus aequor
Idem venturos tollemus in astra nepotes
Imperiumque urbi dabimus.

Nun wies Hertzberg darauf hin, dafs Augustus als Pontifex maximus den Kult der Penaten und der mit ihnen aufs engste verknüpften Vesta (vgl. II 296 f. *manibus vittas Vestamque potentem Aeternumque adytis effert penetralibus ignem*) im Palatium einsetzte, wodurch er sich als legitimen Erben der römischen Weltherrschaft erklärt habe. Freilich glaubt Georgii dies ganze Argument

---

lich am 23. September öffentlich feierte. — Wenn G. meint, bei dem Adoptivsohn sei die Hervorhebung der Abstammung von Julus und Venus sonderbar und die Vergötterung eines Lebenden zu verkünden ziemlich taktlos, so ist das modern gedacht.

[1]) Solche ätiologischen Schlüsse werden von vielen Editoren, darunter eben Ribbeck, vielfach verdächtigt oder getilgt. Ich komme auf diese Verkehrtheit anderswo zurück.

durch den Hinweis beseitigen zu können, Augustus sei erst 12 v. Chr. Pontifex maximus geworden, Vergil aber bereits 19 gestorben. Aber daraus würde blofs folgen, dafs Vergil nicht auf jenes im Jahre 12 äufserlich vollzogene Faktum habe anspielen können; die jenem Faktum zu Grunde liegende Idee kann doch älter gewesen sein[1]), wie Augustus ja überhaupt in der thatsächlichen Vollziehung seiner Pläne mit berechneter Politik langsam vorgegangen ist. So beziehen sich viele Dichter auf die Leges Iuliae vor ihrer definitiven Einbringung (Hor. III 6 24; Prop. II 7; Vergil selbst VI 612). Im vorliegenden Fall haben wir nun aber um so bestimmter die Berechtigung, eine von Augustus als Pontifex maximus im Jahre 12 getroffene Einrichtung in der ihr zu Grunde liegenden Idee zurückzudatieren, als bekanntlich dem Augustus diese Würde bereits im Jahre 36 und dann oft in den folgenden Jahren angeboten war, er aber Bedenken getragen hatte, sie anzunehmen, solange Lepidus lebte; denn obwohl sie diesem widerrechtlich in den Wirren des Jahres 44 übertragen war, so bestand doch das Gesetz, dafs diese Würde lebenslänglich sei, und Augustus weigerte sich trotz dem Drängen des Volkes, es zu übertreten. Aber gleich vom Tage des Antritts dieses Amts an (6. März 12 v. Chr.) liefs er sich die Hebung des Kults der Vesta und der Penaten ganz besonders angelegen sein. Am 28. April stiftete er einen neuen Kult der Vesta und der Penaten im Palatium selbst (Ovid, Fast. IV 949 ff.) und restaurierte den alten Tempel *deum Penatium in Velia* (Mon. Anc. 19).

d) Um die ostentative Pflege dieses Kults durch Augustus in ihrer Bedeutung für unsere Untersuchung richtig zu würdigen, müssen wir zunächst eine Vorfrage erledigen, die für unseren Zweck ebenfalls von Wichtigkeit ist: Auf welche Weise wurde der Stammbaum des Augustus von den Schriftstellern seiner Zeit mit den Anfängen der römischen Geschichte in Zusammenhang gebracht? Livius I 3 folgt derjenigen Version der Legende, nach welcher Ascanius der Sohn des Äneas und der Lavinia ist; er gründet Alba und von seinem Sohne Silvius stammen die Silvier, die Herrscher von Alba, darunter Numitor, von dessen Tochter Rhea Silvia Romulus stammt. Jedoch kann er nicht umhin, neben dieser antidynastischen Version die loyale kurz zu streifen, aber ziemlich abweisend und wohl nicht ohne leise Ironie. 'Ich will', sagt er gleich zu Anfang (§ 2), 'nicht darüber streiten — denn wer könnte für eine so alte Geschichte die Garantie übernehmen — ob es dieser Ascanius gewesen ist (der Sohn des Äneas und der Silvia) oder ein älterer, nämlich der Sohn des Äneas und der Creusa, geboren noch in Ilion und der Begleiter seines Vaters auf der Flucht, nach welchem unter dem Namen Julus das julische Geschlecht sich nennt'. Die loyale Version vertreten, wie begreiflich, die augusteischen Dichter fast durchweg, aber in verschiedener Art. Die einen lassen die albanische Königreihe fort und machen Ilia zur Tochter des Äneas, Romulus also zu dessen Enkel. Das ist die älteste Form der Legende, wie sie von Nävius und Ennius geschaffen bezw. aufgenommen wurde: unter den augusteischen Dichtern wird

[1]) Vgl. A. Dieterich im Rhein. Mus. LV (1900) S. 197 f. über Properz IV 1, 21.

sie vertreten von Horaz III 3, 31 (vgl. I 2, 17 und dazu Kiefsling) sowie von Tibull II 5; doch macht Tibull seiner politischen Haltung gemäfs keine Anwendung dieser Genealogie auf Augustus, Horaz offenkundig nur da, wo er im Namen des Volkes und unter unmittelbarer Einwirkung der eben edierten Äneis spricht, im Carm. saec. 50, wo Augustus genannt wird *clarus Anchisae Venerisque sanguis.* Der zweiten Reihe gehören die Dichter an, welche die albanische Königsreihe aufnehmen. Vergil I 257 ff. läfst den Jupiter prophezeien: der Sohn des Äneas, Ascanius, der, solange Ilion stand, Ilos zubenannt war, jetzt aber das Cognomen Julus erhält, wird Alba gründen, wo das ilische Geschlecht (*gens Hectorea*) dreihundert Jahre herrschen wird, bis eine Angehörige dieses Geschlechts, Ilia, dem Mars den Romulus gebären wird. Von dem stammen die *Romani* und in erster Linie das julische Geschlecht (*Nascetur pulchra Troianus origine Caesar . . . Iulius, a magno demissum nomen Iulo*). Dieselbe Version wird kurz angedeutet IV 234 VIII 628 ff. IX 641 f. Ihr folgt auch Ovid, Fast. IV 38 ff.: der Sohn des Äneas ist *Iulus, unde domus Teucros Iulia tangit avos*; des Julus Sohn ist Silvius, dessen Nachkommen die übrigen Könige Albas sind; der letzte ist Numitor, dessen Tochter Ilia[1]) die Mutter des Romulus wird; vgl. auch V 564. Dieser loyalen Formulierung steht jedoch bei Vergil eine andere gegenüber, die schon im Altertum Schwierigkeiten bereitet hat und in neuerer Zeit oft behandelt worden ist[2]), aber, wie mir scheint, ohne befriedigendes Ergebnis. Bei Beginn der Heldenschau des VI. Buches 756 f. verkündet Anchises dem Äneas, er werde ihm zeigen die *Dardaniam prolem*, sowie die Nachkommen *Itala de gente.*[3]) Er beginnt mit den Italern. Der erste dieser wird Silvius sein, der spätgeborene Sohn des Äneas und der Lavinia, *Italo commixtus sanguine*, mit dem die Reihe der Könige von Alba beginnen wird (766 *Unde genus longa nostrum dominabitur Alba*). Unter diesen werden dem Äneas gezeigt (Vergil zählt nicht 'chronologisch' auf, wie Servius zu 767 richtig bemerkt), Procas, Capys, Numitor, Silvius Äneas; dann Numitors Enkel Romulus, der Sohn des Mars und der Ilia. Von ihm stammen die *Romani*, insonderheit *omnis Iuli progenies* (789). Zu dieser Stelle bemerkt Hertzberg: 'Diese Einführung des Silvius als Erben des Äneas, Gründers von Alba und Stifters der Königsreihe, welche in Romulus ausläuft, widerstreitet nicht nur Vergils eigener ausdrücklicher Angabe, wonach dem Julus diese Mission zuerteilt wird (I 267 ff. VIII 629 ff.), sondern sie stöfst den ganzen künstlichen Bau seines Epos um, insoweit dasselbe die Verherrlichung des julischen Geschlechts als der vom Schicksal bestimmten legitimen Erben des römischen

---

[1]) Dagegen III 11, wo es ihm nicht darauf ankommt, einen Stammbaum zu geben, nennt er sie Silvia.

[2]) Die Litteratur bei W. Gebhardi, Zeitschr. für das Gymn.-Wes. XXVIII (= N. F. VIII) 1874 S. 802 f., dazu jetzt noch A. Gercke in dieser Zeitschr. oben S. 110.

[3]) *Nunc age Dardaniam prolem quae deinde sequatur*
Gloria, qui maneant Itala de gente nepotes,
Inlustris animas nostrumque in nomen ituras
Expediam dictis.

Auf diese Scheidung wird von Gebhardi a. a. O. gut hingewiesen.

Herrschertums zum Zweck hatte. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, dafs die vorliegende Stelle zu denen gehört, welche Vergil ausgemerzt oder verändert haben würde, wenn ihm die Vollendung seines Gedichts vergönnt gewesen wäre.' Hiergegen hat Gebhardi a. a. O. eingewendet, dafs, wie schon Heyne bemerkt habe, nichts im Wege stehe, an dieser Stelle in Silvius den Nachfolger des Julus zu sehen, wie auch Ovid sage (Met. XIV 610 f.): *Inde sub Ascanii dicione binominis Alba Resque Latina fuit. Succedit Silvius illi.* Allein dem stehen die ausdrücklichen Worte Vergils entgegen: wer den Silvius nennt (765 f.) *regem regumque parentem, Unde genus longa nostrum dominabitur Alba,* der sagt damit, dafs Silvius die Herrscherreihe in Alba begonnen hat; und dafs diese Version der Legende existiert hat, ist von Cauer a. a. O. (o. S. 256, 1) 126 auf Grund anderer Argumente festgestellt worden. Es wird also bei der Ansicht Hertzbergs bleiben müssen, dafs diese Stelle des VI. Buches mit der angeführten des I. Buches, wonach Julus der Ahn der Albanerkönige ist, in Widerspruch steht. Zu diesem Resultat kommt auch W. Kroll (Jahrb. f. class. Phil. Suppl. XXVII 1900 S. 136 f.). Es gilt nun den Widerspruch zu erklären. Hertzberg glaubt, wie gesagt, Vergil würde diese Partie bei endgültiger Redaktion getilgt oder umgeändert haben. Das ist ein gefährliches Auskunftsmittel und läfst sich im günstigsten Fall nicht über eine blofse Wahrscheinlichkeit erheben. Durchgreifender geht Kroll vor; er nimmt an, 'dafs Vergil den Widerspruch gar nicht bemerkt habe oder sich über seine Tragweite nicht klar geworden sei, da er unfähig gewesen sei, über den Teil seiner Dichtung hinauszudenken, mit dem er gerade beschäftigt war'. Es handelt sich für mich hier nicht darum auszuführen, weshalb ich diese Auffassung im Prinzip nicht billigen kann; ich glaube sie aber für den vorliegenden Fall widerlegen zu können. Die unerquickliche Legende hat, wie begreiflich, stark geschwankt und nie eine absolut gültige Norm erlangt. Nun wissen wir aus zahlreichen Analogien, wie sich die gelehrten Dichter Roms nach dem Muster ihrer hellenistischen Vorgänger gegenüber solchen Schwankungen der Sagenversionen verhielten: statt sich für eine oder die andere zu entscheiden, liebten sie es, an verschiedenen Stellen ihrer Werke jede einzelne oder doch mehrere anzubringen. So erzählt Ovid in den Metamorphosen dieselbe Sage in verschiedenen Büchern nach verschiedenen Quellen, und auch Vergil nimmt sich in der Äneis öfters diese Freiheit, oder richtiger gesagt, sucht diesen Schein der Gelehrsamkeit. Ich könnte das durch Beispiele leicht beweisen, aber die vorliegende Stelle enthält den Beweis in sich selbst. Der Dichter ist nämlich sichtlich bemüht, hier ein Kompromifs zwischen den verschiedenen Versionen der Legende zu schliefsen. Einer der Albanerkönige, Procas, ist nach ihm 767 *Troianae gloria gentis,* er ist also ein Beweis für den erten Teil der zu Anfang aufgestellten Behauptung, *Dardaniam prolem quae deinde sequatur Gloria,* nicht aber für deren zweiten Teil, *qui maneant Itala de gente nepotes.* Es kommt ein Weiteres hinzu. Nach 777 ff. ist Romulus ein Enkel des Numitor von dessen Tochter Ilia; und damit nicht genug, dafs er hier Ilia nennt, statt, wie wir bei italischer Descendenz erwarten müfsten, die Rhea

Silvia: er sagt mit einer Emphase, derer er sich auch sonst bedient, um eine andere Version kurz abzuweisen, *Assaraci quem sanguinis Ilia mater Educet.* Welche Schwierigkeiten diese Worte den antiken Erklärern machten, zeigt eine Bemerkung des Servius: er nimmt, um das trojanische Blut der Ilia zu erklären, seine Zuflucht zu der Ennianischen Legendenversion, wonach Ilia die Tochter des Äneas ist. Es bedarf keines Wortes, dafs die Annahme, Vergil zähle die Albanerkönige bis auf Numitor auf und lasse die Ilia doch nicht die Tochter des Numitor, sondern des Äneas sein, eine arge Verwirrung ist. Vielmehr werden wir durch diese beiden Thatsachen, wenn ich nicht irre, zu folgender Annahme gezwungen. Vergil läfst die albanischen Könige teils der trojanischen, teils der italischen Descendenz des Äneas angehören, entsprechend dem trojanischen Sohn des Äneas (Ascanius-Julus) und dem italischen (Silvius); er schliefst also ein Kompromifs zwischen den beiden Versionen, wonach sie entweder der einen oder der anderen Descendenz angehörten; er gewinnt dadurch einerseits einen Anschlufs an die geläufige Tradition von dem Vorhandensein einer italischen Descendenz des Äneas und setzt anderseits die loyale Auffassung von dem trojanischen Ursprung des Romulus und des julischen Geschlechts nicht aufser Kurs. Ob er dieses Kompromifs selbst erfunden oder einer Tradition entnommen hat, ist nicht zu entscheiden[1]): dazu ist unsere Überlieferung der Legende zu dürftig. Jedenfalls sei bemerkt, dafs Vergil in der vorliegenden Partie einer Quelle gefolgt ist, die wir nicht kennen, denn nur bei ihm wird Silvius dem Äneas noch bei Lebzeiten geboren, nicht als nachgeborener Sohn (763, vgl. Caesellius Vindex bei Gellius II 16), und nur er deutet an (770), dafs Silvius Äneas erst in hohem Alter von einem ungetreuen Vormund die Herrschaft erhalten habe (vgl. Servius z. d. St.).

e) Aus allem ersehen wir, dafs die dynastische Legitimierung des julischen Geschlechts Schwierigkeiten bereitete. Um die loyale Tradition aufrecht zu halten, mufste man entweder die geläufige Legende von Silvius, dem italischen Sprofs des Äneas, einfach unterdrücken (Vergil I, Ovid) oder einen künstlichen Ausgleich vollziehen (Vergil VI). Auf der anderen Seite stand eine radikale Tradition (Livius), die den trojanischen Sohn des Äneas, Ascanius-Julus, überhaupt beseitigte und dadurch jeden Zusammenhang des julischen Hauses mit der Vorgeschichte Roms aufhob. Da ist es nun begreiflich, dafs neben diese zwei Fassungen eine dritte trat, in der die dynastische Legitimierung überhaupt aufgegeben und durch die sakrale ersetzt worden ist. Wir sahen bereits (S. 259), dafs zur Zeit Cäsars und in dessen Sinn der Chronograph Castor die Behauptung aufstellte, dafs nach dem Tode des Äneas die Herrschaft zwar auf dessen italische Descendenz, die Silvier, übergegangen, Julus aber, der Stammvater

---

[1]) P. Deuticke bemerkt im Anhang der von ihm neu aufgelegten Ladewigschen Ausgabe zu 765: 'V. scheint hier, unbekümmert um die mehrfach schwankende Überlieferung, eine eigene Fassung der Sage gewagt zu haben.' Sicher ist das, wie bemerkt, nicht, aber ich freue mich, mit einem Vergilkenner wie Deuticke in der Ansicht übereinzustimmen, dafs die Stelle keine Konfusion enthält: vielleicht meint D. eben jenes von mir angenommene Kompromifs der beiden Versionen.

des julischen Hauses, durch Übertragung der höchsten Priesterwürde entschädigt worden sei: übrigens eine offenbare Anlehnung an die attische Vorgeschichte, wonach nach dem Tode des Pandion *οἱ παῖδες τὰ πάτρια ἐμερίσαντο καὶ τὴν μὲν βασιλείαν Ἐρεχθεὺς λαμβάνει, τὴν δὲ ἱερωσύνην τῆς Ἀθηνᾶς καὶ τοῦ Ποσειδῶνος . . . Βούτης* (Apollod. III 15, 1; vgl. J. Toepffer, Att. Genealogie 116). Diese Auffassung deutet Horaz, Od. I 2, 13 ff. an, wenn er den Gott des Tiberstromes seiner Gattin Ilia, der Ahnin des julischen Geschlechts, zuliebe bei der Überschwemmung nach Cäsars Ermordung die Regia und den Vestatempel niederreifsen läfst. Ihr folgt auch Dionys von Halikarnafs, und zwar mit einer unmittelbaren Anwendung auf das julische Geschlecht (I 70, 4): 'In dem Streit zwischen Silvius und Julus, dem Sohne des Ascanius, habe sich das Volk für ersteren entschieden, Julus sei durch ein Priesteramt[1]) entschädigt, dessen Besitzes sich bis auf seine Zeit die Julier erfreuten, dieses erlauchteste und berühmteste Geschlecht Roms.' Für antikes Gefühl stand die sakrale Legitimation ebensohoch über der dynastischen, wie die Götter über den Menschen; politisch mochte ein Geschlecht von einem anderen verdrängt oder vernichtet werden: sakrale Vorrechte wollten respektiert sein, denn der Götterstaat war älter als die *πολιτεία* der Menschen.[2]) Daher tritt in der Praxis wie in der Litteratur das dynastische Moment hinter dem sakralen zurück. Es läfst sich von Augustus kein Ausspruch anführen, durch den er die Legitimation seines Prinzipats auf seinen bezw. seines Vaters Stammbaum gegründet hätte[3]); er wird in seinem praktischen Sinn darüber ebenso gedacht haben wie Vespasian, der den Versuch einer genealogischen Legitimierung des flavi-

---

[1]) Vgl. die bekannte Ara von Alba (Bovillae) CIL. I 807 (= XIV 2387), die von *gentiles Iulii* dem *Vediovis pater leege Albana* dediziert ist. Durch die Vokalgemination ist die Inschrift ungefähr datierbar (c. 100 v. Chr.).

[2]) Charakteristisch ist z. B., was Herodot VII 153 von Telines, dem Ahn des Gelon und Hieron, berichtet: er habe eine Partei verbannter Geloer in die Heimat zurückgeführt *ἔχων οὐδεμίην ἀνδρῶν δύναμιν, ἀλλ' ἱρὰ τούτων* (sc. *τῶν χθονίων*) *τῶν θεῶν . . . τούτοισι δ' ὦν πίσυνος ἐὼν κατήγαγε, ἐπ' ᾧ τε οἱ ἀπόγονοι αὐτοῦ ἱροφάνται τῶν θεῶν ἔσονται*, und dieses sein religiöses Privileg wird Gelon, *ἐὼν Τηλίνεω τοῦ ἱροφάντεω ἀπόγονος*, zur Legitimierung seiner usurpierten Herrschaft nicht unbenutzt gelassen haben; preist doch Pindar, O. 6, 93 ff. es als etwas Grofses, dafs Hieron den Kult der Demeter und Persephone versieht. Wenn Pindar daselbst als dritte Gottheit, mit der Hieron in Verbindung steht, den *Ζεὺς Αἰτναῖος* nennt, so sieht man auch hieran wieder, wie dieser König ein gewaltsames Vorgehen — denn ein solches war die Gründung Ätnas — durch eine an seine Person geknüpfte sakrale Institution zu legitimieren suchte. — Lehrreich ist auch folgender Fall. Pindar, O. 6, 60 läfst den Iamos von Apollon eine *λαοτρόφος τιμά* erbitten, d. h., wie die Scholien richtig sagen, eine *βασιλικὴ ἀρχή*, aber er erhält vielmehr das mantische Priestertum am olympischen Zeusaltar, das seinem Geschlecht dauernd verblieb. Diese Erfindung wurde vermutlich dadurch veranlafst, dafs die Iamiden, ein nicht-elisches Adelsgeschlecht, von den elischen Eroberern zwar im Besitz ihrer sakralen Vorrechte belassen, aber ihrer politischen Bedeutung beraubt wurden (vgl. v. Wilamowitz, Phil. Unters. IX 175 f., Reden und Vorträge S. 178).

[3]) Wie gering er die Idee der Erblichkeit schätzte, zeigt ja auch die Thatsache, dafs er während seiner schweren Krankheit sein Siegel dem Agrippa, nicht, wie man erwartete, seinem Neffen und Schwiegersohn Marcellus gab.

schen Hauses zurückwies (Suet. Vesp. 12). Er wufste zu gut, dafs derartige Legenden im Volksbewufstsein keine Wurzeln hatten, sondern nichts anders waren als Konstruktionen spielerischer Gelehrsamkeit. Und was wurde schliefslich durch sie erreicht? Nicht etwa eine ausschliefsliche Berechtigung gerade des julischen Hauses: denn von trojanischen Ahnen leiteten sich auch andere Adelsgeschlechter ab (etwa 50 nach Dionys. Hal. I 85, 3), darunter nachweislich eins, das der Ämilier, sogar von Ascanius selbst (durch dessen Sohn Aimylos).[1] Um so mehr Gewicht legte Augustus, wie wir sahen, auf das sakrale Moment: für die Vorstellung einer von seinem Geschlecht in Urzeiten ausgeübten priesterlichen Funktion, aus der sich seine sakrale Mission ableitete, konnte er an das religiöse Bewufstsein sowohl der Römer wie der Griechen anknüpfen. Analog verhielt sich die Litteratur. Horaz hat, wie bemerkt, von der genealogischen Legende nur ganz vorübergehend und andeutend einmal Gebrauch gemacht, aber auf das religiöse Element der augusteischen Herrschaft weist er öfters nachdrücklich hin (besonders III 6; vgl. Mommsen, Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1889 S. 33). Wenn die Äneis in Wahrheit ein Epos mit der Tendenz genealogischer Legitimierung des julischen Hauses gewesen wäre, so würde sie allerdings, wie man ihr vorgeworfen hat, ohne Zusammenhang mit dem Fühlen des Volkes gewesen sein, mithin ihr durchschlagender Erfolg für uns ein Rätsel bleiben müssen. Aber Vergil nimmt, wir wir sahen, auf die Genealogie des julischen Hauses nur an wenigen Stellen Bezug, aber um so nachdrücklicher hebt er die sakrale Bedeutung dieses Geschlechts hervor. Im XII. Buch läfst er den Äneas bei dem feierlichen Vertrag mit Latinus sagen (189 ff.):

Non ego nec Teucris Italos parere iubebo
Nec mihi regna peto: paribus se legibus ambae
Invictae gentes aeterna in foedera mittant.
Sacra deosque dabo; socer arma Latinus habeto,
Imperium sollemne socer,

und demgemäfs verspricht Jupiter der Juno 830 ff., dafs das italische Wesen nicht in das trojanische aufgehen, sondern in seiner Ursprünglichkeit bestehen bleiben solle, nur sollen ihm hinzugefügt werden *ritus sacrorum* (836). Das ist ganz im Sinn des Augustus gesagt: das militärische Imperium, in der Praxis die eigentliche Basis seiner Machtstellung, wird von ihm in der Theorie als nicht vorhanden betrachtet, dagegen die Übernahme des Oberpontifikats mit besonderer Ausführlichkeit und Genugthuung berichtet (Mon. Anc. 10).[2] Die

---

[1]) Paulus 23 (s. o. S. 258). Nach einer anderen Version führte sich diese gens auf Aimylia, eine Tochter des Äneas und der Lavinia, Mutter des Romulus, zurück (Plut. Rom. 2); vgl. Cauer a. a. O. 100 102.

[2]) In dem ἐπιφώνημα auf Nisus und Euryalus IX 446 ff. heifst es: *Nulla dies umquam memori vos eximet aevo, Dum domus Aeneae Capitoli immobile saxum Accolet imperiumque pater Romanus habebit.* Meist wird jetzt Augustus als der *pater Romanus* verstanden auf Grund von Horaz, Od. I 2, 50: *Hic ames dici pater*; dazu scheint aber die Hinzufügung von *Romanus* nicht zu passen, auch wäre die Prophezeiung der irdischen Ewigkeit ungeschickt, wenn sie an die Person des Augustus geknüpft würde (wenn die Erklärer den letzten Ein-

sakrale Mission des Äneas ist ja aber überhaupt der eigentliche Angelpunkt, um den sich die Handlung des Gedichts dreht; sie wird daher gleich im Prooemium ausgesprochen: (5 f.) *multa quoque et bello passus, dum conderet urbem Inferretque deos Latio.* Die hier erwähnte Gründung von Lavinium ist ein Teil jenes göttlichen Auftrags, denn es sollte die neue Stätte für die alten Gottheiten werden; daher heifst es auf der berühmten pompejanischen Inschrift aus der Zeit des Kaisers Claudius: *Sacra principia populi Romani Quiritium nominisque Latini, quai apud Laurentes coluntur* (CIL. X 797; *Laurentes* d. h. die Einwohner von Lavinium, vgl. H. Dessau vol. X S. 186). Vesta und die Penaten, die Götter des römischen Staatsherdes, repräsentierten die Kontinuität der römischen Geschichte seit Urzeiten und garantierten sie in Zukunft (*pignora imperii* nennen sie Livius XXVI 27; Ovid, Fast. III 422; vgl. Cicero, Pro Scauro 47): dadurch, dafs sie an das Geschlecht des Augustus und seit der Übernahme des Pontifikats auch an seine Person geknüpft waren, wurde Augustus gewissermafsen zum inkarnierten Repräsentanten des römischen Volkes. So fühlte es Vergil, so auch die anderen: *Felix terra tuos cepit, Iule, deos* sagt Properz IV 1, 48, und ein besonders beredter Interpret des allgemeinen Fühlens ist hier Ovid, wenn er zum 6. März, dem Tage des Amtsantritts des Augustus als Pontifex maximus, dichtet (Fast. III 417 ff.):

Quisquis ades castaeque colis penetralia Vestae,
Gratare, Iliacis turaque pone focis.
Caesaris innumeris, quos maluit ille mereri,
Accessit titulis pontificalis honor.
Ignibus aeternis aeterni numina praesunt
Caesaris. Imperii pignora iuncta vides.
Di veteris Troiae, dignissima praeda ferenti,
Qua gravis Aeneas tutus ab hoste fuit:
Ortus ab Aenea tangit cognata sacerdos
Numina: cognatum, Vesta, tuere caput,

und demgemäfs leitet er an einer analogen Stelle (I 523 ff.) aus dieser religiösen Bedeutung des julischen Hauses für Roms Vergangenheit und Zukunft die Folgerung ab (532): *Hanc fas imperii frena tenere domum.*

---

wand damit beseitigen wollen, dafs nicht die Person, sondern die Familie des Augustus gemeint sei, so ist das eine Auskunft der Verlegenheit). Niebuhr verstand die Patrizier und diese (auch von Ladewig gebilligte) Erklärung ist richtig: gemeint ist der Senat, dessen patrizisches Element Augustus verstärkte und dessen Souveränität er neben der seinigen bestehen liefs (*pater Romanus* kollektivisch durch Synekdoche wie *eques, pedes R.*; der Plural war metrisch unbequem). Dagegen ist unter der *domus Aeneae* die Familie der Cäsaren verstanden. Auf diesen beiden Momenten ruhte die Dyarchie des Kaiserreiches.

(Schlufs folgt)

DIE VORGESCHICHTE DER ZAUBER- UND HEXENPROZESSE IM MITTELALTER

Von Josef Kaufmann

I

Soweit die Geschichte der Menschheit zurückzuverfolgen ist, reicht auch der Glaube an Mächte, die über dem Menschen stehen und Kräfte besitzen, welche stärker als die des Einzelnen, ja der Gemeinschaft sind. Bei aller Vielgestaltigkeit in der Äufserung gipfelt dieser Glaube immer in einem Dualismus, der sich aus den Beziehungen der Mächte zum Menschenleben ergiebt: Segen und Schaden, Freundlichkeit und Feindschaft, aus denen sich dann im Laufe der Kulturentwickelung die Gegensätze von Licht und Finsternis, Gut und Böse herausbilden.

Die Erscheinungen des Menschendaseins mit seinem beständigen Kampf um die Existenz, um Leben und Tod, die Anschauung der Vorgänge in der Natur und die Ohnmacht des Menschen ihnen gegenüber bedingen ein Gefühl von Abhängigkeit und von Schauer vor den Herren und Meistern all der gewaltigen Wunder, für die man von jeher nach dem auch im einfachsten Menschen liegenden Kausalitätsdrange die wirkenden Kräfte suchte, aber auf natürlichem Wege nicht fand. Die ungenügende Kenntnis der Naturgesetze, das Unvermögen, die Erscheinungen auf ihre richtigen Quellen zurückzuführen, mufsten von selbst das naiv sehende Menschlein dahin bringen, hinter jeder Erscheinung als Lenker ein ihm ähnliches, persönliches Wesen mit eigenem Willen zu erblicken und so die Welt in kindlich sinnlicher Weise mit einer Unmenge ihm analoger, freilich übermenschlich starker Menschen zu bevölkern. Ihnen gegenüber ist der schwache Erdensohn hilflos; demütiges Gebet, erfreuendes Opfer müssen dazu dienen, ihre Gunst zu gewinnen oder ihre Schädigung abzuwenden. So gestaltet sich die Religion, so der Kultus und in seiner Gefolgschaft das Priestertum als Vermittler zwischen den höheren Mächten und den Menschen.

Die ursprünglichste Religion war jedenfalls eine Naturverehrung, die aus dem Kreise einer durch Blut oder Lebensinteressen verbundenen kleineren oder gröfseren Gemeinschaft entsprang. Erst dann entwickelte sich langsam, Schritt für Schritt, die kunstmäfsige Religion, die schliefslich mit Vernunft- und anderen Gründen ein überirdisches Gebäude konstruiert und den einfachen Köhlerglauben der Vorfahren mit Verachtung, oft auch mit Feindschaft zurückweist, ihn zum Aberglauben stempelt. Mit der Zähigkeit aber, die dem Einfachen

eigen ist, hält er trotzdem an seinen liebgewonnenen Mächten fest, und so gehen die beiden einem Bedürfnisse entstammenden und doch so ungleichen Geschwister nebeneinander her, das stärkere den schwächeren Teil zu vernichten eifrig bemüht.

Aus den ursprünglich materiellen Segen oder Schaden bringenden Mächten haben sich im Laufe der Zeiten ethische, gute und böse entwickelt und auf ihrem Entwickelungsgange auch die Werkzeuge ihrer Bethätigung, ihre Vermittler den Menschen gegenüber, mitgenommen, die Priester[1]), die nun zu hilfreichen und darum guten und zu schädigenden und darum bösen werden.

Die Berührungen der einzelnen Gemeinschaften untereinander, der Kampf um die Herrschaft, ums Dasein, zieht auch die Religion in Mitleidenschaft, schon insofern, als der siegende Teil die Götter des unterliegenden bei sich aufnimmt oder für feindliche und böse erklärt. Während aber die Götter polytheistischer Religionen im allgemeinen, ihrer Natur entsprechend, ihren himmlischen Verwandten gegenüber sehr entgegenkommend sich zeigen, tritt der eine, einzige Gott des Judentums von Anfang an allen Göttern und deren Kulten gegenüber durchaus feindlich auf, drückt sie zu Abgöttern herab und verlangt, dafs gegen ihre Verehrer und Diener mit Feuer und Schwert vorgegangen werde. Jede Zauberei, weil Ausflufs der falschen Götzen, ist zu vernichten, die Zauberer sind zu töten. Diese feindliche Haltung des Judengottes sollte für die Menschheit verhängnisvoll werden.

Die zwei Faktoren, die für diesen verhängnisvollen Gang mafsgebend wurden, sind das Römerreich und das Christentum. Das erstere, das nach langem Ringen den ganzen Komplex der Mittelmeerländer in sich aufnahm, verhielt sich wie die anderen götterreichen Staatengebilde gegen die Himmlischen der in seinem Bestande aufgegangenen Reiche höflich, räumte jedem Gotte und Göttlein gern einen Platz ein. Doch wie die römische Religion durchtränkt von Zauber- und Geistervorstellungen war, so waren auch die mannigfaltigsten Äufserungen der Zauberei in Rom zu Hause, und es konnte nicht ausbleiben, dafs neben der wohlthätigen auch der schädigenden grofse Bedeutung eingeräumt wurde. Gegen diese sich aber zu schützen, überliefs der schon früh so machtvoll sich entwickelnde römische Staat bald nicht mehr dem Einzelnen, sondern nahm selber die Abwehr in die Hand. Die *magia malefica*, Wettermachen, Ernteschaden, Giftmord u. s. w., wird schon im Zwölftafelgesetz gestraft. Als dann die Republik dem Kaiserreiche Platz machte, wurde der Kampf gegen die schädigende Zauberei noch energischer aufgenommen, eine eigene Gesetzgebung geschaffen. Schon Tiberius dehnte die Sullanische Lex de sicariis auf sie aus, und bis auf Diocletian herab, der gegen die Manichäer, als Zauberer, die strengsten Erlasse — Feuertod, Enthauptung oder Zwangsarbeit — richtete,

---

[1]) Dafs die Priester ursprünglich gleichzeitig die Zauberer sind, ist nur natürlich. Noch jetzt läfst sich diese Thatsache bei wilden Völkern beobachten, wo der Priester zugleich zaubernder Medizinmann und Wettermacher ist. Die Zauberkraft der Priester wird uns auch ausdrücklich bei den Ägyptern und syrisch-chaldäischen Völkern überliefert, und nicht weniger bei den griechisch-römischen und kelto-germanischen Gruppen.

liefsen die Bemühungen, die schädlichen Künste der Zauberei zu unterdrücken, nicht nach. Selbst die Wahrsagerei (*mathesis, divinatio*), die in der Republik nichts Verfängliches hatte, wurde mit in das Gebiet verbotener Zauberei gezogen, anfangs nur, soweit sie sich mit dem Schicksal des Kaisers befafste; doch schon im III. Jahrh. wurde die Strafbarkeit ausgedehnt und unter den christlichen Kaisern seit Constantius das Wahrsagen in jeder Form, wie überhaupt jede Art der Zauberei, mit Enthauptung bestraft. Diese Mafsregeln gingen in die Gesetzsammlungen der Kaiser Theodosius II. und Justinian dauernd über.

Das Christentum fand somit den Boden wohl vorbereitet, und seine Vertreter nahmen, erfüllt von der aus der Bibel entnommenen Feindschaft gegen die Zauberei und doch durchdrungen von all den orientalischen Geistervorstellungen, zu denen sich die des griechischen und römischen Heidentums gesellten, den Kampf gegen die Dämonen und ihre Diener energisch und bewufst auf. Seinen Vertretern gebührt der traurige Ruhm, in einer bis dahin nicht geahnten, in der Geschichte der Menschen einzig dastehenden Weise einerseits den Wahn selbst ausgebildet und anderseits dessen blutige Unterdrückung in System gebracht zu haben und das beschämende Beispiel zu geben, dafs Jahrhunderte hindurch die hervorragendsten, unangefochtenes Ansehen geniefsenden Geister sich abmühten, die aberwitzigsten, allen Denkgesetzen hohnsprechenden Wahnideen bis ins kleinste Detail auszuarbeiten und daraus ein Gebäude aufzurichten, das einen an der Menschheit verzweifeln lassen möchte. Ihnen gebührt der Ruhm, mit haarsträubendem Fanatismus diesem von ihnen grofsgezogenen Wahngötzen Hunderttausende von Unglücklichen nach den ausgesuchtesten Martern zum Opfer gebracht zu haben. Was sind denn alle die Grausamkeiten des Moloch und der blutgierigsten orientalischen Ungeheuer neben diesen Greueln! Unsere Aufgabe wird es sein, in kurzen Zügen ein Bild von der Entwickelung dieses Wahnes zu geben, sie zu verfolgen bis zum Augenblicke, wo die Saat gereift ist und der Wahnsinn zu einer Menschenschlächterei ausartet.

Bevor wir aber dieses Kapitel der Verirrung des menschlichen Geistes erschliefsen, werfen wir noch rasch einen Blick auf den heutigen Stand der Forschung. Natürlich können wir auf die Unmasse von Darstellungen einzelner Prozesse keine Rücksicht nehmen. Für uns kommt es nur darauf an, eine Vorstellung von der Gesamtauffassung zu gewinnen. Da fällt denn vor allem ins Auge, dafs bis vor kurzem eigentlich nur eine zusammenhängende Darstellung existierte, dafs die Geschichtsforschung die hochwichtige Erscheinung mit stiefmütterlicher Gleichgültigkeit vernachlässigte. Fast gleichzeitig mit der Arbeit eines Juristen, C. G. v. Wächters[1]), der in hervorragender, ja erschöpfender Weise die juristische Seite des Hexenprozesses behandelte, erschien die Geschichte der Hexenprozesse von Soldan.[2]) Dieses verdienstvolle und, wie gesagt,

---

[1]) Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Die gerichtlichen Verfolgungen der Hexen und Zauberer in Deutschland vom XV.—XVIII. Jahrh. Tübingen 1845.

[2]) 1. Aufl. 1845; 2. Aufl., bedeutend vermehrt von Heppe, dem Schwiegersohne Soldans, 1880.

bis vor kurzem einzige Werk bringt eine erstaunliche Fülle von Material und bleibt auch für die Zukunft eine Fundgrube für jeden, der sich mit Erforschung des Zauber- und Hexenglaubens beschäftigt. Freilich hat es zwei schwerwiegende organische Fehler. Einmal glaubt Soldan den Wahn durchaus auf griechisch-römischen Ursprung zurückführen zu können und beachtet nicht den grofsen Einflufs, den gerade der germanisch-keltische Aberglaube auf die Entwickelung ausübte; dann schiebt er einseitig der katholischen Kirche die Schuld zu, sucht die protestantische möglichst rein zu waschen, während es doch leider eine unbestreitbare Thatsache ist, dafs eine Unmenge von Prädikanten[1]) in blindem Hexenfanatismus ihren katholischen Genossen nichts nachgaben und hierin treu die Überlieferungen der alten Kirche festhielten. Dafs auch Luther selbst, der in seinen Anschauungen über den Teufel ganz in den Schuhen des Mittelalters ging[2]) und niemals den früheren Mönch vergessen konnte, wenigstens in den späteren Jahren den angeblichen Hexen gegenüber eine feindselige Haltung einnahm, ist ebenso nicht wegzuleugnen.[3])

Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs die katholische Kirche den ungeheuerlichen Wahn nicht grofsgezogen habe. Nur das eine mufs festgehalten werden: die beiden sonst so feindlichen Verwandten reichten sich in diesem Punkte treulich die Hand. Dafs von ultramontaner Seite immer wieder der Versuch gemacht wird, die Kirche des Mittelalters von diesem Makel zu befreien, kann bei dem einseitig konfessionellen Standpunkte dieser Gelehrten nicht wundernehmen und wird auch vorerst wohl nicht anders werden, wenn auch das Material in erdrückender Belastung vorliegt. Solange die Geschichtsforschung einer Parteisache, nicht dem objektiven Streben nach Wahrheit dient, so lange wird die Methode in der Art des Vogels Straufs, eine Thatsache durch Ignorieren wegzuleugnen, nicht aussterben.

Von der Reihe dieser Forscher genügt es hier Janssen mit seiner Ge-

---

[1]) S. eine Reihe von Namen in Riezlers gleich anzuführendem Werke S. 52.

[2]) S. unten S. 292 Anm. 2.

[3]) Während sich Luther in manchen Punkten gegen den Hexenglauben aussprach, namentlich gegen das Reiten durch die Luft (Tischreden, Erl. Ausg. LX 68) und den Sabbat, 'das doch verboten ist nicht alleine zu thun, sondern auch zu gläuben, das dem also sey. Wie man auch nicht gläuben soll, dafs die alten Weiber verwandelt werden in Katzen und bey Nacht umherschwärmen' (Walch, Luthers sämtl. Schriften III 1715) — stand er später auf dem Standpunkte, 'mit denselben (nämlich Hexen und Zäuberin, die Eier aus den Hühnernestern, Milch und Butter stehlen), soll man keine Barmherzigkeit haben; ich wollte sie selber verbrennen. Wie man im Gesetz liest, dafs die Priester angefangen, die Übelthäter zu steinigen' (Luthers Werke, Erlanger Ausgabe LX 78). Ein andermal spricht er von den Hexen, 'das sind die bösen Teufelshuren', die Wetter zaubern, Milch rauben, durch die Luft auf Besen u. s. w. reiten, die Leute lahm machen, Impotenz erzeugen u. s. w. 'Der Teufel ist sehr gewaltig in der Zäuberin' (Ges. W. LX 79; s. auch Walch, Luthers sämtl. Schriften III 1714, Erl. Ausg. LIX 353 f.). Dergleichen Stellen liefsen sich noch viele beibringen. Auch Längin, in seinem sonst vortrefflichen Werke 'Religion und Hexenprozefs', spricht bei Beurteilung dieser Seite Luthers mehr als protestantischer Theologe denn als Historiker.

schichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters u. s. w.[1]) zu erwähnen. Es genügt, denn die anderen, Vorläufer und Nachfolger Janssens, gehen dieselben Wege, nur erreichen sie nicht immer mit dem gleichen Geschicke das eine grofse Ziel: Glorifizierung der katholischen Kirche.

Ganz anders behandelt Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, die Frage. Zwar umfafst seine Arbeit nur das bayrische Territorium, aber bevor er die Prozesse dort betrachtet, entwirft er auf etwa hundert Seiten gedrängt, aber ausgezeichnet ein Bild von der mittelalterlichen Entwickelung des Wahnes und beleuchtet in einschneidender, für den Unparteiischen überzeugender Weise eine Reihe von einseitig konfessionellen Anschauungen, so namentlich die, dafs die Verfolgung eine rein weltliche gewesen sei, und dafs die Kirche bis zu einer gewissen Zeit sich auf die unschuldigen Disziplinarstrafen beschränkt habe.[2]) Die Lücke zu ergänzen, die bisher in allen Darstellungen klaffte, nämlich eine Erklärung für die seit dem Beginne des XV. Jahrh. fast plötzlich beginnenden epidemischen Massenverfolgungen zu geben, vermag er freilich auch nicht ganz.

---

[1]) Band VIII, herausgegeben von Pastor, S. 494 ff. Das Unglaublichste wird hier bei Besprechung des Hexenhammers und der berüchtigten Hexenbulle Innocenz' VIII. geleistet (S. 506 ff.). Nach Darlegung des Inhalts der Bulle kommt Janssen zum Schlusse, dafs darin durchaus nicht eine dogmatische Entscheidung des Hexenwesens gegeben werde, dafs niemand verpflichtet sei, zu glauben, was der Papst darüber sage. Lassen wir die dogmatische Frage beiseite, obgleich Döllinger (Die spanische und römische Inquisition. Kleine Schriften, gesammelt und herausgeg. von Reusch, S. 387) die Entscheidung als eine *ex cathedra* bezeichnet; betrachten wir nur einen Augenblick die angebliche Glaubensfreiheit. Also glauben durfte jeder in der Frage was er wollte. Wenn er sich aber nun überzeugte, dafs der Hexenglaube ein Wahn sei, wenn er sah, dafs diesem Wahne durch päpstliche Inquisitoren Hunderte, Tausende zum Opfer fielen und wenn er sich dann in seinem Gewissen gedrängt fühlte, dem Wüten dieser Einhalt zu thun, oder sie nach Kräften zu hindern, was dann? Dann stand in der Bulle, dafs kraft apostolischer Vollmacht an jeden, wer er auch sei, der strengste Befehl ergehe, die beiden Inquisitoren (s. über sie weiter unten) ungehindert ihres Amtes walten zu lassen; dann wurde jeder mit den strengsten Kirchenstrafen bedroht, der sich ihnen widersetzte, und eigens ein Bischof (der von Strafsburg) mit Ausführung dieses Befehles eventuell unter Zuhilfenahme des weltlichen Armes beauftragt. Also glauben durfte jeder, was er wollte, aber wehe, wenn er sich erdreistete, seinen Glauben zu bethätigen. Praktisch, und darauf kommt es hier an, erhalten die Inquisitoren nicht nur eine moralische Stütze ersten Ranges in der anerkannten Autorität des Papstes, sondern auch direkt die Machtmittel in die Hand, die jeden Widerstand brechen. Schon in so fern hat das Papsttum unmittelbare Schuld an der Ausbreitung der greulichen Verfolgung. — Die übrigen katholischen Darstellungen, die dieser würdig an die Seite treten, hat Riezler S. 55 Anm. 1 zusammengestellt.

[2]) Nur ein paar Arbeiten für die territoriale Entwickelung der Prozesse seien noch erwähnt: Sauter, Zur Hexenbulle 1484. Die Hexerei mit besonderer Berücksichtigung Oberschwabens. Eine historische Studie. Ulm 1884. Schneller, Das Hexenwesen im XVI. Jahrh., nach den Thurmbüchern Luzerns. Geschichtsfreund XXIII 351—370. Kämpfen, Hexen und Hexenprozesse in Wallis. Stans 1867. Fischer, Die Baseler Hexenprozesse im XVI. und XVII. Jahrh. Einladungsschrift u. s. w. Basel 1840. Stöber, Die Hexenprozesse im Elsafs, besonders im XVI. und im Anfange des XVII. Jahrh. Alsatia 1856/57 S. 265—338. Reufs, La sorcellerie au 16ème et au 17ème siècle particulièrement en Alsace etc. Paris 1872. Rapp, Die Hexenprozesse und ihre Gegner aus Tirol. 2. Aufl. Brixen 1891. Nie-

Diese Lücke auszufüllen und so den Schlufsstein auf das Gebäude zu setzen, unternimmt in einem kürzlich erschienenen Werke der Kölner Stadtarchivar Prof. Jos. Hansen[1]), indem er auf Grund umfassender Studien in Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz, Frankreich, Österreich und Italien Schritt für Schritt die Entwickelung verfolgt und so den Nachweis liefert, dafs der Ausbruch der Massenverfolgung wohlvorbereitet war durch eine zwei Jahrhunderte hindurch gehende wissenschaftliche Thätigkeit, die allmächtige Scholastik, die immer breitere Wellen schlug, immer wahnsinnigere Ungeheuerlichkeiten mit dem gröfsten Aufwande von Autoritätenkram bewies und die unmittelbare Schuld an den späteren Greueln trägt. Auf Grund dieser für die Geschichte der Entwickelung des Hexenwesens wohl bedeutendsten Arbeit, die in streng wissenschaftlicher, wohlgegliederter Form dem Riesenstoffe ganz gerecht wird, geben wir im folgenden kurz einen Überblick und verweisen ein für allemal auf ihre Ausführungen.

II

Mit dem Ausbruche der Massenverfolgungen tritt uns in den theoretischen Arbeiten der fertige Begriff der Hexerei[2]) entgegen. Zumeist sind es Frauen, die 'der neuen Sekte' angehören. Das Charakteristische dieser Sekte ist der Pakt mit dem Teufel und infolge dieses das Wettermachen, der Milchzauber, Erzeugung von Krankheiten, von Impotenz beim Manne, Unfruchtbarkeit beim Weibe, von sonstigen Schäden an Leib und Eigen von Mensch und Vieh, vor allem aber Teufelsbuhlschaft, Teilnahme am Hexensabbate, zu dem sie auf Stöcken und Besen durch die Luft reiten, und endlich das Vermögen, sich in allerhand Tiere, vorzüglich Katzen, Mäuse, Eulen und ähnliches zu verwandeln.

Auf den ersten Blick ergiebt sich, dafs wir es hier mit einem Sammelbegriffe, einer Reihe von Sondervorstellungen zu thun haben, die sich zu dem 'neuen' vereinigen und, wie wir noch sehen werden, jede ihre eigene Entwickelung durchgemacht haben. Fassen wir sie unter die Gruppenschlagwörter: *maleficium*, *striga*, Tierverwandlung, geschlechtlicher Verkehr mit dem Teufel zusammen,

---

hues, Zur Gesch des Hexenglaubens und der Hexenprozesse, vornehmlich im ehemaligen Bistume Münster. Münster 1875. Rhamm, Hexenglaube und Hexenprozesse vornämlich in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882. v. Raumer, Aktenmäfsige Nachrichten von Hexenprozessen und Zaubereien in der Mark Brandenburg vom XVI. bis ins XVIII. Jahrh. Märkische Forschungen I 236—265. Berlin 1841.

[1]) Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozefs im Mittelalter und die Entstehung der grofsen Hexenverfolgung. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1900. (Histor. Biblioth. herausg. von d. Red. d. Histor. Zeitschr. XII. Bd.) XV, 538 S.

[2]) Das Wort Hexe ist ursprünglich ein Kompositum und stammt aus dem ahd. *hagazussa*, neben dem im ags. *hoegtesse*, mnl. *haghetissa* stehen. Über der Etymologie schwebt noch Dunkel, und es ist noch nicht unzweifelhaft erwiesen, ob der zweite Teil mit got. *hatan* zusammenhängt, so dafs dann die Bedeutung wäre 'Haghasserin', und ob unter dem Hage der Wald oder das 'umhegte' Feld zu verstehen ist. Beide Erklärungen haben viel für sich, wenngleich die letztere dem menschenfeindlichen Charakter der Hexe als der ernteschädigenden, wettermachenden näher als die erstere kommen dürfte. S. Grimm, Deutsche Mythologie II 868 f.

betrachten jede einzelne für sich und verfolgen den Weg, den sie durchmachte, bis sie sich zu dem Hexenbegriffe durch Vereinigung mit den übrigen verdichtete.

Die Vorstellung vom *maleficium*, das neben der ursprünglichen Bedeutung 'Übelthat', schon in der römischen Kaiserzeit die der schädigenden Zauberei annimmt, beruht auf der uralten Voraussetzung, dafs es Menschen gebe, die mit Hilfe von bösen Dämonen im stande seien zu schaden, ja zu töten. In dieser Vorstellung können wir den Kern- und Ausgangspunkt der ganzen Entwickelung erblicken, aus ihr erklärt sich das durch alle Zeiten gehende Verlangen nach strenger Bestrafung, aus ihr der Volkshafs gegen die Beschuldigten und die bereitwillige Hilfeleistung bei ihrer Verfolgung.

Zum *maleficium* gehörte schon im Altertum das *veneficium*, der Giftmord, den man eben aus Unkenntnis der wirklichen Ursachen der Vergiftungserscheinungen aus einer durch mystischen Verkehr mit den Dämonen erlangten Zaubergewalt, vermöge deren man die Giftwirkungen erzielt, zu erklären suchte. Sehr vielgestaltig tritt dieses *maleficium* auf, sei es als direkte Tötung oder als Krankheitserzeugung an Körper und Geist. Eine hervorragende Rolle spielte die schon bei Herodot erwähnte *impotentia ex maleficio* und die Unfruchtbarkeit.

Die Impotenz zusammen mit den Untersuchungen über den geschlechtlichen Verkehr mit den Dämonen geben, wie wir noch sehen werden, recht eigentlich den Tummelplatz für die Männer der Inquisition ab. Es ist erstaunlich, mit welcher Ausführlichkeit, man möchte sagen, mit welchem Behagen sich diese strengen Zeloten in dieser heiklen Materie häuslich einrichteten, ja man müfste lachen, wenn nicht die Folgen dieser geschlechtlichen Spekulationen gar zu traurig gewesen wären.

Zum *maleficium* gehört ferner das Loswerfen (*sortilegium*) und unter anderem Minderbedeutenden das Formen von Wachsbildern, das auch im Morgen- und Abendlande zu Hause war.[1])

Durchaus getrennt von dieser Vorstellung entwickelte sich zuerst die der *striga*. Der Kernpunkt dieses Glaubens liegt in der Annahme, dafs gewisse Weiber in Gestalt von Eulen[2]), sei es um Unsittlichkeiten zu begehen oder um gemeinsame Zusammenkünfte zu halten oder sogar Menschen, namentlich Kinder, zu töten, nachts nach Bestreichung mit einer Zaubersalbe durch die Luft fliegen, bald auf Tieren, Rossen, Böcken, Ebern, bald auf Stöcken oder Besen wie in Assyrien und auch in Skandinavien.

Dafs wir es hier im Unterschiede von der vorhergenannten mit rein volks-

---

[1]) Der zu Schädigende wurde in Gestalt eines Wachsbildes verbrannt, eine Krankheit befiel ihn, die mit dem Schmelzen des Wachses zunahm und mit dem Tode endigte. Jeden Schmerz, den man dem Wachsbilde zufügte, spürte der dargestellte Mensch. Grimm, D. Myth. III 315.

[2]) Der Name *striga* kommt vom Worte *strix* die Eule. Die beiden Beziehungen *strix* und *striga* für nachtfliegende Weiber finden sich bei vielen römischen Schriftstellern, so bei Petronius, Plinius, Apulejus u. a.

tümlichen Vorstellungen zu thun haben, braucht nicht erst betont zu werden. Vampyre, Alpe[1]), Lamien und Empusen finden sich bei allen romanisch-germanischen Völkern, ebenso wie die nachts, namentlich in bestimmten Zeiten, durch die Luft fliegenden Züge der Hekate, der Artemis und Diana[2]), des wilden Heeres, der Frau Holde, die vorzüglich in den sogenannten Zwölfnächten mit den Seelen der Abgestorbenen ihre Umzüge hält und der die Bauern speisebedeckte Tische hinsetzen, um das ganze Jahr hindurch Segen und Überflufs zu haben.[3]) Schon aus diesem Zuge ergiebt sich, dafs mit diesem Nachtfliegen nicht immer der Schädigungsbegriff verbunden war. Freilich für den späteren Hexenglauben trat diese Seite ganz in den Hintergrund, um einzig der schädigenden Platz zu machen; natürlich, wie hätte man sonst vorgehen können.

Wie die Römer ihre Eulen- und Wolfsmenschen[4]), die Griechen ihre in Esel oder Vögel verwandelten thessalischen Weiber, ihren λυκάνθρωπος, so haben die Germanen ihre Schwanenjungfrauen, Werwölfe.[5]) In dieses Gebiet gehören auch die Kirkesagen, die Metamorphosen bei Ovid und die vielgestaltigen orientalischen Seelenwanderungen.

Für die Annahme eines geschlechtlichen Verkehrs zwischen den Dämonen und Menschen bot die heidnische Mythologie mit all ihren Liebschaften der Götter und Göttinnen mit Sterblichen zu viel Stoff, als dafs man dessen Realität nicht als selbstverständlich, geschweige denn gar, dafs man ihn als verwerflich oder sündhaft angesehen hätte. Wurden doch die Erdensöhne und -töchter, denen die Unsterblichen die Ehre ihrer Huld gönnten, besungen und gepriesen. Neben diesen hohen, unsterblichen Liebschaften, deren Frucht Könige und Halbgötter waren, gingen nun auch etwas niedriger stehende, aber darum nicht weniger populäre, die die Faune eifrig erstrebten und schliefslich der Incubus, ein gespenstisches Wesen, das den Kindern, namentlich aber den Weibern nachstellte. Dafs auch den germanischen Völkern ähnliche Vorstellungen vertraut waren, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Gehörte es doch zum Stolze eines Königs, von irgend einem Gotte abzustammen.[6]) Kunstmäfsige Stammbäume wurden zu dem Behufe im Norden angelegt.[7]) Auch der Erzählung

---

[1]) Die Alpe werden im deutschen Volksglauben bald männlich, bald weiblich gedacht — der ihnen nächststehende heidnische Incubus hat ebenso eine weibliche Verkörperung im Succubus — und führen die verschiedensten Namen, *mar*, Trude (Bayern), Toggeli, Schrättli (Schweiz), Doggi (Tirol). E. H. Meyer, Germanische Mythologie S. 76 f.

[2]) Grimm, D. Myth. II 792.

[3]) Grimm II 210. Schon im Jahre 500 erwähnt Caesarius von Arelat diese Sitte.

[4]) Plinius, N. h. VIII 34: *Homines in lupos verti rursumque restitui sibi falsum esse existimare debemus.*

[5]) Bei den Sachsen fand den Glauben Bonifaz im Jahre 740 vor, und noch lange in die christliche Zeit hinein hat sich trotz aller Kirchenverbote in den germanisch-romanischen Ländern die Sitte erhalten, sich am Feste des Jahresanfangs in Tierfelle zu verkleiden und so allen möglichen Mummenschanz zu treiben.

[6]) Merovech, der Stammvater der Merovinger, stammte seinerseits von einem Meergotte und der Gemahlin des Königs Chlodio.

[7]) Die angelsächsischen s. Grimm III 377 ff.

des Jordanis[1]) im VI. Jahrh. darf nicht vergessen werden, der, freilich in anderem Sinne, ausdrücklich die Hunnen aus der Vereinigung von Dämonen (*silvestres homines, quos faunos ficarios vocant*) mit Zauberweibern (*magas mulieres, quas patrio sermone aliorumnas is ipse*[2]) *cognominavit*) entsprossen liefs.[3]) Selbst die Bibel bot in dem Verkehre der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen, aus dem gewaltige und berühmte Menschen hervorgingen, einen Anhalt, und einige Kirchenväter deuteten diese Kinder Gottes als gefallene Engel.

Dafs in den Vorstellungen der Völker des Morgen- und Abendlandes die Grundlagen für den später so verhängnisvoll ausgebildeten Hexenwahn gegeben waren, läfst sich schon hieraus erkennen. Wie diese sich aber nun allmählich verschmolzen zu dem neuen Allgemeinbegriffe, das zu verfolgen wird unsere nächste Aufgabe sein. Heben wir nur gleich hier hervor, dafs der ursprünglich, abgesehen vom *maleficium*, durchaus volkstümliche Charakter der einzelnen abergläubischen Vorstellungen ganz verschwindet und einer auf Grund theoretischer Spekulation gewonnenen rein wissenschaftlichen Behandlung Platz macht, die sich mit der neben ihr weiter lebenden, immer frisch bleibenden Volksanschauung nur bei der praktischen Verwertung ihrer theoretischen Resultate in der strafrechtlichen Verfolgung berührte und aus ihr allerdings neue Anregungen gewann.

Für die Entwickelung und Zukunft all dieser Vorstellungen und mithin des Hexenglaubens kam es nun darauf an, wie das Christentum sich zu ihnen stellte. Es hatte sich im Morgenlande mit den Dämonenvorstellungen der Bibel, der gnostischen Sekten und der Neuplatoniker durchtränkt, hatte vom Judentum die Feindschaft gegen die Zauberer übernommen und fand im Römerreiche den Kampf gegen die Zauberei bereits vor, fand in allen Teilen dieses Reiches wie auch den nicht römisch gewordenen Ländern, die es sich erschlofs, eine Menge von Volksvorstellungen, die alle den Geistern[4]) und ihrem Einflusse auf das Menschenleben grofsen Spielraum einräumten und mit der Zauberei als einer feststehenden Thatsache rechneten. In dem Kampfe, den das Christentum zuerst um seine Existenz, dann um seine Alleinherrschaft führte, stellte es die alten Götter und Dämonen der Heiden nicht etwa als Fiktionen, als Wahngespinste hin, nein, es liefs ihnen reale Existenz, erklärte sie aber für böse, schädliche und darum von ihm verdrängte, von dem siegreichen Christengotte geschlagene Dämonen, gegen dessen Wahrheiten sie die zu Bekehrenden zu verhärten suchten. Das ganze Heer der entthronten Götter wurde in die Hölle hinabgeschickt und lebt da unter dem Gesamtbegriffe Teufel[5]) bis auf den

---

[1]) Getica Cap. 24. [2]) Filimer, König der Goten.

[3]) Vgl. Grimm I 334 f.

[4]) Nach germanischer Vorstellung war die ganze Welt von Seelen der Abgestorbenen erfüllt, die in und aufser dem Hause, in der Erde, den Bäumen, Bergen und in der Luft fortlebten. Meyer, Germ. Mythol. S. 69.

[5]) Der Name Teufel stammt vom griech. *διάβουλος*, bei Ulfilas *diabaulus*, aus dem *tiubil*, *diuvel*, *tieval*, *tiuval* wurde (A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Aufl. 1900, S. 36).

heutigen Tag weiter. *Veteres Romani deos falsos colebant et non Deo victimas sed daemonibus immolabant,* sagt Augustinus De civit. Dei V 12.

Der Teufel, der im alten Testamente eine verschwindende Rolle gespielt hatte, rückte im Christentum immer mehr in den Vordergrund. Im Oriente enstanden, wanderte er mit ins Abendland und nahm da seine neue Gestalt an, die unter griechisch-römischem Einflusse einen ausgeprägt sexuellen Charakter bekam. Der asketische Geist, der dem Christentume von seinem Entstehen an in scharfem Gegensatze gegen die ausgeartete Lebensfreudigkeit des Heidentums eigen war, mufste gerade in dessen geschlechtlichen Ausschweifungen das beständige Wirken des bösen Geistes sehen, und mit seinem Wesen verschmolzen sich von selbst alle die heidnischen Vorstellungen der Satyrn, Faune, des Incubus und ähnlicher Dämonen, deren liebste Beschäftigung es ja war, Kindern und Weibern nachzustellen. Der Teufel wurde bald Legion, indem zu den griechisch-römischen auch die germanischen Gottheiten sich gesellten [1]); es kam schliefslich so weit, dafs die arme Menschheit (nach einer Predigt des heiligen Ambrosius bei Walch, Luthers sämtl. Schr. III 1726) auf Schritt und Tritt von einem Heer von Teufeln umringt war, die nur auf den rechten Augenblick lauerten, um den sündhaften Menschen in ihre Fallstricke zu ziehen. [2]) In den geistlichen und weltlichen Dichtungen erscheint Satan in schwarzer Farbe, gehörnt und geschwänzt; Maler und Bildhauer [3]) stellen ihn in den ungeheuerlichsten Formen dar. Jeder Augenblick des Lebens setzt ihn in Aktion, bald als Mann, bald als Weib, Affe, Hund, ja sogar als Nonne und Mönch. Die Scholastik, die auch diese Entwickelung auf die Spitze trieb, brachte es sogar zuwege, einen regelrechten kanonistischen Prozefs mit allen juristischen Chicanen gegen ihn anzustrengen. [4]) Natürlich wird der Teufel mit Schimpf uud Schande verdonnert.

---

[1]) Wuttke S. 35 f. Vgl. auch die alte Abschwörungsformel eines Neubekehrten, der auf die Frage, ob er dem Teufel und seinen Werken entsagen wolle, zu antworten hat. Mit des *diaboles werkum unde wordum* werden Donar, Wodan und Saxnot und alle die anderen 'Unholden', ihre Genossen, genannt. 'Die auferlegten Abrenuntiationen erklärten die alten namentlich genannten Götter für Teufel und Unholde' (Grimm, Myth. III 3). Nach Eginhard sind die Sachsen *cultui daemonum dediti.* Auch die alten Festspiele und Tänze wurden nun *diaboli pompa*, und das Christentum eiferte gegen sie lange nnd heftig.

[2]) Sogar ein so bedeutender Mann wie Gregor d. Gr. wufste, dafs man den Teufel auch beim Salatessen mit verschlucken kann (Dialogi I 4). Wie sehr noch Luther in dem mittelalterlichen Teufelsglauben steckte, zeigen seine Werke überall. In den Tischreden handelt ein eigenes Kapitel 'Vom Teufel und seinen Werken'. 'Es sind viel Teufel um uns, die uns alle Stunden wol könnten tödten' (Walch, Dr. M. Luthers sämtl. Schriften III 1561). 'Es ist Alles voller Teufel umb uns' (Erl. Ausg. LIX 320; s. auch ebd. S. 287).

[3]) Das noch später zu erwähnende obscöne Teufelshomagium findet sich auf vielen französischen Kirchen plastisch dargestellt (Hansen S. 276 Anm. 2).

[4]) Im Jahre 1382 schrieb der später an der Kurie Bonifaz' IX. einflufsreiche Jacobus a Theramo in Aversa einen viel gedruckten *Processus Luciferi principis daemoniorum necnon totius infernalis congregationis . . . contra Jhesum creatorem . . . cujus procurator Moyses de spolio animarum, que in lymbo erant, cum descendit ad inferna etc. Coram judice Salomone.* Das Ganze möchte man für einen Scherz halten, wenn es nicht so ganz dem Geiste entspräche, der die Menschen beherrschte.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. Nach den Lehren des Christentums gilt es als feststehende Thatsache, dafs gezaubert werden könne, und dafs durch den Zauber der Mensch materiell und moralisch geschädigt werde. Mit dem Erstarken der Kirche und ihrem Bestreben, ihre Herrschaft durchzuführen, bildete sich aber allmählich das Bedürfnis heraus, den Zauber auch als ein dem Christentume widerstrebendes, christenfeindliches Verbrechen zu verfolgen. Das setzte sie schon im späteren römischen Kaiserrechte durch, allein in den Wirren, die der Untergang des Westreichs mit sich brachte, ging das wieder verloren, und erst in den auf dem römischen Boden entstehenden germanischen Reichen machte die Kirche von neuem und mit Erfolg den Versuch, die Zauberei ihres unchristlichen Charakters wegen zu strafen. Am frühesten zeigt sich diese Einwirkung der Kirche im ost- und westgotischen Rechte, entsprechend der frühen und engen Beziehung dieser Völker zum römischen Reiche. Fortgeführt wurde die Entwickelung im fränkischen Reiche, das schliefslich alle germanischen Teile in sich aufnahm und an Stelle der alten Volksrechte eine feste Gesetzgebung treten liefs. Karlmann, der im ersten karolingischen Erlasse die Beschlüsse der ersten deutschen Nationalsynode und deren Bestimmungen gegen die heidnischen Gebräuche und Zauber bestätigte, Karl der Grofse, der in verschiedenen Kapitularien und Synodalbeschlüssen, namentlich seit 800, Strafen gegen die Zauberei erliefs, Ludwig der Fromme durch Publikation der Beschlüsse von vier Synoden — sie arbeiteten mit an dem Kampfe gegen den mit Teufels Hilfe den Menschen schädigenden und Gott beleidigenden unchristlichen Zauber. Mit der Teilung des Frankenreichs fand diese Entwickelung ihr Ende nicht, wie die Zaubereiverbote Kaiser Ludwigs II. und Karls des Dicken beweisen.

Die gleichzeitigen Päpste, wie Leo IV., Stephan V., gaben in Briefen und Predigten, zum Teile unter Berufung auf das Mosaische Gesetz[1]), ihrem Verlangen nach Bestrafung Ausdruck, und fast alle Synoden der Zeit[2]) beschäftigen sich eingehend mit der Frage und fordern Vernichtung der Zauberer.

Auch die Wissenschaft begann sich der Frage zu bemächtigen. Hatten im V. Jahrh. Augustinus — er 'führt den Wahn endgültig in die Willkür theologischer Spekulation ein' —, im VII. Jahrh. Isidor von Sevilla und auf seinen Schultern stehend im IX. Rabanus Maurus, der berühmte Abt von Fulda und spätere Erzbischof von Mainz, die Striga-, Incubus- und Zaubereisage behandelt, so erhielt Hinkmar von Rheims durch einen dem praktischen Leben entnommenen Fall[3]) Veranlassung, sich mit der Frage, ob die Dämonen ihren bösen

[1]) 'Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen' II. Mos. 22, 18; s. auch III. Mos. 20, 27.

[2]) Für Deutschland kommen vor allem in Betracht die Synoden von Worms 829, Metz 859 und Tribur 895; sämtlich verlangen sie die Todesstrafe für Zauberei.

[3]) Es handelte sich um den niederträchtigen Ehescheidungsprozefs des liederlichen Königs Lothar II. gegen seine Gemahlin Teutberga. Lothar wollte von seiner Konkubine Waldrada durch Zauberei zum Vollzuge der Ehe unfähig gemacht sein. Hinkmar schrieb einen eigenen Traktat darüber, *De divorcio Lotharii et Titbergae* (Migne, Patrol. Lat. CXXV).

Einflufs auch auf die Liebe und den intimsten Verkehr zwischen Eheleuten ausüben könnten, eingehend zu beschäftigen. Und er konnte nicht anders als das bestätigen, erfuhr er doch sogar das Mittel, mit denen sie die Ehehinderung erreichten.[1] In seinem Werke *De universo* finden wir alle die lieben Vorstellungen von der schädigenden Zauberei, der Kraft des Teufels, impotent zu machen, dem Teufelsumgang. Auch der Incubus[2] und Succubus[3] sind ihm bekannt.

Wenn nun kirchliche und weltliche Gesetzgebung, wie wir sahen, einmütig gegen das *maleficium* vorgingen, so läfst sich das, wenigstens bis zum VIII. Jahrh., nicht von den übrigen Vorstellungen sagen. 'Selbst in den so reich ausgestatteten Pönitentialbüchern mit ihrer Unmenge von zauberischen Vorstellungen sind sie nicht einmal dem Namen nach vorhanden' (Hansen).[4] Ebenso sind dem römischen Volke und Strafrechte darauf bezügliche Strafmafsregeln von jeher fremd gewesen. Die germanischen Völker machten in diesem Punkte eine andere Entwickelung durch. Zwar straften die ältesten Volksrechte nur die schädigende Zauberei, einzelne rechneten nicht einmal den Giftmord ihr zu, aber es findet sich in verschiedenen von ihnen die Vorstellung der nachtfahrenden kinderfressenden Weiber, die *lamiae, strigae* heifsen, und deren sich das Volk durch Feuertod nach alter Gewohnheit entledigte.[5] Dem gegenüber nahm die weltliche und geistliche Gesetzgebung eine durchaus ablehnende Stellung ein, indem sie diesen Aberglauben als überwundene Volksmeinung ansah und verbot. Die Lex Salica nennt die Bezeichnung einer Frau als *striga* die ärgste Beschimpfung, König Rothari 641, Karl der Grofse 787 und eine irische Synode 800 belegen den Glauben mit schweren Strafen. Auch das alemannische Recht untersagt strenge die Volksjustiz gegen Weiber, die als *strigae* verdächtig seien.

Diesen im Vergleiche zu später engen Kreis der Zaubervorstellungen schränkte nun im IX. Jahrh. eine wissenschaftliche Arbeit noch weiter ein, und es schien eine Zeit lang, als ob gerade aus kirchlichen Kreisen eine Heilung zu erwarten wäre, als sollte der gesunde Menschenverstand zu seinem Rechte kommen. Zum Segen der Menschheit wäre es zu wünschen gewesen, dafs das Wort eines so edeln und klarsehenden Mannes wie des Bischofs Agobard von Lyon, der ca. 820, auf einen alten, längstvergessenen Synodalbeschlufs des VI. Jahrh. zurückgreifend, dem Teufel die Fähigkeit des Wettermachens entschieden ab-

---

[1]) Mit dem gröfsten Ernste berichtet er, dafs ein Gebräu aus Totenknochen, Asche, Schamhaaren, Kräutern, Fäden, Schlangen, Schnecken und ähnlichem Gewürm diese unangenehme Wirkung hervorbringe.

[2]) *Quaedam feminae a Dusiis in specie virorum, quorum amore ardebant, concubitum pertulisse inventae sunt.* Dafs die Gallier die Incubi *Dusii* nannten, erwähnt schon Augustinus, De civit. Dei XV 23.

[3]) Ein Priester erzählte ihm, dafs er einen Mann von diesen peinigenden Dämonen befreit habe.

[4]) Diese Bufsbücher, die zwischen 600 und 900 in England, dem Frankenreiche und Italien entstanden, beschäftigen sich nur mit dem *maleficium* und Wettermachen.

[5]) Bei den Alemannen und Sachsen wird es erwähnt.

sprach, nicht nur vorübergehende Bedeutung gehabt, sondern wie zuerst, so weiter fruchtbringend gewirkt hätte. Die nächsten zwei Jahrhunderte, aber auch nur diese, standen allerdings unter seinem Einflusse, denn sowohl in dem um 100 Jahre später entstandenen Buche über Kirchenzucht, das der Abt Regino von Prüm im Auftrage des Erzbischofs Ratbod von Trier verfafste, als in der 'wichtigsten vor-Gratianischen Rechtssammlung' des Burchard von Worms († 1025) wird die Realität des Fluges geleugnet, als ein Machwerk des Teufels dargestellt, der bösen Weibern im Traume die Vorspiegelung eingebe, als flögen sie auf Tieren u. s. w. durch die Lüfte. Solchen Wahn sollen die Geistlichen energisch bekämpfen und bestrafen. Namentlich Burchard, der in sein *Decretum* auch das Bufsbuch eines früheren unbekannten Verfassers, das *Corrector* oder *Medicus* genannt wird, als XIX. Buch einfügte, mufs als ein verhältnismäfsig aufgeklärter Mann angesehen werden. Nicht als ob er die Zauberfrage an sich verneinte; obwohl bei ihm, wie auch bei Regino, ab und zu Zweifel durchbrechen, sind doch die *impotentia ex maleficio* und andere zauberische Fähigkeiten ausgemachte Sache, gegen die nicht anzukämpfen ist. Aber in einigen Punkten wahrt er sich doch seine Freiheit, so vor allem hinsichtlich des Wettermachens (das übrigens Regino noch als strafbar erklärt hatte), der Verwandlung in Tiere, der geschlechtlichen Verbindung zwischen Menschen und Geistern und des Nachtfluges mit dem Zuge der Diana oder Herodias.[1]) Wer an die Möglichkeit glaubt, dafs Weiber nachts ihre Männer verlassen, die Erde durcheilen, Menschen töten und auffressen u. s. w., den belegt er mit einer mehrjährigen Kirchenbufse.

Die Ausführungen Burchards sind darum für die Zukunft von Wichtigkeit, weil sie teilweise in die zwei hervorragendsten späteren kanonistischen Sammlungen, die des Franzosen Ivo von Chartres (ca. 1100) und des Bolognesen Gratian übergingen, und aus dieser Thatsache erklärt es sich, dafs im XV. Jahrh., als die Frage der Luftfahrten den Hauptstoff für die wissenschaftliche Arbeit abgab, die heiligen Männer der Inquisition immer wieder auf Widerspruch stiefsen, und zwar eben auf Grund des sogenannten *Canon Episcopi*[2]) und der Entscheidungen Burchards. Freilich wufsten sie sich mit einer ihrer würdigen, echt scholastischen Begründung aus der Schlinge zu ziehen. Der *Canon Episcopi*, entgegneten sie, verbietet zu glauben, dafs Weiber mit der Diana oder Herodias umherfliegen; 'die Weiber, mit denen wir es aber zu thun haben, fliegen ja gar nicht mit diesen, sondern mit dem Teufel umher, sind also nicht identisch mit den im Dekrete genannten, sondern eine 'neue Sekte', von der

[1]) Die Tochter des Herodes, die durch ihren Tanz den Tod Johannes des Täufers herbeigeführt hatte, wird auch schon vor Burchard ums Jahr 950 als Führerin der Nachtfahrenden genannt (Grimm I 235). Ihre Verbindung mit diesen beruhte auf dem Glauben, dafs sie ihres Verbrechens wegen verdammt worden sei, immer mit den bösen Geistern umherzuziehen.

[2]) Dieser von dem Anfangsworte *Episcopi* so genannte Canon stammte aus dem Buche Reginos, der ihn seinerseits vermutlich einem älteren, verloren gegangenen fränkischen Kapitulare entnahm. In Folge eines Mifsverständnisses wurde er schon ums Jahr 1000 auf das Konzil von Ancyra bezogen.

der Canon noch nichts wufste, da sie nicht bestand. Denn jene Weiber übten auch nicht Unzucht mit dem Teufel, dem sie sich ergeben hatten, und verleugneten nicht Christus.

Ivos zwei Sammlungen (*Panormia* und *Decretum*) stehen also, wie bemerkt, auf dem Standpunkte Burchards, und es werden die Wettermacherei, Tierverwandlungen und Nachtfahrten verworfen, das *maleficium* aber angenommen. In einem Punkte geht Ivo aber einen Schritt in der Entwickelung zurück im Vergleiche zu seinen Vordermännern. Wir haben hier gesehen, dafs diese die *impotentia ex maleficio* wohl kannten; aber sie hatten sie nicht in den Bereich strafrechtlicher Behandlung gezogen, hatten nur die natürliche Impotenz für die Ehescheidung herangezogen. Ivo aber griff auf Hinkmars Ausführungen zurück und stellte den Satz auf, dafs eine Ehe, die durch die Machinationen der *maleficae* und *sortiariae* nicht vollzogen werden könne, getrennt und den Ehegatten eine neue Ehe einzugehen erlaubt werden dürfe. Mit dieser in das kanonische Recht übergehenden Anschauung gewann die Kirche Veranlassung, sich immer eingehender mit einer in das Leben tief einschneidenden Frage und dementsprechend mit der Zauberei überhaupt zu befassen, zumal der Schwierigkeiten viele waren. Denn wenn auch die Bedeutung der *copula carnalis* nicht unstreitig für die Eheschliefsung feststand, so war doch für die Trennung ein Zweifel nicht möglich. Darüber war man sich klar, dafs die natürliche Impotenz, die *frigiditas*, den Vollzug der Ehe ausschlofs und zu ihrer Annullierung führte. Anders war es mit dem *maleficium*. Da der Teufel, dieser durchtriebene Lügengott, den bezauberten Männern den Gefallen erwies, sie nur für gewisse Frauen, in der Regel natürlich ihre Ehefrauen[1]), unfähig zu den ehelichen Pflichten zu machen, während er ihnen die Kraft andern gegenüber liefs, so konnte die Kirche bei Erlaubnis der Scheidung in die schiefe Lage kommen, 'im Gegensatze zu der seit alters mit aller Schärfe vertretenen Anschauung, dafs bei Lebzeiten des anderen Ehegatten eine neue Ehe unmöglich sei' (Hansen), ihm einen neuen Versuch bei einer anderen Frau gestatten zu müssen.

War nun einmal der Glaube an Bezauberung in Geschlechtsfunktionen gesetzlich festgelegt, so war damit auch die stärkste Bekräftigung für den Glauben an Zauberei überhaupt gegeben. Auch darin liegt die Bedeutung des Ivoschen Satzes.[2])

---

[1]) Doch kam auch der umgekehrte Fall vor, dafs ein Mann schon darum zur ehelichen Treue verurteilt war, weil er bezüglich aller Frauen, nur seiner Ehefrau nicht, unfähig war. Die Scholastiker erzählen mit Behagen die Geschichte eines Grafen, der 30 Jahre in dieser unfreiwilligen Tugend glänzte.

[2]) Dafs diese Frage in der That für das praktische Leben von höchster Bedeutung wurde, beweist die Menge von Ehescheidungen, die das ganze Mittelalter hindurch eben aus dem Grunde der *impotentia ex maleficio* stattfanden. *Quotidie per ecclesiam solvuntur matrimonia propter maleficium,* sagt der Kardinal Heinrich von Segusa, genannt Hostiensis († 1271) in seiner *Summa aurea*, und der letzte seiner Commentatoren am Ausgange des Mittelalters fügt bei: '*bene dixit*'. Obgleich sich die Kirche der Schwierigkeiten wohl bewufst war, da die meisten Eheleute, die geschieden sein wollten, diese zauberische Hinderung als Grund angaben, obwohl sie die Sache als *tam periculosa* ansah, war sie doch so

Diese Auffassungen Ivos gingen ihrerseits nun wieder um die Mitte des XII. Jahrh. in das in Bologna abgefafste *Decretum* Gratians über, das den ersten Teil des *Corpus iuris canonici* bildet und, obgleich Privatarbeit, durch die Rezeption seitens der Kanonisten und die offizielle Herausgabe durch Gregor XIII. die Grundlage aller kirchlichen Rechtswissenschaft wurde. Wie nun Gratian einerseits der *impotentia ex maleficio* durch Aufnahme von Ivos Arbeit Zulafs gewährte, so räumte er anderseits den Auffassungen Reginos und Burchards durch Übernahme des *Canon Episcopi* einen Platz ein, die nun definitiv im Kirchenrecht Geltung bekamen. Dagegen findet sich nirgends weder die menschenfressende *striga*, noch das Wettermachen erwähnt, denn die beiden Begriffe verschwinden eine Zeit lang aus dem theologischen Vorstellungskreise.[1])

---

sehr im Banne dieses Aberglaubens, dafs sie lieber die für sie selbst unheilvollen Konsequenzen trug, als die Quelle des Übels abzustellen. Und es gab nur einen Ausweg. Denn wenn auch Hostiensis (Ausgabe 1586) fol. 515[b] erklärt, dafs *in dubio* die Impotenz als eine *temporalis* anzusehen sei, die also die Ehe nicht löse, so mufs er doch zusetzen, dafs, wenn die Ehegatten drei Jahre zusammenlebten *dando operam studiosam carnali copulae* — ohne Erfolg —, die Ehe getrennt werden müsse. Auch nach *contractum matrimonium* müsse der Zauber trennend wirken. Denn das leugnen 'sei allzuhart und drückend', da das *maleficium* oft nicht einmal von dem Zaubernden selbst gelöst werden könne. Gulielmus Durandus in seinem *Speculum iuris* (1270 geschrieben) fol. 457[a] (Ausg. Basel 1574) giebt eine Formel für Einreichung der Scheidungsklage, die alle diese Anschauungen zum Ausdrucke bringt: *Propono contra Bertham, quod licet cum ea matrimonium contraxerim et per triennium continuum cum ea cohabitaverim fideliter carnali copulae operam dando, tamen ita, quo ad eam licet non quo ad alias sim ligatus, quod eam nullatenus unquam cognoscere potui nec possum, quare . . . . peto ab ea separari . . . . mihique dari licentiam cum alia contrahendi matrimonium.* Ganz ähnlich ist die Formel für die Frau. — Schon das Bedürfnis nach solchen Formeln bezeugt die häufige Wiederkehr dieser Klagen. Selbst Albertus Magnus gab die Lösung *ex maleficio* zu. Da gewöhnlich die früheren Konkubinen (s. auch oben) der Männer diesen Zauber aus Rache hervorgerufen zu haben im Verdachte standen, und in der That viele dieser Frauen — bei der Rechtlosigkeit der Frau im Mittelalter war ja Zauber überhaupt eine ihrer Hauptwaffen — ihre glücklichere Nebenbuhlerin wenigstens um die Wirkung ihres Erfolges zu bringen suchten, so ist es wohl möglich, dafs bei vielen von der Realität des Zaubers überzeugten Männern die blofse Furcht den lähmenden Erfolg hatte. Eine der berühmtesten und zugleich ekelhaftesten Ehescheidungsgeschichten ist die des französischen Königs Philipp August (1193), die grofse Erregung im Lande und lange Verhandlungen mit der Kurie hervorrief. Der König empfand plötzlich in der Brautnacht gegen seine zweite Gemahlin, Ingeborg von Dänemark, Widerwillen, verstiefs sie unter dem Vorgeben, sie seien beide bezaubert, heiratete eine dritte Frau und söhnte sich erst nach deren Tode mit der Verstofsenen wieder aus. Die französische Königsfamilie ist überhaupt sehr stark auch an andersartigen Zauberprozessen beteiligt, bei denen weder die Angehörigen der Familie selbst (z. B. in dem Prozesse gegen die Schwiegermutter Philipps des Langen, die den König Ludwig X. getötet haben sollte), noch die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger verschont bleiben (z. B. im Prozesse gegen den Kardinal Francesco Gaetani 1316 wegen Maleficium gegen den König und andere; 1315 wurde der Minister Philipps des Schönen, Enguerrand de Marigny, wegen ähnlicher Verbrechen verbrannt). Andere Prozesse s. bei Hansen S. 355.

[1]) Dafür spricht auch ein Brief Gregors VII. aus dem Jahre 1080 an den König Harald von Dänemark, in dem er verbietet, in Zukunft die Priester und Frauen für Wetter und Krankheiten verantwortlich zu machen.

Aber gerade diese Auslassung sollte später verhängnisvoll werden, denn als die Scholastik auch diese Zauberelemente wieder ausgegraben hatte, dienten sie den Inquisitoren als Waffe im Kampfe gegen die Anwendung des *Canon Episcopi* und des ganzen Kirchenrechts auf die ‘neue Sekte’.

Fassen wir unsere bisherigen Betrachtungen zusammen, so müssen wir zugestehen, dafs die Kirche bis zum XI. Jahrh. zwar der Zauberei an sich durchaus gläubig gegenübersteht, ihren Prinzipien, Kampf gegen die falschen Dämonengötter und ihre Macht, treu geblieben ist, aber trotzdem eine Reihe von gefährlichen Volksvorstellungen ausgeschieden und unschädlich gemacht hat, freilich ohne dafs es ihr gelungen wäre, diese auch im Volke, ja teilweise auch nur aus der theologischen Wissenschaft auszurotten. Aber allerdings, der Vater alles Bösen, der von der Kirche immer gehegte Teufel, der *princeps daemonum* blieb lebendig, ward auf allen Linien bekämpft, aber auch immer mächtiger entwickelt, und vom Papste herab bis zum kleinsten Pfäfflein thaten alle alles, um diesen Bösewicht im Volksglauben lebendig zu erhalten und sich von diesem vice versa wieder anregen zu lassen. Natürlich, er entsprach eben dem Geiste des Christentums[1]) und war nicht nur der beste Popanz, der die Leute mehr als der Glaube an Gott und die lieben Heiligen im Schache hielt, sondern auch ein überaus bequemer Lückenbüfser im Kampfe gegen den gesunden Menschenverstand, gegen den man nun einmal einfache Gründe nicht vorbringen konnte, oder auch gegen die alten liebgewonnenen Götter, die von den Segnungen des neuen Gottes sich doch nicht so leicht aus dem Herzen des Volkes reifsen liefsen. Auch in betreff der unerforschten Geheimnisse der Natur und der Menschenseele war es viel erspriefslicher, viel müheloser, seine Hand überall im Spiele zu sehen, als durch mühselige Denkarbeit empirisch Schritt für Schritt in dem Dunkel vorzudringen. Dieser Mangel an empirischem Streben, das uns durch das Studium der Naturwissenschaften in Fleisch und Blut übergegangen ist, ist eines der Hauptmerkmale des Mittelalters. Die Ursachen auseinanderzusetzen, aus denen dieser Defekt entstand, müssen wir uns hier versagen. Es genügt, darauf hingewiesen zu haben, denn nur aus ihm erklärt sich das Überwuchern der zügellosesten metaphysischen Spekulation, mit deren Hilfe man sich eben gewöhnte, auf übernatürliche, sei es göttliche oder dämonische Weise, alles zu erklären. Dazu kam noch ein anderes. Dem Mittelalter eigen ist die Hemmung, gewaltsame Einschränkung der freien Selbstbestimmung des Einzelnen. Wie im praktischen Leben eine Unmenge von Fesseln jedem Gewerbe angelegt waren, so fast noch mehr im geistigen. Man mufs die Scholastik mit ihrer wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht sich fortschleppenden Monotonie von diesem Standpunkte aus betrachten, um so manches zu begreifen, was sonst unverständlich bliebe. Es war eben nicht mehr der Einzelne, dessen Urteil, dessen Geist anerkannt wurde, sondern es war die grofse Zunft

---

[1]) Die Auffassung Wuttkes, dafs dem Christentum keine dualistische Weltanschauung eigen, dafs sie erst aus dem Verweben mit dem Germanentum entstanden sei, ist doch nur in sehr beschränktem Sinne annehmbar (Der deutsche Volksabergl. S. 36).

der seit undenklichen Zeiten verehrten Autoritäten, die entschied, ob eine Meinung Aufnahme finden dürfe oder nicht. Was der heil. Augustinus, der heil. Ambrosius, Chrysostomus, später der Doctor angelicus, Doctor seraphicus, Doctor egregius und wie sie alle heifsen über eine Frage entschieden hatten, das wurde emsig zusammengetragen, und wehe dem, der etwas anderes wollte als diese Ehrwürdigen. Den schlagendsten Beweis dafür bietet die rasche Unterdrückung einer in schönen Anfängen keimenden empirischen Forschung des unscholastischen, geistreichen, weitsichtigen Roger Bacon (1217—1294[1]), dem Kaiser Friedrichs II. Studien nicht wenig dankten, dessen Werke aber von der Kirche verdammt, während er selbst zu langer Kerkerstrafe verurteilt wurde. Und wurden nicht selbst die dahingehenden Bestrebungen eines Albertus Magnus sofort von den unfruchtbaren Spekulationen des Thomismus erdrückt? Die Scholastik ist weiter nichts als ein geistiger Zunftzwang.

Das Haupt der wissenschaftlichen Theologie war seit dem XI. Jahrh. das ganze Mittelalter hindurch die Universität Paris.[2]) Hier kam die Blüte der Wissenschaft aus ganz Europa zusammen, von hier aus gingen die Schüler in alle Teile der Welt und verkündeten das Evangelium, das sie vernommen, hier war der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen der damaligen geistigen Welt trafen, hier fand auch der Dämonen- und Zauberglaube seine Stätte, und die hier geltenden Anschauungen wurden bald Gemeingut aller. Bezeichnend ist nun, dafs gerade das hier eifrig betriebene Studium der antiken Litteratur dem Teufelsglauben nur neuen Vorschub leistete, da man über die Auffassung des heil. Augustinus und der anderen Kirchenväter von den alten Göttern nicht hinauskommen konnte. Zugleich wurde aber auch der trotz aller kirchlichen Mafsregeln unbeirrt fortlebende Volksglaube von einer Reihe von Gelehrten wieder aus seinem Dunkel in die Helle der Wissenschaft zurückgebracht und setzte sich dort fest, wenngleich sich ein Teil der Gelehrten vorerst wenigstens noch ihm gegenüber kritisch verhielt. Doch führten die so wieder erweckten Vorstellungen in der Frühscholastik noch ihr Sonderleben weiter, und der bisherige Standpunkt der Wissenschaft, dafs die Menschen, wenn überhaupt, nur gezwungen am Treiben der Dämonen teilnehmen, blieb mafsgebend, mit einem Worte, der Hexenbegriff, wie er uns im XV. Jahrh. und zwar, wie schon öfters bemerkt, ausdrücklich als *nova haeresis* entgegentritt, war noch nicht geschaffen.

Aber alle sind von der mächtigen Wirkung der Dämonen fest überzeugt, und der vielleicht bedeutendste Vertreter Guilelmus Parisiensis (Wilhelm von der Auvergne), Bischof von Paris (1228—1249), der dem jungen Dominikanerorden die Pariser Universität eröffnete, fühlte das Bedürfnis, eingehend die Dämonenlehre zu behandeln, da die Wissenschaft bisher *neque naturam malignorum spi-*

[1]) Er wagte es sogar die Magie zu leugnen.

[2]) Nach der Auffassung des XIII. Jahrh. besafs Deutschland das Imperium, Rom das Sacerdotium und Paris das Studium (Hansen S. 151). Caesarius von Heisterbach nennt Paris den *fons totius scientiae et puteus divinarum scripturarum* (Dialogus etc. ed. Strange I 304).

rituum neque malitiam ad liquidum declaravit. Die Thätigkeit der Dämonen äufsert sich vor allem in dem nunmehr neu auflebenden Strigaglauben, dem er allerdings eine noch eingeschränkte Bedeutung beimifst. Die Weibererzählungen aus seiner Heimat erklärt er für richtige Alteweibergeschichten, denn ausgeschlossen scheint ihm die Teilnahme von Menschen an wirklichen Nachtfahrten, und er steht darin noch ganz auf dem alten Standpunkt, den auch der um 1150 lebende Johann von Salisbury, gleichfalls Lehrer an der Pariser Universität und Schüler Abälards, eingenommen hatte. Was an diesen angeblichen Fahrten wirklich besteht, ist nur der sogenannte *raptus*[1]), die Entrückung der menschlichen Seele im Schlafe, die dann in allen möglichen Scheingestalten, auch eines Menschen, mit Hilfe der Dämonen handle.[2]) Diesen Zustand nennt er *delirationes vel alienationes.* Die Tierverwandlung hält er im allgemeinen für eine Täuschung, und den Glauben an geschlechtlichen Umgang zwischen Menschen und Dämonen (als Succubi und Incubi), an den man trotz Burchard in allen Kreisen glaubte, dämmt er dahin ein, dafs er die Fähigkeit der Dämonen zu zeugen leugnet, da sie keinen wahren Körper und mithin auch keine wahren Zeugungsorgane annehmen könnten, während er als erwiesen ansieht, dafs sie 'nur die Illusion des Geschlechtsaktes im Menschen hervorrufen, bei dieser Gelegenheit übrigens aber Samen, den sie irgendwoher sich verschafft haben, in die weibliche Gebärmutter bringen können' (Hansen).[3])

Schon entgegenkommender zeigte sich in allen diesen Fragen Gervasius von Tilbury, der etwa 1220 lebte. Zwar ist seine Ansicht vom Nachtfluge nicht deutlich ausgesprochen, aber hier und da deutet er doch an, dafs die Erzählungen von Frauen, die er selbst gehört hat, wohl auf Wahrheit beruhen könnten. Auch die Tierverwandlungen erscheinen ihm sehr gut denkbar und für eine alltägliche Thatsache erklärt er es, dafs Männer mit weiblichen Dämonen, *quos fadas* (Feen) *nominant,* geschlechtlich umgehen.[4])

Von den grofsen Meistern der Scholastik, deren Werke absolute Geltung, unangefochtenes Ansehen gewannen und mit deren Autorität auf Jahrhunderte hinaus jede andersgeartete Meinung ad absurdum geführt wurde, war der be-

---

[1]) Der Ausdruck Raptus hat sich noch bis heute in der Volkssprache erhalten und bedeutet eine Geisteskrankheit, Verrücktheit.

[2]) Diese Vorstellung ging auf Augustinus zurück, der überhaupt dem Traumleben eine grofse Bedeutung beimafs und mit seinem *Phantasticum*, d. i. der Seele und ihren Irrfahrten im Traume, auf die spätere Entwickelung grofsen Einflufs ausübte, wie ja die Autorität seiner im Kampfe mit dem Manichäismus gewonnenen Anschauung vom Wirken der Geister zum Teil sogar ins kanonische Recht überging und für die Scholastik eine Hauptbeweisinstanz wurde. — Bei Gebr. Grimm, Deutsche Sagen I 294 ff. verläfst die Seele den schlafenden Körper als Mäuslein, Katze, Rauch oder als Wiesel.

[3]) Der Abt Guibert von Nogent (ca. 1120) wufste, dafs seine Mutter, während ihr Mann durch *maleficium* an der Ausübung seiner ehelichen Pflichten gehindert wurde, was Guiberts Geburt um sieben Jahre verzögerte, allnächtlich von einem Incubus heimgesucht ward, den aber ein guter Engel vertrieb. — Bernhard von Clairvaux befreite auch eine Frau von einem ähnlichen Aufdringlinge.

[4]) Die *fata,* prov. *fada*, franz. *fée*, stammt aus dem lat. *fatum.* Schon Ausonius kennt *tres charites, tria fata.* Grimm I 340.

deutendste und vielseitigste, Albertus Magnus, der Doctor universalis, auch der vorsichtigste und infolge seiner naturwissenschaftlichen Studien, die ihm sogar den Ruf eines Zauberers[1]) eintrugen, Zweifeln am leichtesten zugänglich. Dafs die Zauberei häufig Täuschung sei und nur beim ungebildeten Volke als unumstöfsliche Thatsache existiere, giebt er zu, aber freilich gegen die *impotentia ex maleficio* wagt auch er keinen Widerspruch, denn — die heiligen Väter, die heilige Kirche haben es so festgelegt, ergo der scholastische Beweis ist erbracht. Wir haben hier den ewigen Kreis der Scholastik, dafs die zu beweisenden Behauptungen der Autoritäten bewiesen sind, weil sie eben von den Autoritäten stammen.

Ganz anders energisch und frisch ging sein Schüler, der eigentliche Vater der mittelalterlichen, ja auch der heutigen katholischen Theologie, der heilige Thomas von Aquino († 1274)[2]), Doctor angelicus, dem Zweifel an der Realität der Malefizien zu Leibe. Vernunftgründe oder auch nur Zweifel spielen für ihn keine Rolle mehr; der Autorität der heiligen Väter, der heiligen Kirche gegenüber giebt es nur Glauben oder Unglauben, und die Behauptung, dafs die Zaubererscheinungen nur der Einbildung der Menschen, der Erregung ihrer Phantasie entspringen, widerspricht direkt dem heiligen Glauben, der die wirkliche Existenz des Teufels und also auch seiner Wirksamkeit, der Zauberei, vorschreibt. Daher ist auch selbstverständlich eine *impotentia ex maleficio* möglich, und der Beweis, den er dafür vorbringt, warum dieser dumme Teufel, der doch an solchen Dingen seine Freude haben müfste, gerade diesen Akt verhindert, ist zu erbaulich, als dafs wir ihn nicht im Wortlaute wiedergeben möchten: *Quia corruptio peccati prima, per quam homo servus est factus diaboli, in nos per actum generantem devenit, ideo maleficii potestas permittitur diabolo a Deo in hoc actu magis quam in aliis, sicut in serpentibus magis ostenditur virtus maleficiorum, ut dicitur, quam in aliis animalibus, quia per serpentem diabolus feminam tentavit.*

Der Weg war vorgezeichnet, auf dem die folgenden Jahrhunderte zu schreiten hatten, und Schüler und Ordensgenossen[3]) fanden sich zahlreich ein, die ihn austraten und so die *communis opinio theologorum* schufen, ein Beweismittel, an dem jeder Widerspruch wie die Woge am Felsen zerschellte.

Es würde zu weit führen, alle die Mönche und Mönchlein zu nennen, die alle mit gleichem Eifer, nur mit gröfserem oder geringerem Gehirne ihr Teil beitrugen, erwähnt seien nur der als Innocenz V. im Jahre 1276 den Stuhl Petri besteigende Petrus von Tarantaise, der Doctor egregius Petrus de Palude, der 1342 als Patriarch von Jerusalem in Paris starb, die Krone des Franziskanerordens Bonaventura[4]), Doctor seraphicus, der auch einen schlagenden

[1]) Albertus als Zauberer auch in den deutschen Sagen. Gebr. Grimm a. a. O. II 171.

[2]) Er ward 1323 vom Papst Johann XXII. kanonisiert.

[3]) Sowohl Albertus als Thomas gehörten dem Dominikanerorden an. Die zwar nicht schmeichelhafte, aber bezeichnende Etymologie *Domini canes* stammt von dem Orden selbst.

[4]) Er ward 1481 heilig gesprochen und von Sixtus V. unter die Kirchenväter aufgenommen.

Beweis für die Impotenz brachte[1]), und dessen jüngerer Ordensgenosse Johannes Duns Scotus († 1308), Lehrer in Oxford und Paris. Wenngleich letzterer im Vergleiche zu Thomas und seinen Anhängern ein philosophisch denkender Mensch war, so teilte er doch im Zauberglauben deren Standpunkt, ja man müfste über seine Ansicht von der Dauer der Malefizien, die von der Existenz gewisser Zaubermittel abhängig ist, lachen, wenn nicht schon der Keim zu der späteren schmachvollen Manier, die Teufelszeichen an den Beschuldigten zu suchen, in ihr enthalten wäre. Denn sein Rat geht dahin, fleifsig nach diesen zu spüren. Sogar zu dem für die Kirche gewifs traurigen Geständnisse versteigt er sich, dafs das Gebet möglicherweise nicht genug Kraft für Bekämpfung des teuflischen Wirkens haben könnte.[2]) Der heilige Thomas hatte das vorsichtig nur angedeutet.

Hatte die Erörterung der *impotentia* noch immer die kanonistischen Satzungen zur Grundlage, so mufste die Scholastik in der Frage des Verkehrs zwischen Dämonen und Menschen einen Schritt über das geltende Kirchenrecht hinaus thun. Die Möglichkeit eines Bundes, eines Pakts mit dem Teufel, also einer Apostasie vom christlichen Glauben, einer Ketzerei, tritt bis zum Ende des XII. Jahrh. nicht in den Vordergrund. Zwar finden sich schon im Altertume Zeugnisse für Dämonenpakte, auch aus dem Alten Testamente[3]) konnte man vielleicht etwas ähnliches lesen, im V. und VI. Jahrh. spielte der Pakt in zahlreichen Heiligenlegenden sogar schon eine Rolle.[4])

Aber die Wissenschaft ging über die Frage hinweg. Erst das XIII. Jahrh. beschäftigte sich eingehend mit der Frage, indem es auf den Ausgangspunkt,

---

[1]) *Quia actus ille vitiosus est et quodammodo foetens et ut plurimum conjunguntur homines ad illum actum libidinose, ideo diabolus plus habet ibi posse et plus ei permittitur* (Hansen S. 158). Den Beweis liefert die Autorität der heiligen Schrift, wo erzählt wird, dafs ein böser Geist sieben der Männer der Sarah tötete, 'alsbald wenn sie beiliegen sollten' (Tob. 3, 8). 'Das that der Dämon nicht beim Gastmahle.'

[2]) Im XV. Jahrh. gesteht die Kirche die Ohnmacht, durch Gebet des Teufels Herr zu werden, offen ein. — Luthers Stellung ist nicht ganz klar. Denn wenn er sagt: 'Darum gläube ich, wenn die Taufe der Kinder nicht wäre, so würde keine Kirche sein; die Gewachsenen und Alten würden sich nimmermehr lassen täufen und dem Teufel absagen, wenn sie sehen, dafs seine Gewalt und Macht so grofs ist' (Tischreden, Erl. Ausg. Bd. LX 50) — so weifs er doch auch, dafs 'der Teufel ist nicht ein geringer, schlechter, sondern ein grosser, heftiger und geschwinder Feind, der weder Tag noch Nacht ruget noch feiret . . . Aber Gott wappnet ihn darum, auf dafs, wenn er von den Gottseligen durch den Glauben überwunden und geschlagen ist, es ihm desto werser thue und er zu Schanden werde' (a. a. O. S. 4).

[3]) Jesaias 28, 15 und 18: 'Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Verstand gemacht.'

[4]) Am verbreitetsten war die vom heiligen Theophilus, der das ganze Mittelalter hindurch vom VIII. Jahrh. an in Prosa und Poesie, als Legende und Schauspiel behandelt wurde. Theophilus hat, von einem jüdischen Zauberer belehrt, einen schriftlichen Teufelspakt gemacht. Auch der Mönch von St. Gallen (ungefähr Mitte des IX. Jahrh.) erzählt: *Diabolus cuidam pauperculo . . . in humana se obviam tulit specie, pollicitus non mediocriter illum esse ditandum, si societatis vinculo in perpetuum sibi delegisset adnecti* (Grimm III 300).

die Hauptsäule der scholastischen Wissenschaft, Augustinus, zurückgriff, der allerdings die Frage schon so eingehend und gründlich behandelt hatte, dafs die Scholastiker nur auszubauen brauchten. Albertus Magnus, Thomas, Bonaventura, Duns Scotus, alle wissen von Teufelsanbetung, Opferdarbringung, Abfall vom Glauben und *pacta tacita* und *expressa* (Thomas) zu reden. Mit dem Ende des XIII. Jahrh. war die Frage wissenschaftlich festgestellt[1]) und unzweifelhaft erhärtet, dafs die Verbindung zwischen Mensch und Teufel nicht mehr als eine erzwungene, sondern eine freiwillige, gewollte, die also einen Abfall vom Glauben in sich schlofs, anzusehen sei. Das Gefährliche und Verhängnisvolle an dieser Diskussion, die Anregung und Förderung, vielleicht sogar ihr Wiedererwachen den seit dem XI. Jahrh. neu auflebenden manichäistischen Lehren der Katharer verdankte, war, dafs sie nicht nur theoretisch blieb, sondern ohne weiteres in die Praxis übernommen wurde. Da war denn von der gröfsten Bedeutung, dafs gerade der Orden, der vor allen die theoretischen Untersuchungen über Teufel und Zauberei als angeborenes Erbteil übernommen hatte, auch Gelegenheit fand, die theoretischen Ergebnisse im praktischen Strafrechte anzuwenden und mit Hilfe der Folter deren Richtigkeit und Unanfechtbarkeit ad oculos zu demonstrieren, indem man eben durch die Folterqualen alle vorgelegten Fragen sich von den Opfern bejahen liefs und so als Beweismaterial die 'freiwilligen' Geständnisse erhielt.[2])

Wenn die Vorstellung von dem geschlechtlichen Verkehr zwischen Dämonen und Menschen, dem, wie wir gesehen haben, längere Zeit die Theologen

---

[1]) Man dachte sich diesen Bund als eine Art Lehnsverhältnis, in dem der Teufel sich dem Menschen gegen den Treueid zur Hilfe verpflichtete. Entsprechend dem beim Lehnseide üblichen Handschlage oder Kusse wurde auch dieser Bund durch Kufs besiegelt. Dieser Kufs wurde dann im XIV. und XV. Jahrh. mit dem obscönen Ritualkusse der Ketzer beim Sabbate zusammengeworfen, und so bildete sich die Art der Teufelsverehrung heraus, die unter die Inquisition fiel.

[2]) Die Fragen sollten nicht unter der Folter selbst gestellt werden, sondern wenn der Verklagte nicht freiwillig gestand, wurde er 'scharf examiniert', d. h. gefoltert und nach der Folter befragt. Bestand er dann vor Gericht auf den so gemachten Aussagen, so wurden die Geständnisse als freiwillige in die Akten aufgenommen. Doch läfst sich das erst verhältnismäfsig spät nachweisen. Soweit ich sehe, dringt der Grundsatz erst in der Carolina durch. Was es aber mit dieser Freiwilligkeit für eine Bewandtnis hatte, mag jeder selbst entscheiden. — Die Folter stammte aus dem Oriente — nach Cicero übernahmen die Römer sie von den Athenern und Rhodiern — und wurde im römischen Strafrechte anfangs nur gegen Sklaven, seit der Lex Iulia majestatis aber allgemein angewendet. In den Prozessen des IV. Jahrh. gegen die Zauberei spielte sie eine grofse Rolle. Auch den germanischen Volksrechten war sie nicht unbekannt. Die wüsten Merovinger und ihre Nachfolger, die Karolinger, machten reichlich von ihr Gebrauch, und auch die Kirche, die sich noch unter Nikolaus I. 866 energisch gegen sie ausgesprochen hatte (vgl. Augustinus, De civit. Dei XIX 6; doch, fügt er bei, müsse der Richter dem Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft entsprechend entschuldigt werden), liefs sich dieses treffliche Beweismittel seit dem Umsichgreifen der Ketzerbewegung nicht entgehen. Schon am Anfange des XI. Jahrh. wurden in Arras und Cambrai Ketzer gefoltert, doch drang der ausgiebige Gebrauch der Folter als eines rechtlichen Beweismittels erst seit der Einführung der Inquisition im kirchlichen Prozesse durch.

keine Bedeutung beimafsen, im XIII. Jahrh. wieder aufgenommen wurde, so waren es vor allem zwei Umstände, die dieses Neuaufwuchern abgethaner Meinungen beförderten: der Kampf gegen die mit den orthodox-römischen Anschauungen nicht Übereinstimmenden und die Askese. Selbstverständlich gab es für den römischen Theologen keinen für den Teufelsbund geeigneteren Menschen als den Ketzer und für diesen Bund keine passendere Form als den Geschlechtsakt, den die Kirche in der Theorie wenigstens immer als sündhaft verabscheute und sogar in der von Gott als heiliges Sakrament eingesetzten Ehe als ein nicht abzuänderndes Übel ansah. Vor allem drängte sich bei der Behandlung dieses Gegenstandes die Frage nach der Körperlichkeit der Dämonen auf. Dafs diese, gute wie böse, Geister seien, war eine Thatsache, aber ebenso überzeugt waren die Scholastiker, dafs sie, um mit den Menschen in Verkehr treten zu können, einen Körper annehmen müfsten, und es wurde dann auch bewiesen, dafs sie in allen möglichen, auch Menschengestalten auftreten[1]) könnten, indem sie ihre Leiber aus verschiedenartigen Luftschichten, sowie erdigen und wässerigen Elementen bildeten. Sprechen und essen können sie, aber nicht zeugen. Freilich haben sie auch für diesen Mangel einen Ausweg, der ist ihre Fähigkeit, ihr Geschlecht beliebig zu wechseln und als Succubus die Funktionen des Weibes zu erfüllen, um dann mit dem Ergebnisse ihrer Thätigkeit die Weiber aufzusuchen und sich ihrer Bürde als Incubus zu entledigen. Die gröfsten Scholastiker haben diese erbauliche Auslegung mit grofser Sicherheit und freudiger Ruhe gegeben[2]), und der Doctor resolutissimus, Wilhelmus Durandus († 1332), fand sogar, dafs die mittels dieser Manipulationen erzeugten Kinder, die natürlich keine Geister sind, da der Dämon nur Vermittler ist, am schönsten gestaltet seien. Die Thatsache des Geschlechtsverkehrs war mithin

[1]) Die Selbstverwandlung eines Dämons in eine Fliege und dann in einen Menschen, der hinkt, weil der Lombardenkönig ihm in der früheren Verwandlung ein Bein abgeschlagen hatte, erzählt Paulus Diaconus VI 6; s. Gebr. Grimm, Deutsche Sagen II Nr. 408.

[2]) Diese Auffassung blieb dann später auch bei den Protestanten mafsgebend bis ins XVIII. Jahrh. hinein. Wie Luther sich das alles dachte, sehen wir klar in seinen Tischreden (Erl. Ausg. LX 38) . . . 'Der Teufel, er kann sich in einer Frauen und Mannes Gestalt verkehren. *Iam est Quaestio*: Ob das rechte Weiber seien? und obs rechte Kinder seien? Davon sind das meine Gedanken, dafs es nicht rechte Weiber sein können, sondern es sind Teufel. Und gehet also zu: der Teufel macht ihnen die Geplärr für die Augen, und betreuget sie, dafs die Leute meinen, sie schlafen bei einer rechten Frauen und ist doch nichts. Defsgleichen geschichts auch, wenns ein Mann ist . . .Wie werden aber die Kinder gezeuget? Darauf sage ich also, dafs diese Söhne sind auch Teufel gewesen, haben solche Leiber gehabt wie die Mutter . . . Denn sonst Kinder zeugen allein ein göttlich Werk ist, und da mufs unser Herr Gott Schöpfer sein, denn wir nennen ihn ja allezeit Vater . . . Darum so müssens gestohlene Kinder sein, wie denn der Teufel wohl Kinder stehlen kann; wie man denn bisweilen wohl Kinder in Sechswochen verleuret, oder müssen *suppositii* sein, Wechselkinder, die dann die Sachsen nennen Kielkropf.' Ferner bei Walch, Luthers sämtl. Schr. III 1724: 'Zum dritten schreiben treffliche Skribenten von den Teufeln, dafs sie sich den Menschen mögen unter- oder oblegen in unkeuschen Werken; also dafs er in Gestalt eines Weibes möge empfahen eines Mannes Saamen und hernach wiederum mit einem Weibe beyliegen, und also ein Kind zeugen [wiewohl das nicht ein recht Kind ist, sondern eine Mifsgeburt].' Ähnlich auch Tischreden a. a. O. S. 40.

festgestellt, und bis heute hat die katholische Kirche sich von diesem Aberglauben nicht freigemacht.

Noch schwieriger war es, eine feste Stellung zu den im Volke noch frisch lebendigen Vorstellungen von den Tierverwandlungen und dem Fluge zu nehmen, denn hier hatte man es mit einer von der Kirche direkt verbotenen Anschauung zu thun; aber anderseits entsprach dieser Wahn zu sehr dem ganzen Ideenkreise der Scholastik, als dafs man sich mit der bisherigen ablehnenden Haltung hätte zufrieden geben mögen. Man begann also zuerst halbe Zugeständnisse zu machen, indem man sowohl die Täuschung als die Möglichkeit einer Realität zugab. Allerdings Wunder, die ja gegen die Natur seien, könne nur Gott allein wirken, aber die bösen Geister können vermöge ihrer scharfen Geistesanlagen, mit denen sie auch aus gegebenen Ursachen, die der kurzsichtige Mensch nicht überschaut, die notwendigen Wirkungen in der Zukunft[1]) voraussehen, durch gewisse Mischungen von Elementen beschleunigte Entwickelungen hervorrufen, und so namentlich Gewürm durch Vermengung von Wärme und Fäulnis erzeugen. Freilich einen Menschen können sie noch nicht verwandeln, dieses Kunststückchen blieb den Teufeln des XV. Jahrh. vorbehalten.

Dem Volke war der Gedanke, dafs die Dämonen Menschen zu entführen vermöchten, ganz geläufig geblieben. Die alten Götter, die ja Dämonen geworden waren, hatten es immer vermocht, und das Volk liefs sich seinen Glauben so leicht nicht nehmen[2]), ward darin auch noch bestärkt von zahllosen Legenden. Der wissenschaftlichen Theologie waren in der Entführung des Habakuk[3]) durch einen Engel und Christi durch den Teufel[4]) Autoritätszeugnisse geboten, gegen die anzukämpfen sündhaft wäre. Die Kirchenväter hatten sich allerdings ziemlich ruhig verhalten, Chrysostomus die Frage nur nebenbei gestreift und Hieronymus es seinen Lesern überlassen, was jeder glauben wollte. Burchard und seinem Gefolge waren die Stellen entgangen. Die Scholastiker suchten nun eine natürliche Erklärung. Wie die Seele, so können die der Seele verwandten Geister den Körper bewegen, freilich nur innerhalb der Naturgrenzen, innerhalb deren nach Albertus Magnus den guten Geistern gröfsere Stärke

---

[1]) Nur in so weit gestattete man die Realität der Wahrsagekunst, denn die Zukunft weifs nur Gott allein.

[2]) Am getreuesten spiegeln die beiden ganz in diesem scholastischen Banne lebenden mönchischen Schriftsteller Caesarius von Heisterbach und Thomas von Chantimpré (Anfang und Mitte des XIII. Jahrh.) diese Anschauungen des Volkes. Letzterer war lange Zeit Pönitentier und hatte durch die seit dem Jahre 1215 eingeführte Ohrenbeichte ausgiebige Gelegenheit, die Meinungen des Volkes in sich aufzunehmen. In einer Fülle von Anekdoten liefern sie dem Forscher unschätzbares Material für die Beurteilung des damaligen Geisteslebens. — Luther in seinen Tischreden unter dem Kapitel 'Vom Teufel und seinen Werken' bietet das Gegenstück.

[3]) Daniel Kap. 14.

[4]) Matth. 4, Luc. 4. Die Frage, wie der Teufel Christus entführt habe, ob er ihn an der Hand genommen, auf dem Rücken getragen habe oder mit ihm geflogen sei, war natürlich für den pedantischen Geist der Scholastik eine wichtige Frage, an der jeder seine Kraft versuchte. Schliefslich einigte man sich im XIV. Jahrh. für die Luftfahrt.

eigen ist als den bösen. Eine Förderung fand die für die zügellosesten Ausschweifungen der Phantasie nur allzureife Zeit an der oben besprochenen Idee von der Entrückung, die Augustinus offenbar selbst nicht als durchaus geistig aufgefafst hatte, indem er an dem Beispiele der nach Taurien versetzten Iphigenie nachwies, dafs die Dämonen — und ein solcher war ja Diana — auch den Leib entrücken können. Wenn diese Säule der Kirche der Phantasie solchen Spielraum liefs, so wird man sich nicht wundern dürfen, dafs die gelehrten Männer der Scholastik ihre Autorität mit der des Heiligen deckten, erst recht nicht, dafs so kritik- und zweifelfreie Leute wie Caesarius und Thomas von Chantimpré die wahnsinnigsten Märchen mit vollem Glaubensernste in sich aufnahmen.

Selbst die alte, durch die Arbeiten des IX. und X. Jahrh. abgethane Wahnvorstellung der Wettermacherei ward wieder hervorgeholt, und wieder mufste des Augustinus Autorität herhalten, um dem im Volke trotz Agobard und Burchard nie gestorbenen Aberglauben die nötige wissenschaftliche Schminke zu geben. Thomas von Aquin und Bonaventura sprechen sich energisch für die wettererzeugende Kraft der Dämonen aus, und damit war für Jahrhunderte der Beweis erbracht.

Fassen wir das bisherige Ergebnis zusammen, so sehen wir, dafs es der Scholastik mit Hilfe ihrer abenteuerlichen Dämonenlehre trotz der Errungenschaften des IX. und X. Jahrh. gelungen ist, unter Zurückgreifen auf die mystischen Anschauungen und Behauptungen des heiligen Augustinus für die im Volke lebenden Vorstellungen in ihrem Sinne eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen. Es erübrigte nur noch die von ihr theoretisch gegebenen Anregungen zusammenzufassen und zu verwerten, um die nebeneinander herlaufenden Strömungen in einen Gesamtstrom zusammenzuleiten und so den neuen Hexenwahn zu schaffen. Und dafs dem in den nächsten zwei Jahrhunderten so wurde, dafür sorgte derselbe Orden, der die theoretische Nachweisung von der Teufelsmacht und Einwirkung auf den Menschen übernommen hatte, der Dominikanerorden. Das Mittel, mit dem er es erreichte, war die päpstliche Inquisition.

(Schlufs folgt)

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

W. Liebenam, Städteverwaltung im römischen Kaiserreiche. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. XVIII, 577 S.

Liebenams Buch beruht auf einer äufserst fleifsigen und sorgsamen Stoffsammlung. Die Ordnung und Sichtung des ungeheuren Materials ist dem Verf. die Hauptsache, eine Gestaltung desselben wird nur nebenher unternommen und ist überhaupt nicht seine Stärke. Und doch ist dies Buch für das Verständnis des Altertums, speziell der römischen Kaiserzeit, von hohem Werte. Denn die Stadt ist die Seele des antiken Staates. Wer dessen Wesen erkennen will, der mufs den Stadtgemeinden, aus denen er besteht, seine innerste Teilnahme zuwenden. Der alte Cato Censorius hatte von diesem Verhältnis sicherlich eine Ahnung, wenn er in seinen 'Origines' nicht nur von Rom, sondern auch von den andern italischen Städten berichten wollte, wie sie entstanden und wie und unter welchen rechtlichen Bedingungen sie Glieder des römisch-italischen Bundesstaates geworden waren. Auch in neuerer Zeit ist das Interesse an der römischen Stadtverfassung so früh hervorgetreten, als es eine wissenschaftliche Behandlung der römischen Geschichte giebt. Doch wurde dieses Forschungsgebiet zunächst ein Tummelplatz für juristische Theorien. Erst die in immer stärkerer Fülle ans Licht tretenden Inschriften, die natürlich vorzugsweise städtische Verhältnisse betreffen, und die Auffindung mehrerer Stadtrechte, auf deren Deutung Mommsen die ganze Fülle seiner Kenntnisse und seines Scharfsinnes verwandt hat, bot auch der historisch-antiquarischen und schliefslich auch der volkswirtschaftlichen Betrachtungsweise reichen Stoff.

Denn zu der schon 1732 zu Heraclea in Lucanien gefundenen Lex Iulia municipalis aus dem Jahre 46 v. Chr.[1]) und zu der 1760 in den Ruinen Veleias bei Piacenza gefundenen Lex Rubria de Gallia Cisalpina kamen im Jahre 1851 die Stadtrechte von Salpensa und Malaca, die Mommsen 1855 ausführlich kommentierte, und 1870 und 1874 die besonders interessante Lex Ursonensis, auch Lex Coloniae Genetivae Iuliae genannt, das Stadtrecht von Urso (heute Osuna in Andalusien), wohin M. Antonius im Jahre 44 *iussu C. Caesaris dict. imp. et lege Antonia sena(tus)que c(onsultis) pl(ebi)que sc(itis)* eine Kolonie ausführte, durch die ein Teil der Veteranen Cäsars mit Ackerland versorgt wurde. Ferner ist das 1880 gefundene Fragmentum Atestinum zu nennen, das eine gewisse Verwandtschaft mit der Lex Rubria zeigt, und das 1894 gefundene Fragmentum Tarentinum, dessen Sprache zu beweisen scheint, dafs sich dieses Stadtrecht an die Lex Iulia de civitate sociis danda vom Jahre 90 anschlofs. Damals wurde wohl Tarent ein römisches Municipium, und infolgedessen wurde das Stadtrecht im Anschlufs an die allgemeinen Bestimmungen der Lex Iulia de civ. s. d. aufgezeichnet.

Es ist natürlich, dafs die Wissenschaft das Bedürfnis empfindet, diese und andere zuströmende Materialien immer wieder zu einem Gesamtbilde zu verarbeiten. Ein solches versuchte 1864/65 E. Kuhn in dem bekannten Buche 'Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reiches' zu geben. Dann hat Mommsen 1887 im III. Bande des 'Staatsrechtes' I. Abt. von S. 580 an den gewaltigen Stoff in mehreren Abschnitten behandelt, aus denen besonders der über das 'Municipalrecht im Verhältnisse zum Staat' hervorzuheben ist; einen kurzen

[1]) Liebenam ist geneigt, die Annahme dieses Gesetzes mit Savigny und Mommsen ins Jahr 45 v. Chr. zu verlegen, da Cicero Ep. VI 18, 1 an Lepta Ende des Jahres 46 v. Chr. schreibe: *Statim quaesivi e Balbo per codicillos, quid esset in lege: rescripsit eos qui facerent praeconium vetari esse in decurionibus, qui fecissent non vetari,* damals also sei das Gesetz erst promulgiert gewesen. Dagegen hat mit Recht bereits Lange (R. A. III 449) hervorgehoben, es müsse schon 46 gegeben sein, 'da es Cicero schon im Februar 45, als Cäsar Rom bereits wieder verlassen hatte, und zwar nicht als Entwurf oder rogatio, sondern als lex erwähnt'. Ihm stimmte Nissen, Rh. Mus. XLV 100 bei. Der Savignysche Ansatz beruht auf einer falschen Datierung des angeführten Briefes. Dieser ist gegen Ende Januar 45 geschrieben; damals war das Gesetz aus den von Lange angeführten Gründen sicherlich bereits gegeben. Da aber Cäsar schon etwa am 5. Nov. 46 von Rom abgereist war, so ist die Lex Iulia municipalis auch noch vor diesem Termin anzusetzen; vgl. O. E. Schmidt, Briefwechsel S. 422 u. 424.

Auszug der Mommsenschen Gedanken über Stadt und Staat findet man auch in dem 1893 erschienenen 'Abrifs des römischen Staatsrechtes' S. 73 f. u. 281 f.

Seitdem ist das Material zur Erkenntnis des antiken Städtewesens wieder recht ansehnlich gewachsen, namentlich durch die von der österreichischen Regierung und den österreichischen Mäcenen unterstützten Forschungsreisen nach Asien, sowie durch die unermüdliche Thätigkeit der Franzosen in der wissenschaftlichen Erforschung des römischen Afrika und durch zahlreiche Inschriftenfunde in Italien, über die die betreffenden Zeitschriften Auskunft geben.

Nach solcher Vermehrung des Stoffes war es wohl an der Zeit, unsere Anschauungen über das Städtewesen im Römerreiche teils zu revidieren, teils zu erweitern, wie es Liebenam in seinem obengenannten Buche gethan hat. Freilich forderte einerseits die Fülle, anderseits aber die Sprödigkeit des überlieferten Stoffes, endlich auch die Rücksicht auf den Umfang des Buches vom Verf. in mehr als einer Hinsicht Beschränkung. Die eigentlichen historischen Fragen z. B. nach der Entstehung, Entwickelung und dem Verfall der einzelnen Städte oder bestimmter Gruppen von Städten treten zurück; es fehlt wohl auch noch an einer genügenden Zahl von Monographien über einzelne Städte; dagegen sind die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund gerückt; der Verf. präcisiert S. VII seine Aufgabe auf die Untersuchung, 'inwiefern und ob der städtische Haushalt gegenüber den von Kommune und Staat gestellten Anforderungen in Ordnung gehalten werden konnte'. Dabei ist Rom selbst begreiflicherweise aufser Betracht geblieben, ebenso Ägypten, das als kaiserliche Domäne eine Sonderstellung einnimmt und uns gegenwärtig aus seinen Papyri mit einer solchen Flut neuen Stoffes überschüttet, dafs der Zeitpunkt für eine Zusammenfassung desselben noch nicht gekommen zu sein scheint.

Liebenam gliedert den Stoff in drei Bücher. Im ersten (S. 1—173) spricht er von den Einnahmen und Ausgaben der Städte, im zweiten (S. 174—430) von der städtischen Vermögensverwaltung, im dritten (S. 431—538) vom Verhältnis der Stadt zum Staate. In einem Anhange (S. 539—566) werden 'Nachweise von wichtigeren Ämtern in griechischen Städten unter römischer Herrschaft' zusammengestellt, den Schlufs bildet ein nach Sachen geordnetes Register (S. 567—577). Das städtische Ausgabenbudget z. B. wird S. 68—173 in folgenden Kapiteln behandelt: 1. Kultus und sakrale Zwecke. 2. Erziehung und Unterricht. 3. Gesandtschaften. 4. Staatspost und Einquartierung. 5. Badeanstalten. 6. Pflege der öffentlichen Wohlthätigkeit (städtische Ärzte, Alimentarinstitutionen). 7. Getreideversorgung. 8. Veranstaltung von Spielen und Volksbelustigungen. 9. Ehrenerweisungen (Kaiserkultus). 10. Bauwesen (Stadtmauer, Bau und Unterhaltung von Strafsen, Kloakenanlagen, Entwässerungskanäle, Latrinen, Strafsenbeleuchtung, Wasserleitungen, sonstige Bauten). Die Darstellung ist so eingerichtet, dafs der eigentliche Text die allgemeineren Beobachtungen enthält, während in den Anmerkungen die Beispiele dafür aus den Einrichtungen der einzelnen Städte zusammengetragen sind, ohne dafs dabei Vollständigkeit erstrebt oder erzielt worden wäre. Im übrigen ist es sehr schwer, von dem reichen Inhalte des Buches einen Begriff zu geben oder alle die einzelnen Punkte aufzuzählen, in denen durch Liebenam ein Fortschritt unserer Erkenntnis erzielt worden wäre. Aber so viel kann man behaupten, dafs das Buch sich dem, der sich über einzelne Fragen der städtischen Verwaltung und städtischen Entwickelung unterrichten will, als ein treuer und zuverlässiger Ratgeber und Führer erweist. Wünschenswert wäre freilich die Hinzufügung eines Registers der vorkommenden Städtenamen, damit man schnell zusammenstellen kann, was das Buch z. B. über Capua oder Puteoli enthält. Von Einzelheiten will ich nur eine hervorheben. Auch Liebenam gelangt S. 472 zu der Ansicht: 'Die bisherige Anschauung, dafs aufser vielen anderen Verdiensten um die dauernde Ordnung des römischen Staates Cäsar auch den Ruhm beanspruchen dürfe, in dem Julischen Municipalgesetze die für die Zukunft gültigen Normen der städtischen Verfassung niedergelegt zu haben, ist nicht mehr aufrecht zu halten, nachdem die zweifelsohne aus einer früheren Zeit stammenden Reste des Tarentiner Gemeindestatuts bekannt geworden sind.' Das Tarentiner Stadtrecht lehnte sich, wie schon der Italiener G. de Petra ausgeführt hat[1]), vermutlich an die ältere Lex Iulia (municipalis) aus der Zeit des Bundesgenossenkriegs (90 v. Chr.) an, von der Cäsars Lex Iulia municipalis (vom Jahre 45 v. Chr.) vielleicht nur eine ergänzende Redaktion darstellt.

Besonders interessant ist der Abschnitt über die 'Staatsgewalt und die städtische Selbstverwaltung' S. 463—476, in dem 'die-

---

[1]) Monumenti antichi della Reale Accademia dei Lincei VI (1895) S. 427 f.

jenigen Momente herausgehoben werden, an denen der stetig wachsende Einflufs des staatlichen Übergewichtes auf die kommunale Entwickelung während der Kaiserzeit sich verfolgen läfst', und der sich daran anschliefsende Abschnitt über den 'Niedergang der Städte' bis S. 503. Es ist ein betrübendes Bild zu sehen, wie die noch im Zeitalter Ciceros stolzen und selbstbewufsten Ratsherren der Städte sich allmählich in die geplagten und verarmenden Existenzen der Kurialen verwandeln, die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als gleich gepeinigten Sklaven aus ihrem schmerzensvollen Amt zu entlaufen. Sie gleichen aufs Haar jenen unseligen 'Collecteurs' der Staatssteuern in den französischen Gemeinden des XVIII. Jahrh., die, mit dem Hafs der ganzen Gemeinde beladen, dem Staate mit ihrem eigenen Vermögen für den richtigen Eingang der Steuern hafteten. Schliefslich glitt, da 'inmitten des allgemeinen Verfalls das imposante Gefüge und unbedingte Ansehen der Kirche den einzigen sicheren Rückhalt bot', die städtische Verwaltung in die Hände der Geistlichkeit hinüber, und der Bischof wurde zugleich auch die höchste Aufsichtsbehörde in seiner Stadt.

Ergänzt werden Liebenams Darlegungen in vortrefflicher Weise durch die scharfsinnigen und eindringenden Forschungen von A. Schulten, der insbesondere die Geschichte und die rechtliche Verfassung der *saltus* d. i. der grofsen Grundherrschaften, ferner der Landgemeinden und der Lagerstädte zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat.[1])

Hält man alles zusammen, so hat man den Eindruck, dafs nicht die hereinbrechenden Germanen die Städte des Römerreichs vernichtet haben, sondern dafs diese sich schon vor den Stürmen der Völkerwanderung im Zustande der Auflösung und Verwesung befanden. Das mächtig aufstrebende bürgerliche Gemeingefühl hatte einst die Städte als blühende Organismen, als Mittelpunkte des Rechts und der Wehrkraft aus der Vereinigung der Gaugenossen ins Leben gerufen; so war es ihr Los, mit dem Erlöschen dieses bürgerlichen Gemeingefühls wieder dahinzusinken. An Stelle der Stadt tritt vielfach die grofse Grundherrschaft, oder das Territorium der Stadt löst sich, wo es kein Bischof zusammenhält, wieder in die alten Gaue auf, wie ich es an Arpinum als an einem typischen Beispiele nachgewiesen habe.[1]) Diese rückläufige Entwickelung war längst im Gange, ehe die kampfesfrohen Germanen die Römerwelt überfluteten. Demnach war wohl auch die Überführung der antiken Welt von einer Gemeinschaft der Stadtstaaten in eine Gemeinschaft von Gaustaaten nicht eigentlich das Werk der Germanen: sie fanden diesen Prozefs vielmehr schon in vollem Flusse vor und verhalfen ihm nur noch vollends zum Siege, weil ländliche Siedelungs- und Lebensweise ihren Neigungen entsprach. Früher wurde das Wiederhervortreten der Landschaft vor der Stadt zu jenen typischen Erscheinungen des Mittelalters gerechnet, die nur auf Rechnung der Germanen zu setzen seien: jetzt finden wir hier vielleicht eine der Brücken kontinuierlicher Entwickelung, die vom Altertume zum Mittelalter hinüberleiten.

Otto Eduard Schmidt.

[1]) A. Schulten, Die Grundherrschaften; Göttinger Abh. d. G. d. W. 1897. — Die Landgemeinden im röm. Reich; Philol. N. F. VII 627 f.; Hermes XXXIII 534 f. u. s. w.

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. II. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1900. X, 223 S.

S. hatte in einem früheren Hefte die vor Abschlufs der hochdeutschen Lautverschiebung ins Deutsche aufgenommenen Lehnworte zusammengestellt. Jetzt führt er die Darstellung von diesem Zeitpunkt bis zu Beginn der neueren Zeit. Innerhalb der damit gegebenen chronologischen Folge ordnet S. das reiche Material nach den Sprachen, aus denen die Entlehnungen stammen, und nach sachlichen Gruppen, wie Kirche, gelehrte Bildung, Rittertum, Handel: so ermöglicht er jedesmal einen Überblick über die zusammengehörigen Entlehnungen, also auch über die Summe der vom Ausland angeregten Kulturfortschritte auf den einzelnen Gebieten. Hemmend wirkt dabei die anderseits doch notwendige Beschränkung auf die Worte, die in der deutschen Sprache bis heute fortleben, die einigemale, z. B. beim Turnierwesen, zu Gunsten des Gesamtbildes aufgegeben ist. In den etymologischen Angaben folgt S. den besten vorhandenen Hilfsmitteln mit Umsicht und selbständigem Urteil, mehrfach, wie bei den Worten Schach und Sklave, bietet er auch eigene, neue Ansichten. Bei der Zusammenstellung wird wieder einmal recht deutlich, wie viel unsicheres Gut unter den landläufigen Etymologien doch noch im Umlauf ist.

[1]) Arpinum (Programm der Meifsner Fürstenschule 1900) S. 28 f.

Im einzelnen sind mancherlei Zweifel möglich. An der S. 16 behaupteten Popularität des Orgelspiels erlaube ich mir zu zweifeln angesichts einer Forderung, wie sie Eberlin von Günzburg (Schriften herausg. von Enders I 109) 1521 aufstellen konnte: 'In der kirchen sol man nit orglen noch pfeifen noch yn figuris singen, aber allein ein ernstlich gesang gemeiner mass vnd vesper', oder gar gegenüber der Behauptung des Neuen Karsthans (Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit II 26, vgl. 233 369): 'Was sol man auch sagen von den orgelen und von den glocken, die so gemein worden seind, dasz iezund nahend kein dorf ist, es wil drei oder vier oder fünf haben? in dem allem ich gar kein andacht spür, kan auch nit denken, wie etwas gůts von solichem gezier komen mög. fürwar do ich ein jüngling was, wann man in kirchen uf den orgelen pfiff, gelustet mich zů danzen.' Bei kasteien S. 19 hätte Erwähnung verdient, dafs die jetzt geltende Form mitteldeutschen Ursprungs ist und erst durch Luthers Einflufs das ältere *kestigen* verdrängt hat. Peinigen ist nicht erst von Fischart gebildet, wie S. 21 gesagt wird, sondern in den mhd. Wörterbüchern schon aus dem XIII. und XIV. Jahrh. belegt. Die Runen sind vom lateinischen Alphabet nicht nur beeinflufst (S. 24), sondern durchaus daraus abgeleitet. Lesen in seiner jüngeren Bedeutung ist wohl einfach eine Übersetzung des lateinischen *legere*. Die Einteilung in Aventiuren tritt zuerst nicht im höfischen Ritterepos (S. 110), sondern im Volksepos auf, nämlich in Redaktion C des Nibelungenliedes. Rotte aus mlat. *rupta* (S. 111) ist noch jetzt erhalten im Rotwelsch. '*Siteche unde tûben*' sind im Mittelalter nicht nur auf Priesterornate gestickt, sondern z. B. auch auf Helmbrechts Haube. In dem mhd. *prüeven* (S. 115) fliefsen, soweit es die Bedeutung 'rüsten, schmücken' bekommen hat, lat. *praebere* und *probare* zusammen, dagegen ist das allein dem lat. *probare* entsprechende md. prüfen im XVI. Jahrh. in Oberdeutschland unbekannt und mufs z. B. von den Glossaren zu Luthers Bibelübersetzung mit 'mercken, erkennen, versuchen, erkunden' erklärt werden.

Der Stil ist gewandt und geschmackvoll; er vermeidet die Eintönigkeit und meist auch die Trivialität, die sich bei fortlaufender Darstellung eines lexikalischen Stoffes so leicht einfindet. So kann das hübsche Buch warm empfohlen werden.

Alfred Götze.

Die ganze Ästhetik in einer Nuss oder Neologisches Wörterbuch von Christoph Otto Freiherrn von Schönaich (1754). Mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Albert Köster. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1900. XXVIII, 612 S.

Eins der interessantesten Aktenstücke für den Litteraturkrieg zwischen Leipzig und Zürich wird hier in der bekannten Sauerschen Sammlung deutscher Litteraturdenkmale von kundiger Hand erläutert geboten. Die Ausgabe war längst ein Bedürfnis. Köster hat sie mustergültig besorgt. Sie wird dem deutschen Sprachforscher wie dem Litterarhistoriker gleich willkommen sein. Beide werden aber dem Herausgeber auch reichlich Dank wissen für seine mühevollen und zeitraubenden Streifzüge in den Niederungen unserer Litteratur.

Es ist ein eigen Ding mit diesem Pamphlet. Trotz oder gerade infolge völlig unmethodischer Abfassung ist das wunderliche Geschmackslexikon ein fast unentbehrliches Hilfsmittel geworden für ein tieferes Erfassen des hochbedeutsamen Umschwungs, der sich etwa um die Mitte des XVIII. Jahrh. in der deutschen Litteratur vollzog. Klopstock brach vielverheifsend Bahn und fand begeisterten Zuruf. Freilich gab es nach des Herausgebers schönem Bild Eulen genug, die das junge Licht nicht vertragen konnten. Und das ist nun der bleibende Wert dieses Buches, dafs in ihm der latente Widerstand, der schliefslich jede Litteraturrevolution zu hemmen und womöglich zu vereiteln sucht, einen so greifbaren Ausdruck erhielt. Denn nur selten ist es uns vergönnt, den hartnäckigen Kampf des Zopfes und der Philisterei, in dem Falle den Mifsmut und Abscheu des konservativen Durchschnittslesers, gegen eine neuaufstrebende Kunstrichtung in ähnlicher Unmittelbarkeit zu studieren. In geradezu verblüffender Reichhaltigkeit sind in der vorliegenden Flugschrift die neologischen Sprach- und Stilsünden der Schweizer und ihres Anhanges zu Papier gebracht. Alle Register der Satire bis zu den persönlichsten Invektiven werden gezogen, um der verhafsten Gegnerschaft den definitiven Untergang zu bereiten. Der erbitterte Anwalt des zurückgebliebenen Publikums war der Lausitzer Baron Otto von Schönaich, ein eingeschworener Gottschedianer.

Seine leidenschaftliche Polemik hätte zwar auch bei vernünftigerem Ausgangspunkt gewifs nicht zum Ziele geführt. Ihn aber ohne weiteres als fanatischen Narren hinzustellen, wie man es lange genug be-

liebt, verrät eben doch nur Mangel an Verständnis für das Werden und Wollen dieser Persönlichkeit. Wer jemals die qualvollen, oft bitter verzweifelten Aufschreie aus dem unnatürlichen Knechtschaftsverhältnisse im Vaterhause, unter dem der bildungsbeflissene und von Natur so gutherzige Edelmann Jahrzehnte hindurch zu leiden hatte, in seinen brieflichen Bekenntnissen eingesehen hat, kann unmöglich kurzer Hand den Stab über ihn brechen. Man braucht deshalb noch lange nicht etwa eine 'Rettung' nach dem Schlage des kritiklosen Gottschedschwärmers E. Reichel in Szene zu setzen. Wohl aber kann man sich Kösters Objektivität zum Vorbild nehmen. Zutreffend leitet er Schönaichs Schriftstellerei aus einer satirischen Grundstimmung ab. *Facit indignatio versum* führt er ja selbst im Munde. Dagegen möchte ich ihn nicht als ungebildet bezeichnen, zumal im Hinblick auf den Wissensumfang des zeitgenössischen Mittelschlags. Einseitiger allerdings als er konnte man die litterarischen Erscheinungen wohl kaum beurteilen. Gottsched war eben und blieb sein Gott. Ihm hat er die Treue trotz aller Anfechtungen, und obwohl mit der Zeit sein Glaube in mancher Beziehung doch ins Wanken geriet, unerschütterlich gehalten, selbst unter Aufopferung der eigenen Person.

Gut orientiert die Darstellung der litterarischen Vorbilder und inneren Einrichtung des Werkes. Zu dürftig kommt die Vorgeschichte weg.[1] Dagegen hätte die spezielle Feststellung des hinlänglich bekannten Anteils der beiden Verfasser — denn auch der Hofmeister J. G. Reichel steuerte eine Anzahl trivialer Notizen bei — ruhig fehlen können. Allgemeines Interesse erregt aber die bei aller Knappheit doch recht gehaltvolle Skizze über die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache (X ff.). Von des sprachgewaltigen Luther Verdiensten um die Ausbildung der ursprünglichen Geschäftssprache anhebend, verfolgen wir die wichtigsten Faktoren, die bei dem jahrhundertelangen Prozeſs der inneren und äuſseren Bereicherung thätig waren, bis zu dem durch die Wolfische Philosophie bewirkten Stillstand, der aber nur die Ruhe vor dem Sturm war. Denn die Opposition der Schweizer gegen Gottscheds Regeldiktatur brachte einen Prinzipienkampf zur Entscheidung. Entwickelungsabschluſs oder Fortschritt — das war die Frage.

An diesen Überblick über die sprachlichen und metrischen Einwände Schönaichs schlieſst Köster eine kurze Charakteristik der stilistischen Gegensätze (XIII ff.). Die Übertreibungen auf beiden Seiten, besonders in Sachen des poetischen Ausdrucks, werden mit Recht betont. Über den äuſseren Erfolg des Wörterbuchs berichtet der Herausgeber nicht. Man sieht nicht recht ein, warum. Gegen die stille Wirkung, die er an Bodmers Noah überzeugend konstatiert, steht dieser zum mindesten nicht zurück. Eine Menge brieflicher Äuſserungen von Wieland, Gleim, Ramler, Geſsner und anderen, Rezensionen und neue Streitschriften von teilweise unerhörter Maſslosigkeit beweisen genügend, wie bedenklich das Geschoſs eingeschlagen hatte. Holte doch gegen Ende der Gottschedianer Kasparson nochmals zu einem summarischen Vernichtungsstreich aus, der aber nur ein Schlag ins Wasser war, insofern seine mit Gottscheds Unterstützung begonnene und nach Popes Vorlage gearbeitete Aniade oder Eseliade niemals fertig wurde. Übrigens ist mir Klopstocks Bekanntschaft mit Schönaichs Ästhetik doch recht wahrscheinlich (Muncker, Klopstock S. 294).

Der Hauptwert der Ausgabe aber beruht in den Anmerkungen. Die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, von der sie zeugen, hat schon R. M. Meyer in diesen Blättern (Bd. V 577) rühmend anerkannt. Sie bieten erstaunlich viel über das Aufkommen und die Verbreitung von Wörtern und Formen, über Bedeutungswandel, Zusammensetzungen, Ableitungen, Konstruktionen — kurz einen reichen Ertrag für Grammatik, Syntax und Lexikon (vgl. z. B. S. 520 'Einbürgerung eines Dialektwortes in die Schriftsprache'). Nicht minder gut kommt die Poetik weg. Ein ausführlicher Exkurs über die Natur der klingenden Reime wiederum (S. 484 ff.) dient zur Begründung eines wichtigen metrischen Gesetzes, während die Erläuterungen zu Klopstocks neuem Typus des 'lächelnden' Erlösers (S. 478 f.) oder zu dem Artikel 'reiche Weste' (S. 500 f.) kleine Ausschnitte aus der Bildungs- und Kulturgeschichte geben. Daneben wird z. B. eine wirklich historische Bearbeitung der Fremdwörter angeregt (S. 461), vor deren Ausrottung mit Stumpf und Stiel er besonnen warnt, oder Untersuchungen empfehlend die Bahn gewiesen,

[1] Für Schönaichs anfängliche Zurückhaltung nur eine Probe (Schreiben an Flottwell vom 20. Mai 1752): 'Wir wollen doch auch in der Hitze ein bischen höflich seyn. Die Schweizer möchten denken, wir wollten ihnen in der wohlhergebrachten Grobheit einen Eingriff thun.'

z. B. über die durch den Vers bewirkten Abweichungen von der gewöhnlichen Wortstellung (S. 533) oder über Frankreichs Einfluſs auf das Schweizerdeutsch (S. 408), eine Aufgabe, die nach der schätzbaren Abhandlung von Louis P. Betz (Denkschr. zu Bodmers 200. Geburtstag, Zürich 1900, S. 165 ff.) erst recht lohnt. Die Litteraturgeschichte endlich fördert nicht nur die Beobachtung über die Abhängigkeit Lessings von den Seraphikern in den Lauraliedern, sondern auch der immer noch zu erwartende Geschichtschreiber der deutschen Anakreontik darf diese laux satura im guten Sinne nicht unbeachtet lassen.

Auffallend ist aber die Zurücksetzung des Briefwechsels und der reichen, an das Wörterbuch unmittelbar sich anschlieſsenden polemischen Litteratur, die doch der Interpretation manches bieten konnten. So finden beispielshalber die rätselhaften Initialen, die Köster nicht zu deuten vermag (S. 539, 25) mit Hilfe der 'Erläuterungen' (S. 113) sofort ihre Lösung als 'die heiligen Reden des Herrn von Aken, eines Hansen, eines Schmidts'. Im Anschluſs hieran eine kleine Nachlese. Über den jungen Görlitzer Dichter (S. 444) vgl. Schönaichs Brief vom 23. Febr. 1754. Zu S. 291, 29 sei erinnert, daſs dort der Verf. gegen den eigenen Vater ausfällig wird. Der Vers S. 161, 12 ist der Anfang einer Noahparodie, betitelt 'Der Klopfstock oder die Verhimmlung', die er eventuell mit zum Wörterbuch bestimmt hatte und seinem Leipziger Korrektor am 29. Dez. 1753 zufertigte. Betreffs der Verhöhnung Hallers als Thürhüter (S. 507, 42) ist darauf hinzuweisen, daſs der allerdings niedere Witz auf Gottsched zurückging, dessen zwar stille, aber unermüdliche Mitarbeiterschaft bei den ästhetischen Streitschriften seiner Anhänger mir überhaupt noch nicht gebührend gewürdigt zu werden scheint.

Die Behandlung des Textes und der Citate, sowie das vierfache sorgfältige Register verdienen unbedingtes Lob. Ein paar Worte noch über die im Anhang auszugsweise mitgeteilten Epigramme Schönaichs, die 1755 anonym erschienen, ohne daſs aber Köster deswegen den Beweis der Urheberschaft des Freiherrn anzutreten brauchte. Denn alle bekannteren Bibliographien, vielleicht nur Goedeke ausgenommen, weisen diese Sammlung richtig dem Verfasser zu. Dazu kommen auſser der von mir seinerzeit mitgeteilten Briefstelle noch eine ganze Reihe anderer. Schon am 22. Okt. 1754 kündigt er den beabsichtigten Druck an. Gottsched selbst hatte ihm die Züchtigung des verhaſsten Popowitsch darin durch Reichel aufgetragen. Bei der Übersendung der Schrift am 1. April 1755 fügt Schönaich bereits eine neue Serie von Epigrammen bei, die wie diejenigen auf Young und Haller später im 'Mischmasch' Aufnahme fanden oder wie die auf Klopstock sich nahezu decken mit den aus Buch III 49—51 mitgeteilten (S. 561). Was den Inhalt der letzteren anlangt, so möchte ich dabei auf die höchst bezeichnende Opposition des Theologen Genzmer aufmerksam machen, der in seinem Briefe vom 30. Mai 1752 in Anknüpfung an Gottscheds Aufsatz im 'Neuesten' (1752 S. 62 ff.) unverblümt sein Miſsfallen kundgiebt über die Vergleichung des Messias mit den 'Jüdischen Mährchen', da er eben aus eigener Erfahrung wisse, was das auf sich habe, 'bei Orthodoxen in den Verdacht der Ketzerei zu geraten'. Zur Erläuterung von Buch II 85—88 (S. 568 f.) können auch Reichels entsprechende Parodien im 'Hofmeister', III. Teil 29. Stück S. 232 herangezogen werden.

Zum Schlusse aber sei nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daſs auch der Lehrer des Deutschen diese vortreffliche Ausgabe nicht ohne Gewinn gelegentlich zu Rate ziehen wird.

Otto Ladendorf.

AD NOTAM

Für Jacob Burckhardts 'Behauptung', es werde im Alkestismythos bei der Aufopferung der Gattin einbedungen, daſs nun Admetos noch eben solange zu leben habe, als sein bisheriges Leben gedauert hat, giebt es einen Anhaltspunkt, der nicht gar so fern abliegt, als man nach der Anmerkung des Herrn Dr. Leo Bloch auf S. 47 dieses Bandes vermuten sollte. Mit dem Satze *Ἀπόλλων ᾐτήσατο παρὰ τῶν Μοιρῶν, ὅπως ὁ Ἄδμητος τελευτᾶν μέλλων παράσχῃ τὸν ὑπὲρ ἑαυτοῦ ἑκόντα τεθνηξόμενον, ἵνα ἴσον τῷ προτέρῳ χρόνον ζήσῃ* beginnt nämlich die Hypothesis der Alkestis des Euripides.

Jacob Oeri.

VERGILS ÄNEIS IM LICHTE IHRER ZEIT

Von Eduard Norden

(Schlufs)

V. DIE ÄNEIS ALS NATIONALES UND AUGUSTEISCHES EPOS

Die Prüfung der Zeitstimmung sowie einzelner Stellen der Äneis selbst hat zu dem Resultat geführt, dafs die Äneis ein romantisches Nationalepos ist, in dem die Gegenwart mit den leuchtenden Farben einer idealisierten Vergangenheit umkleidet, die Vergangenheit selbst in die Gegenwart hineinprojiziert wird, so dafs die römische Geschichte als ein grofser, aus Verheifsung, Erwartung, Vorbereitung und Erfüllung planmäfsig sich zusammenschliefsender Kreislauf erscheint, in dem Anfang und Ende unterscheidungslos sich vereinigen. Diese Vorstellung, die uns vielleicht fremdartig berührt, war für antikes Denken unmittelbar gegeben. Denn dafs der Gang der kosmischen und politischen Verhältnisse gewaltigen Kreisen von bestimmtem Umfang gleiche, und dafs daher von Zeit zu Zeit ein neuer Weltlauf mit genauer Wiederholung des früheren eintrete, war eine seit Jahrhunderten bei Griechen und Römern feste Anschauungsform, von der gerade auch das Zeitalter des Augustus beherrscht wurde: denn die unnatürliche Störung der normalen Verhältnisse durch das Chaos der Bürgerkriege schien im Verein mit furchtbaren Prodigien den Beweis zu liefern, dafs der alte Kreislauf beendet sei und eine Periode der Regeneration beginne: *Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo* (Buc. 4, 5), und von diesem Glauben hat Augustus selbst nachweislich Notiz genommen.[1] Im Centrum des alten Kreises hatte Äneas gestanden, in dem des neuen stand sein Nachkomme Augustus. Seine Person bildet daher den geistigen Mittelpunkt des Gedichts auch da, wo er nicht unmittelbar genannt oder indirekt bezeichnet ist, denn der providentiellen Mission seines in ihm kulminierenden Geschlechtes wurde es verdankt, dafs Rom seine Götter erhalten hatte, mit deren Hilfe es durch alle Gefahren hindurchgerettet war, dafs sich jetzt die römische Geschichte auf der Grundlage einer altersgrauen Vorzeit wieder erneute und dafs Latium das goldene Zeitalter wieder erlebte, welches einst zu Saturns Zeit geherrscht hatte (VI 792 ff.). Als Äneas den Schild mit der Darstellung der römischen Geschichte auf die Schulter nahm, da trug er 'den Ruhm und die Schicksale der Enkel' (VIII 731): so repräsentierte auch Augustus die ganze Nation in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft;

---

[1]) Serv. zu Buc. 9, 46 aus dem zweiten Buche der Autobiographie des Augustus.

die Grofsthaten Roms auch in der Vergangenheit sind indirekt sein Verdienst[1]), ja ein römisches Volk würde es ohne sein Geschlecht überhaupt nicht geben: *Aprilis a Venere, quod ea cum Anchise parens fuit Aeneae regis, qui genuit Iulum, a quo populus Romanus ortus* bemerkt Verrius Flaccus in den Fasten von Präneste zum 1. April (CIL. I 316); auf den Münzen erscheint schon seit dem Jahre 44 an Stelle des Kopfes der Roma das Bildnis erst Cäsars, dann des Augustus, die Penaten des julischen Hauses wurden zu den *penates populi Romani*[2]), und in demselben Sinn liefs der Kaiser es geschehen, dafs wenigstens in den Provinzen ihm und der Roma gemeinsame Tempel dediziert wurden (Suet. 52). Daher mufs der Schlufs falsch sein, zu dem Georgii (o. S. 251) gekommen ist, dafs die Äneis zwar national, aber nicht augusteisch sei. Man versteht vielmehr das ganz persönliche, überaus lebhafte Interesse, das der Kaiser für die Entstehung und den Abschlufs dieses Gedichtes an den Tag legte (Sueton-Donat S. 61 u. 64 Reiff.)[3]); denn er wufste, wie gut ihm der romantische Schimmer, den die Muse mittels eines als geschichtlich geltenden Mythus um sein geweihtes Haupt breitete, in den Augen der Menschen stand, die sich argwöhnisch gegen alles verhielten, was mit dem Namen und dem Anspruch des Neuen auftrat, und daher das Neue nur im Spiegel des Alten reflektiert sehen mochten.[4]) Es ist daher für die Auffassung, die Augustus selbst von der Äneis hatte, ganz charakteristisch, dafs er, um die Vernachlässigung eines seit alter Zeit üblichen Brauches zu rügen, einen Vers aus diesem Gedichte citierte[5]); und wenn Martial den Domitian, als er bei einem Gladiatorenspiel die Fechter in altertümlich einfachem Kostüm auftreten liefs, in einem Epigramm andichtete, dessen Schlufs lautet (VIII 80): *Sic nova dum condis, revocas Auguste priora: Debentur quae sunt quaeque fuere tibi,* so pafst das mit gröfserem Recht auf den ersten Augustus.

Giebt es nun für die vorgetragene Auffassung der Dichtung bestimmte äufsere Zeugnisse, die uns das durch Einzelinterpretation und Erwägungen allgemeiner Art Erschlossene bestätigen? Es existiert aus dem Altertum selbst nur e i n[6]) direktes Zeugnis über die Tendenz der Äneis. Sueton-Donat S. 59

---

[1]) Man mufs bedenken, dafs diese Vorstellung in der genealogischen Poesie seit alters traditionell war, wie aus Pindar bekannt ist, 'der immer die Ehren und Grofsthaten des Geschlechts den Nachkommen zurechnet' (v. Wilamowitz, Isyllos 170).

[2]) Vgl. Wissowa a. a. O. (o. S. 254, 2).

[3]) Vgl. Ovid, Trist. II 566 an Augustus: *tua Aeneis.*

[4]) Das geschichtliche Element der Äneis wird mit dem geschichtlichen Sinn des römischen Volkes gut in Zusammenhang gebracht von Th. Plüfs, Vergil und die epische Kunst (Leipzig 1884) S. 142 ff.

[5]) Sueton 40: *Etiam habitum vestitumque pristinum reducere studuit, ac visa quondam pro contione pullatorum turba indignabundus et clamitans: 'En Romanos rerum dominos gentemque togatam'* (Aen. I 282) *negotium aedilibus dedit, ne quem posthac paterentur in foro circave nisi positis lacernis togatum consistere.*

[6]) Denn wertlos ist natürlich die in unseren Scholien sich findende Behauptung, Vergil habe die ganze römische Geschichte darstellen wollen, vgl. z. B. Ti. Donatus zu I 261: *Addidit etiam ipse Iuppiter fatorum dispositionem et omnem futuri temporis cursum. Et dum*

Reiff. sagt am Schlufs seiner Bemerkung über den Inhalt des Dichtwerkes, deren (hier nicht ausgeschriebener) Anfang uns später noch beschäftigen mufs: *argumentum . . . in quo, quod maxime studebat, Romanae simul urbis et Augusti origo*[1]) *contineretur.* In diesen kurzen Worten scheint mir thatsächlich alles Wesentliche zusammengefafst zu sein; meine ganze bisherige Argumentation ist nichts anderes als eine Interpretation der Suetonstelle. Georgii erwähnt letztere zwar gleichfalls (S. 3), fertigt sie aber mit der Bemerkung ab, sie 'enthalte nichts Unwahres, aber auch nichts irgend Belangreiches'.

Es giebt nun ferner, wenn ich nicht irre, eine Art von indirektem Selbstzeugnis des Dichters, das wir allerdings erst auf dem Wege der Interpretation gewinnen müssen. Wir kennen nämlich, wie bereits von den antiken Erklärern festgestellt ist, den Plan eines Gedichts, der sich mit dem der uns vorliegenden Äneis zwar in einzelnen Punkten berührt, sich aber nicht mit ihm deckt. Er steht bekanntlich im Prooemium des dritten Buchs der Georgica.[2])

'Auch euch' — dies ist der wesentliche Inhalt der Verse —, 'ihr Götter der Fluren, werde ich besingen; denn die Sagen der Vorzeit haben schon so viele Sänger gefunden, dafs auf diesem Gebiete mir niemand ein geneigtes Ohr leihen wird (νῦν ὅτε πάντα δέδασται).[3]) Daher, wenn ich dies Gedicht beendet habe, will ich ein Epos im Stil des Ennius dichten und mir gleichen Ruhm, wie dieser, verschaffen, mir zugleich und dir, mein Mantua: denn ich zuerst will dir, aus dem Musenland zurückkehrend, Palmenzweige bringen und auf deinen grünen Gefilden an den Gestaden des Mincius einen Marmortempel errichten dem Cäsar. Er soll im Mittelpunkt stehen und ihm will ich als Opfernder Gaben weihen und Spiele feiern; und auf den Thoren des Tempels will ich aus Gold und Elfenbein seine Grofsthaten darstellen, wie er siegreich die ganze Welt unterworfen hat. Aufstellen will ich auch die Ahnenreihe des Cäsar, die Götter und Heroen des julischen Hauses von Jupiter an. Der ver-

---

haec plena ordinatione ponuntur, in brevi complexione monstratur, quid contextus Vergiliani carminis esset habiturus. Gesta enim tetigit, quae saeculis omnibus ab Aenea usque ad Caesaris tempora et ipsius Caesaris scribere disposuerat. Sed haec in ipsius carmine idcirco perquiri non debent, quia fine vivendi conclusus proposita nequivit implere: dispositionem suam tamen in hoc libro firmavit.

[1]) Nur die letztere wird als die *intentio* des Dichters hingestellt in der Vorrede des von Donat abhängigen Servianischen Kommentars S. 4, 10 Th.: *Intentio Vergilii haec est,* (*Homerum imitari et*) *Augustum laudare a parentibus; namque est filius Atiae, quae nata est de Iulia, sorore Caesaris, Iulius autem Caesar ab Iulo Aeneae originem ducit.* Das ist richtig, aber nicht ausreichend. Manilius III 22 *Romanae gentis origo* von der Äneis.

[2]) Einiges von dem gleich Folgenden habe ich schon im Hermes XXVIII (1893) S. 516 ff. ausgeführt, mufs es aber hier des Zusammenhangs halber wiederholen.

[3]) An diesen Gedanken des Choirilos (vgl. auch Pind. N. 6, 53 f.) knüpft er offenbar an, aber wohl nur durch das Medium des Euphorion (A. P. XI 218 ἐπὶ πᾶσιν Χοίριλον Εὐφορίων εἶχε διὰ στομάτων). Ganz alexandrinisch ist ja auch die Aufzählung von Sagenstoffen, die er nicht behandeln will (4 ff.); vgl. Culex 26 f.; Hor. Od. II 12, 5 ff.; Prop. III 9, 37 ff.; Ovid, Trist. II 317 ff.; R. Reitzenstein, Hermes XXXV (1900) S. 94, 2; S. Sudhaus zur Aitna S. 96, 2.

fluchte Neid aber soll beben vor den Furien und dem Cocytus und den anderen Schrecknissen der Unterwelt. — Inzwischen will ich dir zu Liebe, Maecenas, dies vorliegende Gedicht zu Ende führen; dann aber will ich mich gürten zum Gesang tobender Kämpfe und des Cäsars Ruhm den spätesten Geschlechtern verkündigen.' Also ein Heldenepos will er dichten, in dessen Mittelpunkt der Cäsar steht; das soll der Tempel sein, den er in Mantuas Gefilden errichten will, wie man ja damals den siegreichen Cäsar wenigstens in einigen Provinzen durch Altäre und Tempel, sowie Festlichkeiten aller Art ehrte; nur dafs Vergil, der sich als Mitglied des heiligen θίασος gottinspirierter *vates* fühlt, einen Tempel in seiner Art zu bauen verheifst.[1]) Die Äneis hält nicht, was der Dichter hier versprochen hat[2]); das Verhältnis kehrt sich um: während in dem beabsichtigten Gedicht der trojanische Hintergrund nur angedeutet sein sollte, tritt in der Äneis das trojanische Element in den Mittelpunkt, und anderseits werden hier die direkten Beziehungen auf Augustus nur eingeflochten, während dort sich alles um dessen Heldenthaten gruppieren sollte.[3]) Wie sich die Zeitgenossen den Plan dachten, zeigen vor allem zwei deutliche Anspielungen des Properz. II 1, 25 ff.: 'Ich würde die Kriege des Cäsar besingen, Mutina, Philippi, den Sizilischen, Perusinischen und Alexandrinischen Krieg, sowie den aktischen Triumph, wenn ich es vermöchte, aber ich bin nicht fähig dazu, *Caesaris in Phrygios condere nomen avos*', d. h., wie M. Rothstein richtig erklärt, 'auf das Fundament seiner trojanischen Ahnen, also wesentlich die Geschicke des Äneas, die Erzählung seiner Grofsthaten aufzubauen'; ebenso II 34, 61: 'Den aktischen Sieg mag Vergil besingen, der j e t z t die Schicksale des Äneas und seine Landung in Italien zu dichten begonnen hat.'[4]) Man erwartete also, wie nach jener Ankündigung auch begreiflich ist, eine Art von Geschichte des

---

[1]) Dieselbe Metapher hat Prop. III 17, 29—39, und zwar in einer Form, die eine Abhängigkeit von Vergil unwahrscheinlich macht, also wohl beide nach hellenistischem Vorbild, wo die kurze Andeutung derselben Metapher in dem grofsartigen Prooemium Pindars Ol. 6 ausgeführt war.

[2]) Vgl. O. Ribbeck, Proleg. S. 44 und Georgii a. a. O. S. 3.

[3]) In 46 f.: *Mox tamen ardentis accingar dicere pugnas, Caesaris et nomen fama tot ferre per annos* u. s. w. ist *Caesaris* natürlich ἀπὸ κοινοῦ auch zu *pugnas* zu beziehen, wie die Aufzählung der Kämpfe 26 ff. zeigt. Dies gegen die (schon von P. Deuticke, Jahresb. d. Phil. Vereins 1899 S. 178 zurückgewiesene) Mifsdeutung von A. Amatucci in Riv. di filol. XXVI (1898) S. 412 ff.

[4]) Nach dieser ehrenden, in den einzelnen Ausdrücken (65 f.) überschwänglichen Erwähnung Vergils als Verkünders der kriegerischen Grofsthaten des Augustus ist es befremdend, dafs Properz im Einleitungsgedicht des dritten Buchs einen etwaigen epischen Darsteller der Kriegszüge des Augustus in recht despektierlichen Ausdrücken abthut (7: *Ah valeat, Phoebum quicumque moratur in armis,* vgl. 15 f.). Rothstein erklärt das aus dem zwischen der Publikation des zweiten und dritten Buchs gestiegenen Selbstbewufstsein des Properz, aber diese Erklärung genügt wohl noch nicht ganz: denn in solchen Ausdrücken sich über oder auch nur neben Vergil zu stellen, würde kein so viel jüngerer Dichter je gewagt haben. Vermutlich hatte er inzwischen von dem veränderten Plan der Äneis Kunde erhalten und konnte sich nun, da er den Vergil gar nicht damit traf, mit solchem Selbstbewufstsein über einen solchen Epiker stellen; vgl. auch Rothstein zu III 3, 3 f.

julischen Geschlechts, gipfelnd in der ausführlichen Darstellung der Groſsthaten des neuen Herrschers. Diesen Plan muſs Vergil bald aufgegeben haben: den veränderten Plan kennt Properz bereits im Jahre 26 (III 24, 61 ff.), wo er auſser den auf die aktische Schlacht bezüglichen Versen des VIII. Buchs — das war das Einzige, was an die *ardentes pugnae Caesaris* im ersten Plan erinnerte — den Anfang der Äneis citiert.

Weshalb hat er den ursprünglichen Plan aufgegeben? Es könnte zunächst scheinen — und dies war meine frühere Ansicht (Hermes XXVIII, 1893, S. 518 ff.) —, daſs der Grund ein ästhetischer war. Einer der fundamentalen Sätze der Aristotelischen Poetik ist der über die Unmöglichkeit eines historischen Gedichts (Kap. 9): 'Es ist aus dem Gesagten klar, daſs es nicht Sache des Dichters ist, das thatsächlich Geschehene zu sagen, sondern das Ideelle (*οἷα ἂν γένοιτο*) . . . Denn der Historiker und Dichter unterscheiden sich nicht durch das Unmetrische oder Metrische — denn man könnte die Geschichte Herodots ins Metrum bringen und sie bliebe eben doch Geschichte, mit oder ohne Metrum —, sondern der Unterschied ist der, daſs der eine das Geschehene sagt, der andere das Ideelle.'[1]) Nur scheinbar fallen die Stücke des Phrynichos und Aischylos mit historischem Sujet aus diesem Rahmen heraus, denn Xerxes wird von Aischylos (wie von Herodot) als Götterfrevler dargestellt wie irgend eine Figur des Mythus[2]), wie ja überhaupt der ganze Krieg als ein heiliger galt: nur der Botenbericht schildert *τὰ γενόμενα*, alles übrige *τὰ οἷα ἂν γένοιτο*. Ähnlich verhielt es sich mit Aischylos' Festspiel zu Ehren des von Hieron gegründeten Aitna; denn die Gründung einer Stadt war ein sakraler Akt, Hieron trat als ihr *κτίστης* den heroisch verehrten Gründern der Vergangenheit zur Seite.[3]) So durfte Choirilos von Samos es wagen, Aischylos' Persern seine epische *Περσηίς* an die Seite zu stellen, aber er war sich doch der Kühnheit seiner Neuerung bewuſst, wie das berühmte Prooemium beweist. Erst spät fand er Nachfolger, denn die *Μεσσηνιακά* des Rhianos behandelten einen romantisch-sagenhaften Stoff.[4]) Die Thaten Alexanders wurden von Choirilos von Iasos, dem Typus des *pessimus poeta* (Hor. Ep. II 1, 232 ff. u. a.), von dem es auch *Λαμιακά* gab, sowie nach ihm von einigen anderen[5]) ge-

[1]) Dies Prinzip hielt die Griechen — mit wenigen motivierten Ausnahmen — auch davon ab, historische Gemälde zu malen, wie von A. Gercke (Geschichtsmalerei im alten Athen, Nationalzeitung 1898 Nr. 557) ausgeführt wird.

[2]) Vgl. v. Wilamowitz a. a. O. (o. S. 253, 1) II 9: 'Die Perser des Äschylos haben es vermocht, die Geschichte der Gegenwart unmittelbar hinaufzuheben in die reine Höhe der Sage.'

[3]) Timaios-Diodor XI 49: *τοῦτο* (die Gründung Aitnas) *δ' ἔπραξε* (Hieron) *σπεύδων . . . ἐκ τῆς γενομένης μυριάνδρου πόλεως τιμὰς ἔχειν ἡρωικάς*. 66: *Ἱέρων δὲ . . . ἐτελεύτησεν ἐν τῇ Κατάνῃ καὶ τιμῶν ἡρωικῶν ἔτυχεν ὡς ἂν κτίστης γεγονὼς τῆς πόλεως*. Pindars erste pythische Ode gehört zu den wenigen gröſseren, die des konventionellen Mythus entbehren (denn 50—55 ist bloſses Ornament): das konnte sie, weil die Gründung Aitnas, die in ihrem Mittelpunkt steht, das notwendige religiöse Element bereits enthielt.

[4]) Vgl. L. Spengel, Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. X 1 (1863) S. 31, 2; E. Schwartz, Hermes XXXIV (1899) S. 434. Den gleichen Stoff behandelte ein Aischylos, der von Athen. XIII 599 E als *Ἀλεξανδρεύς* bezeichnet wird.

[5]) Die Namen bei Koepp a. a. O. (o. S. 262, 3) S. 65, 7.

feiert, aber das waren πανηγυρικοὶ λόγοι in Versen, die stofflich deshalb als legitim galten, weil in ihnen die Vorschrift des Aristoteles im Grunde genommen gewahrt blieb, denn sie stellten die Thaten ihres Helden nicht der Wirklichkeit entsprechend dar, sondern κρείττονας τῶν γενομένων, also οἷα ἂν γένοιτο.[1]) Von einem Hegemon aus Alexandreia in der Troas führt Stephanus Byz. ein Epos über den Leuktrischen Krieg an; wir wissen nichts über seine Zeit; besonders populär war der Stoff erst in der Zeit der zweiten Sophistik. Sicher haben die Dichter der alexandrinischen Pleias, für die die Sage längst tot war, historische Stoffe in dramatischer Form behandelt: wir hören von den Kassandreiern des Lykophron und dem Themistokles des Philiskos.[2]) Archias, der nach Cicero pr. Arch. 19 u. 21 *Cimbricas res attigit* und *Mithridaticum bellum totum expressit*, steht bereits unter römischem Einflufs. Denn dafs die Römer das Prinzip durchbrachen, ist für ihren nüchternen, auf das Thatsächliche gerichteten Sinn charakteristisch. Der Hang, *clarorum virorum laudes* zu besingen, war ihnen angeboren (Cic. Brut. 75 aus Cato), und die Annalen und Steine geben uns noch eine Vorstellung von dieser vorlitterarischen Poesie. Da war es begreiflich, dafs die ältesten Dichter der Litteratur, zumal es eine nationale Sage nicht gab, sich in den Dienst dieser Neigung stellten und historische Epen und Dramen schufen, offenbar sich anlehnend an die erwähnten jüngsten Schöfslinge der hellenistischen Epik und Dramatik: so setzten Naevius, Ennius, Hostius, Accius, die Furii, Varro von Atax und Cicero da ein und führten da weiter, wo die Griechen aufgehört hatten. Varius wollte oder sollte ein Epos schreiben, das enthielte, *quam rem cumque* Agrippa geleistet habe (Hor. Od. I 6), und diese Art von Epik florierte in der spätaugusteischen[3]) und tiberischen Zeit. Sie alle scheinen aber den konventionellen Götter- und Unterweltsapparat Homers beibehalten und so den Versuch gemacht zu haben, τὰ οἷα ἂν γένοιτο zu retten. Für uns wenigstens ist es erst Lucan, der den veralteten Plunder in die Ecke warf und sich begnügte, pathetische Geschichtserzählung in Versen zu geben; nur deshalb wurde er aus der Reihe der Dichter gestrichen, denn diese Kritik richtete sich nicht gegen das historische Epos als solches, sondern nur gegen diese neue Art von historischem Epos: Petron, einer der vielen Wortführer dieser Kritik, läfst den Stoff

---

[1]) An solche rhetorische Poesie denkt offenbar an einer meist mifsverstandenen Stelle der Verf. des Menexenos 239 C; darum konnten Phrynichos, Aischylos, Simonides und Choirilos von ihm übergangen werden, weil sie vom Standpunkt des Rhetors die Perserkriege nicht ἀξίως καὶ πρεπόντως behandelt hatten. — Von Projektionen historischer Stoffe in die Vergangenheit, wie sie in attischen Tragödien begegnen, ist im obigen natürlich abgesehen.

[2]) Fr. Susemihl, Griech. Litt. in d. Alexandrinerzeit I (Leipz. 1891) S. 273 280. Kassander war κτίστης seiner Stadt wie Hieron.

[3]) Vgl. schon Properz III 3, 43 ff. — Die von Suet. Aug. 85 erwähnte 'Sicilia' des Augustus (*unus liber exstat scriptus ab eo hexametris versibus, cuius et argumentum et titulus est Sicilia*) wird nicht sowohl auf den Krieg gegen Sex. Pompeius zu beziehen sein als auf eine ἔκφρασις der Insel, wie wir sie von Cicero und Trogus-Justin in Prosa, von Silius und Claudian in Versen haben.

als solchen durchaus gelten und verwahrt sich nur gegen das Fehlen der Götter- und Dämonenmaschinerie[1]); und im Sinne dieser Kritik, nicht im Sinne Lucans, dichteten dann Silius und die meisten Späteren ihre Epen.

In diesen Zusammenhang müssen wir nun das Prooemium der Georgica einordnen. Wir haben gesehen, dafs ein historisches Epos in konventionellem Homerisch-Ennianischem Gewande den Römern als stilgerechtes Litteraturwerk gegolten hat: ein solches Epos stellt ja nun auch Vergil in Aussicht, wie die Verse 34—39 zeigen, die allerdings erst genau verstanden werden müssen:

Stabunt et Parii lapides, spirantia signa,
35 *Assaraci proles demissaeque ab Iove gentis*
Nomina, Trosque parens et Troiae Cynthius auctor.
Invidia infelix Furias amnemque severum
Cocyti metuet tortosque Ixionis anguis
Immanemque rotam et non exsuperabile saxum.

Es ist charakteristisch, dafs gerade der Tartarus vorkommen sollte, denn seine Schilderung hielt man offenbar für wesentlich in einem historischen Epos, wie die Probe des Petron (V. 67 ff.) und das XIII. Buch des Silius zeigen. Aber was bedeutet die *Invidia?*[2]) Wie kann, fragt Ribbeck Proleg. 38 f., von ihr gesprochen werden, nachdem unmittelbar vorher die auf Jupiter zurückgehenden Ahnen Octavians aufgezählt worden sind? Wenigstens hätten doch diese Verse hinter dem Lobpreis der Thaten Octavians stehen müssen, da man sich wohl denken könne, dafs diese seinen Gegnern ein Anlafs zum Neide sein mochten. Er meint daher, die drei Verse 37—39 seien nach 33 zu stellen, d. h. unmittelbar nach Aufzählung der Triumphe. Dagegen ist schon eingewendet worden[3]), dafs auf diese Weise die zu Octavians Verherrlichung bestimmte Versreihe von 16 ab durch ein fremdartiges Einschiebsel durchbrochen würde. Die überlieferte Reihenfolge läfst sich aber auch durch zwei positive Argumente schützen. Zunächst sind offenbar die Verse 37—39 als Gegensatz zu 34—36 gedacht: hier die Götter des Lichts, Jupiter und Apollo, dort der Tartarus — übrigens eine in antiker Poesie, in der durch scharfe Gegenüberstellung gegensätzlicher Momente oft starke Wirkung erzielt wird, beliebte Antithese; vgl. z. B. Pindar Pyth. 1, 1—13 und 14 ff., Horaz Od. III 4, 42 ff. —: zu jenen gehört Octavian, in diesem weilen jetzt seine Feinde.[4]) Aber warum

[1]) C. 118: *Non enim res gestae versibus comprehendendae sunt, quod longe melius historici faciunt, sed per ambages deorumque ministeria . . . praecipitandus est liber spiritus.*

[2]) Die *Βασκανία* (*Φθόνος*) ist ein Dämon des Tartarus (vgl. Dieterich, De hymn. Orphicis, Marburg 1891, S. 49), aber an sie zu denken, wird durch das hier von ihr Gesagte ausgeschlossen.

[3]) N. Pulvermacher, De Georgicis a Vergilio retractatis (Berlin 1890) S. 96 f.

[4]) Horaz, Od. III 4, 74 ff. will unter den im Tartarus bestraften Sündern der Sage gemäfs der Symbolik dieses Gedichts bekanntlich gleichfalls die Feinde des dem Himmel bestimmten Augustus verstanden wissen (Mommsen, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1889 S. 30 f.). Dafs die Symbolik der Horazode griechischer Poesie nachgebildet ist, steht durch A. Reifferscheid, Analecta Horatiana (Breslau 1870) und Fr. Koepp, De gigantomachiae in poeseos artisque monumentis usu (Bonn 1883) fest. Also gilt Analoges von dieser Stelle Vergils.

heifsen diese in dem vorliegenden Zusammenhang gerade *invidi*? Das läfst sich mit Bestimmtheit sagen: von Antonius, der natürlich in erster Linie verstanden ist, hat Sueton eine Reihe von Aussprüchen bewahrt, die uns die neidvolle Gehässigkeit zeigen, mit der er die erlauchte Abstammung Octavians herabzureifsen suchte, Kap. 2: 'M. Antonius rückt ihm vor (in Briefen, vgl. Kap. 7), sein Urgrofsvater sei ein Libertine gewesen, ein Seiler aus dem Gau von Thurii, sein Grofsvater ein Wechsler', Kap. 4: 'Atia war die Tochter des M. Atius Balbus und der Julia, der Schwester des C. Caesar . . .; aber derselbe Antonius wirft ihm vor, indem er auch auf seine mütterliche Abstammung herabsieht, sein Urgrofsvater sei afrikanischer Herkunft und habe in Aricia bald einen Salbenladen, bald eine Mühle aufgemacht'; Kap. 70 berichtet Sueton von einem Gelage des Octavian, bei dem dieser selbst die Rolle des Apollo, die Gäste die Rollen anderer Götter gespielt hätten: die Affaire, die in der ganzen Stadt von sich habe reden machen, sei ihm von Antonius in Briefen mit dem bittersten Ton vorgehalten worden.[1]) — Die Schilderung der Unterwelt hat er in den späteren Plan, die uns vorliegende Äneis, herübergenommen, und an einer Stelle (VI 621 ff.) den Antonius unter den grofsen Sündern des Tartarus unverkennbar gezeichnet.

Es kann daher kein ästhetisches Bedenken gewesen sein, das den Dichter veranlafst hat, seinen ursprünglichen Plan umzugestalten. Der Grund war ein tieferer. Augustus wollte als Friedensfürst erscheinen, denn nach Frieden sehnten sich die von furchtbaren Kämpfen ermüdeten Menschen. Es war verfrüht gewesen, als der Dichter in jüngeren Jahren von Octavian gesungen hatte: *deus nobis haec otia fecit* (Buc. 1, 6), denn noch waren zehn Jahre des fast ununterbrochenen Tumults gefolgt. Aber nun waren wirklich die Zeiten der Mufse herangekommen, und Augustus wufste sie zu nützen: *cunctos dulcedine otii pellexit.* Mit bedeutsamer Ausführlichkeit und in einer Weise, der man den Stolz und die innere Befriedigung anmerkt, verweilt der Kaiser bei der dreimaligen Schliefsung des Janustempels (Mon. Anc. 13), und dementsprechend pflegte er die Soldaten nicht, wie es sonst üblich war, *commilitones*, sondern *milites* anzureden, da ihm erstere Bezeichnung mit der *temporum quies* unvereinbar erschien.[2]) Die Segnungen des Friedens sind es daher, die in grofsartigen Denkmälern, wie der auf dem Marsfeld im Jahre 13 v. Chr. vom Senat errichteten Ara Pacis Augustae, und in Darstellungen der *Εἰρήνη* oder Pax auf Münzen gepriesen werden; als Friedensbringer feiern ihn die Inschriften, so eine von Halikarnafs[3]): 'seine Vorsehung hat die Gebete aller nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen: in Frieden liegen da Land und Meer, die Städte blühen in guter Verfassung, Eintracht und Wohlstand', mit der im allgemeinen und in einzelnem Detail die neugefundene von Priene

[1]) Antonius selbst führte seinen Stammbaum auf Herakles zurück (wie Alexander d. Gr.): Plut. Ant. 4 36 60, und dementsprechend trägt er auf einer Münze das Löwenfell; vgl. E. Babelon, Monnaies de la républ. rom. I (Paris 1886) S. 166 Nr. 21, vgl. S. 168 Nr. 32.

[2]) Suet. 25; vgl. Mommsen, R. Staatsrecht II³ 846.

[3]) Anc. Greek inscr. in the Brit. Mus. IV 1 Nr. 894.

übereinstimmt.[1]) Diese Segnungen zu verklären säumte die Muse nicht, die durch sie neu erblühte. Wenn ein griechischer Epigrammatiker die Bienen pries, die in den Trophäen von Actium ihre Waben bauen könnten 'dank der edlen Gesetzlichkeit des Cäsar, der die Waffen der Feinde lehrte, Früchte des Friedens zu tragen'[2]), so war das mehr hübsch als tief gedacht und gesagt; einen wärmeren Ton wufste Tibull in einem bald nach der Schlacht bei Actium verfafsten Gedicht (I 10) zu treffen, in dem er (freilich in seiner Weise ohne Nennung des Cäsar) das endliche Rosten der grausigen Waffen und die Gnade des Friedens preist.[3]) Unter dem unmittelbaren Eindruck der grofsartigen Triumphe hatte Vergil das Versprechen gegeben, die Kriege des Cäsar zu feiern: wie hätte er es in einer Zeit halten können, die das Gegenbild der verflossenen Schreckensära war und deren Friedensprogramm der Princeps dadurch auch äufserlich inaugurierte, dafs er die Anzahl der Legionen erheblich herabsetzte (Mommsen zum Mon. Anc. S. 70)? Jetzt, da es nicht mehr galt zu zerstören, sondern das Alte neu aufzubauen, wird Augustus im Spiegelbild seiner erlauchten Ahnen von ihm als der Neugründer des alten Roms gefeiert, und nur gelegentlich, auf dem Wege sinnreicher Erfindung, seiner kriegerischen Thaten, auf deren Lobpreis der Kaiser selbst Wert legte, in Kürze gedacht.

Diese Erklärung wird, wie mir scheint, durch den Geist selbst, von dem das Augusteische Zeitalter getragen ist, empfohlen; ihre Richtigkeit läfst sich aber auch durch ein zeitgenössisches Zeugnis beweisen. Im Jahre 13 schreibt Horaz in dem konventionellen Stil, der für solche Absagen üblich geworden war, dem Augustus, er würde gern dessen kriegerische Grofsthaten besingen, wenn er sich nur an einen so gewaltigen Stoff heranwagte (Epist. II 1, 251 ff.). Als Ersatz dafür dichtete er die Ode, der er als der letzten des vierten Buchs auch äufserlich einen hervorragenden Platz gab. Hier erfahren wir den wahren Grund, der ihn dem Wunsch nicht nachkommen liefs: 'Nicht Kriege läfst mich Phoebus singen; du, Cäsar, bist Hüter des Friedens: die Saaten geben reichen Ertrag, die Parther haben unsere Feldzeichen zurückgegeben, der Janustempel ist geschlossen, Zucht und Sitte ist wiederhergestellt, alte Künste sind wieder ins Leben gerufen, durch die einst Latium und Italien grofs wurden und wir die Herrschaft über die Welt erlangten. So lange du Hüter des Staates bist, wird kein innerer oder äufserer Krieg uns aus unserem *otium* aufscheuchen, und das Schwert wird rosten, denn die Nationen der ganzen Welt werden

---

[1]) Athen. Mitt. XXIV (1899) S. 288 ff.

[2]) Philippos Thess. A. P. VI 236. Aus diesen Kreisen (von demselben? vgl. M. Rubensohn in der Festschrift für Vahlen, Berlin 1900, S. 112) stammt auch das auf einem Papyrus gefundene, von Kenyon in der Rev. de phil. XIX (1895) S. 177 ff. edierte Gedicht, wo es heifst (12): *ἀτρεκὲς ἐσβέσθη δ' οὔνομα καὶ πολέμου.*

[3]) Aus der Stimmung der Zeit erklärt sich die Emphase des viermal wiederholten *pax* 45—49 (die Einkleidung des Ganzen ist freilich konventionell, vgl. Kallim.-Catull 66, 42 ff.). — Ähnliche Äufserungen Prop. III 11, 71 f.; Hor. Od. IV 5; Antipater Thess. A. P. IX 297; C. Valgius Rufus bei Plin., N. h. XXV 4; Ovid, Fast. I 285 ff. u. ö.; Germanicus, Phaen. 5 ff. und besonders schön Philo, Leg. ad Gaium 21 (II 567 M.). Einiges andere bei Gardthausen a. a. O. (o. S. 265) I 477 ff. II 264 ff. 497.

deinen Geboten sich fügen. Und so wollen wir denn nach Brauch unserer Ahnen Tag für Tag beim Wein im Kreise unserer Frauen und Kinder nach feierlichem Gebet die grofsen Helden der Vorzeit im Gesang zur Flöte preisen, Troja und Anchises und Äneas.'[1]) Indem er so in diesem Zusammenhang zuletzt auf den von Vergil behandelten Stoff hinweist, ist er ein deutlicher Interpret der Stimmung, die diesen von dem früheren Plan zum späteren geführt hat.

VI. DIE ÄNEIS ALS ITALISCH-GRIECHISCHES EPOS

Die Äneis war noch mehr als ein nationalrömisches Epos: sie war international, d. h. für die damalige Auffassung italisch-hellenisch. Der Sieg des Octavian über Antonius war, wie oft hervorgehoben worden ist[2]), ein Sieg des Westens über den Osten, des italischen Wesens über das griechische. Denn Antonius war nicht, wie viele römische Feldherren vor ihm, blofs Philhellene gewesen, sondern der Römer war in dem Griechen völlig aufgegangen, was den Patrioten bei aller Hochschätzung der hellenischen Kultur als Gipfel der Vaterlandslosigkeit erscheinen mufste. Dafs die schon seit dem Jahre 40 offenkundige Absicht des Antonius[3]), die allen seinen Aktionen zu Grunde lag, den Westen dem Osten dienstbar zu machen, dem hellenischen Nationalstolz schmeichelte, ist begreiflich genug: schien es doch den Griechen, als ob dadurch ein Verhältnis, in das sich das eitle Volk noch immer nicht finden konnte, die Herrschaft des Römers über den Hellenen, endlich in sein normales Gegenteil umgekehrt werden würde. Diese Hoffnung, die in den bekannten ungemessenen Ehrungen des Antonius in Athen und im ganzen griechischen Osten ihren Ausdruck fand, wurde durch die Schlacht bei Actium und ihre Folge, die Einnahme von Alexandria, jäh vernichtet. Zwar zeigte sich Augustus den Griechen von Anfang an gnädig ('er versöhnte sich mit ihnen' Plut. Ant. 68) und schenkte, wie die Inschriften lehren, den griechischen Gemeinden besondere Rechte und Freiheiten, aber die schöne Illusion war doch endgültig zerstört. Denn dem Sieger schwebte nach Unterwerfung Ägyptens, der letzten selbständigen griechischen Macht, ein anderes Ziel vor, das sein Vater bereits ins Auge gefafst hatte, der Sohn aber auch erreicht hat: die Gründung eines römisch-hellenistischen Universalreiches mit einem Herrscher an der Spitze, in dessen Person die gesamten magistratischen Befugnisse der römischen Republik mit der Königsgewalt der griechisch-orientalischen Nachfolger Alexanders des

---

[1]) Kiefsling erklärt: '*Veneris progenies* ist Augustus als Julier, da diese ihr Geschlecht auf Äneas' Sohn Julus zurückführten.' Aber nach dem Zusammenhang (*virtute functos duces*) kann an ihn nur mittelbar gedacht sein, insofern als er auch zu der *progenies Veneris* gehört; aber zunächst ist Äneas verstanden, den Horaz unter dem gewaltigen allgemeinen Eindruck der Äneis bekanntlich seit dem Säkularlied in seine Poesie aufgenommen hat. — Vgl. auch Rothstein zu Prop. IV 6, 77 ff.

[2]) Z. B. von Mommsen, Röm. Gesch. V 361 ff.; J. Kromayer im Hermes XXXIII (1898) S. 33 ff. 67 ff.; E. Kornemann in diesen Jahrb. 1899 S. 123 und in den Beitr. z. alt. Gesch. herausg. von Lehmann I (1901) S. 96.

[3]) Vgl. Kromayer a. a. O. XXIX (1894) S. 584 f.

Grofsen[1]) vereinigt waren. Der Gedanke[2]) trat besonders greifbar in die Erscheinung bei der erhebenden Jubelfeier des Jahres 17: es wurden Hymnen in lateinischer und griechischer Sprache gesungen (Zosimus II 5), und bei der Eröffnungsfeier opferte der Kaiser nach griechischem Ritus[3]) den Moeren, betend, sie möchten die Hoheit und das Reich des römischen Volkes schützen und mehren. Aber in diesem neuen, die beiden Kulturvölker umfassenden Staat sollte die führende Rolle durchaus dem nationalrömischen Element gewahrt bleiben, dessen Stärkung dem Kaiser vor allem am Herzen lag: der Mittelpunkt des neuen Universalreiches sollte daher die Stadt Rom sein und bleiben. Während man sich von Antonius, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, erzählte, dafs er den Gedanken Cäsars, ein neues Centrum des Ostens an der Stätte des ehemaligen Troja zu gründen, habe aufnehmen wollen, liefs Augustus, wie besonders Mommsen[4]) durch Interpretation der dritten Römerode des Horaz[5]) gezeigt hat, diesen Plan offiziell desavouieren. Sein neues Rom war eben zugleich Troja; es hiefs nun nicht mehr, wie Lucan a. a. O. (o. S. 259) den Diktator Cäsar sagen läfst: 'ein römisches Troja wird sich erheben', sondern, wie Properz (IV 1, 87) es scharf ausdrückt: *Troia cades et Troica Roma resurges.*[6]) In einem solchen Rom hatten aber, wie hier kurz gezeigt werden mufs, auch die griechischen Träume von der alten Herrlichkeit Platz.

Als im II. Jahrh. v. Chr. die Thatsache, dafs die Römer berufen waren, die Erbschaft der Nachfolger Alexanders des Grofsen anzutreten, unzweifelhaft geworden war, traten die Hellenen an die Frage, wie es möglich gewesen sei, dafs eine so kleine und junge Macht in so beispiellos kurzer Zeit die Herrschaft über so grofse und alte Kulturländer erringen konnte, wie an ein Problem heran. Wer sich die dominierende Stellung des Tyche-Begriffs im späteren Altertum vergegenwärtigt, wird begreiflich finden, dafs die mit Roms Macht unzufriedenen Elemente unter den Hellenen die Gröfse Roms dem Zufall zuschrieben. Diese Auffassung bekämpft schon Polybios. Er wirft gleich zu Anfang seines Werkes die Frage auf, wie es möglich gewesen sei, dafs Rom in einem halben Jahrhundert fast die ganze Welt habe unterwerfen können (I 1, 5); um auf diese Frage eine Antwort geben zu können, müsse er kurz auf die seinem eigentlichen Thema vorausliegende römische Geschichte (besonders die Punischen Kriege) eingehen, woraus sich ergeben würde, dafs die Römer mit gar gutem Grund (*λίαν εὐλόγως*), von solcher Basis ausgehend,

---

[1]) Dieses Element des Augusteischen Prinzipats wird besonders von J. Kaerst, Studien zur Entwickelung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum (München-Leipzig 1898) S. 80 ff. betont, vielleicht gelegentlich mit zu starkem Nachdruck.

[2]) Bei einer Gelegenheit befahl Augustus, *ut Romani Graeco, Graeci Romano habitu et sermone uterentur* (Sueton 98).

[3]) Vgl. Diels, a. a. O. (o. S. 257, 1) S. 55. [4]) Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1889 S. 28 f.

[5]) Vergil XII 819—837 spricht denselben Gedanken in gleicher äufserer Szenerie aus. Die Priorität des Horaz scheint sicher zu sein, denn die letzten Bücher der Äneis gehören, wie ich durch sprachliche und metrische Argumente zeigen könnte, auch der Zeit nach zu den jüngsten.

[6]) Ebenso Germanicus Anth. Lat. 708 (Riese) von Rom: *Ilios en surgit rursum inclita.*

den Gedanken, die Welt zu beherrschen, gefafst und ausgeführt hätten (3, 8 ff.). Dafs er hier eine bestimmte Ansicht im Auge hat, die er widerlegen will, ergiebt sich aus einer späteren Stelle des I. Buchs (63, 9): 'Hieraus erklärt sich die von mir vorausgestellte Behauptung, dafs die Römer nicht, wie einige Hellenen glauben, dank dem blinden Zufall, sondern dank ihrer Schulung in gewaltigen Begebenheiten naturgemäfs ihre Gedanken in kühnem Wagemut auf die Welthegemonie richteten und dieses ihr Ziel auch erreichten.' Die Widerlegung der nach seiner Überzeugung verkehrten Vorstellung und der positive Nachweis der *εὔλογος αἰτία* der römischen Suprematie kann man als die eigentliche Tendenz dieses nachweislich vorzugsweise für Griechen bestimmten Geschichtswerkes bezeichnen, und wenn er einmal sogar in einem eigens zu diesem Zweck eingelegten langem Exkurs (XVIII 28—32) diese Frage erörtert, so geht daraus hervor, wie nötig es war, dieser Auffassung zu begegnen.[1]) Aber wie fest jene Vorstellung in den Gemütern der auf ihre Vergangenheit stolzen Hellenen wurzelte, zeigt die Thatsache, dafs wir ihr noch anderthalb Jahrhunderte später, zur Zeit des Augustus, in ausgesprochenem Mafse begegnen. Dionysios setzt im Anfang seiner Archäologie auseinander, dafs er deshalb die Anfänge der römischen Geschichte beschreiben wolle, weil gerade über sie bei einigen Hellenen ganz falsche Vorstellungen beständen: nach diesen seien die Gründer Roms 'heimatlose Landstreicher und Barbaren gewesen und Rom emporgekommen nicht durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Tüchtigkeit, sondern durch blinden, ungerechten Zufall, der die höchsten Güter den Ungeeignetsten schenke. Übelgesinntere pflegen die Tyche sogar offen anzuklagen, dafs sie den elendesten Barbaren die Güter der Hellenen verschaffte'. Im folgenden polemisiert er im speziellen gegen einen Schriftsteller als den Hauptvertreter dieser Auffassung: in ihm ist mit Wahrscheinlichkeit Timagenes

[1]) In der citierten Stelle (I 63, 9) bekämpft er mit den Worten *καθάπερ ἔνιοι δοκοῦσι τῶν Ἑλλήνων* eine bestimmte Ansicht, nach welcher es nur der Tyche zuzuschreiben sei, dafs die Römer nach der Besiegung der Karthager im ersten Punischen Krieg wagen durften, ihre Gedanken auf die Weltherrschaft zu richten. Nun kennen wir zwei Schriftsteller der vorpolybianischen Zeit, die den zweiten Punischen Krieg vom karthagischen Standpunkt beschrieben: den Sizilier Silenos und den Ilier Sosilos, die beide in Hannibals nächster und vertrautester Umgebung lebten (Nep. Hann. 13), und von denen Polybios den letzteren ausdrücklich citiert (III 20, 5), den ersteren, der nach Dionys I 6, 1 und Varro bei Solin I 15 auch die römische *ἀρχαιολογία* behandelt hatte, vermutlich kannte. Nun zieht Polybios a. a. O., wo er gegen Sosilos polemisiert, die Tyche mit einer ironischen Bemerkung in die Polemik hinein. Sosilos und ein uns nicht weiter bekannter Chaireas hatten nämlich behauptet, dafs die Römer nach der Einnahme Sagunts noch über den Krieg beraten hätten, was Polybios als unmöglich zurückweist, da sie den Karthagern schon vorher den Krieg angekündigt hatten für den Fall, dafs sie das Gebiet der Saguntiner betreten würden (§ 1 f.); an jener angeblichen Beratung sollten sogar zwölfjährige Knaben teilgenommen haben, die nichts von den geheimen Verhandlungen verraten hätten (3); *ὧν οὔτ' εἰκὸς οὔτε ἀληθές ἐστι τὸ παράπαν οὐδέν, εἰ μὴ νὴ Δία πρὸς τοῖς ἄλλοις ἡ τύχη καὶ τοῦτο προσένειμε Ῥωμαίοις, τὸ φρονεῖν αὐτοὺς εὐθέως ἐκ γενετῆς.* Es darf mithin als wahrscheinlich gelten, dafs er gegen diese Historiker und ihresgleichen polemisiert.

erkannt worden[1]), der in seinem Geschichtswerke eine antirömische Stellung einnahm, an den Trogus Pompeius sich angeschlossen und gegen den Livius jenen berühmten Exkurs (IX 17—19) gerichtet zu haben scheint über die Frage, ob Alexander der Grofse bei längerem Leben die Römer unterworfen haben würde.[2]) Die Ungerechtigkeit dieser ganzen Auffassung darzuthun, ist die eigentliche Tendenz der Archäologie des Dionys; er stimmt darin also mit dem von ihm als Stilisten verachteten Polybios überein, aber in der Art der Widerlegung jener Auffassung weichen sie völlig voneinander ab. Während Polybios sie durch Darlegung der überragenden Fähigkeit der Römer mit seiner sachgemäfsen Objektivität und seinem weiten historischen Blick glänzend abweist, operiert Dionys mit einem uns hier unmittelbar angehenden Argument. Er will nachweisen, dafs die Römer selbst Hellenen sind, ja noch mehr, nicht blofs Hellenen, sondern sogar die frömmsten und gerechtesten Hellenen, die viel besser als die eigentlich so genannten Hellenen die heiligen Gebräuche und Gesetze der urhellenischen Zeit bewahrt haben (aufser Buch I besonders VII 70 ff.[3]) XIV 6).[4]) Auf diese von Männern wie Poseidonios, Stilo und Varro

---

[1]) C. Wachsmuth im Rh. Mus. XLVI (1891) S. 465 ff. Die von E. Schwartz in Pauly-Wissowas Realencykl. I 1904 zweifelnd ausgesprochene Vermutung, Dionys polemisiere vielmehr gegen Amphikrates (einen ungefähren Zeitgenossen des Timagenes), scheint mir gegenüber den Argumenten Wachsmuths weniger empfehlenswert zu sein; Gründe gegen Timagenes jetzt auch bei Schwartz a. a. O. III 1887 f.

[2]) v. Gutschmid im Rh. Mus. XXXVII (1882) S. 552; vgl. Mommsen im Herm. XVI (1881) S. 619 f., R. G. V 100 f. Für den von mir bemerkten Zusammenhang dieser antirömischen Geschichtsdarstellung mit der von Polybios bekämpften ist besonders charakteristisch: Polybios stellt im XVIII. Buch nach Beschreibung der Schlacht bei Kynoskephalai eine Untersuchung darüber an, woraus der Sieg der Römer zu erklären sei, *ἵνα μὴ τύχην λέγοντες μόνον μακαρίζωμεν τοὺς κρατοῦντας ἀλόγως, καθάπερ οἱ μάταιοι τῶν ἀνθρώπων, ἀλλ' εἰδότες τὰς ἀληθεῖς αἰτίας ἐπαινῶμεν καὶ θαυμάζωμεν κατὰ λόγον τοὺς ἡγουμένους* (Kap. 28, 5): diese von Polybios verworfene Auffassung vertrat Trogus, denn Justin XXX 4, 16 schliefst die Schilderung des Ringens zwischen Römern und Makedoniern mit den Worten: *sed Macedonas Romana fortuna vicit.* Auch in der Schrift des Plutarch *Περὶ τῆς Ῥωμαίων Τύχης* wird bekanntlich der *Τύχη* die Palme über die *Ἀρετή* zuerkannt, und dementsprechend findet sich hier auch das Argument: *μιᾷ μάχῃ Φίλιππος ἀπέβαλε Μακεδονίαν* (Kap. 11 S. 323 F.).

[3]) Es ist dies die berühmte Schilderung der *πομπή* des Jahres 490 v. Chr. nach Fabius Pictor (Fr. 16 Peter); aber die Tendenz, die Dionysios ausgesprochenermafsen (Kap. 70) zur Aufnahme des Berichtes veranlafste, nämlich die Identität des griechischen und römischen Ritus zu zeigen, war m. E. (etwas anders Diels, Sibyll. Blätter S. 106, 1) bei Pictor nicht vorhanden, denn Dionys bezeichnet diese Zuthaten deutlich als die seinigen; vgl. 72, 2: *τοῦτο καὶ εἰς ἐμὲ τὸ ἔθος ἐν Ῥώμῃ διέμεινεν, ὡς ἐξ ἀρχῆς ἐγίνετο παρ' Ἕλλησιν*, 5: *ὧν παρὰ Ἕλλησιν ἐκλέλοιπεν ἡ χρῆσις ἐπ' ἐμοῦ πάτριος οὖσα, παρὰ δὲ Ῥωμαίοις ἐν ἁπάσαις φυλάττεται ταῖς ἀρχαίαις θυηπολίαις.* 12: *εἶδον δὲ κτλ.* 14: *ἢ δειξάτω τις ἡμῖν ἔξω τοῦ Ἑλληνικοῦ φῦλον ἕτερον κτλ.* 73, 1: *ὡς παρ' Ἕλλησι . . . . μέχρι τοῦ παρόντος.* 2: *φυλαττόμενα ὑπὸ Ῥωμαίων μέχρι τῶν κατ' ἐμὲ διάκειται χρόνων* (folgt ein Homercitat, also sind auch die übrigen erst von ihm hinzugefügt).

[4]) Bis zu welchen Konsequenzen das durchgeführt wurde, zeigt die berüchtigte Tradition über den Grammatiker Aristodemos von Nysa, den Lehrer der Söhne des Pompeius: *Ἀριστόδημος ὁ Νυσαεὺς Ῥωμαῖον αὐτὸν (Ὅμηρον) ἀποδείκνυσιν ἔκ τινων ἐθῶν παρὰ Ῥωμαίοις μόνον γινομένων, τοῦτο μὲν ἐκ τῆς τῶν πεσσῶν παιδιᾶς, τοῦτο δὲ ἐκ τοῦ ἐπανίστασθαι τῶν*

geteilte Auffassung blicken wir von dem souveränen Standpunkt der Kultur- und Sprachgeschichte als eine kindliche Verirrung vornehm herab; aber für den grofsen Kampf, in welchem die griechische Kulturwelt unter römische Hegemonie trat, hat sie doch eine eigentümliche Bedeutung. Wir haben oben gesehen (S. 257), dafs die Römer ihre Einmischung in die griechischen Verhältnisse mit ihrer trojanischen Abstammung legitimierten; das ist die älteste, wahrscheinlich bis in die Zeit des Tarentinischen oder des ersten Punischen Krieges zurückgehende Formulierung dieser Theorie: die Römer als Trojaner sind den Hellenen stammfremd und als solche ihre Feinde (*hostes*); vgl. Diels, Sibyll. Bl. S. 43, 2. Neben diese Formulierung trat die andere, durch die jene ältere verdrängt wurde: nicht als stammfremder Feind wollten die Römer die Griechen beherrschen noch diese sich von jenen beherrschen lassen, sondern die gemeinsame Nationalität zu einer die ganze Welt umfassenden Gröfse ausbilden. Diese Formulierung scheint von Griechen oder römischen Griechenfreunden um 200 v. Chr. aufgebracht zu sein, wenigstens finden wir sie bezeichnenderweise von Ennius da ausgesprochen, wo er die hellenophilen Bestrebungen des Flamininus behandelt hat: 'Troja steige aus der Asche neu empor und von den Römern behaupten sie (die Griechen?), dafs sie Griechen seien (358 ff.).' Selbst für Cato ist die ursprüngliche Identität beider Nationen eine Thatsache, und Griechen wie Römer waren seit dieser Zeit bemüht, neue Argumente für die Gleichsetzung ausfindig zu machen. Dies Resultat der Untersuchungen hat Dionys aus seinen Quellen wiederholt und in folgende Sätze zusammengefafst (I 60, 3): Die Römer sind Hellenen, und zwar aus folgenden Völkern zusammengewachsen: 1) Aboriginern, einem aus dem Peloponnes eingewanderten hellenischen Stamm, 2) Pelasgern aus Thessalien, 3) Arkadern, eingewandert unter Führung des Euandros, 4) Peloponnesiern, eingewandert unter Führung des Herakles, 5) Trojanern, eingewandert unter Führung des Äneas. Dafs die Trojaner auch ihrerseits Hellenen seien und zwar unter Dardanos aus Arkadien in die später so genannte Troas eingewandert, wird dann nach älteren Vorlagen dargelegt Kap. 61 und 62. Einen Beweis für die Zuverlässigkeit dieser Fiktionen suchte und fand man bekanntlich in der angeblichen Ableitung der lateinischen Sprache aus der griechischen.[1])

θάκων τοὺς ἥσσονας τῶν βελτιόνων ἑκόντας, ἃ καὶ νῦν ἔτι φυλάσσεται παρὰ Ῥωμαίοις ἔθη (Vita Homeri ed. Piccolomini, Hermes 1890 S. 453). Auch die bekannte Interpolation Il. XX 307: *νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη πάντεσσιν ἀνάξει καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται* für *Τρώεσσιν* steht damit in Zusammenhang; wie alt sie ist, läfst sich nicht genau sagen: das Scholion im Ven. A (*μεταγράφουσί τινες «Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει», ὡς προθεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ τὴν Ῥωμαίων ἀρχήν*) nimmt Notiz davon, ebenso aus einem solchen Scholion Strabo XIII 608 (*τινὲς δὲ γράφουσιν «Αἰνείαο γένος πάντεσσιν ἀνάξει, καὶ παῖδες παίδων»*); dafs das Scholion auf Aristonikos zurückgehe (A. Ludwich, Aristarchs hom. Textkritik I 456), ist unsicher. Vergil, Aen. III 97 f.: *Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris, Et nati natorum et qui nascentur ab illis* übersetzt *πάντεσσιν*.

[1]) Vgl. Dionys. Hal. I 90, 1: *Ῥωμαῖοι δὲ φωνὴν μὲν οὔτ' ἄκρως βάρβαρον οὔτ' ἀπηρτισμένως Ἑλλάδα φθέγγονται, μικτὴν δέ τινα ἐξ ἀμφοῖν, ἧς ἐστιν ἡ πλείων Αἰολίς.* Schon

Wie stellt sich nun Vergil zu dieser Stammeslegende? Die führende Stellung, die, wie bemerkt, in dem neuen römisch-hellenistischen Universalreich dem nationalrömischen Element zugewiesen wurde, macht es begreiflich, dafs bei ihm der nationale Standpunkt energischer betont wird als bei dem Griechen. Jupiter und Anchises prophezeien (I 283 ff. VI 836 ff.), dafs die Trojaner d. h. die Römer sich einst an den Nachkommen des Achill und der Atriden rächen würden, und es ist selbstverständlich, dafs Äneas in der Schilderung seiner Schicksale seit der Zerstörung Trojas die Griechen durchaus als die Nationalfeinde bezeichnet und behandelt. Aber in einer Partie des VI. Buches läfst Vergil die Sibylle dem Äneas Rettung durch eine *Graia urbs* (die des Euandrus auf der Stelle des späteren Rom) prophezeien (96 f.), und im zweiten Teil der Äneis, der die Ansiedelung der Trojaner in Latium schildert, an zwei hervorragenden Stellen — bei der Begrüfsung der Trojaner seitens des Latinus und des Euandrus (VII 206 ff. 240 ff. VIII 134 ff., vgl. III 163 ff.) — die Verwandtschaft der Trojaner mit den Griechen, die der Griechen mit den Latinern und speziell den Bewohnern der Stätte des späteren Roms in der Form eines regelrechten Stammbaums[1]) und mit ausdrücklicher Bestätigung der griechischen Tradition (VIII 135 *ut Grai perhibent*) darlegen, und giebt demgemäfs den Italikern (d. h. Latinern und Rutulern) neben echt nationalen Namen (z. B. Camers, Fadus, Galaesus, Herbesus, Hisbo, Numanus, Privernus, Quercens, Remus, Tolumnius, Ufens, Volusus u. s. w.) auch griechische (z. B. Abaris, Aconteus, Antaeus, Cisseus, Haemon, Idmon, Lagos, Lamos, Lichas, Maeon, Niphaeus, Onites, Sthenelus, Sthenius, Theron u. s. w.[2]), die zum Teil mit den

ein von Varro (De l. l. V 88) benutzter Hypsikrates schrieb über griechische Worte im Latein (Gellius XVI 12, 6). In augusteischer Zeit schrieben Tyrannion d. j. *περὶ τῆς Ῥωμαϊκῆς διαλέκτου ὅτι ἐστὶν ἐκ τῆς Ἑλληνικῆς* (Suid.), Cloatius Verus über *verba a Graecis tracta* (Gell. XVI 12), Philoxenos *περὶ τῆς Ῥωμαίων διαλέκτου* (darin z. B., die Römer hätten wie die Äoler keinen Dual: Bekker Anecd. Gr. III 484, vgl. M. Schmidt, Philol. VI 667 f.), Didymos *περὶ τῆς παρὰ Ῥωμαίοις ἀναλογίας* (darin z. B. *in omni parte orationis et constructionis analogiam Graecorum secutos esse Romanos* Prisc. G. L. III 408, 5 ff.).

[1])

Atlas ∾ Pleione

Elektra ∾ Jupiter	Maia ∾ Jupiter
Dardanus	Mercurius ∾ Carmentis
Äneas	Euandrus

Euandrus, König von Arkadien, führt eine Kolonie Pelasger nach Italien und gründet auf der Stätte des späteren Rom Pallanteum. Damit Äneas mit Euandrus zusammentreffen kann, werden die Zwischenglieder zwischen Dardanus und Äneas ignoriert (Dardanus, Erichthonius, Tros, Assaracus, Capys, Anchises, Äneas; vgl. Dionys. I 62; Heyne, Exkurs VI zu Buch III).

[2]) Ein Rutuler Ramnes wird konstant (dreimal) mit *Rh* geschrieben, also ein echt italischer Name in griechischem Gewande. Auch die Italer Euander und Thymber haben solche Mischnamen. Es ist falsch, wenn IX 685 einige Editoren (darunter Haupt) mit cod. M *Marus* lesen gegen *Tmarus* P oder *Tmaros* R, weil ersterer Name einem Italiker zukomme; offenbar ist *Marus* rein phonetische Schreibung, die in anderer Gestaltung junge Hss. mit ihrem *Timarus* haben. Dafs *Tmarus* schon wegen des dabei stehenden Namens eines anderen Rutulers *Haemon* sich als richtig erweise, bemerkt Forbiger.

Namen von Trojanern identisch sind (z. B. Alcanor, Gyas, Ilos Namen von Trojanern und Latinern, Rhoetos Name eines Trojaners und eines Rutulers); ja er geht so weit, auch umgekehrt Trojanern italische Namen zu geben (Asilas, Ebusus, Liris, Lucetius, Palmus, Sergestus). Der Widerspruch zwischen beiden Fassungen war durch die Entwickelung der künstlich konstruierten Sage von selbst gegeben; ihn völlig zu beseitigen wäre für den Dichter unmöglich gewesen, selbst wenn er es gewollt hätte; aber es war eben nicht seine Absicht. Denn dadurch, dafs er die griechische Vorgeschichte Roms und seiner trojanischen Gründer als eine von der Legende gegebene Thatsache recipierte, hat er seinem Werk eine über die nationalrömischen Interessen hinausgreifende Bedeutung, einen Platz in dem neuen Weltreich des Augustus gegeben. Dafs das Gedicht in diesem Sinne gelesen wurde, bestätigt die Bemerkung Sueton-Donats (S. 59 R.), deren Vorzüglichkeit in ihrem zweiten Teil wir schon oben erkannt haben: *Novissime Aeneidem incohavit, argumentum varium et multiplex et quasi amborum Homeri carminum instar, praeterea nominibus ac rebus Graecis Latinisque commune, et in quo, quod maxime studebat, Romanae simul urbis et Augusti origo contineretur.* Auch auf formalem Gebiet ist die Mischung von Nationalem mit Griechischem deutlich: Vergil hat als letzter einem spezifisch italischen Versornament, der Allitteration, einen ausgedehnten Platz eingeräumt, hat die Synaloephe auch langer Vokale und Diphthonge nach römischer Art so umfänglich zugelassen wie keiner neben oder gar nach ihm und hat archaische Redewendungen der lateinischen Sprache mit kühnsten graecisierenden Neuerungen zu einem eigenartigen Ganzen verbunden. Es ist charakteristisch, dafs sich das Bedürfnis einstellte, den des Lateinischen unkundigen Griechen dieses Gedicht in griechischer Sprache bekannt zu machen. Polybius, der gelehrte Günstling des Kaisers Claudius, übersetzte es in griechische Prosa[1]), eine Thatsache, deren Bedeutung man nicht leicht zu hoch anschlagen kann, wenn man bedenkt, dafs sonst keinem lateinischen Schriftsteller in so früher Zeit[2]) diese Ehre, die eine Umkehrung des normalen Verhältnisses in sich schlofs, zu teil geworden zu sein scheint; so war Vergil auch als einziger lateinischer Dichter unter den Statuen im Gymnasion des Zeuxippos in Konstantinopel zur Zeit des Kaisers Anastasios I (491—518) aufgestellt[3]),

---

[1]) Seneca, Cons. ad Polyb. 8, 2: *Homerus et Vergilius tam bene de humano genere meriti, quam tu et de omnibus et de illis meruisti, quos pluribus notos esse voluisti quam scripserant.* 11, 5: *Utriuslibet auctoris carmina . . . tu ita resolvisti, ut quamvis structura illorum recesserit, permaneat tamen gratia, sic enim ex alia lingua in aliam transtulisti, ut quod difficillimum erat, omnes virtutes in alienam te orationem secutae sint* (also Auflösungen in gehobene Prosa, wie sie Quintilian X 5, 4 empfiehlt und der Vater des Statius verfafste; vgl. Leo, Prooem. Göttingen 1892/3 S. 20).

[2]) Jedenfalls jünger sind die griechischen Exzerpte aus Ovids Metamorphosen (bei Westermann, Mythogr. S. 348), die v. Wilamowitz, Analecta Euripidea (Berlin 1875) S. 181, 4 als solche erkannt hat.

[3]) Christodoros Ecphr. A. P. II 414 ff.: *καὶ φίλος Αὐσονίοισι λιγύθροος ἔπρεπε κύκνος πνείων εὐεπίης Βεργίλλιος, ὅν ποτε Ῥώμης Θυβριὰς ἄλλον Ὅμηρον ἀνέτρεφε πάτριος ἠχώ.*

und Photios nahm in sein Exzerpt aus Phlegons Chronik die Notiz über Vergils Geburtsjahr auf (Bibl. cod. 97 S. 84 Bk.). So wurde er gelegentlich auch der Ehre teilhaftig, von Griechen im Original gelesen zu werden.[1])

Dazu das Schol.: εἰς ἄγαλμα τοῦ ποιητοῦ Βιργιλίου τοῦ γράψαντος τῇ τῶν Ῥωμαίων διαλέκτῳ τὴν καλουμένην Αἰνεάδα ἐν ἔπεσι θαυμασίοις.

[1]) Mit Übergehung der bekannten Übersetzungen der Georgica und der vierten Ekloge sei folgendes bemerkt. Ein ungenannter (später) Dichter der Anth. Plan. XVI 151 rechtfertigt Dido gegen die von dem ἁγνὸς Μάρων ausgehende Verleumdung (wie Dioskorides A. P. VII 351 die Neobule gegen die des Archilochos). — Malalas hat den Vergil gelesen und zwar auf lateinisch, wie besonders die interessante, von H. Dunger, Dictys-Septimius (Progr. Dresden 1878) S. 21 nachgewiesene Stelle S. 285, 6 Dind. lehrt: περὶ ἧς νυκτερινῆς ἑορτῆς μέμνηται Βεργίλλιος ὁ σοφώτατος Ῥωμαίων ποιητὴς ἐν τῷ δ' αὐτοῦ λόγῳ (303), τῇ Ῥωμαϊκῇ γλώσσῃ ἐκθέμενος ταῦτα· τριετηρικὰ Βάκχῳ Ὄργια νοκτούρνους κουὲ βοκὰτ κλάμωρε Κιθαιρών, ὅ ἐστι τῇ Ἑλληνίδι γλώσσῃ κτλ. — Der Name der Cumanischen Sibylle wird im Scholion zu Platon, Phaedr. 244 B aus Äneis VI 36 mit Nennung Vergils citiert. — Die Ἰλίου πέρσις eines Dichters des III. Jahrh. scheint fast wörtlich aus dem zweiten Buch der Äneis übersetzt zu sein: diese Auffassung von dem berüchtigten Pisander scheint die glaublichste (vgl. R. Foerster in den Verhandl. der Philologenvers. zu Görlitz 1889 S. 430 ff.). — Dagegen ist die Benutzung V.s durch Quintus Smyrnaeus von Fr. Kehmptzow, De Quinti Smyrn. fontibus (Diss. Kiel 1891) S. 49 ff. und F. Noack, Gött. gel. Anz. 1892 S. 795 ff. nicht erwiesen worden. Das Hauptargument Noacks ist die angebliche wesentliche Gleichheit in der Darstellung der Laokoonepisode bei Verg. II 40 ff. 199 ff. und Quintus XII 387 ff., aber die Übereinstimmungen betreffen nur nebensächliche, durch den gleichen Stoff von selbst sich ergebende Dinge, dagegen sind die Differenzen qualitativ und quantitativ so bedeutend, dafs man eine starke Umarbeitung der Vergilischen Erzählung durch Quintus annehmen müfste (vgl. z. B. Verg. 226 mit Quintus 450 ff.). Auch die Behauptung (Noack S. 797), dafs die Disposition des Quintus in ihren Grundzügen das Eigentum V.s sei, ist unrichtig; vielmehr findet sich die durch E. Bethe im Rh. Mus. XLVI (1891) S. 511 ff. nachgewiesene Ungeschicklichkeit der Vergilischen Darstellung bei Quintus nicht: denn während bei V. die Rede des Sinon alle Trojaner überzeugt, so dafs man nicht begreift, warum es noch des Verderbens des Laokoon bedarf, um sie zur Bergung des Rosses zu veranlassen (195 ff.), hat bei Quintus (387 ff.) die Rede nur halben Erfolg: einige glauben ihm, andere nicht, und unter diesen ist Laokoon; erst durch dessen Schicksal lassen sich die Trojaner zur Bergung des Rosses bewegen. Nun wäre es doch nicht methodisch, zu glauben, Quintus habe die Fehler der Vergilischen Komposition gemerkt und verbessert, vielmehr lehrt er uns die Genesis der fehlerhaften Komposition V.s verstehen. Das mythographische Handbuch, das Vergil wie Quintus vorlag, hatte die zwei Versionen, wonach die Trojaner sich zur Bergung des Rosses bewegen liefsen, nebeneinander gestellt: 'die einen sagen, infolge der Rede des Sinon, die anderen infolge des Gottesurteils an Laokoon.' Quintus vereinigt beides, indem er die Rede des Sinon nur halben Effekt haben läfst. Dagegen verleitete den Römer das Wohlgefallen an effektvollen Reden, die Rede des Sinon so auszuarbeiten, dafs sie zur vollen πειθώ der Trojaner führte. Dadurch wurde für ihn die Laokoonepisode eigentlich unmöglich, aber auch sie bot zu grofse Effekte, als dafs er sie missen wollte. Es mufs nämlich hervorgehoben werden, dafs die Komposition so, wie wir sie lesen, von V. definitiv gewollt ist, denn 40—56 nimmt deutlich Bezug auf 25 ff. und 228 f.: *Tum vero tremefacta novus per pectora cunctis Insinuat pavor* zeigt deutlich, dafs er diese äufserliche Verknüpfung so gewollt hat. — Ebensowenig ist es Noack geglückt, die Benutzung V.s durch Tryphiodor nachzuweisen (Hermes XXVII, 1892, S. 457 ff.; Rh. Mus. XLVIII, 1893, S. 420 ff.); auch hier rechnet er viel zu wenig mit der Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen mythographischen Quelle. Die schlagende Widerlegung der Hypothese in einer Einzelheit ist von G. Knaack, Rh. Mus. a. a. O. S. 632 ff. erbracht worden.

VII. SCHLUSS

Wer die nationale und universale Tendenz der Äneis erkannt hat, wird ihr auch als einem poetischen Kunstwerk gerecht werden. Das war freilich nicht möglich zu einer Zeit, als man, wie es seit Pope und Wood üblich wurde, jedes Epos an der absoluten Norm des Homerischen mafs und jede Abweichung von diesem ein für allemal sanktionierten Kanon als Versündigung geifselte. Das waren die Zeiten, in denen dem 'Originalgenie' Homers der 'witzige Hofmann Virgil' entgegengestellt wurde, wie ihn Lessing nannte, der nächst Herder das meiste dazu that, die Ästhetik jener Engländer nach Deutschland zu verpflanzen. Aus der Ehrfurcht vor den litterarischen Gröfsen des XVIII. Jahrh. erklärt es sich, wenn auch heutzutage diese Anschauungsweise trotz vereinzelten Widerspruchs[1]) noch immer nicht als überwunden gelten kann.[2]) Und doch ist unser Zeitalter über jene Gröfsen hinausgekommen in der Fähigkeit geschichtlicher Betrachtung, mit der auch die Ästhetik zu rechnen hat.

Für das Altertum war es bekanntlich ein Glaubenssatz, dafs die Geschichte eine Fortsetzung des Mythus und daher die geschichtliche Gegenwart der Nation durch eine ununterbrochene Kette von Generationen mit der mythischen Vergangenheit verbunden sei, so dafs Projektionen der Gegenwart in die Vergangenheit, wie sie bei Pindar, den attischen Tragikern und noch alexandrinischen Dichtern begegnen, als historische Realitäten empfunden wurden. Freilich war die römische Legende von Griechen nach bewährten Mustern zurechtgemacht worden und trug daher nicht das natürliche Leben echter griechischer Stammessagen in sich. Aber einmal macht das nur einen Grad-, und keinen Wesenunterschied aus, und zweitens haben auch griechische Dichter auf diesem Gebiete ihre Muse in den Dienst blofser Fiktionen gestellt. So durfte — um nur je ein Beispiel aus Epos, Lyrik und Drama zu nennen — der kyrenäische Verfasser der Telegonie um 550 v. Chr. die Fiktion wagen, einen Sohn des

---

[1]) Schon Platen, der sich überhaupt als feinen Kenner Vergils erweist, sagt treffend (Werke ed. Goedeke, Stuttgart bei Cotta IV 129): 'Die Vorzüge der Homerischen Dichtung sind nicht die Vorzüge unserer Zeit, dafür aber andere . . . Da schon dem Virgil das gröfste Unrecht geschieht, wenn man ihm den homerischen Mafsstab anpafst, um wie viel mehr' u. s. w. Das Beste, was ich über Vergil als Dichter der Äneis kenne, ist (neben den kurzen, aber gehaltvollen Bemerkungen Leos, Plautin. Forschungen, Berlin 1895, S. 23 f.): G. Boissier, La religion Romaine d'Auguste aux Antonins I (Paris 1874) S. 248—294 und Th. Plüfs, Vergil und die epische Kunst, Leipzig 1884. Wenngleich ich dem Letztgenannten in Einzelheiten der Interpretation vielfach widersprechen mufs, so verdanke ich doch gerade den allgemeiner gehaltenen Partien vielseitige Förderung.

[2]) Wie gebildete Männer heutzutage über Vergil denken, ersieht man z. B. aus einem Artikel in 'Nord und Süd' LXXXVIII (1899) S. 266 f., wo V.s Äneis als 'verständnislose Verrohung des Originals', als 'epigonische Unkunst', die Handlung als 'grobe Wundergeschichte' gebrandmarkt wird; zur Beglaubigung citiert der Verf. (mit Unrecht) P. Cauers Abhandlung 'Über die nachahmende Kunst des V.' (Kiel 1885), die oft zu Resultaten gelange, welche für V. geradezu erheiternd seien. Ich würde das nicht erwähnen, wenn es mir nicht symptomatisch zu sein schiene.

Odysseus und der Penelope Arkesilaos zu benennen, mit der offenbaren Absicht, die geschichtlichen Anfänge seiner Vaterstadt mit der Heroensage zu verknüpfen[1]); so hat Pindar oft Geschlechtersagen, deren mehr als problematische Gewähr er selbst erkennen mufste, seinen Freunden und Gönnern zu Liebe verherrlicht[2]); so hat endlich Euripides dem König Archelaos zu Ehren ein Drama verfafst, in dessen Mittelpunkt der fiktive Ahn des Königs aus dem Heraklidengeschlecht stand. Wenn mithin Pindar einmal die Geschlechtermythen würdige Stoffe nationaler Poesie nennen konnte (οἴκοθεν μάτευε N. 3, 30), so hatte auch der römische Dichter, dessen Zeit diesem Vorstellungskreise noch nicht entwachsen war, sein gutes Recht, durch eine poetische Bearbeitung der Nationallegende dem Wunsche seiner hohen Gönner zu entsprechen.

Es ist ferner doch etwas Grofses gewesen, dafs Vergil als der einzige Dichter seiner Zeit und der erste seit Jahrhunderten die Kraft in sich fühlte, wieder ein Epos in grofsem Stil zu konzipieren, oder, um genauer zu sprechen, dafs er sich der Aufgabe gewachsen fühlte, die die neue Zeit und der nicht mifszuverstehende Wunsch seiner Gönner verlangten. Dafs es ein grofses ἕν war, war das Eine, was die Zeitgenossen bewunderten, deren führende Geister es nicht über *poematia* hinausgebracht haben. Das Zweite war, dafs dem neuen Inhalt eine neue Form in höchster Vollendung entsprach; denn auch einen epischen Stil galt es erst zu schaffen: wer damals Ennius als den Sänger eines grofsen Stoffes noch bewunderte, vermifste doch den Stil, die *ars*, an ihm, und die Homogenität von Form und Inhalt war nun doch einmal das höchste künstlerische Postulat. Da galt es für Vergil, sich loszuringen von der Manier der Tändelei und all den Fehlern, die er selbst in seiner Jugend, dem Zeitgeist huldigend, begangen hatte, volle Töne zu finden, die den grofsen Zug der Gedanken würdig zu tragen vermöchten, kurz an die Stelle der hellenistischen Kleinkunst die klassische τέχνη zu setzen. Viel hat dazu die μίμησις grofser griechischer Muster vermocht, aber es ward doch etwas echt Römisches oder besser Italisches, auch formell würdig der neuen Zeit.

Gewifs, er war kein 'Originalgenie'. Seine Armut an wirklich neuen Motiven ist ihm von übelwollenden modernen Ästhetikern am meisten zum Vorwurf gemacht worden, während keiner der vielen Widersacher, die er auch im Altertum hatte, diesen Vorwurf erhoben hat. Unsere fortgeschrittene Kenntnis der antiken poetischen Theorie macht es uns leicht, auf den Vorwurf zu antworten, ohne die Richtigkeit der Thatsache als solcher in Frage zu

[1]) Vgl. v. Wilamowitz, Homer. Unters. (Berl. 1884) S. 184; Bergk, Griech. Litt.-Gesch. II (Berl. 1883) S. 53.

[2]) Vgl v. Wilamowitz, Isyllos S. 178 ff.; Studniczka, Kyrene (Leipzig 1890) S. 72 f., dessen Worte 'Jene mythisch-genealogischen Fälschungen sind schwerlich nüchtern berechnete Lügen, auch für sie wird . . . das *fingebant simul credebantque* als Erklärung und Entschuldigung gelten. Die Grenze, wo bewufster Trug beginnt, wird freilich nicht immer scharf zu bestimmen sein, was uns ja noch heute beim Reden und Thun des Südländers schwer fällt' auch für die Beurteilung der Äneaslegende und ihrer Aufnahme in Rom wichtig sind.

stellen. Das *ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω* war für ihn verbindlich. Der freien 'Erfindung' waren in griechischer Poesie Zügel angelegt, schon bevor Kallimachos die Praxis auch theoretisch begründete; nur die subjektive Lyrik und die Komödie waren frei, in den übrigen Gattungen war Achtung vor der *παράδοσις* das erste Gesetz, Überliefertes in die ideale Sphäre zu erheben das höchste Ziel. Diesen Maximen haben sich schon Pindar und die attischen Tragiker mit verschwindenden Ausnahmen[1]) unterworfen: Ausdeuter, *ὑποφῆται*, des überlieferten Stoffes wollten sie sein und die tradierten Sagen adeln, vertiefen und bereichern. Diese ernste und strenge Gebundenheit erklärt sich sowohl aus dem religiösen Charakter der antiken Poesie, welche die heiligen Satzungen (*τεθμοί*) für Inhalt und Form als unverbrüchliche Normen achtete, als aus ihrem geschichtlichen Charakter: denn die Religion war verbrieft in der *ἱστορία* seit Urzeiten, und so waren die Musen Töchter der Mnemosyne, die das Geschehene im Gedächtnis festhielten und ihrem erwählten Propheten als garantierte Wahrheit vermittelten. Dieser Geist war es auch, der noch die hellenistischen Dichter dazu trieb, lokale Sagen aus der Verborgenheit ans Licht zu ziehen, um nicht immer nur in ausgetretenen Geleisen fahren zu müssen, sondern das für die Poesie nötige faktische Material zu vermehren. Eine lokale Sage war es auch, die Vergil behandelte, nur war die Stadt, der sie angehörte, mittlerweile das eine Auge der Welt geworden. Also 'frei erfinden', was die Modernen an ihm schmerzlich vermifsten, durfte er gar nicht. Ein paar Mal (ganze drei oder vier Male) berichtete er Dinge, deren Quellen die gelehrtesten Exegeten des Altertums nicht aufzufinden wufsten; es ist charakteristisch, wie man sich dazu verhielt: *vituperabile est poetam aliquid fingere, quod penitus a veritate discedat* (Serv. zu III 46) und *obicitur Vergilio* (ebd.); vgl. Georgii, Die antike Äneaskritik (Stuttgart 1891 S. 153 f.). An die Stelle der 'freien Erfindung' trat die Übertragung von Motiven eines Mythus auf einen anderen. Schon die Rhapsoden, die an den alten Sagen weiterdichteten, und die Lyriker wie Pindar machten hiervon Gebrauch; es darf also gegen Vergil kein Vorwurf deswegen erhoben werden, zumal die Äneaslegende so, wie er sie vorfand, in vielen Punkten ja nichts anderes war als eine Übertragung *ἐκ τῶν περὶ τὸν Ὀδυσσέα.* Wenn beispielsweise die Landung in Kyme von Odysseus auf Äneas bereits lange vor Vergil übertragen war, so war er

[1]) Aristoteles Poet. 9 S. 1451 b 19 ff. sagt freilich: 'In einigen Tragödien kommen nur eine oder zwei bekannte Personen vor, während die anderen erdichtet sind, ja in einigen gar keine bekannte, wie in Agathons «Blume»; denn in diesem Drama sind Handlung wie Personen erdichtet, ohne dafs man es darum weniger gern läse. Daraus folgt, dafs man sich nicht durchaus an die überlieferten tragischen Mythen zu binden braucht.' So konnte er aber nur sprechen, weil für ihn die Heldensage, die Basis der Tragödie seit Aischylos, schon tot war: diese Erkenntnis verdanken wir v. Wilamowitz (Eurip. Her. I[1] 101 ff.). Wenn man es also in Alexandria wagte, historische Stoffe zu behandeln (s. o. S. 318), so zog man eine praktische Konsequenz aus der Aristotelischen Theorie, aber freilich hätte es gegolten, ein ganz neues *γένος* zu schaffen, und dazu reichte die Kraft der gelehrten Alexandriner so wenig aus wie die des rhetorischen Agathon; eine Komödie wie das Original der Plautinischen Captivi trat in die Lücke ein.

ohne weiteres im Rechte, eine *κατάβασις Αἰνείου* daselbst stattfinden zu lassen, denn das war kein *πλάσμα*, sondern eine weitere Übertragung. Neben dem trojanischen Sagenkreis hat er auch andere Epen in dieser Weise benutzt; wenn er z. B. den Äneas von der Sibylle in den Hades geführt werden läſst, so ist das übertragen aus anderen *καταβάσεις*, wo Hermes der Führer ist. Neben der Übertragung steht die Verbindung mehrerer überlieferter Motive zu einem neuen Ganzen, also Kontamination. Auch von dieser hat Vergil, wie viele griechische und lateinische Autoritäten vor ihm, reichlich Gebrauch gemacht, z. B. verbindet er im VI. Buch die Homerische Nekyia mit einer jüngeren epischen und verquickt beide mit religiösen Apokalypsen. Durch solche Kontamination ist er, wie viele seiner Vorgänger, darunter kein geringerer als Pindar, oft zu Härten und Inkonsequenzen geführt worden.

Ich bin weit davon entfernt in Abrede zu stellen, daſs die Äneis, auch abgesehen von den durch ihre Unfertigkeit hervorgerufenen Mängeln, Fehler aufweise, die durch die für ein Epos nun einmal konventionelle Nachahmung Homers, ferner durch die Kühnheit, dem Zeitgeist zuwider ein *ἕν* schaffen zu wollen, endlich und vor allem durch die Grenzen des poetischen Könnens Vergils hervorgerufen sind. Aber wenn wir seine Fehler scharf betonen wollen, so dürfen wir uns doch nicht den Blick für seine eigenen Schönheiten trüben lassen. Die *ἅλωσις Τροίας*, *τὰ περὶ Αἰνείαν καὶ Διδὼ Λιβυκά*, die *κατάβασις* gehören der 'Weltlitteratur' an, und in dem zweiten, weniger beachteten Teil wird man anerkennen müssen, daſs der Dichter es verstanden hat, die unglaublich dürftige und nüchterne Überlieferung durch verständnisvolle Vertiefung in die Ilias zu einer spannenden Handlung zu gestalten und dem Leser für einzelne Hauptpersonen, wie Turnus und Pallas, warmes Interesse einzuflöſsen. Aber höher als solche Einzelheiten steht die Idee, die das Ganze zusammenhält. Wir müssen uns in den Geist eines Volkes versenken, das in seiner vorgeschichtlichen Sage trotz ihrer künstlichen Konstruktion die Voraussetzung seines historischen Daseins zu haben meinte und aus dem Ruin seiner Religion den Glauben an das Fatum gerettet hatte, welches wie das einzelne Individuum und einzelne Geschlechter so auch den Staat durch Glück und Unglück seiner Bestimmung in planvoller Leitung zuführe.[1]) Wir müssen, wenn wir auf den Trümmern des römischen Forums und Palatins wandeln, uns dem geheimnisvollen Schauer hingeben, der den römischen Leser packte, wenn er von dem Dichter auf die uranfänglichen Stätten der weltbeherrschenden Roma geführt wurde. Wir müssen die in ihrer Art groſsartigen Konzeptionen der Heldenschau im sechsten und der Schildbeschreibung im achten Buch mit dem Gefühl eines Geschlechts lesen, das sich soeben aus dem Chaos ans Licht emporgearbeitet hatte und dem nun der Dichter die glänzenden Bilder einer

---

[1]) Das ist eine echt antike Idee. Wir finden sie oft von Pindar ausgesprochen, der ja über das eigene Leben wie das seiner mächtigen Freunde und der hellenischen Staaten 'Wogen des Glücks und der Leiden dahinbrausen' sah. Auch Solon ist von dieser Idee beseelt, wie Demosthenes (De fals. leg. 255 f.; De cor. 253 f.). Sie hat gleichzeitig mit der Äneis Horaz die Ode *Quem virum aut heroa lyra vel acri* eingegeben.

idealisierten Vergangenheit entrollte, in der sich die entartete Gegenwart wiederfinden und auf sich selbst besinnen sollte. Dann werden wir davor bewahrt bleiben, von der 'dumpfen Leblosigkeit, ja einschläfernden Langweiligkeit eines grofsen Teils der Äneis'[1]) zu reden, und werden vielmehr uns und unsere Schüler zu Gliedern einer die Jahrtausende überspannenden Kette machen. Denn der Umstand, dafs die Zeit, in welcher die Äneis wurzelt, eine entscheidende für die ganze weitere Geschichte der Völker unseres Kulturkreises gewesen ist, hat diesem tiefreligiösen, romantisch-fatalistischen Nationalepos einen Ehrenplatz in der Wertschätzung unzähliger Generationen verschafft, hat dem romantischen Geist der mittelalterlichen Poesie immer neuen Stoff und neue Motive geliehen, hat Dantes heiligen Glauben an die römische Kaiseridee genährt, hat dem Romantiker Petrarca neben Livius das deutlichste Bild von der Eigenart und Gröfse des römischen Wesens gegeben und einem Fénélon durch die vornehme Schilderung altitalischen Glaubens und Lebens Thränen erweckt.

[1]) Teuffel-Schwabe, Röm. Litt.-Gesch.[5] (1890) S. 595. Eine Blütenlese ähnlicher Urteile führt Plüfs a. a. O. (o. S. 330, 1) S. 1 ff. an.

DIE VORGESCHICHTE DER ZAUBER- UND HEXENPROZESSE IM MITTELALTER

Von Josef Kaufmann

(Schlufs)

III

Das römische Strafrecht hatte schon ziemlich früh in der republikanischen Zeit eine gewisse Neigung zu inquisitorischem Vorgehen gezeigt, und wenn es auch seit Gracchus Vorschrift wurde, dafs ein Ankläger die Einleitung eines Prozesses veranlasse, so blieb doch daneben auch das andere Verfahren bestehen, das sich auf Denunziation stützte und namentlich in den Prozessen der Kaiserzeit wegen Majestätsbeleidigung, Venefizien und Ketzerei sich bethätigte. Gerade für die Malefici legte der Staat allen Unterthanen die unmittelbare Anzeigepflicht auf. Von dem römischen Verfahren übernahm die Kurie frühzeitig das Prinzip, wie z. B. schon Gregor I. im Jahre 601 einen Notar in Palermo direkt zu energischem Weiterforschen nach den Zauberern (*sortilegi et incantatores*) und Feinden Christi aufforderte.[1]) Gleichwohl liefs sie das Accusationsverfahren nie ganz fallen, doch dafs das inquisitorische Prinzip nicht sofort zur vollkommenen Entwickelung kam, das lag nicht etwa an der gröfseren oder geringeren Neigung der Kurie, sondern ergab sich aus den politischen Verhältnissen, die durch Schaffung der neuen germanischen Reiche entstanden. Dem germanischen Strafrechte war prinzipiell das accusatorische Verfahren eigen, da ein Verbrechen nicht als Schädigung der Gesamtheit, sondern des Einzelnen angesehen wurde, dem dann auch die Durchführung des Prozesses oblag. Der Staat sprach das Urteil durch seine Gerichte, die nur zu entscheiden hatten, ob es dem Angeklagten gelang, sich mit den rechtlich anerkannten Mitteln der Eideshelfer, Gottesurteile u. s. w. zu reinigen oder nicht. Erschwert wurde der Prozefs noch durch die Gefahr, dafs den ungerechten Ankläger die Strafe traf, die dem Angeklagten bei Erweisung seiner Schuld zugekommen wäre. Diesem offenbaren Mifsstande abzuhelfen war die im fränkischen Reiche mit Erfolg nach Machtzuwachs ringende Königsgewalt eifrig bemüht, indem sie ein mit dem Volksgericht konkurrierendes Beamtengericht schuf, dem im Rügeverfahren eine Art von Inquisitionsvorgehen zustand. Wurde von den vereidigten Rügegeschworenen eines Bezirks auf Befragen seitens des königlichen Beamten einer beschuldigt,

---

[1]) *Sollicite quaerere et quoscunque huiusmodi Christi inimicos inveneris, districta ultione corrigere.* Ähnlich hatte er schon 599 an den Bischof Januarius in Sardinien geschrieben

so war er ohne weiteres verklagt und mufste sich reinigen.[1]) Von Karl dem Grofsen und seinen Nachfolgern wurde eine ganze Reihe von Erlassen gegen die Zauberei gegeben, die zum Teil dahin zielten, die von der Kirche analog den königlichen Sendgerichten eingeführten Visitationsreisen der Bischöfe behufs Aufspürung der Zauberei nach Kräften zu unterstützen. Mit dem Verfalle des grofsen Frankenreichs trat in den rein germanischen Teilen wieder das alte Volksgericht mehr hervor, während in den romanischen Ländern das römische Strafrecht für die Weiterentwickelung des Rechtswesens immer gröfsere Bedeutung gewann. Erst im XIII. Jahrh., mit dem Erstarken der Territorialmächte[2]) und der inzwischen kräftig gewachsenen kirchlichen Inquisition, d. h. der von der Kurie mit Bekämpfung der Ketzerei betrauten Gerichte, ergab sich ein Abschlufs der Entwickelung wieder im Sinne des fränkischen Reichsrechts.

Seit dem X. Jahrh. erwuchs der Kirche mit dem Auftreten des Katharismus, jener Sekte, die dem Teufel den Anteil bei Erschaffung der Welt zuwies, den sonst der Christengott für sich in Anspruch nahm, eine immer drohendere Gefahr. Denn obwohl die Kirche sofort Stellung nahm, breitete sich die Sekte durch Oberitalien und Frankreich hin mehr und mehr aus, so dafs im XIII. Jahrh. trotz zahlreicher blutiger Verfolgungen[3]) das inzwischen gewaltig erstarkte Papsttum, das immer straffer alle kirchlichen Machtmittel in seiner Hand zusammenzufassen bestrebt war, sich einer schweren Gefahr für seine Macht, ja seinen Bestand gegenübersah, zu deren Bekämpfung ihm die stets verhältnismäfsig lau arbeitenden bischöflichen Gerichte, deren Kompetenz eigentlich die Ketzerei unterstand, nicht auszureichen schienen. Von diesem Gedanken ausgehend schuf Gregor IX. im Jahre 1227 ein eigenes päpstliches Gericht, das neben den bischöflichen, ohne deren Thätigkeit aufzuheben, vorgehen konnte. Das öffentliche Verfahren wurde dabei ausgeschieden, an seine Stelle trat das Einschreiten von Amts wegen nach summarischer Voruntersuchung auf Denunziation hin, die für jeden obligatorisch ward. Die neuen Richter waren nicht nur für die ausgesprochene Ketzerei, sondern auch den Verdacht derselben, zu der ja Abfall vom Glauben, Götzen- und mithin Teufelsdienst gehörte, zuständig. Sie zogen alle nicht nur vom Dogma, sondern auch von den Ansprüchen der römischen Kurie Abweichenden vor ihr Forum, und dafs mit dem Kampfe gegen Ketzerei und Teufelskult sich der gegen die Zauberei verschmolz, konnte nicht überraschen. War es doch theoretisch längst ausgemacht, dafs die Zauberei der Ketzerei zum mindesten sehr nahe stehe.[4])

---

[1]) Das namentlich für Zaubereibeschuldigung übliche Gottesurteil war die Probe in kaltem Wasser. Sank der an Händen und Füfsen gefesselte Angeschuldigte unter, so galt seine Unschuld als erwiesen, denn das Wasser als reines Element würde einen durch Verbrechen Beschmutzten nicht behalten.

[2]) S. unten S. 342.

[3]) Im Laufe des XI. Jahrh. wurden zahlreiche Katharer verbrannt, z. B. in Toulouse, Arras, Cambrai (Hansen S. 214).

[4]) Schon Rabanus Maurus hatte gesagt: *Typice autem maleficos hereticos possumus accipere.* Ähnlich drückten sich der *Canon Episcopi* und Wilhelmus Parisiensis aus (Hansen S. 216 Anm. 1).

Kam der Inquisitor in ein Land, so versicherte er sich zunächst der fast nie versagten Erlaubnis und Unterstützung des Landesherrn, dann berief er durch die Geistlichen des betreffenden Bezirkes das Volk und forderte es in einer mit Ablafs für die Hörer gesegneten Predigt auf, unter Androhung der Exkommunikation, alle der Ketzerei Verdächtigen anzugeben. Diese Aufforderung wurde auch an den Kirchenthüren angeschlagen, die Ketzer wurden zu freiwilliger Meldung ermahnt und nach einem Monate infolge der inzwischen eingelaufenen Denunziationen, die, wie ein Inquisitor[1]) selbst zugiebt, meist nur aus Furcht vor der Exkommunikation erfolgten, das Verfahren eröffnet. Dem Angeklagten wurden die Aussagen der vereidigten Zeugen, aber ohne Angabe der Namen, vorgelesen, auch seine eigenen Aussagen beeidigt und, um ihm ein Geständnis zu entlocken, nach dem Zugeständnisse desselben Inquisitors falsche Thatsachen vorgehalten und lügnerische Versprechungen gegeben.[2]) Half das auch nichts, so wurde das Hauptmittel, das gewöhnlich den gewünschten Erfolg brachte, angewendet, die Folter. Ihre Zuhilfenahme gegen Hoch und Niedrig blieb ganz dem freien Ermessen des Richters überlassen, gegen Hartnäckige und Verstockte konnte sie auch an mehreren Tagen wiederholt werden, freilich mit raffinierter Umgehung des Verbotes der Wiederholung — man nannte die Wiederholung einfach Fortsetzung der ersten Folter.[3]) Nicht zu verachten waren auch lange, schwere Kerkerstrafen, die bei dem haarsträubenden Zustande der Gefängnisse den Kräftigsten mürbe machen konnten.

Die für Ketzer üblichste Todesstrafe war in Frankreich Verbrennen, in Deutschland zuerst das Schwert, später auch der Scheiterhaufen. Ob diese ursprünglich im römischen Rechte den Zauberern vorbehaltene Todesart gewählt wurde, um den Zusammenhang zwischen beiden darzuthun, oder nur, weil sie die schmerzhafteste war, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wurde im Deutschen Reiche definitiv seit 1238 die Verbrennung als einzige weltliche Todesstrafe für Ketzer zugelassen[4]) und zugleich die Inquisition bestätigt. Die Päpste hiefsen ausdrücklich diese Ketzergesetze Friedrichs II. gut.[5]) Da die Kirche die Todesstrafe nicht selbst vollstrecken durfte, ihrem Grundsatze gemäfs *abhorret a sanguine*, so ward der überführte Ketzer dem weltlichen Arme zur Exekution überliefert. Dafs die bei der Überlieferung übliche Bitte um Gnade für den

---

[1]) Eymericus, Generalinquisitor in Aragon, in seinem von der späteren Inquisition als goldenes Buch verehrten *Directorium inquisitorum*, geschrieben 1376.

[2]) Noch im XVII. Jahrh. erklärt Carpzov, Nova practica criminalis Pars III Qu. 113 Nr. 37: *Sic etiam iudex pro eruenda veritate delicti simulationibus uti et fingere se velle facere id, quod re vera non intendit agere, non prohibetur.*

[3]) Solcher Auswege gab es natürlich bei dem arbiträren Verfahren des niemandem als dem Papste verantwortlichen Inquisitors unzählige.

[4]) Doch traf sie nur hartnäckige und rückfällige Ketzer. Der reumütige wurde teils zu Wallfahrten, wohlthätigen Werken, teils zu zeitlichen oder dauernden Freiheitsstrafen, dem 'Wasser der Trübsal' und 'Brote der Bedrängnis', wie man sich frivol ausdrückte, verurteilt.

[5]) Ficker (Mitteil. des Österr. Instituts für Geschichtsforschung I 181 ff.) weist darauf hin, dafs zur Zeit des Erlasses dieser Gesetze bei Friedrich der Dominikaner Bischof Guala von Brescia weilte und vermutlich die Gesetzgebung beeinflufste. S. Riezler S. 61.

verurteilten Sünder, die man noch heute von ultramontaner Seite so gerne als ein Zeichen der Milde der Kirche preist, thatsächlich nichts anderes war als eine Heuchelei, erhellt schon aus dem einen Umstande, dafs die Kirche die Ausführung der Strafe eventuell im Weigerungsfalle durch Exkommunikation und Interdikt erzwang.

Für uns kommen bei der Ketzerverfolgung hauptsächlich zwei Gesichtspunkte in Betracht, die später die Hauptmomente des Hexenwesens bildeten, aber erst im Laufe des XIV. Jahrh. aus dem Ketzer- in den Zaubereiprozefs übernommen wurden: der Ketzersabbat (*synagoga Satanae*) und der Luftflug. Dafs in den Augen der Fanatiker mit dem Begriffe der Ketzerei sich der der geschlechtlichen Ausschweifungen verband, war nichts Neues. Hatte doch schon das altrömische Heidentum sie den ersten Christen in die Schuhe geschoben! Das Christentum machte sich, nachdem es siegreich geworden war, diese treffliche Waffe gegen die Manichäer und später die Katharer[1]) zu eigen. In den abenteuerlichsten Gestalten, als Bock, als Kater, als Kröte, als Mohr, als Engel u. s. w. erscheint in der Regel der Teufel bei der Versammlung der Ketzer, und nach dem obscönen Homagialkusse, Verhöhnung des christlichen Sakraments und Kultus und Verbrennung eines Kindes, dessen Asche, genossen, für immer an den Teufel band, wird die gemeinste, auch eingeschlechtige Ausschweifung im Dunkeln getrieben.[2]) Selbst den sittenstrengen Waldensern wird dieser Vorwurf gemacht[3]), wie ja auch die unglücklichen Templer unter der gleichen Anklage zu Hunderten den Scheiterhaufen bestiegen. Die theologische Wissenschaft hatte, wie wir bereits sahen, die Klippe des kanonistischen Ver-

[1]) Schon 1022 tritt das bei der Ketzerverfolgung in Orléans zu Tage.

[2]) Alle diese Vorstellungen, die zum Teile etwas Lächerliches haben, erklären sich nur aus der durch die Askese erzeugten geschlechtlichen Perversität und dem auch an das Tollste gewöhnten Wunderglauben. Eine Zeit, die als Reliquien verehrt: Haare vom Bart des heiligen Petrus, Milch der heiligen Maria (Repertorium Germanicum Nr. 841) oder gar das *preputium Christi* — dieses existierte sogar in zwei Ausfertigungen (warum auch nicht?), von denen eine zum Schatze des Lateran in Rom, die andere der Domkirche, irre ich nicht, in Metz gehörte —, eine Zeit, die allen Ernstes glaubte, dafs die Hostie, die einer Ehebrecherin gereicht wurde, mit einem salto mortale über den Arm des Geistlichen zurück in den Kelch sprang und sich dort so festhängte, dafs man sie mit aller Gewalt nicht mehr lösen konnte (die darauf bezügliche Ablafsbulle liegt im Magdeburger Staatsarchive): eine solche Zeit fand es auch ganz natürlich, dafs der Gottseibeiuns die tollsten Bocksprünge machte. — Ausführlich wird solch eine Ketzerversammlung mit obligater Schweinerei schon 1233 in einer Bulle Gregors IX. an den Bischof von Hildesheim und den Erzbischof von Mainz, und zwar auf Grund der Angaben des berüchtigten Inquisitors Konrad von Marburg, beschrieben. Ein erbauliches Geschichtchen von einem Kanoniker von S. Gereon in Köln erzählt Caesarius (Dialogus S. 307): Der Geistliche nahm häufig an Ketzersabbaten in einer Stadt der Lombardei teil und erfreute sich bei den der blasphemischen Predigt folgenden Ausschweifungen der Tochter seines Hauswirtes, der ihn in die Versammlung mitgenommen hatte. Seiner eigenen Aussage zufolge zogen ihn zu dem Sabbate nicht die Lehren der Ketzer, sondern deren hübsche Töchter.

[3]) Vor allem von Papst Johann XXII. (über diesen s. auch unten) in einer Bulle 1318, nachdem noch 1265 der Inquisitor David von Augsburg diesen Vorwurf als unbegründet abgewiesen hatte.

bots, an den Nachtflug zu glauben, glücklich umschifft und die Möglichkeit der Entrückung dargethan. Im XIII. und XIV. Jahrh. bemächtigte sich die praktische Jurisprudenz dieser Errungenschaft für die Prozesse[1]) und lieferte natürlich das Beweismaterial für die Richtigkeit der scharfsichtigen theoretischen Deduktionen, und im XV. Jahrh. ging man dann allgemein zu der durch viele Prozesse erwiesenen direkten Teufelsentführung über.

Dafs die Zauberei mit der Ketzerei in Verbindung gebracht wurde, liefs sich gar nicht vermeiden. Die theoretische Wissenschaft hatte sie zusammengeworfen, eine aus der anderen abgeleitet, die praktische Inquisition führte das nur fort. Schon Caesarius von Heisterbach berichtet, dafs die Ketzer von Besançon 1180 einen Pakt mit dem Teufel schlossen und auch zaubern konnten, und wie sehr die Inquisitoren geneigt waren, die Zauberei in ihr Untersuchungsfeld zu ziehen, beweisen die für den praktischen Gebrauch von Inquisitoren aufgestellten Formulare für Verhöre von Zauberern, von denen das älteste: *Forma et modus interrogandi augures et ydolatras*, ein Teil der *Summa de officio inquisitionis*, etwa um 1270 herum, ein anderes ca. 1320 entstand und in die *Practica inquisitionis heretice pravitatis* Aufnahme fand. Alle möglichen Arten von Zauberei werden da in Frageform vorgeführt: Beschwörungen, Besprechungen, Zauber mit Wachsbildern, Spiegeln, Ringen, Schlangen, der Eucharistie, dem Taufwasser u. s. w.[2])

Aus diesem Bestreben der Inquisitoren, alle Zweige der Zauberei in ihren Bereich zu ziehen, ergaben sich natürlich viele Kompetenzstreitigkeiten mit den bischöflichen Gerichten, und trotz einer in den *Liber sextus* der Dekretalen aufgenommenen Entscheidung Alexanders III., 1258 und 1260[3]), dafs nur die häretisch anrüchige Zauberei[4]) der Inquisition unterstehen sollte, wurde noch oft das Einschreiten der Päpste nötig, so dafs auch hier das Papsttum seine centralisierende Thätigkeit zu entfalten reiche Gelegenheit fand. Und was von Päpsten zu erwarten war, die wie ein Johann XXII. (1316—1334), der als 72jähriger Greis auf den Thron kam und die ganze Zeit seiner Regierung hindurch in Furcht vor Vergiftung und Zauberei lebte[5]), aber mit seinem leidenschaftlichen, vor keiner Gewalt zurückschreckenden Temperamente durchaus nicht gesonnen war, der drohenden Gefahr den Rücken zu kehren, was von

---

[1]) Schon 1239 gestand eine Frau in Châlons-sur-Marne in einem Prozesse, in dem 183 Ketzer verbrannt wurden, dafs sie in einer Nacht am Charfreitag nach Mailand entführt worden sei, um dort einer Katharerversammlung aufzuwarten, und dafs sie einen Dämon bei ihrem Mann in Scheingestalt zurückgelassen habe.

[2]) Hansen S. 241.

[3]) Diese Entscheidung wurde dann viel kommentiert.

[4]) Die Inquisitoren bekamen dadurch erst recht Veranlassung, sich mit der Zauberei zu beschäftigen. Galt es für sie doch jetzt festzustellen, welcher Fall ketzerisch war und welcher nicht.

[5]) Dem Verfolgungswahne dieses südfranzösischen Papstes entsprangen eine Reihe von Zaubereiprozessen, u. a. gegen den Bischof seiner Geburtsstadt Cahors, der verbrannt wurde, weil er ihm mit Zauberei nachgestellt hatte, gegen verschiedene Kurialen unter derselben Anklage u. s. w.

einem Benedikt XII. (1334—1342) zu hoffen war, der vor seiner Erhebung zum Papste selbst dem heiligen Amte der Inquisition angehört hatte, das versteht man leicht. In der That gaben diese Päpste eine Menge von Entscheidungen, die deutlich ihr Bestreben zeigen, den Wirkungskreis der Inquisition nicht zu genau zu umschreiben, im Gegenteile die Grenzen so unbestimmt zu lassen, dafs sie ohne Gefahr leicht erweitert werden konnten. Diese einmal erreichte Entwickelung war nicht mehr aufzuhalten, so dafs im XV. Jahrh. unter Martin V. die Einschränkung auf die nach Häresie schmeckende Zauberei schon gefallen war.[1])

Zum Teil auf Anregung der Päpste, zum Teil auch aus eigenem Geschmack an der Sache hatte sich auch die wissenschaftliche Theologie inzwischen mit der Sache weiter beschäftigt, und wenn auch der berühmte Kanonist Oldradus da Ponte aus Lodi in einem Gutachten aus den 20er Jahren des XIV. Jahrh. gewisse Einschränkungen machte, denen zufolge nicht jede Zauberei *eo ipso* ketzerisch sei, so ward schon 1375 die Frage durch Eymericus in seinem bereits erwähnten Werke endgültig dahin entschieden, dafs mit geringen Ausnahmen jede Zauberei nach Häresie schmecke, mit anderen Worten, dafs zwischen Häresie und Zauberei der innigste Zusammenhang bestehe, da das Entscheidende eben die Verbindung mit den Dämonen sei. Diese Ausführungen fanden eine kräftige Stütze in dem Gutachten der Pariser theologischen Fakultät unter dem Vorsitze des Kanzlers Johannes Gerson 1398, dafs jede durch Anrufung des Teufels, namentlich aber durch ein *pactum tacitum* oder *expressum* hervorgerufene Verbindung mit den Dämonen Idolatrie und Apostasie sei, und für die Apostasie hatte Eymericus die Auffassung der Inquisition dahin zusammengefafst, dafs *apostasia a fide per consequens heresis* sei.

Im Süden von Frankreich brachen denn auch die ersten Verfolgungen gegen Zauberer im Zusammenhange mit der Ketzerei los. Zwar ist uns aus naheliegenden Gründen das Material nur lückenhaft überliefert, und es ist nicht zu leugnen, dafs vor dem Jahre 1300 unter den vielen wegen Ketzerei Verklagten sich nur wenige Zauberer befinden, aber einige kommen doch vor.[2]) Erst unter der zaubersüchtigen Regierung Johanns XXII. und Benedikts XII. wurde die Thätigkeit der Inquisition gegen diese Feinde des Papstes und Christi lebhafter. In der Languedoc, vor allem aber in Carcassonne breiteten sich die Inquisitoren aus und opferten ihrem und des Papstes Aberglauben.[3])

---

[1]) Das persönliche Eingreifen der Päpste spornte natürlich auch die Bischöfe zu energischerer Thätigkeit an. Alle Provinzialsynoden dieser Zeit enthalten wichtige Beschlüsse über das Verbrechen, die im Einklange mit den theoretischen Entscheidungen der Wissenschaft stehen.

[2]) Erwähnt sei hier nur ein Prozefs 1245 in Le Mas-Saintes-Pucelles — zwischen Carcassonne und Toulouse —, in dem eine 56jährige Frau gestand, dafs sie seit Jahren mit einem Dämon allnächtlich Umgang pflegte, dem sie ein Monstrum, oben Wolf und unten Schlange, geboren habe. Zu dessen Nahrung stehle sie nachts Kinder. Die Frau wurde, statt in ein Irrenhaus gesperrt zu werden, zusammen mit anderen Zauberinnen, die am Sabbate teilgenommen hatten, verbrannt (Hansen S. 310).

[3]) Hier allein wurden zwischen 1320 und 1350 400, in Toulouse 600 prozessiert und von diesen 200 bezw. 400 verbrannt.

So 1329 ein Mönch, der, um mit Frauen geschlechtlich verkehren zu können, Wachsbilder angefertigt und mit grofsem Erfolge unter die Schwelle der jeweiligen Häuser gelegt hatte. Er sollte verbrannt werden, wurde aber zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, weil er sich das Verdienst erworben hatte, seine Mitgefangenen im Gefängnisse zu belauschen und zu denunzieren. 1330 und 1335 wurden Zauberer verbrannt, die, natürlich unter wiederholt angewendeter Folter, gestanden, dafs sie am Sabbate teilgenommen hätten. Zumeist waren es Weiber, die seit 20 Jahren dem Teufel angehörten, mit ihm jeden Sonnabend an waldigen und hügeligen Orten zusammentrafen und sich ihm hingaben. Er erschien als grofser Bock und lehrte sie Malefizkünste, Wettermachen u. s. w. Dafs eine der Angeklagten nach der Folter ihre Geständnisse wiederrief, wurde als vom Teufel eingegebene List nicht beachtet, ihre unter den Folterqualen gemachten Angaben über andere Frauen buchte man dagegen genau.

Wir brauchen wohl nicht erst zu betonen, dafs man hier schon von Massenverfolgungen reden kann; dafür sprechen die angeführten Zahlen, die sich leicht bedeutend vermehren liefsen. Wir müssen es uns versagen, auch nur einen summarischen Überblick über die trotz des lückenhaften Materials noch sehr zahlreichen Prozesse in Frankreich, Italien, Burgund u. s. w. bis 1400 zu geben, die Hansen im 5. Kapitel seines Buches in erstaunlicher und den Zusammenhang zwischen Zauberei und Ketzerei schlagend beweisender Fülle zusammengestellt hat, und verweisen darum den, der sich für die Detailfragen interessiert, hier nochmals auf die ebenso gründliche als klare Darstellung auf S. 307—398.

Nur eines wollen wir noch hervorheben: die Annahme, dafs in Deutschland die Inquisition nach dem gewaltsamen Ende des Inquisitors Konrad von Marburg 1233 auf lange Zeit geruht und erst in der Mitte des XIV. Jahrh. ihre Thätigkeit wieder aufgenommen habe, ist ein Irrtum. Wohl trat eine kleine Pause nach diesem Volksgerichte ein, aber seit 1260 erschienen die Inquisitoren wieder, namentlich in den Ostmarken. Allerdings erfahren wir nichts von Zaubereisachen, obwohl eine Reihe von Nachrichten über Ketzereiprozesse mit ihrem wollüstigen Anhange von Buhlschaft und Sabbat erhalten sind. Die Vermischung der beiden Verbrechen war eben in Deutschland noch nicht vor sich gegangen. Die Zauberei wird in der althergebrachten Weise für sich bestraft. Mit dem wachsenden Einflusse des römischen Rechtes wurde aber auch hier Wandel geschaffen. Noch war es im XIII. Jahrh. nicht eigentlich eingeführt, aber seine mehr oder minder starke Einwirkung zeigt sich in der Verschmelzung der weltlichen, staatlichen mit den kirchlichen Anschauungen und Interessen. Diese Einwirkung tritt nicht nur in den Ketzergesetzen Friedrichs II. und den anderen Reichsgesetzen[1]), sondern auch in vielen der jetzt aufgezeichneten Gewohnheitsrechte[2]) zu Tage. Überall wird im engsten Zu-

[1]) S. z. B. die *Treuga Henrici*, die, 1224 erlassen, gegen Häretiker, Zauberer und Giftmischer die 'gebührende Strafe', wohl den Feuertod, verlangt.

[2]) Für die hauptsächlichsten, den Sachsenspiegel (um 1225), den Spiegel deutscher Leute (um 1250) und den Schwabenspiegel (um 1275), ist bei der Strafbemessung nicht mehr

sammenhange Ketzerei, Zauberei und Giftmischerei behandelt, also die nahe Verwandtschaft markiert.[1]) Von grofsem Einflufs auf die regere Beteiligung der weltlichen Obrigkeiten an den Zauberprozessen war es, dafs, wie schon erwähnt, mit dem Erstarken der Territorialmächte eine Verschiebung des in Deutschland seit seiner selbständigen Entwickelung in den Vordergrund getretenen Accusationsprozesses sich verband. Er wurde nicht gerade verdrängt, aber doch stark auf die Seite geschoben durch ein neu aufkommendes Verfahren, das ähnlich dem alten Rügegerichte seinen Ausgangspunkt nahm von der allgemeinen Stimme, dem Leumund, in dem einer stand. Seit 1320 wird dieses Verfahren in den oberdeutschen Städten allgemein und gestaltete sich so, dafs die Schöffen nach Vernehmung einer Reihe von Leuten über den Leumund eines der Zauberei u. s. w. Verdächtigen '*dunckt auf ir ayd, das der leimunt so stark auf ine gangen, das man billichen richte uber seinen leib, den man es lasse, das er den leib damit verloren habe*' (Kaiserl. Privileg für Nürnberg von 1320).[2]) Nicht verkennbar ist, dafs überall, wo dieses neue Verfahren durchdrang, also vor allem in den oberdeutschen Städten, die Zaubereiprozesse stark anschwellen.[3]) Doch haben alle diese weltlichen Prozesse noch immer ein Gemeinsames: von den in den gleichzeitigen Inquisitionsprozessen zu Tage

---

wie früher das schädigende, sondern das unchristliche Moment entscheidend. Andere Land- und Stadtrechte enthalten allerdings keine oder noch an dem alten Prinzip festhaltende Bestimmungen.

[1]) Im XV. Jahrh. wird der Feuertod allgemein Strafe für Zauberei. Wenn auch bei ausschliefslicher Zuerkennung dieser Todesstrafe der Einflufs des Sachsen- und Schwabenspiegels und des römischen Rechts hervorragend mitwirkt, so ist doch ein Gesichtspunkt zu beachten, der ebenfalls von Bedeutung ist. Den Angeklagten wurde regelmäfsig Unzucht mit dem Teufel vorgeworfen, die man als Sodomie bezeichnete, der gewöhnlich vom Teufel gewählten Tiergestalt wegen. Und auf Sodomie stand Feuertod nach dem Beispiele der beiden biblischen Städte.

[2]) Schon in der *Treuga Henrici* wird das Richten auf den Leumund hin (*loimunt per plurum ac meliorum illius provincie confessionem*) anerkannt. 1258 wird diese Art Rechtsprechung (*inquirendi et judicandi etiam nullo conquerente*) dem Erzbischofe von Köln verliehen, findet sich in verschiedenen Landfrieden des XIII. Jahrh. und wird von Rudolf von Habsburg 1279 in Kärnten durchgeführt (Hansen S. 376 f.).

[3]) Nur ein paar besonders hervorragende Beispiele können wir aus der sorgfältigen Zusammenstellung Hansens S. 381—398 anführen: In Ehingen (Schwaben) wird 1334 eine Frau verbrannt, die mit einer gestohlenen Hostie gezaubert hatte. — 1341 wurde die Ehe der Margarethe Maultasch und des Johann Heinrich von Luxemburg geschieden wegen *impotentia ex maleficio*. Margarethe heiratete 1342, geschmückt mit dem Jungfrauenkranz, trotz vorhergehender zehnjähriger Ehe, wieder. Der Papst Clemens VI., der zuerst die frühere Ehe für rechtsgültig erklärt hatte, liefs sich, als gewisse politische Gründe, die sein Urteil befangen hatten, wegfielen, von der Richtigkeit des Ehescheidungsgrundes überzeugen und erlaubte dem nun wieder zu seiner Kraft gekommenen Grafen, sein Glück bei einer anderen zu versuchen. — 1372 wurden in Metz drei Frauen und ein Mann wegen Zauberns mit Wachsbildern verbrannt. — 1407 fand in Basel ein grofser Prozefs gegen eine Reihe von Patrizierfrauen statt, die mit Liebestränken, Wachsbildern, Haaren, Tieren ihre Männer bezaubert hatten. Sie wurden alle mit ewiger Verbannung unter Androhung des Ertränkens im Falle der Rückkehr bestraft. Stadtverweisungen wurden noch verhängt u. a.: 1322 und 1379 in Utrecht, 1349, 1379, 1385 in Augsburg, 1406 in Nürnberg, 1421 in Bamberg u. s. w.

tretenden Erscheinungen der Teufelsbuhlschaft, des Luftflugs und Sabbats ist noch nichts zu merken, der Begriff der Hexerei existierte also für die weltlichen Behörden noch nicht. Seine Schaffung ist das ausschliefsliche Verdienst der Inquisition, auf deren Spuren dann zwischen 1450 und 1540 eine weitläufige wissenschaftliche Begründung des Hexenwahnes in einer Menge von Traktaten zu Tage tritt. Zum erstenmale begegnet uns der neue Begriff in den Alpengegenden. Hier, in den abgeschlossenen Gebirgsthälern, hatte sich wie die alte Sitte, die alten Freiheitsgedanken auch der ganze Vorrat ererbter Volksvorstellungen von den fliegenden Frauen, die Wetter machen, Milch zaubern, Kinder stehlen, natürlich ganz anders frisch erhalten als in den Städten und dem offenen Lande. Diese hartnäckigen, schwerfälligen Bauern hielten an allem fest, was sie überkommen hatten, und die Kirche that das ganze Mittelalter hindurch nichts dazu, den alten Aberglauben auszurotten, im Gegenteile, in Predigt und Beichtstuhl sorgte sie dafür, ihn lebendig zu erhalten, indem sie stets vor Augen führte, wie nahe zu jeder Stunde der Teufel dem Menschen sei und in wie vielen Gestalten er an ihn herantrete. Die grofsartige Natur mit ihren wunderbaren Erscheinungen, aber auch ihrer unwiderstehlich zerstörenden Gewalt bot dem Naiven so viel Anlafs, dämonisches Wirken zu erkennen, denn Segnungen gab sie ihm wenig, und nur zu oft wurde die mühsame Arbeit eines Jahres in wenigen Stunden vernichtet. Auch die dem Hexenglauben eigene sexuelle Abirrung fand gerade in den Gebirgsländern mit ihrem einsamen Hirtenleben und den daraus hervorgehenden unnatürlichen Ausschweifungen ganz andern Boden als irgendwo sonst. Was Wunder, dafs hier das Feld für die Neuschaffung des gräfslichen Wahnes gegeben war. Es hat etwas aufserordentlich Betrübendes, dafs gerade von den Gegenden, die uns als der Sitz der Freiheit in verklärtem Lichte vorzuschweben pflegen, diese Geifsel der Menschheit, diese Vergewaltigung jedes Rechtes, ja jedes Gefühls ihren Ausgangspunkt nehmen mufste.

Was aber die Inquisition in diese stillen, weltabgeschiedenen Thäler zog, war vor allem der Kampf gegen die Ketzer. Aus den Verfolgungen in Frankreich und Italien hatten sich die Waldenser und Katharer hierher geflüchtet, und die Inquisition war ihnen gefolgt. Prozesse fanden das ganze XIV. Jahrh. statt und im Zusammenhange mit ihnen, der Neigung der Inquisitoren entsprechend, Zaubereiuntersuchungen. Hier gewann natürlich der Inquisitor die schönste Anregung zum Weiterspüren, hier sammelte er kostbare Erfahrungen, die mit Hilfe der Folter sich immer mehr zusammenschlossen, bis endlich der neue Begriff definitiv festgestellt war und seinen düstern Zug durch die Welt antrat.[1])

---

[1]) Das Fortschreiten läfst sich genau verfolgen, im Westen nach Frankreich, im Süden nach Italien, im Norden nach der Schweiz, dem burgundischen Reiche und Deutschland. Die Feststellung des Ausgangspunktes sowie der Ursprungszeit ist das Verdienst Hansens, der nachweist, dafs 1376 Eymericus noch nicht den neuen Begriff kennt, während er in einem Prozesse im Jahre 1400 bereits erscheint, so dafs also die Zeit der endgültigen Ausbildung zwischen 1380 und 1400 fallen mufs.

Die Päpste widmeten diesem Heimatlande der Hexerei denn auch ihre ganze Aufmerksamkeit, und in einer Reihe von Bullen wird von Martin V. an bis Innozenz VIII. den Inquisitoren die gröfste Strenge ans Herz gelegt, sie werden zu unermüdlichem Kampfe aufgefordert und mit weitgehenden Privilegien versehen. Eugen IV. giebt zum erstenmale den in den romanischen Ländern eben aufgekommenen Namen der neuen Sekte wieder in einer Bulle von 1440 wider seinen Gegenpapst Felix V.[1]), den er als von Männern und Weibern verführt bezeichnet, die Gott verlassen haben und dem Satan folgen, *qui vulgari nomine stregule vel stregones seu Waudenses nuncupantur et quorum in patria sua permagna copia esse narratur.* Dieser Name *Waudenses* wird damals allgemein üblich für die Hexen und bedeutet ursprünglich nichts anderes als Waldenser, bezeichnend genug für den Ursprung des Wahnes. Die Hauptmerkmale sind Teilnahme am Sabbat, der zumeist auf Bergen stattfand und darum nur im Fluge zu erreichen war, Buhlschaft mit dem Teufel, dem das Homagium geleistet und gegen die Verpflichtung zum Beistand ein Pakt ausgestellt wird, Zauberei mit allen möglichen Mitteln und widernatürliche Unzucht.

Aus den Quellen sehen wir, dafs um 1430 die Verfolgung in Savoyen, Wallis (Massenverfolgungen von 1428 an) und Waadt schon in vollem Gange sind und Folterungen und Verbrennungen infolge von Flug auf Besen und Stock, Verleugnung Gottes, Teufelsunzucht, Abschlachtung von Kindern[2]) allgemein üblich werden. Die dabei gewonnenen Erfahrungen wurden dann in einer eigenen Abhandlung mit genauer Beschreibung der neuen Sekte und ihrer Thätigkeit niedergelegt.[3])

---

[1]) Seltsame Ironie, dafs dieser selbe Gegenpapst, den Eugen unter dem Einflusse der Hexen stehen läfst, ein grimmiger Verfolger eben derselben ist, schon als Herzog Amadeus von Savoyen fanatisch gegen sie vorging und in einem eigenen Edikte 1430 *De hereticis et sortilegis* die geistlichen und weltlichen Behörden zur unnachsichtlichen Strenge auffordert, da diese *pestifere secte via justitie et potentia militari* ausgerottet werden müfsten. Dieses Unrecht, das dem edlen Manne von seinem verblendeten Feinde angethan wird, erinnert an den Undank, mit dem der würdige Abt Trithemius von Sponheim, der ganz im Fahrwasser des Hexenhammers fuhr und die Obrigkeit zur Vernichtung der Hexen aufhetzte, vom Volke belohnt wurde, indem es ihn selber zu einem Zauberer und Hexenmeister stempelte. Vgl. die schöne Sage vom Kaiser Maximilian, dem er seine verstorbene Gemahlin Maria aus dem Grabe zaubert, bei Gebr. Grimm, Deutsche Sagen II Nr. 496. Luther, der ihn auch als 'Zäuberer und Schwarzkünstiger' bezeichnet, läfst ihn aber dem Kaiser aufser allen verstorbenen Kaisern und Helden 'die neuen Besten, so man also heifset, in seinem Gemache nach einander' vorführen, unter ihnen Alexander den Grofsen, Julius Cäsar und 'item des Kaiser Maximilians Braut, welche der König von Frankreich Carolus Gibbosus ihme genommen hatte'. Das wäre also die Herzogin Anna von der Bretagne und König Karl VIII. Luthers ges. Werke, Erl. Ausg. LX 43.

[2]) 1430—1439 in Neuchâtel, Chambéry, Vevey, 1432 in Val Levantina am St. Gotthard, 1455 im Val Camonica, 1460 überall in Piemont, der Lombardei, Como. Seit 1438 Massenprozesse gegen Hexen im Kanton Freiburg und seit 1450 in Luzern, wo schon 1419 in einem Prozesse zum erstenmal gerichtlich der Name Hexe gebraucht wird.

[3]) *Errores Gazzariorum seu illorum, qui scobam vel baculum equitare probantur,* um 1450 in Savoyen verfafst. *Gazarii* ist nur eine Entstellung aus *Kathari.* Der Traktat wurde auch 1475 von dem Hofkaplane Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz Matthias von

Die Ausbreitung der Verfolgung ging in Frankreich schnell vor sich, und unter den Opfern befinden sich auch sehr angesehene Männer, so der Marschall von Frankreich Gilles de Rais, der 1440 in Nantes verbrannt wurde, weil er mit dem Teufel einen blutunterzeichneten Vertrag geschlossen und Hunderte von Kindern, nachdem er mit ihnen Unzucht getrieben, getötet haben sollte. 1453 mufste in Evreux der Professor der Pariser Universität und Doktor der Theologie Wilhelm Adeline, weil er gegen den Hexenglauben gepredigt hatte, sich selbst, natürlich mit Unterstützung der Folter, als Vaudois bekennen, als welcher er seit 15 Jahren dem Teufel die Anbetung geleistet habe. Aus besonderer Gnade wurde er zu ewigem Kerker verurteilt. Bald darauf begann in Arras ein bis in die neunziger Jahre sich hinziehender Inquisitionsprozefs.[1]) In Deutschland wurden 1446 und 1447, nachdem schon vorher in Basel und Freiburg Prozesse gewesen waren, mehrere Frauen zu Heidelberg verbrannt, ungefähr gleichzeitig einige Männer in Regensburg, denen man die Teufelszeichen, die unverwundbar und unempfindlich machten, unter der Achselhöhle ausgeschnitten hatte. Unter die Zaubereiprozesse wird wohl auch der tragische Tod der unglücklichen, von den Dichtern viel besungenen Agnes Bernauerin, Gemahlin des Herzogs Albrecht III. von Bayern, 1435 in Straubing zu rechnen sein, wenigstens wird sie in der Instruktion für den Gesandten des Vaters von Albrecht an Kaiser Sigismund als Giftmischerin geschildert (Riezler a. a. O. S. 63). 1456 und 1857 wurden in Metz, Toul und anderen lothringischen Städten viele Männer und Weiber verbrannt, die wegen Verursachung von Frösten eingezogen und bei der Examinierung als Mitglieder der neuen Sekte erkannt worden waren.[2])

Seit 1470 nimmt der Inquisitionskampf auch in Süddeutschland den Charakter der Massenverfolgung an. Zwei Männer, die für die Entwickelung des Hexenwahnes in Deutschland auf Jahrhunderte hinaus den verderblichsten Einflufs gehabt haben[3]), ja so recht eigentlich die Ausbildung des Wahnes zum

---

Kemnat ins Deutsche übersetzt. Dieser Kemnat hat selber viele Hexen in Heidelberg und anderen Orten verbrennen sehen und ist sehr damit einverstanden, denn diese '*sect gazariorum*, d. i. der Unholden und die bei der Nacht fahren auf Besen, Ofengabeln, Katzen, Böcken oder anderen dazu dienenden Dingen, ist die allerverfluchteste Sekte und gehört viel Feuers ohne Erbarmen zu'. Riezler a. a. O. S. 73.

[1]) Auch das französische Königshaus hatte 1472 wieder einen Zauberprozefs. Der Herzog von Guienne sollte durch einen Abt mit Wissen König Ludwigs XI. zauberisch verfolgt worden sein. Der Abt wurde eingekerkert und im Kerker vom Teufel geholt. Selbstverständlich! Zu der Hansenschen Zusammenstellung der geistlichen Prozesse S. 420 ff. in Frankreich und Deutschland gehören auch noch zwei aus Repertorium Germanicum Bd. I Nr. 874 und 2039, beide aus dem Jahre 1431, ersterer in der Diözese Tournay einen Geistlichen, Anhänger einer ketzerischen Sekte, von der viele verbrannt wurden, letzterer einen Priester in Augsburg betreffend, der wegen Ketzerei und anderer Verbrechen von seinem Ordinarius gefangen gehalten wird.

[2]) Es handelte sich hier um weltliche Prozesse, die aber ganz auf der Grundlage der von der Inquisition geschaffenen Hexenvorstellungen geführt wurden.

[3]) Noch die von Benedikt Carpzov (1595—1666) herausgegebene *Practica nova criminalis* fufst ganz auf dem Malleus, dessen Autorität sie überall citiert.

Abschlusse brachten, Johannes Institoris[1]), seit 1474, und Jacob Sprenger, seit 1481 Inquisitor, beide Dominikaner, entfalteten da ihre Thätigkeit auf Grund des in den Alpen grofs gewordenen Hexenwahnes. Da sie aber auf Widerstand stiefsen — und zwar bei 'Geistlichen und Laien, welche mehr wissen wollten als nötig'[2]) —, so wandten sie sich an den Papst um Hilfe, und Innozenz VIII. erliefs am 5. Dez. 1484 die berüchtigte Hexenbulle *Summis desiderantes affectibus*, nachdem er schon 1483 dem Dominikanerkloster in Schlettstadt für die Verdienste seines Priors Institoris einen hübschen Ablafs verliehen hatte. Der Papst führt darin aus, dafs in den Provinzen Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Bremen eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts vom Glauben abfallen, mit dem Teufel ein Bündnis eingehen und Unzucht treiben und durch ihre verruchten Zaubereien Mensch und Tier schädigen, Impotenz und Unfruchtbarkeit erzeugen u. s. w.[3]) . . . An alle Personen, welchen Standes sie auch seien, richtet er den strengen Befehl, die beiden nicht in ihrer Thätigkeit zu hindern, beauftragt die Geistlichen, gegen die Zauberei zu predigen, und den Bischof von Strafsburg, alle, die es wagen den Inquisitoren ein Hindernis in den Weg zu legen, mit Exkommunikation und Interdikt zu bestrafen, eventuell mit Zuhilfenahme des weltlichen Armes. — Mit dieser Bulle geschützt und gewaffnet griffen nun die beiden ein, und wenn ihnen auch gleich der erste Versuch in Innsbruck infolge der Vernunft des Bischofs von Brixen[4]) misslang[5]), so sollten sie nur um so gröfsere Erfolge in den Ländern des frömmlerischen Erzherzogs Sigismund erzielen. Die Massenverfolgung begann, und der Papst forderte nochmals 1485 den Erzbischof von Mainz auf, den beiden alle mögliche Unterstützung zu gewähren. Diese Bluthunde — man weifs nicht, ob man mehr ihren Wahnsinn oder ihre Niedertracht betonen soll — legten nun ihre Erfahrungen und ihre Ansichten im Jahre 1487 in einem Buche nieder, das der Angelpunkt und das Evangelium für die gesamte Hexenlitteratur, katholische wie protestan-

---

[1]) Dieser Ehrenmann war schon 1474 wegen einer unehrerbietigen Predigt gegen Kaiser Friedrich und 1482 wegen Unterschlagung von Ablafsgeldern verklagt worden. 1497 wirkte er als Inquisitor in Bayern und 1500 in Böhmen im Auftrage Alexanders VI.

[2]) *Quaerentes plura sapere quam oporteat,* sagt die Bulle des Papstes.

[3]) Aus dem Fehlen des Fluges und Sabbates bei Aufzählung der Verbrechen wollte man alle möglichen Schlüsse zu Gunsten des Papstes ziehen. Mit Unrecht. Denn durch die angeführten Verbrechen war der Sabbat auch ohne genannt zu sein begründet, und der Flug war an sich kein Verbrechen. Das Sündhafte daran war der Bund mit dem Teufel — und der wird ja aufgezählt. Überdies schlug man durch Verschweigen zwei Fliegen mit einem Schlage. Denn noch bestand der *Canon Episcopi* zu Rechte, und man konnte ihn nicht von höchster Stelle aus Lügen strafen.

[4]) Georg Golser.

[5]) Mit welcher Verachtung dieser treffliche Kirchenfürst den Institoris behandelte, dafür spricht beredt sein Brief vom 8. Febr. 1486 an diesen: 'Eure Väterlichkeit sollte wirklich, wie ich schon vorher ihr zugeredet habe, in ihr Kloster zurückkehren! Sie sollte nicht anderen zur Last fallen! Ich habe es Eurer Väterlichkeit schon oft gesagt, dafs sie unter den jetzigen Umständen (d. h. nach dem Scheitern seines Vorgehens) in meiner Diözese nichts ausrichten, sondern dieselbe verlassen sollte, glaubte auch, dafs sie dieselbe schon lange verlassen hätte' (Riezler S. 94).

tische, wurde. Es ist der in der Zeit bis 1520 in 13 und im folgenden Jahrhunderte noch in 16 Auflagen[1]) erscheinende *Malleus maleficarum, in tres partes divisus* u. s. w. Hatten schon vor ihm verschiedene Inquisitoren in Frankreich, Italien, der Schweiz, Deutschland sich geäufsert, so der Dominikaner Johannes Nider 1437 im *Formicarius*[2]), in dem die neue wegen der wachsenden Schlechtigkeit der Welt reifsend überhand nehmende Sekte geschildert und namentlich der Einwand gegen ihre Realität auf Grund des *Canon Episcopi* widerlegt wird, so fafst der Hexenhammer alle theoretischen Erörterungen zusammen und atmet die ganze entsetzliche Borniertheit, gepaart mit Cynismus und kaltblütiger Grausamkeit, seiner Verfasser.

Im Gegensatze zu den früheren Arbeiten, die als Ausgangspunkt den Sabbat genommen hatten, stellt der Hexenhammer das *maleficium* in den Mittelpunkt. Die Verschiebung hatte einen praktischen Grund. Aus allen Äufserungen der Verfasser ergiebt sich klar, dafs ihr einziges Sinnen und Trachten Vernichtung dieser gefährlichen Sekte ist. Nun bestimmten aber die Kirchengesetze, dafs der reumütige Sünder mit wenigen Ausnahmen begnadigt werden mufste, und die früheren Inquisitoren hatten sich oft in der unangenehmen Lage gefunden, gar manches Opfer aus ihren Händen fahren lassen zu müssen. Und wenn auch die Verfasser der Ansicht waren, dafs die Hexerei ein so abscheuliches

---

[1]) Diese Zahlen sprechen mehr als alle Worte für die Bedeutung dieses Buches in der Hexenlitteratur!

[2]) Nider führt als einen seiner Gewährsmänner den schweizerischen Richter Greierz an, dessen grausamem Wahnsinne schon seit 1400 Männer und Weiber zum Opfer fielen. Auf die wieder ganz raffiniert einseitige Darstellung Janssens, der, um zu beweisen, wie genau die weltlichen Richter schon am Anfange des XV. Jahrh. über das Hexenwesen unterrichtet waren, eben den Greierz als 'hauptsächlichen Gewährsmann' nennt, im übrigen aber mit keinem Worte erwähnt, dafs Nider auch vielleicht geistliche Gewährsmänner hätte haben können — darauf hat schon Riezler S. 59 aufmerksam gemacht. Und doch nennt Nider aufser und direkt neben Greierz 'Doktoren unserer Fakultät', worunter er Inquisitoren versteht, und später eine Reihe von Inquisitoren mit Namen als seine Gewährsmänner. — Das ist so echt Janssensche Art. Niemand kann sagen, er habe gelogen, denn er nennt ja den Richter nur den 'hauptsächlichsten', aber das sagt er nur einmal nebenhin, und seine katholischen Leser bekommen aus der ganzen Darstellung den Eindruck, als ob der arme Dominikaner, um eine Ansicht über die Hexen zu bekommen, zu den weltlichen Richtern hätte gehen müssen. — In der Schweiz wie auch inFrankreich traten die weltlichen Richter nur viel früher als in Deutschland in die Fufsstapfen der Inquisitoren. Hier und in Italien kam auch die schamlose Sitte (in weltlichen wie geistlichen Prozessen) auf, zum Zwecke der Forschung nach den Teufelszeichen (*stigmata*) namentlich an den geheimen Orten, die Haare am ganzen Körper abzurasieren. (Diese Zeichen drückte der Teufel seinen Anhängern auf, um sie unempfindlich gegen Schmerzen zu machen.) Bezüglich Deutschlands sagt der Malleus: *In Alemannie partibus talis abrasura, presertim circa loca secreta, plurimum censetur inhonesta, qua de causa nec nos inquisitores usi sumus.* Das wurde freilich anders, und im XVII. Jahrh. werden z. B. in einer Reihe von Prozefsakten, die im Magdeburger Staatsarchive liegen, die Qualen der armen Weiber beim Forschen mittels Feuers, auch an den geheimen Stellen, mit brutaler Gewissenhaftigkeit registriert. Sogar die im Jahre 1724 erscheinende *Synopsis militaris* des Maldonerius schreibt noch vor, dafs sofort nach der Verhaftung der Richter die Beschuldigte kann 'am Leib besuchen und sehen lassen, ob sie nicht an heimlichen Orten . . . wahre Teufelszeichen habe'.

Verbrechen sei, dafs auch Reue nicht vor dem Verbrennungstode schützen dürfe, so machten sie doch nur vorsichtig von dieser gegen die Grundgesetze der Kirche verstofsenden Ansicht Gebrauch und suchten darum nach einem Auswege, der die Pflicht zum Einschreiten zwischen den beiden Gewalten, der geistlichen und weltlichen, teilen sollte, so zwar, dafs, wenn die Inquisitoren allein waren, ihnen die Pflicht oblag, wenn sie aber mit dem weltlichen Gerichte zusammenwirkten, dieses in Betracht kam. Während also die früheren Theologen sich alle Mühe gegeben hatten, den ausschliefslich ketzerischen Charakter nachzuweisen, opfern die Verfasser des Malleus diese Errungenschaft und heben hervor, dafs das Hexenverbrechen kein *mere ecclesiasticum*, sondern *mixti fori* sei eben infolge des *maleficium*[1]), und dafs darum die weltlichen Gerichte immer einschreiten und nach römischem Rechte die Todesstrafe verhängen müfsten. Ihrem Zwecke entsprechend richten sie die Vorschläge für Einleitung und Führung des Prozesses so ein, dafs sowohl der geistliche als der weltliche Richter von ihnen Gebrauch machen kann. Für ersteren gelten die alten Inquisitionsvorschriften, für letzteren wird ein analoges Verfahren auf Grund des Leumunds und der Verpflichtung zum Denunzieren ausgearbeitet. Die daraufhin Beschuldigte wird mit den gewöhnlichen Quertreibereien (langes Gefängnis, lügnerische Versprechungen) unter Anwendung der Folter zum Geständnisse gebracht; Advokaten sollen ihr zwar nicht versagt werden, aber, setzen die Verfasser gleichzeitig drohend hinzu, diese sollen bedenken, dafs eine zu eifrige Verteidigung der Hexen ketzerisch ist, überdies soll ihnen das Gericht nicht zu viel glauben. Alle die scheufslichen Roheiten der späteren Hexenprozesse finden schon hier ihre Erwähnung und Ausführung: das Entkleiden der Opfer, das Suchen nach den Teufelszeichen, zu denen u. a. auch das hartnäckige Schweigen und die Thränenlosigkeit gehören. Man schaudert, wenn man die bestialische Gemeinheit dieser verruchten Mönche liest, wie sie die stumme Verzweiflung, die thränenlose Ohnmacht ihrer zerschundenen Opfer für das Werk des Teufels erklären und die Mittel angeben, die zur Bekämpfung dieser Teufelskraft führen.[2])

Dafs der Bund mit dem Teufel in Kraft bleibt, ebenso der geschlechtliche Verkehr mit ihm[3]) und der Sabbat, versteht sich von selbst. Auch der Flug

---

[1]) Dieses umfafst natürlich alle die hergebrachten Formen: Tötung, Krankheitserzeugung, Wettermachen, Milchzauber, Hervorbringung der Impotenz beim Manne, Unfruchtbarkeit beim Weibe, wobei sie auch wieder echt scholastisch mit Liebe die Gründe behandeln, weshalb gerade der *actus generationis* dem Teufel zur Schädigung überlassen wurde, und untersuchen, *an maleficae praestigiosa illusione operentur circa membra virilia quasi illa omnino sint a corporibus evulsa.*

[2]) Was soll man angesichts dieser Ausführungen dazu sagen, dafs im Kirchenlexikon von Wetzer und Walter die Behauptung aufgestellt wird, die Kirche habe die Folter nur deshalb gebilligt, weil sie annahm, dafs Gott den Gefolterten, die unschuldig seien, Schmerzlosigkeit verleihe! — Leider spricht auch hier wieder aus Luther ganz der Mönch, wenn er, Tischreden, Erl. Ausg. Bd. LX 77, von einer Zauberin, die 'peinlich befragt' wird und schweigt, sagt: 'Denn solche Zäuberin sind gar stumm und verachten die Pein. Der Teufel läfst sie nicht reden.'

[3]) Der Incubus und Succubus sind ihnen wohlbekannt, aber sie betonen, dafs jetzt die Männer dieses Verbrechen fast nicht mehr begehen *ex naturali vigore rationis, quo viri*

durch die Luft wird mit den bisherigen Mitteln erwiesen, steht aber für sie schon längst fest sowohl durch die Lehre der Kirche, als die Geständnisse der Hexen selbst, als — und dafs ist der Abschlufs der ganzen Entwickelung — durch den allgemeinen Volksglauben.

Die fast ausschliefsliche Beschränkung der Hexenthätigkeit auf das weibliche Geschlecht, die noch keiner der früheren Autoren so prinzipiell ausgesprochen hatte, findet ihre Erklärung in der unsittlich niederen Auffassung, die die Verfasser, und dies allerdings in Übereinstimmung mit der Anschauung der Kirche von jeher, von dem Weibe haben. Dafs das Weib bitter sei, hatte schon das Alte Testament konstatiert, auch damals hatte die Priesterschaft schon ihre misogynen Gedanken in der Geschichte vom Sündenfalle niedergelegt. Die heiligen Kirchenväter waren nicht weiberfreundlicher, und wenn der heilige Ambrosius das Weib 'Thor des Teufels und Pfad des Lasters' (*mulier est ianua diaboli et via iniquitatis*) genannt hatte, so kann man sich denken, was so rohe Gesellen wie die beiden Inquisitoren auf diesem Gebiete leisten. Das ganze Heer der Heiligen, ja sogar die heidnischen Schriftsteller werden aufgeboten, um den Beweis zu erbringen, dafs das Weib der Inbegriff aller Niederträchtigkeit und Gemeinheit ist, dafs es den Mann in allen schlechten Eigenschaften, selbst der unersättlichen Sinnlichkeit und der Leichtfertigkeit im Glauben übertrifft. Was mönchische Perversität nicht alles ausheckt![1]) Selbstverständlich sind die Verfasser im Prinzipe keine Feinde des weiblichen Geschlechtes, das heben sie hervor. Wie sollten sie auch, da gerade der Dominikanerorden den zum Teile abgeschmacktesten Marienkult trieb.[2]) Aber — ihre Achtung gehört nur dem jungfräulichen Stande. Dafs die Ehe nach der Lehre der Kirche ein von Gott eingesetztes Sakrament ist, hielt diese Leute nicht ab, dem Beispiele der grofsen Scholastiker folgend sie aufs verächtlichste zu behandeln.[3])

Das gewaltige Aufsehen, das der Malleus sofort erregte, der grofse Einflufs, den er auf die weltliche Jurisdiktion gewann, spiegelt sich am deutlichsten

---

mulieribus preminent, wohl aber auch um Christi willen, der ja männlichen Leib anzunehmen geruht habe. — Noch im XVII. Jahrh. sagen die Weiber unter der Folter aus, *quod semen et membrum virile fuerit frigidum, idem [sc. membrum] daemonem nomine peculiari et saepissime Iohannis ab illis vocari voluisse.* Carpzov, Practica nova (Ausg. 1677) Pars I Qu. 49 Nr. 70.

[1]) Sogar die Etymologie des Wortes *femina* mufste herhalten. Man beachte, was der Malleus da auftischt: *femina* kommt nämlich von *fe* = Glauben und *minus*, also die Glaubensschwächere!

[2]) Das Baseler Konzil hatte die unbefleckte Empfängnis Mariä verkündigt. Wie man ihre eigene körperliche Reinheit pries, das grenzt an Blasphemie, und die modernsten Pornographen könnten nicht drastischer die Abkühlung der *concupiscencia carnis* bei ihrem Anblicke darstellen. Auch heute noch schildern die Mönche in Italien bei ihren Predigten über die Verkündigung Mariä die Reize der heiligen Jungfrau mit einer Glut und Überschwänglichkeit, als ob sie diese mit eigenen Augen gesehen hätten.

[3]) Hatte sich doch in der ersten Hälfte des XV. Jahrh. ein Anhänger der Reformbewegung, der Dominikaner Johannes Nider, nicht gescheut, die Ehe in einem Abschnitte seiner *Lepra moralis* zu behandeln.

in der um ihn sich gruppierenden Litteratur. Dafs der Widerspruch noch nicht ganz gestorben war, zeigte eine im Jahre 1505 in Mailand von dem Minoriten Samuel de Cassinis erschienene Schrift, in der der Hexenflug energisch bekämpft und verlangt wird, dafs statt der Frauen die Inquisitoren als Ketzer behandelt werden müfsten, da sie sogar die Autorität des *Canon Episcopi* angriffen. Aber in welches Wespennest der Verfasser damit stach, sollte er schnell erfahren. Sofort im Jahre 1506 trat in Pavia der Dominikaner Vinzenz Dado auf und fiel über ihn in einer Schrift her, in der er die Realität des Hexenfluges bewies; seine grobklotzigen Beweisgründe nahmen andere Ordensbrüder wie Bernhard von Como, Silvester Prierias und Bartholomeus de Spina auf. Der Hexenflug war unbestreitbare Thatsache geworden, gegen die auch die Gutachten zweier berühmter Juristen, des Andreas Alciatus (1515) und des Franciscus Ponzinibius (1520), verhallten. Gegen des letzteren Widerspruch eiferte noch 1525 wütend der schon genannte Dominikaner und *magister sacri palacii* in Rom Barth. de Spina: 'Dafs ein reiner Legist eine theologische Materie erörtert und den tiefsinnigsten Theologen, was die Herren Inquisitoren der ketzerischen Schlechtigkeit durchweg sind, opponiert, scheint von vornherein die äufserste Anmafsung zu verraten und kann bei den Einsichtsvollen nur Spott und Heiterkeit erwecken. Ich wunderte mich über die Frechheit dieses Mannes und schauderte.'[1]) Ob er denn glaube, dafs die heilige Kirche und die Inquisition, die berufenen Hüterinnen der göttlichen Wahrheit, so viele Unschuldige als Hexen der Todesstrafe überliefert hätten.[2]) Das war die erprobte scholastische Art, mit dem Gewichte der Autoritäten statt mit Gründen einen Gegner zu widerlegen.

Auch die Stimmen von Männern wie Erasmus von Rotterdam, Willibald Pirkheimer, Agrippa von Nettesheim[3]), Hans Sachs[4]) blieben unbeachtet, während die Aufforderungen eines Thomas Murner[5]) zum Verbrennen der Hexen und die Predigten eines Geiler von Kaisersberg[6]) ganz andere Verbreitung fanden.

---

[1]) Riezler S. 52. [2]) Hansen S. 521.

[3]) A. v. Nettesheim wurde selbst als Zauberer verklagt und ein Jahr eingesperrt, weil er eine Hexe zu warm verteidigt hatte (s. oben die Drohung des Malleus) und später in einem Buche De occulta philosophia den Hexenwahn, die Hexenverfolgung und Inquisition angriff. Riezler S. 245.

[4]) H. Sachsens Gedicht Des Teufels Eh und Reuterey Ist nur Gespenst und Fantasey, Janssen VII 545. Auch Joh. Fischer verspottete den Hexenglauben: 'Es ist abergläubisch Gespenst und lauter Träume von der Weiber leiblichen Vermischung mit den bösen Geistern.' Ebenso sprach er über den Flug und Sabbat. Carpzov, Practica u. s. w. P. I Qu. 48, 57. Auch der Rat von Nürnberg gab im Jahre 1531 dem gleichen Kollegium von Ulm auf seine Anfrage wie er es halte, die verständige Antwort, er habe von dergleichen Trudenwerk nie etwas gehalten und allemal befunden, dafs es keinen Grund habe.

[5]) Und ob man schon keine Henker findt, E dafs ich Dich wolt lassen gan, Ich wollt's e selber zünden an. Janssen S. 513. S. auch Luthers Ausspruch oben.

[6]) Geiler von Kaisersberg nahm der Frage gegenüber eine schwankende Haltung ein. Bald nennt er die Fahrten Blendwerk des Teufels, bald spricht er von ihnen als Thatsachen (Janssen S. 513 ff.). Auch die Verteilung der Geschlechter am Hexenwerke ordnet er so an, dafs auf zehn Weiber ein Mann kommt.

Auch bemächtigte sich, wie wir bereits anfangs bemerkten, der Protestantismus der Frage ganz im alten Geiste, und die weltliche Jurisdiktion öffnete den inquisitorischen Auffassungen Thüre und Thor. Während noch 1489 der Jurist Ulrich Molitoris in Konstanz, obgleich er von der Realität der Hexerei durchdrungen war, auch die Hexenverbrennung als etwas ganz Natürliches ansah, den Flug als illusorisch und die Angaben der Hexen gegen andere Weiber in dem Traktate *De lamiis et phitonicis mulieribus, teutonice unholden vel hexen* verwarf, liefs schon Ulrich Tengler in seinem weitverbreiteten 'Layenspiegel' 1509 (1511 neue Auflage 'Der neue Layenspiegel') durch seinen Sohn, geistlichen Professor in Ingolstadt, die Teile des Malleus, die sich mit Aufspürung der Hexerei durch den weltlichen Richter befassen, aufnehmen. Der Niederländer Jodocus Damhouder († 1581) schlofs sich ganz an den Malleus an und sorgte für Verbreitung von dessen Ansichten in den Niederlanden.[1]) Und wenn auch die Carolina, Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, den Tod nur auf die schädigende Zauberei setzte[2]), so war damit der Hexenprozefs schon ermöglicht, überdies blieben die anderen Hexenverbrechen bestehen und gingen in alle späteren Rechtsbücher über.

Dafs die Inquisitionen gegen die von den Verfassern des Malleus vorgeschlagene Übertragung an die weltlichen Gerichte protestieren würden, war vorauszusehen. Namentlich die spanische, gegen welche diese Ausführungen gerichtet waren, reagierte energisch und behielt die Führung der Prozesse in der Hand. Für sie blieb die Hexerei eine reine *causa fidei*, und die Italiener schlossen sich ihnen mit Zustimmung des Papsttums, das ihnen in verschiedenen Erlassen[3]) Bestätigung ihrer Thätigkeit auch ohne Mitwirkung der Bischöfe verlieh, an. Wenn das Laterankonzil 1514 die Zauberei ausdrücklich als Verbrechen *mixti fori* bezeichnete, so sollte damit nur erreicht werden, was alle Inquisitoren erstrebten, nämlich die armen Opfer unter allen Umständen dem Henker auszuliefern. Versagte einmal die weltliche Behörde ihre Mitwirkung, wie 1486 der Richter in Brescia, 1518 die Signoria von Venedig, so erhoben die Päpste lebhaften Protest. Die weltliche Macht sollte eben nur die Ausführerin sein.

Den schlagendsten Beweis aber, dafs in den romanischen Ländern aufser Frankreich die Inquisition ihr Werk ungeschmälert fortsetzte, liefert wohl die Berechnung des um die Mitte des XVI. Jahrh. die Geschichte der Inquisition darstellenden Ludwig de Paramo[4]), der selbst Inquisitor in Sizilien war und da seines Amtes mit heiligem Eifer waltete. S. 396 preist er die Verdienste der heiligen Inquisition um die Menschheit in ihrem Kampfe gegen die *lamiae, contra quas a deo acerrime ab inquisitoribus depugnatum est, ut 150 annis ad*

[1]) *Praxis rerum criminalium*, geschrieben ca. 1540.

[2]) Todesstrafe ist der Scheiterhaufen. Ergänzend konnte auch noch der Art. 116 eintreten: *Straff der unkeusch so wider die natur beschicht.*

[3]) So Alexander VI. und Julius II.

[4]) *De origine et progressu officii s. inquisitionis eiusque dignitate et utilitate.* Gedruckt Madrid 1598.

hanc diem triginta lamiarum millia ut minimum fuerint concremata, quae si impunitae abirent, facile totum terrarum orbem ad exitium et vastitatem vocarent.

Kirche und Staat geben sich die Hand zu dem schmählichen Werke. Die Scheiterhaufen flammten überall auf *in maiorem Dei gloriam,* nachdem die Brandopfer vorher durch den Aufenthalt in den unmenschlichsten Gefängnissen und durch Martern, die wir uns kaum vorstellen können, körperlich und geistig gebrochen und zu allen Geständnissen mürbe gemacht worden waren.[1])

Das ganze XVI. und XVII. Jahrh. hindurch wütete die Massenverfolgung weiter und schlug ihre Wellen noch bis ins XVIII. Jahrh. hinein. Im Magdeburgischen fand noch 1709 ein Hexenprozefs statt, der allerdings, obgleich die Geistlichkeit noch ganz von dem Wahne durchdrungen war, ohne Ergebnis verlief; die letzte deutsche Hexe wurde 1756 in Landshut[2]), in Glarus sogar 1782 ein Mädchen durch die weltliche Behörde hingerichtet, weil es mit Hilfe des Teufels ein Kind krank gezaubert habe.[3]) Der Staat unter einem Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Grofsen, einer Maria Theresia öffnete endlich die Augen und verbot diese schmachvollen Ausläufer des schönen, frommen Mittelalters, aber noch heutiges Tages greifen die abergläubischen Bauern manchmal zur Lynchjustiz, um sich der Hexerei verdächtige Weiber vom Halse zu schaffen.[4])

Die Wissenschaft mit ihrer exakten, auf empirischer Grundlage ruhenden Forschung hat uns für immer von diesem Incubus befreit, und wenn der Teufelsglaube auch noch heute zu den anerkannten Lehren der katholischen Kirche gehört und, wie wohl noch erinnerlich, in jüngst vergangener Zeit noch seine Blasen in dem Taxilschwindel getrieben hat[5]), die Welt hat ihn gerichtet, und mit ihm ein ganzes System von Zwang und Gewalt, dem er seine jahrhundertelange Existenz dankte.

---

[1]) Für die schreckliche Wirkung der Folter auf die Prozesse mag ein Beispiel aus Janssen VIII 467 dienen: 1518 wurde ein Kirchendieb in Stettin festgenommen und bekannte sein Verbrechen. Um seines Diebstahls willen waren vorher nach dem 'Bekenntnisse' unter der Folter 3 Priester, 17 Küster, 18 andere Männer und 18 Frauen und Jungfrauen, im Ganzen 118 Menschen hingerichtet worden.

[2]) Riezler S. 299. [3]) Hansen S. 532.

[4]) Wuttke S. 156. In Tirol findet noch jetzt alljährlich in der Walpurgisnacht ein allgemeines Hexenausbrennen statt. Da werden unter furchtbarem Johlen, Heulen, Schellen u. s. w. Reisigbündel auf hohen Stangen entzündet und siebenmal um das Haus, das Dorf getragen, um die Hexen zu verjagen. An anderen Orten versammeln sich die Burschen am Abende auf einem Kreuzwege, einer Anhöhe und peitschen bis Mitternacht kreuzweis im Takte. Soweit der Knall gehört wird, sind die Hexen machtlos. Wuttke S. 157.

[5]) Auch hierbei wurden zum Beweise für die Realität der Teufelsthaten die Bullen der Päpste und die heiligen Arbeiten der Scholastik angeführt. Zum Ruhme der Deutschen sei aber gesagt, dafs ein Teil, wenigstens schüchtern, anderer Meinung als die allmächtigen Romanen zu sein sich erdreistete.

DEUTSCHE WÖRTERBÜCHER

Von Wilhelm Horn

Die Muttersprache regt zum Nachdenken mächtig an. Aber denen, die nicht in die Tiefen der Wissenschaft steigen wollen, fehlte es lange an Hilfsmitteln, ihr Lernbedürfnis zu befriedigen. Die Wissenschaft schlofs sich von der Aufsenwelt ab. Jetzt ist das anders. Es ist ein erfreulicher Zug unserer Zeit, dafs man weite Kreise teilnehmen läfst an den Erfolgen wissenschaftlicher Arbeit. Es ist mit Freuden zu begrüfsen, dafs die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft von der deutschen Sprache es nicht verschmähen, die wertvollsten Ergebnisse der Forschung in allgemeinverständlicher, anregender Form jedem Wissensdurstigen darzubieten[1]; der Allgemeine deutsche Sprachverein widmet seine Kraft nicht nur dem Bestreben, die Sprache von unnötigen Fremdwörtern zu reinigen, er will 'die Erhaltung und Wiederherstellung des echten und eigentümlichen Wesens' der deutschen Sprache pflegen, und ohne Frage verbreitet auch er durch seine Zeitschrift und die wissenschaftlichen Beihefte tiefere Anschauungen vom Werden und Wesen der Sprache.

Die Schule konnte von diesem Wandel nicht unberührt bleiben. Vor allem erstrebte Rudolf Hildebrand einen unmittelbaren Einflufs der deutschen Sprachforschung auf die Schule.[2] Seine Anregung, 'der Sprachunterricht solle mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen', ist auf guten Boden gefallen und wird voraussichtlich schöne Früchte tragen.

Für weitere Kreise kommen in erster Linie die deutschen Wörterbücher in Betracht.

Das erste wissenschaftliche Wörterbuch der deutschen Sprache ist das von den Brüdern Grimm begonnene. Ihre Vorgänger suchten die Sprache zu meistern. Gegen dieses Streben wendet sich Wilhelm Grimm, der auf einer Philologenversammlung den Plan eines deutschen Wörterbuchs entwickelte, mit aller Entschiedenheit. 'Wir wollen kein Gesetzbuch machen', sagte er, 'das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache dar-

---

[1]) Vgl. die Festrede von H. Paul: 'Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart' in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 258.

[2]) Vgl. sein Buch 'Vom deutschen Sprachunterricht', 4. Auflage 1890 und eine Reihe von Aufsätzen in der Zeitschrift für deutschen Unterricht, gesammelt als 'Beiträge zum deutschen Unterricht', Leipzig, Teubner 1897.

stellen, wie sie sich selbst . . . dargestellt hat'; er zieht zu Felde gegen die Anmafsung, mit der einzelne sich berechtigt glauben, die Sprache zu bessern und nach ihrem Verstand einzurichten. Schon in der Deutschen Grammatik hatte Jakob Grimm den Standpunkt der alten Grammatiker verlassen; nur ein letzter Rest war ihm verblieben: Entwickelungen der neueren Zeit suchte er bisweilen als 'unorganisch' zu beseitigen.

Die Brüder Grimm haben nur drei Bände des grofsen Werkes vollendet. Als Fortsetzer waren zunächst Karl Weigand und Rudolf Hildebrand thätig. Mehrere Buchstaben hat Matthias Lexer bearbeitet, und eine ganze Reihe von Bänden hat Moriz Heyne mit rüstiger Kraft in kurzer Zeit zu Ende geführt. Jüngere Forscher widmen sich gegenwärtig neben ihm der Vollendung des grofsen nationalen Werkes.[1])

Lange Zeit hindurch wird schon an dem Deutschen Wörterbuch gearbeitet, und mehr als einmal sind die Abnehmer ungeduldig geworden. Schon die Zeit zwischen der Ankündigung und dem Erscheinen der ersten Lieferung war manchem zu lang gewesen. Vor mehr als 50 Jahren bereits mufste W. Grimm den Ungeduldigen sagen: 'Ein Werk dieser Art bedarf langer und mühsamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann.' Der Fortschritt der Wissenschaft ist den jüngeren Bänden natürlich zu gute gekommen. Die Bearbeiter haben ihre Aufgabe in verschiedener Weise aufgefafst. Den hervorragendsten Teil des Wörterbuches hat ohne Zweifel Hildebrand geschrieben, der eine wahre Lebensgeschichte der Wörter bietet, in der die Entwickelung des Volkes sich spiegelt. Infolge der Verschiedenheit der Arbeit, infolge der langen Zeit, auf die die Veröffentlichung sich erstreckt, ist das grofse Werk sehr ungleichartig geworden, nicht aus einem Gufs wie das seit 1888 erscheinende *New English Dictionary*, auf das die Engländer mit Recht so stolz sind. Trotzdem möchten wir unser Deutsches Wörterbuch nicht vertauschen mit einem nach Art des englischen. Freilich, auch wenn das Grimmsche Wörterbuch einmal vollendet vorliegt, eine von den Aufgaben, die seine Begründer ihm stellten, wird es nicht lösen: ein Familienbuch, 'aus dem der Vater ein paar Wörter ausheben und sie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachprobe prüfen und die eigene auffrischen soll', ein Buch, in dem 'Frauen auf jeder Spalte mit Freuden lesen können', wird es nicht, dazu ist es zu umfangreich und zu gelehrt; es wird immer nur philologisch Geschulten dienen.

Darum stellen sich andere Wörterbücher die Aufgabe, kurz und bündig über das Werden und Leben der Wörter zu unterrichten. Weigands Buch, das J. Grimm 'eine grundehrliche, aus genauestem Forschen hervorgegangene Arbeit' genannt hat, ist jetzt vielfach veraltet; eine in Vorbereitung befindliche Neuausgabe soll es auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft bringen.

In die vom Deutschen Wörterbuch gelassene Lücke ist nun Moriz Heyne

[1]) Vgl. R. Hildebrand, Über Grimms Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung, Leipzig 1869; M. v. Lexer, Zur Geschichte der neuhochdeutschen Lexikographie, Rektoratsrede, Würzburg 1890.

mit seinem dreibändigen Wörterbuch eingetreten.[1]) Es giebt kurz und bestimmt zuverlässige Auskunft über unseren Wortschatz, es antwortet auf Fragen nach der Etymologie, der Form und Betonung, der Wortfügung, der Bedeutungsentwickelung. Aus trefflich ausgewählten Belegen kann man die Geschichte der Wörter ablesen. Die lebendige Rede der Gegenwart ist gebührend berücksichtigt. Ranke und Treitschke, Bismarck und Moltke sind unter den Quellen zu nennen; die besseren unterhaltenden Zeitschriften sind nicht vergessen. Die technische Sprache findet Beachtung: das Bürgerliche Gesetzbuch, die Felddienstordnung, die Schiefsvorschrift für die Infanterie u. s. w. boten Belege. Von Fremdwörtern werden diejenigen besprochen, die Bürgerrecht erlangt haben; von anderen nur die, bei denen etwas sprachlich oder kulturgeschichtlich Bedeutendes zu sagen war. Heyne achtet stets auf die äufseren Bedingungen, aus denen heraus die Bedeutung eines Wortes, die Entlehnung eines Fremdwortes sich erklärt. Eine tiefe Kenntnis des älteren deutschen Lebens, wie sie sich neuerdings wieder in dem Werk über das deutsche Haus so glänzend gezeigt hat, kommt ihm dabei zu statten.

Andere Ziele verfolgt das Wörterbuch von Hermann Paul[2]), dem bekannten Verfasser der 'Prinzipien der Sprachgeschichte'. Das Buch beruht im wesentlichen auf dem Sprachstoff, den gröfsere Werke gesammelt haben, wie das Grimmsche Wörterbuch, der alte Adelung, der stoffreiche, aber unhistorische Sanders. Die landschaftlichen Verschiedenheiten im Wortschatz der Schriftsprache, die Eigenheiten in der Ausdrucksweise der verschiedenen Berufszweige, besonders aber die Abweichungen der Klassiker von unserer heutigen Sprache sowie die Unterschiede zwischen Schrift- und Umgangssprache kommen zu ihrem Rechte. Die Bedeutungsgeschichte stellt Paul in den Vordergrund. Neben den einzelnen Wörtern werden auch die formelhaften Redensarten, die so oft zum Nachdenken anregen, berücksichtigt. Besonders die sonst vernachlässigten kleinen Wörtchen, die Partikeln und Präpositionen erfahren eine tief eindringende Behandlung. Das Werk ist nach des Verfassers Absicht nicht blofs zum Nachschlagen bestimmt, sondern auch zum fortlaufenden Lesen; es ist ein 'Lesebuch', das die Prinzipien der Sprachgeschichte an unserem Wortschatz erläutert.

Besonders dem Schulunterricht sollte Pauls Wörterbuch zu gute kommen. Gerade die Bedeutungsentwickelung ist ja eines der wertvollsten Bildungsmittel. Sehr erfeulich ist es daher, dafs in der jüngsten Zeit uns ein Hilfsmittel dargeboten worden ist, das es jedem ermöglicht, den in Pauls Buch niedergelegten Schatz zu heben. An der Hand des in Pauls Wörterbuch verarbeiteten Sprachstoffs setzt Albert Waag[3]) in fafslicher und anregender Weise die Haupterscheinungen der Bedeutungsentwickelung auseinander. Dem zusammenfassenden Werk von Waag war ein kleines, treffliches Schriftchen

[1]) M. Heyne, Deutsches Wörterbuch. Leipzig, S. Hirzel 1890—1895.
[2]) H. Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle, Max Niemeyer 1897.
[3]) A. Waag, Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes. Lahr i. B., Schauenburg 1901.

von Stöcklein[1]) vorausgegangen, das die psychologischen Vorgänge beim Bedeutungswandel klarzulegen sucht. Mit Nachdruck weist Stöcklein auf die Wichtigkeit des Satzzusammenhanges für die Wortbedeutung hin. 'Zum Verständnis des Bedeutungswechsels eines Wortes kann man nur dadurch gelangen, dafs man das Wort in seinem Leben im Satz, also in seinen verschiedenen Verbindungen und Anwendungen kennen lernt.' Erst der Zusammenhang giebt dem Wort einen bestimmten Inhalt. Wenn sich nun ein Wort oft in demselben Zusammenhang wiederholt, so wird aus der gelegentlich damit verbundenen Vorstellung die übliche: das Wort hat eine neue Bedeutung. So kann es denn kommen, dafs etymologisch verwandte Wörter in der Bedeutung sich wesentlich unterscheiden. Die Sprachentwickelung kümmert sich eben nicht um logische Gesetze. Waag trägt dem von Stöcklein betonten Gesichtspunkt Rechnung. Im übrigen lehnt er sich aber an die überkommenen Kategorien an, und das war wohl bei dem jetzigen Stand der Bedeutungslehre das beste. Eine Vorstellung von dem reichen, anregenden Inhalt des Buches läfst sich in wenigen Worten nicht geben. Zur Einführung in Pauls Wörterbuch sei es bestens empfohlen.

Als etymologisches Wörterbuch stellt sich den genannten Wörterbüchern das bekannte, allgemein geschätzte Werk von Friedrich Kluge[2]) zur Seite, das seit 1881 sechs Auflagen erlebt und das Muster abgegeben hat für etymologische Bearbeitungen anderer Sprachen. Kluges Wörterbuch ist von Auflage zu Auflage erweitert[3]) und verbessert worden. Der Verfasser war darauf bedacht, 'das einzelne Wort mit anderen sinnverwandten oder formell vergleichbaren zu vereinigen und hinter der Einzelheit eine geschichtliche Bewegung zu erfassen'. An Fremdwörtern und mundartlichem Sprachstoff hat das Buch grofse Bereicherung erfahren; die Standessprachen werden in zunehmendem Mafs berücksichtigt, da sie der Schriftsprache manche Wortform geliefert, manches Wort in eigentümlicher Bedeutungsschattierung zugeführt haben. Die Studentensprache hat Kluge selbst neben John Meier erforscht, die Gaunersprache, das Rotwelsch, neuerdings in Angriff genommen. Der Soldatensprache ist ein schönes Büchlein von Paul Horn gewidmet, mit der Weidmannssprache beschäftigt sich P. Lembke, mit der Druckersprache Heinrich Klenz.[4]) Eine für den Fachmann erfreuliche Bereicherung hat die neueste Auflage erfahren: ver-

[1]) J. Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter. München, Schöpping 1898.

[2]) F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Strafsburg, Trübner 1899.

[3]) Die mit A anfangenden Wörter sind von 130 der 1. Auflage auf 180 der 6. gestiegen, die mit B von 387 auf 520 u. s. w.

[4]) John Meier, Hallische Studentensprache. Halle, Niemeyer 1894. — F. Kluge, Deutsche Studentensprache. Strafsburg, Trübner 1895. — Paul Lembke, Studien zur deutschen Weidmannssprache. Zeitschrift für deutschen Unterricht XII (1898). — Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache. Giefsen, Ricker 1899. — Heinrich Klenz, Die deutsche Druckersprache. Strafsburg, Trübner 1900. — F. Kluge, Rotwelsch. I. Rotwelsches Quellenbuch. Strafsburg, Trübner 1901 (vgl. auch den Aufsatz über 'Deutsche Geheimsprachen' in der Zeitschr. des Sprachvereins 1901 Nr. 1).

schiedentlich werden Hinweise auf die wissenschaftliche Litteratur gegeben, ein Verfahren, das den Wert des Buches nur erhöhen kann. Sehr wertvoll sind auch die beigefügten Verzeichnisse. Eine chronologische Darstellung des neuhochdeutschen Wortschatzes scheidet die vorgermanischen, urgermanischen, altdeutschen und neuhochdeutschen Schöpfungen, den einheimischen und entlehnten Wortschatz. Die gelegentlich herangezogenen fremdsprachlichen Wörter werden zusammengestellt mit einem Hinweis auf den Artikel, in dem sie zu finden sind. Reiche Belehrung bietet das eigenartige Sachregister: da sind z. B. die vom Judendeutschen gelieferten Wörter verzeichnet, Ausdrücke des Christentums, der Seemannssprache, weiterhin Beispiele, an denen sich grammatische Erscheinungen veranschaulichen lassen, z. B. die Dissimilation, das Eindringen von Pluralformen in den Singular. Weitere Zusammenstellungen (Wortindex, Wurzelindex, Sachindex) bietet der wertvolle Index zu Kluges Wörterbuch, den Janssen bearbeitet hat.[1]) Hier ist besonders der ausführliche Sachindex hervorzuheben, der viel umfangreicher ist als der dem Wörterbuch angehängte.

So können wir uns denn eines erfreulichen Reichtums an deutschen Wörterbüchern rühmen, von denen jedes sein eigenes Gepräge hat. Und schon wird die Klage laut, dafs uns ein Wörterbuch fehlt, das allen Ansprüchen gerecht wird. Wie das beschaffen sein müfste, hat Paul scharfsinnig und bestimmt dargelegt.[2]) Aber dieses ideale deutsche Wörterbuch ist ein Werk der fernsten Zukunft. Neuerdings hat sich eine von Kluge herausgegebene Zeitschrift eigens in den Dienst der Wortforschung gestellt[3]); sie verspricht eine Schatzkammer für das künftige Wörterbuch zu werden.

Dafs auch Unberufene den Lesern Wörterbücher aufzudrängen suchen, ist nicht zu verwundern. Schon J. Grimm hatte zu klagen, dafs 'Spinnen auf die Kräuter des Wortgartens gekrochen sind und ihr Gift ausgelassen haben'. Vor zwei Büchern aus der neueren Zeit mufs ausdrücklich gewarnt werden, da sie bei vollständiger Verkehrtheit des Inhalts höchst anmafsend auftreten: ich meine die Schreibereien von Faulmann und May.[4])

Die seither besprochenen Werke beschäftigen sich im wesentlichen mit dem einheimischen Wortschatz der Schriftsprache; die Lehnwörter werden berücksichtigt, die Fremdwörter aber mehr gelegentlich als planmäfsig. Die Geschichte der fremden Bestandteile in unserem Wortschatz ist noch nicht geschrieben. Die Vorarbeit dazu wäre ein vollständiges geschichtliches Fremdwörterbuch. Ein grofses Stück unserer Geschichte würde sich darin widerspiegeln.

---

[1]) V. F. Janssen, Gesamtindex zu Kluges Etym. Wörterbuch der deutschen Sprache. Strafsburg, Trübner 1890.

[2]) Vgl. Sitzungsberichte der philos.-philol. Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1894 S. 53.

[3]) Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Strafsburg, Trübner, I. Jahrgang (1900). S. Rich. M. Meyer in diesen Jahrbüchern Bd. V 582.

[4]) K. Faulmann, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach eignen Forschungen, Halle 1892; Martin May, Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache, Leipzig 1893.

Auch unsere deutschen Mundarten liefern und lieferten Beiträge zum Wortschatz der Schriftsprache. Der Wortgebrauch der Schrift- und Umgangssprache ist verschieden in verschiedenen Gegenden des Landes. Aber nicht nur Wörter führen die Mundarten der Schriftsprache zu. Den landschaftlichen Unterschieden in der Aussprache des Schriftdeutschen liegen Unterschiede in der dialektischen Aussprache zu Grunde. Diese Verschiedenheiten der Sprache von Gegend zu Gegend sind noch wenig erforscht. Wilhelm Vietor, der bekannte Phonetiker und Vorkämpfer der Reform des fremdsprachlichen Unterrichts, hat auf dem Gebiet der Aussprache des Schriftdeutschen den Anfang gemacht.[1]) Aber von einer vollständigen Erhebung sind wir noch weit entfernt. Erst aus einem deutschen Aussprachewörterbuch, das alle Teile des Landes zu berücksichtigen hätte, liefse sich mit Sicherheit die mustergültige Aussprache der Zukunft ablesen. Wir wollen ausgedehnte Beobachtung, bevor man uns Vorschriften über eine deutsche Musteraussprache giebt.

Die Erklärung für die landschaftlich wechselnde Aussprache der Umgangssprache ist in den Mundarten zu suchen. Schon aus diesem Grunde ist ein umfassendes Aussprachewörterbuch der deutschen Mundarten oder besser ein Ausspracheatlas ein Bedürfnis. Die gewöhnliche Anschauung, dafs die Mundarten weiter nichts seien als verdorbene Schriftsprache, ist erfreulicherweise im Schwinden begriffen. Die Wissenschaft schätzt in den Mundarten ihrer einheitlichen, streng gesetzmäfsigen Entwickelung wegen das beste Mittel, das Leben der Sprache kennen zu lernen, eine wertvolle Quelle zur Aufhellung der Sprachgeschichte.[2]) So hat denn die Mundartenforschung in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen, lange nachdem Schmeller ein leuchtendes Muster mundartlicher Untersuchung gegeben hatte. Reichlich sind die Beiträge zur Dialektkunde geflossen.[3]) Die Krone der deutschen Mundartenforschung ist der Sprachatlas, der von G. Wenker in Marburg bearbeitet wird.[4]) Eine Anzahl Sätze mit geschickt gewählten Wörtern wurden in 40000 Orten des Deutschen Reiches von den Lehrern in die Mundart übertragen, und diese Übersetzungen, die natürlich in gewöhnlicher Schrift, nicht in Lautschrift geschrieben sind, liefern den Stoff zu Wenkers grofsem Unternehmen. Der Sprachatlas verzeichnet nicht die wirklich gesprochenen mundartlichen Formen, sondern nur die in den eingesandten Übersetzungen geschriebenen. 'Erst eine besondere philologische Thätigkeit mufs hieraus die genaue Dialektform herauszuziehen suchen.' Aus den Karten des Marburger

[1]) Vgl. Vietors Zeitschrift 'Phonetische Studien'.

[2]) H. Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart, Berlin 1883. (In der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und Holtzendorff.)

[3]) F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung, Leipzig 1892; Nachtrag dazu in Nagls Zeitschrift 'Deutsche Mundarten' I Heft 3 (1899), 4 (1901). — Seit Anfang 1900 besteht eine 'Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten', herausgegeben von Heilig und Lenz (Heidelberg, Winter).

[4]) Die einzelnen Karten, soweit sie fertiggestellt sind, liegen in der Königl. Bibliothek in Berlin. Berichte über den Sprachatlas liefert Wrede seit 1892 im 'Anzeiger für deutsches Altertum'.

Sprachatlas müssen die Karten eines 'Sprachatlas an sich' erst abgeleitet werden. Diese Aufgabe ist nicht leicht; für manche Feinheiten der mundartlichen Aussprache ist sie überhaupt nicht zu lösen. Irrtümer in der Deutung der geschriebenen Formen könnten die gröfste Verwirrung anrichten.[1]) Es müfste daher das Ziel der Dialektforschung sein, den Wortvorrat des Sprachatlas zu ergänzen durch ausgedehnte unmittelbare Beobachtung der lebenden Mundarten.

Weitere Kreise, nicht nur die Wissenschaft, verlangen nach umfassenden landschaftlichen Wörterbüchern auf wissenschaftlicher Grundlage. Schmellers Bayrisches Wörterbuch (1827—37) stand lange einsam da als wissenschaftlich bearbeitetes Wörterbuch für eine gröfsere Dialektgruppe. Übertroffen aber wurde es von dem seit 1881 erscheinenden Schweizerischen Idiotikon (bearbeitet von Staub, Tobler, Schoch, Bachmann, Bruppacher, Hoffmann-Krayer, Schwyzer). Das grofs angelegte Werk, dem überhaupt kein Dialektwörterbuch gleichkommt, beabsichtigt eine vollständige Sammlung aller Wörter und Ausdrücke des schweizerdeutschen Sprachschatzes, 'welche der neuhochdeutschen Schriftsprache der Gegenwart gar nicht angehören oder welche gegenüber dem Neuhochdeutschen in Form oder Bedeutung eine bemerkenswerte Abweichung zeigen'. Jedes Dialektwort wird zunächst in einer dem Neuhochdeutschen oder Mittelhochdeutschen sich nähernden Grundform gegeben, der dann die Aussprachen in den verschiedenen Kantonen in Lautschrift beigefügt sind. Aber nicht nur die Sprache der Gegenwart will das Werk umfassen, sondern auch die ältere schweizerdeutsche Litteratur wird berücksichtigt, so dafs sich das Schweizerische Idiotikon auf das mittelhochdeutsche Wörterbuch aufbaut. Die Herkunft der einzelnen Wörter wird nach Form und Inhalt eingehend klargelegt. Das Werk ist eine Schatzkammer sprachgeschichtlichen Stoffes, auch für Volkskunde und Kulturgeschichte bietet es reiche Belehrung. Ein Fortschritt in der Behandlung der etymologischen Seite ist in den jüngeren Teilen unverkennbar, einige treffliche Arbeiten über schweizerische Lautlehre kommen dem Wörterbuch sehr zu statten.

In kleinerem Mafsstab ist das schon vollständig vorliegende Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart angelegt.[2]) In Bezug auf die Ableitung der Wörter kann es sich in den meisten Fällen mit einem Hinweis auf Schmeller oder auf die trefflichen Ausführungen des Schweizerischen Idiotikons begnügen. Das Elsässische Wörterbuch ist das Muster eines kleineren Dialektwörterbuchs; es zeigt, wie ein solches den Anforderungen der strengen Wissenschaft und denen des Dialektliebhabers in gleicher Weise gerecht werden kann.

Neben dem Schweizerischen ist das Schwäbische der besterforschte von allen deutschen Dialekten. Er ist der einzige, der sich einer Darstellung

---

[1]) Vgl. F. Wrede, Über die richtige Interpretation der Sprachatlaskarten. In Wenker und Wrede, Der Sprachatlas des deutschen Reichs. Dichtung und Wahrheit. Marburg, Elwert 1895.

[2]) Strafsburg, Trübner 1897 ff.

seiner Geschichte (von F. Kauffmann) rühmen kann, der einzige, dessen Sprachbestand in einem besonderen Sprachatlas niedergelegt ist (von H. Fischer). In der allerjüngsten Zeit beginnt nun auch H. Fischers lang vorbereitetes Schwäbisches Wörterbuch zu erscheinen. Ein Siebenbürgisches Wörterbuch ist in Vorbereitung. Für viele Dialektgruppen besitzen wir noch keine gröfsere Sammlung des Wortschatzes; andere sind nur durch unzulängliche Werke vertreten, die der Ergänzung, namentlich nach der lautlichen und etymologischen Seite, dringend bedürften. Zur letzten Gattung gehört unter den neuesten Erscheinungen das Oberhessische Wörterbuch von Crecelius. Sammlungen der fremden Bestandteile im Wortschatz der heutigen Mundarten hat man erst neuerdings unternommen. Für die Sprachgeschichte sind derartige Arbeiten sehr wertvoll.

Die deutsche Mundartenforschung hat also noch ein weites Arbeitsfeld vor sich. Wünschenswert ist, dafs eine umfassende mundartliche Grammatik die Grundlage abgiebt für das mundartliche Wörterbuch. Eine ihrer gröfsten Aufgaben aber wird ein allgemeines deutsches Dialektwörterbuch sein, das den zerstreuten Sprachstoff sammelt und ergänzt. Die Engländer sind uns hier voraus: seit 1898 erscheint ein grofses *English Dialect Dictionary*, das von J. Wright bearbeitet wird auf Grund der kleineren Dialektwörterbücher, die von einer Dialektgesellschaft eigens im Hinblick auf ein allgemeines Dialektwörterbuch veröffentlicht worden sind. Der Sprachstoff wurde stark vermehrt durch die Sammlungen von Ortsausschüssen und durch Einzelanfragen. Die äufserst mühsame Arbeit wird der Wissenschaft zu gute kommen. Freilich mufs das Werk über viele Fragen die Auskunft versagen. Die zu Grunde liegenden Einzelwörterbücher verzichteten mit wenigen rühmlichen Ausnahmen auf eine Bezeichnung der Aussprache, und somit mufste in dem grofsen Werk die etymologische Seite zu kurz kommen, zumal die englischen Mundarten noch nicht hinlänglich nach der grammatischen Seite durchforscht sind. Unser deutsches Dialektwörterbuch wird bei dem vorgeschrittenen Stand unserer Dialektforschung viel vollkommener sein können.

Ein einzelner freilich kann diese Arbeit nicht leisten; auch hier ist Zusammenschlufs vieler erforderlich. Diese Aufgabe könnte wie so manche andere einer Reichsanstalt für deutsche Sprache zufallen, deren Errichtung Kluge warm befürwortet.[1]) Diese Reichsanstalt soll natürlich keine Akademie sein, die der Sprache Gesetze gibt, sondern eine gelehrte Körperschaft, die die Lösung von Aufgaben, deren Bearbeitung über die Kräfte eines einzelnen hinausgeht, in die Hand nimmt. An solchen Aufgaben ist kein Mangel. Neben wissenschaftlichen Bedürfnissen wird diese Einrichtung auch praktischen Zwecken dienen können, und gerade diese Seite ihrer Wirksamkeit wird viele günstig für den Plan stimmen. Man hat schon hingewiesen auf die Regelung der Rechtschreibung, auf die deutsche Musteraussprache. Noch eine weitere

---

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. November 1900. Vgl. dazu Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins 1901 Nr. 1 S. 13 und Behaghel, Woche 1901 Nr. 3 S. 117 ff.

praktische Aufgabe würde ihr zufallen können, und zwar eine, die für die Schule von grofser Wichtigkeit ist. Es ist ein alter pädagogischer Grundsatz, dafs das Unbekannte an das Bekannte angeknüpft werden soll. Der Einführung in die französische und englische Aussprache müfste die mundartliche Lautgebung der Schüler als Grundlage dienen.[1]) Und die Volksschule und ländliche Mittelschule müfsten, wie besonders Rudolf Hildebrand nachdrücklich gefordert hat, den Unterricht in der Schriftsprache an die Mundart anschliefsen; der gesamte Grammatikunterricht der Volksschule sollte darauf hinauslaufen, die schriftsprachlichen Abweichungen von der Mundart der Schüler aufzudecken und zu fester Gewöhnung zu bringen: die Sprachfehler sind ja allermeist in der Mundart begründet.[2]) Auch hier wäre eine umfassende Erhebung zu wünschen.

[1]) P. Schumann, Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen. 2. Aufl. Dresden 1896.

[2]) Über Mundart in der Volksschule s. H. Menges in Reins Encykl. Handbuch der Pädagogik IV (1897) S. 837—872.

ÜBER DAS VERSTÄNDNIS VON KUNSTWERKEN

Von Richard M. Meyer

Mehr als je hört man heute in der Kunstkritik und noch mehr im naiven Publikum das 'Verstehen' der Kunstwerke betonen. Mit tiefsinnigen Sehermienen treten die 'Kunstverständigen' an ein Gemälde heran und suchen durch die Energie ihrer Gesten und ihres Mienenspiels den unbefangenen Beschauer tief empfinden zu lassen, wie er doch von der Sache so gar nichts verstehe. Schon der alte Detmold, Reichsminister im Jahr 48, im Hauptamt aber vor- und nachher Satiriker, hat diese Geberden der Eingeweihten witzig verspottet. Aber welche Fortschritte hat die Technik des 'höheren Kunstverständnisses' seit seinen Tagen gemacht! Wie ganz unbegreifliche Machwerke vermag heute das eingeweihte Auge dieser oft ziemlich unwahrscheinlichen 'Joviskinder' als Leistungen ohnegleichen zu erkennen! Aber auch umgekehrt hören wir vor so manchem Werk, das uns als überzeugendes Meisterwerk gilt, von den Sachkennern oder den ungeschulten Vertretern des 'gesunden Menschenverstandes' fortwährend den Ausruf: 'Das hat ja keinen vernünftigen Sinn!', während der zurückhaltende Kunstfreund sein zur Ausübung der Kunstkennerschaft offiziell konzessioniertes Orakel ängstlich fragt: 'Verstehen Sie das Bild eigentlich?'

Auf der anderen Seite ist über das 'Verstehenwollen' nie mehr als in unseren Tagen gescholten worden. Wohl hat auch die Lehre, daſs man die Kunst wie die Religion ohne Kritteln und Deuteln gläubig aufnehmen solle, eine alte Tradition. Oft hat man Rembrandts Wort citiert: 'Ihr müſst nicht zu nah an die Bilder herangehen — die Farben riechen schlecht!' Mit Leidenschaft haben die Romantiker, die doch selbst eifrige Kritiker und Bilderdeuter waren, dies Dogma erneuert. 'Bildersäle', heiſst es in Tieck und Wackenroders 'Phantasien über die Kunst', 'werden betrachtet als Jahrmärkte, wo man neue Waren im Vorübergehen beurteilt, lobt und verachtet; und es sollten Tempel sein, wo man in stiller und schweigender Demut und in herzerhebender Einsamkeit die groſsen Künstler als die Höchsten unter den Irdischen bewundern und mit der langen, unverwandten Betrachtung ihrer Werke in dem Sonnenglanze der entzückendsten Gedanken und Empfindungen sich erwärmen möchte'. Immerhin giebt diese Auffassung doch die Möglichkeit eines innerlichen Kunstverständnisses zu, nur soll es den Armen im Geiste gehören und der frommen Hingabe allein geschenkt werden. 'Und was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.' Später aber ist

man noch weiter gegangen und hat geleugnet, dafs es so etwas wie ein objektives Kunstverständnis, eine sichere Deutung von Kunstwerken überhaupt gebe. Einer des berühmtesten Kunstgelehrten unserer Zeit, Herman Grimm, hat erklärt: 'Die einfachsten Erklärungen haben grofsen Kunstwerken gegenüber dieselbe Berechtigung wie das Verständnis, das am tiefsten zu greifen glaubt und im Vergleich zu den Gedanken des Künstlers selber doch nicht tiefer dringt als die Bergwerke in das Herz der Erde, deren äufserliche Schale sie kaum durchbohren.' Sonach wäre eigentlich jede Bemühung, in das Verständnis eines Meisterwerkes tiefer einzudringen, Zeitverschwendung und verlorene Mühe, da die äufserlichste, nächstliegende 'einfache Erklärung' so viel Wahrheit bietet als das Ergebnis eindringendster Versenkung! Und ganz folgerecht hat diese Anschauung, die unbegrenzte demütige Selbstbescheidung vor dem Kunstwerk gebietet, dahin geführt, dafs man schliefslich beides ablehnt, die 'einfache Erklärung' so gut wie das 'tiefe Verständnis'. In seinen bedeutenden und ebenso anregenden wie stellenweise bedenklichen 'Schriften über die Kunst' hat namentlich Conrad Fiedler diesen Standpunkt eingenommen. Für ihn giebt es eigentlich dem Kunstwerk gegenüber nichts als die stille Anschauung — kein Beurteilen, kein Vergleichen, auch kein Deuten im eigentlichen Sinne. Und diese stumme Anbetung schliefst ja eigentlich selbst die 'entzückenden Gedanken' aus, die der kunstliebende Klosterbruder der Romantik von dem Kunstwerk empfangen sollte; denn immer wieder betont es Fiedler (und dies mit Recht), dafs die Verstandesthätigkeit und die künstlerische Thätigkeit, dafs also Gedanke und Gemälde oder Skulptur ganz verschiedenen Gebieten angehören.

Zwischen den beiden extremen Standpunkten liegen viele vermittelnde. Sehr häufig wird besonders die Meinung geltend gemacht, es sei allerdings ein Verständnis der Kunstwerke und sogar ein klares Auslegen derselben möglich, aber nur für die Künstler selbst. Alt ist der Hafs der Hervorbringenden gegen die Beurteilenden. Wie kräftig hat namentlich der junge Goethe der Abneigung gegen die Kunstkritik Ausdruck gegeben:

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last:
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Über mein Essen zu räsonnieren:
'Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein.'
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent!

Und doch war Goethe noch drei Jahre vorher ein eifriger Rezensent gewesen und wurde es im Alter von neuem. Aber er wendet sich eben auch

nicht gegen die Kunstrichter schlechtweg — wie hoch hat er jederzeit Männer wie Merck, W. v. Humboldt, Solger gestellt und ihre Urteile mit oft übertriebener Hochschätzung aufgenommen! Vielmehr bekämpft er blofs das berufsmäfsige Nur-Rezensententum, die Leute, die nur urteilen und nie selbst schaffen, wie sie bei uns leider viel häufiger sind als in anderen Ländern. Die Höhe der französischen Kritik insbesondere beruht darauf, dafs die Sainte-Beuve, Goncourt, Lemaître, Bourget, Anatole France nicht blofs Kritiker waren, sondern auch Schriftsteller; gerade wie die deutsche Kritik am höchsten stand, als die Lessing, Goethe, Schiller, Schlegel und dann wieder die Freytag, Vischer, Kürnberger sie trugen. Aber die blofsen Kritiker, die 'Krittler', die 'Nörgler', wie man heute sagen würde, sind leider gerade bei uns immer die Hauptmacht in der Kunstbesprechung gewesen, und sie haben viel schlimmer gewirkt als die von Grillparzer und Hebbel und nach dem Muster der Grofsen von tausend Kleinen und Kleinsten immer wieder geschmähten 'Litterarhistoriker', die eben nicht nur Rezensenten waren, sondern zugleich produzierende Gelehrte.

Keinen dieser drei Standpunkte vermögen wir uns anzueignen; auch nicht die eklektischen, die dazwischen liegen. Dafs es ein Kunstverständnis giebt, durch dessen Besitz der eingeweihte 'Sachkenner' einen sicheren Schlüssel zum Verständnis jeder Kunstleistung in der Hand hat, machen uns die ungeheuerlichen Fehlurteile unwahrscheinlich, die aus diesen Kreisen über jede originelle Erscheinung gefällt wurden, über Beethoven wie über Wagner, über Chodowiecki wie über Böcklin, über Schiller wie über — doch ich werde mich hüten, einen modernen Dichternamen zu nennen! — Dafs der Köhlerglaube des in wortloser Anbetung schwelgenden Gläubigen genüge, können wir deshalb nicht für wahr halten, weil wir wieder zahlreiche Fälle vor Augen haben, in denen das tief eindringende Verständnis eines Fr. Th. Vischer oder eines Scherer oder Brandes ganz unzweifelhaft Kunstwerke in reicherer, vielfältigerer Schönheit enthüllt hat, als man sie vorher kannte. — Und die Künstler endlich gehen in ihren Urteilen, in ihrem Verständnis fremder Eigenart um so weiter auseinander, je stärker in ihnen selbst die Individualität ausgeprägt ist. Wie die Slaven auf dem grofsen Panslavistenkongrefs 1848 miteinander deutsch verhandelten, weil der Pole den Russen und dieser den Tschechen nicht verstand, so rufen die Realisten und Idealisten schliefslich wohl selbst den verhafsten Ästhetiker herbei, weil sie ihn alle besser verstehen, als Goethe Kleist verstand oder Menzel Böcklin verstehen wird!

Wir müssen denn also wohl versuchen, auf eigenem Wege zum eigenen Standpunkte zu gelangen.

Eins ist zunächst klar. Es giebt eine Anzahl von Kunstwerken, bei denen eine durchaus verstandesmäfsige Auslegung nicht nur unzweifelhaft möglich, sondern sogar unzweifelhaft geboten ist. Darüber ist alle Welt einig; wenn aus doktrinären Gründen die absoluten Feinde aller Kunstdeutungen deshalb allein diesen Hervorbringungen den Charakter von Kunstwerken abstreiten wollen, so läuft das auf blofse Wortkünste hinaus. Eine allegorische Figur ist verständ-

lich nur dann, wenn man die Allegorie erklärt. Die sogenannte Figur des Harpokrates, die mit auf den Mund gelegtem Finger Schweigen bedeutet, hat nur für denjenigen Sinn, der diese Geste kennt. Die grauen Weiber im zweiten Teil des 'Faust' erklären sich selbst, indem sie sich Mangel, Schuld, Not, Sorge nennen; die Allegorie aber, die darin liegt, dafs die antike Sagengestalt Helena und die mittelalterliche Sagenfigur Faust den romantischen Knaben Euphorion zum Kind haben, mufs erst ausgelegt werden, wenn man diese Partien des Dramas verstehen will. Die Attribute des Poseidon oder der Vesta, die symbolischen Handlungen in der antiken Tragödie, oder gar die gesuchten Geheimnisse der Nazarener — wenn etwa Raffael einen weifsen Mantel trägt, weil seine Kunst die Gaben aller einschliefst, wie das Weifs alle Farben —, all das sind Dinge, die der rein anschauenden Kunstbetrachtung nicht zugänglich sind. Hier mufs die Überlegung eingreifen; wir müssen uns auf Gelerntes besinnen; wir müssen kombinieren, ja oft geradezu raten. Und so kann einmal ein Kunstwerk geradezu ein Rebus sein, um einer geheimen, in ihm verschlossenen Bedeutung willen geschaffen. Wenn Cristoforo Allori seine Geliebte als Judith und ihre Mutter als habgierige Kupplerin malt, so will er, dafs der Beschauer diese Beziehungen errät und die kalte Schönheit, die den Künstler aufzehrt, erkennt. Oder ein Gedicht mag geheime Anspielungen in sich schliefsen, etwa um eines Akrostichons willen geschrieben sein, das eine versteckte Botschaft enthält (wie der Brief in 'Juliens Tagebuch' von Nansen); oder die Nelke auf den Bildern Garofalos mag eine Anspielung auf den Namen des Künstlers enthalten. Das sind dann Dinge, die wir unzweifelhaft das Recht haben durch Nachdenken und andere verstandesmäfsige Operationen uns zu erschliefsen; denn der Maler oder Dichter wollte so verstanden werden. Aber wenn auch das Bild des Allori oder das akrostichische Gedicht Kunstwerke sein können trotz dieser Zuthaten von erratbarer Art, so sind sie es doch eben nur trotz diesen. Die Hauptsache bleibt das Gemälde selbst oder die Verse selbst oder die Helena-Tragödie selbst. Und das bleibt immer die Hauptfrage auch bei dem allegorischen Kunstwerk, mag es als Allegorie bedeuten was es immer will: was bedeutet es als Kunstwerk? Die ungeheuere Mehrzahl der Kunstwerke aber hat überhaupt nur diese eine Frage zu beantworten; die allegorischen Werke sind in dem Gesamtheer der künstlerischen Hervorbringungen nicht zahlreicher und nicht wichtiger als im Heere der Hellenen vor Troja die paar Herolde neben den Tausenden von Kriegern und Fürsten.

Sehen wir also von diesen paar Vermittlern zwischen der Welt der reinen Kunst und des verstandesmäfsigen Ausdrucks ab und wiederholen wir nun unsere Frage: Wie hat man ein Kunstwerk zu verstehen?

Dafs es so etwas gebe wie ein tieferes Verständnis der Kunstwerke, schien uns festzustehen: die wundervollen Deutungen, die etwa Goethe von Lionardos Abendmahl, Fr. Th. Vischer von Gedichten Goethes oder Männer wie Jakob Burckhardt und Carl Justi von der Kunst ganzer Epochen gegeben haben, verbürgen es uns. Wie erscheint unsere Anschauung bereichert, wie unsere Eindrücke vertieft, wenn solche Männer uns sehen lehren! Oder man denke daran,

wie Brunn in München eine Skulptur erklärte, wie er in seinen 'Griechischen Götteridealen' — einem freilich viel zu wenig gekannten Buch — uns die Sinne schärft für jede leise Abweichung vom Typus und für diesen selbst in seiner Bedeutung! — Kunstkenner im höchsten Sinne giebt es also neben jenen Kunstverständigen, die wir nur ironisch so benennen mögen. Haben doch oft genug auch unerwartete Entdeckungen vergessener Meisterwerke oder Enthüllungen lang anerkannter Fälschungen bewiesen, dafs es scharfe Augen und genaue Beobachtungen auch hier giebt. Nun ziehen wir von solchen Kennern eine Linie zu rohen Banausen, die nur etwa am grob Stofflichen haften und einen ordinären Öldruck von einem Bilde Corots nicht zu unterscheiden vermögen; oder auch zu Menschen, die so kurzsichtig sind, dafs sie nur Farbenflecke sehen und kein ganzes Gemälde, wie der verstorbene Frh. v. Völderndorff, der bekannte Verfasser der 'Plaudereien eines alten Müncheners', einmal von sich versicherte. Auf dieser Skala haben dann vielerlei Abstufungen des Kunstverständnisses Platz — nicht nur quantitative, sondern auch qualitative. Denn es giebt eben vielerlei Wege, ins Innere eines Kunstwerkes zu gelangen. Von jedem freilich behaupten seine Adepten, er sei der einzig wahre. Prüfen wir sie alle, um zu urteilen, welcher Ring der echte sei!

Sechs Methoden sind es im wesentlichen, die man zur Deutung und Würdigung der Kunstwerke angewandt hat. Sie zerfallen in zwei Gruppen. Drei Methoden gehen vom Allgemeinen aus; sie halten sich an die Grundidee, dafs erst die gesamte Kunst ein Ganzes sei, das einzelne Werk aber nur ein Teil dieses grofsen Organismus und deshalb nur aus ihm heraus zu verstehen. Das ist die Gruppe der systematischen Erklärungsarten; ihr gehören die allegorische, die philosophische und die ästhetische Methode an. Die andere Reihe betont im Gegensatz dazu gerade die Individualität des einzelnen Werkes und sucht diese aus ihrem Werden heraus zu verstehen. Es ist die Gruppe der genetischen Erklärungsarten; zu ihr gehören die historische, technische und psychologische Methode.

Uralt ist die einst alleinherrschende allegorische Methode. Wir haben es schon bemerkt, dafs es in der unendlichen Menge künstlerischer Hervorbringungen eine verhältnismäfsig nicht allzugrofse Zahl solcher giebt, die allegorisch aufgefafst werden wollen. Aber selbst für diese betonten wir, dafs die allegorische Erklärung nur einen Teil der Wahrheit giebt. Wenn wir den Inhalt eines Briefes, eines Zeitungsartikels, eines Plakats verstanden haben, so sind wir damit fertig. Es bleibt kein Rest; wir haben es verstanden und es ist erledigt. Wenn wir aber von einer schönen antiken Figur gelernt oder erraten haben, sie stelle etwa die Sittsamkeit vor, so haben wir sozusagen nur den Namen; das Kunstwerk selbst bleibt übrig. Es ist nichts anderes, als wenn uns von einer Pflanze die botanische Benennung mitgeteilt wird; deshalb ist immer noch das lebendige Kunstwerk der Rose oder des Veilchens selbst übrig mit seinen Blättern, seiner Farbe, seinem Duft und seinem Gesamteindruck, den keine Bezeichnung wiedergeben kann. In den 'Xenien' findet sich folgendes Epigramm:

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund, den man in allen vermifst.

Dies Distichon ist nicht zu verstehen, solang ich nicht weifs, dafs es auf einen seichten Vielschreiber namens Leonhard Meister geht. Aber wenn ich dies weifs, wenn ich dies (hier sehr leicht zu öffnende) Versteck gelichtet habe, in dem die eigentliche Bedeutung des Xenions liegt, so bleibt immer noch das Verspaar selbst übrig und immer noch die Frage, weshalb diese rhythmisch gefügte Rede, weshalb diese zugespitzte Wendung, weshalb dieser Angriff auf einen beliebigen längst Vergessenen mich ästhetisch erfreut.

Aber es hat Jahrhunderte gedauert, ehe man diese selbständige Bedeutung der Kunstform erkannte und anerkannte. Lange, sehr lange galt für jede Kunsterklärung statt dessen ein doppeltes Dogma: erstens, dafs ein jedes Kunstwerk eine 'höhere Bedeutung', einen mystischen Sinn habe, der verstandesmäfsig zu erreichen sei, und zweitens, dafs, wer diesen höheren Sinn erkannt habe, auch wirklich mit dem Kunstwerk fertig sei.

Diese Anschauung erscheint uns heute fast kindlich. Uns stört es, wenn auf den Gemälden alter Meister den Figuren Spruchbänder aus dem Munde hängen, die die Gestalten ihre eigene Meinung selbst verkünden lassen; und wir schaudern fast bei der Vorstellung, dafs einmal jegliche von Künstlerhänden gefertigte Gestalt gleichsam ein solches Band im Munde trug, das der Beschauer lesen sollte wie einen Brief, um den Boten dann wieder zu vergessen. Dennoch dürfen wir zweierlei nicht übersehen: dafs dieser fast kindlichen Auffassung des Einzelnen eine grofsartige Gesamtauffassung zu Grunde lag — und dafs jene kindliche Auffassung des einzelnen Werkes vielfach noch heute fortlebt, ohne jene grofse Grundidee noch zur Rechtfertigung zu haben.

Der Urzeit war alles belebt, war alles lebendig wie der Mensch selbst. Was aber lebt, das mufs auch sprechen, das mufs seine Botschaft verkünden. Deshalb wendet sich der Weise an alle Dinge und fragt sie, was sie bedeuten. Nur dem künstlerisch so wunderbar genial angelegten Volk der Hellenen war es gegönnt, früh diese Stufe zu überwinden und die Schönheit als Botschaft der Schönheit anzunehmen. Aber anderen Völkern blieb es unverständlich, dafs der geheimnisvolle Drang, der einen Tempel von wunderbarem Rhythmus der Linien, die herrliche Skulptur des nackten Dornausziehers, eine berauschende Melodie erschafft, wirklich auch in der Schönheit dieser Schöpfungen selbst sein Genüge finde. Der Künstler mufste noch mehr gewollt, beabsichtigt, gemeint haben! Und wie der einzelne, menschliche Künstler, so der grofse übermenschliche Künstler, der die Welt selbst geschaffen. Jede Form, die er hervorbrachte, mufste ihre besondere Meinung haben, jeder Ton in der Natur eine Botschaft sein.

So gingen früh schon die Völker des Altertums wie heute noch die Naturvölker an ein wild ratendes Deuten der Naturformen und Naturereignisse. Den grofsartigen Nachhall dieser allegorischen Auslegungsart hören wir noch in den begeisterten Worten, die am Schlufs von Goethes 'Faust' der Pater profundus ausruft:

Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund,
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug,
Die Atmosphäre zu verbessern
Die Gift und Dunst im Busen trug —

Sind Liebesboten, sie verkünden
Was ewig schaffend uns umwallt.

Niemand hat sonst heftiger als Goethe die teleologische Naturbetrachtung bekämpft, die in jeder Einzelerscheinung, in den Hörnern des Hirsches wie in den Federn des Vogels, in dem Donner wie in dem Kometen eine einzelne bestimmte Absicht des Schöpfers sehen wollte. 'Zweck sein selbst ist ein jedes Geschöpf!' hat er zornig ausgerufen und hat gleich entschieden der Kunst ihre Unabhängigkeit von der Moral gewahrt: auch das Kunstwerk ist um seiner selbst willen da, nicht um eine gute Lehre zu verkünden. In den Worten des Pater profundus aber ist Goethe einmal in den Ton des frommen Mittelalters eingegangen. Denn in dem mittelalterlichen Christentum hat jene schöne Lehre unbedingt geherrscht. Damals sprach man von den beiden Bibeln: der Heiligen Schrift und der Natur; und in beiden suchte man gleichmäfsig hinter der einfachen Schrift die geheime Liebesbotschaft Gottes. Die jüdische Kabbala lehrte, die vielfach gleichgültigen Nachrichten etwa im Buch Mosis könnten nicht um ihrer selbst willen dastehen; ein geheimer Sinn sei überall verborgen, den man herausinterpretieren müsse. Diese Methode der allegorischen Bibelerklärung ging dann auf das Christentum über, und welche Mühe es kostete, sie zu überwinden, hat kürzlich Dilthey in einer schönen Abhandlung über 'die Entstehung der Hermeneutik' gezeigt. Und ganz ebenso deuteten die sogenannten 'Physiologi', die Naturerklärungen des Mittelalters, alle Wunder der Natur mystisch aus und sahen in dem grofsen Schnabel eines Vogels, in dem periodischen Ausbleiben einer Quelle, in vielen oft ganz phantastischen Naturdingen allegorische Werke Gottes. Da nun aber der menschliche Künstler den göttlichen nachahmen sollte, übertrug sich diese Auffassung auf die Maler, Bildhauer und Baumeister wie auf ihre Beurteiler und Deuter. Es ist ja sicher, dafs die Romantik aus ihrer eigenen Natur heraus das Allegorische in der gotischen Kunst noch überschätzt hat, als sie zuerst wieder an diese lang verachteten Meisterwerke herantrat und verzückt von der Symbolik der himmelanstrebenden Türme und der bunten Fensterscheiben redete. Aber ebenso sicher ist es, dafs diesen wunderbaren Gestaltungen der gotischen Dome oder der altdeutschen Gemälde wirklich vielfach eine mystische Absicht zu Grunde lag. Da nun aber jede Kunsterklärung mit der Absicht des Künstlers zu rechnen hat, ist damit der allegorischen Methode schon ein breites Arbeitsfeld eröffnet. Wo mittelalterliche Frömmigkeit oder auch deren romantische Nach-

ahmung oder endlich beider Kind, der moderne Symbolismus, mit Allegorien arbeitet, da hat sie an der Erklärung der Kunstwerke unzweifelhaft mitzuhelfen. Maeterlincks Tragödie 'Die Blinden' bleibt ein erschütterndes Drama, auch wenn wir den Priester nicht als den altgewordenen Kirchenglauben, die Blinden, die er führen sollte, nicht als die hilflosen Weltkinder auffassen; thun wir dies aber, so kommen wir wohl der Gesamtbedeutung des Werkes noch näher.

Die allegorische Erklärung von Kunstwerken ist also — wohlgemerkt: nur als Teil der gesamten Erklärung! — da berechtigt, wo eine mystische Grundanschauung herrscht, die das einzelne Kunstwerk nur als Buchstaben in der grofsen Botschaft Gottes an die Menschen auffafst. Aber ohne dafs diese von uns wohl überwundene, doch aber auch von uns noch als grofsartig und schön zu verehrende Auffassung herrschte, ist doch vielfach auch heute noch ein Nachklang jener Methode zu verspüren. Jenes unablässige Fragen, was denn ein harmloses Gemälde etwa noch 'bedeute', auch wenn der Maler nichts weiter geben wollte als ein paar harmonisch zusammenempfundene Gestalten, es ist ein Beweis dafür, wie tief auch heute noch dem naiven Kunstbeschauer die Gewohnheit sitzt, ein Kunstwerk als Botschaft, als Erzählung, als Ermahnung aufzufassen, statt schlechtweg — als Kunstwerk. Daher denn auch jene mit Recht so viel beklagte und getadelte Überschätzung des 'Stoffes'. Ein historisches Gemälde, aus dem man etwas lernt — nämlich was für Helme die Ritter in der Schlacht bei Sempach trugen — ist deshalb schon dem Publikum an sich lieber, als ein realistisches Schlachtenbild aus der Gegenwart oder gar als eine 'blofse Landschaft'. Ein Roman aus dem alten Ägypten oder aus dem Zeitalter der Fayencen und Majolika-Teller wird von vornherein willkommener sein als eine Geschichte aus unseren Tagen — es sei denn, dafs diese uns von den dem Leser sonst verschlossenen Salons der Fürsten und Minister oder von den ihm sonst ebenfalls unzugänglichen Spelunken der Verbrecher Nachricht bringt. Eben dahin gehört die Überschätzung der 'Tendenz'. Ein Andachtsbild soll freilich Andacht wecken; ein Gemälde, das nicht für solchen speziellen Zweck bestimmt ist, hat nicht, wie gewisse Genrebilder der Düsseldorfer Schule, Tugend und Reinlichkeit zu predigen. Ein Drama soll die soziale Frage nicht lösen wollen, und es soll deshalb auch nicht darauf geprüft werden, was daraus 'hervorgeht'. Immer wieder hat Grillparzer sich auf jene Anekdote von einem verknöcherten Mathematiker berufen, der Racines 'Athalie' sah und dann fragte: 'Was beweist dies Stück?' Es soll nichts beweisen; es soll ebensowenig etwas beweisen, wie ein Mensch oder ein Löwe oder eine Rose einfach Exempel sind, die wir zu lösen hätten. Ein lebendiges Kunstwerk hat, wie ein lebendiges Wesen, ein Recht auf Existenz nicht erst noch nachzuweisen; ist es da, so ist es berechtigt, da zu sein, und wenn es auch gar nichts 'beweist' oder 'bedeutet'.

Das aber bestreitet nicht nur der naive Sinn der lern- und rätselfreudigen breiten Kreise. Auch die weltfernen, vornehm abgeschlossenen Philosophen bestreiten es. Auch die philosophische Methode fragt ein Kunstwerk zu

allererst, was es bedeutet. Freilich aber hat diese Frage hier einen etwas anderen Sinn. Seit sie sich aus dem Munde der Unbefangenen in die Feder der Anspruchsvollsten geflüchtet hat, mufste gerade die berufsmäfsige Kunstlehre eine ganz neue Gesamtanschauung vom Wesen der Kunst entwickeln.

Auch die philosophische Erklärungsart fafst das einzelne Kunstwerk als sprechenden Teil eines Ganzen und sucht es aus seiner Stellung in diesem Ganzen zu erklären. Doch bleiben wesentliche Unterschiede der allegorischen Methode gegenüber bestehen. Vor allem die Philosophie glaubt nicht mehr, dafs das Kunstwerk um seiner Bedeutung willen geschaffen sei; sondern sie hält diese für ein Ergebnis allgemeiner, auch in dem Künstler selbst unbewufst wirkender Kräfte. Sie meint nicht, dafs Aischylos oder Raffael oder Beethoven ein Meisterwerk geschaffen hätten, um eine bestimmte Lehre zu verkünden; aber sie glaubt, wie die allegorische Methode, dafs jedes Meisterwerk etwas Bestimmtes aussagt. Sie glaubt ferner nicht (oder doch wenigstens in ihren meisten Vertretern nicht), dafs es immer dieselben grofsen Wahrheiten sind, die gepredigt werden, wie das die christliche Frömmigkeit des Mittelalters annahm; aber sie glaubt allerdings auch, dafs die Kunst ewige, wenn auch in ihrem Ausdruck historisch bedingte Wahrheiten verkünde. Der Hauptunterschied aber ist der: sie fafst das Kunstwerk, das sie deutet, nicht allegorisch auf, sondern symbolisch. Darin liegt ein grofser Fortschritt in der Richtung auf die selbständige Anerkennung der Kunstform. Denn für die allegorische Deutung ist diese eigentlich ganz zufällig und willkürlich. Was der Künstler in Gestalt eines Münsters oder eines Altargemäldes ausspricht, das könnte er gerade so gut in der Form einer Kirchenmusik oder schliefslich einer Predigt aussprechen. Anders ist es bei der symbolischen Auffassung. Sie giebt die innere Notwendigkeit der Kunstform zu und bekundet das, indem sie nicht, wie jene ältere Art, schlechtweg nach der Stimmung, nach der 'Idee' eines Werkes fragt, sondern speziell nach seiner 'künstlerischen Idee'. Will sie etwa ein Drama wie den 'Don Carlos' oder einen Roman wie den 'Wilhelm Meister' erklären, so wird sie nicht sagen, jenes lehre etwa die Notwendigkeit der Gedankenfreiheit und dieser die einer vielseitigen Bildung; sondern sie wird vielleicht sagen, in 'Don Carlos' sei der Gegensatz der absolutistischen und der aufklärerischen Weltanschauung, im 'Wilhelm Meister' die Entwickelung zu freier Humanität die künstlerische Grundidee. Es wird also in die erklärende Formel etwas von dem Wesen des zu erklärenden Kunstwerkes aufgenommen: der 'Gegensatz', auf dem der dramatische Konflikt beruht, die 'Entwickelung', die das Rückgrat der Romanform bildet.

Dennoch sieht man leicht, dafs auch diese Methode noch unsere Anschauung, statt sie zu bereichern, verarmen läfst. Denn jede solche Formel, noch so geistreich und so tief, bleibt doch dürr und trocken gegenüber der Fülle des im Kunstwerk pulsierenden Lebens. Jene Formel vom Gegensatz zweier Weltanschauungen z. B. pafst auch auf Immermanns 'Alexis' oder auf Gutzkows 'Zopf und Schwert', auf Goethes 'Bürgergeneral' und auf Hauptmanns 'Einsame Menschen'; und wie grundverschieden sind diese Kunstwerke ihrer

Individualität nach! Die 'simplifizierende' Tendenz der Philosophie wird der reichen Belebtheit jeder echten Kunstleistung nicht gerecht, die doch für den liebevoll betrachtenden Kunstfreund wichtiger ist als alle philosophischen Formeln. Deshalb hat sich auch Goethe so oft gegen das Aufspüren von 'Ideen' erklärt, wie es besonders in seinem Alter bei Hegel und seiner Schule im Schwang war. Eine grofse Dichtung wie die 'Lehrjahre' war ihm eine 'inkalkulable Produktion', so wenig auf eine Formel zu bringen wie das Leben selbst; und so sagte er zu Eckermann: 'Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das an unseren Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas, ohne ausgesprochene Tendenz, die doch blofs für den Begriff ist.' Wie hat die philosophische Ausdeutung durch Gervinus und Ulrici den bunten Reichtum der Shakespeareschen Dramen, wie die nach bestimmten Schablonen arbeitende Geschichtsphilosophie der Hegelianer die unendliche Mannigfaltigkeit der Geschehnisse in dem ungeheuren Raum der Weltgeschichte verengt!

Dennoch ist die philosophische Erklärung so wenig wie die allegorische ganz und gar abzuweisen. Zunächst giebt es auch hier wieder Werke, die sie fordern, weil sie auf sie angelegt sind. Selten sind es zwar Dichtungen von erstem Range, wie Dantes 'Divina Commedia' und wohl auch Goethes 'Faust', viel häufiger unglückliche Mischlinge von Philosophie und Poesie, wie etwa W. Jordans und R. Hamerlings Epen. Doch auch abgesehen von solchen Einzelfällen ist die philosophische Deutung als Hilfsmittel unentbehrlich. Denn mit vollem Recht hat einer ihrer Meister, Fr. Th. Vischer, gesagt, jeder Dichter sei klüger, als er eigentlich sei. So wunderbar ist das Land der Weisheit angelegt, dafs jede Wahrheit hier gleich hundertfältige Frucht trägt und Anwendung findet weit hinaus über das, was der Dichter selbst im Auge hatte. Freilich darf der Ausleger auch nicht für den Dichter zu klug sein wollen. Sonst zieht er auf sein Haupt den so oft und so ingrimmig ausgesprochenen Hohn über jene herab, die nicht auslegen, sondern unterlegen. Sonst macht er aus harmlosen Zufallswerken tiefe Offenbarungen, aus künstlerisch motivierten Erfindungen seltsame Kundgebungen des Zeitgeistes, wie das, fast in der Art jener alten 'Physiologi', Deuter von Raffaels Disputa, von Beethovens und R. Wagners Tonwerken, von Goethes 'Faust', 'Märchen', 'Bakis' nur zu oft gethan haben.

Verführerisch vor allem ist der Reiz der 'widerspruchslosen Deutung', die Durchführung einer Idee bis in jede Einzelheit. Je mehr der Ausleger hiermit triumphiert, desto stärker kompromittiert er sich. Denn wo kein Widerspruch ist und kein Rätsel, da ist kein Leben und also keine lebendige Kunst. C. F. Meyer läfst seinen Hutten rufen:

> Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!

Aber auch das lebendige Buch ist 'menschlich' in diesem Sinne, und gerade das unterscheidet ein lebensvolles Wunderwerk wie den 'Faust' von toten, folgerechten Machwerken, wie es zum Beispiel geradlinige, leicht auf ein Rezept zu

bringende Tendenzschöpfungen vom Schlag der 'Guten Familie' von Gabriele Reuter sind.

Vergifst aber der philosophische Interpret nicht, diese Fehlerquellen sorglich im Auge zu behalten, so vermag er über das Letzte, Unausgesprochene des Werkes wohl Tiefes und Ergiebiges zu sagen. Denn eben auch darin bekundet sich ein Kunstwerk als ein Stück Leben und Natur, dafs es sich nie ganz und mit all seinen Kräften aussprechen kann. Ein geheimer Grund bleibt immer, verborgene Kräfte, die sich nicht regen können, die wir nur erraten aus Nebenwirkungen, aus dem Gesamteindruck. Hierhin gelangt die blofse Anschauung nicht und nicht die historische Deutung; nur aus den grofsen Zusammenhängen der geistigen Dinge kann der Philosoph da aussprechen, was das Werk noch verschweigt. Ihm wird alles Vergängliche zum Gleichnis und auch das Kunstwerk zum Symbol; und mit Ehrfurcht sehen wir es 'aus der gemeinen Wirklichkeit der Dinge' in diese halbgöttliche Sphäre gerückt.

Doch dem Philosophen nimmt wieder der Ästhetiker den Schlüssel aus der Hand. Wie die allegorische mit der symbolischen Deutung, so ist mit der philosophischen die ästhetische Methode eng verwandt, aber nicht wesentlich gleich und nicht gleich in ihren Ergebnissen.

Sie geht in der Anerkennung der selbständigen Bedeutung des Kunstwerks wieder einen Schritt weiter. Die Philosophie erklärt das einzelne Werk nach seiner allgemeinen Bedeutung, die Ästhetik nach seiner allgemeinen Bedeutung als Kunstwerk. Jene fragt: was ist die künstlerische Idee eines Werkes? diese: was ist seine künstlerische Art?

Sie stellt also das einzelne Werk 'in die Reihe seiner Brüder'. Sie sieht die Kunstform des Dramas und wieder der Tragödie oder Komödie und weiter etwa des Charakter- und des Situationslustspiels als gegebene Gröfsen an, mit denen sie rechnet. Nun sucht sie aus der Vergleichung hervorragender Vertreter jeder Gattung Regeln und Gesetze zu gewinnen, an denen das einzelne Produkt zu messen sei. Und wiederum aus der Vergleichung der Gattungen erstrebt sie allgemeine Kunstgesetze, die für jedes Werk gelten sollen. Es macht dabei prinzipiell keinen Unterschied, ob die Ästhetik rein 'spekulativ' vorgeht, d. h. aus allgemeinen Prinzipien ihre Gesetze abzuleiten scheint, oder ob sie 'empirisch' verfährt, d. h. aus den Einzelthatsachen Regeln abstrahieren will; denn eigentlich sind doch auch die 'apriorischen Prinzipien' auf die gegegebenen Thatsachen gegründet, und eigentlich schwebt doch auch bei der objektivischen Beobachtung der Einzelfälle ein allgemeineres Ideal vor. Auch das macht im Wesen der ästhetischen Kunsterklärung keinen fundamentalen Unterschied, ob die gewonnenen Regeln und Gesetze unweigerlich für alle Zeiten und Völker gelten sollen oder ob sie auf bestimmte Zonen und Zeiten eingeschränkt werden. Für die wissenschaftliche Stellung der Ästhetik sind das alles hochwichtige Hauptfragen; für die Praxis der Kunsterklärung sind es nur Nebenfragen.

Auf dieser ästhetischen Methode beruht nun im wesentlichen alle eigentliche Kunstbeurteilung und 'Kunstrichterei'. Das Wort 'Ästhetik' ist jung —

es ist die kaum 200 Jahre alte Erfindung eines Hallischen Professors —, die Sache ist uralt. In den ältesten Perioden bereits konnte der naivste Beschauer nicht umhin zu vergleichen: er mufste unter mehreren Speeren oder Helmen einen auswählen, er mufste vor allem bei der Auswahl der Gattin seinen Geschmack üben — mag auch in der goldenen Unschuld der Rousseauschen Urzeit die Rücksicht auf des Schwiegervaters Mitgift an Rindern und Schafen noch so bestimmend gewirkt haben. Das weibliche Geschlecht ward von phönizischen Händlern früh in die Zwangslage gesetzt, unter vielen bunten Tüchern oder Halsketten sich für das schönste Stück des Hausiererkastens zu entscheiden; ja schon die Kinder wählen das hübscheste Spielzeug, haschen nach dem buntesten Schmetterling. In ganz derselben naiven Weise wählt nun auch das Publikum auf den Matten der Indianerstämme, in der Wüste der Beduinen wie auf den Plätzen von Venedig unter den Märchen, die ihm der Erzähler vorträgt, das fesselndste aus, stimmt am freudigsten in dasjenige Lied des Vorsängers ein, dessen Klang und Inhalt ihm am besten behagt, zeichnet bei den Opferfesten den Priester aus, dessen Stimme und Vortrag ihm besonders feierlich und wirksam erscheint. Die berufsmäfsige Kunstkritik hat in diese naive Kunstrichterei nur System und Methode zu bringen.

Freilich, gerade das hat man ihr meist verdacht. Unwillig schilt der junge Goethe den 'Kenner', der statt des Enthusiasmus nur Ordnung und Einteilung zeigt:

Und sieh, da ging mein Herr herum
Und stochert sich die Zähne,
Registriert in Katalogum
Mir meine Göttersöhne.
Mein Busen war so voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt alles gar bedächtig.

Aber dieses Grauen des Enthusiasten vor der ruhigen sachlichen Betrachtung trifft jede Wissenschaft. Ganz ebenso mag der Naturschwärmer gegen den Geologen und den Botaniker protestieren, der religiöse Schwärmer gegen den Theologen, der begeisterte Gefolgsmann eines kühnen Reitergenerals gegen die Strategie. Das beweist noch nichts gegen das subjektive Recht anderer Naturen, all diese Dinge ganz anders anzusehen und anzufassen als der Schwärmer. Freilich ist es begreiflich, dafs die Anklagen gegen das Messen und Wägen auf dem Gebiete der Kunst besonders heftig sind, wo jeder seinen eigenen Geschmack hat, den er von allgemeinen Regeln bedroht glaubt. In den geistvollen 'Phantasien eines Realisten' von Lynkeus ist diese instinktive Furcht vor dem objektiven Mafsstab neuerdings sehr hübsch illustriert worden. Anderseits fürchten wieder viele, und auch sie mit subjektivem Recht, dafs gerade das Aufstellen allgemeiner Kunstgesetze einer nüchternen, ruhigen Kunstbetrachtung Abtrag thun könnte, weil eben die objektivischen Kunstrichter doch selbst Menschen sind, die ihre eigenen Sympathien und Antipathien unbewufst mitspielen lassen.

Diese Gefahren sind nicht wegzuleugnen. Eine allzu objektive Vergleichung der Kunstwerke nimmt uns jene Liebe, die auch hier nicht blind macht, sondern sehend; zumal neuauftauchende Tendenzen werden unzweifelhaft von dem entzückten Enthusiasmus des Parteigängers immer noch richtiger beurteilt als von der eiskalten Hand des Anatomen, der sich in das Lebende nicht hineinzudenken vermag. Alle Übertreibungen der Shakespeareaner aus Goethes Jugendtagen oder etwa der ersten Wagnerianer trafen noch näher ans Ziel als die höhnische Abwehr der Gottschede und Hanslicks, die an die neuen Erscheinungen mit dem altgeübten Mafsstabe nicht herankonnten. Und ebenso sicher ist auch oft genug durch eine unter wissenschaftlichen Formeln versteckte Subjektivität die freie Kunstbetrachtung verkümmert worden: die müde und matte Zeit nach grofsen Revolutionen will Ruhe haben und verkleidet dies Bedürfnis unter akademischen Leitsätzen von der Pflicht hoher Einfalt und edler Sitte, mit der dann die Leidenschaftlichkeit eines Kleist, eines Hebbel, eines Nietzsche auszukommen versuchen mag. Trotzdem gilt hier, wie überall, dafs die schlechte Anwendung eines Prinzips nichts gegen das Prinzip beweist. Das Prinzip der ästhetischen Kunstbetrachtung selbst ist gesund und fruchtbar. Indem wir Aischylos und Shakespeare studieren, gehen uns auch für Schillers dramatische Technik ungeahnte Lichter auf. In dem Kampf gegen die Misch- und Mifsformen des 'belehrenden' historischen oder des 'agitatorischen' sozialen Romans thut der Hinweis auf die Meisterwerke der Gattung unschätzbare Dienste. Zeiten treten ein, wo die Künstler selbst ratlos werden, unsicher zwischen Veraltetem und Unreifem schwanken; da leistet die Ästhetik Lotsendienste und hilft zum Ziel steuern. Ohne einen Lessing keine klassische Litteratur! Wie haben noch in unseren Tagen Ruskin in England, die Goncourt in Frankreich, Brandes im Norden gewirkt, als sie aus vielseitiger Kunstbetrachtung ihre Gesetze herauszogen und dann, freilich selbst enthusiastisch, ja fanatisch verkündeten! Wo gar die ästhetische Methode sich mit der philosophischen verbindet wie bei Fr. Th. Vischer, bei Carl Justi, bei Rudolf Haym, da ist reichster Ertrag der eindringenden, individualisierenden Kunstvergleichung gewifs.

Aber eine Schwäche haftet auch dieser höchsten unter den drei systematischen Methoden an, weil diese Schwäche von der systematischen Kunstbetrachtung selbst nicht zu trennen ist. Denn diese fafst das Kunstwerk ja nur als Glied eines gröfseren Organismus — der Kunst, oder der Kultur — auf; sie kann deshalb nur mit dem fertigen Kunstwerk rechnen. Glücklich genug, wenn sie dies zu voller Anschauung und Würdigung bringt. Aber wenn wir schon früher betonen mufsten, dafs der Inhalt des Kunstwerks noch lange nicht das ganze Kunstwerk sei, so müssen wir nun weitergehen und sagen: selbst das ganze, fertige Kunstwerk ist noch nicht das ganze Kunstwerk!

Das scheint paradox, scheint ein Widerspruch in sich selbst. Aber es scheint nur so. Denn immer wieder müssen wir das hervorheben: Wie die Natur ist die Kunst Leben, ewige Bewegung, nie ruhende Entwickelung. Der Moment, in dem die künstlerische Thätigkeit gleichsam zu dem fertigen Kunst-

werk erstarrt, in dem die ganze Arbeit des schöpferischen Werkmanns zur Ruhe gelangt — es ist gewifs der höchste Moment in der Geschichte dieses Kunstwerkes (es sei denn, dafs man den göttlichen Moment der Konzeption noch höher stellte); aber es ist doch nur einer von vielen Momenten. Der ganze wundersame und unfafsbare Prozefs, durch den der im Gehirn des Künstlers aufblitzende Gedanke schliefslich zur Venus von Milo, zum 'Sommernachtstraum', zum 'Don Juan' wird, dieser Prozefs mit seinem Auf und Ab, seinen Höhepunkten und Depressionen, seinen Abschweifungen und Rückbewegungen bildet eine Einheit, bildet die unsichtbare aber unentbehrliche Basis des Kunstwerks. All das müssen wir miterleben, mitsehen, wenn wir ganz eingehen wollen in das Geheimnis des Künstlers.

Thöricht ist deshalb der immer wieder vorgebrachte Einwurf, das Studium der Vorgeschichte zerstöre die Wirkung des fertigen Werkes. Er ist so sinnwidrig, wie wenn Pygmalion in dem Augenblick, da unter göttlicher Hand seine Statue sich zu regen und bewegen begann, ausgerufen hätte: O weh! meine Statue ist verdorben! Wie! es sollte ein Verlust sein, wenn uns zu dem gereiften und vollendeten Werk, das vor unseren Augen steht, noch seine ganze Lebensgeschichte, noch sein ganzes Leben geschenkt wird? Eben stand Goethes 'Faust' vor uns, ein gewaltiges, wunderbares Rätsel von beängstigender, schweigender Gröfse; nun plötzlich fliefst Blut in alle Adern, nun plötzlich regt und rührt es sich allüberall, wird uns menschlich vertraut in seinem Wachsen und Ringen, reifst uns mit zu lebendigem Mitkämpfen und Mitformen. Wir werden Teilnehmer der Arbeit, Genossen des Genusses, wir hoffen und zweifeln und siegen mit dem Dichter — und so verstehen wir aus dem werdenden das fertige Werk!

Doch auch die genetische Gruppe zeigt noch verschiedene Gesichter. Weil das Werden überall anzutreffen ist, weil in dem Boden des wahrhaften Kunstwerkes überall Samen und keimfähige Wurzeln verstreut sind, deshalb kann man dies Werden von verschiedenen Standpunkten zu erfassen und festzuhalten suchen.

Der allgemeinste Standpunkt ist hier der der historischen Methode. Sie steht denen der systematischen Gruppe noch sehr nahe, denn auch sie stellt das einzelne Werk in einen gröfseren Zusammenhang: sie sucht es aus der Gesamtheit seiner geschichtlichen Bedingungen heraus zu verstehen. Aber die Hauptsache ist ihr gerade die Individualität des einzelnen Werkes. Die symbolische Erklärung macht das Einzelne dem Gesamtverständnis dienstbar, die historische das Allgemeine dem Verständnis des Einzelnen. Wie die ästhetische Methode das einzelne Kunstwerk mit anderen Leistungen derselben Gattung vergleicht, so stellt die historische Methode es mit anderen Hervorbringungen derselben Zeit zusammen. Alle Tendenzen der Epoche befragt sie; aus der politischen Geschichte, aus Sprache und Sitte, vor allem aus dem Kulturstand der Entstehungszeit sucht sie Mittel zur Durchdringung und Beurteilung des Kunstwerkes zu gewinnen. Wichtig sind ihr besonders auch die 'Realien', die äufseren Bekleidungsformen der künstlerischen Schöpfung, Kostüme und Waffen,

Zeremonien und Symbole. Von grofser Bedeutung sind ihr die 'Termini', die Kunstworte, die Schlagworte. Wie manche Stelle in Goethes Poesie und in seiner Kunstlehre wäre groben Mifsdeutungen entgangen, wenn man sich rechtzeitig klar gemacht hätte, was bei ihm etwa 'krystallisieren' oder was in verschiedenen Stadien seiner Entwickelung bei ihm 'Natur' heifst. Wie leicht hätte man sich vor manchem Fehlurteil etwa über die Romantik schützen können, wenn man gleich ihren historischen Hintergrund so bestimmt erfafst hätte, wie es erst seit Hettner und Haym allgemein üblich geworden ist!

Aber im ersten Jubel überschätzte man die Tragweite der Methode. Auch sie war freilich der Wurzel nach alt, und schon die Alten wandten die historische Methode an, um etwa die Wunderwerke der kyklopischen Mauern oder des Babelturms zu erklären. Aber ihre systematische Anwendung auf die Werke der Kunst ist jung. Voltaire mit seinen litterarhistorischen Werken eröffnete die Bahn, siegreich und noch heute unerreicht folgte Goethe mit 'Dichtung und Wahrheit', mit den Noten zum Westöstlichen Divan, zum Cellini, zu Rameaus Neffen. Je stärker dann im XIX. Jahrh. der allgemeine Einflufs der Geschichtswissenschaft stieg, um so mächtiger ward der historische Geist auch besonders in jener Disziplin, die trotz Winckelmann eigentlich jetzt erst anfing mit vollem Recht 'Kunstgeschichte' zu heifsen. Aus der Geschichtsforschung ging ein so einflufsreicher Lehrer wie Anton Springer zur Kunstgeschichte über, und in einem fast übermütigen Manifest 'Wider die spekulative Ästhetik' meinte Hermann Hettner alle Kunstlehre in Kunstgeschichte umwandeln zu sollen.

Wir sind ein wenig von diesem Enthusiasmus zurückgekommen. Darüber herrscht freilich kein Zweifel mehr, dafs die historische Methode zum vollen Verständnis aller Kunstwerke völlig unentbehrlich ist. Wohlgemerkt: aller Kunstwerke, nicht etwa blofs derer aus vergangenen Epochen. Auch die Kunst der Gegenwart bedarf der historischen Erklärung, und um so mehr, je entschiedener sie sich der Eigenart des Moments anschliefst; auch aus der künstlerischen Arbeit unserer Zeit wird vieles, was zuerst abstöfst oder doch befremdet, erträglich, ja vertraut, wenn wir es auf seine Ursprungsbedingungen prüfen. — Aber die historische Erklärung reicht so zu sagen nur immer bis an die Grenze der Individualität heran. Diese selbst bleibt starr, bleibt ein fremdes Element. Gerade von dieser Erkenntnis ging jene Empörung gegen die Übertreibungen des 'historischen Sinnes' aus, die vor einem Menschenalter durch Herman Grimm und Karl Hillebrand eingeleitet und vor einem Vierteljahrhundert durch Friedrich Nietzsche auf einen Höhepunkt geführt wurde. Der ästhetische Sinn empörte sich gegen die Gleichsetzung aller Arten von historischen Bedingungen, gegen die Gleichstellung aller Leistungen einer bestimmten Epoche; der Geniekultus und die Kunstverehrung forderten für Naturen und Werke, die über ihrer Zeit stehen, auch einen 'überhistorischen' Standpunkt der Beurteilung. Sicherlich nicht ganz mit Unrecht. Wohl ist auch das gröfste Genie und auch das erstaunlichste Wunderwerk nicht zu verstehen ohne Kenntnis seiner allgemeinen Bedingungen; aber es ist mit dieser

noch keineswegs ganz zu verstehen. Denn das Genie wurzelt wohl in seiner Zeit — mag auch ein verzerrender Götzendienst Goethe oder Napoleon oder Richard Wagner wie Meteorsteine vom Himmel fallen lassen; aber das Genie ragt zugleich über seine Zeit hinaus gerade dadurch, dafs es Neues bringt, dafs es Elemente enthält, die der Zeit noch fremd sind, die sich in der Allgemeinheit langsam und unsicher vorbereiten.

Deshalb bedarf die historische Erklärungsweise der Ergänzung durch eine Methode, die gerade die Eigenart des Künstlers studiert. Was ist in dem Einzelnen vorhanden noch aufser dem allgemein historisch Bedingten? Was unterscheidet ihn von seiner Zeit? Wie verläuft bei ihm der Prozefs der künstlerischen Gestaltnng von der Konzeption bis zur Vollendung? Das sind Fragen, die die psychologische Methode zu beantworten sucht. Ihre Wichtigkeit und Fruchtbarkeit leuchtet ein. Hätte doch Goethe die Werke Kleists, die er so hart, auf seinem ästhetischen Standpunkt beharrend, zurückwies, psychologisch zu verstehen gesucht! Hätte man sich doch bei so vielen neuen Erscheinungen auch unserer Tage klar gemacht, wie vieles individuell bedingt war, was Willkür, verletzende Neuerung, rohe Unkunst schien! Denn die psychologische Methode ist nichts anderes als die auf eine einzelne Seele angewandte historische Methode. Wie diese versucht sie das Werdende aus dem Gewordenen, die einzelne Lebensäufserung aus allgemeineren Faktoren zu erklären und zu verstehen.

Freilich hat sie eben deshalb auch ähnliche Fehlerquellen. Der historische Sinn, die grofse Errungenschaft der deutschen Romantik, ward zum historischen Unsinn, als er alles, was historisch motiviert war, auch für berechtigt erklärte. Der Satz Hegels 'Was ist, ist vernünftig' richtet nicht nur alle Gerechtigkeit und alle Moral, sondern auch alle Ästhetik zu Grunde. Das Häfsliche ist so gut wie das Schöne irgendwie bedingt; die Krankheit ist eine historische Erscheinung — aber man mufs sie bekämpfen; der Verbrecher ist zum Verbrecher erst geworden — aber wir müssen ihn bestrafen. Wie die historische mufs die psychologische Methode sich davor hüten, alles, was sie hergeleitet hat, nun auch rechtfertigen zu wollen. In diesen Fehler sind zumal die Biographen moderner Heroen gar zu oft verfallen. Was sich aus der Eigenart ihres Helden ergiebt, scheint ihnen ohne weiteres schön und nachahmenswert, so dafs selbst für seine eigene Entwickelung jeder Mafsstab verloren geht und etwa Thodes Giotto von einem unerreichbaren Wunderwerk zu dem andern weitergeht, ohne dafs irgend eine ästhetische Vergleichung diese Excesse der psychologischen Methode korrigieren dürfte.

Solche Übertreibungen sind aber verzeihlich, weil die Methode selbst noch jung und unerfahren ist. Was wissen wir denn bis heute von der Psychologie des schaffenden Künstlers? Wie spärlich fliefsen darüber zuverlässige Quellen in Selbstberichten etwa eines Alfieri oder Otto Ludwig, in Beobachtungen etwa über Hebbel, in dem, was wir über Goethes oder der Brüder Goncourt Art zu arbeiten erschliefsen können! Wie unsicher erweisen sich oft Nachrichten, die sich mit gröfster Bestimmtheit geben! Wie

schweren Selbsttäuschungen unterliegen gar die Künstler selbst! Denn im Feuer der Arbeit merken sie gar nicht, wie sich ihre Pläne wandeln, wie die Gestalten ein eigenes Leben gewinnen. Entweder glauben sie, was sich schliefslich ergab, von allem Anfang an gewollt zu haben, oder sie entsinnen sich nur noch der ersten Konzeption und verlieren den Faden der Entwickelung, indem sie diese mit dem fertigen Werk vergleichen. Es ist daher auch in solchen Darstellungen, die sich als streng psychologisch geben, nur gar zu viel doch blofs geraten, ex post gefolgert, willkürlich verbunden. Und unlösbar, wie das psychologische Welträtsel der Umsetzung des äufseren Reizes in innere Empfindung, bleibt heute noch die grofse Frage, wie der Künstler seine Phantasiegestalten in die Wirklichkeit überführt. Wir können ein paar grofse Klassen unterscheiden, naive und reflektierende Künstler, Impressionisten, die auf jeden Reiz reagieren, und Männer langsamen inneren Verarbeitens; aber das letzte Wort können wir bei keinem von ihnen sprechen.

Hier hilft ein wenig noch eine letzte Erklärungsart, die freilich nie mehr sein kann als eine Hilfe: die technische Methode. Sie geht sozusagen der Psychologie des Kunstwerkes selbst nach; wie die psychologische Methode eine Verengung der historischen auf den einzelnen Künstler, ist sie eine Verengung auf das einzelne Kunstwerk. Sie prüft, wie der Bildhauer seinem Stein, der Maler seinen Farben, der Dichter seiner Sprache abgewann, was wir nun bewundern. Sie untersucht die technischen Kunstgriffe des Romanerzählers, die Rücksichten, die der Dramatiker auf das Publikum nahm und die Anpassung seiner Figuren an ihm wohlbekannte Schauspieler, denen er die 'Rolle auf den Leib schneidet'. Das ist lehrreich und besonders dem beschauenden und urteilenden Kunstgenossen ein inneres Bedürfnis; es weckt zur Vergleichung und ergänzt die ästhetische Methode, es ruft zur Prüfung des mit bestimmten Mitteln Erreichten auf und fördert so das eigentliche Kunsturteil. Aber immer nehmen wir doch hier nur an der äufseren Arbeit des Künstlers teil; das Beste, sein geistiges Schaffen und Streben, geht über der Beobachtung von Handwerksgriffen und Einzelkünsten nur zu leicht verloren.

Aber gilt nicht von jeder Methode, dafs sie nur Einzelnes zeigt? Fanden wir nicht bei jeder Fehlerquellen neben den Vorzügen, Gefahren neben den Vorteilen?

Gewifs. Und deshalb geht unsere Meinung dahin: Keine einzelne Methode der Kunsterklärung genügt, auch die ergiebigsten nicht, die ästhetische, historische und psychologische. Nur mit allen Mitteln, nur mit allen Kräften können wir uns des künstlerischen Geheimnisses ganz bemächtigen. Die systematischen Methoden zeigen uns nur das fertige, die genetischen nur das entstehende Kunstwerk. Wir aber wollen das Ganze!

Wie aber bringen wir Einheit in unsere Betrachtung? Sollen wir in mechanischer Folge die sechs Methoden aneinanderreihen? Dann hätten wir doch immer blofs die Teile in der Hand. — Damit wir ernten von allem, was gesäet ist zum volleren Verständnis der Kunstwerke, müssen wir zurückkehren zu der Anschauung. Die älteste, einfachste, natürliche Art der Kunstbetrach-

tung ist freilich nicht, wie jene Enthusiasten wollen, an sich genügend, um das volle Verständnis zu vermitteln; aber aus ihr wachsen jene anderen Methoden folgerecht hervor. Nur mufs es eben eine volle, innige Versenkung sein. Auch hier gilt das Wort des grofsen Philologen Carl Lachmann: 'Seinen Geist befreit nur, wer sich willig ergiebt.' Nicht eigenwillig mit vorgefafster Meinung — sei es die, zu widersprechen, oder die, zu bewundern — sollen wir vor das Kunstwerk treten, sondern willig, frisch, zur Aufnahme bereit. So weit mögen wir schon mit den Romantikern gehen, wenn sie vor jedem Kunstwerk Andacht fordern, oder mit Stöber, wenn er uns einprägt:

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich, wie zum Gebete,
Dafs vor deine Seele dicht
Das Gebild des Dichters trete. —

Nur zu viele von uns haben diese Kunst der reinen Anschauung verlernt, die Goethe erst mühsam in Italien sich wiedereroberte: die Kunst, die Dinge zu sehen, wie sie sind, rein aufzunehmen, die Werke auf sich voll wirken zu lassen. Noch ist es nicht lange her, dafs die Forderung dieser 'Anschauung' aus der Theorie Goethes und der Romantiker in den Kunstunterricht überging, dafs Brunn uns die Augen für Einzelzüge antiker Bildwerke, Hildebrand uns den Sinn für die Obertöne der Gedichte neu eröffnete. Jetzt leitet in Hamburg der hochverdiente Lichtwark systematisch zur Betrachtung der Kunstwerke an. Jetzt bemüht sich auch die Kunstkritik wieder, oft selbst übertreibend, 'impressionistisch' zu sein statt 'doktrinär', Eindrücke unbefangen aufzunehmen.

Aber die reine Anschauung genügt noch nicht. Sie mufs sich steigern zu intensivem Miterleben. Wir müssen uns ganz einfühlen in das Kunstwerk. Eine künstlerische That ist vor allem eine Aufforderung zum Nachschöpfen. Je stärker ein Kunstwerk ist, desto stärker wird es uns zum Mitschaffen aufrufen. Das hat vor allem Anselm Feuerbach, der Vater des Malers, in seinem herrlichen Buch über den Vatikanischen Apollo immer wieder hervorgehoben. Gerade 'die stete Richtung der künstlerischen Thätigkeit nach Leben und Beseelung' schien ihm charakteristisch für jene antike Kunst, an der man zu lange nur die Ruhe betont hatte. Das bewunderten die Alten in den Werken ihrer Meister am meisten, 'wenn die Statue, wenn das Bild zu atmen, zu empfinden, zu leben schien' und sie deshalb aufrief zu sympathischem Mitgefühl. 'Die Statue des Läufers springt von der Basis nach dem Kranze empor, und selbst der Adler des Ganymedes scheint zu fühlen, was er in den Klauen trägt.' 'So wird das Werk eines Dichters im Werden desselben genossen und begriffen; es wirkt als Gestaltung, nicht als Gestalt, nicht als einzelner in sich geschlossener Moment eines Ruhenden, sondern als bewegte Reihenfolge von Momenten.' Alles wird lebendig, die ganze Arbeit des Künstlers. Und so erleben wir denn alles mit. Wir versenken uns in die Zeit des Künstlers und gehen in ihre historischen Bedingungen ein, als wären es die unserer Zeit.

Wir tauchen unter in seine Seele und leben die Kämpfe durch, die ihm durch seine eigentümliche Organisation auferlegt werden. Wir stehen in seiner Werkstatt und ringen wie er mit seinem Material. So führen wir in unserer Seele das Werk zum Ziel und es wird unser eigenes: Verständnis ist individuelle Aneignung. Und nun ist es fertig, und nun tritt auch die Kritik in ihre Rechte. Nun fragen wir, was es neben andern Werken seiner Art zu bedeuten habe, vergleichen Drama mit Drama, Porträt mit Porträt und lassen uns auch von Fiedlers leidenschaftlicher Künstlerverehrung das Recht nicht nehmen, zu urteilen. Und wir sehen uns dann um und prüfen, was das Werk zu sagen habe in dem grofsen Organismus der Kulturbestrebungen, der menschlichen Lebensäufserungen überhaupt; und es wird uns ein lebendiges, bedeutungsvolles Symbol. Dann dürfen wir wohl sagen, wir hätten das Kunstwerk verstanden.

Und dies Verständnis läfst sich auch übermitteln. Eine durchdachte Beschreibung vermag es wohl, eine höhere Anschauung zu geben, indem sie alles Störende fernhält, hinweist auf das Wichtige. Eine begeisterte Würdigung vermag wohl die Stimmung zu erwecken, die das Kunstwerk verlangt und die es in unserer zertreuten und zerstreuenden Zeit nicht immer gleich zu erzwingen vermag. Und so tragen wir dann, wenn es uns selbst gelang, uns ein totes Werk eigen zu machen, dies beglückende Gefühl weiter als bescheidene Nachschöpfer, als demütige Diener des Höheren. Aber wir wissen doch, dafs wir dem Künstler und seinem Werk unentbehrlich sind: dafs auch das höchste Meisterwerk tot und stumm bleibt, wenn nicht mitfühlende Geister es lebendig machen!

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Ernst Thiele, Luthers Sprichwörtersammlung. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1900. XXII, 448 S.

Die Bekanntschaft mit der volkstümlich scherzhaften Figur des Markolfus, die Luther im Schwarzen Bären zu Jena verrät, entspricht ganz seinen litterarischen Neigungen. Es ist die Vorliebe für die gnomische Spruchweisheit des Volkes, die selbst ein klassisches Werk wie Hartmanns Iwein nicht verleugnen kann, aus der Freidanks gedankenvolles Buch ebenso wie das Gesprächsspiel von Salomo und Morolf erwuchs, die auch in Luthers Schriften in zahllosen sprichwörtlichen Wendungen zu Tage tritt. In ihnen beruht nicht zum mindesten die kraftvolle Anschaulichkeit und die Volkstümlichkeit seiner Sprache. So geläufig dem Sohn des Volkes vieles davon aus dem täglichen Leben sein mochte, wir besitzen auch Zeugnisse bewufster Vorarbeit in dieser Hinsicht. Ein solches ist die Sprichwörtersammlung, welche jetzt zum erstenmal vollständigen kritischen Abdruck gefunden hat. Für die Genauigkeit des Textes bürgt die Sorgfalt der Herstellung. Die in der Bibliotheca Bodleiana zu Oxford ruhende Handschrift ist durch den Herausgeber, einen bewährten Kenner und Mitarbeiter an der Weimarer Ausgabe, nach einer Photographie kopiert worden, worauf dann nochmals eine Vergleichung mit dem Original durch Professor Ernst Sievers stattgefunden hat. Die Edition liefert aber auch einen Beitrag für die Verwertung der gesammelten vierhundertneunundachtzig Sprichwörter. In einem zweiten Teil ist auf Anregung und in beständigem Gedankenaustausch mit Köstlin der Versuch gemacht, die einzelnen Redensarten sprachlich und sachlich zu erklären, Ursprung und Bedeutung festzustellen, indem bei jeder die Stellen ihres Auftretens nachgewiesen werden. Mit eingehender Sorgfalt sind dabei nicht nur die deutschen Wörterbücher, sondern auch die gleichzeitigen Erklärungen u. a. von Agricola, Sebastian Frank, Tappius Lunensis zu Rate gezogen worden, nicht minder die volksmäfsige Litteratur. Auch der lebendige Sprachgebrauch bot noch manches für den Herausgeber, einen Sohn der Lutherstadt, in der sich noch bis vor wenigen Jahrzehnten eine ausgeprägte Neigung für schlagende bildliche Ausdrücke erhalten hatte, wie ich selbst bezeugen kann.

Bei dem Reichtum des zusammengebrachten Materials liefern diese Anmerkungen wertvolle Beiträge zur Geschichte der Sprache wie zur schriftstellerischen Technik eines ihrer gröfsten Meister. Der Reichtum der alten Sprache an malerischer Anschaulichkeit tritt uns charakteristisch entgegen, und zahlreiche unverständlich gewordene Ausdrücke werden durch Parallelstellen in die richtige, oft überraschende Beleuchtung gerückt. So wird beispielsweise für das Wort: 'Das Wasser geht über die Körbe' überzeugend die konkrete Grundlage in den zum Deichschutz verwendeten Faschinen nachgewiesen und damit ein packendes Bild der höchsten Not gewonnen. 'Sich fürchten vor dem eigenen Staren im Auge' veranlafst eine anziehende Erörterung über die Herkunft der Bezeichnung Star für die Augenkrankheit, wobei mit anerkennenswerter Gründlichkeit auch die neuere medizinische Litteratur herangezogen wird. Aus den von Luther gemachten Anwendungen der Redensart ergiebt sich, dafs er das Wort als Augenstern gebraucht hat. Wenn indessen der Herausgeber das Wort als Maskulinum bei Luther zuerst belegt findet — früher als Neutrum —, so ist an eine Stelle aus dem Tagebuch des Wormser Bürgermeisters Reinhart Noltz zu erinnern, der 1502 über die an ihm selbst vollzogene Operation berichtet: 'Ein Meister von Elsafs stache den Star in Augen Meister Reinharten Noltz, der was blind gewest an dem Star 5 Jahr' (Monumenta Wormatiensia ed. Boos S. 474). — Die sonst als nicht nachweisbar bezeichnete Wendung 'Böse Briefe nachschreiben' zielt offenbar auf die Sitte der Schimpfbriefe, durch die man die Schuldverpflichtung zu stärken suchte. Der Gläubiger erhielt das Recht, den wortbrüchigen Schuldner oder Bürgen öffentlich blofszustellen in Ausschreiben von oft erschreckender Plastik, die man zudem mit bildlichen Darstellungen zu würzen liebte.

Die Ausnutzung des gewaltigen, in zehnjähriger Arbeit zusammengebrachten Materials wird durch ein überaus sorgfältiges

Register erleichtert. Die Güte des Papiers und den vollendet schönen Druck wird dankbar anerkennen, wer gezwungen ist, sich jahraus, jahrein an vielen unserer modernen typographischen Leistungen die Augen zu verderben. Georg Liebe.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann, nebst einem Porträt Wilhelm von Humboldts. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1900. X, 456 S.

Die neue Ausgabe unterscheidet sich von den früheren in doppelter Hinsicht; erstens beruht sie durchweg auf einer Vergleichung der Originalhandschriften, und zweitens bringt sie diese ganz unverkürzt zum Abdruck. Über die Provenienz der Handschriften bemerkt der Herausgeber im Vorwort: Alle Briefe Schillers befinden sich im Humboldtschen Archiv in Tegel; von den Briefen Humboldts sind fünf sowie die Canzone an Schiller (Jena 1794) der Berliner Kgl. Bibliothek und zwei dem Weimarer Schillerarchiv zugehörig. Alles übrige befindet sich im Besitz der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart; nur Nr. 1 ist aus den Briefen an Schiller S. 100 übernommen, da das Original nicht auffindbar war. Die Handschriften boten bei der Neuvergleichung viel mehr, als in der zweiten Auflage (1876) veröffentlicht wurde. Sehr grofs ist die Zahl der getilgten Fehler und Versehen. Neu ist ferner der Kommentar, die tabellarische Übersicht über die gesamte Korrespondenz und das erschöpfende Register. Die Einzelanmerkungen sind wieder durch' Text verbunden, um das Material für die Geschichte des Freundschaftsbundes, wie der Herausgeber sagt, möglichst vollständig zusammenzustellen.

Zum Schmuck gereicht dem Buch das Porträt des jugendlichen Wilhelm von Humboldt, das nach einem im Tegeler Schlofs befindlichen Reliefmedaillon hergestellt ist. Das Original rührt von dem Weimarer Hofbildhauer Martin Klauer her, der für seine Arbeit Goethes und anderer Weimaraner lebhaften Beifall erntete. Vor dem Briefwechsel findet sich wieder die 'Vorerinnerung' Humboldts 'Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung'. Der Aufsatz kann immer noch als ein Muster edelster, tiefgreifender Charakteristik gelten; ohne Schwulst und Pose, auch ohne Pedanterie, wird Schillers Persönlichkeit in feinen, klassischen Zügen vor uns hingestellt, so dafs die Physiognomie seines Geistes verklärt und doch sprechend ähnlich in unserem Bewufstsein erscheint.

Der Briefwechsel selbst umfafst bekanntlich die Jahre 1790—1805; doch stammen die meisten Briefe aus der Zeit des ersten Verkehrs zwischen Schiller und Goethe, da ein grofser Teil der späteren Korrespondenz durch die Kriegsunruhen von 1806 verloren ging. Wir verfolgen das Aufblühen der Freundschaft zwischen Schiller und Humboldt. Der Dichter ist zunächst ganz von seinen philosophischen Plänen erfüllt und findet wenig Stimmung für die Poesie, der Freund begleitet alle Phasen dieses Entwickelungsganges mit innigem, anschmiegendem Verständnis und eigener Mitarbeit. Ein Brennpunkt des gemeinsamen Interesses ist die Förderung der Horen. Humboldt läfst es sich angelegen sein, dem Unverständnis des Publikums entgegen zu wirken und einer angemesseneren und wahreren Beurteilung seines Freundes Raum zu verschaffen. Dafür steuert der Dichter wertvolle Ratschläge zu ästhetischen Essays bei und veröffentlicht diese in seiner Zeitschrift. Humboldt wiederum hilft mit philologischen Kenntnissen aus oder empfiehlt im Ausdruck eine klarere Wendung, eine deutlichere Betonung u. dgl. Eingestreute geschäftliche Bemerkungen, hauptsächlich buchhändlerischer Natur, mahnen dann an die Beschränktheit des Alltaglebens. In langen Ausführungen zergliedert Humboldt dem Dichter seine geistige Individualität in ähnlicher Weise, wie Schiller selbst dies Goethe gegenüber thut, und immer wieder sind es die Griechen, deren Kunstgebilde als höchste Norm alles idealen Schaffens hingestellt werden. Als prosodischer Ratgeber steht der Übersetzer des Pindar und Äschylus dem metrisch sorgloseren Dichter zur Seite, und ohne Nachsicht wird jeder störende Hiatus, jeder zu schwer beladene Daktylus ausgemerzt. Manches treffende Wort kritisiert die Zeitgenossen; auch Goethes, als höchster litterarischer Instanz, wird in gebührender Weise gedacht, und manche Äufserung dieses summus episcopus aller um ihn sich scharenden Celebritäten kommt zur Sprache. Daneben wirkt es drollig, wenn Schiller im Arbeiten gestört wird, weil Goethe beim Besuch in Jena 'zuviel Lerm' macht (261, 8).

Der lebhafte Flufs des brieflichen Verkehrs wird dann durch Humboldts Abreise nach dem Süden (1797) unterbrochen. Die Wege beider gehen auseinander; der eine übernimmt nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland eine diplomatische Sendung als preufsischer Resident an dem päpstlichen

Stuhl, der andere geht von der Philosophie und der Theorie des poetischen Berufs zur Praxis über. Doch die örtliche Trennung bedingte nicht eine solche der Herzen. Die Unmittelbarkeit des Verkehrs war dahin, aber die Innigkeit der Beziehungen erlitt dadurch keinen Abbruch. Mit lebhaftem Interesse liest und bespricht Humboldt die 'Braut von Messina', und mit tiefer Bewegung nimmt Schiller von dem Schicksalsschlag Kenntnis, der den Freund durch den Tod seines ältesten Sohnes ereilt. Eine Reihe neuer Vorsätze und Entwürfe beschäftigt alsdann wieder alle Gedanken Schillers, da entreifst ihm der Tod die Feder und vereitelt plötzlich und für immer die Hoffnung des römischen Freundes auf ein Wiedersehen mit dem Dichter auf italischem Boden. Es ist dankenswert, dafs der Herausgeber in einem Anhang zunächst einen Brief Humboldts vom 8. Juni 1805 an Körner folgen läfst, in dem der Schmerz über den jähen Verlust in leidenschaftlichen Klagen nachzittert. Es folgen dann einige Briefe, die im Jahre 1830 zwischen Humboldt und Körner gewechselt wurden und die sich auf die Herausgabe des Briefwechsels selbst beziehen. Wir werden in eine andere Zeit versetzt. Wie vieles war indessen über Europa hereingebrochen! Die grofsen Kriegsjahre waren verrauscht, eine neue, ironisch blickende Jugend strebte nach politischen Umwälzungen, die romantische Dichterschule war im Verfall begriffen, die Wissenschaft erhob sich zu neuer Blüte; da gedachten jene beiden Vereinsamten des längst entschwundenen Freundes, und wie sie in seinen Briefen blätterten, wuchs das Bild einer ganzen verklungenen Zeit vor ihrer Phantasie hervor, die so unendlich hoch über der armseligen, begrenzten Gegenwart stand! So Grofses, wie sie gesehen, gehört und erlebt, das wufsten die beiden, sollte die Jugend jener Tage niemals erleben. Als kurz darauf Goethe starb, war das Perikleische Zeitalter Deutschlands unwiederbringlich entschwunden.

Ein grofses Verdienst hat sich der Herausgeber durch die vortrefflichen 'Anmerkungen' erworben, die nicht nur einen Sachkommentar zu den einzelnen Briefen bilden, sondern gröfsere zeitliche Abstände und längere Unterbrechungen der Korrespondenz mit dankenswerten biographischen Notizen überbrücken. An einigen Stellen wäre vielleicht im Interesse eines gröfseren Leserkreises eine etwas ausführlichere Abfassung der Anmerkungen erwünscht gewesen. Ein Buch wie das vorliegende soll eben nicht für Philologen reserviert sein, sondern einen köstlichen Hausschatz aller bildungsfrohen Familien darstellen. Mit dem stellenweise etwas dürren Lakonismus der Anmerkungen dürfte vielen aber wohl kaum gedient sein.

Schliefslich noch einiges Einzelne. Statt der kurzen Verweisung auf den 'Taucher' hätte S. 346 zu Humboldts Bemerkung: 'Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt' u. s. w. auf den bekannten Brief Goethes an Schiller vom 25. Sept. 1897 verwiesen werden können, der Humboldt vielleicht an jener Stelle vorgeschwebt hat.

In fördernder Weise wird an mehreren Stellen der Anmerkungen auf Lücken in den bisherigen Schillerbiographien hingewiesen (S. 347). In der Vorerinnerung heifst es (S. 27, 29): 'Er sprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtkunst verlassen hätte. — Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die gröfsten welthistorischen Verhängnisse im Altertum und der neueren Zeit gerade an die Örtlichkeit dieser Stadt anknüpften.' Es wird dann an eine ähnliche Stelle aus Goethes Italienischer Reise (Hempel XXIV 142) erinnert. Genaueres teilt Humboldt in einigen Briefstellen an Goethe und an Schweighäuser, die Leitzmann (S. 347 f.) citiert, mit. Danach sollten der Einfall der Gallier in Italien, Camillus' Thaten und besonders sein energisches Eintreten gegen die Verpflanzung nach Veji den Angelpunkt des Ganzen bilden und die von Livius mitgeteilte Rede des Camillus bei der Ausarbeitung verwertet werden. Wo Schillers Beschäftigung mit der Geschichte des Altertums in Frage kommt, denkt man am besten zunächst an Plutarch. Dieser hatte ja dem Camillus eine Biographie gewidmet, die Schiller ohne Zweifel gelesen hat. Wir kennen die Übersetzung, die er benutzte, es ist die Schirachsche, deren zweiter Band mit dem Camillus beginnt. In der Vorrede zu dem Bande ergeht sich der Übersetzer in allgemeineren Betrachtungen über die in demselben behandelten Abschnitte der griechischen und der römischen Geschichte. Athen, führt er aus, ist bereits im Sinken begriffen, 'Rom hingegen kämpft mit den siegenden Galliern, und wird errettet, wird von den Carthaginiensern über-

wunden und besiegt sie dennoch völlig. Die Griechen fallen schnell von ihrer Höhe herab; die Römer arbeiten sich durchs Gedränge empor'. Solche Worte mochten Schillers historisches Interesse angeregt und auf den gleich darauffolgenden Camillus gelenkt haben. Nun spricht Humboldt von Livius. Schirach, der seinen Text mit zahlreichen Hinweisen auf Livius begleitet und die Glaubwürdigkeit beider Geschichtschreiber gegen einander abwägt, mag den Dichter auf Livius hingewiesen haben. Die lange Rede des Camillus gegen die Übersiedelung nach Veji (Liv. V 51—54) erwähnt Plutarch nur mit wenigen Worten (S. 65). Dennoch ist es höchst wahrscheinlich, dafs Schiller seinen Plutarch auch hier nicht unbeachtet liefs. In dem Gedichte 'Der Antritt des neuen Jahrhunderts' heifst es:

'Gold mufs ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.'

Die Gallier des Altertums werden mit denen des XIX. Jahrh. verglichen. Dafs jenes Schillersche Gedicht überhaupt Plutarchische Einflüsse aufweist, habe ich früher in dieser Zeitschrift wahrscheinlich zu machen gesucht (1898 I 426 f.). Ein anderes Moment kommt hinzu. Vor dem Schirachschen Bande befindet sich ein von dem Berliner Kupferstecher J. C. Krüger für den Deckerschen Verlag gestochenes Bildnis des Camillus und eine Titelvignette, welche ganz unverkennbar die Scene darstellt, die obiger Vers schildert. Links stehen zwei Römer, welche Goldtruhen in die Wage legen, in ihren Mienen malt sich der Ausdruck sorgenvoller Bedrücktheit. Ein Krieger ist ihnen beim Aufladen des Goldes behilflich. Rechts steht mit barbarischem Hochmut und siegesbewufster Haltung Brennus. Die ihm zugekehrte Wagschale ist tiefgesenkt und auf ihr liegt sein Schwert. Vae victis! ruft er triumphierend. Durch diesen Kupfer dürfte Schiller neben der Plutarchischen Erzählung des Vorganges (S. 58) zu jener Strophe angeregt worden sein. Dagegen wird für den Plan, eine Römische Geschichte zu schreiben, hauptsächlich Livius in Betracht gezogen worden sein. Humboldt hat den Schillerschen Plan später selbst und zwar in poetischer Form ausgeführt. In seinen Gesammelten Werken befindet sich ein 61 trochäische Stanzen umfassendes Gedicht 'Rom', das im Jahre 1806 in Berlin verfafst wurde (Ges. W. I 343 ff.). Sechs Strophen dieser auf Schillers Spuren wandelnden Dichtung sind fast nichts anderes als eine poetische Übersetzung der Livianischen Rede des Camillus. Es ist wahrscheinlich, dafs Schiller es war, der in dem Freunde durch wiederholte Äufserungen ein so nachhaltiges Interesse gerade für diese Episode erweckte. Wer sich der Mühe unterziehen wollte, gewisse Teile der ersten Dekade des Livius auf etwaige Ähnlichkeiten mit Schiller hin durchzulesen, würde vielleicht zu einigen neuen Resultaten gelangen. So lassen sich unschwer zwischen der erwähnten Rede des Camillus mit ihren rhetorischen Ermahnungen zum Festhalten am teuren Heimatboden und zwischen ähnlichen im 'Tell' enthaltenen Aufforderungen zur Vaterlandsliebe deutliche Parallelen ziehen. Wenn Camillus mit feuriger Beredsamkeit den Römern ihr kleinmütiges Verhalten vorwirft, so erinnert das an ähnliche Gedankengänge und Wendungen in der Jungfrau von Orleans, wo Dunois vor dem unzeitigen Verlassen der Stadt und dem Übersiedeln nach dem Süden in den schärfsten Ausdrücken warnt. Um so näher liegt es, an Livius zu denken, als kurz nach jenem Auftritt in der Jungfrau eine Stelle enthalten ist, die längst mit Livius, und zwar gerade einer Stelle eben jenes fünften Buches, in dem der gallische Einfall berichtet wird, in Verbindung gebracht worden ist. Raouls Schlachtbericht enthält bekanntlich die Worte: 'Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen.' Livius sagt von einem Kampf zwischen Römern und Galliern V 45, 3: *Nusquam proelium, omnibus locis caedes est.* Ähnlich heifst es XXVIII 16, 6: *Inde non iam pugna, sed trucidatio velut pecorum fieri.* (Vgl. Schillers Jungfr. v. O., her. v. Evers S. 139.)

An die Anmerkungen schliefst sich eine 'Übersichtstafel über die gesamte Korrespondenz zwischen Schiller und Humboldt' (S. 427—444) und ein ausführliches Register (S. 445—456).

Zum Schlufs sei dem Herausgeber noch einmal lebhaftester Dank für die grofse Sorgfalt und Hingebung ausgesprochen, mit der er das kostbare Denkmal unserer Litteratur in neuer, vollkommenerer Gestalt erscheinen liefs.

Carl Fries.

VERSCHOLLENE SAGEN UND KULTE AUF GRIECHISCHEN UND ITALISCHEN BILDWERKEN

Von Otto Rossbach

(Mit einer Tafel)

So reich die antike mythologische Überlieferung ist, so mannigfaltige Kenntnisse wir auch von dem Wandel der griechischen Sagen im Laufe der Jahrhunderte besitzen, so darf man doch nicht hoffen, dafs sie uns jemals auch nur in annähernder Vollständigkeit vorliegen werden. Das sieht man namentlich dann ein, wenn man die Entwickelung eines Mythos durch die Litteratur und die bildende Kunst verfolgt. Dabei stellt sich oft genug heraus, dafs wir gerade seine älteste, ursprüngliche Gestalt nicht kennen, aber auch, dafs die Quellen uns manchmal für einzelne Sagenzüge vollkommen im Stich lassen. Und wie viele, namentlich lokale Sagen mögen überhaupt nicht auf die Nachwelt gekommen sein! Das hat sich immer wieder gezeigt, wenn eine neue mythologische Quelle entdeckt wurde. Vor kurzem ist durch Bakchylides die Überlieferung von Theseus und Kroisos in wichtigen Zügen so ergänzt worden, wie man es vorher nach altertümlichen Vasenbildern nur hatte ahnen dürfen. Er hat ferner gelehrt, dafs der sonst nur mit Milet in Verbindung stehende Minossohn Euxanthidas oder Euxantios auch der Landesheros von Keos ist.[1]) Nicht minder haben umfangreiche Inschriften die Gründungssagen von Epidauros und Magnesia am Mäander in reinerer und vollkommenerer Gestalt, als sie uns früher bekannt waren, erschlossen. Aber ungleich gröfser war der Gewinn, den vor mehr als vierhundert Jahren die Auffindung und Herausgabe der *Fabulae* des Hyginus durch Jacob Molsheym (Micyllus) brachte. Er selbst sprach in der *Epistola nuncupatoria* der Editio princeps vom Jahre 1535 seine Freude über den grofsen Nutzen aus, welchen aus dem in einer Handschrift des Freisinger Domkapitels entdeckten Schriftsteller namentlich die Erklärung des Ovid zöge. Denn an diesen schlossen sich ja die mythologischen Studien des Mittelalters und der Renaissance in erster Linie an. Dabei konnte der treffliche Gelehrte kaum ahnen, eine wie viel höhere Bedeutung sein Hygin für die Kenntnis der griechischen Dichter, in Sonderheit die verlorenen Dramen der attischen Tragiker, gewinnen würde.

Später als die litterarischen wurden die bildlichen Quellen der griechischen Mythologie eröffnet. Die unteritalischen Massenfunde von Vasen, noch mehr in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. die etruskischen erkannte man so-

[1]) C. Robert im Hermes XXIII (1898) S. 131.

gleich auch in dieser Hinsicht als wichtig, aber es hat geraume Zeit gewährt, ehe man lernte, sie richtig und zum wahren Vorteile der Sagenkenntnis und Sagengeschichte auszunützen. Allerdings überliefern sie gänzlich unbekannte Mythen nur verhältnismäſsig selten, desto häufiger ergänzen sie jedoch schon bekannte, oder belehren uns über ihre ältere Gestalt, oder beweisen wenigstens ihr Vorhandensein in einer früheren Zeit, als sie die litterarischen Quellen bezeugen.

Die Deutung von Vasenbildern mit sonst nicht bekannten Mythen macht natürlich nicht geringe Schwierigkeiten. Sie kann leicht miſslingen, wenn man nicht zunächst alle in der Darstellung liegenden Momente streng methodisch berücksichtigt, dann aber feststellt, zu welcher Gattung von Mythen der dar-



gestellte gehört, und, wenn die Litteratur zur Deutung keinen auch noch so schwachen Anhalt bietet, möglichst ähnliche verwandte Sagen heranzieht.[1]) Ein Beispiel hierfür ist das obige, nach einer von mir angefertigten Durchzeichnung wiedergegebene Bild einer im Louvre befindlichen rotfigurigen Amphora freien Stiles der ehemaligen Sammlung Campana.[2]) Links sieht man einen bekränzten, bärtigen Mann, der mit einem schweren Doppelbeile auf das Kapitell einer am Boden liegenden dorischen Säule schlägt. Hinter ihm hängt an der Wand ein Bogen nebst Köcher. Von rechts eilt auf den ersten Mann ein zweiter gleichfalls bärtiger und bekränzter, aber kahlköpfiger zu, hinter dessen Rücken eine Chlamys weit ausgebreitet herabhängt. Ihm folgt

[1]) Den Nutzen dieser 'Parallelsagen' auch für die Litteratur habe ich in den Philol. Abhandlungen, M. Hertz dargebracht, S. 150 f. nachgewiesen.

[2]) Die völlig unbeschädigte Vase (Höhe 0,336, Umfang 0,625), deren nähere Untersuchung mir durch die Herren H. de Villefosse und Ravaisson-Mollien seinerzeit freundlichst gestattet wurde, hat etwa die schlanke Amphorenform Nr. 45 Furtwängler. Das Bild ist auf ihrem Bauche angebracht und wird unten von einem breiten Mäanderbande begrenzt. An die Ansätze der gerieften Henkel schlieſsen sich einfache Palmetten an. Die Innenzeichnung (Muskulatur der nackten Körper und Falten des Chitons der Frau) ist mit verdünntem Firniſs ausgeführt, während die Kränze, die Bogensehne und die Inschriften mit brauner Farbe aufgetragen sind. Übrigens soll die in mancher Hinsicht mangelhafte Abbildung nur zur Veranschaulichung des Motives dienen.

(auf der Rückseite der Vase) mit vorgestrecktem rechten Arm eine Frau in Chiton mit kurzen Ärmeln und mit Mantel. Ihr linker Arm ist in den Mantel gewickelt, das Haar von einer Binde umgeben. Da die diesen Gestalten beigefügten Inschriften (zwischen den Männern ΗΟΠΛΛVϟ, über und hinter dem linken sowie zwischen den Füfsen des rechten und vor dem Kopf der Frau ΚΛΛΟϟ, hinter ihrem Rücken ΚΛΛΕ), wie so häufig, nichts für die Deutung ergeben, so sind wir nur auf das Bild selbst angewiesen, und so viel ergiebt sich schon aus der Hauptgruppe mit Sicherheit, dafs der eine Mann ein in der Weise dieser Bilder durch die Säule angedeutetes Gebäude zerstört, während der andere auf den Trümmern höhnisch frohlockend herumtanzt. Es ist also eine der nicht seltenen Sagen zu erkennen, welche einen Frevel gegen die Verehrung eines Gottes, wie das Ausrotten des Dionysischen Weinstockes durch Lykurgos oder das Fällen der heiligen Bäume im Haine der Demeter durch Erysichthon, zum Gegenstande haben.[1]) Durch diese That erschreckt, eilt die Frau herbei und sucht dem Beginnen der Männer Einhalt zu thun. Einen weiteren Anhalt für die Deutung bieten Bogen und Köcher. Das sind die Waffen des Apollon, welche im Verein mit der Säule zeigen, dafs die Frevelthat gegen sein Heiligtum ausgeübt wird; schon bei seinem ersten Auftreten unter den Göttern im Hause des Zeus hat sie ja Leto, wie der homerische Hymnos erzählt, in ähnlicher Weise aufgehängt. Es ergiebt sich demnach der folgende Mythos: Die Abwesenheit des Apollon haben Missethäter, kräftige Gestalten, wie der gleichfalls ihm feindliche Sohn der Ge, Tityos, benützt, um seinen Tempel zu überfallen. Schon ist eine Säule niedergeworfen und soll unter schimpflichem Spott zertrümmert werden. Doch das Verbrechen ist nicht unentdeckt geblieben. Leto oder Artemis, an welche letztere man trotz des Fehlens ihrer Attribute denken darf (s. E. Gerhard, Auserlesene Vasenbilder Taf. XX XXI XXV), oder vielleicht auch seine Priesterin ist herbeigeeilt, und bald wird der Gott selbst erscheinen und blutige Rache nehmen.

Für eine späte Sage gilt die vor Vergil (Aen. VI 582 f.) nicht nachweisbare von der Bestrafung der Söhne des Aloeus, Otos und Ephialtes, durch schwere Martern, während Homer (λ 318 f.) sie durch die Hand des Apollon

---

[1]) Eine Münze Gordians III von Myra in Lykien (Catalogue of Greek coins in the British Museum, Lycia Taf. XV 6; P. Gardner, Types of Greek coins Taf. XV 6) ergiebt durch das Bild ihrer Rückseite den sonst unbekannten Mythos von einem durch heilige Schlangen zurückgewiesenen Angriff zweier Frevler auf den heiligen Baum der dortigen Artemis Eleuthera. Ebenso läfst eine verwandte Darstellung auf einer Münze des I. Jahrh. v. Chr. von Aphrodisias in Karien (Catal. of Greek coins in the Brit. Mus., Caria Taf. VI 7, vgl. 8), wo die Angreifer phrygische Mützen tragen und einer von ihnen wie geblendet zurückweicht, dort auf eine ähnliche Lokalsage schliefsen. Dagegen möchte ich das Bild eines mytilenäischen Erzstückes (ebd. Troas Taf. XXXVIII 19), wo ein Satyr seinen Arm um eine Herme des bärtigen Dionysos legt, lieber auf einen ekstatischen Tanz deuten (vgl. die Mänaden in ähnlicher Haltung auf den Gemmen bei Müller-Wieseler, Denkmäler II Fig. 569 570) als mit W. Wroth (Catal. of coins in the Brit. Mus., Troas S. 196) auf einen Versuch, das Götterbild von seinem Platze zu entfernen. — Satyrn, welche mit Hacken ein kegelförmiges, von einer Sphinx bekröntes Grabmal zerstören, zeigt das Bild eines rotfigurigen Kraters der Sammlung Vagnonville (Journal of Hellenic studies XIX [1899] S. 235).

sterben läſst. Es kommt dabei wenig darauf an, ob die Strafe in der Unterwelt oder an irgend einem anderen Orte stattfindet. Näheres berichtet darüber Hygin, Fab. 28: *Qui ad inferos dicuntur hanc poenam pati: ad columnam aversi alter ab altero sunt deligati. Est strix* (*styx* die Hs., von C. Barth verbessert) *inter eos* (*eos* von C. Schwenck im Rhein. Mus. XIII [1858] S. 477 eingeschoben) *columnam sedens*[1]), *ad quam sunt deligati.* Mit dieser Beschreibung stimmt eine hoch altertümliche Schale des Museo Gregoriano im Vatikan (hierneben abgebildet nach E. Gerhard, Auserl. Vasenb. Taf. LXXXVI), die man noch in das VII. Jahrh. v. Chr. setzen darf, auffällig überein. Gegenüber dem unter der Last eines schweren Felsblockes gebeugten, bärtigen Tantalos, ist gleichfalls in gekrümmter Haltung ein unbärtiger Mann von noch kräftigerem und höherem Körperbau als sein Gegenüber mit Händen und Füſsen an eine dorische Säule gefesselt. Ein groſser Raubvogel hackt in seine Brust, so daſs Blutstropfen herabfallen und ein Klumpen geronnenen Blutes am Boden unter ihm sichtbar ist. Allgemein erkennt man in ihm den Prometheus (zuerst Gerhard a. a. O. S. 20 f.), aber das geht schon wegen des bei diesem nie fehlenden Bartes nicht an. Dem Vasenmaler darf man die Schuld dafür keinesfalls aufbürden, denn dessen Arbeitsweise ist sonst auſserordentlich sorgfältig und genau. Dagegen entspricht die Gestalt des gefesselten Mannes vollkommen der Beschreibung der Aloiaden in der Odyssee (λ 309 f.), welche gerade die ungeheure Gröſse und die Bartlosigkeit hervorhebt. Auch hat man bei der Deutung ein wichtiges Moment unbeachtet gelassen. Auf der Säule sitzt ja ein zweiter, kleinerer Vogel, ganz wie es Hygin beschreibt, und wegen seines gedrungenen Körpers sowie des kurzen Halses, der niedrigen Beinchen und des runden, stark seitlich stehenden Auges muſs man in ihm gerade die Ohreule (*ὦτος* = *strix*) erkennen. Der Vasenmaler hat sie deutlich von dem auf der Brust sitzenden Vogel unterschieden, welcher wegen seiner Gröſse, starken Befiederung und wegen des krummen Schnabels kaum etwas anderes sein kann



[1]) An dem transitiven Gebrauche von *sedere* ist in Hygins Vulgärlatein kein Anstoſs zu nehmen, vgl. Fab. 61: *Salmoneus . . . sedens quadrigam.*

als ein Adler. Sicherlich ist er auch keine willkürliche Zuthat des Künstlers, oder etwa aus der Prometheussage übernommen. Es ist nämlich schon manchen Herausgebern des Hygin aufgefallen, dafs dieser keine eigentliche Strafe der Aloiaden erwähnt, denn die blofse Fesselung und die Nähe der kleinen, ruhig dasitzenden Eule kann man doch nicht als eine genügende Strafe für die Auflehnung gegen die göttliche Herrschaft ansehen. Sie haben deshalb ziemlich gewaltsame Textesänderungen vorgenommen, von denen wir jetzt, nach der richtigen Erklärung der Vase, absehen können. Das Motiv des Zerfleischens durch den Raubvogel gehört vielmehr zu der ursprünglichen Fassung der Sage von Otos und ist in der deutlich excerpierenden Erzählung Hygins ausgefallen. Dafs nur der eine Bruder, aber gerade derjenige, welchen die Quellen immer an erster Stelle nennen, dargestellt ist, erklärt sich durch die Beschränktheit des Raumes des runden Innenbildes. Aus demselben Grunde hat der Maler sich genötigt gesehen, die Säule schräg zu stellen und den Unterkörpers des Otos unnatürlich weit vorzuschieben. Die zweite Säule mit den seitlichen, wohl metallenes Gitterwerk nachbildenden Ranken (s. G. Semper, Stil² II 219) in dem unteren Abschnitte des Rundbildes kann rein ornamental aufzufassen sein, vielleicht aber auch andeuten, dafs als Ort der Strafe wie bei Ixion der unendliche Luftraum gedacht wird (Preller-Robert, Griech. Mythol. I 823).

Die Hinzufügung des ὦτος ersetzte für den griechischen Beschauer eine Beischrift, sie scheint aber zugleich auf eine alte Ableitung des Namens des Heros hinzuweisen. Und diesmal trifft die Volksetymologie, wie ich glaube, das Richtige. Denn gegen die übliche Herleitung von ὠθεῖν hat bereits F. Pott 'die etymologische Unversöhnlichkeit der Konsonanten τ und ϑ' geltend gemacht (Zeitschr. für vergleich. Sprachwiss. IX [1860] S. 205 f.), ohne dafs man seinen eigenen Versuchen, den Vogel des 'Dunkels' oder der 'Klugheit und raschen Gewalt' mit den mythischen Gestalten in Verbindung zu bringen, beipflichten könnte. Aber ὤτους nannte man nach Athenaeus IX 391ᵃ auch einfältige, thörichte Menschen, welche wie diese leicht zu fangenden Vögel sich von dem ersten besten täuschen lassen. Als Quelle giebt er οἱ κωμικοί an, welche ja volkstümliche Wendungen gern entlehnen. Übrigens erscheint auch unserem Volke eine verwandte Eulenart lächerlich, es spricht von 'närrischen Käuzen'. In dieser Weise wird also auch der mythische Name aufzufassen sein. Dem ungeschlachten, jugendlichen Riesen fehlt die Klugheit; der Sohn des 'Dreschers' (Aloeus) ist der tölpelhafte Bauer. Diese blöde Ungeschicklichkeit, welche ja auch in Wirklichkeit oft genug mit übermäfsiger Körpergröfse und Kraft verbunden ist, tritt weiter in einer von Homer abweichenden Überlieferung vom Tode des Brüderpaares auf. Danach durchbohrten sie sich gegenseitig, als Artemis, in welche Otos sich verliebt hatte, in der Gestalt einer Hirschkuh zwischen ihnen durchlief (Pindar, Pyth. 4, 88; Kallimachos, εἰς Ἄρτ. 264 f.; Apollodor I 7, 4, 4; Hygin, Fab. 28 u. a. m.). Bereits Preller war dem Richtigen nahe, als er in diesem Zuge ein 'Bild der sinnlosen, sich selbst vernichtenden Kraft' erkannte (a. a. O. S. 105 Anm. 1).

Athenaeus hat uns auf die Komödie hingewiesen, und es wäre auf-

fallend, wenn diese, welche für alle Mythen, die sich ins lächerliche ziehen lassen, einen sehr scharfen Blick besafs, sich einen so trefflich geeigneten Stoff hätte entgehen lassen. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte den bei Suidas unt. *Νικόστρατος* überlieferten Titel *Ὦτις*[1]), so wird man trotz Meineke (CGF. I S. 348) die alte Lesart *Ὦτος* wieder hervorziehen und annehmen, dafs dieser der Gegenstand jenes Stückes der mittleren Komödie gewesen ist. Aber schon vor Nikostratos scheint Phrynichos die Aloiadensage in seinem *᾿Εφιάλτης* behandelt zu haben. Denn in diesem mit Meineke (ebd. S. 153 f. 147), dem Kock sich anschliefst (CAF. I S. 369), irgend einen beliebigen Alp (*incubo*) zu erkennen, liegt doch entschieden ferner. Vielmehr passen die Worte des ersten



Bruchstückes *ὄνομα . . . ἔστω ᾿φιάλτης ἀνδραγαθίας οὕνεκα* vortrefflich auf den reckenhaften Sohn des Aloeus.

Einen seltenen attischen Mythos hat, wie der Herausgeber F. Hauser richtig erkannt hat, der Maler eines rotfigurigen Skyphos, welcher wie die erste Vase aus der Sammlung Campana in den Louvre gelangt ist, zum Schmuck seines Gefäfses gewählt (s. unsere Abb. nach Strena Helbigiana S. 116 f.). Es ist der Mauerbau der Akropolis von Athen, welchen dies Bild ausführlich schildert, während die Litteratur nur einzelne Züge der Sage erhalten hat. Auf der Vorderseite schleppt ein kräftiger, bärtiger Mann, den eine Beischrift *Γίγας* nennt, einen schweren, unregelmäfsig geformten Steinblock auf der Schulter herbei, und die Bauherrin selbst, Athena, zeigt mit der vorgestreckten

[1]) Vielmehr *Ὤτης*, denn das bietet, wie ich nachträglich bei Gaisford sehe, der Parisinus 2626. Es kann auch eine schon durch den Anklang an *᾿Εφιάλτης* begünstigte Nebenform von *Ὦτος* sein, so dafs keine Änderung nötig wäre. — Übrigens läfst den Kopf der Eule und ihr eigentümliches Auge noch deutlicher als Gerhards und unsere Abbildung die in den Archäologischen Vorlegeblättern D Taf. IX 7 erkennen.

Rechten ihm den Ort, wo er ihn niederlegen soll.[1]) Auch ihre wie eine Mefslatte hinter ihr im Boden stehende Lanze weist deutlich auf ein vorhergegangenes Abstecken der Flucht der künftigen Mauer hin. Gröfsere Schwierigkeiten macht die Deutung des Bildes auf der Rückseite. Da stehen um einen entlaubten Baum gruppiert und auf je zwei Lanzen gestützt zwei kräftige, in lange Mäntel gehüllte Männer. Der linke ist bärtig, von besonders wildem Gesichtsausdruck, und wird durch eine Inschrift als Phlegyas erklärt. Der rechte ist etwas jugendlicher und zeigt ähnliche Gesichts- und Haarbildung wie der Gigant der Vorderseite. Er hält in der vorgestreckten Rechten ein ziemlich langes, mehrfach gefaltetes Band, auf welches sich auch die Aufmerksam-



keit des Phlegyas richtet. Hauser erklärt nun den jüngeren Mann für den Phlegyerfürsten und kühnen Faustkämpfer Phorbas, den von ihm gehaltenen Gegenstand, wenngleich zweifelnd, für den zum Umwinden der Hände beim Faustkampfe bestimmten Riemen, worauf sich dann ihm diese Szene als die Ursache des Mauerbaues ergiebt, den Athena zum Schutze ihres Landes gegen die gewaltthätigen Nachbarn aufführte. Aber eine feindliche Bedrohung pflegt doch die Vasenmalerei in ganz anderer, viel drastischerer Weise auszudrücken. Auch hängt die Erklärung dieser Gruppe ganz und gar von dem richtigen Erkennen des bandartigen Gegenstandes ab, welchen die beiden Gestalten wie erstaunt und offenbar als etwas ihnen Fremdartiges betrachten. Diese Erklärung hat aber der Vasenmaler durch die traubenähnlich von den Enden des Bandes ausgehenden Pünktchen ermöglicht, wie man sie vergebens an sicheren Darstellungen von Faustkampfriemen suchen wird. Es ist demnach wie auf der Vorderseite der als Mefslatte dienende Speer hier ein anderes einfaches

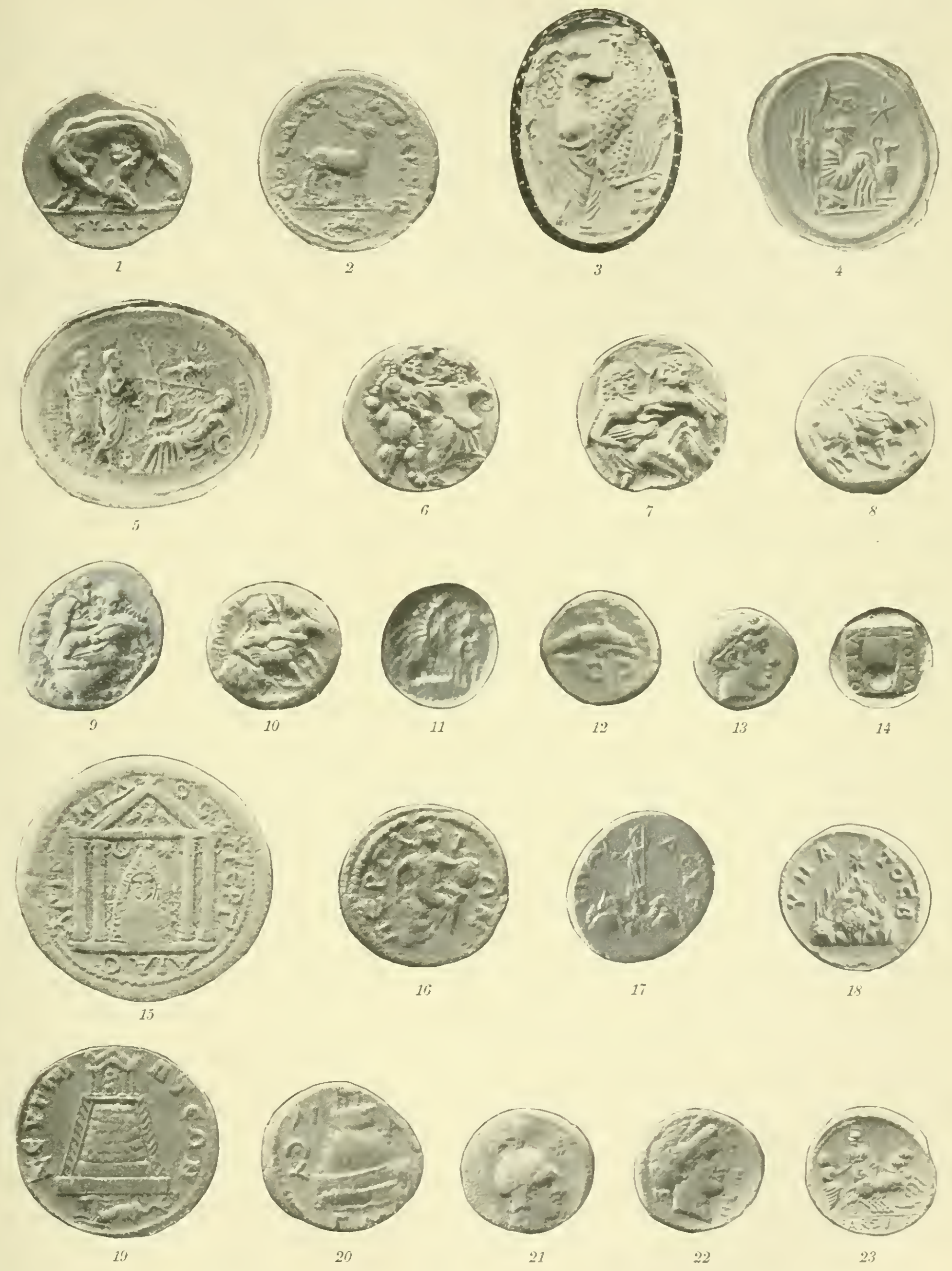
[1]) Bemerkenswert ist, dafs die Göttin hier wie bei anderen friedlichen Beschäftigungen keine Ägis trägt.

architektonisches Gerät zu erkennen, die Lotschnur mit dem Senkblei, welches von dem in älterer Zeit in Traubenform gebildeten Gewicht seit Homer (*B* 765) den Namen *σταφύλη* trägt.[1] Es dient der Athena zum Abmessen der Höhe der Mauer und in Verbindung mit dem *διαβήτης* zur lotrechten Schichtung der Steine, während der wilde Phlegyas und sein Begleiter, den man schon wegen der Ähnlichkeit mit dem Manne auf der Vorderseite am einfachsten für einen zweiten Giganten hält, seinen Gebrauch noch nicht kennen und es deshalb so verwundert betrachten. Hiermit ergiebt sich aber auch, dafs der Vasenmaler eine Sagenform kannte, nach welcher aufser den Giganten auch der *ἥρως ἐπώνυμος* des Attika benachbarten wilden Stammes der Phlegyer der Athena bei dem Mauerbau ihrer Burg als Helfer diente. Die Göttin des Krieges und der Künste hat die barbarischen Unholde nicht nur bezwungen, sie lehrt sie auch die Werke des Friedens und bedient sich ihrer Kraft zur Ausführung der mächtigen Bauten, von denen die Nachwelt nicht glauben wollte, dafs sie von Menschenhänden herrührten.

Weniger als die Vasen hat man, allerdings mit einigen rühmlichen Ausnahmen, die Münzen zur Gewinnung von Mythen, welche die Litteratur nicht kennt, herangezogen. Und doch war gerade auf diesem Gebiete eine reichere Ausbeute zu erwarten als anderwärts. Abgesehen davon, dafs der vom Staate mit der Herstellung seines Geldes beauftragte Stempelschneider zumeist ein bedeutenderer Künstler gewesen sein wird als der Töpfer oder Topfmaler und demgemäfs auch eine höhere Bildung und genauere Kenntnis der Sagen seines Volkes besafs, so bringt schon das Wesen der Münzbilder es mit sich, dafs ihre Vorwürfe weniger bekannt sind. Sie stehen immer im engsten Zusammenhange mit den Orten der Prägung und müssen, wenn sie mythisch sind, dem ziemlich engen Rahmen der Stadtsage entnommen werden, die oft genug in der uns erhaltenen Litteratur keine Beachtung gefunden hat; dagegen bieten die Vasen in erster Linie gerade die bekanntesten und über ganz Hellas verbreiteten Mythen. Auch die Rücksicht auf ihre Ausfuhr in fremde Länder mag zur Bevorzugung dieser Art Vorwürfe beigetragen haben.

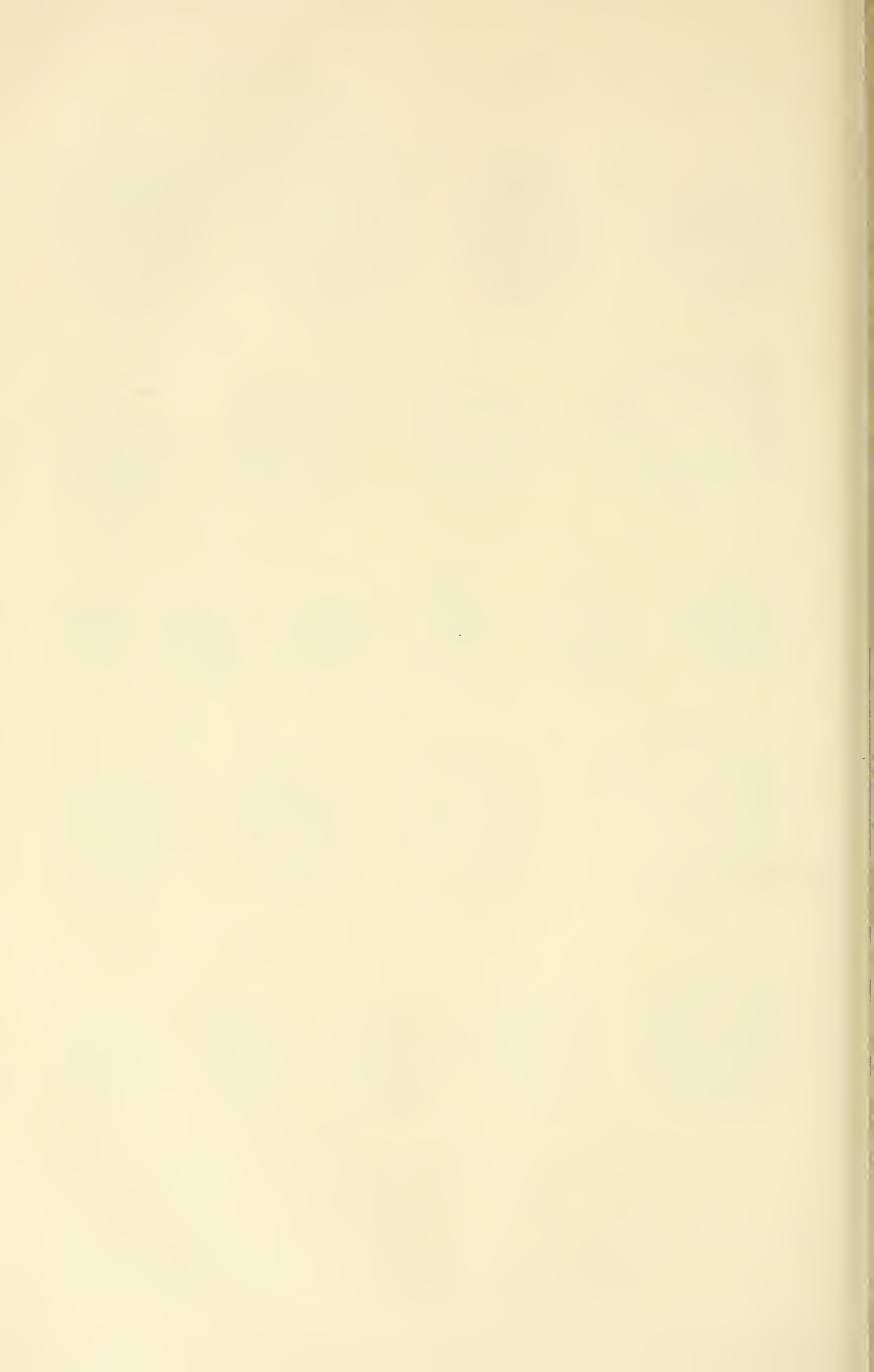
Neben den Stadtwappen, Götter- und Herrscherbildern kommen nun auf den Münzen nicht selten Darstellungen vor, welche sich auf das Leben des Stadtgründers beziehen, der in vielen Fällen mit dem *ἥρως ἐπώνυμος* identisch ist. Zwar legt die Beschränktheit des Raumes dem Künstler für diese gröfseren Bilder manche Fessel an. Er kann nicht mit der behaglichen Breite des Vasenmalers oder des Reliefbildners schildern: aber die Bildchen heben immer mit grofser Klarheit

[1]) Die Vase liefert also die älteste Darstellung dieses Mefsinstrumentes, welches bisher nur in seiner späteren, kegelförmigen Gestalt ebenso durch Originallote aus Pompeji wie durch Nachbildungen auf römischen Reliefs bekannt war (H. Blümner, Technologie und Terminologie II 234 f. III 91 f.; A. Mau, Pompeji in Leben und Kunst S. 302). Die beste Beschreibung bietet Hesych. u. *σταφύλη* (vgl. das Scholion zu Aristophanes Ran. 800): *ὁ διαβήτης, ἀπὸ μέρους. ἐπεὶ σταφύλη καταχρηστικῶς ἐλέγετο ἡ τοῦ διαβήτου μέση κρεμαμένη μολυβίς, ἐπὶ δὲ κανόνα ἀπέδωκεν (ἀπέλειπεν?, ἀπέληγεν?). ἔστι δὲ ἡ μολυβὶς ἡ καθιεμένη διὰ τοῦ διαβήτου, κανὼν λαοξοϊκός, ἐν ᾧ σταθμίζουσι τοὺς λίθους, ὅ ἐστιν ἀπορθοῦσιν.* Wie zwei der Reliefs zeigen, sind Lot und Schnur manchmal von dem Winkelmafs abgenommen.



1 Kydon von einer Hündin gesäugt, 2 Damaskos von einer Hirschkuh gesäugt, 3 Arsinoe, Mutter des Ptolemaios I., und Adler (Zeus), 4, 5 Myrmex von Tieren im Schlafe behütet, 6 Silen die Leto raubend, 7 Thasos raubt die Stammmutter der Thasier, 8, 9, 10 Kentauren rauben die Stammmütter der Oreskier, Zaieleer und Technaier, 11 Silen von Pordosilene, 12 (Rs.) Delphin von Pordosilene, 13 Satyr von Pordosilene, 14 (Rs.) Lyra von Pordosilene, 15 Kultbild der Artemis von Perge, 16 Kabir von Perge, 17 Kaiser (Helios) auf dem Argaios, 18 Argaios mit Stern auf der Spitze, 19, 20 Zeustempel von Zeugma auf einem Berge mit Treppen, 21, 22 Kaineus und Kainis von Gyrton, 23 Romulus führt die Hersilia heim.

3—5 Gemmen, sonst Münzen.



gerade die wichtigsten Momente hervor, und ihre Hersteller haben schon früh verstanden, in dem engen Rund verhältnismäfsig viele Gestalten unterzubringen.

Einer der bekanntesten und am weitesten verbreiteten Gründungsmythen ist der von der Aussetzung des Helden gleich nach der Geburt und seiner wunderbaren Errettung durch ein säugendes Tier. Im griechischen Epos läfst sich dies von H. Usener (Sintfluthsagen S. 110 f.) gestreifte Motiv kaum nachweisen, desto häufiger hat es die Tragödie, wohl meist auf Grund von Ortssagen, verwendet und in der verschiedensten Weise variiert.[1]) So tritt es uns in den Mythen von der Jugend des Pelias, Telephos, Paris u. a. entgegen. Das ist schon den Verfassern der antiken mythologischen Handbücher aufgefallen, und bei Hygin, Fab. 152 (vgl. Aelian, Var. hist. XII 42) ist daher, offenbar für Schulzwecke und als Antwort auf die als Überschrift dienende Frage *Qui lacte ferino nutriti sunt?*, eine Zusammenstellung dieser mythischen Gestalten gegeben. Die Abweichungen der einzelnen Mythen sind unbedeutend und bestehen darin, dafs als säugendes Tier bald eine Hirschkuh auftritt (Telephos), bald eine Stute (Pelias, Hippothoos), bald eine Ziege (Aigisthos), bald eine Hündin (Antilochos), aber auch Raubtiere, wie eine Bärin (Paris und Atalante), oder eine Wölfin (Miletos), oder dafs statt eines Kindes Zwillinge ausgesetzt werden, wie Aiolos und Boiotos (Kuh). Für die Wahl der betreffenden Tiere giebt in den meisten Fällen entweder ihr Zusammenhang mit dem Gott oder dem Lande (Boiotos, Miletos, Romulus) oder ein etymologisch-ätiologischer Grund (Aigisthos, Hippothoos) den Ausschlag.

Die Beliebtheit des Aussetzungsmotives und die mächtige, alles überwuchernde Ausbreitungskraft der griechischen Sage zeigt sich auch darin, dafs es auf fremde Völker überging, wo es in der Erzählung von Romulus und Remus bekannter wurde als die griechischen Originalmythen. Usener (a. a. O. S. 110) nimmt auch eine ähnliche Sage für einen Heros der Osker von Capua an, weil auf einigen Münzen dieser Stadt ein Knabe dargestellt ist, welcher von einer Hirschkuh ernährt wird (Carelli, Nummi veteris Italiae Taf. LXIX 14; vgl. Garrucci, Monete dell' Italia antica Taf. LXXXVI 29 f.). Doch liegt es in diesem Falle näher, an eine Übertragung des Telephostypus zu denken, da die Vorderseite der einen Münze den Kopf des Herakles trägt.

In einer eigentümlichen Umgestaltung findet sich der Mythos im Westen, in dem spanischen Tartessos, wieder. Nach Iustinus XLIV 4,2 wird nämlich der von dem dortigen Könige Gargoris mit seiner Tochter in Blutschande erzeugte Habis (das gleiche Motiv kennt die Sage von der Harpalyke) viermal ausgesetzt: zuerst ernähren ihn 'verschiedene' wilde Tiere; dann wird er an einem engen Wege hingeworfen, wo ihn die Rinder und die Pferde, statt ihn zu zertreten, verschonen; zum drittenmal verletzen ihn hungrige Hunde und

[1]) Fast ebenso häufig kommt die Aussetzung des Götterknäbleins in der schwimmenden Lade vor, worüber Usener a. a. O. S. 80 f. erschöpfend gehandelt hat. Dahin gehört auch die Moseslegende, deren Vorbild mir U. Wilcken in der keilinschriftlichen Erzählung von der Aussetzung des Sargon von Agane in einem Kästchen nachweist (Keilinschriftl. Bibliothek III 1 S. 100 f.)

Schweine nicht, sondern säugen ihn wieder; zuletzt wird er sogar aus dem stürmischen Ozean ans Ufer geworfen, worauf eine Hinde den Ammendienst versieht. In dieser sicherlich erst spät entstandenen Erzählung erkennt man besonders deutlich das Bestreben, die göttliche Fügung, welche das als *μύσος* ausgesetzte Sündenkind immer wieder rettet, recht klar zu machen.[1]) Deshalb und wohl auch, um die anderen Sagen zu überbieten, treten hier deren Motive vereint und gehäuft auf. Aus dem Mythos von Aigisthos oder Harpalyke ist das Incest entnommen, aus dem von Pelias das Aussetzen an dem von Tieren betretenen Wege, endlich aus der römischen Gründungssage die Vereinigung des Aussetzens im Wasser mit der Ernährung durch ein wildes Tier. In keiner anderen Sage ist ferner der Umstand, daſs die Kraft und Schnelligkeit der Nähramme auf ihren Pflegling übergeht, so sehr betont. Denn Habis wird nicht gleich nach der Rettung wieder zu seinem Vater gebracht, sondern lebt lange unter den Hirschen, kommt ihnen an Schnelligkeit gleich und wird endlich in einer Schlinge gefangen.

Zu diesen Aussetzungssagen ist nun auch die von Kydon, dem *ἥρως ἐπώνυμος* des Stammes der Kydonen auf Kreta und ihrer Stadt Kydonia, zu rechnen. Aus der litterarischen Überlieferung ist er als Sohn der Nymphe oder Minostochter Akakallis bekannt, deren Liebe nach Pausanias VIII 53, 4, dem Scholiasten zu Theokrit 7, 12 u. a. Hermes gewann. Das ist auch offenbar die ursprüngliche Sagenform, da Hermaia sich in Kydonia nachweisen lassen (Preller-Robert, Griech. Mythol. I 417 Anm. 1) und Akakallis deutlich eine aus dem alten Beinamen des Gottes *ἀκάκητα* abgeleitete weibliche Nebengestalt ist. Dem gegenüber erscheint die zweite Überlieferung von der Vaterschaft des Apollon bei Stephanos von Byzanz u. *Κυδωνία* und dem Scholiasten zur Odyssee *τ* 176 weniger gut durch das Wesen des Mythos begründet, und die dritte aus den Kretika des Alexander beim Scholiasten zu Apollonios von Rhodos IV 1492, daſs beide Götter das Mädchen liebten und Apollon den Naxos, Hermes den Kydon mit ihr erzeugte, stellt sich deutlich als einer der beliebten Vermittelungsversuche zwischen zwei Sagenvarianten heraus. Die von Pausanias a. a. O. in ausdrücklichem Gegensatz zu der kretischen berichtete tegeatische Sage, daſs Kydon einer der Söhne des Tegeates sei, kommt hier nicht in Betracht. Wenn nun auf Silberstücken, welche Kydonia im IV. Jahrh. v. Chr. hat schlagen lassen, sich das Bild eines Knaben findet, welcher von einer groſsen, schlanken Hündin gesäugt wird (Tafel Fig. 1; vgl. Svoronos, Numismatique de la Crète ancienne I Taf. IX 22—26 und Catalogue of the Greek coins in the Brit. Mus., Crete Taf. VII 4—7)[2]), so hat man schon früh

[1]) Justin a. a. O. § 11 sagt: *Ut regnum accepit* (Habis), *tantae magnitudinis fuit, ut non frustra deorum maiestate tot periculis ereptus videretur.* Übrigens beweist Florus (Verg. orat. an poet. S. 186, 9 meiner Ausg.) auch die Übertragung des Mythos von der Europa nach Tarraco in Spanien, wohl zur Erklärung eines phönikischen Stierkultes (*hic ille colitur corniger praedo*). Ferner kommt sie dort auf Münzen von Neukarthago vor, vgl. C. Cavedoni im Bullett. archeol. Napolet. N. S. III (1855) S. 67 f.

[2]) Die Gattung des Tieres, in dem man gelegentlich auch eine Wölfin hat erkennen wollen, steht einmal durch die besonders schlanke, windhundähnliche Körperbildung, welche

den richtigen Schlufs gezogen, dafs es auch von diesem Stadtheros eine entsprechende Sage gab. Er war also eine Frucht der heimlichen Liebe des Hermes zur Akakallis, wurde von ihr aus Furcht vor Minos ausgesetzt, durch die vom Gott gesandte Hündin gerettet und gelangte schliefslich zur Herrschaft über Kydonia. Einen zweiten Münztypus derselben Stadt, welcher den Kydon noch sehr jugendlich als Bogenspanner und wieder von einem ganz ähnlichen Hunde begleitet zeigt (Svoronos Taf. IX 2—8, 15; Cat. of the Greek coins Taf. VII 1, 3), möchte ich nicht mehr wie früher auf eine zweite unbekannte Sage beziehen (Rhein. Museum XLIV [1889] S. 431 Anm. 2). Dies Münzbild zeigt vielmehr den heranwachsenden Helden, wie er sich, begleitet von seinem treuen Hunde, in der Handhabung der kretischen Hauptwaffe, des Bogens, ausbildet.

Eine ähnliche Aussetzungssage mufs auch, worauf meines Wissens noch niemand verfallen ist, der Darstellung auf der Rückseite zweier, unter Otacilia und unter Trebonianus Gallus geprägten Erzmünzen von Damaskos zu Grunde liegen (Tafel Fig. 2; Catalogue of Greek coins in the Brit. Mus., Galatia Taf. XXXV 5, S. 285 Nr. 24). Unter einer Hirschkuh sitzt da ein Kind und ergreift mit den Händchen ihr Euter, um daran zu saugen. Da die Stadt in keiner Beziehung zu Herakles und Telephos steht, auch auf ihren Münzen aufser dem bekannten römischen Reichswappen mit Romulus und Remus keine fremden Mythen vorkommen, so wird ihr sagenhafter Gründer Damaskos dargestellt sein, auch ein Hermessohn, welchen der Gott nach Stephanos von Byzanz u. *Δαμασκός* mit der Nymphe Halimede in Arkadien erzeugt hatte. Wer den Damaskos nach seiner Rettung durch das Muttertier aufnahm und durch welche Schicksale er schliefslich nach Syrien verschlagen wurde, wo er die gleichnamige Stadt gründete, können wir nicht mehr ermitteln. Lehrreich ist es aber auch hier, zu sehen, wie die griechische Mythenbildung, unbekümmert um die semitische Überlieferung, dafs *Damaesek* von Usos, dem Sohne des Aramos, also dem Stammvater der Aramäer, erbaut sein sollte (Iosephus, Antiq. I 6, 4), für die einmal in ihren Gesichtskreis gelangte altorientalische Stadt sogleich eine Sage in Bereitschaft hatte, die sie wie manchen anderen Ort des Ostens dem eigentlichen Griechenland und seinen Überlieferungen näher rückte. Es ist auch recht wohl möglich, dafs bei ihrer Erfindung etymologische Erwägungen mitspielten, die den Stadtnamen mit dem lateinischen *dam(m)a* (auch die Münzen stammen ja erst aus römischer Zeit) in Verbindung brachten. Jedenfalls hat eine andere Aussetzungssage, die von Aigisthos, etymologische Grundlage.

---

die am besten erhaltenen und geprägten Münzen deutlich zeigen, fest und wird durch einige kleine Erz- und Silberstücke von Kydonia bestätigt, auf denen man einen auf den Hinterbeinen hockenden Hund derselben Rasse sieht (Svoronos a. a. O. Taf. IX 9 u. ö.; Cat. of the Greek coins, Crete Taf. VII 11—14). Zudem hat Hermes als Thürgott und *κυνάγχης* (vgl. H. L. Ahrens im Philologus XIX [1863] S. 405 f.) Macht über die Hunde, auch trägt er selbst die *κυνῆ*. — Den Münz- und Gemmenabbildungen auf der beigegebenen Tafel sind Vorlagen des Königsberger Münzkabinets, des Berliner und namentlich des Britischen Museum zu Grunde gelegt. Für ihre freundliche Zusendung spreche ich H. Dressel in Berlin und St. A. Grueber in London meinen besten Dank aus.

Nahe verwandt sind weiter die Mythen, in welchen, wie bei Gilgamos, dem Sohne einer babylonischen Königstochter und späteren Herrscher, sowie bei Achämenes, dem Stammvater des persischen Königsgeschlechtes, an die Stelle des weiblichen Säugetieres ein Adler tritt, welcher die ausgesetzten Knaben beschützt und ernährt. Usener a. a. O. S. 111 hält den letzteren Mythos für das Vorbild der ähnlichen nur durch Suidas u. *Λάγος* erhaltenen Sage von der Aussetzung und Ernährung des Ptolemaios I. durch den gleichen Raubvogel.[1]) Hier lassen sich die dürftigen, höchstwahrscheinlich dem Älian entnommenen Notizen des Lexikographen wieder durch ältere Kunstdenkmäler ergänzen. Es sind zwei vortrefflich geschnittene Karneole im Besitze des Herzogs von Devonshire, welche ein Mädchen in Verbindung mit einem Adler zeigen (A. Furtwängler, Antike Gemmen Taf. XXXVIII 8 f.; vgl. Taf. Fig. 3). Auf der einen steht der Adler, welcher ein Füllhorn und eine Königsbinde trägt, neben dem auf einem Felsblock sitzenden Mädchen, welches seine Hand zutraulich nach ihm ausstreckt. Auf der anderen ist der Raubvogel viel gröſser als die neben ihm stehende Frauengestalt gebildet, deren Gewand ähnlich wie in Ledadarstellungen bis unter die Hüften herabgesunken ist. Hier ist die Liebkosung noch deutlicher, indem das Mädchen Hals und Schnabel des gewaltigen Vogels streichelt und ihm zugleich ihren eigenen Kopf zuwendet, wie um ihn zu küssen. Hier kann auch kein Zweifel sein, wer sich in der Tiergestalt verbirgt. Da die rechte Klaue die Weltkugel hält, so ist kein anderer als Zeus selbst zu erkennen, der wie so häufig aus Liebe zu einer schönen Sterblichen sich in den ihm dienenden Vogel verwandelt hat. Für ihre Deutung hat mit Zurückweisung der früher üblichen Erklärungen als Aigina, Europa, Hebe, Thaleia Furtwängler a. a. O. den richtigen Weg gewiesen, indem er auf das ganz ähnliche Vorkommen der Verbindung von Adler, Füllhorn und Königsbinde auf den Ptolemäermünzen aufmerksam machte und so den Zusammenhang der Darstellung mit dem Ptolemäischen Königshause erkannte. Aber dessen Tyche oder die ihm günstig gesinnte Aphrodite, wofür er die Wahl läſst, ist die Frau sicher nicht. Die Gemmen stellen vielmehr bestimmte Vorgänge dar, welche zu der Jugendzeit des Begründers der Dynastie in Beziehung stehen und mythische Färbung erhalten haben, um die

[1]) Die zum Teil auch unter *ἄκρατον* und *ἄκρατος ἡλίου ἀκτίς* überlieferte Stelle lautet folgendermaſsen: *Λάγος, ὄνομα κύριον. ὃς Ἀρσινόην ἔγημε τὴν Πτολεμαίου τοῦ Σωτῆρος μητέρα. τοῦτον δὲ τὸν Πτολεμαῖον οὐδέν οἱ προσήκοντα ἐξέθηκεν ἄρα ὁ Λάγος ἐπ' ἀσπίδος χαλκῆς. διαρρεῖ δὲ λόγος ἐκ Μακεδονίας* (*Μακεδόνων* u. *ἄκρατον*), *ὃς λέγει ἀετὸν ἐπιφοιτῶντα καὶ τὰς πτέρυγας ὑπερτείνοντα* (*ὑποτείνοντα* die Hss., von Küster verbessert) *καὶ ἑαυτὸν αἰωροῦντα* (*ἀπαιωροῦντα* u. *ἄκρατον*) *ἀποστέγειν αὐτοῦ καὶ τὴν ἄκρατον ἀκτῖνα* (*τοῦ ἡλίου* oder *ἡλίου* vor *ἀκτῖνα* u. *ἄκρατος ἡλίου ἀκτίς* sind offenbar Glosseme) *καί, ὅτε ὕοι, τὸν πολὺν ὑετόν· τούς γε μὴν ἀγελαίους φοβεῖν ὄρνιθας, διασπᾶν δὲ ὄρτυγας καὶ τὸ αἷμα αὐτῷ παρέχειν τροφὴν ὡς γάλα.* Wer Älians eigentümlichen Stil kennt, wird dies Fragment keinem anderen zuschreiben als ihm, und in der That hat es Hercher nach Ed. Rasmus in seine Ausgabe aufgenommen (Fr. 285). Zum Beweise führe ich einige Parallelstellen aus der *ποικίλη ἱστορία* an. Zu *διαρρεῖ λόγος* vgl. III 35 VII 8 XII 32; zu *ἀποστέγειν τὴν ἀκτῖνα* vgl. III 1; zu *οὐδέν οἱ προσήκοντα* vgl. XIII 1 XIV 5; zu *ἀγελαίους ὄρνιθας* vgl. *περὶ ζῴων* VII 9. Auch *ἄρα* gebraucht Älian häufig in gleicher Weise.

göttliche Fürsorge für den zu Hohem bestimmten Knaben auszudrücken. Hat sich doch auch die verwandte Sage von Alexander als dem Sohne des Zeus-Ammon, für den offenbar erst in der uns vorliegenden späten rationalisierenden Version der ägyptische Zauberkönig Nektanabos eingetreten ist, und der Olympias verhältnismäfsig früh gebildet. So wird der ausgesprochen erotische Charakter des zweiten Steines völlig klar.[1]) Zeus durch die Weltkugel deutlich gekennzeichnet, gewinnt die Liebe der Arsinoe, der Gemahlin des makedonischen Edlen Lagos. Den weiteren Verlauf giebt die Erzählung bei Suidas: Lagos erkennt irgendwie, dafs der Knabe nicht von ihm erzeugt sein kann, und setzt ihn zu sicherem Verderben in der Einöde auf einem ehernen Schilde (bekanntlich auch die Wiege des Herakles) aus. Da sendet Zeus seinen gefiederten Boten, welcher das Knäblein beschützt und ernährt. Dies Wunder, wodurch die göttliche Abkunft des Kindes offenbar wird, deutet der erste Stein an, indem er neben der Arsinoe den diesmal kleiner gebildeten Adler mit einem Füllhorn auf dem Rücken zeigt, welches ja auch in der Jugendgeschichte von Zeus eine Rolle spielt. Vielleicht ist er auch als der Beschützer und Ernährer der Arsinoe gedacht, von der man dann anzunehmen hätte, dafs sie nach einem bei Suidas nicht erhaltenen, aber in ähnlichen Sagen häufigen Zuge gleichfalls in die Wildnis verbannt wäre. Auf die spätere Königswürde des Kindes weist die von dem Füllhorn herabhängende und in Fransen auslaufende Binde hin. Nach Suidas fehlte übrigens das in manchen verwandten Sagen vorkommende Motiv, wonach von der Kraft und stärkenden Lebensweise des Ernährers der Pflegesohn beeinflufst wird, auch bei dem thatsächlich durch gewaltige Körperkraft ausgezeichneten (vgl. diese Jahrbücher III [1899] S. 54) Ptolemaios nicht. Denn der Adler zerreifst Wachteln und tränkt mit ihrem Blut wie mit Milch das Knäblein. Als Schlufs der Ptolemaiossage haben wir dann wahrscheinlich den auch sonst vorkommenden Zug anzunehmen, dafs der Pflegevater durch das Wunder bewogen wird, den Göttersohn in seinem Hause aufzuziehen.

Viel häufiger, aber in künstlerisch weniger wertvollen Exemplaren liegt eine andere Gemmendarstellung vor, deren Deutung seit jeher Schwierigkeiten gemacht hat. Mir scheint sie einen verwandten, höchst wahrscheinlich auch hellenistischen Mythos darzustellen. Die besten und charakteristischsten Steine

---

[1]) Bekannt ist, wie die höfischen Dichter, Theokrit (17, 58 f.) und noch mehr Kallimachos (Hymn. in Del. 160 f.), die Erzählung von der Geburt des Ptolemaios Philadelphos auf Kos im engen Anschlufs an den Mythos von der des Apollon auf Delos geben. — R. Geier, De Ptolemaei Lagidae vita (Halle 1838) S. 1 f. ist übrigens im Unrecht, wenn er mit Älians Erzählung die Nachricht des Pausanias (I 6, 2) kontaminiert, Ptolemaios sei nur λόγῳ der Sohn des Lagos gewesen, in Wahrheit der des Amyntas. Wenn Zeus in den Excerpten des Suidas auch nicht ausdrücklich erwähnt wird, so weist doch der Adler mit gröfster Deutlichkeit auf ihn hin. Der Wahrheit am nächsten mag Plutarch (De cohib. ira 9) kommen, der keinen bestimmten Vater nennt und von der δυσγένεια des Ptolemaios spricht. Die letztere ist wohl nur relativ aufzufassen, indem der Eordäer Lagos nicht so vornehmer Abkunft war, dafs sein Sohn an und für sich auf die Königswürde hätte Anspruch machen dürfen.

sind bei Furtwängler, Ant. Gemmen Taf. XXV 44 f., XXX 1, 49—52, 54—58 zusammengestellt, vgl. auch desselben Geschn. Steine des Berl. Antiquarium Nr. 2910 f., 3630 f., ferner Catal. of ancient gems in the Brit. Mus. Nr. 836—840, Taf. G u. a. m.; auf unserer Tafel Fig. 4, 5 ist in doppelter Vergröſserung je ein Stein des einfachen und des figurenreichen Typus abgebildet. Die Hauptgestalt ist immer ein meist in sitzender, seltener in liegender Stellung schlummerndes Mädchen, welches von einer groſsen Anzahl von Gegenständen umgeben ist: einer oder zwei Ähren, ebenso vielen Ameisen, einer Hydria oder einem Fruchtkorbe, welcher meist neben ihr steht, den sie aber auch manchmal als Stütze benützt; bisweilen sind auch die beiden zuletzt erwähnten Gegenstände zugleich vorhanden. In einigen Fällen steht noch ein Baum neben ihr, um welchen sich eine Schlange ringelt; am wichtigsten ist jedoch für die Deutung ein über dem Mädchen schwebender Adler, der in den sorgfältigeren Darstellungen einen von der Königsbinde umschlungenen Stab oder Thyrsos oder einen Kranz mit breiter Binde in den Klauen trägt. Also in göttlichem Schutze steht die selbst oder in ihren Nachkommen zur Königswürde bestimmte Schläferin, und daſs ihre eigentümliche Lage in der That Verwunderung erwecken muſs, nicht etwa jene Gegenstände als bloſse Attribute anzusehen sind, beweisen mehrere Steine, auf denen die Szene Zuschauer hat (Fig. 5; Furtwängler Taf. XXX 55—57; ebd. 1 sind gerade diese Gestalten abgebrochen, aber mit Sicherheit schon wegen der Gröſsenverhältnisse des Steines zu ergänzen). Es sind ein oder zwei Männer, welche langsamen, vorsichtigen Schrittes und mit deutlichen Gebärden des Erstaunens auf die liegende Gestalt zuschreiten. Meist tragen sie lange Gewänder und scheinen unbärtig zu sein; einmal (Furtwängler Fig. 57) ist der Zuschauer durch einen fellähnlichen Mantel, ein kurzes Untergewand und den Petasos als ein Landmann gekennzeichnet. Die durch die verschiedenen Darstellungen gelieferten Momente ergeben demnach für den zu Grunde liegenden Mythos die Situation, daſs ein verlassenes Mädchen in der Einöde entschlummert ist und durch göttliche Fügung von Tieren (auch die Schlange ist ihr nicht feindlich, sondern offenbar nur der *Genius loci*) aufgesucht und beschirmt wird, bis Menschen sie auffinden und sich ihrer annehmen. Wegen der Ameisen und des Adlers hat man, um andere verfehlte Deutungen zu übergehen, Aigina, die Geliebte des Zeus und Mutter des Aiakos, erkennen wollen. Noch näher liegt eine nur in der Anmerkung des Servius plenior zur Aeneis IV 402 überlieferte Sage von der Myrmex, der Freundin der Athena, welche von dieser zur Strafe dafür, daſs sie ihr die Erfindung des Pfluges streitig macht, in eine Ameise verwandelt wird.[1]) Doch Zeus

[1]) Die Worte des Servius sind die folgenden: *In Attica regione quaedam puella Myrmix nomine fuit, Minervae ob castimoniam et sollertiam dilecta, quae postea hoc modo Minervae in se odium concitavit. Namque cum vidisset Minerva Cererem segetes invenisse, volens ipsa ostendere Atticis quo expeditius segetes parerent, aratrum dicitur invenisse. Quod cum manu ageret et Myrmix ei adhaereret, ausa est occulte aratri stiram subripere et apud homines se iactare infructuosum esse Cereris munus, nisi suo uterentur invento, quo terra aratro resoluta expeditius ederet fructus. Quod cum proditum aegre tulisset Minerva, Myrmicem*

erbarmt sich ihrer und schafft zugleich zum Vorteile seines mit der Aigina erzeugten Sohnes, des Königs von Thessalien, Aiakos, welchem es an Unterthanen fehlt, die von überall her zusammengebrachten Ameisen in Menschen um. Diese Sage ist offenbar nicht alt. Abgesehen von der Metamorphose beweist das die wenig organische Verbindung mit dem Mythos von der Aigina. Aber man findet in ihr alle Erfordernisse zur Erklärung der Gemmen. Der Fruchtkorb mit den Ähren wie die Ameisen, der Adler wie die Königsbinde werden in gleicher Weise klar. Andere Motive der Gemmen, wie das Schlafen des Mädchens und ihre Auffindung durch die Männer, werden allerdings bei dem Scholiasten nicht erwähnt. Aber man muſs bedenken, daſs diese späte litterarische Quelle nur eine kurze, vielleicht auch, wie wir bei Hygins Fassung des Aloiadenmythos sahen, lückenhafte Hypothesis der ursprünglich in eingehender Schilderung vorliegenden Sage giebt. Man kann sich nach Analogie anderer Mythen den Vorgang recht wohl so denken, daſs Zeus Myrmex von seinem Sohne Aiakos finden läſst, mit dem sie die Stammmutter der Myrmidonen wird. Vielleicht spielte aber auch die Überlieferung von dem schon bei Hesiod vorkommenden Heros Myrmex und seiner Mutter Eurymedusa, deren Liebe Zeus in Gestalt einer Ameise gewann (die mythographische Überlieferung darüber s. in Roschers Mytholog. Lexikon unt. Myrmex und Myrmidon), mit hinein. Jedenfalls erklärt sich durch die Verbindung der Sage mit dem nordgriechischen Königtume das verhältnismäſsig häufige Vorkommen des bildlichen Typus.

Wieder Münzbilder beziehen sich auf die Liebesvereinigung eines Gottes mit einer meist sterblichen Frau, aus welcher der Stadtgründer hervorgeht. So tritt auf sehr alten Münzen von Kreta Europa auf dem Zeusstier entgegen, während auf denen von Argos und anderen Orten Poseidon die Amymome verfolgt und auf sizilischen, karischen und lydischen Münzen der Raub der Persephone durch Pluton dargestellt ist. In gleicher Weise möchte ich daher auch die Verfolgung oder den Raub einer Frau durch einen Silen oder Kentauren auffassen, welchen eine bekannte Gruppe von altionischen Silberprägungen des nordgriechischen Bergwerkgebietes zeigt. Auf anderen Kunstdenkmälern, namentlich den vielen Vasen mit der Entführung der Thetis durch Peleus, bezieht sich ja das gleiche Bild auf ihre Vermählung; und auf den uralten Hochzeitsbrauch des allen Ariern gemeinsamen Brautraubes brauche ich wohl nur hinzuweisen. Einen Silen in dieser Handlung zeigen zunächst die etwa von 550 bis 480 n. Chr., als Alexander I. von Makedonien sich die ganze dortige Gegend unterwarf, nach babylonischem Münzfuſse geschlagenen Silberstücke der makedonischen, nordwärts von Therme (Thessalonike) gelegenen Stadt Lete

illam virginem in formicam convertit eamque, ut proditricem, adversam frumentis, quae semper insequitur et subripit, esse praecepit. Quae res cum Iovi miserationem movisset, excogitavit quemadmodum formicae honorem daret. Nam cum Aeacum, filium suum ex Aegina susceptum, Thessalis imponeret regem et agros ipsos videret hominibus indigere, formicas colligi in unum iussit easque in homines commutavit: unde Myrmidones appellati sunt. Darüber, daſs die Form *Myrmix* bei Servius durch Itacismus aus der ursprünglichen enstanden ist, würde ich kein Wort verlieren, wenn nicht in Roschers Mytholog. Lexikon ein besonderer Artikel Stolls Myrmix stände.

(Tafel Fig. 6; Catalogue of the Greek coins in the Brit. Mus., Macedonia S. 76 f.; P. Gardner, Types of Greek coins Taf. III 1 f.[1]) Dieser Dämon ist immer nackt dargestellt und hat immer die altertümliche Körperbildung mit langem Haar, Bart sowie sehr kräftigen, in Tierhufe auslaufenden Beinen. Er hält eine sich sträubende und von ihm abwendende jugendliche Frau in langem Chiton mit Überschlag am rechten Arme fest und sucht sie an sich heranzuziehen; auf einigen Stücken berührt er zugleich liebkosend mit der Linken ihr Kinn. Nun liegt nichts näher, als diese Frau, statt der gewöhnlichen Erklärung, welche in ihr irgend eine 'Nymphe' erkennt und die ganze Darstellung mit dem nordgriechischen Dionysoskult in Verbindung bringt, für die Heroine zu halten, von welcher nach den Makedonika des in der Lokalgeschichte des Landes wohlunterrichteten Theagenes bei Stephanos von Byzanz unter *Λήτη* (FHG. IV S. 509 Fr. 6, vgl. Ptolem. III 13, 36) die Stadt ihren Namen erhalten hatte und die in der Nähe ein Heiligtum besafs, Leto.[2]) Dafs die Einwohner sie als ihre Stammmutter ansahen, beweist auch die noch linksläufige Inschrift einiger von diesen Münzen NOIATƎΛ. Dagegen mufs dahingestellt bleiben, ob diese Leto mit der Gemahlin des Zeus identisch ist, was sich etwa so erklären liefse, dafs schliefslich Zeus den Silen verjagt, wie Poseidon in der Sage von Amymome, oder, was wegen des Bildes eines einzelnen Silens auf kleinen Silberstücken von Lete (Brit. Mus. S. 79 f.) wahrscheinlicher ist, dafs dieser die Liebe der Leto gewinnt und zum Stammvater der Letäer wird. Dann hat diese Sage nichts von Leto als Gemahlin des Zeus und Mutter des Apollon und der Artemis gewufst. Das ist schon an und für sich wahrscheinlich, da in Nordgriechenland unter dem Einflusse von Dodona Dione als Gattin des Zeus verehrt wird.

Das Wiederkehren dieses Typus auf den Silberstücken des benachbarten Thasos erweist das Vorhandensein eines verwandten Stammmythos für diese Insel (Tafel Fig. 7; Brit. Mus., Thrace S. 216 f.). Das Münzbild zeigt nur eine leichte Abweichung von dem von Lete, indem der Silen die geraubte Frau, welche mit den Händen ähnliche Gebärden des Schreckens macht wie die Eponyme der anderen Stadt, bereits in seinen Armen hält und sich anschickt, seine Beute in eiligem Laufe davonzutragen. Denn so hat man offenbar das gut in das Münzrund hineinpassende 'Knielaufschema', in welchem er dargestellt ist, aufzufassen. Hier erstreckt sich die Prägungszeit dieses Typus auch ungefähr von demselben Ausgangspunkte an, 550 v. Chr. oder noch früher, bis in etwas spätere Zeit als in Lete, nämlich bis 411 v. Chr., wo mit dem Abfalle der Insel von Athen und dem Anschlusse an Sparta für das von der

[1]) Die Inschrift *Λεταίον* (s. unten) steht durch das Pariser Exemplar mit Kentaur statt Silen (Mionnet, Descr., rec. de planches 50, 3 = Müller-Wieseler, Denkm. I² Taf. XVII Fig. 83) völlig fest; und Head (Catalogue of the coins in the Brit. Mus., Macedonia S. 79) sagt von den drei Londoner Stücken mit Silenen nicht, sie sei sehr *indistinct* (Beschreibung der antiken Münzen II S. 91), sondern nur *in small characters* ausgeführt.

[2]) Bei Preller-Robert, Griech. Mythol. I 233 fehlt Lete im Verzeichnisse der Kultorte der Leto. Den Namen der Göttin mit völlig gleicher Endung führt die Stadt Lato an der Nordküste von Kreta.

ionischen Kunst geschaffene und namentlich in der letzten Zeit sehr schön ausgebildete Stammwappen der dorische Herakles und Dionysosköpfe eintreten, zugleich auch sich der Übergang von der bisherigen attischen Währung in die phönikische vollzieht. Während nun bei der bekannten Neigung der griechischen Stempelschneidekunst, redende Münztypen zu schaffen, in Lete der wichtigere Teil der Gruppe die Frau ist, tritt hier schon im Bilde der Silen mehr hervor. Diesmal ist deutlich er die Hauptperson und auch der Eponymos. Denn kein anderer Name pafst so gut für einen halbtierischen, stark behaarten Silen wie *Θάσος* ('Rauh'), was bereits im Altertum mit *δασύς* in Zusammenhang gebracht wurde.[1]) Für den Lautwechsel des wohl aspirierten *δ* mit *ϑ* bietet der von Hesych erwähnte, gleichfalls makedonische Heildämon *Δάρρων* ('Muther') ein gutes Beispiel. In der litterarischen Überlieferung tritt der *ἥρως ἐπώνυμος* von Thasos seit Herodot VI 47 allerdings als ein Phöniker entgegen, den Spätere zu einem Begleiter des Kadmos gemacht haben. Aber diese Überlieferung verdankt sicherlich der Vorliebe für die Herleitung der hellenischen Kultur aus dem Orient und gelehrter Reflexion ihre Entstehung. Wenn auch die Phöniker auf der Insel Bergwerke angelegt und vielleicht Heiligtümer gestiftet haben mögen (Herodot II 44), so hat doch die dortige griechische Bevölkerung sicherlich keinen Phöniker als ihren Stammvater verehrt. Nach Ausweis der meist früher als Herodot anzusetzenden Münzen und der Etymologie des Namens war es vielmehr der echt griechische, im Walde und auf den Bergen hausende Dämon, welcher in seiner derben Weise als *νυμφόβας* (Achaios bei Hesych u. d. W.) die Liebe irgend einer Nymphe oder ähnlichen Gestalt gewann und mit ihr die ersten Thasier erzeugte. Da beide Eltern örtliche Gottheiten sind, so war durch diese Sage auch die Autochthonie der griechischen Bewohner der Insel und ihr Anrecht an den Besitz des Landes begründet.

Auf einigen Münzen derselben Gegend und gleichen Stiles treten an die Stelle der Silene die ihnen nahe verwandten Kentauren. Das älteste Stück stammt spätestens aus dem Anfange des VI. vorchristlichen Jahrh., hat noch sehr rohe Prägung, keine Inschrift und fällt auch dadurch aus der Reihe der übrigen heraus, dafs es nur in Gold oder Elektron vorkommt, während die anderen, wie die von Lete und Thasos, aus Silber sind. Dafs es trotzdem zu den Münzen des Pangaion gehört, beweist die Übereinstimmung des Typus und Stiles. Hier steht der pferdebeinige Kentaur noch ruhig da und wendet seinen Kopf einer geraubten Frau zu, die er fest in den Armen hält (Head, Hist. num. S. 174; P. Gardner, Types of Greek coins Taf. III 9). Die hierher gehörigen Silberprägungen zeigen etwas freieren Stil und mögen ungefähr um 500 v. Chr. anzusetzen sein. Diese Darstellung des Frauenraubes hat Ähnlichkeit mit dem Münzbilde von Thasos, indem der Kentaur mit gebogenen Vorderbeinen gebildet wird und die jugendliche, langgewandete Frau eng an sich heranzieht. Nach ihren Beischriften gehören diese Münzen mehreren,

[1]) Diese Erklärung habe ich schon in der Deutschen Litteraturzeitung 1894 S. 178 f. in Kürze gegeben.

wahrscheinlich nicht gerade bedeutenden und ihrer Lage nach nicht bestimmten Bergstädten des pangäischen Gebietes. Die erste Münze trägt um das Bild herum und linksläufig in ionischem Alphabet den sehr durchsichtigen Namen ИΩΙꓘ≶ΗЯΩ (Tafel Fig. 8). Dadurch bezeichnen sich die Einwohner wie der Molosserstamm der *Ὀρέσται* und der arkadische der Oresthasier zunächst als Bergbewohner. Aber es ist sicher auch kein Zufall, dafs in einem die Peleussage behandelnden Bruchstücke des Hesiodischen Katalogs (Fr. 36 Kinkel) *ὀρεσκῷος* ein Beiname gerade dieser nordgriechischen Kentauren ist, während andere *Ὄρειος* heifsen (Pausanias III 18, 16; Diodor IV 12). Verwandt sind ferner die Kentaurennamen auf der Françoisvase *Πετραῖος* und *Ὑλαῖος*, welche auch in der litterarischen Überlieferung vorkommen. Es ergiebt sich also für jenen Ort die Sage, dafs der eponyme Kentaur Oreskios mit einer Nymphe, etwa auch einer Oreiade oder Orestiade, zum Vater der Einwohner wird. Ein ähnlicher Mythos ist der von Karystos, dem Sohne des Chiron und der Nymphe Chariklo. Sein Wohnsitz ist ursprünglich, wie der seines Vaters, das Peliongebirge, aber ein Orakel veranlafst ihn, nach Euboia auszuwandern und daselbst die nach ihm benannte Stadt Karystos zu gründen (Stephan. Byz. unt. *Κάρυστος*; Anth. Pal. XIV 68; Eustath. S. 281, 10; Schol. zu Pindar Pyth. 4, 181). Eine von Iustinian wiederhergestellte Feste *Κενταυρόπολις* in Thessalien erwähnt Prokop, De aedif. IV 3 und fügt hinzu: *οἰκεῖα δὲ κενταύροις τὰ ὄρη*.

Folgerichtig sind nun für die anderen Münzen mit demselben Typus ähnliche Mythen anzunehmen. Das gilt zunächst von dem Silberstück, welches die rechtsläufige Beischrift ΙΑΙΕΛΕΩΝ trägt (Taf. Fig. 9; Brit. Mus., Macedonia S. 149). Ebenso wie das darauf geprägte Bild von dem der Oreskier kaum abweicht und sein Stil in dieselbe Zeit weist, so wird auch die Form der Sage keine wesentlich verschiedene gewesen sein. Aus dem Namen, welcher an den in Attika und Böotien vorkommenden Ortsnamen *Ζέα* oder *Ζαῖα* anklingt, läfst sich nichts Bestimmtes erschliefsen. Auf zwei anderen Münzen derselben Gegend und mit dem gleichen Bilde ist nicht einmal der Name des Prägeortes sicher lesbar. Da über die eine bereits A. von Sallet, welcher die offenbar unvollständige Inschrift eines Gothaer Exemplares selbst zweifelnd als . . ΝΙΑΙΤ liest, gehandelt hat (Beschreib. der antik. Münzen II 92), so kann ich sie hier beiseite lassen. Von der zweiten ist meines Wissens bis jetzt nur ein Exemplar des Britischen Museum bekannt geworden (Macedonia S. 148). Seine Inschrift liest der Herausgeber als ΩΙΑΝ . . ., während in der dort beigefügten, nach Zeichnung hergestellten Abbildung die Buchstaben ΩΙΑИꓘƎ und vor dem Ǝ Reste von mindestens einem Buchstaben sichtbar werden. Durch den mir von St. A. Grueber vom Britischen Museum freundlichst übersandten scharfen Abdruck (Taf. Fig. 10) ist, wie ich glaube, die Sache entschieden. Oberhalb des Hinterkopfes des Kentauren beginnt, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, die Inschrift an dem stark beriebenen Münzrande mit dem deutlichen Reste wahrscheinlich eines T, dann folgt sicher ein Ǝ, darauf aber kein ꓘ, sondern, wie schon seine Stellung und die deutlich gebrochene rechte Linie beweist, sicher ein X und weiter die gleichfalls sicheren

Buchstaben ΩIΛN, während das dahinter ursprünglich vorhandene zweite N zugleich mit dem Pferdeschweife des Kentauren wieder abgerieben ist. Somit ist der Name höchst wahrscheinlich als N]ΩIΛNXƎ[T zu lesen, wobei man sich nicht dadurch beirren lassen darf, daſs der Horizontalstrich des ersten Buchstabens ziemlich nahe an das Ǝ herantritt. Da die Inschrift nicht gerade steht, sondern dem Rande der Münze folgt, so ist genügend Raum für den oberen Horizontalstrich des T vorhanden. Jedenfalls paſst der Name *Τεχναῖοι* vortrefflich für die Bewohner eines Ortes in dieser Gegend, wo Bergbau und Metallarbeit so rege betrieben wurden. — Weiter liefert diese wichtige Münze einen recht bemerkenswerten Nebenzug. Unter den tierischen Vorderbeinen des Kentauren sprieſst nämlich eine Blume hervor. Bei der Neigung der Stempelschneider, auch in die kleinsten Beizeichen eine Bedeutung hineinzulegen, würde man fehlgehen, wenn man darin nur eine Bodenangabe sehen wollte. Das Mädchen ist vielmehr beim Blumenpflücken von dem Kentauren überrascht worden. Es tritt uns also hier dasselbe Motiv wie bei dem Raube der Kore entgegen.

Die Silen- und Kentaurenmythen leiten uns zu einem ergötzlichen Beispiele antiker Kleinstädterei über. Zwischen Lesbos und dem kleinasiatischen Festlande liegt das Inselchen P̆oroselene mit der gleichnamigen Stadt, einem rechten Krähwinkel, welche in der römischen Kaiserzeit, als sie eine Art Badeort mit Asklepieion gewesen zu sein scheint, ihre geringe Bedeutung durch die abenteuerliche Legende von der Liebe eines Delphin zu einem schönen Knaben zu erhöhen suchte und damit bei Schriftstellern wie Älian und Pausanias leicht Glauben fand. Aber der uns geläufige damalige Name des Städtchens, von dem die Münzen aus der Zeit des Septimius Severus mit der Umschrift *Πωροσεληνειτῶν* nur wenig abweichen (Brit. Mus., Troas S. 219 f. Taf. XLIII 15), ist nur eine absichtliche Änderung des ursprünglichen, durch die autonomen Münzen gesicherten Pordosilene, womit die Schreibung auf einer attischen Tributliste vom Jahre 425 v. Chr. bis auf einen leichten, offenbar nur durch die Aussprache bedingten Lautwandel übereinstimmt (*Πορδοσελήνη* CIA. IV Suppl. S. 140 f.). Mit dem Monde hat also dieser Stadtname nichts zu thun, wennschon der Bürgerschaft bei der Änderung ähnliche stolze Vorstellungen vorgeschwebt haben mögen wie den *Ἀρκάδες προσέληνοι*. Vielmehr war die wohl auch als Stammvater der Bevölkerung geltende Hauptgottheit ein Silen, und zwar, nach dem ersten Teile seines Namens zu urteilen, einer der unmanierlichsten Sorte. Wie gerade Inseln ein Lieblingsaufenthalt dieses Dämon sind, haben wir schon bei Thasos gesehen und beweist auch die 'Silensküste' von Salamis (Äschyl. Perser 301 Kirchh.). Einen Silenskopf zeigen eben jene autonomen Münzen als Stadtwappen. Langbärtig, langhaarig und mit wildem Gesichtsausdruck, tritt er uns auf einem kleinen Erzstücke entgegen, dessen Rückseite neben der Inschrift ΓΟΡ den auch für Methymna und Nasos öfters verwendeten Delphin zeigt (Tafel Fig. 11 f., doppelt vergröſsert; Brit. Mus. Taf. XLIII 14). Der Stil dieser Münze ist etwas strenger als der eines gleichfalls autonomen Silberstückes von Pordosilene. Deshalb wird sie

im Gegensatz zu der Annahme von W. Wroth (ebd. S. 219) nicht erst um 400 v. Chr. geschlagen sein, sondern einige Jahrzehnte früher. Das Silberstück (Tafel Fig. 13 f.; Brit. Mus. ebd. 13) zeigt in dem *quadratum incusum* der Rückseite eine von der Inschrift ΠΟΡΔ ΟΣΙΛ umgebene kleine Lyra. Wegen dieses Symbols hat man den Jünglingskopf der Vorderseite auf Apollon gedeutet, aber Wroth hat mit Recht dagegen Zweifel ausgedrückt, und es ist in der That wegen der wenig edlen Züge und des kurzen Haares unmöglich, diesen Gott zu erkennen. Vielmehr scheint an die Stelle des älteren Silentypus bei der Vorliebe der Kunst des IV. Jahrh. für *leves genae* und der nahen Verwandtschaft beider Dämonen einfach ein Satyr eingesetzt zu sein. An dieser Ortsgottheit und ihrem wenig ästhetischen Namen fand also die damalige Zeit noch nichts Anstöfsiges. Wann die Namensänderung stattgefunden hat, läfst sich dagegen nicht mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls haben Strabo XIII 619 und Stephanos von Byzanz unt. *Πορδοσελήνη* eine ältere Quelle benützt, da sie fast mit denselben Worten berichten, 'einige' sagten Poroselene, um den üblen Klang des Namens zu vermeiden.[1]) Dieser Änderung hat sich nun nach Ausweis der Münzen der Kaiserzeit der Ort selbst angeschlossen, dafs sie aber keineswegs allgemeine Geltung gewann, zeigt der von Strabo gemachte Einwand, was man dann mit Worten wie *πόρδαλις, σαπέρδη, Περδίκκας* u. ä. beginnen solle. Daher hat auch seit der attischen Tributliste vom Jahre 425 (s. oben) und Aristoteles, Hist. anim. VIII 28 (der übrigens von der Insel die gleichfalls eigentümlich klingende Geschichte berichtet, dafs dort auf der einen Seite eines Weges Wiesel vorkämen, auf der anderen nicht) sich die Form mit *δ* und *ε* bis auf Hesych herab erhalten, vgl. Skylax 97. Plinius, Nat. hist. V 137 VIII 225, Ptolem. V 2, 5, Pausan. III 25, 7 (*ἐμποροσελήνη* mit Assimilation der Präposition der von mir eingesehene Leidensis N 16 K [La]) und Älian *περὶ ζῴων* II 6 schreiben den Namen ohne *δ*. Früh hat sich dagegen, wie wir schon sahen, *ι* in *ε* geändert, womit in einem gewissen Einklange steht, dafs auf den Prägungen der Kaiserzeit sich nur das Bild des Asklepios oder des Telesphoros findet. Die Heilgötter hatten also den alten Inseldämon überflügelt, und die bereits angedeutete Vermutung drängt sich auf, dafs das günstig in dem viel befahrenen Sunde zwischen Lesbos und dem Festlande sowie in der Nähe von bedeutenden Verkehrscentren wie Per-

[1]) Der in den Straboausgaben als völlig verderbt bezeichnete Abschnitt ist im Anschlufs an G. Earinos in dem *Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη τῆς εὐαγγ. σχολῆς* 1875/76 S. 110 f. 145 f. folgendermafsen zu lesen: *καὶ πρὸ τῆς πόλεως ταύτης ἄλλη* (nämlich *νῆσος*) ⟨*ἡ*⟩ *Νῆσος* [*πόλις*] *μείζων αὐτῆς* (nämlich *Πορδοσελήνης*) *καὶ πόλις ὁμώνυμος ἔρημος, ἱερὸν ἅγιον ἔχουσα Ἀπόλλωνος*. Daraus ergiebt sich zugleich, dafs die gröfste jener Inseln Nesos hiefs (ihre Münzen mit einem Apollonkopfe und der äolischen Legende ΝΑΣΙ oder ΝΑΣ Brit. Mus., Troas Taf. XLIII 8—12), während der westlich von ihr gelegenen kleineren der Name Pordosilene zukommt. Da Earinos die Münzen des Britischen Museums und somit die richtige epichorische Namensform nicht kannte, hält er Pordoselene für einen Spottnamen, der aus *Πορoσελήνη* = *Παρασελήνη* entstanden sei. Bemerkenswert ist, dafs auch er sagt (S. 111): *οἱ γενναῖοι λοιπὸν τῶν Μοσχοννησίων* (der heutige Name der Inselgruppe) *ναῦται δὲν πρέπει ὀνομάζωνται ὑπὸ τῶν ἀρχαιολογούντων Πορδοσεληνῖται, ἀλλὰ Νησιῶται.*

gamon, Mytilene u. a. gelegene Eiland sich zu einem bescheidenen Kur- und Badeorte entwickelt hatte. Einen letzten Namenswandel erfuhr es nach Einführung des Christentums. Es war der Sitz eines Bischofs und wird in den Concilsakten (IX 173 = Concil. Chalced. S. 530) sowie bei Hierokles 686 *Προσελήνη* genannt. Jegliche Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des Namens ist also verschwunden und die falsche Ableitung völlig durchgedrungen, welche es mit *προσέληνος* in Verbindung setzt.

Als eine bedeutende Stadt seit dem II. Jahrh. v. Chr. lassen ihre Münzen Perge in Pamphylien erkennen. Hier herrschte jederzeit starker religiöser Sinn. Ehe das Christentum festen Fufs fafste, was bekanntlich schon früh geschah (Act. apost. 13, 13 f. 14, 25), wurde Artemis als Hauptgöttin in einem eigentümlichen Kulte verehrt, welcher wie der verwandte ephesische unter starkem orientalischen Einflusse stand. Ihr Bild kommt auch am häufigsten auf den Münzen vor, einmal in den gewohnten Typen der griechischen Kunst in kurzem oder langen Gewande, ruhig dastehend, mit Fackeln und Scepter, oder in eiligem Laufe auf der Jagd von einem Hirsche begleitet (Brit. Mus., Lycia Taf. XXIV 1—3 7 8 11 14 XXV 1 6). Von diesen Darstellungen, deren Zusammenhang mit in Perge stehenden Werken der monumentalen Kunst sich nicht mehr erweisen läfst[1]), weichen stark die Nachbildungen der altertümlichen Kultstatue ab, welche immer in einem ionischen Tempel mit Akroterien und einem Adler im Giebelfelde aufgestellt ist. Auf den älteren Münzen erhebt sie sich auf einer Basis und hat Blockform, auf welcher ein Kopf mit Kalathos aufsitzt, von dem wieder ein Schleier herabhängt (Brit. Mus., Lycia Taf. XXIV 5 f.). Noch unähnlicher einer menschlichen Gestalt ist sie auf den Münzen der Kaiserzeit geworden (Tafel Fig. 15, Vs. Maximinus; Brit. Mus., ebd. 12 15 16). Da hat sie die Form eines breiten Kegels ohne Basis, welcher in seinem unteren Teile von zwei bis vier Friesen mit undeutlichen, wohl geflügelten Gestalten (Sphinxen?) umzogen wird, während der obere sich abrundet und, ganz von Verzierungen umgeben sowie ohne Andeutung eines Halses, einen altertümlichen Kopf in Vorderansicht zeigt. Auf der Spitze des Kegels erhebt sich ein Kalathos. Doch sind die Abweichungen der beiden Typen voneinander nicht so bedeutend, dafs sie sich nicht durch verschiedene Auffassung der Stempelschneider oder durch eine spätere, reichere Ausschmückung des Idols erklären liefsen. Um dies stehen auf Säulen kleine geflügelte Sphinxe, welche auch sonst auf den pergäischen Münzen einzeln sowie neben Artemis vorkommen und die bevorzugte Tiergestalt dieses Kultes gewesen sein müssen.

Einen weiteren Kult in Perge ergiebt eine dort unter dem jüngeren Philippus geschlagene Münze mit einem noch nicht richtig gedeuteten Bilde (Tafel Fig. 16; Brit. Mus., Lycia Taf. XXIV 18). Es ist ein nackter Jüngling, welcher auf einem Felsblock sitzt, auf sein linkes Knie einen schildähnlichen Gegenstand stützt und in dem herabhängenden rechten Arme ein Doppel-

[1]) Dafs sie dort nicht fehlten, bedarf keines Beweises, doch ist es auch aus Cicero in Verr. IV 71 V 185 zu erschliefsen.

beil hält. Nach G. F. Hill wäre es Hephaistos (a. a. O. S. 152). Aber dieser Deutung widerspricht die für diesen Gott viel zu jugendliche Körperbildung der unbärtigen Gestalt, das Fehlen der Kappe und Exomis und das Doppelbeil.[1]) Man braucht jedoch nur Münzbilder von Kabiren, wie das inschriftlich gesicherte von Thessalonike, welches gleichfalls aus der Kaiserzeit stammt, zu vergleichen, um zu erkennen, dafs auch hier dieser Dämon dargestellt ist (Brit. Mus., Macedonia S. 113). Alter und Körperbildung stimmen vollkommen überein; auch das eine Attribut, das Doppelbeil, ist das gleiche. Nun wird man auch den auf dem Knie gehaltenen Gegenstand nicht mehr für einen Schild ansehen dürfen, sondern für ein Tympanon. Gerade dies Gerät pafst gut für eine Nebengottheit des orgiastischen Artemiskultes von Perga.

Wichtige Aufschlüsse über die Entstehung neuer Kulte und ihre Verschmelzung mit althergebrachten geben die Münzen von Caesarea, dem früheren Mazaka und Eusebeia, in Kappadokien. Diese Stadt gehört zu den wenigen, welchen unter den römischen Kaisern das Recht zustand auch Silbergeld zu schlagen und hat eine grofse Anzahl schöner Prägungen mit mannigfaltigen Typen hinterlassen.[2]) Unter ihnen fällt namentlich das Bild eines steilen, felsigen Berges auf, dessen Spitze meist durch das Standbild eines nackten Mannes bekrönt wird (Tafel Fig. 17). Mit der linken Hand stützt er sich auf ein langes Scepter, in der rechten streckt er eine Kugel vor. Die am sorgfältigsten gearbeiteten und am besten erhaltenen Stücke lassen erkennen, dafs sein Haar von einem Strahlenkranz umgeben ist. Der Berg ist von je her als der berühmte Argaios erklärt worden, der heutige Erdjiâs-Dagh, die höchste Erhebung Kleinasiens, an welchem Caesarea liegt und durch dessen Beifügung zu seinem Namen es von den vielen ebenso benannten Städten unterschieden wurde (Ch. Texier, Description de l'Asie Mineure II Taf. LXXXV; W. M. Ramsay, Asia-Minor S. 3071; G. Hirschfeld in Pauly-

[1]) Alle diese fehlenden Kennzeichen findet man auf einer Münze von Kolybrassos in Pamphylien mit einem sitzenden, bärtigen und mit Pileus, Exomis, Schild, sowie kurzem Hammer ausgestatteten Hephaistos (Brit. Mus., Lycaonia Taf. XI 4).

[2]) Der Erklärung ist hier manches zu thun übrig geblieben. So ist der Gegenstand, welchen auf einigen Silbermünzen die von einem Kamel begleitete und in der Rechten einen Zweig haltende Arabia in der linken trägt (Brit. Mus., Galatia Taf. IV 14 f.), sicher kein Schwert in der Scheide, wofür es die Numismatiker halten, sondern die namentlich durch Vasenbilder bekannte Mörserkeule (H. Heydemann, Iliupersis S. 24), ein passendes Attribut für die Personifikation eines gewürzreichen Landes. — Dagegen macht die Deutung eines jugendlichen Brustbildes auf anderen Silberstücken mehr Schwierigkeiten (ebd. Taf. IV 3 18). Gegenüber dem Schwanken der Erklärer, welche auf der einen Münze Apollon, auf der anderen Artemis erkennen, ist zunächst festzustellen, dafs die beiden Gestalten identisch und nach Gesichts- und Brustformen sowie der Haartracht sicher weiblich sind. Wegen des Speeres, den sie in der Rechten halten, und der jungfräulichen Gesichtszüge darf man vielleicht in ihnen Athena erkennen, die auf einer anderen Münze von Caesarea gesichert ist (ebd. S. 49 Nr. 29). In der letzteren Darstellung hält sie auf der einen Hand eine Eule, in der anderen den Speer. Das Attribut in der linken Hand ist noch nicht sicher erklärt. Am meisten Ähnlichkeit (auch nach dem mir vorliegenden Abdruck eines besonders scharfen Berliner Exemplares) hat es mit einem oben zugeschnürten Beutel.

Wissowas Realencyklopädie II 684). Die bekrönende Statue ist deutlich der seit der hellenistischen Zeit ausgebildete Typus eines Herrschers in heroischer Nacktheit, welcher mit erhobenem linken Arme sich auf ein Szepter oder eine Lanze stützt, während der rechte entweder zur Seite herabhängt oder irgend einen Gegenstand hält. Das älteste der erhaltenen Standbilder ist die grofse den Alexander Balas von Syrien darstellende und diesem sicher gleichzeitige Bronze im Thermenmuseum zu Rom; vgl. Jahrbuch d. archäol. Inst. VI (1891) Anz. S. 91 und diese Zeitschrift III (1899) S. 50.[1]) Da nun dieser Typus auch häufig für Kaiserstatuen verwendet wird (s. z. B. Clarac, Musée Taf. 911, 2316 2319; Taf. 912 A, 2325), so läfst sich die alte Deutung des Münzbildes auf Helios nicht mehr aufrecht halten, sondern man mufs Head (a. a. O. S. XL) beipflichten, wenn er in der Gestalt einen als Gott (Helios) verehrten Kaiser, und zwar, da Kappadokien durch Tiberius römische Provinz wurde, den *divus Augustus* sieht. Aufser den von ihm angeführten Gründen spricht dafür noch der Umstand, dafs eine weitere Silbermünze von Caesarea, deren Vorderseite den Kopf Hadrians zeigt, auf der Rückseite das Bildnis Trajans mit langen Locken und der Strahlenkrone, also den *divus Traianus* als Sol trägt (Brit. Mus. S. 60, Taf. X 9). Zudem wird der Kult der Kaiser wohl nur einen ähnlichen des von ihnen vertriebenen kappadokischen Königsgeschlechtes abgelöst haben. Diese Auffassung läfst sich recht wohl mit der Stelle des Maximus Tyrius (Or. 8, 8) in Einklang bringen: *ὄρος Καππαδόκαις καὶ θεὸς καὶ ὅρκος καὶ ἄγαλμα.*[2]) Zunächst ist schon durch die Vergleichung der Worte des Solinus

[1]) Die von Th. Wiegand im Archäol. Jahrbuch XIV (1899) S. 1 f. sicher richtig als Alexander der Grofse gedeutete Marmorstatue des Museums in Konstantinopel kann in ihrem hoch erhobenen rechten Arme nicht 'nur eine Lanze gehalten haben' (S. 3). Da sie in dem gesenkten linken Arme, wie Wiegand selbst nachgewiesen hat, die Reste eines Schwertes in der Scheide hält, so ist es vielmehr bedenklich, der helm- und schildlosen, sowie mit einem Mantel bedeckten Statue eine zweite Waffe zu geben. Da weiter das Gewandmotiv den stehenden Zeusstatuen ähnlich ist, so liegt als Hauptattribut vielmehr ein Scepter am nächsten, und ein solches trägt z. B. Titus auf einer Silbermünze von Caesarea (Brit. Mus., Galatia Taf. VIII 14), welcher in derselben Stellung gebildet ist wie die Alexanderstatue und in dem herabhängenden linken Arme gleichfalls ein Schwert in der Scheide hält. Sehr deutlich ist das Scepter auch bei der Statue auf dem Argaios trotz der Kleinheit des Bildes (ebd. Taf. IX 7).

[2]) Hierdurch erklärt sich auch das Vorkommen des Argaios auf Gemmen offenbar als Siegel von Kappadokern, z. B. auf dem Berliner Steine Taf. LXI Nr. 8558 (Furtwängler, der nur ganz allgemein von 'einem Berge' spricht), wo der auf der Bergesspitze sitzende Adler genau so seinen Kranz im Schnabel hält wie auf der Münze des Britischen Museum Taf. XIII 1, vgl. VIII 1. Ein zweiter Stein (Stoschsche Abdrucksammlung A II 1, 81) zeigt den Argaios gröfser und von der Statue mit Scepter und Strahlenkranz bekrönt, gleichfalls in genauer Übereinstimmung mit den Münzen. — Sonst sind auch heute noch manche Archäologen geneigt, beim Vorkommen von Münzbildern auf Gemmen die Unechtheit der letzteren anzunehmen, während es sich meist durch Gründe wie die oben angegebenen und die nahe Verwandtschaft beider Denkmälerklassen erklärt. So hat Furtwängler das zuerst in diesen Jahrbüchern III (1899) S. 51 f. in seiner hohen Bedeutung gewürdigte und früher von ihm selbst nicht angezweifelte Horazbildnis auf dem Berliner Amethyste Nr. 2333 jetzt, nachdem ich a. a. O. auf den ähnlichen Contorniaten hingewiesen, für eine Fälschung erklärt (Die antiken Gemmen, zu Taf. XLVII 56). Aber der Vergleich

(45, 4): *Argaeus nivalibus iugis arduus ne aestivo quidem torrente pruinis caret quemque indidem populi habitari deo credunt* sicher, daſs unter dem ὄρος kein anderer Berg als der im Mittelpunkte der Landschaft gelegene und sie durch seine gewaltige Höhe (3840 m) vollkommen beherrschende Argaios gemeint sein kann. Weiter war durch die Verbindung der Kaiserverehrung mit dem einheimischen Höhen- und Feuerkult dieser letztere keineswegs völlig verdrängt worden. Seinen Einfluſs sieht man schon daraus, daſs der Kaiser zum Sonnengott geworden ist. Dann steht aber auch keineswegs auf allen Argaiosmünzen auf der Spitze des Berges eine Statue. Einmal treten an die Stelle der einen vier (Imhoof-Blumer, Monnaies grecques S. 419 Nr. 192, Taf. H 5[1]), zweimal drei (Brit. Mus., Galatia Taf. XI 19 XII 7), immer in der Weise, daſs die auf den Seiten stehenden Standbilder eine tiefere Stellung einnehmen und offenbar Nebenregenten oder Prinzen des kaiserlichen Hauses darstellen. Häufiger wird jedoch die Spitze des Argaios durch einen einfachen Stern bekrönt (Tafel Fig. 18; Brit. Mus. Taf. X 17 18 20 XI 4 15—18), an dessen Stelle bisweilen eine Mondsichel (IX 2) oder ein Kranz (X 8 XIII 3) tritt, oder auch Adler mit oder ohne Kranz im Schnabel (VIII 1 XIII 1). Während die letzteren Symbole in deutlichem Zusammenhange mit Rom und seinen Siegen stehen (vgl. ebd. S. XLI), so beziehen sich Stern und Mondsichel, die man übrigens auch manchmal neben der Bergesspitze im Felde sieht (Taf. XI 15 XII 3), auf den einheimischen Feuer- und Lichtkult, dessen Zusammenhang mit den von Strabo XII 538 beschriebenen vulkanischen Erscheinungen an dem Berge auf der Hand liegt.

Schon die Mannigfaltigkeit der auf dem Argaios angebrachten Gegenstände verbietet an thatsächliche Verhältnisse zu denken. Zudem erschwerte der damals wie heute seine Spitzen bedeckende ewige Schnee die Anbringung von Statuen u. ä. auſserordentlich. Auch ist ja die Abneigung des Altertums gegen hohe, unwegsame Gebirge bekannt, und Strabo (a. a. O.) bezeugt ausdrücklich, daſs nur wenige den Berg bestiegen hätten. Verbindet man hiermit die Überlieferung bei Maximus Tyrius, daſs der Argaios auch das ἄγαλμα der Kappadoker sei, und bedenkt zugleich, daſs er auf einigen Münzen, auf Altären oder Prunktischen, einer Basis, sogar in einer Ädicula steht (Taf. XI 9 13 17 18 XII 1 4 7 12), so ergiebt sich, daſs diese Darstellungen Abbilder von Abbildern sind; und gerade die spätere Plastik bietet dafür Analogien. So ist bei der Madrider Kolossalbüste des Claudius, welche sich auf einem von feindlichen

beider Bilder zeigt gerade, wie der Contorniat die durch die Gemme erhaltenen feinen Züge des Originals byzantinisch vergröbert. Eine moderne Arbeit nach ihm wäre ganz anders ausgefallen. Weiter zeigt das Monogramm auf dem Steine alle Kennzeichen einer echten Inschrift, auch die von Furtwängler selbst so oft als Kriterium der Echtheit verwendeten Kugelenden der Buchstaben.

[1]) Mit Imhoof-Blumer eine Besteigung des Berges in diesem Falle anzunehmen, liegt schon wegen der Analogie der anderen Münzen weniger nahe und empfiehlt sich auch wegen der ganz in der Weise der Statuen ausgestreckten Arme der Gestalten nicht. Ähnliche, sicher Statuen darstellende Gestalten in gröſserer Bildung s. bei Fröhner, La colonne Trajane IV Taf. IX und Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule Taf. LVIII.

Waffenhaufen auffliegenden Adler erhebt und auch einen Strahlenkranz auf dem Haupte trägt, der hügelartige Unterbau in ganz ähnlicher Weise als Basis verwendet wie der Argaios für die Kaiserstatuen (E. Hübner, Die antiken Bildwerke in Madrid S. 119 f., abgebildet bei Müller-Wieseler, Denkm. I² Taf. LXVII Fig. 395). Dagegen erlauben die Münzbilder, auf welchen man zwischen agonistischen Gefäfsen eine Tempelfront mit vier Säulen sieht (Brit. Mus. Taf. XII 3), doch wohl den Schlufs, dafs darunter das Hauptheiligtum von Caesarea zu verstehen ist, und dafs es vielleicht am Fufse des Argaios stand.

Ergiebiger sind die Münzen benachbarter Städte für die Kenntnis von Tempelanlagen. Zeugma in Kommagene hat einen dem Argaios ähnlichen Typus (Tafel Fig. 19), welchen Head für einen tetrastylen Tempel mit einem heiligen, von einem Peribolos umgebenen Hain erklärt (Brit. Mus., Galatia Taf. XVI 11—13, S. LI und 124 f.). Aber einmal werden die darin befindlichen Bäume sonst ganz anders gebildet (s. z. B. Taf. XII 3 XIII 2 3); es sind vielmehr Felsblöcke. Dann wäre es auch eigentümlich, wenn von den beiden Seitenhallen nur die Dachplatten zu sehen wären, wie T. L. Donaldson (Architectura numismatica XXXVI, S. 129) und Head annehmen; auch müfste ihre Zeichnung eine andere sein. Dem gegenüber lehrt ein Vergleich der Münzen von Heliopolis und Emisa (Brit. Mus. Taf. XXXVI 2 6 7 XXVII 2 14; vgl. Imhoof-Blumer and P. Gardner, Numismatic commentary on Pausanias Taf. Z III—VI), dafs statt der Seitenhallen Treppen zu erkennen sind, welche auf beiden Seiten eines Berges zu dem Tempel hinaufführen. Das ganze Bild ist also nicht als eine perspektivische Ansicht von oben aufzufassen, sondern als eine Seitenansicht von unten, wie namentlich der Vergleich der Münze auf unserer Tafel Fig. 20 (Brit. Mus. Taf. XVI 11) mit den übrigen lehrt, wo die Stufen nur leicht angedeutet sind und die Gestalt des Berges klarer hervortritt. An dessen Fufse bemerkt man, wie auf den Argaiosmünzen, ein Bauwerk, diesmal eine zweistöckige Säulenhalle, deren Oberstock, wie oft in der antiken Architektur, kürzer ist als der Unterstock. Auch die Gottheit, welcher dies den litterarischen Quellen völlig unbekannte Heiligtum gewidmet war, läfst sich noch bestimmen. Während nämlich die kleineren Münzen wegen des zu beschränkten Raumes den Tempel auf der Spitze des Berges vollkommen leer lassen, zeigt ein unter dem älteren Philippus geprägtes gröfseres Erzstück (Brit. Mus. Taf. XVI 13) ganz deutlich einen sitzenden Zeus mit langem Scepter in der Linken, vorgestreckter Rechten, in der wegen Raummangels ein Attribut nur angedeutet, aber nicht sicher zu erkennen ist, und um den Unterkörper geschlungenem Mantel. Ihm gehörte also der Tempel und nicht einer Mondgottheit, wie Head aus der auf einem Exemplare (S. 125 Nr. 11) über dem Dache angebrachten Mondsichel schliefst. Ganz denselben Zeustypus, ohne den Berg, zeigen die Münzen des benachbarten Kyrrhos, wo der Gegenstand in der rechten Hand deutlich als Donnerkeil zu erkennen ist (Brit. Mus. Taf. XVII 4 6).

Ganz besonders werden auf einer Reihe nordgriechischer Münzen örtliche Kulte und Sagen berücksichtigt. Gerade kleinere Städte wie Phthia, Arne, Trikka, Aleus, Phalanna, auch der politisch nie zu Bedeutung gelangte Stamm

der Änianen führen die eponymen Gestalten ihrer Ortssagen als Wappenbilder und erklären sie öfters durch Beischriften (Brit. Mus., Thessaly to Aetolia Taf. II 2 9 10 V 12 VIII 15 16 XI 10 11 XX 13). Es liegt daher näher, auch in den Münztypen der benachbarten Städte ähnliche Wesen zu erkennen als gemeingriechische Gottheiten. Dies gilt gleichfalls von der nordthessalischen Stadt Gyrton, von der eine in der ersten Hälfte des IV. Jahrh. v. Chr. geprägte Erzmünze (Tafel Fig. 21 = Brit. Mus. Taf. III 4 a, S. 203) auf der Vorderseite den Kopf eines jugendlichen Kriegers, bedeckt von einem tief in das Gesicht hineingezogenen Helm zeigt. P. Gardner deutet ihn auf Ares, und dazu wäre man auch berechtigt, wenn der Ortsheld von Gyrton nicht der berühmte Lapith Kaineus wäre, der gewaltige, unverwundbare Kämpfer, welchen die Kentauren trotz ihrer Übermacht nicht zu töten im stande sind, sondern lebend in den Boden stampfen, eine Sage, welche zwar in der litterarischen Überlieferung zurücktritt, von deren einstiger Berühmtheit jedoch eine lange Reihe von Kunstwerken seit der Françoisvase bis auf die dekorativen Marmorreliefs an den attischen Tempeln des V. Jahrh. und den 'lykischen Sarkophag' von Sidon Zeugnis ablegt. Auch da ist er immer als jugendlicher, behelmter Hoplit dargestellt. Bereits der Schiffskatalog der Ilias (*B* 738 f.) setzt ihn und seine Nachkommen mit Gyrtone in Verbindung, und Apollonios von Rhodos (I 57 f.) läſst seinen Sohn Koronos von dort aus sich an der Argofahrt beteiligen. Er ist also in dem behelmten Kopf der Münze zu erkennen. Vielleicht darf man auch die kräftigen, unbehelmten Jünglingsköpfe anderer gyrtonischer Prägungen auf den gleichen Heros deuten (Brit. Mus. Taf. III 5 XXX 3), dessen Entrückung unter die Erde E. Rohde treffend durch einen Höhlenkult wie bei Trophonios, Amphiaraos, Althaimenes u. a. gedeutet hat (Psyche² I 115). Zugleich muſs seine Verehrung kriegerischen Charakter gehabt haben, wie der in den Scholien zu Apollonios a. a. O. und zur Ilias *A* 264 (vgl. Eusthathios z. d. St.) erhaltene Sagenzug lehrt, Kaineus habe befohlen bei seiner Lanze zu schwören und sie selbst angebetet.[1]) Dem entspricht die durchsichtige Etymologie seines Namens, nach welcher er nichts anderes als der 'Mörder' ist, offenbar ein alter Kriegs- und Todesgott (daher die Entrückung unter die Erde), der später wie so manche andere Lokalgottheit zum Heros herabsank.

Aber die Sage von Kaineus enthält noch einen dritten eigenartigen Zug. Nikander bei Antonius Liberalis 17 erzählt als ältester Zeuge, der Held sei

---

[1]) Wir haben hier also die bekannte altertümliche Kultform, daſs an Stelle des Bildes eines Gottes sein Symbol verehrt wird; vgl. namentlich das Bruchstück des Erechtheus des Euripides 360 S. 46 f. N.²: *οὐδ' ἀντ' ἐλαίας χρυσέας τε Γοργόνος τρίαιναν ὀρθὴν στᾶσαν ἐν πόλεως βάθροις Εὔμολπος οὐδὲ Θρῇξ ἀναστέψει λεὼς στεφάνοισι.* Verwandt ist das jüngst als Fetisch (!) erklärte Scepter (*δόρυ*) des Agamemnon in Chaironeia, Pausan. IX 40, 10 f. — Den letzten Nachklang der Kaineussage enthält die novellistisch gefärbte und in den verschiedenen Quellen verschieden erzählte Rachethat der Berenike, der Gemahlin des Antiochos II. von Syrien, an dem Mörder ihres Sohnes (246 v. Chr.). Wenn Valer. Max. IX 10 ext. I berichtet, *Caeneum, quem hasta nequiquam petierat, saxo ictum prostravit,* so sieht man deutlich, daſs der mythische Kaineus unverändert in die Geschichte übertragen ist.

zuerst ein Weib mit dem Namen Kainis gewesen und von Poseidon zum Lohn für ihre Liebe in einen Mann verwandelt worden.[1]) Das hat gerade für den gewaltigen, aresähnlichen Recken etwas Befremdliches, und dieser Umstand, sowie das Auftreten des Motives erst in der alexandrinischen Zeit mag z. B. K. Seeliger in Roschers Mythologischem Lexikon II 896 veranlaſst haben, dafür einen jüngeren Ursprung anzunehmen. Aber weibliche Kriegsdämonen kommen doch häufig neben den männlichen vor, wie Enyo neben Enyalios, die Keren, Eris und die römische Bellona genügend beweisen. Ferner sind die vorhellenistischen Erwähnungen des Kaineus nur ganz gelegentliche und so kurz, daſs sie die Sage vom Geschlechtswechsel oder mindestens ein Vorhandensein der Kainis auch in älterer Zeit keineswegs ausschlieſsen. Sehr zu beachten ist weiter, daſs *καινίς* von Herodian (Epimer. S. 63) durch *μάχαιρα* erklärt wird, also eine seltene, vielleicht der gottesdienstlichen Sprache entnommene Benennung der Mord- und Opferwaffe ist. Das wirft zugleich weiteres Licht auf den Namen *Καινεύς*, neben dem es auch das gleichlautende Wort als Bezeichnung der in jenem Kulte eine hervorragende Rolle spielenden Todeslanze gegeben haben wird. Nennt doch auch der Aias des Sophokles das Schwert, in welches er sich stürzen will, die ihn selbst dämonisch anmutende Feindesgabe, ganz ähnlich *σφαγεύς*. Nun wird klar, wen der Kopf auf der Rückseite der Münze darstellt (Tafel Fig. 22). Sicherlich ist es weder eine 'Nymphe' noch Aphrodite, wie die Numismatiker annehmen, sondern Kainis. In welcher Weise sie im Kulte mit Kaineus verbunden war, ist schwer zu sagen. Man kann sie sich beide zu einem androgynen Wesen vereinigt denken, eine Annahme, welche die Verwandlungssage wohl am besten erklärt; es ist aber auch möglich, daſs sie in einem gemeinsamen Dienste als eng miteinander verbunden, aber doch als getrennte Wesen verehrt werden. Jedenfalls steht Kaineus-Kainis den neuerdings von H. Usener zusammengestellten Zwillingsbildungen wie Zeus-Dione, Tennes-Hemithea[2]), *Ianus geminus* u. a. sehr nahe (Strena Helbigiana S. 315 f.).

Ein verwandter Kult in Lykien, in welchem jedoch das weibliche Wesen vollkommen überwiegt, ist nicht auf Münzen dargestellt. Der fünfte Hymnos

[1]) Auf Poseidon und seine Verehrung in Gyrton bezieht sich offenbar das mehrfach auf den Münzen vorkommende Roſs (Brit. Mus. Taf. IV 5 XXXI 3).

[2]) Das Wappen von Tenedos, der mannweibliche Doppelkopf, kommt auſser auf den Münzen der Insel auch auf einer streng archaischen Gemme vor, einem kyprischen Skarabäoid, welchen A. Furtwängler, Antike Gemmen Taf. VI 65 als die Vereinigung eines bärtigen und eines unbärtigen Kopfes beschreibt. Doch lassen namentlich die aus runden Platten bestehenden Ohrgehänge, welche der letztere wie die tenedischen Münzen trägt, deutlich erkennen, daſs er weiblich ist. — Übrigens muſs Tenedos wegen seiner günstigen Lage in der Nähe der Troas schon in der heroischen Zeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Denn seine bereits den Kyprien und der Iliupersis bekannte Benutzung durch die Achäer als Zufluchts- und Verproviantierungsort geht offenbar auf thatsächliche Verhältnisse zurück. Eine ähnliche Rolle spielt es in der Ilias (*Η* 467) durch seinen mit den Griechen befreundeten Herrscher, den Iasonssohn Euneos. Es ist die auch aus historischen Kriegen bekannte Kampfweise, daſs die das Übergewicht zur See besitzende Macht Inseln in der Nähe des Festlandes wie Kythera oder Sphakteria besetzt und von ihnen aus den Feind fortwährend beunruhigt.

des Proklos wendet sich an die lykische Aphrodite, und der Dichter rühmt sich darin seiner Herkunft aus diesem Lande, so daſs man ihn auch für einen besonders zuverlässigen Zeugen in den von ihm berichteten Thatsachen halten muſs. Die Göttin redet er mit ihrem dortigen Kultnamen als Kuraphrodite an, welchen die mythologischen Handbücher nach dem Vorgange der Lexika als 'jungfräuliche Aphrodite' erklären. Damit setzen sie sich jedoch in Widerspruch zu den ausdrücklichen, klaren Angaben des Hymnos. Proklos erzählt nämlich, einst hätten die Leiter seines Vaterlandes, als die Göttin durch ihre Hilfe Unheil abgewandt hatte, ihr heiliges Bild (*ἄγαλμα*) in der Stadt aufgestellt. Er beschreibt es näher als *σύμβολ' ἔχον νοεροῖο γάμου, νοερῶν ὑμεναίων Ἡφαίστου πυρόεντος ἰδ' οὐρανίης Ἀφροδίτης*. Damit gewinnt man auch eine ganz andere Deutung des Namens. Nicht *κούρη* ist sein erster Bestandteil, sondern *κοῦρος*, und man hat ihn für eine ähnliche Bildung wie *Ἑρμαφρόδιτος* anzusehen. So werden auch erst die *σύμβολα γάμου* klar. Denn Proklos berichtet augenscheinlich von einer Kultstatue gynandrer Bildung und erkennt in diesem Zwitter eine körperliche Vereinigung der Aphrodite mit ihrem homerischen Gemahl, dem Hephaistos, läſst beide aber zugleich nach seinen eigenen philosophischen Spekulationen nicht in einer sinnlichen, sondern in einer geistigen Ehe verbunden sein, welche er wieder als eine Verschmelzung von Himmel und Feuer auffaſst.

Über verwandte Göttergestalten wissen wir zunächst einiges aus litterarischen Quellen. Macrobius, Sat. III 8, 2 berichtet in fast wörtlicher Übereinstimmung mit Servius zu Vergils Äneis II 632 (vgl. Hesych. unt. *Ἀφρόδιτος* und Suidas unt. *Ἀφροδίτη*) von einer Kultstatue der bärtigen Venus auf dem Lykien benachbarten Kypros *veste muliebri cum sceptro ac natura virili.* Dabei wird noch hervorgehoben: *Putant eandem marem ac feminam esse.* Dann sind aber auch noch bildliche Denkmäler erhalten, welche eine ähnliche Gestalt wiedergeben. Neben dem häufigeren Hermaphroditentypus, in welchem die männlichen Bestandteile überwiegen (zuletzt behandelt von P. Herrmann in Roschers Mytholog. Lexikon I 2314), giebt es noch einen zweiten, dessen Grundlage die Gestalt der Aphrodite bildet. Am deutlichsten ist er in drei Erzstatuetten des Louvre vertreten, welche ich nach mir vorliegenden Photographien beschreibe. Ihrem Stile nach gehören sie in die spätere römische Kaiserzeit. Zwei von ihnen zeigen eine jugendliche Gestalt von weiblichem Körperbau in leichter Schrittbewegung, so daſs der rechte Fuſs etwas zurückgesetzt ist. Auch ihr langes Haar ist nach Frauenart geordnet, und ein von der linken Schulter herabgeglittenes leichtes, aber ziemlich langes Gewand läſst deutlich die weibliche Bildung der Brüste erkennen. Auf der Rückseite fällt es bis auf die Mitte der Unterschenkel herab, während es vorn zu dem unverkennbaren Zwecke, die männlichen Geschlechtsteile zu zeigen, in die Höhe gehoben wird.[1]) Die dritte Statuette macht vollkommen den Eindruck eines

[1]) Ein verwandtes Motiv, welches ebenso wie das oben erwähnte und das bekanntere der ältesten nackten Aphrodite(Astarte)-Idole seiner Entstehung nach orientalisch ist, zeigen Darstellungen des Attis wie die Statue des Louvre, Clarac, Musée de sculpture Taf. 396 C Fig. 664 I = Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums I Fig. 176.

Kultbildes, und durch sie wird man sich die lykische Kuraphrodite am besten veranschaulichen können. Zunächst steht sie dem Aphroditetypus noch näher als die beiden bereits besprochenen Bronzen. Ihre Körperbildung ist noch weicher und schlanker, die Brust und der Leib gänzlich unbedeckt und um die Beine, wie häufig bei Aphrodite, ein Gewand geschlagen, welches von dem linken Arme gehalten und auf der rechten Seite tief herabgesunken ist, so daſs das männliche Geschlecht deutlich hervortritt. Ihr linker Arm stützt sich auf eine männliche Herme, deren wilde Züge und hoch aufgebäumtes Haar kaum eine andere Deutung als auf Pan zulassen, obgleich die Bockshörner nicht deutlich hervortreten, was bei der wenig sorgfältigen Ausführung und der starken Korrosion der Oberfläche sowie späteren Glättung nichts Auffälliges hat. Den rechten Arm legt die Göttin liebkosend einem ungeflügelten Eros auf das Haupt, dessen Körper und Standmotiv fast ebenso weiche Formen zeigt wie ihr eigener. Auch in der Wendung ihres Kopfes, sowie in ihrer ganzen Haltung ist deutlich ausgesprochen, daſs sie sich ihm mehr zuneigt als Pan. Noch deutlicher wird der in den Nebenfiguren wie in vielen anderen späteren Kunstwerken ausgesprochene Gedanke von dem Siege der Liebe über das All dadurch, daſs Eros die Syrinx des überwundenen Gegners in seinen beiden erhobenen Händen hält und, wie um darauf zu blasen, seinem Munde nähert. Dies fein erfundene Motiv, welches die Nebengestalten mehr andeuten als aussprechen, rührt sicher nicht von dem recht handwerksmäſsig arbeitenden Verfertiger der Bronze her, es ist aller Wahrscheinlichkeit nach für ihr in der groſsen Kunst zu suchendes Vorbild erdacht. Auch die ursprünglich als Stütze für eine groſse Marmorstatue gedachte Pansherme weist darauf hin, nicht minder die unregelmäſsig ovale Basis unter dem ganzen Kunstwerke, wie die besondere kleinere unter der Pansherme. Also eine Gruppe der monumentalen Kunst, welche die Kuraphrodite als Urgrund alles Seins, als mächtige Schicksalsgöttin und Herrscherin über das Weltall darstellte[1]), ist uns hier in einer kleinen, wohl aus einem Lararium stammenden Kopie erhalten.

Zum Schlusse noch zwei italische Bildwerke, welche verschollene Sagen erhalten haben.

Von hervorragendem wissenschaftlichen Werte sind die Silberdenare des L. Farsuleius Mensor, welche in die Zeit von 81—69 v. Chr. gesetzt werden. Einmal ist der Name dieses Münzmeisters nur durch sie bekannt, wennschon andere Mitglieder seines Geschlechtes sich oft auf Inschriften nachweisen lassen (z. B. CIL. VIII 4975 7351). Ferner zeigt die Rückseite einen in der Litteratur nicht erwähnten Vorgang (Tafel Fig. 23; vgl. Th. Mommsen, Römisches Münzwesen Nr. 248 und E. Babelon, Monnaies de la république

[1]) Proklos sagt von ihr 5, 2 f.: *ἧς ποτ' ἀλεξικάκοιο περιπλήθοντες ἀρωγῆς πατρίδος ἡμετέρης θεοφράδμονες ἡγεμονῆες.* V. 7 f.: *καί ἑ θεὰν ὀνόμηναν Ὀλύμπιον, ἧς διὰ κάρτος πολλάκι μὲν θανάτοιο βροτοφθόρον ἔκφυγον ἰόν, ἐς δ' ἀρετὴν ἔχον ὄμμα· τελεσσιγόνων δ' ἀπὸ λέκτρων ἔμπεδος ἀγλαόμητις ἀνασταχύεσκε γενέθλη, πάντῃ δ' ἠπιόδωρος ἔην βιότοιο γαλήνη.* V. 16 f.: *ψυχὴν δ' ἂψ ἀνάειρον ἀπ' αἴσχεος ἐς πολὺ κάλλος, γηγενέος προφυγοῦσαν ὀλοίιον οἶστρον ἐρωῆς.*

romaine I 493 f.[1]) Auf einer Biga sieht man einen gepanzerten, behelmten und auf einigen Stücken auch eine Lanze haltenden Krieger, welcher den Lauf seiner schnell dahinsprengenden Rosse zügelt. Er thut dies, um einen ungerüsteten, kahlköpfigen Mann in langem Gewande aufzunehmen, dem er die Hand reicht und der bereits einen Fufs auf den Wagen gesetzt hat. Namentlich die letztere Bewegung beweist, dafs das Bild mit Eckhel (DN. V 212) in der angegebenen Weise aufzufassen und nicht etwa an eine der von der griechischen Kunst ähnlich dargestellten Abschiedsszenen zu denken ist. In diesen setzt vielmehr der aufsteigende Krieger nur einen Fufs auf den Wagen. Auch die Annahme eines Absteigens ist ausgeschlossen, da dann die Körperhaltung des Lenkers und des Apobaten eine andere sein müfste, wie z. B. der Parthenonfries lehrt. In der römischen Litteratur hat man vergebens nach einem Anhalt für die Deutung gesucht, dagegen bietet die Ilias (Θ 80 f.) einen auffallend ähnlichen Vorgang. Nestors Beipferd ist vom Pfeile des Alexandros tötlich verwundet, hat sein Gespann in Verwirrung gebracht und er selbst wird von Hektor bedrängt, da nimmt ihn Diomedes auf seinen Wagen und rettet ihn. Eine ähnliche Geschlechtssage ist vielleicht für die Farsuleii anzunehmen, da an ein der Geschichte angehörendes Ereignis wegen des Streitwagens nicht gedacht werden darf. Für ihre Beschaffenheit im einzelnen wird man über Vermutungen kaum hinauskommen. Der alte Mann mag der Ahnherr der Gens sein, welcher irgendwie in eine grofse Gefahr geriet. Aus dieser wurde er durch rechtzeitige Hilfe gerettet, vielleicht durch den Stammvater Roms, Mars selbst, den die römischen Münzen mit Vorliebe gerade zu Wagen darstellen.[2]) Die von Eckhel (a. a. O.) angeführte Erklärung älterer Numismatiker, der Genius Roms nehme durch die Lex Iulia vom Jahre 89 v. Chr. die Bundesgenossen in das Bürgerrecht auf, bedarf keiner Widerlegung.

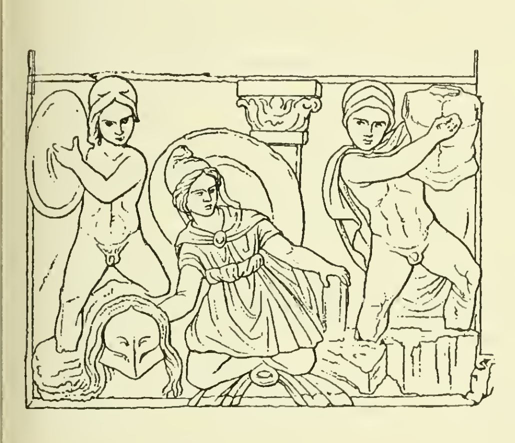
Zwei etruskische Aschenurnen des Museum zu Volterra (S. 415 nach H. Brunn e G. Körte, Rilievi delle urne Etrusche II 2 Taf. CXVIII) stellen mit nur unbedeutenden Abweichungen denselben Vorgang in Reliefs dar. Ein jugendlicher Kämpfer ist in die Kniee gesunken und schützt sich auf dem zweiten Relief mit hoch erhobenem Schild, der auf dem ersten bereits seiner Hand entfallen ist, gegen zwei von rechts und links ihn angreifende Männer, welche auf

---

[1]) Die von M. Bahrfeldt, Nachträge und Berichtigungen zur Münzkunde der römischen Republik I 115 erwähnte Schrift von A. Vercoutre, Le denier de Lucius Farsuleius Mensor (Épinal 1893) ist mir nicht zugänglich.

[2]) Nachträglich und nachdem mir das besonders gut erhaltene Berliner Exemplar bekannt geworden (Tafel Fig. 23), eröffnet sich mir eine noch näherliegende Deutung. Das tiefe Herunterfallen des Gewandes von der rechten Schulter der den Wagen besteigenden Gestalt, ihre schmale Taille und Kopf- wie Haarbildung lassen eher auf eine Frau als einen Mann schliefsen. Sollte es nicht Hersilia sein, die Gattin des Romulus? Denn bei dem häufigen Wechsel von h und f im Lateinischen ist es höchstwahrscheinlich, dafs deren Name dem der Farsuleii zu Grunde liegt und dafs diese ihr Geschlecht auf sie zurückführten. Romulus konnte man sich bei den Wettkämpfen des Raubes der Sabinerinnen oder schon als Sohn des Mars recht wohl auf dem Streitwagen denken. Es wäre also der bekannte Typus der Heimführung der Braut zu Wagen.

dem ersten Bildwerke unbärtig sind und Helme tragen, während auf dem zweiten nur der linke mit einem Helme versehen sowie bärtig ist und der rechte, wie in beiden Fällen der zu Boden gesunkene Gegner, eine phrygische Mütze trägt. Es fällt auf, daſs keiner der Gegner mit Angriffswaffen ausgerüstet ist. Der linke hält vielmehr einen Schild, nicht zu seinem eigenen Schutze, sondern er erhebt ihn mit beiden Händen gegen die Mittelfigur, der rechte einen Panzer, welchen er, auf dem ersten Relief besonders deutlich, gegen dieselbe schleudert. Von vorhergegangenen Würfen rühren offenbar auch die Waffenstücke her, welche man auſserdem bemerkt, in der ersten Darstellung ein Helm und eine Beinschiene, an welche der Bedrohte, wie um sie fortzustoſsen, seine Hände legt. Ebenso wird der von Körte (a. a. O. S. 253) unerklärt gelassene Gegenstand, auf dem er kniet, kaum etwas anderes sein als





ein Schild, auf welchem ihn ja auch das zweite Relief zeigt. Hier sieht man neben ihm noch einen zweiten Panzer liegen. Dieser Vorgang, für den man meines Wissens bisher keine Erklärung versucht hat, läſst sich in einer sehr ähnlichen auf italischem Boden vorkommenden Sage nachweisen: Tarpeia, die Verräterin ihrer Vaterstadt, findet den gleichen Tod, indem die Feinde statt der von ihr als Lohn erbetenen Armspangen den kriegerischen Schmuck des linken Armes, ihre Schilde, auf sie werfen. Trotzdem nun nach Plutarch (Romulus 17) Iuba, der wieder Sulpicius Galba folgte, die Sagenform berichtete, Tarpeia sei die Tochter des Hüters des Kapitols, Tarpeius, gewesen, werden wir diesen in der mit Waffenstücken überschütteten Gestalt nicht erkennen dürfen. Denn nicht Tarpeius wird von Tatius und seinen Sabinern getötet, sondern erst nach der in jener Weise erfolgten Ermordung seiner Tochter klagt ihn Romulus des Verrates an und bewirkt seine Verurteilung. Hier erkennt man also so deutlich wie nur irgend möglich die rationalistische Änderung und Interpolation der ursprünglichen Sagengestalt. Auch den Grund der Umgestaltung lassen noch die folgenden Worte Plutarchs durchblicken: *Καπι-*

τώλιον, ἐν ᾧ φρουρὰ καθειστήκει καὶ Ταρπήιος ἡγεμὼν αὐτῆς, οὐχὶ Ταρπηία παρθένος, ὡς ἔνιοι λέγουσιν, εὐήθη τὸν Ῥωμύλον ἀποδεικνύντες. Ist ja doch auch die weitere von Plutarch auf Antigonos zurückgeführte Variante, wonach Tarpeia die Tochter des Feldherrn der Sabiner war, welche Romulus mit Gewalt zu seiner Gemahlin gemacht hatte, nur eine willkürliche Umbildung, aber mehr nach der poetischen Seite hin. Die älteste Gestalt der Sage hat offenbar der von Plutarch erst an letzter Stelle erwähnte, doch wohl hellenistische Elegiker Simylos erhalten.[1]) Er erzählte sie übrigens so kurz, daſs man kaum ein besonderes, längeres Gedicht von ihm über Tarpeia annehmen darf; vielmehr werden die von Plutarch daraus angeführten je zwei Distichen, zwischen denen nur wenig fehlt (Plutarch sagt ausdrücklich καὶ μετ' ὀλίγα περὶ τῆς τελευτῆς), entweder der Schilderung eines längeren Geschichtsabschnittes entnommen sein, oder sie gehören, was bei einem Elegiker ungleich näher liegt, zu einer Aneinanderreihung der in der griechischen Mythologie nicht seltenen Fälle, in welchen Frauen ihre Vaterstadt verrieten, um von ihnen geliebte Führer der Feinde zu gewinnen.[2]) Das eigentümliche Motiv des Verräterlohnes der Schilde statt des kostbaren Armschmuckes kennt nun Simylos allerdings auch (das beweist namentlich der letzte Vers κούρῃ ἐπὶ στυγερῇ κόσμον ἔθεντο φόνον), aber dadurch unterscheidet sich seine Version von den anderen, daſs an der Stelle der Sabiner die Βόϊοί τε καὶ ἔθνεα μύρια Κελτῶν stehen. Dies ist offenbar auch die ursprüngliche Fassung, denn das Tragen von goldenem Kriegsschmuck ist ebensowenig sabinischer Brauch wie römischer, aber desto bekannter von den keltischen Barbaren her. Schon dem Dionys von Halikarnaſs oder einem seiner Gewährsmänner ist das aufgefallen. Er entschuldigt es daher durch die ebenso einfache wie unbegründete Annahme, daſs damals die Sabiner jene Sitte noch gehabt hätten.[3]) Wir werden vielmehr

[1]) Das Partizipium χηράμενος läſst sich sonst nur bei Leonidas von Tarent (Anth. Pal. VII 198) nachweisen; σκηπτοῦχος braucht in der gleichen Bedeutung Moschos 2, 161. In diese gewählte Sprache paſst auch gut das ἅπαξ εἰρημένον τειχολέτις. Endlich ist für den ersten Teil der Pentameter das von G. Kaibel (Commentationes in honorem Th. Mommseni S. 326) aufgestellte Kallimacheische Gesetz beobachtet. Die in dem zweiten Fragment des Simylos (Etymol. M. S. 135, 30, vgl. Th. Bergk im Index lectionum Marburgensium aestivarum 1850 S. XIII) erwähnte Arganthone steht mit dem hellenistischen Mythos bei Parthenios 36 in Zusammenhang.

[2]) Auf die Verwandtschaft der Sage von Skylla und Minos hat schon A. W. von Schlegel (Werke herausg. von Böcking XII 490) hingewiesen; vgl. auſserdem die Erklärer des Properz, F. Dümmler im Rheinischen Museum XLII (1887) S. 185 Anm. 1 und meine Ausführungen in den Jahrb. f. Philol. LXI (1891) S. 94.

[3]) II 38 χρυσοφόροι γὰρ οἱ Σαβῖνοι ἦσαν τότε καὶ Τυρρηνῶν οὐχ ἧττον ἁβροδίαιτοι. Den ursprünglichen Zusammenhang der Sage mit dem Galliereinfall hat bereits A. Schwegler erkannt (Röm. Geschichte I¹ S. 487 f.). Doch kann ich seiner sonstigen Behandlung nicht beistimmen, namentlich nicht seinem Leugnen des griechischen Einflusses. Römisch ist nur die Ortsgottheit Tarpeia und ihre Kultstätte, welche dann zum Grabe der daran angeknüpften griechischen Sagengestalt wurde. — Eine sorgfältige, aber wenig eindringende Behandlung der vielen Stellen, welche die Tarpeia erwähnen, hat L. Krahner gegeben in dem Programm des Gymnasium zu Friedland: Die Sage von der Tarpeia nach der Überlieferung dargestellt, Neubrandenburg 1858.

wieder eine willkürliche Änderung erkennen. In ihrer ursprünglichen Form hat die Tarpeiasage offenbar mit der Zerstörung Roms durch die Gallier in Verbindung gestanden. Als aber die rühmlichere Version von der Rettung des Kapitols und dem schlieſslichen Siege des Camillus die herrschende geworden war, muſste man jene Episode an einer anderen Stelle der alten römischen Geschichte unterbringen. Dazu bot die erste groſse Gefahr, in welcher das Kapitol schon unter Romulus während des Sabinerkrieges geschwebt haben sollte, die beste Gelegenheit; man brauchte ja nur statt der Kelten die Sabiner einzusetzen. Auch entspricht diese willkürliche und naive Behandlung der Überlieferung vollkommen den anderweitig bekannten Gepflogenheiten der Annalisten und der griechischen Schriftsteller, welche die gleiche Zeit dargestellt hatten. Da übrigens auf den Denaren des Münzmeisters L. Titurius Sabinus (88 v. Chr.) die Tarpeia bereits mit den Sabinern in Verbindung gebracht ist (E. Babelon, Monnaies de la république romaine II 498 f.; vgl. die ähnliche Darstellung auf den weit späteren Münzen des P. Petronius Turpilianus ebd. S. 301), so muſs jene Änderung der Sage schon vor seiner Zeit vorgenommen sein.

Kehren wir nun zu den etruskischen Reliefs zurück, so läſst schon ihr Vorhandensein mit Sicherheit auf die Bekanntschaft der Etrusker mit einer ähnlichen Sage schlieſsen. Das Motiv des Werfens der Schilde ist zu eigentümlich, als daſs es sich auf eine andere Weise erklären lieſse, und zugleich unzertrennlich mit dem von dem Verräter ausbedungenen Lohne, den an demselben Arme getragenen kostbaren Spangen, verknüpft. Mehr läſst sich aber über diese Sage nicht ermitteln. Sie kann das Vorbild der Legende von der Tarpeia gewesen sein, doch wird man sie sich kaum in Etrurien selbst entstanden und etwa mit einer dortigen Stadt verbunden denken dürfen. Wegen der verwandten griechischen Mythen und weil einheimische Sagen überhaupt nur selten auf italischen Denkmälern vorkommen, liegt es vielmehr näher, daſs die Künstler auch hier irgend einen uns unbekannten griechischen Vorwurf darstellen.[1])

[1]) Nur dem bildlichen Typus nach mit den Reliefs verwandt sind die zahlreichen vertieft geschnittenen Steine mit einem tötlich verwundet zwischen Schilden liegenden und auf einen derselben die Siegesinschrift schreibenden Krieger, welchen bereits Winckelmann richtig auf den Sieger über die Lakedämonier, Othryades von Argos, gedeutet hat. Etwaige Bedenken gegen diese Erklärung müssen schwinden, nachdem jüngst ein Stein bekannt geworden ist, welcher auf einem der Schilde statt der sonstigen Inschrift VICI die Buchstaben LAC d. i. *Lacedaemoniorum* zeigt (E. Babelon, Collection Pauvert de la Chapelle S. 40 f. Taf. VII 104; vgl. A. Furtwängler, Antike Gemmen III S. XLVIII). Übrigens bedeutet die Inschrift des Berliner Chalcedon Nr. 565, welche Furtwängler (Geschnittene Steine des Antiquarium S. 46) *viai* oder *Vi*[*ctori*]*ai* liest, gleichfalls *vici*, da der dritte Buchstabe kein A, sondern ein spitzwinkelig geratenes C ist, wie schon seine Stellung beweist.

ANGELN UND WARNEN

DIE ENTSTEHUNG DES THÜRINGISCHEN STAMMES[1])

Von Ernst Devrient

Als Tiberius im Jahre 5 n. Chr. an die Elbe vordrang, fand er am linken Ufer des Stromes in der heutigen Altmark die Langobarden, weiter oberhalb am rechten Ufer Semnonen und Hermunduren. Wie aus Strabo hervorgeht, waren die Langobarden erst vor kurzem vom rechten Ufer herübergekommen. In den von ihnen dort verlassenen Sitzen vermutlich hatten sich die Semnonen niedergelassen, und hinter diesen drängten andere Stämme nach.[2]) Reudigner, Avionen, Angeln, Warnen, Eudosen, Suardonen und Nuithonen heifsen bei Tacitus jene Suebenstämme, die nördlich von den Langobarden bis an die Küsten der Ostsee wohnen und ein gemeinsames Heiligtum im Tempel der Mutter Erde auf einer Insel verehren. Ptolemäus zeigt ein anderes Bild. Zwischen Langobarden und Semnonen haben sich inzwischen die Angeln südwärts geschoben und, jedenfalls auf Kosten der Cherusker, an der unteren Saale ausgebreitet. Es ist sicher unerlaubt mit Kirchhoff[3]) anzunehmen, die Angeln hätten schon lange vor Tacitus südlich der Elbe gesessen. Kirchhoff hält die Angeln für den Hauptstamm der Hermunduren und geht (S. 46) in seinem Eifer so weit, dafs er ihren Namen einfach für Hermunduren einsetzt, um aus dem Zusammenstofs mit den Chatten (im Jahre 58 n. Chr.) zu beweisen, dafs Angeln schon damals in Thüringen gewohnt haben. Welch ein *circulus vitiosus*! Die früheren Wohnsitze der Angeln sind unschwer aus dem noch heute bekannten Namen der Landschaft Angeln zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde zu erschliefsen. Auch Kirchhoff ist der Ansicht, dafs Tacitus hier im Norden die Angeln kennt, und er denkt deshalb an zwei getrennte Teile des Stammes. Aber Tacitus kennt überhaupt nur diese nördlichen Angeln. Neben ihnen nennt er die Warnen, auf deren alte Heimat noch heute

---

[1]) Vgl. Bd. V 517—534 und oben S. 51—62.

[2]) Werneburg (Jahrbücher der kgl. Akad. gemeinnütz. Wissenschaften zu Erfurt N. F. X, 1880, S. 28) versetzt die Langobarden in die Gegend zwischen Saale, Mulde und Erzgebirge südlich von den Semnonen. Aber gerade die Reihenfolge bei Tacitus, die als Beweis dienen soll, spricht dagegen: Semnonen, Langobarden, Reudinger, Avionen u. s. w.; also von Süden nach Norden! Auch das Bündnis der Langobarden und Semnonen mit den Markomannen (Tac. Ann. II 45) spricht ebensowenig gegen einen ferneren Wohnsitz der ersteren wie deren Beziehungen zu den Cheruskern: zwischen Harz und Elbe grenzten die Langobarden an die Cherusker, die Elbe schied sie von den Semnonen.

[3]) Alfred Kirchhoff, Thüringen doch Hermundurenland. Leipzig 1882.

die Warnitz (*Warnaes* im XIII. Jahrh.) im mittleren Holstein hinweist. Ptolemäus nennt auf der jütischen Halbinsel ganz andere Namen. Man nimmt jetzt gewöhnlich an, dafs seine Kenntnis von diesen nördlichen Gegenden auf den Erkundigungen jener Römer beruhe, die zur Zeit des Augustus das Skagener Horn umschifft haben, so dafs Ptolemäus hier ältere Zustände wiedergäbe als Tacitus. Ptolemäus setzt in Übereinstimmung mit Plinius und dem Ancyranischen Denkmal die Cimbern an die Nordspitze der Halbinsel, während Tacitus sie in unbestimmter Nähe der Chauken an der Nordsee erwähnt, und Ptolemäus nennt unter anderen Stämmen die Charuden, die gewifs mit den Chaluben des Denkmals identisch sind, bei Tacitus aber nicht vorkommen.[1]) Damit sind jedoch die Spuren älterer Quellen bei Ptolemäus erschöpft. Seine Nachricht über die Wohnsitze der Sachsen im südlichen Holstein an Stelle der Taciteischen Reudinger und Avionen ist sicher bedeutend jünger als Tacitus; denn dieses Volk ist der älteren Zeit noch ganz fremd. Die Angeln nennt Ptolemäus in Schleswig nicht, an ihrer Stelle aber einige kleinere Stämme, die vielleicht als anglische Teilstämme erklärt werden können. Der gröfsere Teil der Angeln hat bei ihm schon die auch sonst überlieferten Wohnsitze in Nordthüringen inne. Auch die Warnen sitzen bei Ptolemäus nicht mehr in Holstein. Wir haben sie höchst wahrscheinlich in den Virunen wiederzuerkennen, die Ptolemäus zwischen den Sachsen und den Semnonen neben den Teutonoaren nennt.[2]) Dafs die östlich davon aufgeführten Teutonen und Avarnen ebendieselben Völkerschaften sind wie jene, ist eine sehr wahrscheinliche Annahme. Die Sachsen wohnen von der Elbe bis zum Chalusus an der Ostsee, vom Chalusus bis zum Suevus an der Küste die Farodinen, südlich von diesen beiden Stämmen die Teutonen und Warnen bis an die Nordgrenze der Semnonen. Dafs unter dem Chalusus die Warnow und unter dem Suevus die Oder zu verstehen sind, geht daraus hervor, dafs der Suevus allein von allen Ostseeflüssen aufser der Weichsel auch im Binnenlande genannt wird, und zwar als Ostgrenze der Semnonen, und also ein gröfserer Flufs sein mufs, und dafs der Chalusus in der Mitte zwischen dem Suevus und dem westlichsten Winkel der Ostsee genannt wird.[3]) So

---

[1]) Seelmann, Zur Gesch. der deutschen Volksstämme Norddeutschlands und Dänemarks (Jahrbuch des Ver. f. nd. Sprachforsch. XII 1886) S. 41 f.

[2]) Ptol. Geogr. II 11, 9: . . . *μεταξὺ . . . Σαξόνων δὲ καὶ τῶν Συήβων Τευτονόαροι καὶ Οὐίρουνοι· Φαροδεινῶν δὲ καὶ Συήβων Τεύτονες καὶ Αὔαρποι* u. s. w. S. die Karte oben S. 58.

[3]) Den zuletzt genannten Umstand scheint Seelmann a. a. O. S. 43 ff. ganz zu übersehen, indem er den Chalusus für die Trave und den Suevus für die Warnow erklärt. Er will die Warnow und die Wasserreihe, zu der der Müritzsee gehört, als Ostgrenze der Semnonen betrachtet wissen und ist dadurch genötigt, das Land von diesen Seen bis zum Ostrande des Oderbruches, wo auch er die Burgunder beginnen läfst, für unbewohnt, sozusagen für einen ungeheueren Grenzsumpf zu erklären. Er spricht dann (S. 47) von der angeblich sicher festgestellten Thatsache, dafs die Semnonen 'die Elbe ungefähr bis Boitzenburg hinab safsen', und bemerkt nicht, dafs er mit diesen Grenzbestimmungen den Semnonen, die er doch selbst 'das mächtigste aller suebischen Völker' nennt, ein unverhältnismäfsig kleines Gebiet einräumt. Dem gegenüber, was er S. 45 f. über die Unfruchtbarkeit der südlichen Mark sagt, kann man ja einräumen, dafs der Mittelpunkt ihres Landes in der Havelniederung lag; aber ihr Gebiet nördlich der Havelmündung anzunehmen haben wir keinen

sehen wir die Warnen in Mecklenburg, wo nicht nur der Flufs Warnow, sondern auch mehrere Ortsnamen: Waren, Warin, Warnitz, Warnow und Warnikow an sie erinnern.[1])

Angeln und Semnonen nennt Ptolemäus die gröfsten Stämme der Sueben. Jene haben nach ihm zur Nordgrenze die Mittelelbe, die sie von den Semnonen trennt.

Auch Angeln und Warnen lassen also die südwärts gerichtete Bewegung der deutschen Stämme erkennen, die um die Wende des II. und III. Jahrh. an Stärke zunahm und zur Bildung neuer Stämme führte.[2]) Die Sachsen, noch bei Ptolemäus ein Stamm mittlerer Gröfse im südlichen Holstein, vermutlich aus den Taciteischen Reudingern und Avionen zusammengesetzt, breiten sich an der Nordseeküste bis zur Rheinmündung aus und vereinigen die Völker zwischen Elbe und Lippe unter ihrem Namen. In dem von den Langobarden verlassenen Landstrich an der Ohre werden sie wieder zu unmittelbaren Nachbarn der Angeln. Neben den Angeln haben sich die Cherusker noch längere Zeit behauptet. Wir wissen, dafs sie den Römern noch im IV. Jahrh. als Anwohner der Elbe bekannt waren. Dafs diese geographische Bestimmung nicht allzu genau zu nehmen ist, haben wir freilich schon früher gesehen (N. Jahrb. Bd. V 534).

Es ist bekannt, dafs ein Teil der Angeln mit sächsischen Scharen im V. Jahrh. über die Nordsee fuhr und die angelsächsischen Königreiche errichtet hat. Diese Angeln waren vermutlich auf der jütischen Halbinsel geblieben, als ihre Stammesgenossen über die Elbe zogen. Was später aus den Angeln am linken Elbufer geworden ist, deutet die Überschrift des unter Karl dem Grofsen aufgezeichneten Rechtes der Thüringer an: *Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum.*[3]) Angeln und Warnen haben also mit beigetragen zur Bildung des neuen Stammes der Thüringer.

Die früheste Erwähnung der Thüringer findet sich bei dem römischen Schriftsteller Flavius Vegetius Renatus. Dieser führt in einer zu Anfang des V. Jahrh. verfafsten Schrift über die Pferdeheilkunst neben den hunnischen Pferden lobend die thüringischen und burgundischen an.[4]) Als dann im

---

Grund. Dort safsen vielmehr die Warnen und Sachsen. Die Teutonen sind wohl von Ptolemäus ohne zureichenden Grund in diese Gegend versetzt (Holz, Beiträge z. deutsch. Altertumskunde I, Halle 1894, S. 32 f.).

[1]) Platner in den Forsch. z. deutschen Gesch. XX 199.

[2]) Baumann, Forsch. z. schwäb. Gesch. S. 516 erklärt das Anwachsen des Völkerstroms um d. J. 200 durch einen plötzlichen Vorstofs der Slaven. Aber ein solcher hätte sich doch in einer entschiedeneren Wendung nach Westen äufsern müssen. Die Hauptrichtung geht nach wie vor nach Süden. Die Goten wandern sogar nach Südosten. Man hat sich viel zu sehr gewöhnt, die ganze grofse Völkerwanderung als ein Vordringen der slavischen und mongolischen Stämme zu betrachten. Diese Kräfte treten ja erst im V. Jahrh. in Wirkung. Das menschenerzeugende Nordland aber liefs Jahrhunderte lang Ströme neuen Lebens nach dem südlichen Europa fliefsen.

[3]) Herausgegeben von K. Fr. v. Richthofen MGH. Leges V.

[4]) Vegetius, Ars veterinaria IV 6.

Jahre 451 der Hunnenkönig Attila seine Völker nach Gallien führte, leisteten ihm auch Thüringer die Heeresfolge.[1]) Gegen das Jahr 480 plünderten streifende Thüringer die Stadt Passau, und bald danach bedrohten sie auch Lorch.[2]) Daraus glaubte man schliefsen zu sollen, dafs sich das Land der Thüringer bis an die Donau erstreckt habe. Und einen willkommenen Beweis für diese Annahme fand man bei dem Geographen von Ravenna, der durch das Land der Thüringer, das er als früheres Germanien zu bezeichnen scheint, unter sehr vielen anderen Flüssen auch Bac und Regen, Nebenflüsse der Donau, fliefsen läfst und das Land der Sueben oder Alamannen ihm benachbart nennt.[3]) Aus dieser dunklen Stelle geht mit Gewifsheit zunächst nur hervor, dafs der Geograph sehr unklare Vorstellungen von Deutschland gehabt hat. Es ist eine sehr wahrscheinliche Vermutung Werneburgs, dafs die Angabe des Geographen auf einer Verwechselung der Tungern, die nach Tacitus, Germ. 2, früher Germanen genannt worden sein sollen, mit den Thüringern beruht. Die lächerliche Anführung der unbedeutenden Flüsse Bac und Regen scheint durch irgend eine Nachricht über die Plünderungen an der Donau veranlafst zu sein. Zu einem Beweis für die Grenzen des Thüringer Landes ist der verworrene Kompilator nicht zu verwerten. Etwas besser unterrichtet ist Prokop oder vielmehr seine Quelle, nach der er die Thüringer östlich von den Franken, etwas weiter südlich die Burgunder und über den Thüringern die Schwaben und Alamannen ansetzt.[4]) Diese Stelle findet sich bei Prokop zwischen Nachrichten aus dem VI. Jahrh.; aber sie ist entschieden viel älter, da alle genannten Völker als selbständig bezeichnet werden. Da die Alamannen im

---

[1]) Apollinaris Sidonius, Paneg. Avito Augusto socero dictus, Carm. IV 321—325: . . . *pugnacem Rugum comitante Gelono Gepida trux sequitur, Scyrum Burgundio cogit, Chunus, Bellonotus, Neurus, Bastarna, Toringus, Bructerus, ulvosa quem Nicer abluit unda, Prorumpit Francus* . . .

[2]) Eugippius, Vita S. Severini C. 27 in Passau: *Thoringis irruentibus in eadem hebdomada alii quidem trucidati, alii in captivitatem deducti* . . . C. 31 der rugische König über die Bevölkerung von Lorch: *Hunc populum, pro quo benivolus precator accedis, non patiar Alamannorum ac Thoringorum saeva depraedatione vestari* u. s. w.

[3]) Geographus Ravennas: *Ad patriam Francorum Rhinensium est patria, quae antiquitus Germania nuncupatur, quae propinquatur et patria Saxonum. Quam patriam secundum praefatum Anaridum philosophum designavimus, per quam Thuringorum patriam transeunt plurima flumina, inter cetera quae dicuntur Bac et Reganum, quae in Danubio merguntur. Iterum propinqua ipsius Thuringiae adscribitur patria Suevorum, quae et Alemannorum patria.*

[4]) Procop., Hist. I 12 (ed. Dindorf I 63): *Ῥῆνος δὲ ἐς τὸν ὠκεανὸν τὰς ἐκβολὰς ποιεῖται. λίμναι τε ἐνταῦθα, οὗ δὴ Γερμανοὶ τὸ παλαιὸν ᾤκηντο βάρβαρον ἔθνος, οὐ πολλοῦ λόγου τὸ κατ' ἀρχὰς ἄξων, οἳ νῦν Φράγγοι καλοῦνται. τούτων ἐχόμενοι Ἀρβόρυχοι ᾤκουν, οἳ ξὺν πάσῃ τῇ ἄλλῃ Γαλλίᾳ, καὶ μὴν καὶ Ἱσπανίᾳ Ῥωμαίων κατήκοοι ἐκ παλαιοῦ ἦσαν. μετὰ δὲ αὐτοὺς ἐς τὰ πρὸς ἀνίσχοντα ἥλιον Θόριγγοι βάρβαροι δόντος Αὐγούστου πρώτου βασιλέως ἱδρύσαντο. καὶ αὐτῶν Βουργουζίωνες οὐ πολλῷ ἄποθεν πρὸς νότον ἄνεμον τετραμμένοι ᾤκουν, Σουάβοι τε ὑπὲρ Θορίγγων καὶ Ἀλαμανοὶ ἰσχυρὰ ἔθνη. οὗτοι αὐτόνομοι ἅπαντες ταύτῃ τὸ ἀνέκαθεν ἵδρυντο.* Die Sage von der Ansiedelung durch Augustus beruht vielleicht auf einer Verwechselung mit den Hermunduren, denen Domitius Ahenobarbus unter Augustus Wohnsitze im Markomannenlande anwies, s. oben S. 54.

Jahre 496 von den Franken unterworfen wurden, müssen Zustände vor dieser Zeit gemeint sein, und dann mufs man noch bis über 437 zurückgehen, das Jahr, in dem das burgundische Reich am Rheine zerstört wurde; denn danach wäre die Entfernung der Burgunder (an der Rhone) von den Franken (am Mittelrhein) zu grofs. Also in den ersten Jahrzehnten des V. Jahrh. sind die Schwaben oder Alamannen die südlichen Nachbarn der Thüringer. Als solche kennt sie auch noch Jordanis, der als Erklärung zu einem Angriff der Ostgoten auf die Schwaben um das Jahr 480 der letzteren Wohnsitze durch die angrenzenden Völker bestimmt: im Osten die Bayern, im Westen die Franken, im Süden die Burgunder, im Norden die Thüringer.[1]) Daraus geht aber noch nicht hervor, wo wir die Grenze der beiden Stämme zu suchen haben. Im allgemeinen verlegt man sie an die Donau und rechnet also das spätere Ostfranken zu Thüringen. Werneburg aber weist mit Recht darauf hin, dafs die Ortsnamen in Ostfranken ganz ausgeprägt süddeutschen Charakter tragen. Die Endungen -streu, -reuth, -wind, -fels und ganz besonders -ach und -heim sind in Ostfranken ebenso häufig wie in Schwaben, während sie in Thüringen fast ganz fehlen. Arnold (Ansiedelungen und Wanderungen S. 218 ff.) zeigt die starke Mischung fränkischer und alamannischer Ortsnamen am oberen Main, entstanden durch die Einwanderung von Franken in die vorher alamannische Gegend. In den geschriebenen Quellen ist nicht der geringste Beweis zu finden, dafs Würzburg oder Bamberg jemals zu Thüringen gehört habe. Die oben angeführten Stellen über das Auftreten von Thüringern in Süddeutschland beziehen sich alle auf die Donaugegend unterhalb von Regensburg, die früher den Varisten gehörte und später den Bayern. Kirchhoff giebt S. 31 f. selbst zu, dafs die Thüringer sich hier nur kurze Zeit aufgehalten haben können. Für die Ableitung des Stammes von den Hermunduren, die Kirchhoff im Einverständnis mit der fast allgemeinen Ansicht vertritt, sind diese Thüringer zwischen der Donau und dem Böhmerwald überhaupt nicht sehr bequem; denn in jener Gegend haben Hermunduren nie gewohnt. Es kann sich bei jenen Plünderungszügen nur um streifende Thüringerscharen gehandelt haben, die nach dem Verfall des Hunnenreiches, dem sie gedient, die Länder unsicher machten. Wollte man auf alle ähnlichen Nachrichten die geographische Bestimmung von Völkerniederlassungen gründen, so würde Deutschland nicht ausreichen für alle jene Alanen-, Vandalen-, Heruler- und Suevenstaaten.

Eine bisher viel zu wenig beachtete Thatsache ist es, dafs der Name des Stammes ursprünglich nicht Thuringe sondern Thoringe, Toringe lautet. Das sollte doch denjenigen zu denken geben, die aus sprachlichen Gründen die Thüringer für Nachkommen der Hermunduren halten. Jakob Grimm hat sich der herrschenden Auffassung zwar angeschlossen (offenbar weil ihm die Geschichtforschung keine andere Möglichkeit zu bieten schien), doch

---

[1]) Jordanis, Get. 55: *Nam regio illa Suavorum ab oriente Baioarios habet, ab occidente Francos, a meridie Burgundiones, a septentrione Thuringos.* Für *Thuringos* haben mehrere Hss. aus dem XI. und XII. Jahrh.: *Toringos, Thoringos*, was richtiger sein dürfte. Gleichzeitige Hss. sind nicht erhalten.

nicht, ohne das Bedenken zu äufsern, dafs das gotische th, das althochdeutsche d eigentlich ein lateinisches t verlange, so dafs es mindestens Turen heifsen müsse.[1]) Nachdem nun erwiesen ist, dafs die Hermunduren niemals in Thüringen gewohnt haben, auch keine Thüringer im Hermundurenlande nachzuweisen sind, erhält dieses Bedenken doppeltes Gewicht. Mit den Hermunduren haben die Thüringer und ihr Name nicht das Geringste zu thun. Sie sind ein neuer Stamm, der sich zwischen dem Thüringerwald und der Elbe aus verschiedenen kleineren Völkern gebildet hat, in ganz analoger Weise, wie etwas früher die Franken, Sachsen und Schwaben, etwas später die Bayern. Erst in der zweiten Hälfte des V. Jahrh. erfahren wir Näheres über das Thüringische Reich und seine Königsfamilie.

Gregor von Tours erzählt, dafs König Childerich, der im Jahre 457 zur Regierung kam, von den Franken wegen seiner unzüchtigen Handlungen vertrieben wurde. Er floh nach Thüringen, wo ihn König Bisinus freundlich aufnahm und 8 Jahre lang beherbergte. Zum Dank verführte der Franke seine Frau Basina, die ihm dann auch in die Heimat folgte und (466) die Mutter des Königs Chlodowech wurde.[2]) Auch die im IX. Jahrh. entstandene Genealogie der Karolinger nennt Basina von Thüringen als Chlodowechs Mutter.[3]) Man hat das Reich dieses Königs Bisinus nicht in unserem Thüringen, sondern am Rhein gesucht, wo eine Landschaft Thoringia thatsächlich vorkommt. Aber es ist eine ganz unbegründete Annahme, dafs jenes Thoringien jemals einen eigenen König gehabt habe. Im Bericht von der Herkunft der Franken sagt Gregor, dafs sie, von Pannonien kommend, zuerst die Ufer des Rheins bewohnt hätten, dann seien sie den Strom überschreitend durch Thoringien gezogen. Weiterhin erfahren wir, dafs der Frankenkönig Chlodio zu Disparg an der Grenze der Thoringer gewohnt habe.[4]) Das ist zunächst alles, was wir von dieser Gegend wissen. Woher auch das linksrheinische Thoringien ursprünglich seinen Namen haben möge — wahrscheinlich von der Verehrung des Donnergottes an den Übergängen über die Maas und die Schelde —, so scheint es jedenfalls sicher, dafs es zu Gregors Zeit ein rein geographischer Begriff ohne jede ethnographische oder politische Bedeutung war.[5]) Dagegen ist es eine unbestrittene Thatsache, dafs im mitteldeutschen Thüringen in der zweiten Hälfte des V. Jahrh. ein König geherrscht hat, dessen Name Basinus, Fisud, Pisen lautet.[6]) Dem gegenüber hat man sich mit der Annahme zu helfen ge-

---

[1]) Gesch. d. deutschen Sprache II 597. [2]) Gregor. Tur., Hist. Franc. II 12.

[3]) Domus Carolingicae genealogia. Mon. Germ. SS. II 311: *Post Hildericum Chlodoveus rex, cuius mater Basina de Toringa.*

[4]) Gregor., Hist. Franc. II 9: *Tradunt multi eosdem de Pannonia fuisse digressos et primum quidem litora Rheni amnis incoluisse, dehinc transacto Rheno Thoringiam transmeasse... Ferunt etiam tunc Chlogionem utilem ac nobilissimum in gente sua regem Francorum fuisse, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in termino Thoringorum.*

[5]) Vgl. R. Schröder (Die Herkunft der Franken), Hist. Zeitschr. XVIII (1880) S. 41 ff.

[6]) Origo gentis Langob.: *Uacho habuit uxores tres, Raicundam filiam Fisud regis Turingorum* etc. ... Chron. Gothanum: *Uuacho habuit uxores tres, Ranigundam filiam*

sucht, dafs die fränkische Sage den ostthüringischen König Bisin in das rheinische Thüringen übertragen habe, vielleicht veranlafst durch den Namen Basina und den ähnlichen Klang des Königsnamens. Alle diese Künsteleien haben keinen anderen Grund als die Meinung, dafs das mitteldeutsche Thüringen dem Reiche Childerichs zu fern lag. Ein sehr schwacher Grund, denn je weiter Childerichs Zufluchtsort von seinem Lande entfernt war, desto sicherer mufste er sich doch fühlen! Nachdem aber nun R. Schröder nachgewiesen hat, dafs Childerichs Reich sich nicht auf den Niederrhein beschränkt, sondern auch das Land der Chatten mit umfafst hat, ist es nicht mehr gestattet, an der mitteldeutschen Herkunft Basinas zu zweifeln.[1]) Im einzelnen ist sicher Gregors Erzählung sagenhaft ausgeschmückt; z. B. ist Basina viel eher für eine Schwester als die Gattin des Thüringerkönigs zu halten, und die Ehebruchsgeschichte scheint sich thatsächlich zwischen König Bisin, seiner Frau Menia und einem Langobardenfürsten abgespielt zu haben.[2])

Im Jahre 491 geriet der Frankenkönig Chlodowech in Krieg mit den Thüringern, die er angeblich seiner Botmäfsigkeit unterwarf.[3]) Auch hier soll es sich um die linksrheinischen Thüringer gehandelt haben. Von den Gründen für diese Annahme fällt der eine, die weite Entfernung, durch die schon erwähnte Arbeit R. Schröders weg. Der andere besteht darin, dafs man das mitteldeutsche Thüringerreich später noch in völliger Unabhängigkeit findet. Aber warum klammert man sich hier so ängstlich an die Worte Gregors, dessen Zuverlässigkeit man doch sonst so sehr bezweifelt? Der Nachricht von 491 sieht man ja ihre offiziöse Herkunft sofort an. Wie oft haben nicht römische Feldherren die Unterwerfung der Germanen zwischen Rhein und Elbe verkündigt! Man denke nur an die Siegesnachrichten des Germanicus! Mit gröfserem Rechte darf man darauf hinweisen, dafs die Bewohner des linksrheinischen Thüringens schon früher keine Selbständigkeit mehr hatten; wie hätten sonst die Franken durch ihr Land ziehen und ihre Königsburg an der Grenze Thoringiens errichten können? Im Jahre 491 hat Chlodowech sicher

---

Pisen regis Turingorum. Venan. Fortun., Vita S. Radegundis C. 2: *Radegundis natione barbara de regione Thoringa, avo Bassino rege, patruo Hermfrido, patre rege Berethario.* Vgl. Lippert, Beiträge z. ältest. Gesch. d. Thür. (Zeitschr. d. V. f. th. Gesch. u. A. XI) S. 269 f.

[1]) R. Schröder, Die Herkunft der Franken. Hist. Zeitschr. XLIII (1880) S. 1—65. Auf das mitteldeutsche Thüringen bezieht schon G. Richter, Annalen d. deutschen Gesch. i. M.-A. I 24 die Erzählung von Basina.

[2]) Chron. Gothanum: *Mater autem Audoin nomine Menia uxor fuit Pissae regis.* Vgl. Lippert, Zeitschr. d. V. f. th. Gesch. u. A. XI 270. Erheiternd ist es, dafs sowohl Schröder als auch Lippert die Worte Basinas . . . *in transmarinis partibus* . . . als Beweis für ihre entgegengesetzten Ansichten von Basinas Heimat verwenden. Wie kann man aus solchen dichterischen Wendungen derartige Schlüsse ziehen wollen!

[3]) Greg. Tur., Hist. Franc. II 27: *Multa bella victoriasque fecit. Nam decimo regni sui anno Thoringis bellum intulit eosdemque suis dicionibus subiugavit*; auf das linksrheinische Th. bezogen von G. Richter a. a. O. S. 35, Waitz, Verfassungsgesch. II[3] 58 und Lippert a. a. O. S. 260 312 f., auf das mitteldeutsche von Arnold, Deutsche Gesch. II 89 und Schröder a. a. O.

einen vielleicht glücklichen, aber unbedeutenden Krieg mit seinem östlichen Nachbarn, dem Königreich Thüringen geführt; er mag dabei einen Grenzstrich erworben haben, die Unterwerfung Thüringens ist nicht ernst zu nehmen. Durch die Erinnerung an, offenbar bei Gelegenheit dieses Krieges, erlittene Unbilden sucht später König Theuderich den Grimm seiner Franken gegen die Thüringer zu entfachen.[1])

Im Jahre 496 fiel bekanntlich das Alamannenreich unter die Herrschaft der Franken, die die nördliche Hälfte des eroberten Gebietes mit ihren Kolonisten besetzten. Der wachsenden Macht der Franken gegenüber suchte der Ostgotenkönig Theuderich die noch unabhängigen Germanenstämme zu einem Bunde zu vereinigen. Er forderte um das Jahr 500 die Könige der Heruler, Warnen und Thüringer auf, gemeinsam mit ihm und dem König der Burgunder bei Chlodowech drohende Einsprache gegen die Bedrängung der Westgoten zu erheben.[2]) Und bald danach vermählte er seine Nichte Amalaberga dem Thüringerkönig Herminfried.[3]) Wo lagen nun die Königreiche der Heruler und Warnen? Man hat sie in unmittelbarer Nachbarschaft Thüringens vermutet. Über die Heruler ist uns kaum mehr überliefert, als dafs sie, ursprünglich aus Schweden stammend, dann eine Zeit lang in den von den Semnonen verlassenen Strichen an der Havel ansässig[4]), jetzt ungefähr in der Gegend der Marchmündung safsen.[5]) Etwa 10 Jahre später wurden sie von den Langobarden geschlagen und flohen zu den Gepiden, die damals im alten Dacien wohnten. Als dort Zwistigkeiten zwischen den beiden Stämmen ausbrachen, wanderte die Hauptmasse der Heruler über die Donau nach Illyrien aus, wo sich ihr Königreich noch länger erhielt; ein Teil aber beschlofs nach Norden in die alte Heimat zurückzukehren. Nachdem die Heruler der Reihe nach alle Völker der Slaven berührt hatten, kamen sie durch ein grofses wüst liegendes Land zu den Warnen und danach zu den Dänen.[6])

[1]) Greg. Tur., Hist. Franc. III 7 (S. 114): *Convocatis igitur Francis dicit ad eos: Indignamini quaeso tam meam iniuriam quam interitum parentum vestrorum ac recolite Thoringos quondam super parentes nostros violenter advenisse ac multa illis intulisse mala* u. s. w. Nach diesen Worten (die auch Kirchhoff S. 54 Anm. 2 ebenso wie die Ereignisse von 491 auf die linksrheinischen Thüringer bezieht) scheint jener Krieg ja sehr wenig erfolgreich für die Franken gewesen zu sein.

[2]) Cassiodori Var. III 3. Mon. Germ. hist., Auct. ant. S. 79. Vgl. Dobenecker, Reg. hist. Thur. I 1.

[3]) Procop, De bello Goth. I 12 ed. Dindorf S. 65: *Θευδέριχος ἠγγύησεν Ἑρμενεφρίδῳ δὲ τῶν Θοριγγων ἄρχοντι Ἀμελοβέργαν τὴν Ἀμαλαφρίδης τῆς ἀδελφῆς παῖδα.* Zeitbestimmung bei Lippert, Zeitschr. d. V. f. th. Gesch. u. A. XI 261 ff.; Litteratur bei Dobenecker, a. a. O. S. 2 Nr. 2.

[4]) Vgl. Seelmann a. a. O. S. 29 54 f. Dafs aber der König der Heruler in Theoderichs Brief noch in diesen norddeutschen Gegenden geherrscht habe, ist eine grundlose Annahme Seelmanns. Das herulische Königreich hat sicher an der Donau gelegen.

[5]) L. Schmidt, Älteste Gesch. der Langobarden, Lpz. Diss. 1884, S. 52.

[6]) Procop II 15 S. 205: *ἤμειψαν μὲν τὰ Σκλαβηνῶν ἔθνη ἐφεξῆς ἅπαντα, ἔρημον δὲ χώραν διαβάντες ἐνθένδε πολλὴν ἐς τοὺς Οὐάρνους καλουμένους ἐχώρησαν. μεθ' οὓς δὴ καὶ Δανῶν τὰ ἔθνη παρέδραμον* u. s. w. Ed. Otto Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896), Exkurs I 385 ff. weist nach, dafs der Zug der

Hier finden wir also die Warnen noch ungefähr in derselben Gegend, wo sie Ptolemäus kennt. Doch ist zu vermuten, dafs sie sich ein gutes Stück nach Süden ausgebreitet hatten, wodurch sie erst in die Nähe des Frankenreiches kommen konnten. Noch im Anfang des IX. Jahrh. erinnert eine Gegend zwischen Elbe und Saale an den Stamm der Werinen oder Warnen: im Jahre 805 zog ein Heer aus Sachsen *super Werinofelda et Demelcion* über das Erzgebirge nach Böhmen, und im nächsten Jahre rückte der junge König Karl aus Thüringen über die Saale durch das *Guerenaveldo* gegen die Sorben.[1]) Das Werinenfeld lag also am rechten Ufer der unteren Saale. Die Vermutung ist berechtigt, dafs hier ein Teil des Warnenreiches war. Wie weit sich dieses nach Norden erstreckte, ob es noch die Ostsee erreichte, wissen wir nicht. Auch die Südgrenze ist nicht zu ermitteln; nicht unmöglich ist es, dafs es sich bis zum Erzgebirge hin ausgedehnt habe, so dafs die Warnen am Frankenwalde die der Frankenherrschaft unterworfenen Alamannen berührten. Noch zwei andere Gegenden sind für die Wohnsitze der Warnen beansprucht worden. Prokop erzählt eine abenteuerliche Geschichte von dem Warnenkönig Radiger, der seine anglische Braut verlassen hatte, um seine Stiefmutter, eine Schwester des fränkischen Königs Theudebert, zu heiraten, dann aber von den Angeln durch eine aus Brittien kommende Flotte gezwungen wird sein Gelöbnis einzulösen. Und zur Erläuterung dieser Geschichte fügt Prokop hinzu: die Warnen wohnen über der Donau bis zum nördlichen Ozean und zum Rhein, der sie von den Franken trennt.[2]) Daraus glaubte man schliefsen zu dürfen, dafs am rechten Ufer des Niederrheins im VI. Jahrh. ein Warnenreich bestanden habe, und fand in der Nachbarschaft der linksrheinischen Thoringer eine willkommene Parallele zu den mitteldeutschen Verhältnissen. Allein Prokop steht diesen Ereignissen völlig fern und hat gewifs ihm zugetragene Berichte, zum Teil sehr sagenhafter Natur, willkürlich miteinander verknüpft. Es ist zu vermuten, dafs obiger Erzählung eine Sage aus jener Zeit zu Grunde liegt, wo Angeln und Warnen noch als Nachbarn an der Ostsee safsen. Denn an der Nordsee sind Warnen sonst nicht bezeugt. Immerhin ist es möglich, dafs Teile dieses Volkes sich mit Angeln zusammen westwärts gewendet haben; nur das Vorhandensein eines bedeutenden Warnenreiches am Rhein mufs geleugnet werden. Jedenfalls dürfen aus der Erwähnung von Thoringern und Warnen am Niederrhein keine weitergehenden Folgerungen gezogen werden. Ganz abzuweisen ist Prokops phantastische Vorstellung von einer Verbreitung der Warnen von der Donau bis zur Nordsee. Gerade diese Angabe macht seine ganze Erzählung höchst unglaubwürdig.

Heruler von der unteren Donau an den Karpaten entlang durch das obere Weichselgebiet nach der unteren Elbe ging.

[1]) Chron. Moiss. ad a. 805 u. 806. Mon. Germ. SS. II 258. Vgl. G. Richter, Annalen II 164 f. 171[d].

[2]) Procop. IV 20 ed. Dindorf S. 559 f.: . . . *Οὔαρνοι μὲν ὑπὲρ Ἴστρον ποταμὸν ἵδρυνται, διήκουσι δὲ ἄχρι τε ἐς ὠκεανὸν τὸν ἀρκτῷον καὶ ποταμὸν Ῥῆνον, ὅσπερ αὐτούς τε διορίζει καὶ Φράγγους καὶ τἄλλα ἔθνη, ἃ ταύτῃ ἵδρυνται.*

Die andere Gegend, die warnisch sein soll, liegt zwischen der Rhön und dem oberen Main. Etwas oberhalb der fränkischen Saale mündet das Flüſschen Wern in den Main; daran liegen die Orte Oberwern, Niederwern, Werneck und Wernfeld, und die ganze Gegend heiſst der Weringau. Diese Ortsnamen leitet man vielfach von dem Volksnamen Warnen oder Werinen ab. Doch hat schon Förstemann mit Recht darauf hingewiesen, daſs die genannten Ortschaften jedenfalls ihren Namen von dem Flusse Wern haben, so daſs ihre Menge in dieser Gegend nichts beweisen würde.[1]) Daſs aber dieser Fluſs seinen Namen von jenem Volk empfangen haben sollte, ist nicht wahrscheinlich. Wir kennen ähnliche Namen auch in anderen Teilen Deutschlands, ohne daſs wir berechtigt wären, einen Zusammenhang mit den Warnen anzunehmen. Auch hier an der fränkischen Saale gewähren die Geschichtsquellen keinen Anhalt für die Annahme von Warnen, deren Reich vielmehr an der Elbe mit Bestimmtheit erwähnt wird. Eine andere Gruppe von Ortsnamen in dieser fränkischen Gegend wird zur Unterstützung jener Annahme herangezogen: die auf -leben. Ortsnamen mit dieser Endung finden sich in dichter Menge zwischen dem Harz und der Elbe namentlich westlich von Magdeburg und an der unteren Saale. Von der Unstrut ziehen sich dann zwei Reihen solcher Namen nach dem südlichen Thüringen, wo sie bei Gotha und zwischen Erfurt und Stadt Ilm ebenfalls dichte Schwärme bilden. Und wie sich südlich vom Thüringerwald noch einige versprengte Namen dieser Klasse bis zum Maine hin finden, so erstreckt auch die nördliche Gruppe einige Ausläufer bis an den Rand der Lüneburger Heide. Von späteren Ansiedelungen in Ostelbien abgesehen, kommt die Endung -leben sonst nur noch im nördlichen Schleswig, Skandinavien und in den angelsächsischen Reichen vor.[2]) In dieser Erscheinung muſs man in der That eine ethnographische Bedeutung finden. Aber man darf nicht damit anfangen, aus zufälligen Anklängen einiger Ortsnamen an irgend einen Volksnamen historische Zusammenhänge zu konstruieren. Auszugehen ist von den gesicherten Ergebnissen der kritischen Quellenforschung. Aus Ptolemäus wissen wir, daſs die Angeln jene Gebiete am linken Ufer der Elbe bewohnt haben, wo die Endung -leben die Ortsnamen beinah ausschlieſslich beherrscht. Man hat also guten Grund, diese Namensendung für ein Kennzeichen anglischer Bevölkerung anzusehen, worauf ja auch ihr Auftreten in England verweist. Die vereinzelten Orte auf -leben zwischen der Ohre und der Niederelbe dürften als Stationen auf der Wanderung der Angeln aus ihrer nordischen Heimat zu betrachten sein. Auffällig ist nun freilich, daſs die nordschleswig-dänische Gruppe der Orte auf -leben erst nördlich der Flensburger Föhrde beginnt, also gerade die heutige Landschaft Angeln nicht mit umfaſst. Nur im dänischen Sprachgebiet findet sich hier das *-lev*, erst neuerdings von den vordringenden Deutschen in -leben umgeformt, aber zweifellos mit der deutschen Endung auch gleicher Her-

---

[1]) Das giebt auch Seelmann a. a. O. S. 23 zu.

[2]) Vollständiges Verzeichnis bei Seelmann im Jahrb. des Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung XII (1886) S. 12—19.

kunft. Dieser Umstand findet aber wohl seine Erklärung in den späteren Siedelungsverhältnissen jener Gegend: Südschleswig ist ebenso wie das östliche Holstein sächsisches Kolonialland. Die den Skandinaviern stammverwandten Angeln waren schon im Anfange des VI. Jahrh. vollständig aus ihrer alten Heimat verschwunden und diese von Slaven besetzt worden, die erst vor Heinrich dem Löwen zurückwichen; nur in Nordthüringen und in England gab es noch Angeln.[1])

Von ihren Wohnsitzen zwischen Elbe und Harz müssen sich die Angeln südwärts ausgedehnt haben. An der Unstrut und an der Helme, dann an der Gera aufwärts und östlich bis zur Ilm, westlich bis an den Fuſs des Thüringerwaldes erstrecken sich ihre Siedelungen. Und sie haben diese Gegenden nicht nur besiedelt, sondern auch ihrer Herrschaft unterworfen. Kirchhoff hält eine solche Eroberung für unmöglich, weil weder Geschichte noch Sage etwas davon wüſsten. Das ist aber ein Irrtum. Die Volkssage der Thüringer berichtet mit aller Bestimmtheit, daſs die Thüringer, aus ihren Sitzen an der Ostsee durch die Sachsen vertrieben, südwärts zogen und aus dem späteren Thüringen die früheren Bewohner, angeblich die Wenden, vertrieben.[2]) Die südwärts gerichtete Wanderung der Angeln bezeugen, wie schon auseinandergesetzt ist, die entsprechenden Stellen bei Tacitus und Ptolemäus. Eine historische Erzählung von der anglischen Einwanderung in Thüringen finden wir freilich in geschriebenen Quellen nicht. Welcher Geschichtschreiber kümmerte sich auch damals um die Vorgänge im inneren Deutschland? Wir wissen ja auch von der Bildung der übrigen deutschen Stämme so gut wie nichts. Eine Ausrottung der Cherusker und Vernichtung ihrer Siedelungen durch die Angeln braucht man doch nicht anzunehmen. Es giebt ja in Thüringen auſser denen auf -leben noch viele andere alte Ortsnamen, und gerade bei den historisch bedeutenden Städten Thüringens findet sich diese Endung sehr selten. Es liegt aber kein Grund vor, Erfurt, Weimar, Arnstadt für jünger zu halten als etwa Eisleben.

Aus der Vermischung von Angeln und Cheruskern entstand das Volk der Thüringer am Ende des IV. Jahrh. Man nimmt zwar gewöhnlich an, daſs sich jetzt schon auch Warnen mit den Angeln zu Thüringern vermischt haben.

---

[1]) Seelmanns Behauptung (S. 32), daſs die Endung *-lev* den skandinavischen Stämmen fremd sei, stellt die Dinge geradezu auf den Kopf. Genau die dänisch-sächsische Sprachgrenze schneidet ja das Verbreitungsgebiet dieser Endung südlich ab, und sie findet sich über das ganze dänische Gebiet (auſser Island und Bornholm) und das einst dänische Schonen verbreitet. In Schonen haben allerdings eine Zeit lang auch Heruler gewohnt. Aber in den von diesen lange bewohnten Gegenden an der Donau kommt die Endung nicht vor. Anstatt die Endung also irgend welchen Einzelstämmen zuzuschreiben, soll man sich doch dabei beruhigen, daſs sie eine Eigentümlichkeit der Dänen und ihrer näheren Verwandten sein muſs. Daſs zu diesen Verwandten auch Heruler und Warnen gehört haben, läſst sich nicht beweisen. Die Angeln haben aber thatsächlich das mitteldeutsche Gebiet der Endung -leben bewohnt. Reste ihrer der nordgermanischen verwandten Sprache sind in Merseburger Schriftdenkmälern erhalten (vgl. F. Kluge in Pauls Grundriſs I² 928).

[2]) Joh. Rothe, Dür. Chron. Thür. Gesch.-Quellen III 104 ff.

Aber die Quellen geben kein Recht dazu. Denn das Warnenreich bestand damals noch selbständig im Osten des thüringischen. Die Beziehung der Namen auf -leben zu den Warnen ist mindestens sehr zweifelhaft. Die vereinzelten Orte mit dieser Endung zwischen dem Thüringerwald und dem Main sind für anglische Kolonien zu halten, aber ohne jede politische Bedeutung. Dafs sich das Thüringerreich südlich über den Thüringerwald erstreckt habe, ist aus den Quellen nicht zu belegen. Es ist bedauerlich, dafs wir über den Untergang des Thüringerreiches keine gleichzeitigen Quellen haben. Aus den späteren sächsischen Berichten geht jedenfalls hervor, dafs man dort von einem Thüringen südlich des Waldes nichts wufste. Denn wir lesen: Als die Thüringer von den verbündeten Franken und Sachsen besiegt waren, wurde ihr Land den Sachsen überlassen mit Ausnahme des Teils zwischen dem Thüringerwald und dem Harz.[1]) Das Land zwischen der Unstrut und dem Walde heifst später Südthüringen. Wie wäre das möglich, wenn es noch ein südlicheres Thüringen gegeben hätte? Bereits G. Brückner hat die Annahme der früheren Ausdehnung Thüringens in die Mainländer mit guten Gründen zurückgewiesen[2]); er ist dabei aber, in der Überlieferung des Zusammenhangs zwischen Hermunduren und Thüringern befangen, so weit gegangen, die Hermunduren auf das Gebiet nördlich des Thüringerwaldes zu beschränken, während sie doch nur südlich davon nachzuweisen sind. Auch Werneburg hat diese Frage mit dem Ergebnis behandelt, dafs sich Thüringen nicht über den Wald erstreckt habe. Sehr ungerecht ist die Behandlung, die beide Forscher bei den neueren Fachleuten erfahren haben. Anstatt ihre Gründe zu widerlegen, verschweigt man sie. Aber noch hat niemand zu sagen gewufst, wann denn dieses südliche Thüringen verloren gegangen sein soll. In den Lebensbeschreibungen des h. Kilian wird die Gegend von Würzburg zu wiederholten Malen als ostfränkisch bezeichnet; von Thüringen ist darin nie die Rede.[3]) In Würzburg residierte damals ein Herzog oder Graf Gozbert, dessen Grofsvater Radulf von König Dagobert zum Herzog von Thüringen ernannt worden sein soll, und das ist der Hauptgrund, warum man Ostfranken für thüringisch hält. Allein wenn diese Genealogie auch nicht zweifelhaft wäre[4]), so würde sie doch in diesem Sinne

---

[1]) Ann. Quedl. SS. III 32: *Theodericus . . . tradidit Saxonibus omnem terram Thuringorum excepta, quam Louvia et Haertz sylvae concludunt.*

[2]) Neue Beiträge zur Gesch. des deutsch. Altertums (Meiningen) III (1867).

[3]) Vita Kiliani: Acta Sanctor. Juli II 613, 1: *Venerunt in Australium partem ad castellum, quod vocatur Wirziburch.* 4: . . . *in partem Australium Francorum ad castellum, quod dicitur Wirziburch.* Passio Kiliani ebd. S. 614, 4: . . . *In provinciam Germaniae devenit, quae ab incolis terrae ipsius Orientalis Francia vocitatur, ibique in oppido, quod Wirzeburg eorum lingua dicitur.* 7: . . . *ad praedictum oppidum Orientalis Franciae Wirziburg.* Vgl. das. 2: *Columbano gaudet Italia, Gallo ditatur Alemannia, Kiliano Teutonica nobilitatur Francia.* Es ist unglaublich, wie man dabei Kilian den 'Apostel der Thüringer' nennen kann.

[4]) Vita Kiliani Cap. 2: . . . *regnante ibi eodem tempore quodam duce nomine Gozberto, filio Hetanis senioris, qui fuit filius Hruotis.* Darf man Hruoto mit Radulf gleichsetzen? Von einem Sohne Herzog Radulfs ist nichts bekannt. Hraban, Martyrol. nennt Gozbert

nichts beweisen. Denn Radulf war zum Schutze des Reiches gegen die bereits weit in Thüringen vorgedrungenen Sorben berufen worden und wahrscheinlich ein Franke. Und einen anderen Herzog von Thüringen kennen die Quellen nicht. Die Würzburger Dynastie scheint vielmehr eine nationale Vertretung des ostfränkischen Stammes innerhalb des merowingischen Reiches dargestellt zu haben.[1]) Es ist sehr wahrscheinlich, dafs der neben Sachsen und Slaven noch gebliebene Teil Thüringens ebenfalls zu ihrem Herrschaftsgebiet gehörte. Jedenfalls hatte Heden II., Gozberts Sohn, in Thüringen Privatbesitz, und er nannte seinen Sohn nach diesem Stamme.[2]) Ein Beweis für sein Thüringertum kann darin nicht liegen; ich möchte eher das Gegenteil behaupten: wenn die ganze Umgebung thüringisch war, hatte die Benennung keinen Sinn.

Zur Zeit Hedens II. kam Bonifacius nach Franken und Thüringen. Auch die hierauf bezüglichen Quellen unterscheiden aber Thüringen und Ostfranken deutlich genug. Und gerade die Gegend bei Würzburg, die man ganz besonders für Thüringen beansprucht, wird mehrmals im Gegensatz zu Thüringen genannt.[3]) Wie die Südgrenze Thüringens sich nach den Quellen des X. Jahrh. darstellt[4]), so war sie im allgemeinen schon im VII. Jahrh. und früher. Sie gab die natürliche Grenze zwischen den beiden von Bonifacius gestifteten Bistümern Erfurt (Mainz) und Würzburg. Es ist dieselbe Grenze, die den Cheruskern seit dem siegreichen Vordringen der Chatten gesetzt war. Im Westen reicht die thüringische wie die alte Cheruskergrenze in weitem Bogen über die Werra, die sie in der Gegend von Witzenhausen überschreitet. Nach Norden erstreckte sich das Thüringerreich weit über die jetzige Sprachgrenze hinaus. Es ist bereits erwähnt worden, dafs nach der Besiegung der Thüringer ihr Land nördlich der Unstrut den Sachsen überwiesen wurde. Den Namen Nordthüringen hat der Gau zwischen Harz und Elbe noch lange bewahrt. Er war im Westen von der Ocker, im Norden von der Ohra begrenzt. Dieselben Grenzen umschliefsen hier das Verbreitungsgebiet der Namensendung -leben:

---

nur *judex*. Hauck KG. I 350 verwirft deshalb sowohl die Verwandtschaft als auch das Herzogtum Gozberts.

[1]) Vgl. Vita Burchardi II 6 über Würzburg: *Sub antiquis olim ducibus arx et caput fuerat totius orientalis Franciae* und Vita Kiliani 9 S. 614: *Hetanum . . . populus orientalium Francorum de regno eiecerunt.*

[2]) Siehe Dobenecker, Reg. dipl. Thur. I 3 Nr. 5 u. S. 5 f. Nr. 7 8 und die daselbst angeführte Litteratur.

[3]) Othlo, Vita Bonifacii I 24: *Chunihilt et filia eius Berathgit, valde eruditae in liberali scientia, in Turingorum regione constituebantur magistrae, Chunitrud in Bagoariam destinata est, ut verbi divini semina ibidem spargeret, Tecla vero iuxta fluvium Moin in locis Kizzingen et Ochsnofurtt nuncupatis collocavit, Liobam quoque ad Biscofesehein.* Vita S. Sturmi 14. SS. II 371: *Correptus morbo apud Chitzzinga monasterium hebdomadas quatuor aegrotavit. Tunc ex infirmitate convaluit et ad episcopum Bonifacium, qui tunc forte in Turingia fuit, perrexit.* Auch die Nachricht über die erste Reise des Bonifacius aus Rom nach Thüringen zeigt, dafs letzteres nicht unmittelbar an Bayern gegrenzt hat. SS. II 340: *Baguariorum et confines Germaniae terminos adgrediens in Thyringeum . . . progressus est.* Dobenecker, Reg. 16 werden die Thüringer und die Grabfelder gesondert aufgeführt.

[4]) Genau beschrieben von Dobenecker a. a. O. S. V ff.

hier fällt die Grenze des thüringischen Reiches mit der des Angelnlandes zusammen. An der Ocker stellte sich der letzte Thüringerkönig den einbrechenden Feinden zur zweiten unglücklichen Schlacht.[1]) Deutlich ist die ethnographische Zusammensetzung des thüringischen Reiches zu erkennen: im Norden, zwischen Ohre und Bode, rein anglisch, südlich der Bode altes Cheruskerland mit zahlreichen anglischen Niederlassungen besetzt, am dichtesten im Engilingau, an der unteren Saale, zwischen der Gera und der Ilm und um Gotha, nur an der Werra vielleicht rein cheruskisch. Die Angeln erscheinen durchaus als die Herren. Während bei den alten Cheruskern kein Adel unter dem Herrschergeschlecht nachzuweisen ist, finden wir bei den Thüringern einen zahlreichen und ansehnlichen Adel, dessen Herkunft wohl der anglischen Einwanderung zugeschrieben werden darf. Der Name der Cherusker verschwindet, aber die Erinnerung an die anglische Herkunft erhält sich. Unter anglischem Rechte leben fortan die Thüringer.

Neben ihnen haben die Warnen ihr eigenes Königreich, durch Elbe und Saale von dem thüringischen geschieden. Die oben erwähnten Bemühungen Theoderichs des Grofsen haben vielleicht einen gewissen Anschlufs der Warnen an die Thüringer veranlafst, sodafs jene mit in den Sturz verwickelt wurden. Jedenfalls haben die Franken in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. eine gewisse Oberhoheit über die Warnen beansprucht. Im Jahre 595 erhoben sich die Warnen gegen die Franken, wurden aber geschlagen und angeblich fast gänzlich vernichtet.[2]) Seitdem sind sie der thüringischen Provinz einverleibt, und aus der Kombination von anglischem und warnischem Völkerrecht entstand das Recht, unter das die Frankenkönige ihre Unterthanen im Thüringerlande stellten. So sind politisch Angeln und Warnen die Vorfahren der Thüringer. Ethnographisch ist aber die Bedeutung der Warnen nur gering; denn ein Teil von ihnen scheint schon vorher auf sächsisches Gebiet gewandert zu sein, und im VII. Jahrh. ging das Germanentum östlich der Saale gänzlich unter in der slavischen Hochflut.

Von der Frage nach der Herkunft des Stammes zu trennen ist die Frage nach der Herkunft des Namens der Thüringer. Woher und weshalb der neugebildete Stamm diesen Namen wählte, wissen wir bei den Thüringern ebenso-

---

[1]) Ann. Quedl. SS. III 131: *Venit* (Theodericus) *in regionem Maerstem vocatam et Irminfridum illic sibi bello occurrentem vicit et fugavit. Quem insecutus usque ad Ovaccram fluvium iuxta villam Arhen vocatam maximo praelio fudit.* Die in den Quellen über diesen Feldzug liegenden Schwierigkeiten erscheinen mir auch nach den Erörterungen Gröfslers in der Zeitschr. d. V. f. th. Gesch. u. A. XIX (1898) noch nicht durchaus gelöst. Wie soll das Frankenheer in die Gegend von Hannover gekommen sein, ehe die Sachsen sich am Kriege beteiligten? Noch zur Zeit Karls des Grofsen lag die sächsisch-fränkische Grenze westlich der Weser (vgl. C. Schuchhardt, Neue Jahrb. Bd. V 101 ff.). Wenn die Ortsangaben der sächsischen Quellen auf Wahrheit beruhen, so kann es sich nur um Kämpfe der Sachsen mit den Thüringern handeln.

[2]) Fredegar, Chron. 15: ... *exercitus Childeberti cum Warnis, qui rebellare conati fuerant, fortiter dimicavit et ita Warni trucidati victi sunt, ut parum ex eis remansisset.* Vgl. Richter, Annalen I 97.

wenig wie bei den Franken, den Alemannen und den Bayern. Diese Namen sind mit einem Male in der Geschichte vorhanden, und wir sind über ihre Entstehung nur auf Vermutungen angewiesen. Die Endung -ing ist in deutschen Eigennamen nicht selten und bezeichnet die Abstammung. Die Thoringe wären also die Söhne Thors, und ich möchte dafür folgende Erklärung vorschlagen: als die Cherusker sich den Angeln anschlossen oder unterwarfen, da beschworen beide Völker einen dauernden Bund auf Thors Heiligtum. Thor war der Nationalgott der Skandinavier und auch von den Cheruskern verehrt; in einem ihm geweihten Walde hatte Armin seine Streiter gesammelt.[1]) Diese Erklärung empfiehlt sich durch die Analogie mit der jetzt allgemein dem Namen der Alamannen gegebenen Deutung als Eidgenossen.

[1]) Tac. Ann. II 12. Dazu Mogk in Pauls Grundrifs III 355.

BÖHMENS SOZIAL-POLITISCHE ENTWICKELUNG IN VORHUSITISCHER ZEIT

Von Emil Werunsky

Am meisten veraltet von Palackys Geschichte des tschechischen Volkes ist der die vorhusitische Zeit behandelnde Teil; das Buch des durch eine Reihe trefflicher Arbeiten über böhmische Geschichte bestbewährten Prager Professors Bachmann[1]), welches eine neue Darstellung gerade dieser Periode bietet, ist daher sehr willkommen. Sein Werk soll 'eine Geschichte der staatlich-politischen und kulturellen Entwickelung Böhmens mit gleichmäfsiger Rücksichtnahme auf beide das Land bewohnenden Völkerstämme, keine Geschichte der Deutschen oder der Tschechen Böhmens' sein, und in der That hat der Verfasser schon in dem vorliegenden ersten Bande nicht nur mit sorgfältiger Verwertung der umfassenden neueren Litteratur, sondern auch mit anerkennenswerter Objektivität seine schwierige Aufgabe behandelt: im Vergleich zu dem einseitig tschechische Interessen berücksichtigenden Werke Palackys macht sein Buch einen sehr wohlthuenden Eindruck. Der Schwerpunkt desselben liegt naturgemäfs auf jenen Gebieten, für welche sich die meisten Vorarbeiten darboten, auf der Geschichte der äufseren Politik und der staatsrechtlichen Beziehungen Böhmens zum Deutschen Reich. In Bezug auf die innere böhmische Geschichte (besonders die Sozial-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte) giebt es bis jetzt nur wenige wirklich kritische und daher brauchbare Arbeiten, die sich überdies meist nur über einzelne Partien dieser Forschungsgebiete verbreiten; hier bedarf es noch vieler, mühsamer Einzelforschungen, um jene wissenschaftliche Stufe zu erklimmen, die in einigen Territorien des Deutschen Reiches bereits erreicht ist. Unter solchen Umständen hat Bachmann wohl daran gethan, die sozial- und verfassungsgeschichtlichen Fragen mit Ausnahme der des Thronfolgerechtes, die er ausführlich behandelt, nur gelegentlich kurz zu berühren, ohne in nähere Untersuchung dieser in Böhmen bei dem Mangel an echten Quellen vor dem XII. Jahrh. doppelt schwierigen Probleme einzugehen. Referent beabsichtigt, im folgenden einigen dieser Probleme näher zu treten und seine von der *communis opinio* der böhmischen Historiker abweichenden Ansichten, soweit es an dieser Stelle möglich ist, zu begründen.

Bachmanns erster Band zerfällt in vier Bücher: 1. Vorgeschichte. Böhmen

---

[1]) Geschichte Böhmens. Von Adolf Bachmann. Erster Band (bis 1400). Gotha, Perthes 1899. XVII, 911 S. nebst 1 Stammtafel. 8°. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert, v. Giesebrecht und Lamprecht.)

bis zur Aufrichtung des Stammesherzogtums; 2. Böhmen unter Herzogen (c. 900—1198); 3. das böhmische Erbkönigreich der Přemysliden (1198—1306); 4. Böhmen unter Königen aus verschiedenen Häusern (1306—1400). Die wichtigsten Fragen der böhmischen Vorgeschichte sind die nach der ältesten Besiedelung des Landes. Bachmann hat gewifs gethan, was einem besonnenen Forscher geziemt, indem er bei Behandlung jener Fragen nicht den zureichender Beweiskraft ermangelnden Ausführungen neuerer böhmischer Prähistoriker folgte, sondern an den auf historischer, sprachlicher und wirtschaftlicher Basis fufsenden Aufstellungen namentlich von Zeufs, Müllenhoff und Meitzen festhielt. Hiernach darf der keltische Stamm der Bojer noch immer als erste geschichtliche Bevölkerung Böhmens bezeichnet werden, welche dem Lande den Namen gab und es vom IV. bis I. Jahrh. v. Chr. besafs; von den nachdrängenden suebisch-germanischen Völkerschaften verdrängt, wanderten die Bojer nach Südosten zu den stammverwandten Völkern zwischen Platten- und Neusiedlersee, wo sie gar bald der Übermacht der Pannonier erlagen. Neue Siedler erhielt das von den Bojern verlassene Böhmen im Jahre 9 v. Chr. an den suebischen Markomannen vom oberen Main, welche den Legionen des Drusus nicht zu widerstehen vermochten: unter Marbods Führung zogen sie sich hinter die schützenden Gebirgswälle Westböhmens zurück. Von hier aus gründete 'König' Marbod durch Unterwerfung der Nachbarvölker, der Quaden, Varisker, Hermunduren, Silinger, Langobarden, Semnonen und Lygier, ein grofses, wenn auch locker zusammengefügtes Reich; doch wurde er im Jahre 18 n. Chr. von Catwalda und dieser schon drei Jahre darauf von dem Hermundurenfürsten Vibellius vertrieben. Seit der Mitte des I. Jahrh. n. Chr. erscheinen die Markomannen wieder unter eigenen Königen, die jedoch ihre Gewalt römischer Einsetzung oder Bestätigung verdankten. Erst unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius (161—180) überschwemmten die Markomannen, Quaden und andere germanische und nichtgermanische Nachbarvölker, von den nach Süden wandernden gotischen Völkern gedrängt, die römischen Donauprovinzen, um sich hier Raum zur Niederlassung zu erzwingen, und konnten nur mit gröfster Mühe zurückgedrängt werden. Im 5. Dezennium des V. Jahrh. wurden Markomannen und Quaden dem Hunnenkönig Attila unterthan, Kontingente derselben erlitten mit den Hunnen die grofse Niederlage auf den Gefilden von Châlons (451); nach Attilas Tode (453) aber warfen sie gleich anderen germanischen Völkern das Hunnenjoch ab. Was den Zeitpunkt betrifft, von dem an die Markomannen ihre Sitze mehr und mehr aufzugeben sich genötigt sahen, macht es Bachmann sehr wahrscheinlich, dafs erst die Avareneinfälle im 7. Dezennium des VI. Jahrh., die Furcht, in die Knechtschaft dieser schrecklichen Horden zu fallen, jenes Volk zu dem so folgenschweren Entschlusse veranlafst haben können. Die Markomannen zogen nach der verbreitetsten Annahme allmählich nach Südwesten in das Land zwischen Lech und Enns; ihre ehemaligen Sitze in Böhmen wurden aber nicht von den noch rein nomadischen Avaren, sondern von slavischen Völkerschaften eingenommen, die von Norden und Osten kamen und den Avaren unterthan waren, ihnen Kriegshilfe leisten

und für sie die Äcker bebauen mufsten. Die Befreiung der Slaven Böhmens und der Ostalpenländer vom Avarenjoch um 626 durch Samo, an dessen fränkischer Herkunft Bachmann mit Recht festhält, und das von jenem merkwürdigen Manne begründete weite Reich bildete nur eine Episode, nach deren Ablauf die Geschichte der Slaven Böhmens wieder in anderthalbhundertjähriges Dunkel gehüllt erscheint, bis dieselben in den Feldzügen der Jahre 805 und 806 von den Franken tributpflichtig gemacht wurden. Doch benützten sie in der Folgezeit jede günstige Gelegenheit zum Aufstand gegen die fränkische Herrschaft, besonders seitdem sie an dem Reiche der stammverwandten Mährer, welches dem durch innere Wirren geschwächten ostfränkischen Reiche erfolgreich widerstand, eine willkommene Stütze erlangt hatten; schliefslich aber wandte sich die Übermacht des früher staatlich geeinten Brudervolkes gegen sie: im 8. Dezennium des IX. Jahrh. wurden sie von Swatopluk, dem Grofsherzog der Mährer, unterworfen. Dafs damals einer der böhmischen Herzoge, Bořiwoj, vom Erzbischof Methodius, dem Begründer der kurzlebigen mährischen Nationalkirche, getauft worden sei, läfst sich historisch nicht erweisen; nur späte, trübe Berichte melden davon. Die Gründe, die Bachmann dagegen anführt, sind sehr beachtenswert. 'Die ältesten Traditionen der Prager Kirche, für die uns in dem Homiliar eines Prager Bischofs aus dem XI. Jahrh. ein Zeugnis erhalten ist, wissen so wenig von dem Wirken, ja der Existenz der Brüder Cyrill und Method, wie die Aufzeichnungen des Prager S. Georgsklosters, der ersten und Hausstiftung der herzoglichen Familie.' Als nach Swatopluks Tod unter dessen uneinigen Söhnen die Kraft des mährischen Reiches dahinschwand, fielen die Herzoge der Böhmen wieder ab und unterwarfen sich abermals dem König der Ostfranken (895); das Mährerreich erlag dem Ansturm der Magyaren (905 oder 906). Die während der Regierung des minderjährigen Königs Ludwig IV. offenbar in Vergessenheit geratene Abhängigkeit der Böhmen brachte König Heinrich I. aufs neue in Erinnerung, indem er im Jahre 929 bis Prag vordrang und Herzog Wenzel zum vasallitischen Treueid sowie zu dem Versprechen der Entrichtung eines Jahrestributes zwang. Sein Bruder, Mörder und Nachfolger Boleslav I. mufste sich 950 dem siegreichen König Otto I. gegenüber zu denselben Verpflichtungen bekennen. In der Schlacht auf dem Lechfeld (955) gegen die Magyaren und in den Kämpfen gegen die Liutizen leistete Boleslav in der That König Otto I. Heeresfolge.

Die älteste gesellschaftliche Gliederung der *Behaimi* oder *Boemanni*, d. i. der Tschechoslaven, läfst sich bei dem Mangel an Quellen aus dieser ältesten Zeit nur aus den in späteren Quellen zu Tage tretenden sozialen Resterscheinungen der alten Zustände im allgemeinen erkennen. Mit Recht nimmt Bachmann die 'Gesamtheit der Familiengenossen unter dem Hausältesten', d. i. also die Hausgemeinschaft, als gesellschaftliche Grundlage an. Wie dieselbe alttschechisch hiefs, ist nicht überliefert, der bei den Südslaven in späterer Zeit gebräuchliche Ausdruck *zadruga* läfst sich nicht ohne weiteres auf die Nordslaven übertragen. Die Hausgemeinschaft bestand aus den nächsten

Blutsverwandten, Eltern und Kindern unter sich (Geschwistern), zwischen welchen Gemeinschaft der Habe herrschte. Aus diesem Gesamteigentum der Hausgemeinschaft ist das Erbrecht entstanden, welches nach böhmischem Landrecht noch im späteren Mittelalter auf die Mitglieder der Hausgemeinschaft beschränkt war. Dieselben besafsen auch ein Recht der Mitwirkung bei allen Immobiliarveräufserungen. Träger und Vertreter der Hausgemeinschaft nach aufsen war der Älteste (*senior*). Durch Teilung des von einer Hausgemeinschaft bewirtschafteten Hofes entstanden mehrere Höfe als Sitze ebensovieler Hausgemeinschaften. Im Verhältnis zur alten Hausgemeinschaft bildeten die von ihr abgezweigten die weitere Verwandtschaft, alle Verwandten zusammen die Sippe, für welche ein alttschechischer Ausdruck ebensowenig überliefert ist wie für die Hausgemeinschaft, denn die betreffenden Ausdrücke der gefälschten (Grünberger und Königinhofer) Handschriften können selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Durch Ansiedelung mehrerer Hausgemeinschaften derselben Sippe nebeneinander entstand ein Dorf, meist von kreisrunder Form, weil dessen Höfe um einen ringartigen Platz fächerförmig herumgebaut zu sein pflegten. Eine Hauptfunktion der Sippengemeinde wohl schon in dieser ältesten Zeit war die sogenannte Gesamtbürgschaft, d. i. die Haftung für die in dem Dorfe und seiner Flur vorgekommenen Verbrechen, in der Art, dafs, wenn der Mörder, Räuber oder Dieb entrann, die Sippengemeinde dem Privatkläger und der Staatsgewalt Bufse zahlen mufste. Die Gesippen waren ferner verpflichtet, wenn einer von ihnen erschlagen worden, den Totschläger zu verfolgen, und wenn einer ihrer Genossen, vor Gericht beklagt, zu schwören hatte, durften sie ihm ihre Eideshilfe nicht verweigern. Diese tief in historische Zeit hineinragenden Resterscheinungen lassen erschliefsen, dafs auch die altslavische Sippe gleich der altgermanischen ein Schutz- und Trutzverband zur wirksamen Verteidigung ihrer Mitglieder und in vorgeschichtlicher Zeit Vorgängerin des Staates gewesen ist. Auch die Sippengemeinde scheint von einem Ältesten geleitet worden zu sein: doch ist eine alttschechische Bezeichnung für denselben nicht überliefert; während *župan* bei den stammverwandten Sorben als Bezeichnung für den Dorfvorsteher gilt, ist es bei den Tschechoslaven in diesem Sinne nicht nachweisbar. Für wahrscheinlich mufs es ferner gehalten werden, dafs es bei den Tschechoslaven der germanischen, später territorial gestalteten Hundertschaft, dem sächsischen *Go*, ähnliche höhere, öffentliche Verbände und Älteste als Führer derselben gegeben habe, doch ist auch diese Organisation aus den ungemein mageren Quellen nicht bestimmt erkennbar. Die höchste staatliche Einheit, einen Staat für sich, bildete regelmäfsig das Volk oder die Völkerschaft (*civitas*); zum Führer derselben scheint schon in vorhistorischer Zeit der Älteste der angesehensten, edelsten Sippe, welcher als Ursippe göttliche Abkunft beigelegt wurde, vom Volke regelmäfsig erkoren worden zu sein. Bei den deutschen Annalisten des IX. und X. Jahrh. heifst dieser Führer der Völkerschaft *dux* oder *subregulus*. Die Zahl der *civitates* und *duces* war bedeutend, wurde aber dadurch beständig vermindert, dafs den von dem sagenhaften Přemysl abstammenden *duces* des am linken Ufer der mittleren Moldau

sefshaften Tschechenvolkes im Laufe des IX. und X. Jahrh. die Unterwerfung sämtlicher übrigen Völkerschaften des böhmischen Kessellandes gelang, welche dann zum Stamm der Tschechen oder Tschechoslaven auf ähnliche Weise verschmolzen, wie die zahllosen germanischen Völkerschaften der Taciteischen Zeit zu den wenigen grofsen deutschen Stämmen.

Auch die älteste ständische Gliederung der Tschechen läfst sich nur unter Zuhilfenahme der neueren Forschungen auf dem Gebiete vergleichender Sozialgeschichte im allgemeinen erkennen. Unter den bevorrechteten Sippen, aus denen der altböhmische Adel erwuchs, stellt Bachmann mit Recht obenan die Sippen der mediatisierten *duces*, welche aber von den siegreichen Herzogen der Přemyslidensippe frühzeitig ausgerottet wurden. 'Die Hauptmasse des böhmischen Adels ist dagegen aus anderer Wurzel erwachsen.' Die Quellen lassen hier völlig im Stich, wir sind daher auf Analogieschlüsse angewiesen. Sehr beachtenswert ist in dieser Hinsicht, was jüngst Ernst Mayer, Deutsche und französische Verfassungsgeschichte I 409 f. auf Grund hochinteressanter Quellenstellen über die Entstehung des Adels der verschiedenen deutschen Stämme beigebracht hat. Ethelinge (Adelige) wären hiernach ursprünglich die an der Waldmark der Hundertschaft berechtigten 100 oder 120 Familien der steuerfreien Krieger, die auch in der Rechtsprechung der Hundertschaft das entscheidende Wort geführt haben. Die besagten Berechtigungen hätten sich auf gewisse Höfe radiziert und letztere, da die berechtigten Familien in Befolgung des Prinzipes der Ebenburt stets untereinander heirateten, sich allmählich in den Händen weniger solcher Familien zusammengeballt. Da die grofse Masse des späteren böhmischen Adels aus vollberechtigten Freien mit Allodialeigentum besteht, da ferner das deutsche Lehenrecht die Entwickelung desselben erst spät und keineswegs einschneidend beeinflufst hat, so kann die älteste Differenzierung dieses Adels nur von volks- oder landrechtlichen Momenten beeinflufst worden sein. Man wird unter solchen Umständen annehmen können, dafs den Grundstock des böhmischen Adels, der *Boemi* schlechthin oder der *nobiles*, in Cosmas' Zeit die alten Familien der bevorrechteten, steuerfreien Krieger gebildet haben, denen auch die Urteilfinder in den ehemaligen Volksgerichten, damals bereits herzoglichen Provinzialgerichten, entnommen wurden. Mit Recht sieht daher Bachmann in den *majores natu* des Cosmas einen 'Geburtsadel', der meines Erachtens auf ähnliche Weise wie bei den deutschen Stämmen entstanden sein dürfte, um so mehr, als die *majores natu* schon viel früher in fränkischen Quellen als ständige Urteilfinder und Teilnehmer am Reichstag begegnen (Mayer a. a. O. I 406). Über die Masse dieses altböhmischen Geburtsadels erhoben sich die hohen herzoglichen Staats- und Hofbeamten, die *comites* und *supani*; allgemeiner sind die Bezeichnungen *principes*, *primates*, *proceres* *optimates*, *magnates*, mit welchen öfters die hohen Beamten und die Edlen zusammengefafst werden. Da jene hohen Ämter in Böhmen nicht erblich wurden, so kam es hier nicht zur Bildung eines hohen Amtsadels, wie etwa des deutschen Reichsfürstenstandes.

Unter den Adeligen standen die *heredes* oder *diediczones*, den deutschen

freien Bauern mit steuerbelastetem Eigen entsprechend; ein Teil derselben geriet später durch Veräufserung der öffentlichen Rechte über sie vonseiten des Landesfürsten oder durch Selbstergebung behufs Erlangung mächtigen Schutzes in grundherrliche Abhängigkeit. Schlechter gestellt waren die *hospites*, verarmte freie Bauern, welche steuerbelastete Güter zu Zeitpacht oder Pacht auf Lebenszeit innehatten. Grofs war die Zahl der Unfreien oder Eigenleute (*servi, mancipia, glebae ascripti*) im früheren Mittelalter, welche sich aus Kriegsgefangenen, erkauften Knechten und Verbrechern, denen die Todesstrafe in Knechtschaft umgewandelt worden, zusammensetzten. Dieselben entbehrten des Rechtes der Freizügigkeit und unterschieden sich in täglich auf dem Herrenhof arbeitende, daselbst Wohnung und Verpflegung geniefsende Knechte und in Bauern, denen von ihrem Leibherrn ein Hof samt Äckern zu selbständiger Bewirtschaftung gegen Leistung von Zins und Diensten (Roboten) überlassen war.

Im XI. und XII. Jahrh. finden wir Böhmen in *provinciae*, herzogliche Regierungssprengel, eingeteilt, deren Grundlage wohl die alten Völkerschaftsgebiete (*civitates*) bildeten. Mittelpunkt der Provinz war die Burg (*civitas, urbs, castrum*), deren Bau und Instandhaltung der bäuerlichen Bevölkerung der Provinz oblag; dafür diente ihr die Burg in Kriegsnöten als Zufluchtstätte. An der Spitze der Provinz stand der *castellanus* (*praefectus*, später *burggravius*), welcher seinen Amtssitz auf der Burg hatte, die Besatzung derselben befehligte, Burg und Provinz gegen Feinde zu verteidigen verpflichtet war. Der Kastellan besafs überdies polizeiliche Befugnisse, da ihm die Sorge für Bewahrung des Friedens (der allgemeinen Sicherheit) in seiner Provinz oblag. Vorsitzender des Provinzgerichtes ist dagegen ein eigener *judex provincialis*. Da man für jene Zeit eine Teilung der obrigkeitlichen Gewalt nach Materien aus Zweckmäfsigkeitsgründen keineswegs annehmen kann, so mufs die hier vorliegende Trennung von Verwaltung und Justiz einen rein äufserlichen Grund haben. Unwillkürlich denkt man an den bayerischen *judex*, der für den einheimischen Richter der Völkerschaft zur Zeit der einstigen Selbständigkeit dieses Verbandes gehalten wird (Mayer a. a. O. I 477). Derselben Herkunft dürfte auch der böhmische *judex* sein; wie sein bayerischer Kollege der Kontrolle des Grafen, so wurde er jener des Kastellans unterstellt, nur in Anwesenheit des letzteren durfte er richten (Jireček, Codex juris Bohemici I 56). Der Kastellan scheint auch der höchste Finanzbeamte der Provinz gewesen zu sein, welcher die dem Herzog zustehenden Gefälle und Abgaben einzunehmen und abzuliefern hatte; den *camerarius* möchte ich für den gerichtlichen Vollstreckungsbeamten, den späteren *komorník*, halten, der in älterer Zeit wohl auch zur Eintreibung von Abgaben gebraucht worden sein wird.

Keinem Zweifel kann es unterliegen, dafs der Herzog von Böhmen ebenso wie die deutschen Stammesherzoge richterliche Gewalt neben und über den ordentlichen Richtern der Provinzialgerichte ausübte. Namentlich waren es die Edlen des Landes und die geistlichen Stifte, welche ihre wichtigsten Rechtssachen (*causae majores*), peinliche Klagen und Klagen um liegendes Gut, dem Herzog unmittelbar zur Entscheidung vortrugen. Letzterer übte seine richter-

liche Thätigkeit auf Versammlungen (*curia, conventus, colloquium generale* oder *commune*), die er mit den Grofsen des Landes, besonders den Kastellanen und Edlen, Äbten und Pröpsten sowohl zu Prag als an anderen Orten abhielt, und wo aufserdem auch über wichtige Regierungsangelegenheiten verhandelt zu werden pflegte. Für König Přemysl Ottokar II. ergab sich nach Erwerbung der österreichischen Länder eine solche Anhäufung von Regierungsgeschäften, dafs er nur noch selten und ausnahmsweise die Rechtspflege persönlich ausüben konnte. Ottokar übertrug daher den stellvertretenden Vorsitz bei den erwähnten, vor allem der Rechtspflege gewidmeten Versammlungen der Grofsen dem Richter des Prager Provinzialgerichtes; ebenso wie dem König waren auch diesem Stellvertreter die Richter der übrigen Provinzialgerichte des Landes untergeordnet, weshalb er den Titel *judex Bohemiae* oder *summus* (*generalis*) *judex terrae* (*regni*) führte; das Gericht selbst heifst *judicium terrae, súd zemský*, und wurde im XIV. Jahrh. jährlich viermal, meist an den Quatembertagen (*suché dny*) auf der Prager Burg gehegt. Die Gerichtsgewalt des Landgerichts zu Prag erstreckte sich auf alle freien Landesbewohner, die in keinem Lehnsverhältnis standen; es richtete über alle Klagen um freien Grundbesitz, über peinliche Klagen und Klagen um Schuld, sobald dieselbe zehn Mark Groschen weniger ein Lot (d. i. $1/_{16}$ Mark oder 4 Groschen) überstieg. Die Zahl der Urteiler des Landgerichts mufste mindestens sieben betragen; sie werden zumeist als *barones*, tschechisch *páni*, seltener als *kmetones sive seniores terrae* bezeichnet. Letztere Bezeichnung ist sehr charakteristisch, es können darunter nur die Ältesten gewisser Geschlechter verstanden werden, welche das Amt der Urteiler (Schöffen) erblich besafsen. Es verhielt sich also bei den Tschechen ähnlich wie bei den Sachsen und Bayern, bei welchen das Amt der Grafschaftsschöffen gleichfalls in bestimmten Geschlechtern erblich war. Das Amt der Prager Landrechtsschöffen ist demnach von Bedeutung nicht nur für die Entwickelung der Gerichtsverfassung, sondern auch für jene der Standesverhältnisse, namentlich die Ausbildung des höheren Landesadels der Barone (*páni*). Die entgegenstehende Meinung Julius Lipperts (Sozialgeschichte Böhmens in vorhusitischer Zeit I 328 f.), wonach die Gerichtsverfassung der Tschechen bis auf König Přemysl Ottokar II. nur den selbsturteilenden Richter kenne, ist unbegründet. Denn abgesehen von den Bestätigungen der sogenannten Ottonischen Statuten aus dem 3. und 4. Dezennium des XIII. Jahrh. (Jireček, Codex etc. I 56 64 71), welche vorschreiben, dafs der Provinzialrichter niemals allein richte, sondern immer in Gegenwart des Kastellans und einiger Edlen, beweist die Znaimer Gerichtsurkunde von 1215 (Regesta Bohemiae et Moraviae I 263), dafs damals die *barones* das Urteil fanden (*judicavit justa sententia baronum nostrorum*). Lippert meint allerdings, dafs diese mährische Urkunde für das Verfahren beim Prager Gerichte nicht mafsgebend sein könne, und überdies beziehe sich die Urteilfindung durch die Barone nur auf eine Vorfrage. Allerdings ist es ein mährisches, aber ein rein slavisches Gericht, in welchem *barones* als Urteiler auftreten, und jeder Kenner des böhmisch-mährischen Landrechtes weifs, dafs alle Rechtsinstitutionen in beiden Ländern im wesentlichen gleich

waren, Unterschiede nur in unwesentlichen Einzelnheiten vorkamen. Nicht auf eine blofse Vorfrage hat sich endlich das Urteil der Barone zu Znaim von 1215 bezogen, sondern es machte der einen Partei eine Beweisauflage, war also ein Beweisurteil, und überdies deutet die Bemerkung am Schlusse der Urkunde, dafs das Recht des klagenden Abtes den Baronen durch die Zeugenaussagen genügend erwiesen schien, noch auf Fällung eines Endurteils durch dieselben Barone hin.

Nach Abtrennung der zur Handhabung der höchsten Gerichtsbarkeit an regelmäfsigen Terminen stattfindenden Versammlungen bildeten sich die ersten Ansätze zu den hauptsächlich mit politischen Angelegenheiten sich befassenden eigentlichen Landtagen aus, die lediglich nach Bedürfnis einberufen wurden. Das tschechische sogenannte Rosenberger Rechtsbuch aus der Zeit König Johanns nennt einen solchen Landtag daher *sněm zapovědný*, d. i. einen gebotenen, im Gegensatz zu den ungebotenen Quatemberlandtagen, den Versammlungen des grofsen Landgerichts zu Prag. Ein Bedürfnis zur Einberufung eines gebotenen Landtages lag besonders dann vor, wenn es sich dem König um Forderungen ungewöhnlicher militärischer Leistungen oder neuer, aufserordentlicher Steuern handelte; letzteres kam am meisten unter der Regierung König Johanns vor. Johann, der sich nicht auf Abstammung vom einheimischen Königsgeschlechte stützen konnte, sah sich schon bei seinem Regierungsantritt gegen Ende 1310 zur Ausstellung von Privilegien an die böhmischen und mährischen Stände genötigt, denen zufolge der König eine sogenannte Berna, d. i. eine aufserordentliche allgemeine Steuer, in Böhmen nur bei seiner Krönung und bei Vermählung seiner Töchter, in Mähren überdies bei seiner eigenen Vermählung und der seiner Söhne, ohne Bewilligung der Stände ausschreiben, die letzteren zu keiner Heerfahrt aufserhalb der Reichsgrenzen nötigen, kein Amt an Ausländer vergeben durfte u. a. Aufser über Steuerforderungen wurden im XIV. Jahrh. auch Mafsregeln behufs Aufrechthaltung des Landfriedens, d. i. der allgemeinen Sicherheit, auf Landtagen beraten und beschlossen. Berufen wurden zu den gebotenen wie ungebotenen Landtagen die Barone und Edlen (*nobiles* oder *vladykones*), unter K. Wenzel IV. überdies auch die Ritter und Knechte (*milites et clientes*), schon seit 1280 auch Boten der königlichen Städte; doch war der Einflufs der letzteren als eines ursprünglich fremden, deutschen Elementes, abgesehen von der wirrenreichen Zeit nach dem Aussterben der Přemysliden (1306—1310), gegenüber der erdrückenden Geltung des tschechischen Adels, besonders der Barone, ein äufserst geringer. Nicht so regelmäfsig wie die genannten Stände wurden die Prälaten (Bischöfe, Äbte, Pröpste) zum Landtag entboten. Bei den wichtigsten Angelegenheiten, wie z. B. Leistung der Eventualhuldigung gegenüber dem Thronerben, oder gesetzlicher Ordnung des Thronfolgerechtes, wurden auch die geistlichen und weltlichen Fürsten der übrigen böhmischen Kronlande, die Bischöfe von Olmütz und Breslau, der Markgraf von Mähren, der Herzog von Troppau und die schlesischen Herzoge als Vasallen des Königs zum Landtag nach Prag geladen und ebenso die Boten der königlichen Städte Schlesiens, der Markgraf-

schaften Budissin und Lausitz. Es sind die Anfänge, aus denen sich später die Institution der sogenannten Generallandtage entwickelt hat. Als wahlberechtigt bei der böhmischen Königswahl erscheinen nach dem Gesetze Karls IV. von 1348 die Prälaten, Herzoge, Fürsten, Barone, Edlen und die *communitas* des Königreiches und seiner Pertinenzen. Die Bezeichnung *communitas* wird man wohl als Übersetzung des tschechischen *obec* (Landesgemeinde, gemeine Landschaft) ansehen dürfen.

Das Abhängigkeitsverhältnis des Herzogs von Böhmen vom deutschen König blieb auch im XI. und XII. Jahrh. durchaus bestehen. Die Meinung Palackys, dafs nur auf Grund jedesmaliger freier Vereinbarung ein rein internationales, völkerrechtliches Verhältnis der beiden Herrscher auf gleichem Fufs, zu gleichen Rechten und Pflichten, zu stande gekommen sei, beruht lediglich auf Voreingenommenheit den Quellen gegenüber. Aus letzteren läfst sich die Belehnung jedes böhmischen Herzogs, später Königs, nachweisen; der Chronist Cosmas selbst berichtet als Augenzeuge über die Belehnung Herzog Bořiwojs II. durch Kaiser Heinrich IV. *per vexilla,* d. i. vermittelst der Fahne als Investitursymbols. Als Vasallen der deutschen Könige oder Kaiser mufsten die böhmischen Herrscher die Pflichten der Heerfahrt und Hoffahrt leisten. Die Fälle wirklicher Heerfolge sind nach den Berichten der Chronisten so zahlreich, dafs sie sich fast auf alle Kaiser und böhmischen Herzoge erstrecken, so dafs nicht jedesmalige freie Vereinbarung, sondern die Vasallenpflicht hierfür allein mafsgebend gewesen sein kann. Ebenso häufig sind die Berichte der Chronisten, welche sich auf die Hoffahrt der böhmischen Herzoge beziehen. Die Ausdrücke, mit denen die Kaiser die böhmischen Herzoge zum Hoftag entbieten, sind *jubere, praecipere, vocare* u. s. w.; die böhmischen Herzoge erscheinen mitunter sogar als Urteiler im kaiserlichen Reichshofgericht, z. B. Herzog Wladislaw II. 1156. Ihren Gerichtsstand haben die böhmischen Herzoge als Vasallen vor dem Kaiser. Unzähligemal ward von böhmischen Herzogen bei Thronstreitigkeiten die Gerichtsbarkeit der Kaiser angerufen, welche auch wirklich die Entscheidung fällten. Auch die Strafgerichtsbarkeit übten die Kaiser über die Böhmenherzoge, wenn sich diese eines Friedensbruches oder einer Verletzung ihrer Vasallenpflichten schuldig machten. Herzog Břetislaw I. mufste 1041 zu Regensburg vor König Heinrich III. kniefällig in Bufskutte und barfüfsig um Verzeihung bitten, weil er Schlesien von Polen losgerissen und erobert hatte, Polen aber Lehen des Deutschen Reiches war. Er mufste ferner eine Strafsumme von 8000 Mark Silber zahlen und schwören, dafs er dem König getreu sein wolle, wie der Vasall dem Herrn schuldig ist, des Königs Feinden Feind, dessen Freunden Freund zu sein u. a. Der über die Pflicht hinausgehende Eifer Herzog Wratislaws II. in kriegerischer Hilfeleistung wurde von Kaiser Heinrich IV. 1086 durch Erhebung zum König von Böhmen und Polen und wahrscheinlich auch durch Erlafs des altherkömmlichen Tributes belohnt, ebenso erhielt Herzog Wladislaw II. für das Versprechen, ein grofses Heer gegen die lombardischen Städte, besonders Mailand, ins Feld zu führen, von Kaiser Friedrich I. 1158 die Königskrone. Um Herzog Přemysl

Ottokar I. von Böhmen für sich zu gewinnen, übertrug ihm der in Zwiespalt gewählte König Philipp die erbliche Königswürde, was König Friedrich II. im Privileg vom 26. September 1212 bestätigte; gleichzeitig wurde die Hoffahrtspflicht des Königs von Böhmen von Friedrich II. auf die zu Bamberg, Nürnberg und Merseburg stattfindenden Hoftage beschränkt und es demselben freigestellt, zur Romfahrt entweder 300 Panzerreiter zu stellen oder 300 Mark Silber zu zahlen. Die Heerfolge des böhmischen Königs bei anderen Reichskriegen wurde durch diese Bestimmung nicht berührt. Von grofser Wichtigkeit war es, dafs das Erzschenkenamt und die Kurwürde 1289 von König Rudolf mit Nichtachtung der von den bayerischen Herzogen hierauf erhobenen Ansprüche endgültig dem König von Böhmen zugesprochen wurden.

Was die Entwickelung des Rechtes der Nachfolge in das böhmische Herzogtum betrifft, so hat uns Bachmann durch genaue Darlegung des Hergangs bei den einzelnen Herzogseinsetzungen in den Stand gesetzt zu beurteilen, in welcher Weise die einzelnen Machtfaktoren hierbei miteinander rangen. Unbestritten war der erbliche Anspruch der männlichen Gesippen des Přemyslidengeschlechtes. Dem Vater folgte in früherer Zeit zumeist der älteste Sohn, in Ermangelung von Söhnen der älteste Bruder; auch Herzog Břetislaw I. verfügte, dafs unter seinen Söhnen oder Enkeln immer dem ältesten Böhmen mit der Oberhoheit über seine Brüder und Vettern gehören sollte. Auf diese Weise bürgerte sich die Senioratserbfolge ein, derzufolge der älteste männliche Gesippe Herzog oder eigentlich Grofsherzog von Böhmen wurde, während die übrigen Přemysliden mit Teilen des von Herzog Břetislaw um 1029 unterworfenen Mähren, später auch mit Teilen Böhmens, abgefunden zu werden pflegten. In der Folgezeit suchte wiederholt der regierende Herzog einem Sohn mit Umgehung eines älteren Seitenverwandten die Nachfolge zu verschaffen; dies war nur möglich, wenn es ihm gelang, die böhmischen Grofsen, d. i. die hohen Beamten und die Edlen, besonders aber den deutschen König als Oberlehnsherrn hierfür zu gewinnen. Auf solche Weise vermochten die böhmischen Grofsen oft genug ein förmliches Wahlrecht in Bezug auf die Besetzung des Herzogsthrones geltend zu machen, der deutsche König aber konnte wiederholt seinen Einflufs über die blofse Bestätigung des erwählten Herzogs hinaus zu freier Ernennung desselben aus der Zahl der männlichen Přemysliden steigern, wie ihm auch die Absetzung widerspenstiger Böhmenherzoge wiederholt gelungen ist. So machtvoll hat namentlich Kaiser Friedrich I. in den zwei letzten Dezennien seiner Regierung über Böhmen geschaltet, wie er auch 1182 Mähren von der Oberhoheit des Herzogs von Böhmen befreite und zu einer unmittelbar vom deutschen König lehnrührigen Markgrafschaft erklärte. 1197 liefs sich jedoch Wladislaw als Markgraf von Mähren dazu herbei, sich der Oberhoheit seines älteren Bruders, Herzog Přemysl Ottokars I. von Böhmen, unterzuordnen. In der That kommt die unmittelbare Belehnung des Markgrafen von Mähren durch den römischen König seitdem in Wegfall, auch für eine Belehnung des Markgrafen durch den König von Böhmen finden sich keine Zeugnisse; erst König Karl IV. verlieh am 26. Dezember 1349 seinem Bruder Johann Mähren

als Mannlehen der Krone Böhmens, nahm aber das Bistum Olmütz und das Herzogtum Troppau, beide früher zu Mähren gehörig, aus und erklärte sie zu unmittelbaren böhmischen Kronlehen. Die Senioratserbfolge im Přemyslidenhause war schon im XIII. Jahrh. in Vergessenheit geraten, hauptsächlich durch den Umstand, dafs die Könige von Přemysl Ottokar I. an bis Wenzel II. nur je einen Sohn hinterliefsen, so dafs sich die Primogeniturerbfolge aufs leichteste gewohnheitsmäfsig einbürgern konnte. Das Recht der böhmischen Grofsen, den Herzog oder König zu wählen, von den römischen Königen Philipp und Friedrich II. in den Privilegien von 1198 und 1212 anerkannt, wurde nach 1216 bis zum Aussterben des přemyslidischen Hauses nicht mehr geübt, es wurde zur blofsen feierlichen Anerkennung des neuen Königs. Erst als mit König Wenzel III. der Mannstamm der Přemysliden erloschen war, vermochten die böhmischen Barone und Edlen sowie die mächtigsten Städte, besonders Prag und Kuttenberg, ein freies Wahlrecht in Anspruch zu nehmen: die Mehrheit entschied sich für Heinrich, Herzog von Kärnten und Grafen von Tirol, welcher mit Anna, der ältesten Schwester König Wenzels III. vermählt war, während die Minderheit den Habsburger Rudolf, Herzog von Österreich, zum König erkor, der von seinem Vater, dem römischen König Albrecht, mit Böhmen samt Zubehör als erledigtem Reichslehen belehnt wurde. Nach König Rudolfs Tode (1307) wählten die böhmischen Stände, uneingedenk ihres Schwures, nach Rudolfs Tode dessen ältesten Bruder als König anzuerkennen, abermals Herzog Heinrich von Kärnten zum König. Eine aus Zisterzienseräbten, Baronen und Bürgern von Prag und Kuttenberg bestehende feindliche Partei suchte jedoch die Krone Elisabeth, der jüngeren Schwester König Wenzels III., zu verschaffen und erreichte in der That, dafs der römische König Heinrich VII. aus dem Hause Lützelburg 1310 seinen Sohn Johann mit Böhmen belehnte, der sich mit Elisabeth vermählte. Erst König Karl IV. dehnte durch das auf dem Prager Landtage von 1348 zu stande gekommene Gesetz das böhmische Thronfolgerecht auch auf die weiblichen Linien des königlichen Hauses aus und beschränkte das Wahlrecht der Stände der böhmischen Kronländer auf den Fall gänzlichen Erlöschens des Königshauses.

Bei der Erzählung des Herganges der Errichtung des Prager Bistums hat Bachmann mit Recht die von Cosmas verfälschte Überlieferung fast ganz beiseite gelassen; vor kurzem hat diese Frage auch noch Uhlirz in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen XXXIX 1 f. kritisch untersucht, so dafs man jetzt klar zu sehen vermag. Es steht nunmehr fest, dafs nach erfolgreichen Verhandlungen mit dem Bischof Wolfgang von Regensburg, zu dessen Diözese Böhmen gehörte, die Bestellung des ersten Prager Bischofs Deothmar im Jahre 975 durch Kaiser Otto II. erfolgt ist; höchst wahrscheinlich wurde aber auch der Papst um seine Zustimmung angegangen, doch hat sich eine diesbezügliche päpstliche Bulle nicht erhalten. Kaiser Otto hat das neue Bistum dem Mainzer Erzbischof untergeordnet, der in engster Beziehung zur obersten Reichsgewalt stand. Der Bischof von Prag pflegte auf Vorschlag des Herzogs von Böhmen vom Kapitel und höheren Klerus

sowie von den *primates* und *natu majores* gewählt zu werden, bis Papst Innocenz III. 1198 dem Kapitel das Recht, den Bischof frei zu wählen, zusprach. Früher noch als Böhmen hatte Mähren einen Bischof erhalten, der gleichfalls Suffragan des Erzbischofs von Mainz war, aber vom Herzog von Böhmen einfach ernannt wurde, bis König Přemysl Ottokar I. 1206 auch dem Olmützer Kapitel das freie Wahlrecht zusicherte und dies durch päpstliche Bestätigung bekräftigt wurde. Beide Bischöfe erhielten die Investitur mit den Regalien vom deutschen König und waren deshalb deutsche Reichsfürsten. 1197 nahm Bischof Daniel, der seine Erhebung Herzog Wladislaw III. verdankte, von diesem widerrechtlich die Investitur, der unselige Streit der damaligen deutschen Gegenkönige liefs die Anmafsung zum Rechte werden: König Philipp verlieh dem von ihm mit der Königswürde beschenkten Přemysl Ottokar I. und dessen Erben 1198 das Recht, die Bischöfe seines Reiches zu investieren, was König Friedrich II. in dem Privileg von 1212 bestätigte.

Der grofse Streit des Prager Bischofs Andreas mit König Přemysl Ottokar I. um die Befreiung seiner Kirche von der staatlichen Gewalt wurde durch die Privilegien Ottokars für das Prager Bistum von 1221 und für alle Klöster der Prager Diözese von 1222 beendet. Die *homines* (Hintersassen) der Prager Kirche wurden dadurch von allen öffentlichen Fronden und allen Verpflegungsabgaben für die auf Dienstreisen begriffenen kgl. Beamten, endlich von allen auf Grund der Friedensbürgschaft von der Gemeinde an die öffentlichen Gerichte zu zahlenden Strafgeldern (*venditiones*) befreit. Die Gemeinde haftete nämlich für die in ihr vorgekommenen Delikte, sie mufste die Verbrecher (Totschläger, Diebe u. a.) greifen und dem Hochgerichte abliefern; gelang ihr dies nicht, so mufste sie den Verwandten des Getöteten das Wergeld, dem Eigentümer der gestohlenen Sache Schadenersatz und dem öffentlichen Gerichte ein Strafgeld (dem deutschen *fredus* d. i. Friedensgeld oder späteren Königsbann entsprechend) entrichten. Dagegen wurden die Hintersassen der Klöster nicht von allen öffentlichen Fronden befreit, es blieb für sie vielmehr die Verpflichtung zur *presека*, d. i. Waldrodung, zum Burgenbau und zum Schanzgraben bestehen. Auch die aus der Gesamtbürgschaft resultierenden Strafgelder wurden nur ermäfsigt. Endlich behielt sich der König die Hochgerichtsbarkeit über die Hintersassen sowohl des Bistums als der Klöster vor, doch sollte dieselbe nicht von den Provinzgerichten, sondern vom König, seinem Hofrichter oder Kanzler, ausgeübt werden. 1344 erlangte Böhmen die kirchliche Selbständigkeit durch die von Papst Clemens VI. auf Betreiben König Johanns und seines Erstgeborenen, Karl, verfügte Erhebung des Bistums Prag zum Erzbistum, welchem das alte Bistum Olmütz und das neugegründete Leitomyschl als Suffraganbistümer unterstellt wurden.

Die grofse Cäsur in der Sozialgeschichte Böhmens bildet das Zeitalter der deutschen Kolonisation, welche Bachmann auf S. 470—495 in angemessenem Verhältnis zum Ganzen behandelt. Seine Ausführungen lassen sich nach verschiedenen Seiten hin ergänzen, was im folgenden versucht werden soll. Solange in Böhmen Naturalwirtschaft herrschte, erzeugte jede Hauswirtschaft in

der Regel alles, was sie brauchte. Die fortschreitende Ungleichkeit des Grundbesitzes bewirkte jedoch schon in slavischer Zeit, dafs jene Hauswirtschaften, deren Grundbesitz durch wiederholte Teilungen zu klein geworden, um davon den Unterhalt zu gewinnen, sich einem Gewerbe widmen mufsten, dessen Produkte schwieriger herzustellen waren, so dafs Nachfrage um dieselben entstehen konnte; dies waren in Böhmen wohl ebenso wie in Deutschland die Webe- und Schmiedekunst. Der Menschenzulauf, der bei den regelmäfsigen Gerichtsversammlungen sowie bei Feier der kirchlichen Feste stattfand, gab Gelegenheit zum Austausch der landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse. Auf solche Weise entstanden naturwüchsig die auf den Verkehr der Ortsbewohner mit den Nachbarn der nächsten Umgebung beschränkten Märkte (*fora*); dieselben waren die Stätten des Kleinhandels mit alltäglichen Bedürfnissen. Dies gilt vor allem von den unter dem Schutz der Gauburgen erwachsenen Burgflecken (*suburbia*), deren Bevölkerung gewifs zahlreicher war als die der gewöhnlichen Dörfer. Nach jenen Burgflecken, die besonders günstig, an Kreuzungspunkten der Strafsen oder Flufsübergängen gelegen waren, kamen aber auch fremde Händler mit seltenen Rohstoffen und Luxuswaren, vor allem Waffen- und Schmuckgegenständen, die im Lande nicht erzeugt, aber vom Herzog und den grofsen Grundherren lebhaft begehrt wurden. Unter dem Schutze des Herzogs siedelten sich endlich jüdische und deutsche Kaufleute im *suburbium* der Prager Burg auf dem rechten Moldauufer an. Bereits Herzog Wratislaw II. (1061—1092) hat der deutschen Gemeinde am Poříč (d. i. Ufergegend) einen Freiheitsbrief mit vollständiger Exemtion von der Gerichtsbarkeit des böhmischen Landrechtes erteilt, wie aus der undatierten Bestätigung desselben durch Herzog Soběslaw II. (1174—1178) zu ersehen ist. Die Deutschen nahmen, wohl infolge weiteren Zuzuges, rasch überhand und siedelten sich auch in dem mittleren Teil des *suburbium* an, zumal derselbe für Handel und Gewerbebetrieb günstiger gelegen war, und sich hier auch die *curia hospitum* (der Gästehof), d. i. Herberge der fremden Kaufleute, befand. Schon zu Beginn des XII. Jahrh. ist eine *civitas Pragensis, cives* und ein *richterius* urkundlich bezeugt; es ist der Kern der nachmaligen *maior civitas Pragensis*, der Prager Altstadt. Ist diese allmählich entstanden, so wurde die südlich anstofsende Neustadt um die S. Galluskirche unter König Wenzel II. (1235—1253) planmäfsig nach deutscher Art gegründet; bald darauf erfolgte die Vereinigung beider Städte zu einem Ganzen, welches gegen die Landseite durch Mauer und Graben geschützt wurde.

Fast alle anderen Städte Böhmens sind nach deutschem Recht planmäfsig gegründet worden, vor allem von den Königen selbst, welche wie alle damaligen Landesfürsten Mittel- und Osteuropas aus finanzpolitischen Rücksichten ihren Vorteil darin sahen, möglichst viele und reiche Städte in ihrem Lande zu haben. Seit etwa dem 3. Dezennium des XIII. Jahrh. beriefen die böhmischen Könige nach den alten Burgflecken, seltener nach bisher unkultivierten Gegenden, wo sich früher keine Ansiedelung befunden hatte, deutsche Kolonisten, die sich wegen ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit weithin des besten Rufes erfreuten, beschenkten sie mit städtischen Privilegien (teilweiser oder ganzer Zollfreiheit

an den königlichen Zollstätten, Bannmeilenrecht, Niederlagsrecht u. a.) oder bewidmeten sie mit dem Rechte einer älteren deutschen Stadt des Inlandes oder Auslandes. Gewisse städtische Privilegien galten als herkömmlich und selbstverständlich und pflegten daher nur ausnahmsweise besonders verliehen zu werden, so z. B. die Exemtion vom Landrecht und die daraus folgende Bildung eines eigenen Stadtgerichtsbezirkes, die Existenz einer städtischen autonomen Verwaltungsbehörde, ferner das Recht, einen Markt zu haben und von einer Befestigung umgeben zu sein. Letztere wurde als eine Hauptsache bei diesen Stadtanlagen betrachtet, weshalb zur Gründung einer Stadt durch geistliche oder weltliche Grundherren die Genehmigung des Königs als Inhabers des Befestigungsrechtes erforderlich war. Der König und die grofsen Grundherren pflegten bei Einrichtung der Stadtanlagen sich eines oder mehrerer Unternehmer (*locator*) zu bedienen. Als solche wurden deutsche, selten slavische, Ritter, am häufigsten angesehene Bürger älterer Städte verwendet. Der *locator* hatte die Vermessung der Hausplätze und dazu gehörigen Hufen sowie deren Verteilung an die Ansiedler vorzunehmen, wofür er den erblichen Besitz des Stadtrichteramtes (die Erbrichterei) nebst einem Drittel der Gerichtsgefälle, einige abgabenfreie Hufen und gewerbliche Bannrechte (Mühl-, Schenk-, Brau-, Brot-, Fleischbank-, Schuhbank-, Backofen-, Schmiede-, Badstubengerechtigkeit) erhielt. Die Ansiedler bekamen ihre Baugründe samt den dazu gehörigen Hufen zu Burgrecht (Stadtrecht), d. i. zu vererblichem und veräufserlichem Nutzungsrecht gegen Leistung eines festen jährlichen Geldzinses. Seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. pflegte dieses Recht mehr und mehr der römischen Emphyteusis gleichgesetzt und als *jus emphyteoticum* bezeichnet zu werden. Als in späterer Zeit die Kolonisation spekulationsweise betrieben wurde, pflegte von den Ansiedlern auch ein Kaufgeld (*anleite*, *arrha*, tschechisch *nával*) gefordert zu werden, weshalb man das deutsche Recht auch Kaufrecht (tschechisch *podaczie*, nämlich *právo*) nannte. Dazu kamen die ursprünglich nur in Notfällen vom König erbetenen, später aber zu jährlichen Leistungen von bestimmtem Betrage gewordenen ordentlichen Jahressteuern (Schofs) der Städte, die noch daneben bei besonderen Veranlassungen vorkommenden aufserordentlichen Steuern derselben, die in den Städten besonders ertragreichen indirekten Verbrauchsteuern (Mauten, Zölle, Ungeld) sowie die Gerichtsgefälle u. a. Den gröfsten Gewinn zog der König jedoch aus den böhmischen Bergstädten, wo deutsche Bergleute schon im letzten Viertel des XIII. Jahrh. den Bergbau zu grofser Blüte gebracht hatten. Der Anteil des Königs als Regalherrn am grofsen Silberbergwerk zu Kuttenberg, die sogenannte Urbur, pflegte unter König Johann verpachtet zu sein; der Pachtzins betrug wöchentlich 350 Mark Silber.

Mit Rücksicht auf die Herkunft der Kolonisten und des von ihnen mitgebrachten Rechtes gehörten die Städte Böhmens teils dem norddeutschen (sächsisch-magdeburgischen), teils dem süddeutschen Rechtskreise an. Die meisten Städte des nördlichen und östlichen Böhmen sowie die kleinere Stadt Prag (jetzige Kleinseite) waren mit Magdeburger Recht bewidmet, Leitmeritz ihr Oberhof. In schwierigen Fällen holten die Schöffen von Leitmeritz Rechts-

belehrung von den Magdeburger Schöffen selbst. Magdeburg-Breslauer Recht galt auch in den Städten Nordmährens sowie in Troppau, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums. Weit weniger klar erkennbar stellt sich der Entwickelungsgang des süddeutschen Stadtrechtes in den böhmischen Ländern dar. Den österreichischen Stadtrechten, vor allem dem Wiener, verwandt waren die von Brünn und Iglau. Brünn war im XIV. Jahrh. Oberhof zahlreicher mit seinem Recht bewidmeter Städte des mittleren und südlichen Mähren. Iglau wurde durch sein Bergrecht berühmt und daher von den übrigen Bergstädten Böhmens und Mährens, selbst von dem damals so blühenden Kuttenberg, als Oberhof gesucht. Das Iglauer und Brünner Recht erlangten auch die Bedeutung von Mutterrechten der gröfseren Stadt Prag (Altstadt); letzteres gilt aber auch vom Nürnberger Recht. Als König Wenzel IV. 1387 den Rechtszug böhmischer Städte ins Ausland verbot, bestimmte er die Altstadt Prag zum Oberhof aller nach Nürnberger Recht lebenden Städte; dies galt besonders von den Städten des westlichen und südwestlichen Böhmen. Das Recht von Eger, der seit 1314 dem König von Böhmen verpfändeten deutschen Reichsstadt, geht auf Nürnberger und Brünner Recht zurück. Die Geltung der verschiedenen Stadtrechte erstreckte sich überdies auf das platte Land, indem viele deutschrechtliche Dörfer in allen Teilen Böhmens und Mährens mit dem Rechte der nächsten Stadt bewidmet waren.

Nur die Alt- und Neustadt Prag, Kuttenberg und Eger standen unmittelbar unter dem König, über alle übrigen königlichen Städte Böhmens war der Unterkämmerer (*subcamerarius*) als oberster königlicher Beamter gesetzt. Der König, oder der Unterkämmerer, übte zunächst mafsgebenden Einflufs auf die Einsetzung der Mitglieder der städtischen Verwaltungsbehörde, der Geschworenen (*jurati*) oder Ratmannen (*consules*), von welchen die Hälfte jährlich abzutreten pflegte, worauf in der Altstadt Prag der König selbst oder ein Bevollmächtigter desselben, in den übrigen königlichen Städten der Unterkämmerer aus der Zahl der ihm vom Rate oder von eigens hierzu bestellten Wahlmännern vorgeschlagenen Bürger die neuen Geschworenen erwählte. Die Amtsdauer der meist zwölf Geschworenen oder Ratmannen betrug ein bis zwei Jahre. Organ des Königs in jeder seiner Städte war der Richter (im nordöstlichen Böhmen und nördlichen Mähren ebenso wie in Schlesien Voigt genannt). In den mit Magdeburger Recht bewidmeten Städten pflegte das Richteramt erblich zu sein, in den übrigen Städten war der Stadtrichter sehr oft Zeitpächter der Gerichtsfälle. Manchen Stadtgemeinden, wie z. B. Leitmeritz, Kaaden, Pisek, Taus, Glatz u. a., war es gelungen, das Stadtrichteramt als Eigentum oder Pfand zu erwerben, in welchem Falle die Geschworenen selbst den Stadtrichter einsetzten. Die Kompetenz des Stadtrichters umfafste die Zivil- und niedere Kriminalgerichtsbarkeit; die höhere Kriminalgerichtsbarkeit, d. i. die Bestrafung der todeswürdigen Verbrechen, war dem König vorbehalten, der sie in der Regel durch den Unterkämmerer ausüben liefs. Obgleich der Richter nicht Vorstand des Stadtrates war, so hatte er doch die Befugnisse eines Stadtgemeindevorstehers. Den gröfseren königlichen Städten gelang es indes schon seit An-

fang des XIV. Jahrh., die Abhängigkeit der Gemeinde hinsichtlich des Vorsteheramtes zu beseitigen. Der Stadtrichter verlor die Stellung eines Stadtgemeindevorstehers an einen *magister civium* (Bürgermeister) und ward auf seine gerichtliche Thätigkeit beschränkt. Das Amt des Bürgermeisters pflegte von den Geschworenen oder Ratmannen der Reihe nach, in der Regel einen Monat lang, bekleidet zu werden. Ein eigenes Kolleg ständiger Urteilfinder (*scabini*, Schöffen) beim Stadtgericht gab es nur in einigen Städten Magdeburger Rechtes, vor allen in Leitmeritz. In der Städtegruppe mit süddeutschem Recht wurden vom Stadtrichter zumeist Mitglieder des Stadtrates, Geschworene, aber auch andere Bürger, besonders die ständigen Urkundsmänner (*denominati*, Genannten) als Urteilfinder zugezogen.

Zechen oder Innungen (d. i. Zünfte), auf Verlangen der Gewerbetreibenden vom König errichtet, finden sich seit dem XIV. Jahrh. nur in den gröfseren Städten; sie standen unter strenger Kontrolle des Stadtrates, welcher die Zechenmeister ernannte und die Gewerbegerichtsbarkeit sich vorbehielt. Die kleineren Städte blieben bis zum XVI. Jahrh. noch ohne Zünfte. In jenen Städten, welche, mitten im Lande liegend, von tschechischen Dörfern rings umgeben waren, aus denen häufiger Zuzug stattfand, bildete sich bereits im XIV. Jahrh. eine stets anwachsende tschechische Handwerkerbevölkerung, während in den Städten mit deutscher Bauernbevölkerung im Umkreis auch die unteren Schichten vollständig deutsch waren. Jene inselartig im tschechischen Lande verstreuten deutschen Städte gingen als vorgeschobenste Posten bereits zu Beginn des Husitenkrieges dem Deutschtum verloren, nur in den Grenzgegenden, wo es zu kompakt zusammenhängender Besiedelung durch deutsche Bauern kam, entstand ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet.

Die Besiedelung der weiten gebirgigen Grenzstrecken Nord-, West-, Süd- und zum Teil auch Ostböhmens durch deutsche Bauern während des XIII. Jahrh. bildet ein Glied in der Kette der grofsen agrarischen Kolonisierungen der Länder östlich der Elbe, Saale und des Böhmerwaldes. Als das sicherste Mittel, aus bisher fast ertraglosem Wald- und Sumpfland reiche und sichere Einnahmen zu gewinnen, erschien dem König sowie den geistlichen und weltlichen Grundherren die Ansetzung deutscher Bauern, die man damals allgemein nicht blofs als die in der Technik der Urbarmachung erfahrensten und geschicktesten, sondern auch als die finanziell leistungsfähigsten Landwirte betrachtete. Die Vergünstigungen, welche die deutschen Ansiedler im ganzen ostelbischen Kolonisierungsgebiete genossen, mufsten ihnen auch in Böhmen gewährt werden: vor allem das bereits erwähnte Burgrecht oder emphyteutische Recht und gröfseres Hufenausmafs (im Vergleich zu dem der gewöhnlichen deutschen Volkshufe). Die Hauptmasse der bäuerlichen ebenso wie der städtischen Ansiedler kam, wie die Vergleichung von Mundart, Sitte und Recht lehrt, aus den deutschen Nachbarländern: der Mark Meifsen, Thüringen, Ostfranken, Bayern, Österreich; geringer war die Zahl der aus entfernteren Landschaften Altdeutschlands stammenden Elemente.

Deutsche Dörfer entstanden entweder aus wilder Wurzel, im Wald- und

Ödland der Grenzgebirge, oder im Innern des Landes durch Umbildung tschechischer Dorf- und Fluranlagen. Im ersteren Falle erhielt jeder der an einem Bache oder an der Dorfstrafse gelegenen Höfe seinen Besitz in einem langen Streifen zugemessen, der von der Hofstätte bis an die Grenze der Flur reichte. Bei solch geschlossenen, reihenweise nebeneinander gelegenen Hufengütern (Waldhufen, Reihehufen) gab es keine Gemengelage und keinen Flurzwang, demnach auch keine wirtschaftliche Gebundenheit. Im anderen Falle wurden deutschen Siedlern entweder alte tschechische Dörfer, weil sie zu wenig einbrachten, nach Freilassung der tschechischen Bauern eingeräumt, oder es wurde ihnen ein abgesonderter Teil der Gemarkung eines tschechischen Dorfes überwiesen, wo dann ein deutsches Dorf neben dem älteren tschechischen entstand. Die Flur dieser vormals tschechischen Dörfer, welche in unregelmäfsig durcheinander liegende, vieleckige oder rundliche Besitzstücke geteilt zu sein pflegte, wurde durch die deutsche Besitznahme umgestaltet: nach der Bodengüte teilte man die Dorfflur in grofse viereckige Gewanne von in sich gleicher Beschaffenheit, in deren jedem jede Hufe (*laneus, mansus*) unter Anwendung des Loses ihren Anteil in einem Streifen von ungefähr gleicher Gröfse und Güte erhielt.

Bei Errichtung deutscher Dörfer bediente sich der Grundherr in ganz ähnlicher Weise wie bei den deutschen Stadtanlagen der Vermittelung von Rittern, noch häufiger von Stadtbürgern, welche als Unternehmer (*locatores*) für die Besetzung der Hufen mit bäuerlichen Siedlern zu sorgen hatten und zum Entgelt dafür das Richter- oder Schulzenamt des Dorfes als Erblehen mit einigen Freihufen und gewerblichen Bannrechten erhielten. In der späteren Zeit der Kolonisation liefs sich der Grundherr für das zur Anlage des Dorfes bestimmte Stück Landes vom Locator entweder eine einmalige Geldsumme zahlen, oder er gab ihm das neugegründete Dorf in Zeitpacht (6 bis 18 Jahre oder auf Lebenszeit). In solchen Fällen forderte der Locator, um die von ihm entrichtete Kauf- oder Pachtsumme mit Gewinn hereinzubringen, von den Ansiedlern ein Kaufgeld (*anleit*) für die Überlassung der Hufen.

Keine so scharf ausgeprägten Formen wie in Nord- und Ostböhmen zeigt die deutsche Besiedelung in Süd- und Westböhmen, wie denn überhaupt die süddeutsche (bayerisch-österreichische) Kolonisierung minder intensiv auftrat als die mitteldeutsche (fränkisch-thüringische). Die deutschen Dorfanlagen Süd- und Westböhmens sind zumeist geringeren Umfanges, nicht wenige haben die alte Form des slavischen Runddorfes beibehalten; im Böhmerwalde war und ist das Einzelhofsystem noch heutzutage sehr verbreitet, da es hier durch die Beschränktheit des kultivierbaren Bodens bedingt ist. Durch Teilung von Einzelhöfen entstanden die vielen weilerartigen kleinen Dörfer. Die charakteristischen Bezeichnungen dieser sämtlich auf Rodungen durch Deutsche zurückgehenden Anlagen pflegen in Südböhmen mit 'Schlag' oder 'Stift', in Westböhmen mit 'Reut' oder 'Grün' zusammengesetzt zu sein, während in Nord- und Ostböhmen die Zusammensetzungen mit 'Dorf' überwiegen; die als Genitive eines Personennamens auftretenden Ortsnamen, besonders in der Gegend von

Neuhaus und Neubistritz (z. B. Bernhardts, Dietreichs, Gebhards) werden von einzelnen Forschern für thüringisch-fränkischer Herkunft gehalten. Ausgesprochene Reihe(Wald-)hufendörfer oder regelrechte Gewanndörfer fehlen in Süd- und Westböhmen gröfstenteils. Das Dorfrichteramt pflegte hier nicht erblich zu sein und findet sich überdies nur in den gröfseren Ansiedelungen, von den kleineren unterstanden mehrere zusammen einem Richter.

Die hauptsächlichste Last der deutschen Bauern war der Grundzins, welcher entweder nur in Geld oder in Geld und Naturalien an den Grundherrn als Obereigentümer ihrer Erbzinshufen entrichtet wurde. Die Naturalzinse bestanden zumeist in Getreide, vor allem Roggen und Hafer, oft wird auch Gerste, seltener, nur in fruchtbaren Gegenden, Weizen geliefert. Von Produkten der Viehzucht werden Lämmer, Schinken, Hühner, Eier und Käse am häufigsten genannt. In den durch Rodung entstandenen deutschen Dörfern wurde Abgabenfreiheit für eine Reihe von Jahren gewährt. In solchen Dörfern, wo kein grundherrliches Wirtschaftsgut vorhanden war, gab es selbstverständlich auch keine Ackerfronen; dagegen erscheinen jene deutschen Bauern, denen ehemals tschechische Dörfer oder abgesonderte Teile der Gemarkung solcher Dörfer eingeräumt waren, schon frühzeitig zu mäfsigen Ackerdiensten für die Bestellung der Äcker des Grundherrn (jährlich zwei- oder dreimaliger Pflugfahrt) sowie zu einigen Arbeitstagen während der Erntezeit verpflichtet. Im XIV. Jahrh. erhob der Grundherr ferner bei Änderung im Besitz der emphyteutischen Güter eine Erbantritts- oder Handänderungsgebühr, er machte ein Zustimmungs- und Vorkaufsrecht bei Verkauf solcher Güter geltend und erhob auch hierbei Laudemialgefälle; endlich übte er das Heimfallsrecht betreffs jener emphyteutischen Güter aus, deren Inhaber ohne Erben starb.

Die öffentlichen (landesfürstlichen) Leistungen, die den Bauern böhmischen Rechtes oblagen (Burg- und Brückenbau, Wachtdienst, Spanndienste für militärische Zwecke und Wirtschaftsfuhren, Verpflegungsabgaben für die landesfürstlichen Beamten), wurden den deutschen Bauern erlassen, nicht aber die Verpflichtung zur Heerfahrt behufs Landesverteidigung sowie zur Stellung von Heer- oder Rüstwagen, wofür frühzeitig eine Ablösung in Geld begegnet. Auch mufsten die deutschen Bauern die sogenannte Berna, d. i. die aufserordentliche und allgemeine Königssteuer, entrichten, welche der König in den obenerwähnten Fällen zu fordern berechtigt war, aber auch bei anderen Veranlassungen begehrte. Endlich waren die deutschen Bauern wie alle Landwirte noch zur Entrichtung des Pfarrzehntes verpflichtet, der aus dem grofsen oder Feldzehnt und dem kleinen oder Blutzehnt von allen Haustieren bestand. Der Feldzehnt wurde entweder als voller Zehnt vom Rohertrag oder als fixierter Zehnt entrichtet. Letzterer war wieder entweder Garben- oder Körnerzehnt. Im ersteren Falle wurden von der Hufe 1 Schock (d. i. ursprünglich 50, später 60 Garben) oder 3 Mandeln (zu 15 Garben) geliefert, im letzteren Falle einige Scheffel Getreide (meist Korn und Hafer).

Was die Gerichtsverfassung der deutschen Dörfer betrifft, so besafs der Richter (Schulze) des einzelnen Dorfes nur die niedere Strafgerichtsbarkeit über

Feld- und Ortspolizeivergehen; aufserdem hatte das Dorfgericht eine Zivilgerichtsbarkeit bei Auflassungen (freiwillige Gerichtsbarkeit). Die streitige Zivilgerichtsbarkeit sowie die höhere Strafgerichtsbarkeit über die landesfürstlichen deutschen Dörfer stand im Glatzer, Trautenauer, Elbogner und Egerer Lande dem in den gleichnamigen Städten tagenden Landgerichte zu, über die Dörfer der städtischen Weichbilde richtete in gleichem Umfange das betreffende Stadtgericht; in den grundherrlichen Dörfern wurden die Fälle der streitigen Gerichtsbarkeit auf den dreimal jährlich stattfindenden, vom Grundherrn oder seinem Bevollmächtigten als Richter geleiteten Gerichtstagen (Dreiding, Grofsgericht, Bannteiding) entschieden; hatte der Grundherr über seine Dörfer noch überdies die höhere Strafgerichtsbarkeit (Halsgerichtsbarkeit) erlangt, so wurden auch die Kriminalsachen auf diesen Gerichtstagen verhandelt.

Die vorteilhafte Rechtsstellung der deutschen bäuerlichen Ansiedler wurde auch von den tschechischen Bauern lebhaft begehrt und in vielen Fällen erreicht. Die tschechische bäuerliche Bevölkerung Böhmens bestand im XIII. und XIV. Jahrh. aus Resten gemeinfreier Bauern und der grofsen Masse der sogenannten Kmeten (*kmetones*, *rustici*, *villani*), deren Ackerdienste nur gering waren. Die Kmeten dürften aus einer Mischung unfreier Eigenleute, deren Roboten ermäfsigt worden waren, und freier Zeitpächter entstanden sein. Abkömmlinge ehemals landloser Eigenleute oder freigelassener Kmeten waren die Untersassen (*subsedes*). Viele von ihnen hatten kleine Stücke Landes (in der Nähe ihres Häuschens gelegene Feldgärten) zur Nutzung unter Verpflichtung zu umfassenden Handroboten erhalten und wurden daher als *hortulani* (Gärtner) bezeichnet, während die *gazales* (Häusler) keine Ackernahrung besafsen, sondern als landwirtschaftliche Lohnarbeiter oder Dorfhandwerker ihren Unterhalt gewannen. Mit Ausnahme der Freibauern ermangelte die tschechische bäuerliche Bevölkerung des erblichen Rechtes an ihren Hofgütern, wiewohl sie in vielen Fällen dieselben thatsächlich erblich besafs. Die Lage der tschechischen Bauern war daher eine ungewisse, prekäre, von der Gnade des Grundherrn abhängige; eine fest bestimmte, selbständigere und unantastbare wurde sie erst durch Erwerb des deutschen Rechtes, was in den sogenannten Lokationsurkunden öfters ausdrücklich hervorgehoben wird. Erworben aber wurde das deutsche Recht (Burgrecht oder emphyteutisches Recht), d. i. vererbliches Nutzungsrecht am bisher nur prekarisch innegehabten Zinsgut, durch einmalige Zahlung einer gröfseren Summe (2 bis 8, selten mehr Schock Groschen), der sogenannten *anleit*, d. i. eines Kaufgeldes an den Grundherrn. Mit dem Erwerb des emphyteutischen Rechtes waren jederzeit die Lösung von der bisherigen hofrechtlichen Gebundenheit und die Gewährung einer durch die grundherrliche Zustimmung zu Verkauf und Verpfändung des Gutes beschränkten Freizügigkeit vereinigt; die früher persönlichen Lasten dieser Bauern nahmen den Charakter von Grundlasten an. Oft, aber keineswegs immer, erhielten die tschechischen Dörfer gleich bei der Beschenkung mit dem deutschen Recht auch die deutsche Gewannhufenverfassung, deren Zweck darin bestand, jedem Hüfner gleich hohe Zinse und Dienste aufzuerlegen. Endlich wurde in vielen tschechischen Dörfern

bei jenem Anlafs auch die deutsche Gemeinde- und Gerichtsverfassung eingeführt. Den hauptsächlich in öffentlichen Fronden bestehenden Lasten des *jus Boemicale* blieben die in deutschrechtliche Erbzinsleute umgewandelten tschechischen Bauern nach wie vor unterworfen, doch wurden diese öffentlichen Gerechtsamen nicht selten an die Grundherren veräufsert. So aufserordentlich aber auch die Verbreitung war, welche die freie Bodennutzungsform des deutschen Rechts im XIII. und XIV. Jahrh. in Böhmen erlangt hatte, so blieben doch viele tschechische Bauerndörfer übrig, die nicht mit deutschem Recht begabt waren, deren Dorffluren nicht die kunstgerechte deutsche Flureinteilung erhalten hatten, vielmehr eine arge Unzweckmäfsigkeit und Zerstückelung zeigten. Die Güter dieser Bauern böhmischen Rechtes waren nicht genau vermessen, sondern behufs der Lasten meist nur nach der Zahl der Pfluggespanne veranschlagt; ein gespannfähiges Bauerngut wurde als *aratrum* oder *uncus*, tschechisch *radlo* bezeichnet. Dieser Teil der tschechischen Landbevölkerung verblieb denn auch in persönlichem hofrechtlichem Abhängigkeitsverhältnis.

Während sich die Deutschen in Böhmen und Mähren ausbreiteten, neuen Aufschwung von Landwirtschaft, Bergbau, Gewerbe und Handel begründend, gewann die erfolgreiche Politik der luxemburgischen Herrscher Böhmens, König Johanns und Kaiser Karls IV., eine Reihe ganz oder gröfstenteils deutscher Länder im Nordosten und Norden, die Lehnshoheit über die meisten schlesischen Herzogtümer sowie die unmittelbare Herrschaft über die Herzogtümer Breslau, Schweidnitz und Jauer, die Markgrafschaften Budissin und Görlitz, Lausitz und Brandenburg. Die zentralisierenden und ausgleichenden Wirkungen des von Karl IV. mächtig geförderten Handelsverkehrs zwischen seinen alten und neuen Ländern kamen dem deutschen Element nicht wenig zu gute. Im zweiten Bande seines Werkes wird Bachmann zu zeigen haben, wie auch an dem von Karl IV. gegründeten Prager Generalstudium die Deutschen das entschiedenste Übergewicht erlangten und in der höfischen Kunst des karolinischen Zeitalters die führende Stellung einnahmen. Angesichts der Gefahr, auf allen Gebieten des Kulturlebens überwältigt zu werden, erhob sich das Tschechentum in wütendem Ansturm und vollführte in der husitischen Revolution die fast völlige Vernichtung des böhmischen Deutschtums. Eine quellenmäfsige Darstellung dieser Zeit des Feuers und des Eisens von anderen als tschechisch-nationalen Gesichtspunkten aus thut wahrlich not.

DIE TRAGÖDIE DES GLAUBENS

Betrachtungen zu Immermanns Merlin

Von Thaddäus Zielinski

Ewiger Frieden im Himmelsraum jenseits der Wolken; in ewiger Unrast der Dunstkreis der Erde. Hier das Reich der drei Elemente, die das Leben tragen und nähren; dort dehnt sich grenz- und wandellos das vierte aus, der strahlende Äther, die flammende Mauer des Weltalls, wie er den Alten hiefs ... Es ist das Schema einer überwundenen Weltanschauung, das wir hier entwerfen. Wir müssen es thun; denn sie hat die Götter geschaffen.

Nicht um sie sofort in die grofse Ruhe jenseits der Wolken zu verweisen. Einst haben sie unter den Menschen gewohnt, die mächtigen Herrscher der lebendigen Natur, denn

Eins ist der Götter Geschlecht und der todverfallenen Menschen.

Aber Steigerung und Läuterung des Gottesbegriffs einerseits, zunehmende Welt- und Menschenkenntnis anderseits — die Folge war, dafs sich die hehre Schar immer weiter, immer höher zurückzog, auf die zauberumfriedete Bannwiese oben auf einem Ida, einem Olymp.... Und als auch der Zauber gebrochen war, rifs sich der lichte Kranz von dem heiligen Gipfel los und schwebte empor, immer höher, bis zu den Sternen hinauf, mit denen er endlich verschmolz. So ging die Gottheit in die grofse Ruhe ein; dort giebt es nicht Streit noch Leiden, dort ist für keinerlei Tragödien Raum.

Den drei Elementen der lebendigen Natur ist zu jenem Reiche des Friedens der Zutritt versagt, es bleibt unberührt von ihren Kämpfen, ihrer Unrast, ihrem — Leben. Das vierte dagegen, das droben seine Heimat hat, wirkt in uns, seit Prometheus den 'Samen' des flammenden Äthers entführt und zu den Söhnen der Erde herabgebracht hat. Nun lebt das Himmelselement in unseren Herzen all unsere Kämpfe und Leiden mit. Eine Tragödie der Gottheit ist unmöglich; eine Tragödie des Glaubens dagegen — jenes göttlichen Funkens im Menschenherzen — ist nicht nur möglich: es ist die gewaltigste und ergreifendste aller irgend denkbaren Tragödien. Ist sie geschrieben? — O ja, Blatt für Blatt haben sie unsere Brüder wohl geschrieben, die einen mit ihrer Feder auf Pergament und Papier, die anderen mit ihren Thaten auf den sichtbaren Tafeln der Geschichte und den unsichtbaren des Volksbewufstseins, noch andere mit ihrem Blute auf den heidnischen Arenen und den christlichen Schand- und Marter-

gerüsten. Dafs sich aber je ein Denker findet, der die losen Blätter der hohen Sibylle zu jenem Buche gestaltet, zu dem sie unsere Ahnung leicht verbindet, dafs sich für die Tragödie des Glaubens als ein Ganzes je ein Darsteller findet, ist kaum zu hoffen; noch scheint der Stoff für den einzelnen Menschengeist allzu mächtig zu sein.

Was soll nun, wird man fragen, diese 'Tragödie des Glaubens'? Weshalb wagen wir unsere Kraft an einen Versuch, dem die Natur den Fluch der Unvollkommenheit mit in die Wiege gelegt hat? — Deshalb, weil der Ertrag der Gedankenarbeit nicht nur in der Vollkommenheit ihrer Ergebnisse besteht. Hier die Geringfügigkeit des Erreichbaren, dort die Unerreichbarkeit des Grofsen: gezwungen, zwischen den zwei Leidesgaben zu wählen, schwankt der Geist des Menschen rastlos hin und her. Ist er so gestimmt, dafs ihm hier die Unausführbarkeit und dort die Kleinheit die Arbeit vergällen, so geht er zu Grunde, wie der Meister der 'Versunkenen Glocke' bei seinen dienstwilligen und kraftlosen Berggeistern. Giebt er sein hohes Sehnen hin, um am Kleinen und Erreichbaren sein Genüge zu finden, so hat er um den Preis seines Schöpferberufs der Welt einen Handwerker gerettet. Was bleibt uns also? Ahnung und Resignation. Indem wir, den Erbauerinnen der lebenden Inseln im Meere gleich, Atom für Atom unseren Korallenbau aufführen, wollen wir es uns nicht nehmen lassen, von Zeit zur Zeit den Blick aufwärts zu richten, durch den Schleier der Wellen hindurch: ob die Nacht bald hin ist, ob es noch weit ist zum Licht. Sind sie auch nicht unmittelbar arbeitsfördernd, die Ruhepausen des Aufblicks, so entströmt ihnen doch eine Kraft und Frische, die uns belebt.

Und hier ist es, wo die Dichtung in ihre Rechte tritt. Ihr ist es gegeben, die schwanke Ahnung zu einem festumrissenen Bilde zu gestalten und dadurch dem Wunsch eine Weckerin, dem Gedanken eine Führerin zu sein. So sei es denn ein Dichter, dessen Leitung wir uns anvertrauen — der letzte bedeutende Meister, der sich an die Tragödie des Glaubens in unserem Sinne herangewagt hat.

Dieser Meister ist Karl Immermann; er ist es durch seine 'Mythe' — wie er sein Drama zubenannt hat — 'Merlin'. Von den Zeitgenossen ebenso wenig gewürdigt wie von den Nachkommen, hat seine Dichtung zu allen Zeiten wenige, aber aufrichtige und begeisterte Verehrer gehabt. Diese stellten den 'Merlin' kühn der gröfsten Schöpfung der deutschen Dichtkunst zur Seite, indem sie ihn den 'Gegen-Faust', oder den 'Zweiten Faust' nannten; aber diese Handvoll geistesstarker Menschen abgerechnet, stand die Leserwelt dem inhaltmächtigen und formschönen Werke gleichgültig gegenüber. Der Dichter sah das ein und wufste sich in das Schicksal zu finden; 'mein Merlin', schrieb er, 'geht an seiner metaphysischen Rüstung zu Grunde'.

Dennoch war er sich der Unmöglichkeit bewufst, seinen Ideen eine andere Form zu geben. Man wird noch heute keine besseren Mittel finden, die Tragödie des Glaubens darzustellen, als die vom Dichter geschaffenen Gestalten. Ich bitte den Leser, mir zunächst in den wunderbaren Dom Immermanns zu folgen und hoffe, dafs es mir gelingen wird, ihm von dort einen noch weiteren

Horizont zu eröffnen, als derjenige war, den das ermüdete Auge des geistvollen Erbauers schaute.

Das ist wohl sonst nicht bei den Auslegern Brauch; es soll auch keine philologische Auslegung sein, was ich im folgenden dem Leser biete, oder doch nur eine im freiesten Sinne des Wortes. Ich bin mir bewufst, dem Werke Immermanns viel zu verdanken; über zwanzig Jahre ist der 'Merlin' mein Begleiter gewesen, seine Ideen haben in mir weitergelebt; bei so intimem Verkehr verschwimmt zuletzt die Grenze zwischen Mein und Dein. Nun bringe ich, was ich erarbeitet habe, den Manen des Dichters dar.

Doch nun ans Werk. Was bedeutet für uns Immermanns 'Merlin'? Was ist vor allen Dingen 'Merlin' selber?

I

Merlins Gestalt ist entlehnt aus mittelalterlichen Sagen, die damals, in der Blütezeit der Romantik, von Dichtern und Gelehrten wieder ans Licht gezogen wurden. Freilich, er spielte darin eine recht dürftige Rolle. Kaum irgendwo wird man einen schneidenderen Gegensatz finden zwischen der Gröfse der ursprünglichen Konzeption und der Schwäche ihrer Ausführung.

Merlin ist im Kern nichts geringeres als der Antichrist. Der Fürst der Hölle, erschreckt durch des Erlösers Niederfahrt in sein finsteres Reich, beschliefst dem Beispiele seines grofsen Gegners zu folgen. Indem er den Leib, jedoch nicht die Seele einer christlichen Jungfrau sich zu eigen gemacht, wird sie Mutter des Geschöpfes, das er zum Feinde Christi, zum Bannerträger der höllischen Mächte auf Erden ausersehen hat. Sein Unternehmen mifslingt ihm; sein Sohn erbt von ihm nur die Schärfe des Verstandes, in allem übrigen aber gerät er nach der Mutter, der unschuldig verführten, keuschen und frommen Jungfrau. Das ist der Anfang; aber unsere Erwartung wird durch die weitere Entwickelung des Romans keineswegs befriedigt. Merlins Wirken beschränkt sich auf eine lange Reihe naiver und zweckloser Wunderthaten, die er am Hofe der englischen Könige Uter und dessen Sohnes Artus vollbringt. Schliefslich kommt er um in der Bretagne durch die schöne Niniane, die ihn zuerst durch Liebe, dann durch seine eigenen, ihm entlockten Zauberkünste auf ewig an sich fesselt: der einst allmächtige Wunderthäter beschliefst sein Leben als kraft- und hilfloses Wesen unter der Weifsdornhecke im Wald von Briogne. Das ist die Sage vom Zauberer Merlin (*Merlin l'enchanteur*). Sehen wir nun, was unser Dichter daraus gemacht hat.

Die Verzweiflung des Höllenfürsten bildet auch bei ihm den Ausgangspunkt; sie ist geschildert in der ersten Szene des Prologs, im Gespräch Satans mit Lucifer in den Bergen am Rande der Syrischen Wüste. Vor ihnen dehnt sich die fruchtbare Ebene aus; dort lebt ein reicher christlicher Landmann mit seiner jungen Tochter Candida. Ihre Reinheit reizt Satan; gerade ihre überschwängliche Frömmigkeit kommt seinen Plänen entgegen. Das christliche Leben im Hause genügt ihr nicht; sie begiebt sich zum Einsiedler Placidus, um in der feierlichen Stille der Wüste die Nacht im Gebet zuzubringen. Hier

führt denn auch Satan seinen Anschlag aus. Er wird ihm durchkreuzt: die Klänge des christlichen Hymnus *O sanctissima* begleiten aus der Ferne das 'grofse Werk der Finsternis'; dadurch ist der Keim zu seinem Mifslingen gelegt.

Die wunderbare Zeugung Merlins, das ist der Inhalt des Prologs; ich will gleich bemerken, dafs in seinen drei Hauptpersonen Vertreter dreier Glaubensrichtungen dargestellt sind. Satan, das ist der antike hellenische Glaube, der durch die Geburt des Erlösers scheinbar zu Tode getroffen ist; der Einsiedler Placidus, das ist das naive, von keiner Theologie berührte Urchristentum, welches in der demütigen Hingabe an Christus das Pfand der Sündenvergebung sieht; Candida aber ist in ihrer reinen Jungfräulichkeit eine Vorläuferin Merlins. Doch davon später.

Die Handlung des Hauptteiles der Tragödie geht in England vor; dorthin ist Placidus mit seinem jungen Zögling Merlin geflüchtet, als die erregte Menge den wunderbaren Knaben verfolgte. Candida ist nicht mehr unter den Lebenden: Merlin hat ihr ein unvergängliches Grabmal errichtet und darunter zugleich die erste Epoche seines Erdenlebens bestattet. Die Jugendjahre sind vorbei, die Zeit ernster Thätigkeit bricht an — als Mann steht Merlin vor uns da.

Worin besteht nun seine Aufgabe?

Sie liegt im 'Mysterium vom Grale' begründet, in der Ansicht von der zwiefachen Wirksamkeit des Erlöserblutes; 'denn zu gemeinem Segen dient's allen und fliefst auch um weniger wegen', denen es ein besonderes, tiefinnerstes Heil verbürgt. Der Samen jenes Segens wird durch die Apostel 'in die Breit' und in die Weite' verstreut, soweit die Predigt des Evangeliums reicht; das Heilswunder erfährt Joseph von Arimathia, der erste Hüter der Schale, an seiner eigenen Seele.... Jawohl, Joseph 'der Feige', 'der nie sich sonst bei Christo wollte zeigen!' — Nach seinem Tode kehrte das Heiltum in den Himmel zurück;

> Allein es ist gesunken
> Von neuem drauf zu Thale.
> In dieser Rede Funken
> Sprüht — fasse das! — der erste Spruch vom Grale.
> Doch nahe steht die schöne Zeit des andern;
> Wann ihre Glorien prunken,
> Werd' ich zu dir erzählend wieder wandern.

So viel verrät Merlin seinem alten Lehrer Placidus dort, wo er ihm 'das Mark der Weltgeschichte' spendet; was das ist, 'der andere Spruch vom Grale', das enthüllt er ihm nicht. Uns wird es nach Placidus' Abgang aus dem Morgengebet Merlins offenbar. Die Verherrlichung des 'Feigen' und was ihm ähnlich ist, das war der erste Spruch vom Grale, der Niedergang des 'sanften Gottes', entsprechend seinem unerforschlichen Beschlufs, 'sich durch jede Erdenschmach zu winden'. So ist er auch jetzt auf Montsalvatsch gefangen, beim 'blöden Titurel' in Haft und 'seiner Zunft, der eingeengten, bangen'. Nun steht aber der Umschwung bevor:

Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes
Wählst Du Merlin . . . .

Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüter,
Die Stirn, vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus' Haupt;
Dem hehren Gral schaff' ich die echten Hüter!

Der tiefe Sinn dessen, worin Merlin seine Sendung erblickt, soll weiterhin erklärt werden, hier wollen wir den mystischen Schleier, in den der Dichter seine Ideen hüllt, noch nicht zerstören.

Den heiligen Gral aus den Händen des blöden Titurel zu befreien und ihn dem tapfern Artus und seinen Paladinen, den besten aller Erdgeborenen in die Hand zu liefern, das ist die Aufgabe, die sich Merlin gestellt hat. Vergebens kämpft dagegen sein Vater, der zu ihm gekommen ist, ihn für die Ziele zu gewinnen, um derentwillen er ihn erzeugt hat. Merlin sagt sich los vom Satan und verkündet feierlich seinen Entschlufs, Gott allein zu dienen.

Aber auf dem Weg zu Artus' Hof tritt ihm sein Rivale entgegen — der Zauberer Klingsor.

Dieser Gegner ist schon alt. Sein ganzes Leben hat er verbraucht, um in der Natur das zu finden, was über aller Natur steht. Er geniefst den Ruf grofser, übermenschlicher Weisheit, er wird von den Menschen als Gott verehrt — und hat nichts, was er selbst verehren könnte. Nun sieht er, dafs ihm auch dieses inhaltlose Gefäfs — die Verehrung der Menge, an der er sich in Ermangelung eines Bessern ergötzt hat — genommen werden soll: ein neuer Prophet kommt, den alten zu stürzen. Klingsor ist entschlossen, dem entgegenzuwirken, doch die Begegnung mit Merlin hat für ihn einen ganz anderen, unerwarteten Ausgang. In der Seele des begeisterten Jünglings findet er das, was er so lange vergebens gesucht hat; besiegt, aber mit frohlockendem Herzen geht er hin, um in seinem 'Kastell Merveil' zu sterben; Merlin aber setzt seinen Weg zu Artus fort.

Hier ist alles bereit für seine Ankunft. Das frohe, vom Glanz der Ehre und Liebe verklärte Leben der Ritter und Damen vermochte dem König keine Befriedigung mehr zu gewähren; schon lange quälte unverstandene Sehnsucht nach dem Grale sein Herz. In seinen bangen Zweifeln hatte er sich an Klingsor gewandt. Der alte Zauberer hatte wohl gemerkt, dafs den König Todesgedanken schreckten; aber er weifs nur zu gut, dafs nur etwas, was keinen Anfang hatte, dem Ende entgehen kann, und giebt dem Frager die spöttische Weisung, 'das Kind ohne Vater zu suchen'. Damit hat er, ohne es selbst zu wollen, den Boden für Merlin vorbereitet. Während dieser sich nähert, fliefst das Leben der Paladine in der gewöhnlichen Ordnung hin; in einer Reihe von Bildern sind die sie beschäftigenden Fragen dargestellt: das Problem der Ehre, worüber die ersten Ritter des Hofes — Erek, Gawein, Gareis — streiten; das Problem der ritterlichen Liebe, das der neuangekommene Lanzelot stellt, indem er als Retter der Königin Ginevra das Recht, ihr seine Liebe zu weihen, in

Anspruch nimmt, ohne zu wissen, dafs sie die Frau seines Gebieters ist. Minnegesang erfreut die Genossen dieses sorglosen Lebens; endlich verlöschen die bunten Lampen der Zelte; stille breitet sich der nächtliche Himmel über dem schlafenden Gefolge des Königs aus. So findet es Merlin.

Aber er trifft dort noch ein Wesen, dessen Begegnung für ihn verhängnisvoll wird. Das ist die Schwester der Königin, die reizende Niniana. Treu ihrem Namen (welcher auf chaldäisch 'ich thu' es nicht' bedeuten soll) ist sie vor der Schwester geflohen, als diese sie suchen ging; jetzt ist sie von selbst gekommen und hat ein Geschenk mitgebracht, einen Rubinreif, der die wunderbare Gabe hat, jedem sein Sehnsuchtsziel vorzugaukeln. Der Ring erstrahlt über den Zelten der Ritter, und vor ihren schlaftrunkenen Augen erhebt sich, was sie mit geheimnisvoller, unwiderstehlicher Kraft an sich zieht, Montsalvatsch. Die Ankunft Merlins zerstört den Zauber; Niniana entflieht, Artus und die Paladine erwachen; Merlin krönt Artus als 'König im Grale'. Alle brechen auf, Montsalvatsch zu suchen. Wie aber, fragt man, verhält sich Montsalvatsch und die auf ihm waltende unerforschliche Kraft zu ihrem Beginnen?

Die Handlung wird dorthin, nach 'Salvaterra' verlegt, wo die heilige Schale von den ernsten Wölbungen des gotischen Tempels niederstrahlt, die geheimnisvolle Dämmerung der heiligen Stätte mit wunderbarem Glanze erleuchtend und die Seelen der treuen Diener, der Ritter vom Gral, mit himmlischer Seligkeit füllend. Ein neuer Ankömmling, der junge Lohengrin, ist der Aufnahme in die Tafelrunde gewürdigt worden. Erst an der Schwelle des Heiligtums soll er das Geheimnis des Grals erkennen, das Merlin verschlossen geblieben ist; aber in dem Augenblick, da er die geweihte Stätte betreten will, erscheint Titurel und verkündigt den letzten Entschlufs der Gottheit. Der Gral soll den Westen verlassen, soll fort in die tiefsten Wälder Indiens, und der letzte Ankömmling, dem es vergönnt war, die Schwelle des Heiligtums zu berühren, soll zurückkehren in die Welt und ihr die Botschaft vom Gral verkünden, 'dem Leid zum Trost, dem Bösen zum Gefecht'.

Warum das? —

> Denn mich vertreibt aus den gewählten Triften
> Der Antichrist. — Er suchet das Geschlecht
> In ungeheurster Sünde zu vergiften.

Merlin also und sein Werk sind verdammt.

Zur selben Zeit irren Artus, Ginevra und die Paladine in der Wüste, Merlins Weisungen folgend. Alle sind ermattet; Erek sinkt zu Tode erschöpft nieder. Der König befiehlt, ihn auf eine Tragbahre zu legen, damit er wenigstens im Tode Montsalvatsch erreiche; man hört rufen: 'Sucht Merlin!' In der That, wo bleibt Merlin? — Er wollte ein wenig ruhen im Walde von Briogne: dort angelt Niniana im klaren Teich, kindlich-frohe Lieder singend; dort blüht der Weifsdorn und lockt in seinen kühlen Schatten Ermattete und Verliebte. . . . .

Die Raben, deren Gekrächz Ginevra so ängstigte, sind verscheucht, doch

die Totenstille der Wüste ist noch schauerlicher. Das letzte Brot, das letzte Wasser ist verteilt; der verzweifelnde König sendet zwei seiner Paladine aus, den Heimweg zu suchen; nur einer kehrt zurück, der andere ist ausgeglitten und in einen Abgrund gestürzt, das ist der einzige Heimweg. Nur eine Hoffnung bleibt noch: 'Ruft Merlin!' Wieder ertönen die Rufe: 'Merlin, Merlin!' Wohl hört man sie unter der Weifsdornhecke, jedoch undeutlich; Merlin will zu den Seinen, aber Niniana hält ihn zurück; wozu, 'es ist des Wildes heisrer Abendschrei'. Merlin bleibt, er mufs das erschreckte Mädchen beruhigen, er mufs ihr ein Pfand seiner Treue hinterlassen. Was könnte es wohl sein? Wo ist die Macht, vor der die Kraft Merlins zurücktreten müfste? Eine solche Macht giebt es:

Es giebt ein Wort, unheimlich, tief, verfänglich,
Das, ausgesprochen, mich an diese Stätte
Für ew'ge Zeiten bannte . . . .
Nicht so weit,
Als wie der Käfer an des Knaben Faden,
Dürft' ich mich dann entfernen! Hier versäfs' ich
Den Frühling unter Crocus und Mafslieben;
Des Schlehdorns Früchte zählt' ich um Johannis;
Hier säng' die Drossel mir das Herbstlied; hier
Erfrören meine Füfs' im Winterschnee.
So nah grenzt Ohnmacht an die Allmacht. . . .

Das furchtbare Wort hat ihn schon halb verzaubert, noch bevor es ausgesprochen ist; es fafst ihn wie Schwindel; seine Gedanken umkreisen es, er vermag Niniana nicht mehr zu widerstehen, als sie ihn um sein Geheimnis bestürmt: 'Ich sprech' es nicht, es spricht aus mir! Die Qual drängt sich hervor!' Er flüstert das Schicksalswort dem Liebchen ins Ohr. 'Das hab' ich nicht verstanden', antwortet Niniana, und um sich zu vergewissern, wiederholt sie es. Im Augenblick ist Merlin verwandelt, ihm scheint's, er trage Ketten, er sei angeschmiedet an einen eisernen Turm. Schreiend flieht Niniana vor seinen Drohungen; den Paladinen, deren Hilferufe zum drittenmal erschallen, ruft er zu:

Hier! Hier drinnen!
Seid doch vernünftig
Haltet euch nur grade!
Wir wollen künftig
Mehr achten der Pfade.

Gern spräng' ich aus dem Fenster,
Wär' in eurer Näh':
Doch von unten Gespenster
Kau'n, schmatzen aus blutigem See!

Meine Eisen schüttl' ich;
Das mag sie nicht schwächen.
An den Pfeilern rüttl' ich;
Doch sie wollen nicht brechen.

Rufet nicht so kläglich!
Ihr stört mich im Schlummer.
Leid' ich nicht unsäglich?
Brauch' ich noch mehr Kummer?

Dies ist der Hauptteil der Tragödie, betitelt 'der Gral'; es folgt ein kurzes Nachspiel 'Merlin der Dulder'. Auf dem Domkirchhof sind dreie zusammengekommen: Placidus, auf der Suche nach Merlin, der Minstrel, auf der

Suche nach Artus, und Lohengrin, der den Menschen die Kunde vom Gral bringen soll. Als der Minstrel hört, dafs alles Suchen vergeblich ist, zertrümmert er die Harfe, die dem Ruhme Artus' geweiht war; Placidus zerreifst das Pergament, worauf er den 'ersten Spruch vom Gral' geschrieben. Lohengrin möchte ihnen Trost spenden, kann aber seiner eigenen Zweifel nicht Herr werden. 'Vergieb', ruft er dem fernen Grale zu, vor dessen Anblick ihn ein geheimnisvoller Spruch zurückgehalten hatte,

Vergieb, dafs mir, nicht gänzlich abgetötet,
Ein irdisch Regen noch im Busen spielt!

Er denkt des Jammers, dessen Zeuge er war — tot Klingsor, tot Artus und die Seinen, wahnsinnig Merlin:

Der Geister reichsten hat der Schmerz geschlachtet;
Lieb', Ehre, Mut, sind hungerentstellte Leichen;
Andacht ist von des Wahnsinns Fittich umnachtet.
Was nur vollkommen, herrlich, ohnegleichen,
Ging in die gräfsliche Verwesung über:
Wem, o mein Gott, soll ich noch Beistand reichen?
Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber,
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht.

Das ist erst die Summe des bisher Geschehenen; nun aber greift ein neues Moment in die Handlung ein. Zu Merlin, der an der Weifsdornhecke irre Lieder singt, tritt Satan. Auf ein Zeichen von ihm nimmt 'das unwürdige Schauspiel' ein Ende. 'Wo bin ich?' fragt Merlin. Bald kehrt ihm das Bewufstsein wieder; eine zweite Frage ist: 'Wo sind meine Freunde?' — 'Bei mir' antwortet Satan. — 'Bei dir?' — 'In einer grofsen Gemeinde, im Hades bei mir.' Merlin ringt verzweifelt die Hände, Satan tröstet ihn:

Nicht in Schwefelflammen
Geröstet, gekocht,
Nicht von Keulen und Rammen
Zu Qualenbrei gepocht,
Nicht in eisige Bäder
Nackend geschickt,
Nicht um sausende Räder
Schwindelnd gestrickt, —
Fabeln, wovon nur Dümmlinge klafften!
Aber das bleibt haften,
Grofs, unbeugsam, stier:
Sie wollten zu ihm und sind bei mir.

Jetzt weifs Merlin, dafs Gott ihn verstofsen hat; verstofsen — wofür? — 'Wie? Oder hast du', fragt Satan versuchend,

andern Fehl begangen?
War etwa sonst ein freventlich Verlangen,
Unsaubre Lust, ein frecher Dünkel
Gekauert in des Herzens Winkel?
Denn wenn geknickt du das bereuen könntest,
In Bufseglut zu ihm verzehrt entbrenntest,
Da möcht' er dir vielleicht den Finger reichen,
Und vom zerknirschten Sünder würd' ich weichen.

Merlin: Ich hab' nichts abzubüfsen!
Meine Seele, ein Sehnsuchtshauch,
Wallend empor, wie reinlichen Opfers Rauch
Grade zu ihm, ihn wonnedurchschauert zu grüfsen!
— — — — — — — — — — — — — —
Satan: Ferner: was verbrachen die,
So du führtest?
Merlin: O der Unschuldigen, Armen!
Eine Schale voll von farbenwarmen
Blüten und Früchten trug ich euch dar,
Zu widmen das frohe Geschenk dem Altar.
Warum, mein Geliebter, verschmähtest du sie?

Der Boden ist vorbereitet; zum zweitenmal sucht Satan seinen widerspenstigen Sohn zu gewinnen und hat diesmal volle Hoffnung auf Erfolg:

Ich nehme dich mit allen deinen Wunden,
Zermalmet, wie du bist, von tausend Lasten;
Du sollst an meiner breiten Brust gesunden,
In meinem Schatten dich zu Kräften rasten.
Genug des Lehrgelds hast du wohl gezahlt,
Jetzt endlich darfst du von dir wissen;
Sei denn durch einen, der nicht schwatzt und prahlt,
Der schimpfgedrückten Knechtschaft froh entrissen!
Nun koste Freiheit, Geist, Zusammenhang
Im sel'gen, labenden Überschwang!
Auf! Werde mein! Drei Schritt' geh' hinter dich!
Verleugne ihn und glaub' an mich!
Merlin: Nein!
Satan: Nein?
Merlin: Der Laut, der einzige, blieb mein!
Satan: Du Klofs von Blöd- und Eigensinn!
Bald erschöpfet ist meine Geduld . . . .
Ziehet noch ein einziger Faden
Von dir zu ihm hin?
Merlin: Die Ewigkeit zwischen mir und seiner Huld!
Ich bin gelöscht im Buche der Gnaden,
Gesetzt aus der Kinder Erbe.
Ich bin eine trockne Scherbe,
Das Spottlied der Buben
In den Dirnenstuben,
Auf den Kupplergassen.
Er hat mich gesperrt zu den Hunden;
Da wimmr' ich, bluttriefend, geschunden!
Satan: Die Elohim
Beten mich an! Du Kot und Mist . . . .
Merlin: Vater unser, der du bist . . . .

Satan: Nichtswürdiger Hevassame!
Duftgärender Frafs der Motten,
Reif zum Verrotten! (Er rührt ihn an.)
Merlin (sterbend): Geheiliget werde dein Name!

II. SATAN

So sind nach dem Untergang der einen und der Verzweiflung, d. h. dem intellektuellen Tode der anderen nur die beiden äufsersten, unversöhnlichsten Prinzipien übrig geblieben, die in den beiden Symbolen Satan und Gral verkörpert sind. Und solange die Welt besteht, werden diese beiden Prinzipien die beiden Pole des Glaubens bilden und zwei feindliche Strömungen aussenden, die, wenn sie in der Menschenbrust aufeinander stofsen, denselben Konflikt, dieselbe Tragödie hervorrufen werden wie im Drama vom Zauberer Merlin.

Beginnen wir mit Satan. Schon aus dem Inhalt des Dramas konnte der Leser ersehen, dafs er nicht den echten Teufel vor sich hat, den Vater alles Bösen, den Erzfeind der Menschheit — dieser Teufel pafst, als Antithese zur Gottheit, in jeden Glaubenstypus hinein und könnte nicht Träger einer besonderen religiösen Idee sein. Nein, von dem durchaus richtigen Gedanken ausgehend, dafs unsere intellektuelle und sittliche Kultur eine Fortsetzung der Antike und nicht des Judentums ist, hat unser Dichter in seinem Satan eben die antike Religion dargestellt, soweit diese nicht im Kultus, sondern im Bewufstsein der besten Männer des Altertums Ausdruck gefunden hat. Und möge der Leser nicht glauben, dafs der Dichter einen Anachronismus beging, indem er die durch das Christentum vermeintlich niedergekämpfte und darum vollständig überwundene Religion wiederbelebte. Jene Religion der Antike, von der die Rede ist, wurde vom Christentum wohl besiegt, aber keineswegs vernichtet; sie erhebt ihr Haupt überall da, wo sich das Licht des Christentums trübt, und wenn die heutige Wissenschaft vom Weltall, die auf Darwin fufst, es zu einer einheitlichen, intellektuell-ethischen Weltanschauung bringen könnte, so wäre das genau die antike Religion des Immermannschen Satan.

Warum aber, fragt man, hat der Dichter den biblischen Satan und nicht irgend einen hellenischen Gott zu ihrem Träger gemacht? Lenau sagt in seinem dem Andenken Beethovens gewidmeten Dithyrambus:

In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nah'n und
Christi blut'ge Stirne küssen —,

wobei er denselben Kontrast im Sinne hat, wie hier der unsere; und wer an den neuesten Antichrist denkt, der könnte nicht ohne Fug 'Dionysos' vorschlagen. Aber Immermann schrieb ein Drama; ein Drama setzt eine Fabel voraus, und für Zeus und Dionysos auf der einen, den christlichen Olymp auf der anderen Seite giebt es keine gemeinsame Fabel. Aufserdem kam die historische Entwickelung der Religion der vom Dichter gewählten Symbolik ent-

gegen. Die Kirchenväter hatten ja die heidnischen Gottheiten für Teufel erklärt; daher durfte Satan ohne Anstand als Vertreter der heidnischen Religion erscheinen. Das ist so natürlich, dafs auch der moderne italienische Dichter Giosuè Carducci denselben Weg gegangen ist: einige Verse seines berühmten '*Inno a Satana*' machen ganz den Eindruck, als seien sie unter dem Einflufs des Merlin geschrieben.

Für Satan und die christliche Gottheit gab es selbstverständlich die alte gemeinsame Fabel, aber damit Satan in der erforderlichen Rolle des Vertreters der antiken, d. h. der Naturreligion auftreten könnte, mufste der Dichter die Fabel ein wenig umgestalten, indem er sie mit neuen Elementen versetzte. Diese stammen von Plato, der gelehrt hatte, dafs die oberste Gottheit einem niederen Geiste, dem sogenannten Demiurgos, die Erschaffung der Welt übertragen habe. Von Plato war diese Lehre auf die Gnostiker gekommen, die den Demiurg mit dem Satan identifizierten. Dieselbe Auffassung stellt Immermann dar, verquickt sie aber, dem Zug seiner Zeit folgend, mit kleinen Anleihen aus Hegel. Nach dieser Fabel hat Gott nur die Materie als solche erschaffen als eine Verneinung seiner selbst, aber Satan-Demiurgos

warf sich auf des Sturms Gefieder
Voll brünst'gem Mitleid zur Verworfnen nieder —
Das ist die Wahrheit von der Engel Falle!

'Ich', fährt er fort, wo er den Sohn in seine Ideenkreise fortzureifsen versucht

schied der Erde Feste von dem Himmel,
Schied Helle, Finsternis und Land und Fluten,
Entzündete der obern Lichter Gluten,
Weckt' auf der Kreaturen Vollgewimmel.

Da stand's und regte sich, wie meine Liebe
Sein kleines Leben jeglichem gegönnet;
Es springt, rennt, jauchzt und seine Speis' erkennet
Jedwedes nach dem eingesenkten Triebe.

Vollendet war's am sechsten Tag, da ging ich,
Den Duft der Schöpfung schlürfend, durch den Garten,
Und von der jungen Herde tausend Arten
Den unschuldsvollen Säuglingsdank empfing ich.

Ohne Mühe erkennen wir hier die Gottheit der Natur, die wirkliche, sichtbare und fühlbare und doch tief geheimnisvolle Lebensurkraft, durch die das All und wir selbst leben. Aber der Vitalismus (das Wort in diesem Sinne verstanden) ist wohl eine wissenschaftliche Theorie, das Fundament, wenn man will, einer Religion, aber doch noch keine Religion. Damit aus dieser Theorie eine Religion werde, mufs zum physischen Element noch ein ethisches hinzukommen; ist aber eine Ethik des reinen Vitalismus denkbar? Nach Satans Meinung — ja:

Kennst du Vollkommneres als mein Gebäude?
Ein stet'res Gleichmafs du von Blühn und Sterben?
Den reinern Tausch von Zeugen und Verderben?
Kennst du in zärt'rer Mischung Schmerz und Freude?

Kennst du notwend'gere Notwendigkeit?
Kennst du den rundern Kreis geschlossner Pflichten?
Kennst du der Schuld gerechteres Zernichten?
Kennst du die treuere Beständigkeit?

Den Reichen straft, wonach ihn heifs gelüstet,
Es siegt der Held durch Überkraft und sinket,
Der König gleich den andern Lethe trinket,
Das Volk bleibt in dem Dunkel unverwüstet.

Das physische Prinzip ist zum ethischen erhoben worden; dem Gesetze der Erhaltung der Materie und der Energie in der sichtbaren Welt entspricht ein ebenso unbeugsames Gesetz der Erhaltung der sittlichen Kraft. Der ganze ethische Kreislauf geht innerhalb des Erdenlebens vor sich, es ist kein Grund vorhanden, um der Wiederherstellung eines gestörten Gleichgewichts willen zur Hypothese vom jenseitigen Leben zu greifen; es wird hier auf Erden wiederhergestellt durch die Kraft desselben Vitalismus, der in der physischen Welt der Erscheinung herrscht; dem 'Tausch' von Werden und Vergehen entspricht ein ebenso reinlicher Wechsel von Freud' und Leid.

Wie aber findet man sich mit den offenbaren Ungerechtigkeiten des Lebens ab? — Solche giebt es nicht; das, was wir dafür halten, ist der nämliche Schein, wie die scheinbare Verflüchtigung der Materie, das scheinbare Aufhören der Bewegung.

Aber die ungleiche Verteilung der irdischen Güter? Die existiert nur für denjenigen, der einseitig über die Dinge urteilt, in denselben nur Plus oder nur Minus sieht und kein Auge hat für die einfache Thatsache, dafs $+ 1000 - 1000$ und $+ 1 - 1$ gleiche Gröfsen sind.

Nun aber: hier ein Glücklicher, ein Liebling der Natur und des Schicksals, dort ein Kranker oder Gefangener; sollte denn in der blofsen Existenz dieser zwei Gegensätze keine schreiende Ungerechtigkeit liegen? — Nein, denn sie nehmen ihre Empfindungen nicht mit derselben Seele auf; warum vergleicht ihr, die ihr doch $\frac{1}{2}$ und $\frac{1000}{2000}$ für gleiche Gröfsen anseht, in diesem Falle nur die Zähler, ohne die Ungleichheit der Nenner, d. h. der empfindenden Seelen zu beachten? Rechnet auch mit diesen, dann werdet ihr sehen, dafs die Momente des höchsten Entzückens beim Glücklichen und die Ruhepausen beim Kranken oder Gefangenen gleiche Gröfsen darstellen.

Aber der Tod? — Er ist nicht fühlbar für ein Wesen, welches nur das allgemeine Leben der Gattung teilt und sich noch nicht zum individuellen Eigenbewufstsein durchgerungen hat; für ein solches aber, welches dieses Bewufstsein seiner selbst erlangt, ist die Intensität des individuellen Lebens die

Entschädigung für die verlorene Extensität. Worüber also murrt ihr? Lafst doch, wenn es euch graut, vom 'Ichwahn' ab, dann werdet ihr ohne Mühe beim Nachdenken über den 'Wert des Lebens' der 'heroischen Weltanschauung' eines Reformators unserer Tage beipflichten. Versenken wir uns in die Schönheit dieses ethischen Makrokosmos, und wir werden sehen, dafs auch hier innerhalb der Grenzen des sichtbaren Lebens 'die Kräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen'.

Also — lebt aus dem vollen, ihr lebenden Wesen, entwickelt die Keime aller von der Natur in euch niedergelegten Kräfte; das ist nicht nur Genufs, sondern auch Verdienst. Giebt es einmal jenseits des Lebens nichts, so bleibt das Gesetz des Lebens das einzige für uns verbindliche, der einzige Mafsstab, an dem wir den Wert alles Bestehenden messen können. Gut ist alles, was die Erfüllung des Lebens bewirkt. Gut ist die Thätigkeit, die volle allseitige, die möglichst alle Elemente unserer Wesenheit ergreift und zum Leben ruft. Gut ist der Überschwang dieser Thätigkeit, der den Menschen zum Helden macht, wenn das Leben brausend durch unsere Adern rollt, wenn wir fühlen, wie unsere Seele sich riesengrofs zum All erweitert, wenn alle Vergangenheit, alle Zukunft zusammenflammt in einen einzigen entzückenden Moment. Gut sind die Leidenschaften, die zu diesem Triumphe führen, der Mut, der Zorn, die Liebe . . . o ja, ganz besonders die Liebe. Hier wirkt das Gesetz des Lebens mit verdoppelter Kraft. Besorgt um die Erhaltung und die Entwickelung der Gattung auch über das Leben des Individuums hinaus, hat die Natur diesen Moment der Verbreitung, der Ausstrahlung des Lebens mit allem ihr zu Gebote stehenden Zauber umgeben. Sie wollte, dafs alle diesem höchsten Sinnengenufs zustrebten, denn nur durch solch allgemeines Streben ist der allgemeine Wetteifer und der Sieg der Vollkommensten möglich, mit ihm die Vererbung der Vorzüge, mit ihr die allmähliche Vervollkommnung der Art, die höchste Erfüllung des Lebens.

Das ist die Religion des Satans.

Und plötzlich reifst die goldene Kette, die den ethischen Makrokosmos in der Grenze der Erscheinung festgehalten hat; eine geheimnisvolle Hand lenkt die beiden voneinander gelösten Enden jenseit des Raumes, in eine unsichtbare, unbekannte Welt; ein machtvolles Wort stürzt das Gesetz des Lebens von dem Thron, von wo aus es die physische wie die ethische Natur beherrscht hatte. Nun ist die Harmonie des Weltalls dahin: der ethische Makrokosmos hat aufgehört, dem physischen zu entsprechen; ihre Kräfte, die bisher in derselben Richtung gewirkt, sind nun gegeneinander gewendet. Was früher Leben hiefs, wird jetzt Tod genannt, und ihm entgegengestellt wird — das wahre, das ewige Leben; und auch die Wege zur Erreichung dieses neuen Lebens sind jenen schnurstracks entgegengesetzt, auf denen die Religion des Vitalismus die Erfüllung des Lebens erstrebte. Nun wird nicht Thätigkeit gefordert, sondern beschauliche Ruhe; nicht feuriges Streben, sondern Entsagen und Entbehren; nicht Leidenschaft, sondern stillergebene Sanftmut; nicht Liebe, sondern . . .

Liebe. Es ist nicht anders, die Terminologie versagt; die Evolution unserer Sprache hatte es nicht nötig, den Übergang von der Religion des Satans zur Religion Christi zu begleiten. Jene Christen aber wufsten, was sie thaten, als sie dem neuen Prinzip der christlichen Liebe, im Gegensatz zum überwundenen Amor, den Namen Caritas gaben — und uns bleibt nichts übrig, als ihnen zu folgen. Wir können sogar noch weiter gehen und, da dieser letztere Begriff im Mittelalter seine höchste Entwickelung erreicht hat, auch das ihn bezeichnende Wort in seiner mittelalterlichen Form aufnehmen. Wer in Italien, am Vorabend des Festes des heil. Franciscus, das Wort CHARITAS auf den Kirchen dieses begeisterten Predigers der christlichen Liebe in feurigen Buchstaben hat erglühen sehen, der begreift und billigt den Vorrang, der ihm hier eingeräumt wird.

Amor erhebt den einen auf Kosten der anderen; Charitas macht alle gleich, indem sie auf alle den Begriff des Nächsten erstreckt. Eine ungleiche Wertung der Seelen, wie sie in jener Religion natürlich war, ist jetzt undenkbar; es wäre der Gipfel der Schändlichkeit, wenn man behaupten wollte, ein Beladener oder Kranker habe eine weniger empfindliche Seele als irgend ein Günstling der Natur und des Glückes. Aber bei der Gleichheit der Nenner wurde die Ungleichheit der Zähler eine offene, schreiende Ungerechtigkeit; das sittliche Gleichgewicht, welches hier gestört ward, mufs dort wiederhergestellt werden; allem Leid, jeder Entbehrung, die uns hier auferlegt wird, mufs dort ihr Lohn werden. Also, fliehe das Leben und seine Freuden, unsterbliche Seele: je mehr du dich hienieden demütigst und züchtigst, desto gröfser, desto herrlicher wird der Schatz sein, der dich droben erwartet.

Und die Vererbung, die Gattung? . . . Das Gesetz des Lebens ist ja in der physischen Welt unerbittlich: unter den neuen Bedingungen mufs alles verkümmern und verderben. Das Rad der Evolution ist in rückläufiger Bewegung begriffen; wir müssen zum Anfang, zum ursprünglichen Chaos zurückkehren. Satan, der Vater des Lebens, weifs das: in der Verkündigung der Charitas, in der Aufhebung des Lebensgesetzes sieht er die Absicht des Höchsten, seine Schöpfung zu vernichten, das zurückzurufen, was vorher gewesen ist:

Er aber grollte drei Jahrtausende,
Und zornig, dafs mein Herz zum Sein entflammet,
Was kalt zu ew'gem Schlummer er verdammet,
Gofs er die Gährung aus, die brausende.

Seit er auf Golgatha geächzt, gezittert,
Durchschleicht der Wurm des grofsen Baumes Früchte,
Löst auf die Pest das innerlichst Gefügte,
Ist mein unsterblich Wohlsein mir verbittert.

Denn meiner Menschen Augen sind die Becher,
Zu denen alles, was da lebt und webet,
Sich zu erfrischen, durst'ge Lippen hebet;
Dahin verwies ich alle meine Zecher.

Er, der Entsetzlich-Unergründliche,
Umschleierte die holden, frohen Blicke
Und trieb die Armen mit der feinsten Tücke
Ins Wesenlos', ins Unauffindliche.

Wozu der Gaumen, darf er sich nicht letzen?
Wozu ein Ohr in der Verstummung Fasten?
Was nützen Hand und Fufs bei trägem Rasten?
Was frommt ein Aug', das Farben nicht ergötzen?

Mit Sinnen, Nerven, Blut und Geist durchschüttet,
Bemüh'n sie sich, die Gaben zu verachten.
O greuelvoll selbstmörderisches Trachten!
O Wut, die ihres Ursprungs Quell zerrüttet!

Sind sie, von leerer Sehnsucht übermeistert,
Nur erst zerfallen an den eitlen Sorgen,
Zerfällt der Lenz, Herbst, Sommer, Abend, Morgen,
Von keines Menschen Lobe mehr begeistert,

Stumpft sich der Winkel meiner Signatur,
Und wie der Kalk sich an der Luft zerreibt,
Und vom Krystall nur Feuchtigkeit verbleibt,
Zergeht in Todesschmerzen die Natur.

Dann hat er, was er will, — besitzt, was mein,
Und mit dem Chaos ist er dann allein.

Daher der tragische Schmerz des Demiurgos, jener Schmerz, der auch seinen nächsten Genossen verständlich ist. Das süfse Wort Charitas hat sich wohl tief ins Herz der Menschheit gesenkt, wenn selbst Lucifer seinem Zauber nicht widerstehen kann:

Denn es ist wahr, es geht ein Fächeln
Auflösend über's Erdenrund;
Mit süfsem, frischem, mildem Lächeln
Beschwören sie den neuen Bund.
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen;
Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht emporzureisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte;
Die kurze Säule wird zum Pfeiler schlank
Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte!

Nur Satan bleibt solchen Empfindsamkeiten gegenüber fest; das aus der Ferne ertönende Kirchenlied klingt ihm wie Grabgesang: bestattet wird alles, was er zum Leben rief, alles Schöne und Starke, alles, was durch ihn war und nun nicht mehr sein soll:

O Erde, Tochter meiner Flammen,
Mufst du in Stöhnen rinnen zusammen?
Mein froh Metall, meine lichten Stein',
Soll euch der Pfaff' am Rock entweihn?
O wilde Lust und Jugendbrunst,
O nackte Leiber, freche Kunst,
O Heldenzorn und Heldenstimm',
O todesherrlicher Königsgrimm! —
Verjammert alles in stumpfes Ach,
In heil'ges, dumpfes Ungemach!

Das ist die Stimmung, die in ihm den Gedanken zeitigt, dem Beispiele des Höchsten zu folgen und, auf dafs er das Gesetz des Lebens rette, der hinsiechenden Welt den Antichrist zu geben.

III. DER GRAL

'Was ist der Gral?' — so fragt Placidus seinen jungen Lehrer in der Szene, wo dieser ihm die zwiefache Wesenheit des Blutes Christi erklärt. Auch wir müssen hier diese Frage stellen, aber nicht, um sie vom Standpunkt der naiven Legende zu beantworten.

Im Augenblick, wo die Thore von Montsalvatsch sich vor Lohengrin schon öffneten, schlich Zweifel in sein Herz, der ihn verhinderte, die Schwelle des Tempels zu überschreiten: 'Bin ich ausersehn?' fragt er, 'was ich besitz', ist ja gemeine Gabe'. — Aber sogleich erhellt sich sein Verstand, schamvoll legt er seinen Zweifel nieder:

Was wär' das Heil'ge, ständ' es zu erringen?
Unendliches, was wär' es, wenn das Endliche
Zu ihm gelangte mit der Sehnsucht Schwingen?
Nein, mich umfängt das Unabwendliche.
Es fassen mich die Ketten, die gestählten.
Des Menschen That, die einzig kenntliche
Ist: Fühlen sich im Stande des Erwählten.

Hierauf antwortet ihm Parzival:

So ist es, Lohengrin. Die Schelmenlist,
Das höchste Kleinod für den Pfennig: Tugend
Sich zu erhandeln, hier verrufen ist.
— — — — — — — — — — — — — —
Das aber gilt uns Schelmenlist nicht minder:
So einer meint, wenn er entsag' und leide,
Da werd' er gleich des hehren Grales Finder.
— — — — — — — — — — — — — —
Der Gral ist ein Geheimnis, eine Schickung.

Jetzt erst, nachdem ihm der Sinn dieses Geheimnisses aufgegangen ist, wird ihm gestattet, die Inschrift an der Pforte zu lesen; sie lautet:

Ich habe mich nach eignem Recht gegründet,
Vergebens sucht ihr mich.
Der Wandrer, welcher meinen Tempel findet,
Den suchte ich.

Aus diesen Worten erkennen wir leicht, was der Gral ist und welche Rolle er in der Tragödie des Glaubens spielt; der Gral ist die Gnade, für den Christen der einzige Weg zur Rechtfertigung und zum Heil. Ja, der einzige; aufser ihm giebt es keinen andern; das Verdienst wird durchaus zurückgewiesen, sowohl in seiner positiven Erscheinungsform (als 'Tugend'), wie auch in seiner negativen (als 'Entsagung und Entbehrung'); sein Preis ist ein 'Pfennig', und nur 'Schelmenlist' kann darauf rechnen, um diesen 'Pfennig' das Seelenheil einzutauschen. Wodurch aber kann man dieser Gnade würdig werden? — Durch nichts; sie ist gänzlich in den Händen dessen, der sie aus freiem Entschlufs den Auserwählten zuwendet. Der Mensch ist aufser stande, etwas zur Erlangung dieser Gnade und folglich seines Heiles mitzuthun; einmal, weil alle Mittel, über die er verfügt, nichts sind im Vergleich zur Gröfse seines Zieles; zweitens, weil eine solche dem Menschen gewährte Möglichkeit, sein Heil zu verdienen, die Rechte des Höchsten verkürzen würde, deren Vollbesitz uneingeschränkte Freiheit auch hierin voraussetzt. Nein, der Mensch mufs sich jedes Gedankens entschlagen, als könne er durch seine Thaten die Gunst seines Schöpfers gewinnen; seine einzige That ist 'fühlen sich im Stande der Erwählten', ihn rechtfertigt nur der Glaube, weiter nichts.

Die Lehre von der allmächtigen und selbstgenügenden Gnade ist, wie bekannt, nur flüchtig berührt worden von der orientalischen Kirche, die sich fast ausschliefslich mit kosmogonischen und christologischen Spekulationen beschäftigt hat; dafür war im Westen, wo noch der juristische Geist des alten Rom lebte, das Verhältnis des Menschen zum Schöpfer der Hauptgegenstand des allgemeinen Interesses. Alle beschäftigte das gegenseitige Verhältnis der zwei gebotenen Heilswege: *opera meritoria* von seiten der Menschen und *gratia gratis data* von seiten Gottes. Der erste, der sich entschieden für die ausschliefsliche Bedeutung des zweiten Weges aussprach, war der grofse Augustin; darum trägt diese ganze Lehre den Namen Augustinismus. Ihre Folgen waren sehr ernst; wenn der Mensch denn durch keine seiner Handlungen die Richtung der göttlichen Gnade mitbestimmen kann, so mufs Gott schon früher, schon vor ihrer Geburt die Erwählten und die Verstofsenen (*praedestinati*) bestimmt haben, und wenn dem so ist, wo bleibt dann die Gerechtigkeit? — Wo die Gerechtigkeit bleibt? Die Gerechtigkeit würde verlangen, dafs das ganze menschliche Geschlecht zum Untergang verdammt werde, denn es verdient ihn in seiner Gesamtheit, als die *massa perditionis*, die es ist; wenn es nun Gott in seiner unerforschlichen Milde gefällt, einen guten Teil nach eigener Wahl zu retten und zur höchsten Seligkeit zu führen, wer darf dann hierin eine Verletzung der Gerechtigkeit erblicken? — Wo bleibt aber das erste Prinzip der christlichen Moral, wo bleibt die Charitas? Was hat sie für einen Sinn, wenn sie doch nichts zur Rettung des Nächsten vom drohenden Untergang thun

kann? — Die Charitas ändert ihre Richtung: vom Geschöpf wendet sie sich zum Schöpfer als schuldige Dankbarkeit für die geschenkte Gnade; sie begleitet natürlicherweise das Gefühl, welches die 'That, die einzig kenntliche', des Erwählten sein kann.

Im Prinzip von der Kirche anerkannt, ist die Lehre Augustins im Laufe des Mittelalters mehrmals mit gröfserer oder geringerer Konsequenz erneuert worden; endgültig wieder aufgebaut hat sie die Reformation, Luther und besonders Calvin. Immermann als einem Protestanten mufste das Christentum Luthers natürlich als die reinste und höchste Form des Christentums erscheinen; und wir hätten, von einem gewissen Standpunkt aus, recht zu sagen, dafs die Religion des Grals das Christentum ist, wie es die Reformatoren verstanden und dargestellt haben. In der That, wenn Lohengrins Hierophant die menschliche Tugend, soweit sie als Heilsbedingung auftritt, für eine Schelmenlist erklärt und dann also fortfährt:

Auf Montsalvatsch giebt's wilde, freche Jugend,
Auf Montsalvatsch geraten kühne Sünder,
Sigun', Anfortas, eitle Lüste suchend —

so ist es schwer, nicht an jenen Aphorismus zu denken, in welchen das katholische Deutschland die Ethik Luthers zusammenfafste: glaubt an Gott und sündigt tapfer! Dennoch sind einige Vorbehalte nötig, wegen der folgenden Szene, die man recht wohl die Apotheose der Gotik nennen könnte:

Es füllet sich der Chor mit Visionen,
Die von der Decke Gurt herunterstreben.
Erzengel, Kräfte, Fürstentümer, Thronen
Fahren an Strahlen längs den Pfeilern nieder,
Das Haupt der Mutter zierend mit der Kronen.
Sie ruht auf goldnem Stuhl die keuschen Glieder,
Versenkt ins Kind, das, einst in sie versenket,
Mit seinem Händchen quetscht des Todes Hyder.
Rings treten zu die Heiligen verschränket
Und zeigen freudiglich auf ihre Wunden,
Womit der Menschen Marter sie beschenket.
Im höchsten Schmerz ein lechzendes Gesunden,
Stirbt ewig süfsen Tod Sebastian;
Der hat der Wollust tiefsten Grund gefunden.
Die kleinen Englein machen sich daran
Und spielen mit dem Kreuz, dem Kelch, dem Dorne,
Der Säule, Geifsel, die das Blut gewann,
Und wie der Westwind wühlt im reifen Korne,
So wühlet, stürmet fort im Meer der Liebe
Die Orgel mit der Töne brünst'gem Zorne!
— Wo ist die Trau'r? —
Sie starb am Glück der Liebe.
— Die Falte? —

Glättete die Hand der Liebe.
— Der Schatten? —
Weggezehrt vom Licht der Liebe.
In Heitre, Jugend, Farben jauchzt die Liebe.

Das ist freilich nicht mehr Luther; allerdings, aber auch nicht Augustin. Wir erkennen an diesen Zügen den Augustinismus des Mittelalters, der sich auch in seiner Kunst wiederspiegelt, jenen Augustinismus, dessen Prediger im XII. Jahrh. sein Augustinus redivivus war, der heil. Bernhard, der Vater der mittelalterlichen Beschaulichkeit (*contemplatio*), wie man ihn nennt, mit ihrer lyrischen, beinah sinnlichen Exaltation bei der Versenkung in Christi Leiden und Wunden und der dadurch hervorgebrachten üppigen Blüte der 'göttlichen Minne'. Vermutlich hat unser Dichter auch an gewisse Erscheinungen innerhalb des Protestantismus seiner Epoche gedacht, die ihrer Art nach der mystischen Exaltation des heil. Bernhard verwandt waren — ich meine die 'Nazarenische' Schule Overbecks, deren Tendenzen er selber in seinen 'Epigonen' geschildert hat; es liefse sich auch an die Jansenisten mit ihrem mystischen Augustinismus erinnern. Wie dem auch sei, wir sind ihm dankbar dafür, dafs er die religiösen Konzeptionen seines Dramas nicht in den engen Rahmen des Konfessionalismus eingeschlossen hat.

Wichtiger ist eine andere Frage: man sieht leicht ein, dafs jenes Christentum, als dessen Ausdruck und Symbol der Gral erscheint, ein ganz anderes ist als jenes, welches den Zorn und die Verzweiflung Satans hervorgerufen und in ihm den Wunsch erweckt hatte, den Antichrist zu zeugen. Dort waren es Entsagung und Entbehrung, die dem Christen statt der geopferten Erdengüter den ewigen Schatz im Himmel erwerben sollten; hier gilt diese Entsagung, diese Entbehrung nur als 'Schelmenlist'. Dort herrschte Gleichheit aller Menschen, als 'Nächster' unter den Strahlen der allumfassenden Charitas, die den differenzierenden heidnischen Amor besiegt hatte; hier ist nur der Name Caritas erhalten, aber verstanden darunter wird Liebe zu Gott, als Dank für die persönlich empfangene, differenzierende Gnade. Dort 'verjammert alles in stumpfes Ach, in heil'ges, dumpfes Ungemach', hier 'in Heitre, Jugend, Farben jauchzt die Liebe'. Auf diese Inkongruenz soll hier nur hingewiesen werden; dagegen stellen wir schon hier die Thatsache fest, dafs das Christentum des Grals zur Religion Satans einen noch gröfseren Gegensatz bildet als jenes, das ihn in Wut versetzte, als er auf den syrischen Felsen dem Aufkeimen des neuen Glaubens im Jordanthale zusah. Jenes frühe Christentum — es soll gleich von ihm die Rede sein — stimmte in einem mit dem Vitalismus Satans überein: es erkannte die Thätigkeit des Menschen als sein höchstes Verdienst an, es befürwortete den Wetteifer in dieser Thätigkeit. Freilich war ihr eine der früheren entgegengesetzte Richtung angewiesen worden, das Rad sollte, wie gesagt, eine rückläufige Bewegung erhalten; immerhin war es nicht zum Stillstand gebracht, seine treibende Kraft war nicht zerstört worden, so dafs der kommende Förderer der Ideen Satans nur die Richtung der Bewegung abermals zu ändern hatte. Das ist, wohl gemerkt, nicht eine blofse Konstruktion, sondern

die klare Folgerung aus unwiderleglichen historischen Thatsachen, wie es ein jeder, der die Kirchengeschichte kennt, bestätigen wird. Hier war es anders. Alle Thätigkeit, wie sie auch sei, wird für zwecklos, für unfruchtbar erklärt; lassen wir erst die Prädestinationslehre den Gläubigen in Fleisch und Blut übergehen, das Resultat wird ein allgemeiner Quietismus sein, der Gefühle und Stimmungen an die Stelle der Handlungen setzt. Wozu soll man denn auch handeln? Alle unsere Handlungen sind ja als absolut wertlos anerkannt, sofern sie nicht von der Gnade Gottes, sondern von unserem freien Willen ausgehen. Ja, wir haben ihn nicht einmal, diesen freien Willen, die *praedestinatio* hebt das *liberum arbitrium* auf. Du hast gesündigt — sorge nicht: erstens konntest du ja nicht anders, also bist du auch nicht verantwortlich; und zweitens, deine Sünde streicht dich nicht aus dem Buch der Gnade, wenn du einmal drin stehst — und stehst du nicht drin, ist dann nicht erst recht alles eins?

In so streng folgerechter Form, wie diese Lehre von der freien Gnade, der Prädestination und der Unfreiheit des Willens manchmal in theologischen Schriften dargethan wurde, hat die Kirche sie nie anerkannt; immer haben die Forderungen der praktischen Moral die scharfen Ecken und Kanten der theologischen Theorie abgeschliffen. Aber in der Tragödie des Glaubens mufsten die treibenden Prinzipien in all ihrer unerbittlichen Strenge hingestellt werden, und von diesem Standpunkt aus hat unser Dichter vollkommen recht.

Wir sahen, wie hart an der Schwelle von Montsalvatsch die plötzliche Entdeckung der Wahrheit in Lohengrins Seele die Stimmung hervorruft, in welcher ihm alles Leid, alle Unvollkommenheit hinweggeschwemmt erscheint durch den mächtigen Strom der Gottesminne; nun folgt auf die kurze Exaltation die lange Pilgerschaft auf Erden — und Lohengrin verliert den Glauben an jene Kunde vom Gral, die er den Menschen bringen sollte. Er hat mit eigenen Augen die ganze *massa perditionis* geschaut, deren Verdammung seine Religion als die That der höchsten göttlichen Gerechtigkeit hingestellt hatte; und diese *massa perditionis* umschlofs alles, 'was nur vollkommen, herrlich, ohnegleichen' war auf Erden. So hatte sich Melanchthon mit aller Leidenschaftlichkeit des Neophyten an Luther geschlossen und ging doch in der Frage von der Prädestination und der Knechtung des Willens (*servum arbitrium*) nach der entgegengesetzten Richtung.

Doch anders stellt sich die Gralsreligion demjenigen dar, der sie von aufsen, mit den Augen des Verstandes betrachtet, und anders demjenigen, der sich (wie Augustin und einige Augustinianer, Luther mit eingeschlossen) durch inneres Erleben, durch lange, quälende Zweifel zu ihr durchgerungen hat, dem sie als unmittelbare Sicherheit des Heils erschienen ist, als Erfüllung des Augustinischen Gebets: *Dic animae meae: salus tua Ego sum.* Als Träger dieser Gralsreligion erscheint hier Titurel. Von ihm singt der Minstrel:

Einst hört' in Salvaterra Perillus süfs Getön;
Es klang nicht von der Erde, klang aus des Himmels Höhn.
Es waren keine Worte, die man verstehen kunnt',
Perillus ward schwermütig seit dieser selben Stund'!

Die Kunde hinterläfst er sterbend seinem Enkel Titurel, der nun keine Ruhe finden kann, bis auch ihm das himmlische Lied erklingt:

> Sein Knabenwämschen hatte verwachsen Titurel;
> Suchend durchschweift die Erde der reis'ge Junggesell.
> Gefurchet und gebräunet die Jünglingswangen hell,
> Suchend durchschweift die Erde der alternde Titurel.
> Mit Runzeln auf der Stirne, das dünne Haar schneeweifs,
> In einer Wüste nieder verzweifelnd sank der Greis.
> Da schwebeten vom Himmel vier Engel silberklar
> Und trugen in den Händen den Kelch, den heil'gen, dar.
> Nun klang das süfse Tönen, so einst der Ahn vernommen,
> Nach welchem ausgegangen des Enkels Füfs', die frommen.
> Und an dem Kelche flammte die Schrift, ein Feuermal;
> Also gebot durch seine Glut der dreimal hehre Gral:
> 'Ich will in dir, o Titurel, den Pfleger mein erkennen;
> Du sollst den Tempel bauen mir und Montsalvatsch ihn nennen.'

So ist auch Augustin auf der Suche nach den wunderbaren Klängen, die ihm seine fromme Mutter Monika in die Seele gesenkt hatte, lange durch die Wüsten des Neoplatonismus und des Manichäismus gepilgert, bis er sie endlich aus dem Munde des Ambrosius wieder hörte. Die Bekenntnisse Augustins sind die beste Deutung der Symbole, die in der kurzen Legende von Titurel erhalten sind. Nur wer durch innere Wiedergeburt die Religion des Grals in sich aufgenommen hat, kann über ihren absoluten Wert urteilen; die übrigen mögen über ihre Bedeutung für die Kultur reden, müssen sich aber jedes Urteils darüber enthalten, was sie für ihre Bekenner gewesen ist und noch sein kann.

IV. PLACIDUS

Die Religion Satans als das Gesetz des Lebens, die Religion des Grals als die Willkür der Gnade stellen die beiden Pole dar, zwischen denen und unter deren Einflufs sich die in Merlin verkörperte religiöse Idee bewegt. Aufser diesen zwei Konzeptionen sind aber noch andere möglich; als ihre Vertreter erscheinen die anderen Personen der Tragödie — Placidus und Candida, Artus und Klingsor. So verschieden sie auch voneinander sind, so bilden sie doch eine geschlossene, von den obenbehandelten Gegensätzen scharf gesonderte Gruppe. Jene haben über Merlin triumphiert, indem sie seinen Sturz überlebten; diese sind so oder anders in Merlin aufgegangen, indem sie ihn vorbereitet und ihm gehuldigt haben.

Das gilt zunächst von jener Auffassung des Christentums, deren Träger der greise Placidus ist.

Wir lernen ihn zuerst im Gespräch mit seinem 'flinken Wüstentäubelein' Candida kennen, deren ausschweifendes, der unfruchtbaren Wüste in der That wahlverwandtes Reinheitsstreben ihm nicht gefallen will. Der Vorwurf macht sie staunen; sie wufste sich doch bis dahin eins mit ihm und mufs sich nun, unter Hinweis auf ihr verschiedenes Alter, eines anderen belehren lassen:

Auf meinem Scheitel sechzig Jahre,
Auf deinen Wangen sechzehn Lenze;
Auf meinem Haupte keine Haare,
Um Deine Schläf' der Locken Kränze . . .

Das Alter allein ist es nicht. Es klingt wohl recht dunkel, was er ihr vom Strausfse des Lebens sagt, von den 'kümmerlich geheilten Wunden', die ihm, dem Krieger, das Recht zur Ruhe erworben haben; sie kann ihn in ihrer Reinheit nicht sofort verstehen, sie meint, er rede von Unglücksfällen. Erst seine ausweichende Antwort macht sie stutzig. Der Heilige ist nicht rein; der Same der Entfremdung ist aufgegangen. Ganz klar wird ihr freilich die Lage erst, nachdem sie selbst eine Wissende geworden; da ruft sie ihm das höhnende Wort zu: 'Deine Sünden, alter Heuchler, mehren auch der Hölle Schätze!' Doch das kommt erst später.

'Lafs das, mein Kind, es ist vergangen'; so sucht er sie vorläufig zu beschwichtigen, sie und sich selbst dazu. Beides mifslingt ihm; das Vergangene will nicht ab und tot sein. In jener schreckenvollen Nacht, die 'das grofse Werk der Finsternis' mit ihren Schleiern bedeckt, wird es wieder lebendig und sucht das Lager des Büfsers heim. Er klagt darum in der Morgenfrühe:

Ich hatte einen bösen Schlummer:
Mir träumte von der Jugend Kummer,
Und alte Schuld, die längst verblich,
Hob ihren Finger gegen mich.

Er schreibt die Heimsuchung der strafenden Hand Gottes zu, die ihm auf diese Weise sein schroffes Wesen dem Mädchen gegenüber — wovon später — vergolten habe; seine Betrachtungen darüber schliefst er mit den wehmütigen Worten:

Wir sind denn leider einmal so:
Wir dünken uns auf dem Berge froh,
Und unser höchstes, gröfstes Bezeigen
Ist nur ein stetes, mühsel'ges Steigen.

Wohlgemerkt: 'unser höchstes, gröfstes Bezeigen' . . . Anderswo hiefs es: 'Des Menschen That, die einzig kenntliche, ist: fühlen sich im Stande der Erwählten.' Mit dieser Zusammenstellung ist der Abgrund angegeben, der die Religion des Grals von der des Placidus trennt.

Jene mag erhabener sein; menschlich näher steht uns Placidus. Offenbar stellt er die früheste Erscheinungsform des Christentums dar, dieselbe, die den Zorn Satans erregt hatte. Das Sündenbewufstsein, die Sehnsucht nach Reue, Bufse und Versöhnung, das waren ja die treibenden Kräfte, welche die ersten christlichen Gemeinden ins Leben riefen und zusammenhielten: 'Thut Bufse und lasset euch taufen, denn das Reich Gottes ist nah', das war der Ruf, der dem Herrn die Wege geebnet hat. Auch unterliegt es keinem Zweifel, dafs die Religion der Reue, mit der wir es hier zu thun haben, die allerwirksamste und ergreifendste Offenbarungsform des sittlichen Prinzips darstellt, das der Leitstern unseres Lebens ist, und somit auch die höchste Offenbarung

Gottes. Das ist der Sinn des Gleichnisses vom verlorenen Sohn; das ist die Lehre, die wir aus den oftmals wiederkehrenden Beispielen ziehen, von denen die Geschichte der Bekehrungen meldet; das ist auch das Ergebnis, das die praktische Psychologie auf unserem Gebiete liefert. Nicht am klaren, blauen Himmel — an den finsteren Gewitterwolken erscheint der Regenbogen, jenes uralte Symbol der Versöhnung zwischen Gott und den Menschen; so pflegt auch in der sittlichen Welt das Licht des Glaubens auf dem dunklen Hintergrund der Sünde zu leuchten. Nicht die geheimnisvolle göttliche Gnade, nicht die Seligkeit des Paradieses haben die ersten Prediger des Christentums der lauschenden Menge verkündet: der Zauber, der ihnen die Herzen zuwandte, war die verheifsene 'Vergebung der Sünden'.

Doch, so klar und augenscheinlich diese Thatsache ist, so zweideutig und voller Ärgernis ist die Stellung, die in der Religion der Reue die Sünde einnimmt. Einerseits ist sie ein Begehnis, das die Seele des Sünders dem Schöpfer entfremdet und daher unzweifelhaft ein Übel; anderseits aber ist sie die einzige Bedingung der Reue und folglich der Versöhnung mit dem Schöpfer. Ist es nun wunderbar, dafs von diesem Standpunkte die Sünde einigen so halb und halb als etwas Gutes erschienen ist? Das ist keine Konstruktion: Tertullian, dieser grofse Paradoxist unter den christlichen Apologeten, hat thatsächlich die Kühnheit gehabt, die Sünde für ein Verdienst zu erklären: *peccando promeremur*, sagt er mit jener unnachahmlich wirkungsvollen Kürze, die seiner Rede eigen ist; und die russische Sekte der Theodosianer hat viele Jahrhunderte später den gefährlichen Grundsatz adoptiert, der bei ihr also lautete: 'Ohne Sünde keine Bufse, ohne Bufse kein Heil.' Der wissenschaftlichen Psychologie wird es freilich nicht schwer fallen, dieses Äquivocums Herr zu werden; doch reichen ihre sublimen Strahlen nicht in jene tiefen Gründe des Seelenlebens, wo die Stürme der Sünde und Reue brausen. Die Kirche ihrerseits besafs ein anderes Mittel, das Ärgernis zu verschleiern, und versäumte es nicht, es zur Anwendung zu bringen. Es braucht sich niemand darüber aufzuhalten, dafs in der Religion der Reue der Sünder besser dran sei als der von der Sünde unberührte Mensch: diesen letzteren giebt es gar nicht, wir sind allzumal Sünder. Theoretisch betrachtet nimmt sich das Argument nicht übel aus; auf praktischem Boden aber weifs unser Gewissen recht gut zu unterscheiden zwischen wahren Sünden, die es als schwere Bürde bedrücken und nach Sühne verlangen, und solchen, um derentwillen wir uns alle ohne besondere Besorgnis als Sünder empfinden, oder doch — da das Wort einmal da ist — bekennen.

Nein, im Ernst heben läfst sich das Ärgernis nicht; die Religion der Reue trägt, im Unterschied von den beiden vorherbesprochenen, den Speer des Widerspruchs im Leib und damit den tiefinnersten Grund ihrer Kurzlebigkeit. Die Reue — ich meine die echte, grofse — ist ein Paroxysmus, eine gewaltige Erschütterung unseres sittlichen Organismus. Als Lebensabschlufs hat sie etwas Bezwingendes und Versöhnendes. Aber eben nur als Lebensabschlufs, wo auf das selbstopferwillige 'Gericht Gottes! Dir habe ich mich übergeben!' die Stimme von oben ihr 'Ist gerettet!' ruft. Wenn aber der begnadigte Sünder

die Weisung empfängt zu gehen und fürder nicht zu sündigen, so tritt sein weiteres thätiges Leben, sein weiteres Verhältnis zu Gott aus dem Rahmen unserer Religion heraus. Das gilt nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die ganze Menschheit. Das Johanneische 'Thut Bufse' hatte als seine natürliche, notwendige Fortsetzung und Begründung das Wort 'denn das Reich Gottes ist nah'; in der zuversichtlichen Erwartung der grofsen Abrechnung konnte es die Religion der Reue zu einer üppigen Blüte bringen. Das ging so einige Jahrzehnte fort — der Wonnerausch der Gotteskindschaft, der Honigmonat des Christentums. Als er sich aber immer weiter dehnte und die Abrechnung noch immer nicht kam, als auch das ins unwahrscheinliche verlängerte Leben des letzten Zeugen verflossen war, ohne den Abschlufs zu bringen, als die Nötigung immer gebieterischer wurde, die für den nahen Tod erkorene Religion als ein Werkzeug des Lebens zu verwenden — da trat die Krisis ein.

Auch Placidus mufste es erleben, dafs der nächtliche Sturmwind ihm seine Lilien knickte ... zwar auf das Symbol als solches ist nicht viel zu geben; wir werden ihm sofort in besserer Verwendung begegnen. Placidus, Candida, Merlin — war Merlin der Antichrist, so ergab sich für Placidus die Ähnlichkeit mit Joseph dem Zimmermann von selbst, und dieser ist es, den die religiöse Malerei mit Lilien in der Hand darzustellen pflegt. Doch wie dem auch sei, es war dem Büfser nicht beschieden, sein Leben in der 'ernsten Einsamkeit' zu beschliefsen, der er sich, des nahen Todes gewärtig, geweiht hatte. Die lange Zeile der Geschehnisse überwuchs zuletzt die unzulängliche Formel der Religion der Reue: der fromme Gottesknecht wird vom Sohne des Satans in seine wirbelnde Bahn mit fortgerissen. Gern liefs er es nicht geschehen: 'Wie wird dies Wirrsal', klagt er,

sich entwirren?
Was ist die Wahrheit? Wo beginnt das Irren?
Ich glaubte, meines Lebens Knäu'l
Sei endlich friedlich abgesponnen;
Da reifst's mich an das Licht der Sonnen
Durch unverstandne Greu'l!
So duckt der Vogel, wenn der Tag vorbei,
Sich im Gemäu'r, dort still das Aug' zu schliefsen;
Doch grausam weht aus seinem Sorgenfrei
Der Sturm ihn in des Wetters Giefsen.

Er liebt seinen unheimlichen Zögling, ohne recht zu wissen, warum und hafst ihn wiederum auch als den Zerstörer seines früheren Lebensideals. 'Ich möchte dich', sagt er zu ihm,

mit strengem Spruch verbannen;
Doch wär's mein gröfster Schmerz.
Mit Not und Sorge hab ich dich erworben;
Wollt', ich wär', ohne dich zu sehn, gestorben!

Was noch des weiteren von Placidus zu vermelden ist, wird nicht viel Raum beanspruchen. Mit dem 'ersten Spruch vom Grale' hat ihn Merlin end-

gültig an sich gefesselt; von ferne verfolgt er sein Geschick in froher Erwartung, wann denn 'die schöne Zeit des andern' aufgehen wird. Wie er von seinem Falle hört, zerreifst er trauervoll das Pergament, worauf er die Kunde vom Gral geschrieben; 'Verzweiflung zahlet Gott dem treuen Knechte!' Das ist das Letzte von Placidus.

Für die Ideenwelt hat er schon früher als selbständiger Typus zu bestehen aufgehört, von dem Momente an, wo er nicht mehr der Träger eines eigenen Religionsprinzips ist; da ist er in Merlin übergegangen und teilt naturgemäfs sein Geschick. Die Religion der Reue hat sich in einer neuen, umfassenderen und machtvolleren aufgelöst; von ihr wird im letzten Abschnitt die Rede sein.

V. CANDIDA

Welch neues Bild!
Zum Alten tritt ein Mägdlein mild —
Die schönste Jungfrau, die ich sah
Auf meinen Zügen, hie und da.
Die Stirn thut so in Unschuld scheinen,
Dafs ich mich schäme fast der meinen.
Der goldnen Locken liebes Licht
Verklärt das Milch- und Blutgesicht.

Mit diesen Worten begrüfst Lucifer das Auftreten Candidas, und Satan kann sie nur bestätigen. 'An Reizen', sagt er, 'mag ihr keine gleichen'. Doch das ist noch wenig:

Sie ist mit Sittsamkeit geziert,
Von keinem Traume noch berührt.

Blumenrein und klar, eine schuld- und sündenlose Seele; was will sie beim reuigen Sünder Placidus, was kann ihr die Religion der Reue bieten? Sie will ihn, wie sie sich ihn denkt, und wie er nicht ist; und die quälenden Fragen, die der vorige Abschnitt gestellt hat, erwachen von neuem dieser makellosen Reinheit gegenüber. Und wieder ist kein Friede, keine Versöhnung möglich. Das Ärgernis wächst: wie die Sünde zur Reue und somit zum Heile führt, so entfesselt die Reinheit den Stolz und mit ihm — mufs der Christ folgern — das Verderben.

Es ist ein gefährlich Ding um diese Reinheit, dieses strahlend weifse Seelengewand; wie leicht kann es durch die leiseste Berührung Schaden nehmen! Mädchen im Sonntagsstaat pflegen nicht zu wirtschaften; es ist nicht gut, sieben Sonntage in der Woche zu haben. Selbstgenügsam und selbstgerecht, vermeidet Candida jeden Umgang, bei dem sie empfangen müfste: das eben ist der Fluch des ganz Reinen, dafs er durch jedes Empfangen befleckt wird. Sie weicht den Menschen aus; der Vater hat für den Abend Gäste geladen, braves Volk, wenngleich etwas munter — für sie ist auch das ein Greuel. Und wie ihr Placidus diese übermäfsige Ängstlichkeit verweist, vergleicht sie sich mit der Schnecke: 'Du magst sie noch so leis' berühren, ... sie scheut sich, bebt recht inniglich und schmiegt sich zart, verschämt in

sich.' Deshalb geht sie in die Wüste; nicht dafs sie an sich selber litte, wie dereinst Placidus, sondern weil sie — am Menschen leidet ... Das steht freilich nicht da — ich habe es wo anders hergenommen —, ist aber doch so. Es ist ein Stück 'Zarathustra' in der ganz Reinen, die den Antichrist gebären soll; und was sie in die Wüste treibt, das sagt sie selber bedeutsam genug:

> Zu Haus ein jeder reden will;
> Die Wüste weifs zu horchen still.

Dafs Er es von ihr hat, glaube ich nicht, und an den Zufall möchte ich nicht appellieren, wo vielmehr Wesensverwandtschaft vorliegt. Denn: 'Oh wie sie horcht, diese selige Stille! Aber da unten — da redet alles' — also sprach Zarathustra (S. 267).

Und die soll der Büfser Placidus belehren? Er durfte ihr nur bekennen, dafs er einer ist, um den Samen der Entfremdung in ihre Seele zu werfen. Nicht die Sünde ist dem Selbstgerechten Sünde — wie könnte sie es, da sie von ihm kommt, der Thäter und Richter ist? Aber durch die Reue wird sie zur Sünde; dadurch erst hat der Richter den Thäter verdammt. Nun erst ist der Sünder ein Geknickter; mit dem Messer der Reue hat er etwas, was früher ein Lebendes war, von sich abgeschnitten und schleppt es nun als ein Totes bei und mit sich herum. Deshalb sind dem ganz Reinen und ganz Geraden die 'Abtrünnigen' verhafst — die Abtrünnigen, ja wohl, und die Zutrünnigen nicht minder. Und Placidus war doch bis jetzt für Candida das Höchste; jetzt ist auch er überwunden, jetzt hat sie nur noch über sich selbst zu steigen.

Er hat sie an die Lilien gewiesen, zu denen er 'rechten Trieb' haben will:

> Die schöne Blume wiegt und schwingt
> Sich auf dem Halme, wundereigen,
> Im Kelch ist so ein heil'ges Schweigen.
> Man kann sie nicht zu Kränzen binden
> Wie Rosen, dann ist's um sie gethan;
> Doch nachts ob ihrem Kelche zünden
> Sich feine, leichte Flämmchen an.

Sie versteht das Sinnbild besser; die Lilie, das ist sie selber, das will sie sein.

> O, dafs ich schwebte auf dem Stengel,
> Die leichte, luftgenährte Blume;
> Dafs meine Seel', ein spielender Engel,
> Aufflammte zu des Kelches Ruhme! ...

So steht sie nun einsam auf Bergeshöh', ihr zu Füfsen alles Befleckte und Befleckende, alles Geknickte und Trünnige — sie, die ganz Reine und ganz Gerade. Und hier ist es, wo sich ihr der Satan offenbart ...

Die Offenbarung selber ist Immermann mifslungen. Der Satan hat hier zu viel vom Kraftmenschen der späteren und spätesten Romantik an sich, halb Holofernes und halb Hans Lorbafs; als solcher ist er aber 'Zarathustras Narr' und seines Partners nicht würdig. Auch sieht er sich schliefslich genötigt, sich

vor seinem Sohne wegen dieses Kraftmenschentums zu entschuldigen (Szene am Grabe der Mutter: 'Unerläfslich war jene zornige Verwandelung' u. s. w.) — und diese Art Ironie vertragen wir nicht. Und vor allem — er redet zu viel. Wir lassen die Reden auf sich beruhen und halten uns an die Geschehnisse.

Candidas Staunen ist kurz. Was hat sich denn ereignet? Ein Wunder? Sie war ja auf Wunder gefafst; ihr ist es nur eine Bestätigung ihrer höheren Sendung, eine Bestätigung dessen, dafs sie, der Menschheit entwachsen, in die Sphäre der Geister gedrungen ist. 'Trat nicht zu Jesu Christ der Feind versuchend?' Zu ihm und zu ihr; jetzt mifst sie sich schon an ihm — doch wird das Mafs nicht lange vorhalten. Immer schärfer tritt das Antichristliche an ihr zu Tage; die Gleichwertigkeit, die der Feind anerkannt hat, findet sie in ihrem eigenen Wesen begründet — sie, die ganz Reine, die Jungfrau. Dafs Placidus sie nicht versteht, ist begreiflich; wie sollte er es auch, er, dem 'verschlossen ist der Schrein der Tugend'. Aber dafs er sie auch noch meistern will mit seinem Sprüchlein von der christlichen Bedürftigkeit! 'All', was wir haben, ist geliehen' — es steht dem Geknickten wohl an, sich auch noch zum Propheten des Hohlen zu machen. Sie, die sich selbst Wesen und Gehalt verdankt, weifs solche Anwandelungen wohl zu würdigen. 'Stets wird den Geistern scheu das Wunder fehlen.' Mag denn das Scheue sich nach Belieben verkriechen; sie, der schon das Licht der Ewigkeit den Scheitel küfst, sie wird selig aufflammen, doch nicht mehr zu des Kelches, nein, zu ihrer eigenen Gottheit Ruhme ... Und wenn nun der Satan frohlockend spricht:

> Mit Fehlern macht man mir zu schaffen viel,
> Doch reinste Reinheit ist mir nur ein Spiel —

so hat er zwar, um so reden zu können, seine biblische Larve angelegt, aber der Spruch ist gut und bestätigt nur die quälende Paradoxie, die an die Namen Placidus und Candida geknüpft ist.

Der Satan ... eben war er der 'Feind', bald ist er's nicht mehr. In dichter Nebelhülle vollzieht sich das 'grofse Werk der Finsternis'. Aber durch den Dunst und Gifthauch der Unterwelt dringt jenes 'auflösende Fächeln', dessen Macht selbst die Vasallen Satans nicht widerstehen können; die trauten, weichen Klänge des warmen Thales erreichen die Menschenvereinsamte auf ihrer eisigen Bergeshöhe, sie schweben mild über der Schauerstunde des Werdens, sie senken sich segnend in den empfangenden Schofs. Die Zeugung ist eine doppelte; aber noch weifs es Candida nicht, dafs sie auch den Widerspruch in sich trägt.

Wie sie nun, dem verwundeten Vogel gleich, ihren letzten, verwegensten Flug beginnt, um sodann, vom schwärenden Widerspruch gelähmt, zusammenzustürzen, das ist eine grausig schöne Schilderung, eine der schönsten Stellen des Gedichtes. Wie mächtig sie dahinstürmt, diese 'flügelbrausende Sehnsucht'! Wie trotzt sie dem 'Geist der Schwere', dem Nachtmahr, der sie umklammert hält und sie niederzieht zum Abgrund! 'Weiche, Gott, in deine Tiefen!' In den Tiefen — da wohnt er ja für sie, seit sie das Fliegen lernte. Und der es sie lehrte, der hat ihr auch — wie dem neuesten Icarus — 'die drei Bösen'

geoffenbart. Wollust, Herrschsucht, Selbstsucht — die hat sie nun, zum Schrecken der Frommen, anders zu werten gelernt.

Wollust, 'das Gartenglück der Erde, aller Zukunft Dankesüberschwang an das Jetzt' (Zar. 272) — schon die Erinnerung an sie stählt ihre Schwingen, dafs sie sich des gespenstischen Begleiters und seines Niederzugs erwehren kann.

> Ich zerbrech' in meinem Jammer, doch die Stücke kittet neu
> Lust an dem, was ich erlitten, und zur Wonne wird die Reu.

Denn wahrlich, diese reine Thörin ward durch Wollust wissend.

Und Herrschsucht, 'die rollende, grollende, strafende Zerbrecherin übertünchter Gräber' (273) . . . Doch sie ist ein Weib, und ihre Herrschsucht schlingt sich um ihren 'starken Bräutigam', den sie gewollt haben will, weil sie zu stolz ist, um ihn erlitten haben zu können.

> Diese Erd' ist nicht von Erde; dieser Boden ist von Glas,
> Und ich schaue durch zum Abgrund, und da sitzt ein tapfrer Riese
> Auf dem Thron, erbaut von Schmerzen, in der ew'gen Qualenwiese,
> Und die düstern Helden sitzen ringsumher auf Stuhl und Bank,
> Und die Hölle singt dem Kön'ge einen schönen Lobgesang.
> Und die Mauer seh ich ragen von jahrtausendalten Sünden,
> Und zahllose Seufzer wehen, die nicht konnten Ruhe finden.
> Dieses herrliche Gebiete schliefset ein der Strom der Greu'l,
> Im Unendlichen dann ball'n sich ungeborne Sündenknäu'l.
> Deine Frevel, alter Heuchler, mehren auch der Tiefe Schätze,
> Denn ich seh' sie, und du glaub' es, denn dir sagt es eine Metze!

Das heifst: eine, die durch Wollust wissend ward und ihren wissenden Blick durch die übertünchten Gräber der Menschenreiche hindurch bohrt nach dem sicherst gefestigten Herrschersitz, auf dem der König der Sünde in alle Ewigkeiten thront.

Und Selbstsucht, 'die heile gesunde Selbstsucht, die aus mächtiger Seele quillt', die 'mit den Namen ihres Glückes von sich alles Verächtliche, von sich alles Feige bannt' (274) . . . zwar das Wort ist noch von ehedem, wie sie sich noch an den Versuchten auf der Bergeshöhe lehnte:

> Ich hab' die Bangigkeit
> Weit weg gebannet!

Aber jetzt erst kann sie, nachdem sie auch ihn überwunden, stark in ihrer Menschen- und Gottvereinsamung, dem geknickten Gottesknecht das lachende Wort zurufen:

> Mifs das Menschliche! Ich aber will mich an mir selbst ermessen.

Wäre nur der Nachtmahr nicht da, diese Mefskunst der Vermessenheit zu zeihen! Stärker und immer stärker werden seine Umklammerungen, tiefer und immer tiefer die Ringe des ermattenden Fluges; schon ist das kühne, wissende Auge vom Nebel der Bangigkeit umflort, schon wünscht die Überstarke, 'dafs sie nimmer wär' geboren'. Noch ein paar hilflose Flügelschläge — und der

Schwindel hat sie ergriffen, aufkreischt sie, entsetzt ob ihrer Menschen- und Gottvereinsamung:

> Giebt es nichts denn, was mich festhält in dem weiten Ring der Zeit?
> Ach, die Thräne! Ja, du Thräne, letzter Freund der Sterblichkeit!
> O, so fliefset, meine Thränen, sendet, meine Augen, sendet
> Aus das ungeheure Elend in den Bach, der nimmer endet!
> Löst euch, meine jungen Glieder! Werdet Zähren, Fleisch und Bein!
> Ach, vielleicht sind dieses Wassers Fluten wieder klar und rein.
> Wenn die Seele, abgewaschen, in die Flut dann niedersinket,
> Ist's ein See, der in dem Thale zwischen Halmen glänzt und blinket.
> Und die Wogen fragen schüchtern dann zum Himmel auf, dem blau'n:
> Willst du dein geliebtes Antlitz bald in meinem Spiegel schau'n?

Wohl hatte der Satan Grund zur Klage, dafs Er 'Sein schleichend Gift in seines Baues Adern eingetropfet'; das Werk der Gegenerlösung wird mifslingen. Merlin wird 'des Satans Sohn in der Gnade der Mutter durch Gottes Erbarmen'. Denn noch einmal — vor der Geburt des Antichrist — wird sich der Icarusflug wiederholen; wir ahnen ihn, nach allem, was wir wissen, in dem Berichte des frommen Greises:

> Sie rang bei Tag die Hände wund,
> Irrreden nächtens führt' der Mund.

Aber auch dann wird der Nachtmahr siegen.

> So kam die Zeit gemach heran,
> Da hat sie sich zur Reu' bethan.

Für die Büfserin Candida haben wir kein Interesse mehr übrig; sie fällt als solche mit Placidus zusammen. Dem Schicksalskinde aber haben beide, die Titanin und die Büfserin, das Dasein geschenkt; unausgeglichen ist der tötliche Widerspruch ins neue Leben hinübergeflossen. Sein weiteres Wirken giebt der Merlintragödie ihren tragischen Gehalt.

VI. ARTUS

Placidus und Candida waren von Gott; Artus und Klingsor sind von Satan. Von rechts und von links fliefsen die Bäche, die sich zum mächtigen Strome in der Seele Merlins vereinigen sollen. Erfüllung des Lebens, das ist das Gesetz Satans; es erfüllt sich aber durch den Wetteifer der Vorzüge und den Sieg der Vollkommensten. Kühnheit und Ehre, Schönheit und Liebe beherrschen die Welt des thätigen Lebens; das Beste, was sie auf Erden hervorgebracht haben, hat Artus in seiner Tafelrunde vereinigt. Seine Paladine und Damen, das ist die grofse Gemeinde Satans.

Sie hätten es auch bleiben können, und dann wäre Merlin als ein unverstandenes Meteor auf dem Hintergrunde ihres fröhlichen Lebens vorbeigeweht, und was dann geschehen wäre, das spricht Satan in der letzten Szene des Nachspiels aus:

Hättest du sie gelassen heiter
Unter lampenschimmerndem Zelte,
Rückte nach fröhlichen Scherzen
Plötzlichen Todes Kälte
Dort unfürchtende Herzen
Aus den tellurischen Räumen.
Auf den Asphodelos-Matten
Walleten die Schmerzenleeren,
Ruhigdämmernde Schatten,
Ohne Furcht und Begehren
Nun, wie Erinnerungsträumen!

Sie sind aber nicht die sorglosen Anhänger der Religion Satans geblieben: eine unerforschliche Macht hat den Keim einer dunklen Ahnung in ihre Seele gesenkt, und dieses Ahnen hat sie zu Merlin getrieben.

Nicht ohne Widerstreben betreten wir den Estrich von Kardweil, der Residenz des Königs. Die Szenen, die sich dort abspielen, bilden eine Folge von Nieten. Teilnahmlos bleiben wir dem spitzfindigen Redeturnier der 'berühmten Ritter' gegenüber, die sich tenzonenhaft über das Problem der Ehre auslassen — es sei denn, dafs uns der grüblerische Erek ein Lächeln abgewinnt, dort wo er mit seiner Definition den Standpunkt Sudermanns antizipiert. Noch öder wird die Situation beim Erscheinen der steifrockigen Schönheit Ginevras, und gar bei ihrem eisigen Liebesduett mit Lanzelot will uns das Buch aus den frosterstarrten Händen fallen. Ich glaube, weit mehr als die 'metaphysische Rüstung' haben diese leblosen Produkte der romantischen Manier dem 'Merlin' geschadet.

Wir sehen hier vollständig von ihnen ab; für die Tragödie des Glaubens haben nur diejenigen Artusszenen Wert, die durch das Eingreifen des Minstrels ihren ideellen Gehalt bekommen. An ihnen lernen wir die Religion kennen, als deren Träger Artus erscheint; es ist die Religion der That.

Auf jenem Pfingstfest zu Kardweil
Gab's ein Turnei der Tafelrunde . . .

jenes Turnier, welches im Leben der Paladine dasselbe bedeuten sollte, was sie selber im Leben der Welt bedeuteten: den Moment der höchsten Blüte, der reichsten Entfaltung ihrer Kräfte und ihres Glücks. Es war ein entzückender Anblick:

Der freudige, schmetternde Lanzentyost!
Und die silbernen Greise, sich verjüngend!
Die kreisenden, schäumenden Becher voll Most
Und die Knaben, der Siegenden Wappen schwingend!

Doch in der Minne holdreizender Frone
Geschäftig die zärtlichen Busen, so weifs!
Kön'gin Ginevra auf samtenem Throne,
Kön'gin der Schönheit in solchem Kreis!

Und nun der Höhepunkt der Stimmung:

Der Ritter und die Dame lacht,
Im Aug' des Königs stand die Thräne . . .

Was diese Thräne, die Ursache alles dessen, was später geschehen sollte, hervorgelockt hat, darüber schweigt der Dichter, und auch wir können es nicht erklären. Ebenso rätselhaft wie die Entstehung der Organismen in der anorganischen Welt und die Entstehung des Bewufstseins in der organischen, ebenso rätselhaft ist in den Lebewesen die Entstehung jener Kraft, die sie kein Genüge finden läfst am Leben und seinen Gütern und sie treibt, die biologische Wertung überwachsend, einen anderen, geheimnisvollen Halt zu suchen. Auch hier müssen wir sagen: *ignoramus et ignorabimus.*

Im Aug' des Königs stand die Thräne . . .
— — — — — — — — — — — —

Von Lust und Pracht umfangen,
Fühlt' ich urplötzlich ein erschrecklich Bangen.
Mir war, als ob der Tod vom fahlen Rosse,
Der Hunger, um den Leib geschnürt den Strick,
Die Seuche mit dem giftigen Geschosse,
Verzweiflung mit dem stillen Nageblick
Nach meinen Helden, Frauen, griffen, zielten,
Weil sie so hoch, so adelig sich hielten!

So erklärt der König selbst seine Verwirrung. In diesem Gefühl, wie es hier dem Vollgenufs der That entquillt, wäre an sich nichts Seltsames; es ist nur die Komplementärfarbe der Wehmut, die jede helle Freudenäufserung mit dunklem Ringe umgiebt, der Mollton des Seitensatzes einer frohen Tanzweise. Solche Stimmungen pflegen sonst schnell zu verfliegen; hier ist es anders. In der Seele des Königs bleibt ein dumpfer Schmerz, den er vergebens im Glanz der Feste, im Dienst der Ehre und der Liebe zu vergessen sucht. Mitten im Festjubel ertönt das Lied vom Gral, und das genügt, um seine Seele zu verdüstern; er verläfst die Damen, die Paladine: 'Fackeln! Leuchtet mir!' — Seine Begleiter kennen diese seine Sonderbarkeit. 'Weifst du nicht', wirft Gawein dem Minstrel vor,

dafs dies Lied vom Gral
Dem Artus zeuget Qual?
Geheimer Zauber ist daran geknüpft,
Der vergiftend ins ruhige Blut ihm schlüpft,

und Gareis setzt hinzu:

Durch die Lüfte reiten die Geister schnell
Und berühren der Menschen Stirne,
Dann schäumt es mondsüchtig im Hirne!

Ja, der 'geheime Zauber', die 'Berührung der Geister' — es ist immer derselbe Prometheusfunke, der dem Menschen ins Herz gefallen ist, das dritte grofse Rätsel in der Evolution des Lebens.

Klingsor, an den sich Artus um Lösung seiner Zweifel gewendet hatte, war aufser stande ihm zu helfen: er konnte ihm nicht geben, was er selbst

nicht besafs. Aber unbewufst hat er dem den Weg gebahnt, der mächtiger war als er; die spöttisch allegorische Antwort: 'Sucht das Kind ohne Vater' führt Artus und die Seinen zu Merlin. Ihm folgen sie hinfort, die früheren Ideale — Kühnheit und Ehre, Schönheit und Liebe — sind vergessen: Merlin hat Artus die irdische Krone genommen, als er ihn zum König des Grals krönte; die Verstofsung Merlins durch den Gral hat die Verstofsung des Artus im Gefolge. So ist die Massonei der Tafelrunde wieder in Satans Gewalt. Aber der in ihr glimmende Funke vom Feuer des Prometheus läfst sie nicht Ruhe finden auf der Asphodeloswiese gleich den anderen dämmernden Schatten des Hades.

Dafür schmachten sie jetzt
Nach der vermauerten Quelle,
Und kein Tröpfchen benetzt
Ihres Sprudels die Schwelle.

Ohne den himmlischen Schein
Läfst sich — sie fühlen's — nicht leben;
Aber, verworfen zu sein,
Sagt ihnen frostiges Beben.

Wenn sie nun eben gedacht,
Daran vernichtet, zu scheiden,
Merken sie neuangefacht
In sich die Kraft, zu erleiden.

Gott und der Heiligen Chor
Sieht die unglückliche Gilde,
Aber wie Luftmeteor,
Aber wie leeres Gebilde.

Das ist Unseligkeit, das!

War diese Entwickelung notwendig? Mufste die Religion der That, wie sie Artus bekennt, zu Merlin und durch ihn zum Untergang führen? Der Dichter selbst hat uns, vielleicht unbewufst, aber folgerecht einen wichtigen Fingerzeig gegeben, um diese Frage richtig zu beantworten:

Der König gleich den andern Lethe trinket,
Das Volk bleibt in dem Dunkel unverwüstet

sagt Satan am Grabe Candidas, und dasselbe meint ungefähr Placidus, wo er, noch als Büfser, nachdenklich folgert:

In ew'ger Wandlung ist das Ungemeine,
Und am Orte bleibt nur das Geringe, das Kleine.

Das unentwickelte Einzelleben mag unbemerkt und unbewufst in das Chaos des Allgemeinen hinüberwehen; dem Grofsen wird der Freudenwein des Volllebens nur um den Preis zu teil, dafs er in seiner Neige alle Bitternis der Vergänglichkeit schlürft. So will es, wir haben es gesehen, die Gerechtigkeit Satans. — Wer hiefs nun den Grofsen nach der Unwandelbarkeit des Kleinen greifen? Wir wissen das nicht und mögen darum mit Recht vom Prometheusfunken des Glaubens reden; aber so verhält es sich in der That. Ich erinnere an Nietzsches Nachtwandlerlied: '. . . doch alle Lust will Ewigkeit, — will tiefe, tiefe Ewigkeit.' Warum will sie das?

Es war eine feine Bemerkung von Theobald Ziegler, dafs bei Nietzsche 'die Umkippung vom Antichrist zum Christ vielleicht überraschend nahe lag'; der Ewigkeitshunger der Lust war der erste Schritt dazu, und aus dem Buch, in dem nach Werenfels' treffendem Wort

sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua,

hätte sich auch das Übermenschentum begründen lassen. Schade, dafs den neuesten Merlin das Schicksal seines Vorbildes noch vor seiner Gralfahrt ereilte!

VII. KLINGSOR

Zum Hofe des Königs Artus gehört auch Klingsor; er ergänzt ihn, wie der Intellekt den Willen ergänzt, wie das beschauliche Leben das thätige. Wir finden ihn auch beim Turnier 'an jenem Pfingstfest zu Kardweil', wo er aber 'seitwärts safs und spöttisch greinte'. Wie Artus ist auch er vom Satan; gleich ihm nährt auch er im Busen den Prometheusfunken, doch gestattet ihm der Stolz nicht, es sich einzugestehen — bis endlich der Mann des Schicksals erscheint, von dessen Hauch der Funke zu heller Flamme entfacht wird, zur Flamme, die ihn verzehrt.

Im Gegensatz aber zu Artus und den übrigen schon erwähnten Personen ist Klingsor ein tief tragischer Charakter; die Tragödie Klingsors geht derjenigen Merlins parallel und stört — nach der Meinung eines Kritikers — die Einheitlichkeit der letzteren. Diese Störung ist jedoch notwendig; der Vertreter des einseitigen Intellektualismus durfte unter den religiösen Typen der Tragödie des Glaubens nicht fehlen, und das gesteigerte Bewufstsein, das einem solchen Typus naturgemäfs eigen ist, erhöht ebenso naturgemäfs die Tragik seiner Lage.

Klingsor gehört zum Hof des Artus — der lustige, aber einfältige Hofmarschall Kay, die komische Person der Tragödie, nennt ihn den 'Hofhierophanten' —, aber in seinem Innern fühlt er sich fremd und einsam unter den Rittern und den Schönen der Tafelrunde:

Ich vermag mich dem Artus nicht hinzugeben,
Aber ich wollt', dafs ich wäre, wie diese!
Morgenrötlich gaukelt ihr Leben
Hin unter Zelten auf blühender Wiese.

Lange Jahre hindurch hat er die Natur zu ergründen gesucht, um aus ihr die Vorstellung von etwas Höherem zu schöpfen, das er anbeten könnte; aber er hat in ihr nichts Vollkommneres gefunden als seinen eigenen Verstand, der sie durchleuchtet und vergeistigt. 'Weh', seufzt er,

wenn in die Umgebung,
Du dich versenktest glühendstark!
Sie empfängt furchtbare Belebung,
Und deinem Gebein entsaugt sie das Mark.

Das Gegenteil von dem, was er erhofft, ist geschehen; statt sich am Busen der ersehnten Gottheit zu erwärmen, hat er seine Seele der von ihm vergötterten Natur hingegeben; mit der Macht seines Gedankens hat er eine Religion geschaffen, an die seine Zeitgenossen, gehorsam seinem Wissen, glauben mufsten, an die er selbst aber nicht glauben kann, weil er weifs, dafs

er selber ihr Schöpfer ist, dafs seine Gottheiten Vampyre sind, die sich von seinem Blute, seiner Seele nähren.

Dieser Typus ist uns nicht unbekannt; zu allen Zeiten des Christentums, von den Gnostikern an über die Nominalisten, über die Socinianer und Freimaurer bis Hegel und Comte, hat es Menschen gegeben, die da versuchten, die Pistis durch die Gnosis zu ersetzen und statt der Offenbarung und des Glaubens Vernunft und Spekulation zur Grundlage der Religion zu machen. So verlangte also nicht nur die Theorie, sondern auch die Geschichte die Einführung des in Klingsor personifizierten Prinzips in die Tragödie des Glaubens. In der That entlehnte der Dichter, indem er diesen Typus schuf, seine Züge sowohl von den Gnostikern wie von Hegel; und gut wäre es gewesen, wenn er sich damit begnügt hätte. Aber er konnte der Versuchung (der auch Goethe in seinem 'Faust' unterlegen war) nicht widerstehen, in seiner Tragödie Elementen der litterarischen Fehden seiner Zeit Raum zu geben. Es war die Zeit des Kampfes zwischen Romantik und Neuhumanismus; Immermann, der zu den Romantikern hielt, hat es beliebt, jene litterarischen Streitigkeiten in den Kampf zwischen Klingsor und Merlin teilweise zu projizieren und dem ersteren Züge des grofsen Dichterfürsten zu verleihen. Das war eine arge Kurzsichtigkeit — Goethe könnte man nur mit Merlin vergleichen, nimmermehr aber mit Klingsor —, und wir haben volles Recht, von diesen Zügen abzusehen, wenn wir die Rolle Klingsors in der Tragödie des Glaubens feststellen.

Wir sind in Kastell Merveil, dem wunderlichen Schlosse, das sich Klingsor wie ein rechtes Symbol seiner eigentümlichen Religion aufgebaut hat; Ophiomorphos, die gnostische Schlange, umgiebt mit ihrem magischen Ring den Aufenthaltsort des Zauberers. Klingsor fühlt sich erschöpft; achtzig Jahre hat er dem Dienste seiner Gottheit geopfert, hat rückhaltlos seine reiche Seele verschwendet, und alles hat die Gottheit hingenommen, ohne ihm etwas dafür zu geben. Jetzt ist seine Zeit um, bald kommt der Tod — und was dann? ... Auf sein Geheifs liest ihm der Zwerg aus dem 'Ecclesiasten' vor; aber sofort empört ihn das Wort von der Eitelkeit aller Dinge, jenes Wort, das noch nie den Beifall der Starken gefunden hat. 'Solchem Narren müfste man doch das Maul verbieten!' wettert Zarathustra, Klingsors Bruder in Satan; 'solche setzen sich zu Tisch und bringen nichts mit, selbst den guten Hunger nicht, und nun lästern sie: alles ist eitel! ... Zerbrecht, zerbrecht mir die Tafeln der Nimmerfrohen!' Auch Klingsors beste Kräfte lehnen sich wider jenes Urteil auf:

Ins Feuer mit dem Buch,
Eines Schacherjuden Machwerk, untergeschoben!
Keines Königs Spruch,
Den die Lippen der Weisen loben!

Es spricht: 'Alles ist eitel'
Nur schale Mittelmäfsigkeit!
Von der Ferse bis zur Scheitel
Durchschauert uns der Hauch der Zeit.

Enger, gediegner schliefsen
Den Kreis Fels, Berg, Strom, Tier und Strauch,
Wir fürchten zu zerfliefsen,
Wir selber, wie ein eitler Rauch.

Aber sein Zorn verraucht bald. Einheit der Natur! Wie oft hat er Trost gesucht in dieser Vorstellung!

Unselig, Natur vergöttern!
Göttlich wird sie erscheinen dir,
Wie Zeus in Todeswettern
Sich zeigte sträflicher Neubegier.

Der Zwerg will ihn trösten, indem er auf den Glauben der Menschen an die von ihm geschaffene Religion hinweist; auf seinen Wink steigen seine Götter von den Gestellen, es erklingt das Lied des Frühlings und der Liebe, das Lied des hellenischen Olymps, das Lied der Pflanzenseelen ... Aber die Stimmen dieser Vampyre erregen ihn nur noch peinlicher. 'Zur Ruh'! zur Ruh'!' ruft er, die Erscheinungen verscheuchend:

Ich ward es müd',
Mir selber immer zuzuhören.
Ihr Stimmen könnt mich ja nichts lehren,
Und euer Glanz — für mich ist er verglüht.
Es füllt die ungeheure Lücke nicht,
Wenn das Geschöpf zu seinem Schöpfer spricht.

Und dennoch will er noch einmal die eigene Stimme hören; er befiehlt dem Zwerg das Lied zu singen, welches er selbst einst geschaffen hat:

Sing mir ein Lied, rauh, schrecklich und kräftig —
Manches der Art hast du abgemerkt —,
Dafs ich in mir erzittre heftig,
Dafs sich am Grauen mein Mut bestärkt!

Dieser singt ihm das Lied vom Tode, von seiner eigenen Verwesung im Unkraut zwischen Trümmern,

Wo im kalten Sturme
Schierling weht und Lolch —,

aber dies Lied, ein Erzeugnis seiner kühnen Jugend, ist ihm jetzt unerträglich. So wendet er sich endlich zur magischen Schlange, dem Symbol des geschlossenen Kreislaufs der Kräfte im Makrokosmos, der 'tiefen Selbstsucht' der seelenlosen Natur:

... Du weifst ja, was ich will.
— — — — — — — — — — — —
Antwort' auch du durch Zeichen, grofs und still.

Er berührt die Schlange mit dem magischen Stabe, sie zerfällt in Staub. — Staub! Überall dieselbe Antwort.

Die zweite Szene bildet, wenn man es so nennen darf, der Zweikampf zwischen Klingsor und Merlin. Der Zauberer hat sein Kastell Merveil satt bekommen:

> Mich trägt der Zorn, das schnaubende Rofs,
> Auf Unruhwegen aus dem Schlofs.
> Ophiomorphos' Staub ist stumm,
> Und draufsen schweift der Gaukler um.
> Denn Gaukler ist er, oder Thor;
> Es lebt kein Gröfsrer, als Klingsor.
> — — — — — — — — — —
> Vom Pöbel wallt's um ihn, vom närr'schen;
> Jetzt strebt er zu Hof, um dort zu herrschen.
> — — — — — — — — — — — —
> Zwar ist das Menschenpack mir längst zuwider,
> Doch sollen meine Sprüch' und Lieder
> Beherrschen sie, solang' ich bin;
> Dann fahr' der Kram ins Chaos hin!

Selbst hat er den Glauben an sich vollständig verloren, aber doch will er, dafs die anderen an ihn glauben; das verlangt sein Stolz, der wenn nicht sein einziges, so doch sein vorherrschendes Gefühl ist.

Nicht sein einziges — es lebt in ihm noch ein anderes, obgleich er selbst es für gestorben hält. Noch in Kastell Merveil hatte er, seiner fruchtlosen Bemühungen um die Natur gedenkend, voll Bitterkeit gesagt:

> An ihres Rockes Saum verlor ich
> Die Sehnsucht um die schöne Braut;

aber gegen seinen Willen lebt diese hohe, heilige Sehnsucht in seinem Herzen fort; sie ist der Grund, dafs ihm die Verehrung der Menge keine Befriedigung gewähren kann. Nur gewaltsam erstickt wird dies edle Gefühl; mit finstrem Zorn vertritt er Merlin den Weg, indem er ihn spöttisch als einen schlauen Lügenpropheten begrüfst. Der Widerspruch des begeisterten Jünglings macht ihn lachen: 'Du glaubst sonach an dich? — Das ist erspriefslich!' — Er bittet ihn dann, ihm ein Rätsel zu lösen: 'Wie ich meine', antwortet ihm der in seine Gedanken versunkene Prophet, 'sind Rätsel, die zu raten, eben keine'. Klingsor aber besteht auf seinem Wunsch und legt ihm sein Rätsel vor; dessen klarer Sinn ist, modern ausgedrückt, der 'Bankrott der Wissenschaft' in ihren drei Hauptdisziplinen Logik, Physik und Ethik, ihre Unfähigkeit, den Durst der ihr dienenden Menschheit zu löschen:

> Drei Knaben wollen in Eimern
> Uns bringen die Speise her;
> Sie schöpfen aus unendlichem Vorrat,
> Sie füll'n aus unergründlichem Meer.

> Sie laufen und sind geschäftig,
> Sie halten die Eimer im Kreis,
> Doch wollen wir essen und trinken,
> Versiegt in den Eimern die Speis'!

> Dann laufen sie wieder zum Vorrat;
> Dann rennen sie wieder zum Meer.
> 's bleibt aber beim Hungern und Dursten,
> Denn die Eimer, die Eimer sind leer.

Merlin antwortet:

Bis dafs die glänzende Jungfrau
Vom Himmel zur Erde sich schwingt,
Mit den seligen, leuchtenden Augen
In den Kreis der drei Knaben dringt.

Die Knaben fallen aufs Antlitz;
Die Eimer stürzen, zersprengt.
Die Jungfrau lächelt geruhig,
Und wir sind gespeist und getränkt.

'Das ist ja dunkler als das Rätsel', spottet Klingsor. — 'So?' antwortet Merlin:

Die Lösung zeigt dir nur so finstre Mienen,
Weil dir die Jungfrau niemals noch erschienen.

Wir kennen die Jungfrau, deren Geist den jungen Propheten beseelt, die ihm die Kraft giebt, Satan zu besiegen und über den Klügsten der Sterblichen, den Besitzer von Kastell Merveil zu triumphieren; ihr Name ist — Charitas; auch Klingsor hat sie erkannt, ein schmerzlicher Stich hat ihm die längst begrabene 'Sehnsucht um die schöne Braut' in Erinnerung gebracht. Aber noch ergiebt er sich nicht: ist Merlin ein Prophet, so soll er seine göttliche Gabe durch eine Weissagung darthun.

Hier hat der Dichter mit grofsem Geschick eine Episode des Romans von Merlin, von dem früher die Rede war, benutzt und durchgeistigt: 'Sag' mir', fragt der Zauberer, 'woran wohl werd' ich enden?' — 'Du stirbst', antwortet Merlin, 'an herbem Herzeleid'. — 'Die Scheidemünze hast du gleich bereit! Das liefs sich greifen mit den Händen.' Mit diesen Worten entfernt er sich, kehrt, zum Jüngling verwandelt, zurück und stellt ihm zum zweitenmal dieselbe Frage. — 'Du stirbst', antwortet der Prophet, 'vor grofser Seligkeit'.

Das wollte der Zauberer nur hören. Indem er seine frühere Gestalt wieder annimmt, will er seinen Gegner schadenfroh überführen; dieser aber erklärt ihm mit unerschütterlicher Ruhe seinen Gedanken:

Klingsor, ich habe dich geehrt
Mit meinem Spruche schwarz und weifs,
Ich glaub' an deinen edlen Kern,
Du dunstumhüllter Irrestern;
Drum sagt' ich dir zwiefachen Tod,
Und dies wird wahr vor Morgenrot.

Diese Worte und die darauf folgenden Erklärungen wecken in Klingsor mit unwiderstehlicher Gewalt jenes beseligende Gefühl, welches er für begraben hielt; 'die schöne Braut', nach der er sich einst gesehnt hatte, ersteht vor seinen Augen, aber nicht im bunten Kleide der selbstsüchtigen Natur, sondern im weifsen Gewande der Charitas. Sein Stolz ist tötlich getroffen, aber seine höchsten Hoffnungen sind wiederbelebt; in solcher Stimmung kehrt er in sein Schlofs zurück.

Ein grofses Werk ist ihm zu thun geblieben, das erste und letzte, wozu ihn die Charitas begeistert hat: mit eigener Hand die seelenlose Irrlehre zu zerstören, die er ersonnen und den Menschen aufgeredet hat.

Die dritte Szene führt uns nach Kastell Merveil zurück, es ist eine der herrlichsten Szenen der Dichtung. Wie in feierlichen Rhythmen dahinwogend

der Schwanengesang des Zauberers immer lauter, immer eindringlicher erschallt, die Mauern des Wunderschlosses durchschütternd, wie ihn immer ängstlicher, immer bewegter die Stimme des Zwerges aus den inneren Gemächern unterbricht, bis der letzte Ton des Verklärten Seele entführt und zugleich den Verstockten und Kleinen unter den Trümmern des zerstörten Bauwerks begräbt, das kann nur mit des Dichters eigenen Worten wiedergegeben werden. Hier ist es so recht des Geistes Gröfse und Macht, die den letzten Lebensmoment zum 'todesherrlichen' Siegesfest, das 'Herzeleid' zur 'Seligkeit' gestaltet; denn freilich, was weiter folgt, das ist doch wieder das, was ihm der Traum prophetisch vorgegaukelt hatte:

> Das ist sein Totenbein, vom Taue nicht betaut!
> Sein fahles Totenbein, um das die Larven schwirr'n,
> Verschwunden hinterm Turm —

des zerfallenen Kastell Merveil.

Es war nicht möglich, dieser letzten, hinreifsenden Szene nicht zu erwähnen; dennoch darf nicht verschwiegen werden, dafs sie aus dem Rahmen der Tragödie des Glaubens bereits heraustritt. Wie Placidus nur bis zur Hingabe an Merlin, Candida nur bis zum Siege des Nachtmahrs, Artus nur bis zur Erlangung der Gralskrone, so ist auch Klingsor nur bis zur Auferstehung der 'schönen Braut' Träger einer selbständigen Religionsidee — der Religion des Wissens, wie wir sie folgerecht nennen müssen. Wie wahr, wie tief der Dichter sie empfunden und dargestellt hat, das werden wir, die wir vom Wissen sind und in Freud' und Leid treu zum Wissen stehen, wohl nachfühlen können. Und könnten wir es nicht, so ist der Zwerg da, uns dessen zu gemahnen, der Zwerg, der dem *ignorabimus* Klingsors sein fröhliches und dreistes *novimus* entgegenruft; der Zwerg, der so ängstlich bemüht ist, die Pfosten und Balken der Phänomenologie Klingsors vor dem Schnauben der Geister zu retten. Umsonst! An einer Stelle sind die grünen, fruchtbaren Gelände der Wissenschaft von einer öden Schutthalde unterbrochen — das ist die Stätte, vom Taue nicht betaut, auf der einst das Kastell Merveil der 'natürlichen Religion' ragte.

VIII. MERLIN

Es ist das Blut Satans und Candidas, das in Merlins Adern rollt, ein wildes, stürmisches Blut. Doch hat das Lied der Charitas über seiner Werdestunde gewaltet, und seine Kindheit hat der fromme Greis Placidus beschützt; der Knabe Merlin ist darum der demütige Jünger der Religion der Reue. Was er bereut, ist die Sünde der Mutter, die ihm das Leben gab; er bereut sie, indem es zur Taufe drängt, er bereut sie, indem er auf die Wundergaben verzichtet, die sein väterliches Erbteil sind — 'was Gott geordnet, ändert nicht Merlin'. Nicht durch Zauberkraft, nein, durch Bitten weifs er es zu erreichen, dafs der Leib der Mutter ins 'heitere Britannien' hinübergeschafft und über ihm jenes riesige Totenmal aufgetürmt wird, das 'sagt den spätsten Jahren, wie dieser Zeiten Kräfte waren'.

Eine kleine Unterbrechung möge der Leser gestatten; die dramaturgische Technik ist an dieser Stelle bemerkenswert. Denn im Roman, aus dem Immermann geschöpft hat, vollbringt Merlin hier allerdings ein Wunder kraft seiner satanischen Zaubermacht; dieses Motiv hat nun der Dichter nicht etwa einfach ignoriert, er hat es ausdrücklich abgelehnt. Der Gedanke an Zauberei ist ins Drama aufgenommen, aber nur als ein Verdacht des Placidus ('Hinweg! Du übtest verbotene Kunst!'), der sofort von Merlin entkräftet wird. Eine solche Polemik gegen den litterarischen Gewährsmann begegnet uns im 'Merlin' noch einmal, und zwar gedoppelt. Es ist die Szene, wo Satan und Lucifer über Candidas Fall beraten; Lucifer bietet seine Dienste an: 'Soll ich mit sausenden, brausenden Plagen Haus, Feld, Herde und Leiber schlagen?' (worauf Satan: 'Du sollst das lassen! Des Bettlers Prassen ziemet mir nicht') . . . 'Soll ich mit lüsternem Flüstern umsäuseln dieser Maid unschuldige Brust?' (Satan: 'Ich mufs es verneinen; lafs das den Kleinen!') . . . Beide Motive kommen im Roman zur Anwendung; indem der Dichter sich für ein Drittes, Würdigeres entschied, hat er das, was seine Vorlage ihm bot, nicht etwa stillschweigend übergangen, sondern indirekt durch seine handelnden Personen kritisiert. Er berührt sich durch dies sein Verhalten mit den antiken Dramatikern, bei denen wir diese Technik öfter und beinahe stehend wiederfinden.

Doch zurück zur Tragödie des Glaubens. Insoweit er die Religion der Reue darstellt, charakterisiert Merlin sich selbst mit den Worten 'Unsel'ges Fertigsein und Nimmerwerden' — eine treffende, feine Charakteristik. Wie sollte auch ein weiteres Werden einer Religion zukommen, die ihr letztes Wort, das Wort der Erlösung am Vorabend des Unterganges, bereits gesprochen hat? So hat auch das frühe Christentum durch den Mund Tertullians verkündigt: 'Wir brauchen nicht mehr zu suchen, seit wir Christus haben!' Welche Kluft aber auch zwischen den ersten Apologeten und Clemens von Alexandrien! Die Religion, die sich früher für das Finale der Weltgeschichte gehalten hatte, ist allmählich zum Bewufstsein ihrer Dauer gelangt und hat als eine Kulturmacht ersten Ranges die Hochstrafse der Entwickelung betreten. Das Grab der Mutter ist das letzte gewesen, was Merlin der Religion der Reue schuldig war; mit seiner Errichtung ist — nach einer geläufigen Symbolik — die Schuld als abgebüfst anzusehen. Nun streift Merlin, zum erstenmal sich seiner Wundermacht bedienend, die Knabenhülle ab. 'Ein männlich Wirken winkt, Mann will ich sein' — mit diesen Worten stehen wir auf jener Hochstrafse der Entwickelung.

'Ein männlich Wirken' — welches denn?

Das wird das entscheidende Gespräch lehren, das Gespräch mit Satan an Candidas Grab. Hier ist keine Zweideutigkeit mehr möglich; Satan erscheint seinem Sohne als der vollendete Vertreter der Religion, die wir zu allererst dargelegt haben, als der 'schöne Fürst der Welt', als der Gott Dionysos, würden wir sagen. Kurz und herrisch ist sein Gebot: 'Vernichte die Schatzung weibischer, dumpfer, verworrener Satzung!'; vergebens aber sind die begeisterten Worte, in denen er dem zurückweichenden Sohne seine Religion — wir haben

sie oben (II) gebracht — annehmbar machen will; Merlin bekennt sich als ‘des Satans Sohn in der Gnade der Mutter durch Gottes Erbarmen’. Er will ein Voller sein, kein Gedoppelter; daher mufs er den Vater sich gegenüber als einen Halben empfinden. In Merlins Augen ist Satan nicht ein Feind, sondern ein Teil der Gottheit, und Christi Erlösungswerk keine Vernichtung, sondern eine Erhebung und Heiligung dessen, was der ‘schöne Fürst der Welt’ als sein Werk betrachtet.

Wenn dir vor deiner Welt Vernichtung graut,
Weil er, als du damit zu stand gekommen,
Sie zärtlich in den Arm genommen
Und auf die Lippen der geschmückten Braut
Den Kufs gehauchet, welcher Christus heifst —
So wiss’, allmächtiger und doch befangner Geist:
Nun lebt sie erst und welket nie.

Diese Fülle und Ganzheit hatte Satan nicht vorausgesehen; ihm war die neue Religion als Religion der Reue erschienen, als die rückläufige Bewegung des Evolutionsrades. Was sich aber gegen diese sagen liefs, prallt von Merlins Glauben wirkungslos ab. Gewifs, nur die Erfüllung des Lebens ermöglicht die Vervollkommnung; gewifs, der Widerstand, der dem Gesetze des Lebens geleistet wird, führt zur Entartung und zum Untergang. Aber Merlin will ihn auch nicht, diesen Widerstand. Die gewaltige Hand des jungen Glaubenshelden zwingt die beiden feindlichen Prinzipien zur fruchtbaren Eintracht; die Wolken weichen — und jenseits der ‘flammenden Mauer des Alls’ erscheint die himmlische Kette als die Fortsetzung und der Abschlufs der gesprengten Kette des irdischen Makrokosmos: was hier widerspruchsvoll erschien, findet seine Versöhnung dort. Nein, Gott widerstrebt nicht der Erfüllung des Lebens; so schien es freilich einst, aber jetzt ist diese Zeit geendet — ‘geendet ist das Niedersteigen jetzt!’

Des bedrückten
Demüt’gen Jammers Zeiten sind vergangen;
Hinfüro will er sein mit frohen Wangen
Und sich entzücken unter den Entzückten!

Aus einer lebenverneinenden Kraft soll sich der Glaube in eine lebenbejahende verwandeln, er soll dem die höhere Weihe geben, was die Vervollkommnung der Menschheit herbeiführt. Der Wille Gottes ist die Erfüllung des Lebens, das ist der Sinn der neuen Lehre, die Merlin der Welt verkündet.

Man begreift leicht, dafs diese Lehre auf der Verknüpfung zweier Prinzipien beruht — des Verdienstes und der Gnade —, von denen das eine dem Reiche der Welt und dem irdischen Leben angehört, das andere dem Reiche Gottes, wobei selbstverständlich nicht das negative Verdienst der Religion der Reue gemeint ist, sondern das positive, das einzige, das die Erfüllung des Lebens bedingt. Ebensoleicht begreift man, zweitens, dafs dieses Verdienst, als die Voraussetzung der Gnade, seinerseits die volle Freiheit des menschlichen Willens zur Voraussetzung hat; und nicht minder leicht begreift man, drittens, dafs

durch diese ganze Darlegung die Vorstellung von der prinzipiellen Verderbtheit der Natur geradezu ausgeschlossen wird. Nein, die Natur ist rein und sündenlos, und die Triebe, die sie in die menschliche Brust gelegt hat, sind gut; der Mensch hat kraft seiner Willensfreiheit die Macht, ihnen zu folgen und durch sein Verdienst das Heil zu erwerben; ebenso hat er aber, kraft derselben Willensfreiheit, die Macht, seine Natur zu vergewaltigen und der Sünde zu verfallen, die zum Verderben führt. Wir kennen diese Lehre, die der Lehre Augustins von der *massa perditionis*, der Prädestination und der Willkür der Gnade entgegengesetzt ist; es ist der Pelagianismus. Merlin ist auf dieser Stufe seiner Entwickelung identisch mit dem jungen und stürmischen Gegner Augustins, Julian von Aeclanum, dem feurigsten Vorkämpfer des Pelagianismus.

Das Schicksal des Pelagianismus in der Dogmengeschichte ist bekannt; formell als Ketzerei verdammt, hat er dennoch in seiner gemilderten Form (als sogenannter Semipelagianismus) einen grofsen Einflufs auf die Folgezeit ausgeübt; jede Steigerung des Augustinismus führte zu einer Verschärfung des Kampfes mit den pelagianischen Elementen der katholischen Lehre. Ganz besonders gilt es von der Reformation Luthers; wenn wir von einem gewissen Standpunkte aus in der Religion des Grals die symbolische Darstellung des Protestantismus erblicken, so können wir mit demselben Recht Merlin den Vertreter des Katholizismus nennen. Immerhin sind in beiden Fällen — wir wiederholen es — gewisse Einschränkungen nötig; der Dichter hat, wie schon erinnert worden ist, mit vollem Recht seine Glaubenstragödie von den Fesseln des Konfessionalismus freigehalten, hat die Prinzipien in ihrer Reinheit zur Darstellung gebracht, unverdunkelt durch jene Kompromisse, die in der wirklichen, historischen Entwickelung der praktisch durchgeführten Ideen unvermeidlich sind.

Sind aber die beiden Grundbegriffe, auf deren fester Verbindung Merlin den neuen Bau seiner Freudenreligion aufführt — das Verdienst, wie er es auffafst, und die Gnade —, sind sie miteinander vereinbar? Er nimmt es ohne weiteres an; Satan aber, dem er die himmlische Fortsetzung der irdischen Kette zeigt, erblickt auch das, was jener in seinem Enthusiasmus nicht bemerkt hatte. 'Im Mondschein', sagt er ihm später,

an dem Bau des Riesen,
Als du das Räderwerk der Schöpfung mir gewiesen,
Da hat er dich auf ewig weggestofsen.

Für Merlin ist, wie gesagt, diese Erkenntnis noch nicht vorhanden; die Schönheit des Werkes läfst ihm die Unfestigkeit seiner Grundlage nicht zum Bewufstsein kommen. Das neue Prinzip ist verkündet; das Verdienst ist es, das fortan zur Gnade und somit zum Heile führt. Früher war es anders: Joseph, 'der Feige', Titurel, 'der Blöde', waren über alles Mafs belohnt worden. Das war indes nichts als eine freiwillige Selbsterniedrigung der Gottheit; jetzt soll eine neue Ära beginnen: das Aufsteigen hebt an, und mit ihm das Reich des Verdienstes. Das Verdienst aber, das ist die That, durch die das Leben erfüllt

wird; die allegorische Darstellung des neuen Prinzips ist darum die Krönung des Artus mit der Krone des Grals.

Wie wird nun aber das Leben erfüllt? Was waren seine Kanäle, ehe es diese Bilder der Vollkommenheit ans Licht gefördert, die Helden und Damen der Tafelrunde, deren Anblick Merlin den entzückten Ausruf entprefst:

> O meine Menschen! Meine hohen Menschen!
> So sehn sie aus.

Das mufs ergründet werden. Noch weifs Merlin es nicht; bis jetzt hat er nur ans Leben geglaubt, und dieser Glaube war eine rechte *fides implicita.* Zum Wissen führt aber nur ein Weg: man mufs sich dem Leben hingeben, wie es ist. Auch ist Merlin entschlossen, das zu thun; sein Weg vom Grabe der Mutter bis an Artus' Hof führt ihn mitten durchs Leben durch.

Das Volk umringt ihn, begierig, das Wort der Offenbarung aus seinem Munde zu hören; er aber weifs, dafs er vor Erfüllung seiner Sendung weit mehr ein Lernender als ein Lehrender ist. 'Ich bitt' euch', redet er den Versammelten zu,

> geht und bleibt in euren Hütten;
> Ihr lernt von eurer Väter frommen Sitten,
> Von jedem Tag in Arbeit hingebracht
> Mehr, als Merlin zu künden hat die Macht.

Das ist noch durchaus im Geiste der christlichen Charitas: so hat auch Franz von Assisi seine Jünger ins Volk gesendet, hat ihnen geboten, teilzunehmen an seiner Arbeit, soweit die Kräfte und das Können des einzelnen reichen. Gewifs trägt 'jeder Tag, in Arbeit hingebracht', zur Erfüllung des Lebens bei, wofern es wirkliche, schöpferische Thätigkeit und nicht nutzlose, asketische Scheinarbeit ist; dennoch graut es Merlin vor den neuen Offenbarungen, die ihm auf dem Wege des Lebens bevorstehen. Nicht ungern läfst er sich durch Klingsor aufhalten, sosehr er auch fühlt, dafs es doch schliefslich ein Aufenthalt ist:

> Gesteh' dir nur, du übest Tücke,
> Du läfst dir diesen Aufenthalt gefallen;
> Je weiter deine Füfse vorwärts wallen,
> Je heftiger reifst's dich zurücke!
> — — — — — — — — —
> Warum mich unter Menschen drängen,
> Da ich das Menschliche nicht teile?

Er weifs, dafs ihm etwas fehlt, um sich ganz mit den Menschen eins zu fühlen, seine Füfse tragen ihn vorwärts; ob diese Scheidewand mit der Zeit auch fallen wird? Seinerseits ist er entschlossen, ehrlich das Leben, das er bejaht hat, in seiner ganzen Fülle aufzunehmen. Leicht deutet er Klingsor das Rätsel seines Daseins, indem er in dessen Brust das heilige Feuer der Charitas entzündet, das sein eigenes Herz durchglüht; doch kann er ihm die Frage nicht beantworten, was denn er selber sei:

> Denn alles, was da lebt und regt
> Und sich in eigner Formation bewegt,

Steht näher mir, als ich mir bin.
Des Königs hoher Fürstensinn,
Der Frauen sanfte Veilchentreue,
Des Ritters Wagen und der Jungfraun Scheue,
Des kleinsten Bürgers armer Werkeltag . . .
— — — — — — — — — — — —
Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt,
Hat sich das All in mich zurückgelenkt,
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken
Nicht meine, nein — die hohen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg', 'ne Feder, mit zum Ozean,
In dessen Schofs gebadet sie, die hehren,
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Vor den letzten Worten, fast unbewufst in prophetischem Geiste gesprochen, erschrickt er selbst; er ist ihm gram, der sie ihm entlockt hat. Denn bis jetzt ist die innere Ruhe Merlins noch durch nichts gestört worden; die Fülle seiner allumfassenden Persönlichkeit, erleuchtet und durchwärmt vom Feuer der christlichen Charitas, trägt über Klingsor jenen stärkenden und verjüngenden Sieg davon. Vergebens spottet Satan über die späte Bekehrung des alten Zauberers, vergebens sucht er ihm einzureden, dafs der Gegenstand seiner Verehrung nur 'seiner Kleinen Kleinster' ist, vergebens ist sein höhnischer Trost, dafs sein ungehorsamer Sohn schon 'aus dem Geleise' ist, dafs er, 'gepackt vom grimmigsten Widerspruch', gern davon möchte, ohne es doch zu können, und bald 'ächzet grausesten Fluch', ein 'schlangenumschnürter Laokoon' — Klingsor läfst sich die selige Gewifsheit nicht nehmen, dafs er endlich den Gröfseren geschaut hat, vor dem er das Haupt neigen kann. Dieser Moment ist der Höhepunkt in Merlins Wirken.

Indessen — der grofse Weltgedanke, die Vereinigung des lebenerfüllenden Verdienstes mit der heilbringenden Gnade, zieht weiter dahin seine ernste Bahn, Merlin mit sich fortreifsend, und endlich zeigt sich auch die Klippe, an welcher der Fortgerissene zerschellen mufs; diese Klippe ist Niniana. Er hat ja im voraus zum Leben 'ja' gesagt, hat sich im voraus ans Leben verschenkt, in welcher Gestalt es ihm auch begegnen möge; kann nun eine grofse, allumfassende Natur, wie die seine, so brünstig nach dem Leben verlangend, so entschlossen, seinen vollen Strom in sich aufzunehmen — kann sie jenem Gefühl fremd bleiben, das die allerhöchste Erfüllung des Lebens ist? Und so sehen wir, wie der milde, weifse Schein der christlichen Charitas in Merlins Brust sich zu trüben beginnt, verdunkelt von der aufflackernden roten Glut des heidnischen Amor. Ninianens Rubinenring hat ja die Kraft, den Menschen 'das liebste Gelüsten' zu zeigen; und Merlins liebstes Gelüsten ist jenes All, das Leben, an das er sich verschenkt hat. Er strahlt auf dem Haupte des Mädchens, der zauberische Reif; für Merlin ist es 'der Stern des Morgens', der 'aus holder Thorheit' in seine Brust gefallen ist, der ihn 'ausgetauscht, ver-

fälscht, vergiftet' hat. Wohl ausgetauscht, denn die Erkenntnis, die er in ihm entzündet — eine Erkenntnis, die der lachende Tod jeder Erkenntnis ist —, sie lautet also: in holder Thorheit erfüllt sich das Leben! So ist es seit Heraklit, dem der Aeon ein 'tändelndes, knöchelspielendes Kind ist', so blieb es bis Nietzsche, dem 'alle Dinge tanzen'.

Noch hält die alte Kraft vor; die Schwäche war nur ein Moment, eine Art Schwindel, wie er den Menschen befällt, der aus dem dumpfen Schatten seiner Behausung mit eins auf eine quellfrische, sonnendurchglühte Waldwiese hinaustritt: es ist zu rasch geschehen, seine Adern und Nerven brauchen Zeit, um zum verwirrenden Tanze der Licht- und Luftwellen ihr 'ja!' zu sagen. Auch Merlin braucht Zeit; wie die rote Glut ihn erst ganz umgeben hat, kehrt auch die frühere Sicherheit zu ihm zurück. Nein, er ist noch derselbe Merlin; seine Seele hat nur noch ein Neues, Grofses in sich aufgenommen, sie ist höher, vollkommener geworden, als je zuvor. Gefallen ist die Scheidewand, die ihn trotz all seines Verlangens von den Menschen trennte; jetzt, mit dieser neuen Leidenschaft im Herzen — nein, 'Freudenschaft' würde sie Zarathustra nennen — fühlt er sich ganz als ihr Bruder. 'Du liebst!' spricht er zu sich selbst,

Furchtbares Wort, das in den Abgrund
All' deine Kräfte stürzt . . .

Weg damit! Das ist noch ein Nachwimmern der überwundenen Schwäche.

O Flötenwort, des Frühlingsbalsamatem
Den Staub der Mutter weckend rührt im Grabe!
Sie setzt in ihren Linnen sich zurecht
Und lispelt: Nun bist du der Sohn der Erde.

Die Mutter, ja wohl, die ja auch dereinst durch Wollust wissend geworden war. Doch darüber später noch ein Wort.

Ich bin's, und alle Schmerzen wurden mein.
Von linder Wehmut süfsem, weichem Hauch
Bis zu dem Schrei der heulenden Verzweiflung —
's ward alles, alles mein! In Merlins Brust
Ruft eure Klagen, Jubel, Zweifel! Ruft,
Was nur die Lippe sagt, das Herz ersinnt,
Geschlechter ihr der Erde, die ihr lebet
Und die ihr leben werdet! Denn ein Echo
Wird jedem Rufe tönen.

So ist denn der Amor, die irdische, sinnliche Liebe, in den neuen Glauben aufgenommen als jene führende, überwältigende, verjüngende und erhebende Kraft, die wir aus der Religion des Lebens kennen. Das ist folgerecht, ehrlich, notwendig; ohne diese Aufnahme wäre die höchste Erfüllung des Lebens aufserhalb der Religion Merlins geblieben, der Demiurg dürfte nicht jener Teil Gottes bleiben, für den ihn Merlin erklärt hatte, er würde wiederum sein Widersacher geworden sein und mit sich in die Empörung und in den Untergang reifsen alles, was nur 'vollkommen, herrlich, ohnegleichen' auf Erden ist. Und doch . . . die Erkenntnis, deren Strahl der rote Rubinenkranz in Merlins Herzen

geworfen hatte, wie lautete sie doch? In holder Thorheit erfüllt sich das Leben ... Mit ihrem lachenden 'Fange mich!' hatte die leichte Schöne den Propheten verlassen; ihr Zauberreif leuchtet nicht mehr, die angebrochene Dämmerung ladet zum Nachdenken ein. Geh nun hin, Heiland der Menschheit, suche an diese Erfüllung des Lebens die Gnade deines Gottes zu ketten!

Auch wir wollen die angebrochene Dämmerung zu einer kurzen Sammlung benutzen.

* * *

Was hier dem Leser geboten wird, ist mehr als eine Konstruktion, unter die Immermann oder auch sein Nachempfinder ihren Namen zu setzen hätten. Die Geschichte des Glaubens kommt abermals seiner Theorie zu Hilfe. Auch der Pelagianismus ist an der Klippe der sinnlichen Liebe zerschellt. Zwar Pelagius selbst ist scheu vor den Konsequenzen seiner Lehre zurückgetreten, die Sinnlichkeit hat er gleich so vielen verdammt als ein Lockmittel des Teufels; aber sein kühnerer Schüler, Julian von Aeclanum hat kein Bedenken getragen, auch in diesem Teil seiner Lehre der Wahrheit und Folgerichtigkeit die Ehre zu geben. Woher stammen denn die *desideria carnis*, die so oft unseren Willen unterjochen, wenn denn doch unsere Natur gut sein soll? Nein, die Sinnlichkeit ist an und für sich unschuldig; ist doch die Welt, in der wir leben, die bestmögliche Welt, und die sinnliche Liebe ist die notwendige Voraussetzung ihres Daseins. — Es wurde der Kirche nicht schwer, den Pelagianismus zu verdammen; schwieriger war es, den Ausweg aus dem Irrgarten zu finden, der für ihn verhängnisvoll geworden war. Die Ehe wurde zu einem Sakrament erhoben; aber dasjenige Gefühl, ohne das die Ehe, physiologisch betrachtet, ein Unding ist, galt nach wie vor für sündhaft. Weder Augustin, noch Thomas, noch das Tridentinische Konzil vermochten das Werk der Natur zu spalten, welche das *conjugium* untrennbar mit der *concupiscentia* verbunden hat, sosehr sie auch bestrebt waren, das erstere für Gott zu retten und die letztere dem Satan zu überlassen.

Und wie damals die Lehre des Pelagius an der unerbittlichen Konsequenz Julians zu Grunde ging, so ist auch in neuester Zeit die Religion Saint Simons zusammengestürzt, als Enfantin sie auf demselben Geleise weiterzuführen versuchte. Die Katastrophe des Saintsimonismus hat Immermann selber erlebt, und sie ist nach seinem eigenen Geständnis nicht ohne Wirkung geblieben auf seinen 'Merlin'. Ist nicht auch die etwas überraschende Apostrophe Candidas in den letztangeführten Versen damit in Zusammenhang zu bringen? Hat doch auch Enfantin seine Apologie der sinnlichen Liebe in einem Briefe veröffentlicht, den er an seine Mutter gerichtet hatte.

* * *

Noch ist Merlins Kahn an der Ninianaklippe nicht zerschlagen, nur das Steuer hat der Stofs dem Piloten aus den Händen geschnellt; aber das Verderben ist nicht mehr fern. Noch leuchtet das Licht der christlichen Charitas; Merlin tritt hingebungsdurstig zu den schlummernden Paladinen.

O meine Menschen! meine hohen Menschen!
So sehn sie aus. Ersätt'ge dich, mein Auge,
An diesem Anblick! Euer Bruder ward ich.
Jetzt erst bin ich ein Priester, und die Hand,
Weil sie von Leiden zuckt, darf Leiden tilgen.

Bruder — Priester — nein, nicht dahin will's hinaus. Drohender hatte sich kurz vorher der Strudel angekündigt:

Wie sich einst
Der Gott in's Ird'sche tief und tiefer duldete,
So hat sich jetzt in meine Göttlichkeit
Das Irdische geschwungen!
Dem Logos ward der Acker nun bestellt,
Und die Erlösung hat den Kreis beschlossen.

Rascher und riesiger zeitigt sie jede Frucht, die Tropenglut des Sinnenbrandes; je weiter, je mächtiger entwickelt sich das Gottesbewufstsein in Merlin. Ein Gleichnis setzt er Artus, indem er ihn mit der Krone des Grales krönt:

Drei sind es, welche zeugen. Zwei erschienen,
Der ein' im Leben und im Tod der zweite,
Der dritte ward verheifsen. Ob er da ist,
Fragt eurer Herzen Klopfen!

Und als wäre die Anspielung nicht deutlich genug, fährt er also fort:

Die Hand! Folgt mir! Ihr wifst, wer mit euch geht:
Ich bin der Geist! Euch führt der Paraklet!

Wird er gut enden, dieser Zug, dessen Banner Amor der Charitas aus den Händen gerungen hat?

Zeit ist es, dafs sich für Merlin das Leben erfülle; er ist bei Niniana im Walde von Briogne. Seine Freunde hat er darum nicht vergessen — er ist bei ihnen, sobald er will. Nur wollen mufs er dürfen . . . Was nun die Nininaszenen anbelangt, so gehören sie eingestandenermafsen zum Köstlichsten, was unser Stück bietet; wir haben eine echt Immermannsche Mädchengestalt vor uns, halb Flämmchen und halb blonde Lisbeth. Als Verkörperung der sinnlichen Liebe ist sie ganz von Satan; jene innere Stimme, die Artus von der Seligkeit im Gral und Klingsor von der Sehnsucht nach der schönen Braut sang, ist für Niniana nicht da, die Charitas hat keine Macht über sie. In ihrem Bräutigam kann sie nichts Besonderes entdecken; 'er wuchs nur höher als Hinz und Kunz', das ist alles. Eben dadurch beherrscht sie ihn.

Ob der Dichter wohl von jenem antiken Gemälde eine Kunde hatte, das die Ruinen von Pompeji in vielen Variationen dem Tageslicht zurückgegeben haben? Es stellt die pompejanische Venus dar, auch *Venus physica* genannt, und zwar sitzt die Göttin an einem Weiher, die Angelrute in der Hand, und angelt. Als 'Venus' hatte auch Merlin in jener Nacht Niniana begrüfst; nun trifft er sie 'am Weiher, angelnd' und Lieder voll holder Thorheit singend, die

aber doch in die Prophezeiung auslaufen, dem thörichten Kind sei der 'gröfste, weiseste der Männer' beschieden. Ein Fischchen zappelt an ihrer Schnur; bald ist es aus mit ihm. Wer darf sie anklagen? 'Es hatte sein frohes Stündchen doch'; das Leben ist gerecht.

Ihr steht er nun gegenüber, er, dessen ganze Weisheit und Macht in ihren Augen nur ein Flitter mehr ist; ihr steht er gegenüber, fragend, klagend, bittend, all seine Weisheit und Macht in die eine fragende, klagende Bitte, die Zwangbitte seiner Sendung legend: Bist du das Leben, so gieb dich mir! Sich ihm geben ... warum nicht? Berauschend duftet der Weifsdorn, stark und voll, wie einst die Lilien dort weit in Placidus' Garten. Dort aber mufsten fahle Nebel das grofse Werk der Finsternis decken; hier strahlt die Sonne in ihrem hellsten Glanz, sommertrunken atmet im Licht- und Luftwellentanz die Erde, und vom dichten Geäst der Weifsdornhecke rieselt's wie seliges Träumen und lächelnder Tod hernieder.

Wie zutraulich sie nun thut, die Spröde von jener Nacht! Wie gut steht ihr die holde Thorheit, an der 'die Kraft des Demiurgos lahmt'! Merlin betrachtet sie forschend — es fröstelt ihn:

> Wär' dies gleichgültig Unzerstörliche,
> Das aus dem leeren, frechen Lächeln strahlt,
> Wär' dies etwa das Leben?

Und wenn ja, wie steht es dann um seine Erfüllung, wie steht es um Verdienst und Gnade, wie steht es um die Sendung des Heilands der Menschheit?

'Solche Ankläger des Lebens: die überwindet das Leben mit einem Augenblinzeln. Du liebst mich? sagt die Freche; warte noch ein wenig, noch habe ich für dich nicht Zeit.' Ja, Zarathustra hatte es leichter: er war ganz von Satan. Darum hat es ihn nur ein 'Tanzlied' gekostet, als er mit Amors Hilfe dem Leben ins Auge schaute. 'In dein Auge schaute ich jüngst, oh Leben! Und in's Unergründliche schien ich mir da zu sinken. Aber du zogst mich mit goldener Angel heraus; spöttisch lachtest du, als ich dich unergründlich nannte.' Wohl dem, der tanzen kann! Aber wer die Bürde einer Sendung trägt, ist zum Tänzer verloren.

Merlin ist verloren. In holder Thorheit hat er Weisheit und Macht verprafst; er hört nicht mehr die Hilferufe der Freunde, die der Abendwind nach seiner Waldwiese trägt; die Charitas ist erloschen, siegreich breitet sich die purpurne Lohe aus, die Amor entfacht und schürt. Wie viel blieb noch nach von Candidas Sohn? Der himmlische Hauch, der über der Stunde seines Werdens gewaltet hat, der sein Wesen bestimmt, seine Sendung bedingt, dasjenige, kraft dessen er — er selber ist, das trägt er als ein geheimnisvolles Wort in seinem Herzen mit. Soll er auch das in derselben holden Thorheit verprassen? Niniana will es, und er kann nicht anders; hat er doch im voraus zu ihr 'ja!' gesagt. Er giebt es hin — und damit die Klammer, die sein Bewufstsein zusammengehalten hat. Nun ist es gesprengt; der eine Teil erhebt sich in wahnsinnigem Stolz zum Himmel:

Ich bin der Alte! Der Titanen Genofs!
Machet die Opfer fetter!
Eine neue Sündflut sonst für Mensch und Tier!
Ihr sollt nicht haben andre Götter
Neben mir!

Der andere sinkt zum Tier — und unters Tier. Merlin ist endgültig ausgetauscht, verfälscht, vergiftet; 'lebendig tot, ein fünftes Element' — so bringt er in hilflosem Irrsinn Tage und Nächte zu unter dem verhängnisvollen Weifsdorn im Walde von Briogne.

Der Widerspruch hat seine Kraft bewährt; die beiden feindlichen Prinzipien, auf denen Merlin den Bau seiner Religion aufgeführt hatte, haben sich gegeneinander gekehrt und in ihrem Zwist den Baumeister unter den Trümmern seines Werkes begraben. Das hatte Satan im voraus gewufst; eins aber war ihm doch unbekannt geblieben. Unbekannt war ihm geblieben, dafs, um wie viel der Widerspruch stärker war als der Geist, der ihn hat schlichten wollen — um so viel das Bedürfnis seiner Schlichtung stärker ist als der Widerspruch selbst. Darin aber beruht eben das Tragische in der Lage Merlins ... und seiner Jünger in der langen Folge der Jahrhunderte, nach denen die Menschheit ihr Leben zählt. Mag drum die rauhe Berührung des Fürsten der Welt die heiligen Worte unterbrochen haben, in denen der Prophet und Dulder die letzte Sehnsucht seiner Seele ergofs — sie klingt dennoch fort in den Herzen derer, die auf seinen Pfaden wandern; und solange noch auf Erden die hohe Liebe lebt, die alles Erhabenste, Beste und Schönste im Bereich der Erscheinungen und Ahnungen umfassen will, solange die kleinen Teilmenschen mit ihrer kleinlichen Selbstzufriedenheit die Welt noch nicht ihr eigen nennen — so lange wird weitertoben der Kampf um den Glauben Merlins und sein Symbol: der Wille Gottes ist die Erfüllung des Lebens.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

ZWEI NEUE BEARBEITUNGEN DER GRIECHISCHEN SYNTAX

In jüngerer Zeit sind zwei ausländische Bearbeitungen der griechischen Syntax erschienen, die auch in Deutschland nicht unbeachtet bleiben können:

(1) *Grammaire comparée du grec et du latin. Syntaxe par O. Riemann et H. Goelzer.* Paris, A. Colin 1897 (893 S.).

(2) *Syntax of classical Greek from Homer to Demosthenes. First part by Gildersleeve with the cooperation of Miller.* New York, Amer. Book Comp. 1900 (190 S.).

(1) Den Grundstock der Riemann-Goelzerschen Syntax bildet die reichhaltige Sammlung grammatischer Lehrsätze und Beispiele, die der treffliche Riemann zur Benutzung bei seinen akademischen Vorträgen angelegt hatte. Dieses Material hat nach Riemanns Tode dessen Amtsgenosse Goelzer gesichtet, vielfach ergänzt und erweitert, nach den in der schulmäfsigen Grammatik gebräuchlichen Gesichtspunkten geordnet und so zu einem umfassenden Handbuche der griechischen und lateinischen Syntax umgestaltet, das insbesondere den Studierenden bei der Vorbereitung auf die Staatsprüfungen Dienste leisten soll. Eine 'vergleichende Syntax' in dem bei uns üblichen Sinne, eine Darstellung, die unter Heranziehung der verwandten Sprachen die Erscheinungen innerlich zu erklären sucht, ist es nicht, sondern eine 'Parallelsyntax', die sich in der Hauptsache damit begnügt, die im Griechischen und Lateinischen einander entsprechenden Thatsachen mehr äufserlich nebeneinander zu stellen oder, wo das nicht angeht, nacheinander aufzuzählen. Eine derartige Parallelsyntax kann freilich, wenn sie auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen und doch den praktischen Interessen des jungen Studierenden gerecht werden soll, der Gefahr kaum entgehen, dafs sie entweder, um das nun einmal gewohnte grammatische Schema beibehalten zu können, den wissenschaftlichen Zusammenhang zerreifst oder, um diesen zu wahren, die Rücksicht auf Übersichtlichkeit aufgiebt. Wenn dieser Übelstand im ersten Kapitel, das die Übereinstimmung der Satzteile behandelt, und in den ersten Abschnitten des zweiten Kapitels (Vokativ, Nominativ, Accusativ) sich naturgemäfs weniger fühlbar macht, so tritt er desto mehr zu Tage in der Lehre vom Dativ und Genetiv, die wegen ihrer Mischung mit ablativischen, lokativischen und instrumentalischen Elementen nun einmal einer schulmäfsigen Parallelbehandlung widerstreben. Dafs Goelzer sich innerhalb dieser Klippen mit unverkennbarem Geschick bewegt, aber doch vielfach genötigt ist, die Übersichtlichkeit zu opfern, möge folgende Aufzählung zeigen:

Nr. 79—99 der echte Dativ im Griechischen und Lateinischen.

100—135 der echte Genetiv im Griechischen und Lateinischen.

136—141 der lokale, temporale, absolute u. s. w. Genetiv des Griechischen.

142—162 der lateinische Ablativ und der ablativische Genetiv des Griechischen.

163—165 der Lokativ.

166 der griechische Dativ als Lokativ.

167—168 der lateinische Ablativ als Lokativ.

169—170 der temporale Dativ im Griechischen.

171—172 der temporale Ablativ.

173 der absolute Ablativ.

176—179 der griechische Dativ als Sociativ.

180—183 der lateinische Ablativ als Sociativ.

Noch schwieriger gestaltet sich die Sache in der Moduslehre, namentlich wegen der Doppelnatur des lateinischen Konjunktivs und wegen der grundverschiedenen Ausdrucksformen für die Irrealität. Die parallele Gegenüberstellung mufs hier sehr bald aufgegeben werden: auf den irrealen Indikativ und den Indikativ mit ἄν folgen einfach zusammenhängende Darstellungen erst des griechischen Konjunktivs und Optativs und sodann des lateinischen Konjunktivs in

der in der Einzelgrammatik üblichen Weise. In der Lehre von der Subordination werden zunächst die abhängigen Fragen und die Relativsätze im Zusammenhange abgehandelt; im weiteren Verlaufe aber bilden die einleitenden Partikeln das Einteilungsprinzip:

1. ὅ, ὅτε, ὁπότε temporal und kausal.
   ὅτι deklarativ und kausal.
   quod, quia — cum — postquam, quoniam, donec, quando, quamdiu, quamvis, quamquam.
2. οὕνεκα.
3. ὡς final.
   ὡς und ὥστε konsekutiv.
   ὡς temporal, kausal, deklarativ.
   ὅπως final und ergänzend.
   Verba des Fürchtens.
   ἕως.
   quo, quominus, quin, ut.
4. ἡνίκα — *ubi.*
5. ἵνα, ὄφρα.
6. *dum.*
7. πρίν.
8. εἰ — *si.*

Dafs bei einer derartigen, rein äufserlichen Anordnung der Sätze gerade in diesem wichtigen Abschnitte Zerreifsung des Zusammengehörigen und unleidliche Wiederholungen unvermeidlich sind, leuchtet ohne weiteres ein. Wenn somit die Riemann-Goelzersche Syntax in ihrer Eigenschaft als 'Parallelsyntax' nicht unerheblichen formellen Bedenken unterliegt, so soll andererseits ihr der wissenschaftliche Charakter nicht abgesprochen werden. Einzelnes ist ja natürlich auch in dieser Beziehung an einer so umfangreichen Arbeit zu beanstanden. So läfst sich z. B., um weniges herauszugreifen, die Einreihung der Verben der Gemeinschaft (des freundlichen und feindlichen Verkehres) unter den echten Dativ statt unter den Sociativ kaum rechtfertigen; die Auffassung des sogenannten ἄν iterativum ist nicht zu halten: es bezeichnet nicht eine allemal, regelmäfsig, sondern eine vorkommenden Falls, gelegentlich wiederholte Handlung; die Lehre, der potentiale Optativ könne auch bei einem an sich unmöglichen Falle eintreten, wenn der Redende sich diesen lebhaft vorstelle, ist ungenau: er steht vielmehr, und zwar notwendig, wenn der Redende um der daran zu knüpfenden Schlufsfolgerung willen von der Irrealität absehen mufs (vgl. Soph. El. 548; Dem. 20, 87). Aber derartige Ausstellungen wollen immerhin wenig besagen gegenüber den grofsen Vorzügen der Arbeit: gewissenhafter Berücksichtigung der neueren wissenschaftlichen Forschungen, und zwar nicht in letzter Linie der der deutschen Gelehrten, Vollständigkeit des Materials innerhalb der durch den Plan des Ganzen gebotenen Grenzen, geschickter Auswahl und Gruppierung der Belegstellen. Riemann und Goelzer haben das nicht genug zu rühmende Verdienst, der studierenden Jugend Frankreichs das erste ausführliche Lehrgebäude der griechischen Syntax geliefert zu haben, das wissenschaftlichen Anforderungen entspricht.

(2) Der vor kurzem erschienene erste Teil der *Syntax of classical Greek by Gildersleeve and Miller* giebt auf Grund langjähriger Vorarbeiten des um die klassisch philologischen Studien hochverdienten Professors Gildersleeve, die dann vom Verfasser im Verein mit seinem ehemaligen Schüler und jetzigen Amtsgenossen Professor Miller redigiert, Seite für Seite nachgeprüft und ergänzt worden sind, eine ausführliche, in kurze Absätze gegliederte Darstellung der Lehre vom einfachen Satze: Nominativ und Accusativ, Subjekt, Prädikat und Copula, Genera, Tempora und Modi, Gebrauch und Stellung der Partikel ἄν. Das Hauptinteresse des Verfassers konzentriert sich auf den Sprachgebrauch der klassischen Zeit; er stellt daher in den erläuternden Beispielen überall die attischen Redner an die Spitze und schreitet von diesen rückwärts über Philosophen und Historiker zu den Dramatikern, Lyrikern und Epikern. Damit verzichtet er also auf eine historische Entwickelung der grammatischen Gesetze, wie er überhaupt sprachwissenschaftliche Erörterungen entweder gänzlich ausscheidet oder nur gelegentlich in kurzen Zusätzen berührt. Das ist für unsere Anschauung ein empfindlicher Mangel; aber läfst man den gewählten Standpunkt gelten, so kann man dem, was uns das Buch bietet, nur rückhaltlose Anerkennung zollen: nichts Wesentliches ist übergangen, feine grammatische und stilistische Beobachtungen sind lichtvoll verwertet, die Sätze sind scharf und knapp gefafst, die Beispiele werden da, wo es sich um seltenere Erscheinungen handelt, vollständig, sonst aber in einer vortrefflichen, reichhaltigen Auswahl wohlgeordnet vorgeführt, und zwar überall mit Berücksichtigung der neueren Textforschung kritisch gesichtet, gelegentlich auch durch kritische Hinweise als nicht genügend gesichert kenntlich gemacht. Bisweilen hat vielleicht das Streben nach möglichst grofser Fülle von Belegstellen aus den verschiedenen Litteraturgattungen dazu geführt, Beispiele mit aufzunehmen, die für den zu erläuternden Fall nicht beweisend sind. So kann

man z. B. in Thukydideischen Ausdrucksweisen wie IV 26 αἴτιον ἦν οἱ Λακεδαιμόνιοι προειπόντες, vgl. VIII 9, wo der Singular αἴτιον ἦν auf die Gleichsetzung von οἱ Λακεδαιμόνιοι προειπόντες mit τὸ τοὺς Λακεδαιμονίους προειπεῖν zurückzuführen ist, nicht wohl von einer Assimilation der Copula an das Prädikat reden; in Sätzen wie Dem. 58, 37 τούτων τῶν ψηφισμάτων ἢ μενόντων ἢ ἁλόντων τί ἡ πόλις ἢ κερδαίνει ἢ βλάπτεται oder Thuc. I 121 μιᾷ νίκῃ ναυμαχίας κατὰ τὸ εἰκὸς ἁλίσκονται steht das Präsens nicht eigentlich in futurischem Sinne, sondern deshalb, weil es sich um eine von aller Zeitbeziehung unabhängige, rein logische Erwägung handelt; die Hälfte der in § 257 für das sogenannte gnomische Perfekt gegebenen Belege möchte zu streichen sein, insbesondere Andoc. IV 19 ὅστις δὲ ὑπερορᾷ ταῦτα, τὴν μεγίστην φυλακὴν ἀνῄρηκε τῆς πόλεως, Theogn. 109 ἄπληστον γὰρ ἔχουσι κακοὶ νόον· ἢν δ' ἓν ἁμάρτῃς, τῶν πρόσθεν πάντων ἐκκέχυται φιλότης, Tyrt. XI 14 τρεσσάντων δ' ἀνδρῶν πᾶσ' ἀπόλωλ' ἀρετή. Doch das sind Kleinigkeiten, über die sich streiten läfst und die dem Lobe keinen Eintrag thun können, dafs die Gildersleevesche Bearbeitung der griechischen Syntax für den, der nicht sprachhistorische Entwickelung, sondern vor allem erschöpfende, zuverlässige, klare Zusammenstellung des Thatsächlichen sucht, überaus wertvoll, ein glänzendes Zeugnis philologischen Scharfsinns und emsigen Sammelfleifses ist. BERNHARD GERTH.

FRANZÖSISCHE LITTERATUR ZUR LATEINISCHEN SYNTAX.

Mit der Berufung O. Riemanns[1]), eines Schülers von Benoist, im Jahre 1881 nach Paris an die Stelle Thurots trat ein unverkennbarer Aufschwung in dem Betriebe der lateinischen Studien in Frankreich ein. Dies fällt einem recht deutlich in die Augen, wenn man z. B. die im Jahre 1880 erschienene Doktordissertation von L. Constans *De sermone Sallustiano* mit späteren Leistungen desselben (*Étude sur la langue de Tacite*[2]) 1893) oder anderer französischer Gelehrten vergleicht; das Buch liefs die nötige Schulung vermissen (vgl. Riemann selbst in der Revue critique 1881 Nr. 35) und war in der That weiter nichts als eine hauptsächlich auf den deutschen Arbeiten, namentlich von Badstübner, beruhende übersichtliche Zusammenstellung der Sallustianischen Spracheigentümlichkeiten. Wie weit in Beziehung auf diesen Schriftsteller jetzt die deutsche Forschung gekommen ist, kann man am besten aus Kunzes *Sallustiana*, 3. Heft 1897 ersehen, das in seinem ersten Teil eine musterhafte Darstellung der genetischen Entwickelung des Sallustianischen Stils giebt. Es fehlte eben den französischen Arbeiten jener Zeit der Sinn für die historische Betrachtung der lateinischen Syntax. In so fern war bereits Riemanns erstes gröfseres Werk *Études sur la langue et la grammaire de Tite-Live,* dessen 1. Aufl. 1879 (2. Aufl. 1884) erschien, von bahnbrechender Bedeutung, es wurde geradezu vorbildlich in seiner äufseren wie inneren Einrichtung für ähnliche Arbeiten in Frankreich. Dahin gehört z. B. die Aufzählung der syntaktischen Abweichungen des Livius von der Sprache Ciceros und Cäsars in einem besonderen Anhang S. 255—311. Riemanns Buch ist neben dem älteren von Kühnast, das es in willkommener Weise ergänzt, aber in der Form der Darstellung entschieden überragt, und neben der trefflichen Studie des Amerikaners Stacey über die Entwickelung des Livianischen Stils (Arch. f. lat. Lex. X 17—82) immer noch das Beste, was wir über die Sprache des Livius besitzen. Eine kurze Charakteristik derselben findet man übrigens auch in Riemanns für Schulzwecke berechneter Ausgabe der Bücher 26—30 (1889) S. 443—490. Endlich ist seine *Syntax latine* zu nennen (1. Aufl. 1886, 4. Aufl. 1900 von Lejay besorgt), die bezeichnenderweise bereits auf dem Titelblatt den Zusatz aufweist '*d'après les principes de la grammaire historique*'. Sie ist nicht nicht nur für Gymnasien bestimmt, sondern auch für die Studierenden der Universität und kommt diesem Zweck in vorzüglicher Weise nach, zumal sie auch an zahlreichen Stellen die griechische Syntax zum Vergleiche heranzieht. Seine Darstellung fufst in der Hauptsache auf den Ergebnissen der deutschen Forschung, wahrt jedoch überall ein selbständiges Urteil (Arch. f. lat. Lex. VII 624). Wo Riemann eine Frage noch nicht genügend geklärt schien, suchte er durch eigene Untersuchung dieselbe zu fördern, wie in seinen *Remarques sur l'attraction du démonstratif et du relatif en latin* in den Mélanges Renier S. 311 ff. oder in seinem Aufsatz *La question de l'impératif*

[1]) Riemann war deutscher Abkunft, geb. den 23. Juni 1853 als Sohn eines Professors am Lyceum in Nancy, gest. 16. Aug. 1891 in der Schweiz; vgl. Wölfflins Nekrolog im Archiv f. lat. Lexikogr. VII 623 f.

[2]) Constans hat auch eine brauchbare Ausgabe der Taciteischen Schriften mit Kommentar (für Schulzwecke) veröffentlicht, Paris 1897—1900.

latin en-to in der von ihm herausgegebenen Revue de philologie X (1886) S. 161—188.

Leider war es dem zu früh geschiedenen Gelehrten nicht vergönnt, sein Hauptwerk, eine vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen, selbst zu vollenden. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl H. Goelzer, ein Schüler Thurots und Bréals, unterzog sich mit Gewissenhaftigkeit und grofser Sachkenntnis dieser ehrenvollen Aufgabe. Das auch typographisch vorzüglich ausgestattete Buch erschien im Jahre 1897 unter dem Titel *Grammaire comparée du grec et du latin. Syntaxe*[1]) und umfafst 893 Seiten. Über seinen Zweck lasse ich am besten den Herrn Herausgeber selbst sprechen, indem ich mir erlaube, die diesbezügliche Stelle aus dem Briefe auszuheben, mit dem er die liebenswürdige Übersendung des Werkes an mich begleitete: 'In meinem Buche werden Sie vielleicht nicht finden, was der Titel verspricht: «*Grammaire parallèle*» wäre ein richtigerer Ausdruck als «*Grammaire comparée*», wenn man meinem Lehrer Bréal glauben darf, welcher in der lobenden, vor der Académie des Inscriptions gelesenen Anzeige meines Werkes mir gleichwohl vorwirft, dafs ich ein durch den Gebrauch geheiligtes Wort mifsbraucht habe. Ich gestehe gewifs ein, dafs ich nicht immer die ähnlichen Gebrauchsformen in den übrigen indogermanischen Sprachen zur Vergleichung herangezogen habe, und besonders, dafs ich in den meisten Fällen damit genug habe, den lateinischen Gebrauch mit dem griechischen Gebrauch zu vergleichen. Aber ich erlaube mir Sie darauf aufmerksam zu machen, dafs es mit meiner Absicht im Widerspruch gewesen wäre, die Studenten in verwickelte Studien hineinzuführen. In der That ist mein Buch für Leser bestimmt, die den Vorlesungen unserer Hochschulen beiwohnen, also für Neulinge, nicht für Gelehrte, und es kommt darauf an, sie auf den richtigen Weg zu bringen, anstatt ihnen die ganze und volle Wissenschaft mit einemmal mitzuteilen. Jedoch bin ich darauf bedacht gewesen, die Studenten fähig zu machen, an den Sprachforschungen Anteil zu nehmen, und in dieser Absicht habe ich manchmal die Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen von B. Delbrück citiert.' Im übrigen verweise ich auf die oben S. 501 f. abgedruckte Besprechung von B. Gerth.

Goelzers Spezialgebiet ist die spätlateinische, besonders patristische Litteratur. Wir besitzen von ihm zwei geschätzte Monographien: *Grammaticae in Sulpicium Severum observationes potissimum ad vulgarem latinum sermonem pertinentes* (Paris 1883) und *Étude lexicographique et grammaticale de la latinité de St. Jerôme* (Paris 1884); die beiden Arbeiten geben in ihrem III. Teil eine äufserst fleifsige, umsichtige und selbständige Darstellung der Syntax dieser Schriftsteller. Das Hauptwerk für das Spätlatein hat Max Bonnet geliefert, Professor in Montpellier, der seine Ausbildung auf deutschen Universitäten (Erlangen und Bonn) erhielt: *Le latin de Grégoire de Tours* (Paris 1890, 787 S.). Die ganze einschlägige deutsche Litteratur ist in sämtlichen Teilen des Buches, Phonetik, Morphologie und Syntax verwertet, wie natürlich nicht minder die einheimische, aus der wir Clairins gute Studie *Du génitif latin et de la préposition de* (Paris 1880) hier hervorheben; dagegen hat er, wie es scheint, die tüchtige Pariser Dissertation (1887) von Ed. Bourciez *De praepositione ad casuali in latinitate aevi Merovingici* nicht mehr benützen können. Bonnets vorzügliches Werk ist als Fundgrube spätlateinischen Sprachgebrauchs für Latinisten und Romanisten gleich wichtig. Wir erwähnen im Anschlufs hieran zwei Abhandlungen aus der jüngsten Zeit, die Romanisten französischer Zunge zum Verfasser haben, aber auch für die Altphilologen von Interesse sind, Mohls[1]) geistreiches Buch: *Introduction à la chronologie du latin vulgaire* Paris 1899 (vgl. dazu Meyer-Lübke im Arch. f. lat. Lex. XI 598 ff.) und Pirsons[2]) äufserst sorgfältige Studie: *La langue des inscriptions latines de la Gaule.*

Doch kehren wir nach diesem Ausflug in das Spät- und Vulgärlatein wieder zu den französischerseits dem klassischen Latein gewidmeten syntaktischen Studien zurück und betrachten zunächst die Arbeiten unserer Nachbarn auf dem Gebiete der lateinischen Poesie. Wir beginnen mit F. Antoines

[1]) Als Supplement erschien in diesem Jahre von denselben Verfassern *Phonétique et étude des formes grecques et latines*, 540 S. Vgl. Archiv f. lat. Lex. XII 288 f.

[1]) G. Mohl, ein Schüler Bréals, ist zur Zeit Lektor an der böhmischen Universität in Prag. Eine zweite Schrift von ihm betitelt sich: *Les origines romans. Études sur le lexique du latin vulgaire,* Prag 1900.

[2]) J. Pirson, ein gebürtiger Belgier, ist seit dem Sommersemester 1900 aufserordentl. Professor der roman. Phil. in Erlangen. — Im Verein mit seinem Lehrer Waltzing, Professor an der Universität Lüttich, hat er meine lateinische Schulgrammatik in das Französische übersetzt (Liège 1900).

fleifsiger Dissertation *De casuum syntaxi Vergiliana* (Paris 1882, 256 S.). Der Verf., der sich inzwischen durch andere tüchtige Arbeiten, wie durch seinen Aufsatz *De la parataxe et de l'hypotaxe dans la langue latine* (Extrait de la Revue des Études anciennes 1899/1900) und auch durch eine lateinische Syntax (Paris 1886) vorteilhaft bekannt gemacht hat, würde bei einer Neubearbeitung seiner Erstlingsschrift sicherlich manchen Partien eine stark veränderte Fassung geben, nachdem gerade teils fast gleichzeitig, teils kurz vor dem Erscheinen derselben zwei für die Kasussyntax Vergils wertvolle Publikationen erschienen sind, nämlich das Gymnasialprogramm von Kern (Schweinfurt 1881), Zum Gebrauch des Ablativ bei Vergil und die Greifswalder Dissertation von Schüler, *Quaestiones Vergilianae* (1883), II. Teil S. 32—59 *De abl. Vergil.* Das Programm von Rantz (Düren 1871), Der Accusativ bei Vergil, scheint Antoine überhaupt unbekannt geblieben zu sein. Auf dem Gebiete der lateinischen Poesie bewegt sich naturgemäfs vorwiegend die Studie von J. Brenous *Sur les hellénismes dans la syntaxe latine* (Paris 1895). Der Verf. zeigt gute grammatische Kenntnisse und versteht es, seinen Stoff geschickt gruppiert vorzuführen, aber in der Annahme von Gräcismen geht er entschieden zu weit. Die neueste deutsche Forschung (vgl. Leo, Plautinische Forschungen 1895 S. 92; Norden, Die antike Kunstprosa 1898 S. 193; meine Beiträge zur historischen Syntax der lat. Sprache 1899 S. 4) sieht in dem sogen. Gräcismus nicht ein der lateinischen Sprache von Haus aus völlig fremdes, erst aufgepfropftes Reis, sondern 'es wurde nur ein seinem Ursprung nach echt einheimischer Anwendungstypus, weil er im Griechischen ein von den Römern empfundenes Analogon hatte, nach diesem ausländischen Muster weiter ausgebildet' (Brugmann, Indogerm. Forschungen V 100). Der — in gleicher Weise wie Bréal — mehr durch seine der lateinischen Lexikographie und besonders Semasiologie als der Syntax zu gute kommenden Studien uns Deutschen bekannte Pariser Prof. L. Havet hat im Jahre 1895 eine neue Ausgabe des Phaedrus veröffentlicht, die jedoch durch die etwas zu gewaltsame Handhabung der Kritik vielfach Anstofs erregte, während die im Anhange mitgeteilten Beobachtungen *De re metrica* seiner Bedeutung als anerkannter Metriker entsprechen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich — obwohl es aufserhalb des Rahmens unseres Referates liegt — auf das fleifsige und sorgfältige Buch von H. Bornecque, *La prose métrique dans la correspondance de Cicéron* hinweisen, in dem sich viele gute Einzelbemerkungen über die in den letzten Jahren erst wieder in lebhafteren Flufs gekommene Frage nach den Gesetzen des rhythmischen Satzschlusses finden.[1] Nach Skutsch in Vollmöllers Jahresbericht V 76 ist jedoch sein System von so abschreckender Kompliziertheit, dafs diese, wenn sie wirklich unvermeidlich wäre, dem Grammatiker das so nützliche neue Arbeitsinstrument direkt verleiden müfste.

Die Schrift von Bornecque leitet uns gut zu Cicero und der ihm französischerseits gewidmeten Litteratur über. Frankreich besitzt aus der Neuzeit keine gelehrte Ausgabe einer Schrift Ciceros, die sich mit Madvigs Ausgabe von *De finibus* oder mit dem Kommentar von Seyffert-Müller zum Laelius messen könnte. Immerhin behauptet die kommentierte Ausgabe der Verrinen von E. Thomas (Div. in Caec., Verr. IV u. V; 2. Aufl. 1894) einen geachteten Platz in der wissenschaftlichen Cicerolitteratur; auch sie nimmt, wie natürlich, auf die deutsche Forschung gebührendste Rücksicht. Thomas hat übrigens auch in der Revue de philologie einige gute Aufsätze grammatischen Inhalts veröffentlicht. Den ersten Rang jedoch in der die Sprache Ciceros betreffenden Litteratur nimmt jedenfalls für längere Zeit das kürzlich erschienene Buch von J. Lebreton ein: *Études sur la langue et la grammaire de Cicéron* (Paris 1901; XVIII, 471 S.), dem gewissermafsen als Supplement dient eine zweite Schrift desselben Verfassers: *Caesariana syntaxis quatenus a Ciceroniana differat* (Paris 1901, 118 S.).

Beide Schriften zeigen die gleiche Beherrschung des gewaltigen Stoffes und zeugen von einem staunenswerten Fleifse; die über Cicero handelnde ist ohne Zweifel die bedeutendere und an Resultaten reichere. Mit dem ganzen Rüstzeug der neueren grammatischen Litteratur und umfangreichen, auf eigener Lektüre beruhenden Materialsammlungen ausgerüstet, geht Lebreton daran, über eine nicht geringe Anzahl der schwierigsten und verwickeltsten Kapitel der Ciceronianischen Syntax und Stilistik helles Licht zu verbreiten. Jetzt erst sehen wir, wie wenig genau, unzuverlässig und lückenhaft unsere bisherigen Kenntnisse des Ciceronischen Sprachgebrauchs waren — wissenschaftliche wie Schulgrammatik empfangen reiche Belehrung und Nahrung aus den

[1] Vgl. hierüber auch Havet in der Revue de philologie XVII (1893) S. 30—47 141—158.

durch Lebretons Bienenfleifs vor uns ausgebreiteten und bequem auszunützenden Schätzen. Dabei ist das ganze Material, das meist vollständig vorgelegt wird, sorgfältigst durch das geübte Auge des Verf. gesiebt und gesichtet, und wo er sich mit gegenteiligen Ansichten von Gelehrten auseinandersetzen mufs, geschieht es in ruhigem, sachgemäfsem Tone. Ich habe über das gröfsere Werk Lebretons an einem anderen Orte[1]) ausführlich referiert, so dafs ich mich hier auf das Gesagte beschränken mufs. Das kürzere — ein Vergleich der Cäsarianischen und Ciceronischen Syntax — zeigt dieselben Vorzüge. Vermifst habe ich hier wie dort Lebretons Bekanntschaft mit Meusels vorzüglicher Cäsargrammatik, die er an einem allerdings für Ausländer etwas versteckten Platz gegeben hat, nämlich im XX. Jahresbericht des philologischen Vereins zu Berlin S. 214—398. Auch die Praefatio von Marx zu seiner Ausgabe der Rhetorik ad Herennium hätte mit Nutzen beigezogen werden können, so S. 169 bei Besprechung des Abl. causae. Als Hauptunterschiede zwischen Cäsar und Cicero in syntaktisch-stilistischer Hinsicht macht Lebreton folgende geltend: 1. Cäsar liebt die *brevitas*, daher läfst er die Präposition bei Kompositis weg und die Konjunktion beim Aufforderungssatz, während Cicero in diesen Punkten nicht so weit geht; 2. Cäsar liebt die *perspicuitas orationis*, daher die bei ihm viel mehr als bei Cicero beliebte Wiederholung des Beziehungsnomens im Relativsatze, der Gebrauch des Abl. absol. an Stelle des Part. conj., der Gebrauch von *res* anstatt des Neutrums eines Pronomens; 3. in der Anwendung des Konjunktivs im Wiederholungsfalle nähert sich Cäsar bereits dem Gebrauch der übrigen Historiker, während sich Cicero sehr zurückhaltend zeigt; 4. hütet sich Cäsar mit weit gröfserer Ängstlichkeit und Sorgfalt als Cicero vor dem Gebrauch von Wörtern, die dem sermo familiaris und vulgaris angehören und bestätigt so seinen eigenen, bei Gellius I 10, 4 u. a. überlieferten Ausspruch: *Tamquam scopulum sic fugias inauditum atque insolens verbum.* Die Skizze ist natürlich nicht vollständig (so vermifst man z. B. S. 50 ff. eine Besprechung der Konstruktion von *laborare*, *mittere*, *omittere* mit Infinitiv, die bei Cäsar im Gegensatz zu Cicero fehlt); aber sie bietet ohne Zweifel einen sehr instruktiven Einblick in die sprachliche Eigenart der beiden grofsen Klassiker der Römer.

[1]) Berlin. phil. Wochenschr. 1901; die Anzeige ist unter der Presse.

Das Vorbild Lebretons in beiden Schriften ist Riemanns Studie über die Sprache des Livius (vgl. oben S. 503), und wenn Wölfflin von diesem Werke im II. Band seines Archivs S. 142 rühmt, es könnte, in das Deutsche übersetzt, für ein Erzeugnis der deutschen Philologie gelten, so kann dies mit vollem Rechte auch von Lebretons beiden Schriften gesagt werden — gewifs kein geringeres Lob für die Leistungen der beiden französischen Gelehrten als für die deutsche Wissenschaft. Gustav Landgraf.

DIE SCHLACHT AN DER AXONA
(Caesar de bello Gallico II 5—12)

Obwohl uns Cäsar das Gefechtsgelände an der Axona ziemlich eingehend schildert, ist es doch schwer, einen Punkt zu finden, der allen Forderungen des Wortlautes der Quelle genügt. Sicher ist nur, dafs das Schlachtfeld am rechten Ufer der Aisne zu suchen ist. Aber dort haben es ehedem französische Forscher an sehr verschiedenen Punkten vermutet. Dom Lelong und Melleville erklärten sich für die Gegend von Condé-sur-Suippe, hingegen Dom Grenier und Piette (der den Übergang ebenfalls bei Condé ansetzt) für Berry-au-Bac, ferner Napoleon I., Leboeuf, Lemoine, Vuaflart, Lecomte, Pécheur, Leroux und Bussy für Pontavert und schliefslich Saulcy, Moët de la Forte-Maison und Peigné-Delacourt für Pontarcy.[1]) Diese Ansichten standen einander gegenüber, ohne dafs eine von ihnen den Vorrang vor der anderen behauptet hätte, bis Poquet (*Jules César et son entrée dans la Belgique*, Laon 1864) und Napoleon III. (*Hist. de J. C.* II 100 ff.) auf Grund von Ausgrabungen an der von Göler bezeichneten Stelle nördlich von Berry-au-Bac der Grenierschen Auffassung allgemeine Geltung bis auf den heutigen Tag verschafften. Auch Holmes, dessen Werk *Caesar's Conquest of Gaul* (London 1899) mir erst nachträglich bekannt geworden ist, schliefst sich der Anschauung Napoleons (= Stoffels) an.

Napoleon nun meint, Cäsar habe bei Berry-au-Bac die Aisne überschritten, hier

[1]) Für die richtige Schreibung der französischen Namen lehne ich die Verantwortung ab, da ich sie fast überall in verschiedener Form citiert gefunden habe und die betr. Werke mir nicht zugänglich gewesen sind. — Für welchen Punkt d'Anville sich entscheidet, habe ich nicht ermitteln können; Marlot, Dormay und Colliette sollen sich für keine bestimmte Örtlichkeit ausgesprochen haben.

einen Brückenkopf angelegt, eine Besatzung zurückgelassen und sich etwas weiter nordöstlich auf dem Hügel von Mauchamp mit den Legionen aufgestellt. Diese Verteidigungsstellung sei nach drei Seiten schon von Natur gesichert gewesen (S. 102): im Rücken durch die Axona, *sur son front et sur sa gauche par le marais de la Miette.* Um nun auch die einzige offene Seite, die rechte Flanke zu decken, *César fit creuser sur chacun des deux versants de la colline un fossé perpendiculaire à la ligne de bataille, d'environ 400 pas (600 mètres) de longueur, le premier qui allait du camp à la Miette, le second qui le joignait à l'Aisne.* Durch den Hinweis auf die Ergebnisse der Ausgrabungen, die der Kaiser der Franzosen im Jahre 1862 in Berry-au-Bac und auf dem Hügel von Mauchamp vornehmen liefs, schien seine Ansicht auf eine unerschütterliche Grundlage gestellt zu sein; denn er erklärte, die Überbleibsel von dem Brückenkopf und dem Lager Cäsars gefunden zu haben. Und von hier aus bestimmte er auch die Lage von Bibrax: es habe 12 km nordwestlich auf dem Hügel von Vieux-Laon gelegen.

Indessen bereits Desjardins (*Géogr. de la Gaule* II 627) hat sich gegen die Zulässigkeit der Folgerungen Napoleons gewendet: *Mais tout cela est encore assez douteux,* und S. 628: . . . . *des vestiges qui, d'ailleurs, sont peut-être tout autre chose que ceux du camp de César.* Und auch positive Gründe scheinen mir gegen die Ansetzung des Schlachtfeldes auf dem Hügel von Mauchamp zu sprechen.

1. Dom Grenier spricht (nach Poquet S. 27) von einer *voie romaine de Reims à St. Quentin qui y* (bei Berry-au-Bac) *passait et qui avait elle-même succédé à une grande chaussée gauloise*, eine Angabe, auf die sich Poquet für die Begründung der Auffassung Napoleons beruft. Leider ist mir Greniers Abhandlung nicht zugänglich gewesen, so dafs ich seine Gründe für diese Behauptung nicht nachprüfen kann. Dagegen habe ich zu bemerken, dafs in der Tabula Peutingeriana und im Itinerarium Antonini nur eine von Durocorter (Durocortorum = Reims) nordwärts nach Bagacum (Bavai) laufende Strafse verzeichnet ist, welche nach Desjardins bei Evergnicourt über die Axuenna (= Axona) führte. Überdies ist es mir sehr unwahrscheinlich, dafs bereits in gallischer Zeit der Verkehrsweg durch die Niederung der Miette gegangen sein soll, da deren fliefsendes Wasser heute noch etwa 4 m breit und 1 m tief ist und das Ufergelände (wenigstens auf Napoleons Plan Nr. 8) als ein ziemlich ausgedehnter Sumpf erscheint.

2. Unzweifelhaft ist Cäsars Ausdruck *ab utroque latere eius collis transversam fossam obduxit* nur so aufzufassen (wie er thatsächlich vor Napoleons Ausgrabungen aufgefafst worden ist), dafs vor jedem der beiden seitlichen Abhänge des Hügels ein Graben als Flankendeckung ausgehoben wurde, und zwar sollte nicht etwa die eine (rechte) Flanke der Legionsstellung durch zwei Gräben gesichert werden, sondern beide Flanken durch je einen Graben; denn es heifst: *ne hostes ab lateribus pugnantes suos circumvenire possent.* Den Plural *ab lateribus* jedoch nur als eine Ungenauigkeit für *a dextro latere* anzusehen (vgl. Holmes a. a. O. S. 647 f.), halte ich, so lange nicht ganz zwingende Gründe vorliegen, für eine unstatthafte Ausflucht.

3. Bei Napoleon sind die Legionen nicht eigentlich *pro castris*, sondern geradezu in westlicher Richtung neben dem Lager aufmarschiert.

4. Vorausgesetzt, dafs Napoleons Plan einwandfrei ist, so erstreckt sich der Miettesumpf, nur die Strecke von der Mündung bis Juvincourt aufwärts gerechnet, über eine Länge von etwa 6 km, so dafs hier jedenfalls die *palus non magna*, die Cäsar meint, nicht gesucht werden darf. Auch hätte der Flufs selbst schon ein so bedeutendes Hindernis dargestellt, dafs er nicht hätte unerwähnt bleiben können. Überdies weicht Napoleon von der Darstellung Cäsars ab, wenn er das Einleitungsgefecht der Reiterei aufserhalb der beiden Flanken ansetzt (*la cavalerie se battait des deux côtés*), während es in der Quelle ausdrücklich heifst: *proelio equestri inter duas acies contendebatur.* Der von Cäsar gemeinte Sumpf war also viel weniger umfangreich und füllte bei weitem nicht den Zwischenraum zwischen den beiden Schlachtstellungen aus. Auch bedeutete naturgemäfs schon ein ungangbares Gelände von weit geringerer Ausdehnung für Heere, die in langen, geschlossenen Linien zu kämpfen pflegten, eine sehr bedenkliche Schwierigkeit. Jedes Hindernis, das die Front des vorgehenden Heeres zerrifs, brachte einen gefährlichen Nachteil.[1])

[1]) Durch die Ausführungen Holmes' auf S. 649, wo er sich unter Punkt c mit dem letzten von drei Einwänden gegen Napoleons Ansetzung des Schlachtortes beschäftigt, bin ich unsicher geworden, ob der Miettesumpf auch jetzt noch so ausgedehnt ist, wie er auf Napoleons Plan erscheint, oder ob Napoleon und Stoffel ihm nur vermutungsweise diese Ausdehnung für die Zeit des Altertums zugeschrieben haben.

Vielleicht ist auch noch ein fünfter Einwand möglich. Aus der Darstellung Cäsars geht hervor, dafs man von dem römischen Lager auf dem Hügel den Abmarsch der Belger nach der Axonafurt nicht beobachten konnte. Nach Napoleons Plan dagegen kann es noch fraglich erscheinen, ob der Miettegrund, durch den er die Belger hinabrücken läfst, vom Hügel von Mauchamp aus nicht doch bequem zu übersehen war — eine Frage, die allerdings nicht nur von der Höhengliederung, sondern auch von der Geländebedeckung abhängt.

Aus diesen Gründen halte ich die Auffassung Gölers und Napoleons von der Aufstellung Cäsars und dem Verlauf des Gefechts für unbedingt falsch; und wenn die Geländedarstellung auf Napoleons Plan richtig ist, so ist überhaupt schon die Ansetzung des Schlachtfeldes in der unmittelbaren Nähe von Berry-au-Bac auf dem Hügel von Mauchamp unzulässig. Um jedoch die Frage zu einem positiven Abschlufs zu bringen, fehlen uns leider die Mittel. Denn erstens dürfte es schwer sein, der französischen Litteratur (aufser Poquet, Napoleon I. u. III. und Desjardins) habhaft zu werden [1]), und zweitens, was ein noch weit empfindlicherer Mangel ist, steht uns nur eine französische Generalstabskarte (1 : 100000) zur Verfügung, auf der jede Bergzeichnung oder irgendwelche sonstige Höhenangabe fehlt.

Aber auch abgesehen davon bietet die Frage nach dem Schlachtfeld an der Axona mancherlei Schwierigkeiten. Wie war das Gelände zu Cäsars Zeit beschaffen? Wo lag der ungenannte Ort des Remergebietes, von dem aus Cäsar an den Flufs vorrückte? Wo führte die von Cäsar erwähnte Brücke über die Aisne? Wo lag das vom Schlachtfeld einen starken Tagemarsch (30—45 km) entfernte Noviodunum? Wo ist Bibrax zu suchen? Wo haben sich die Streitkräfte der Belger versammelt, um gegen Cäsar vorzugehen? Ist unter *extremi fines* der nördliche oder der nordwestliche Teil des Grenzgebietes der Remer zu verstehen? In welcher Richtung haben sich die Belger nach der Schlacht zurückgezogen? Auf welchem Wege ist Cäsar vorgerückt, um Noviodunum zu besetzen?

In allen diesen Fragen, die uns wenigstens einen mittelbaren Hinweis auf die in Betracht kommende Gegend geben könnten, läfst uns die Quelle im Stich, und über mehr oder minder begründete Vermutungen können wir hier schwerlich hinauskommen. Nur das eine ist gewifs, dafs das Schlachtfeld auf dem rechten Ufer der mittleren Aisne zu suchen ist. Es könnte also höchstens eine genaue Betrachtung aller Angaben Cäsars über das Schlachtfeld selbst die Ermittelung einer allen Bedingungen des Textes entsprechenden Örtlichkeit ermöglichen. Und ist erst das Schlachtfeld ermittelt, so wird auch auf die anderen Punkte mehr Licht fallen.

Wie war der Hügel beschaffen, auf dem sich das Lager der 8 Legionen befand? — Er erhob sich, Cäsars Beschreibung zufolge, aus einer Ebene am Aisneufer. Nach vorn, d. h. in der Richtung, aus welcher der Feind anrückte, ging er ganz allmählich wieder in die Ebene über, während er nach beiden Seiten steiler abfiel. Seine Breite reichte gerade für den Gefechtsaufmarsch von 6 Legionen aus, mag also 3—4 km betragen haben. Etwa in der Mitte zwischen dem römischen und dem belgischen Lager (der Zwischenraum betrug weniger als 2 röm. Meilen = 3 km), also 1 bis höchstens 2 km vor dem Rücken des Hügels befand sich ein kleiner Sumpf.

Was läfst sich über das räumliche Verhältnis des Flusses, der Brücke und des römischen Lagers zu einander ermitteln? — Eine Seite des Lagers befand sich unmittelbar am Flufs und wurde durch die Flufsufer selbst gesichert. Die Brücke, die Cäsar durch eine Truppenabteilung hatte besetzen lassen, war jedenfalls eine gewisse Strecke aufwärts oder abwärts vom Lager entfernt. Das Lager mufs sich also bei der ost-westlichen Richtung des Aisnelaufes seitlich von der Brücke befunden haben. Anderseits erklärt Cäsar, dafs durch die Wahl des Lagerplatzes der Geländeabschnitt hinter ihm sowie die Proviantkolonne aus dem Gebiet der Remer und der übrigen Stämme, d. h. doch wohl der ganze Teil zwischen Lager, Flufs und Brücke gegen feindliche Angriffe gesichert war. Demnach mufs sich das Lager nicht direkt seitwärts, sondern mehr vorwärts der Brücke befunden haben, also etwa halbrechts oder halblinks vor dem Flufsübergange. Jenseits des Lagers (von der Brücke aus gesehen) scheint sich der Lauf der Axona nicht viel weiter in derselben Richtung erstreckt zu haben, denn in der Schlachtstellung vor dem Lager war keine der beiden Flanken durch den Flufs gedeckt, vielmehr mufsten beide in gleicher

---

[1]) Die anderen Auffassungen scheinen allerdings, soviel sich wenigstens aus den Andeutungen bei Poquet und Holmes erkennen läfst, noch viel weniger Anspruch auf Richtigkeit machen zu können.

Weise durch Quergräben gesichert werden. Das Lager mag sich also dicht bei dem Scheitelpunkt einer der nordwärts gerichteten Windungen der Aisne befunden haben, zwar auf einer Anhöhe gelegen, doch nicht so hoch, dafs der Einblick in alle Seitenthäler der Axona ungehindert gewesen wäre. (Inwieweit die Ebene ehedem mit Wald bedeckt gewesen sein mag, ist ungewifs.) Das castellum der 6 Cohorten unter Sabinus auf dem linken Ufer mufs nicht nur diesen Einblick gewährt, sondern auch die Brücke vom linken Ufer her gedeckt haben. Ob die Belger oberhalb oder unterhalb der römischen Stellung über den Flufs zu gehen versucht haben, mufs dahingestellt bleiben.

Unsere französischen Kollegen würden uns also zu Dank verpflichten, wenn sie auf Grund unserer Erörterungen noch einmal die im Eingang erwähnten Ausführungen ihrer Landsleute nachprüfen und besonders das rechte Aisneufer in der Umgegend von Reims einer Untersuchung unterziehen wollten.

* * *

Als Anhang sei mir noch eine Bemerkung über die mutmafsliche Stärke der Belger gestattet. Schon bei Eichheim (Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar, Neuburg a. D. 1866, S. 72) lesen wir: 'In der Wirklichkeit betrug die Streiterzahl der Stämme im allgemeinen höchstens die Hälfte der in den Kommentarien angegebenen' (360000 Mann). Und wie uns H. Delbrück hinsichtlich der Stärkeangaben überhaupt argwöhnisch gemacht hat, so bemerkt er auch zu unserer Stelle (Gesch. d. Kriegskunst I S. 455): 'Möglicherweise hatten sie (die Belger) überhaupt keine Überlegenheit, aber selbst wenn sie sie hatten, die Schwierigkeit der Verpflegung eines so grofsen Heeres überstieg ihre Kraft.'

In der That ist es schlechterdings undenkbar, dafs die Belger eine Armee von 360000 Mann (= 12 modernen Armeekorps) etwa zwei Monate hindurch oder gar noch länger unterhalten haben sollten. Aber der Wortlaut der Quelle nötigt auch gar nicht zu der Annahme jener ungeheuren Zahl. Denn sie stellt nur die Menge der Krieger dar, die von den gesamten belgischen Stämmen auf einer Tagsatzung für den Krieg mit den Römern in Aussicht gestellt worden waren, und sie beruht nicht auf Urkunden, sondern auf Mitteilungen der Remer (Kap. 4). Und es bleibt immer noch fraglich, ob zur Zeit dieses ersten Zusammenstofses zwischen Cäsar und den Belgern auch wirklich bereits der gesamte belgische Heerbann versammelt war. Denn Cäsar sagt ausdrücklich (Kap. 3), dafs er *de improviso et celerius omnium opinione* im Remerlande erschienen sei; und die *omnes copiae* in Kap. 7 sind eben nur die Gesamtheit der thatsächlich bereits versammelten Truppen. Wenn es nun heifst, dafs zur Zeit des Kampfes an der Axona den Belgern der Mundvorrat knapp zu werden begann, so wird dies auch bei einem kleinen Bruchteil jener angenommenen Riesenzahl verständlich. Denn wenigstens für die letzte Zeit scheinen die Belger ihre Lebensmittel aus dem Operationsgebiet selbst genommen zu haben (vgl. Kap. 10: *ut potius . . . domesticis copiis rei frumentariae uterentur*). Aber selbst für den zehnten Teil, für 36000 Mann, mufste es in der gallischen Zeit schwierig genug sein, auch nur wenige Tage hindurch in einer und derselben Gegend von Requisitionen zu leben.

Cäsar büfst durch die Herabdrückung der feindlichen Streiterzahl nichts von seinem Ruhme ein. Denn kein sachkundiger Beurteiler wird verkennen, mit welcher Kühnheit er fernab vom gesicherten Teile Galliens in das feindselige Gebiet trotz der Gefährlichkeit des Gegners eingedrungen ist, nur auf seine und seiner Legionen Kraft vertrauend, und wie er mit grofsartiger Umsicht und Geschicklichkeit der Feinde Herr geworden ist.

Konrad Lehmann.

Ernest Lavisse, Histoire de France. Tome premier. Les origines. La Gaule indépendante et la Gaule romaine. Par G. Bloch. Paris, Hachette 1900. 456 S. 4°.

Kaum sieht Ernst Lavisse sein grofses, mit Alfred Rambaud zusammen unternommenes und mit Hilfe vieler Mitarbeiter in zwölf gewaltigen Bänden glücklich durchgeführtes Unternehmen der *Histoire générale* abgeschlossen, so tritt er an ein neues umfassendes Werk heran — es gilt eine auf eine Reihe von Bänden berechnete, unter eine Anzahl von Spezialisten verteilte *Histoire de France* zu schaffen, welche solide wissenschaftliche Unterlage mit allgemein verständlicher Darstellungsweise verbinden soll. Der erste Band ist von G. Bloch, Professor an der Universität in Lyon, verfafst, von einem Manne also, der schon durch gediegene Arbeiten auf dem Gebiet der römischen Altertumswissenschaft (so *Les origines du sénat romain*, 1883) sich vorteilhaft in der gelehrten Welt eingeführt hat. Das vorliegende Werk kann das günstige Urteil über Bloch nur bekräftigen. Er hat die massenhafte Fachlitteratur, welche sich seit

etwa 40 Jahren über das alte Gallien in Frankreich und Deutschland angehäuft hat, mit Fleifs und Umsicht verwertet und so ein Gesamtbild der Dinge geschaffen, wie man es seit langem gerne vor sich gesehen hätte und wie es vortrefflich geeignet ist, als Ausgangspunkt für die weitere Arbeit zu dienen. Bloch beginnt seine Darstellung mit der prähistorischen Zeit, der Stein- und Metallzeit, wobei die Dolmen, jene aus zwei vertikalen und einem horizontalen Block bestehenden Steinbauten, als Gräber erklärt werden, wie das ja der wohl begründeten Ansicht der meisten Forscher entspricht, und geht dann zu den historischen Völkern über, den Iberern, Aquitaniern, Ligurern, Phöniciern, Griechen und endlich den Kelten, deren Wanderungen nach Westen und dann nach Osten uns vorgeführt werden. Mit Joubainville meint auch Bloch, dafs einige deutsche Wörter, die sich auf Krieg und Politik beziehen, aus dem Keltischen entlehnt seien, und dies beweise, dafs die Germanen einst dem Einflufs, wo nicht gar der Herrschaft der Kelten unterworfen gewesen seien. Die römische Eroberung wird mit grofser Anschaulichkeit erzählt; die Cäsarlektüre im Gymnasium kann davon grofsen Nutzen haben. Vercingetorix erscheint als der Mann, welcher die Einigung der Gallier, welche diese selbst ersehnten, auch durchführen konnte, als ein Edelmann von Geburt, aber demokratisch nach seiner Parteistellung, also befähigt, beide Parteien zu vereinigen; aber die Gegensätze wurden eben nur vorübergehend überbrückt, die Aristokratie blieb unzuverlässig, die der Häduer vor allem, und Cäsar siegte ebenso durch die Uneinigkeit der Gallier wie durch seine Waffen. In seinen Kommentarien finden wir freilich oft da keine Auskunft, wo wir eine solche besonders bedürften; so ist Cäsar gerade über den Grund stumm, warum Vercingetorix seinen Plan eines Krieges *à la méthode expectante*, einer *guerre d'escarmouches*, nicht festgehalten hat, und es scheint wenigstens möglich, dafs Vercingetorix den Machenschaften der Häduer nicht Zeit lassen zu dürfen glaubte, also sich zu einer Schlacht entschied, welche fehlschlug und ihn nach Alesia hineinwarf. Cäsars Behandlung der Besiegten war so klug, dafs sie kein besonderes Verlangen haben konnten, den Kampf zu erneuern; im Bürgerkrieg erklärten sich die Gallier für ihren Besieger, der ihnen ihre Religion, ihre Sprache, ihre Stadtverfassung liefs und nur forderte, dafs überall ihm ergebene Personen an der Spitze standen und dafs Steuern gezahlt und Soldaten gestellt wurden. Die unteren Klassen, welche vor allen gegen Rom gefochten hatten, verdankten Rom ihre Befreiung von den militärischen Verpflichtungen gegen ihre Herren und von deren Gerichtsbarkeit. Dann brachte Cäsar dem Land die *pax Romana*, und dieses magische Wort brach allen Widerstand und gewann alle Herzen, wie sattsam aus den Inschriften hervorgeht. Bloch führt die Erzählung der römischen Herrschaft bis auf Theodosius herunter, also bis zur Schwelle der Völkerwanderung, und es ist ein wahrer Genufs, ihm bei seinen, namentlich socialen und kulturellen Dingen gewidmeten, Darlegungen zu folgen. Ums Jahr 400 war es mit der *pax Romana* vorbei; germanische Einbrüche und der Bagaudenaufstand hatten das Gefühl der Sicherheit zerstört; die *villa* verwandelte sich in den ummauerten *burgus*, wie ihn Sidonius schildert, und alle Anzeichen deuten auf das Ende einer grofsen historischen Periode und den Anbruch einer neuen, anders gearteten Zeit.

Gottlob Egelhaaf.

DIE AUFGABEN DER MUSIKPHILOLOGIE legte Dr. Hugo Riemann dar in seiner Antrittsvorlesung als aufserordentlicher Professor für Musikwissenschaft an der Universität Leipzig (27. April 1901). Vor einer stattlichen Zuhörerschaft führte er aus, dafs die Musik eine Schwester der Sprachen sei und man deshalb mit Recht von einer 'Musikphilologie' reden könne, deren Aufgaben in allen Teilen die gröfste Verwandtschaft mit der sprachlichen Philologie zeigen. In erster Linie hat es die Musikphilologie mit der wissenschaftlichen Untersuchung schriftlich aufgezeichneter Musikwerke zu thun, und es ist daher die musikalische Palaeographie ein wichtiges erstes Arbeitsfeld der Musikphilologie. Die Geschichte der Notenschrift ist eine weitschichtige Disziplin, die eine grofse Zahl zum Teil noch ganz ungelöster, zum Teil nur halb gelöster Probleme bietet. Die Entzifferung der besonders in neuerer Zeit in grofser Zahl gefundenen Reste antiker Musik ist nicht schwer, da uns in den Skalentabellen des Alypius ein vollständiger Schlüssel der griechischen Notenschrift erhalten ist. Ein Feld für Meinungskämpfe ist dagegen die Bestimmung der rhythmischen Natur der antiken Melodien, da die Griechen den Rhythmus nicht notierten, sondern als vom Metrum des Textes abhängig annahmen. In hohem Grade problematisch sind dagegen die Aufgaben, welche der Musikphilologie die Neumenschrift stellt, jene frühmittelalter-

liche Notierungsweise, mit der die liturgischen Gesänge der römischen Kirche aufgezeichnet sind. Erst durch die Erfindung des Liniensystems (um 1000) gewinnt die Neumenschrift eine festere Gestalt und zeigt unzweifelhaft die Tonhöhen an, welche die Melodie durchläuft, während sie vorher nur in direkt anschaulicher Weise die Auf- und Abwärtsbewegung ungefähr mittels allerlei gekrümmter Linien nachzeichnete. Es scheint, dafs ihr Zweck nicht eigentlich die Fixierung der Melodien war, sondern dafs sie vielmehr anzeigen sollte, wie die einzelnen Melismen einer durch lebendige Tradition bekannten Melodie auf die einzelnen Worte des jedesmaligen Textes zu verteilen waren. Die Entzifferung von Neumen ohne Linien ist daher nur mit Zuhilfenahme von späteren Notierungen derselben Melodien mit Neumen auf Linien möglich; letztere aber können sehr wohl durch Vergleichung der ersteren in Einzelheiten korrigiert werden. Gänzlich ungelöst ist bislang das Problem der byzantinischen Notenschrift, die vermutlich durch eine ähnliche Vervollkommnung der älteren Neumenschrift (Aufnahme von Zeichen für Tonhöhe, Intervalle und Tondauer) ihre komplizierte Gestalt erhielt. Mit Neumen auf Linien sind auch alle Liedermelodien des Mittelalters bis ins XV. Jahrh. aufgezeichnet, sowohl die geistlichen (Hymnen, Sequenzen), als die weltlichen (der Troubadoure und Minnesänger). Erst seit man erkannt hat, dafs diese vielfach in der der Mensuralnote ähnlichen viereckigen (römischen) Choralnotierung aufgezeichneten Monodien durchweg nur neumiert sind, ist das Verständnis dieser reichen Schätze einer volksmäfsigen Melodik erschlossen worden.

Erst seit dem XV. Jahrh. hat die um 900 aufgekommene Mehrstimmigkeit sich aus dem Stadium primitiver Anfängerschaft herausgearbeitet und ersteht eine Litteratur von hohem Kunstwerte, die für den Musiker ähnliche Bedeutung hat wie für den bildenden Künstler die Antike. Aber gerade die Litteratur dieser Zeit stellt der Musikphilologie die schwersten Aufgaben, da die Notenschrift zu erstaunlicher Kompliziertheit verkünstelt ist und schon die Zusammenstellung der Einzelstimmen zu übersichtlichen Partituren oft grofse Schwierigkeiten macht. Die Notenzeichen hatten damals nicht wie heute eine ein für allemal feststehende Wertgeltung, sondern sowohl das Verhältnis der einzelnen Wertzeichen zu einander als die absolute Zeitdauer des einzelnen Wertes wurde durch allerlei 'Mensurbestimmungen' (Taktvorzeichnungen) verschieden geregelt. Diese komplizierten Bestimmungen hatten besonders den Zweck, die Aufzeichnung kanonisch gearbeiteter Sätze, in denen die beteiligten Stimmen dieselbe Tonfolge in verschiedenen Tonlagen und verschiedenem Tempo bezw. Rhythmus vortragen, in der Gestalt einer einzigen Stimme mit mehrfacher Taktvorzeichnung zu ermöglichen. Erst durch die Neuerungen des XVII. Jahrh., die Erfindung des recitativischen Stils und das Aufblühen der Oper und Cantate, sowie der Instrumentalmusik, wurde der Apparat der Notenschrift der Palästrinaepoche in der Hauptsache zu der Gestalt der heutigen Notierungsweise vereinfacht. Neben der Mensuralnotenschrift kommen für die musikphilologischen Arbeiten über das XV. bis XVII. Jahrh. die Tabulaturen in Betracht, Instrumentalnotierungen für Orgel und besonders für Laute, welche sehr wichtige Aufschlüsse über gewisse Gepflogenheiten der Mensuralnotierung geben, ohne deren Kenntnis man zu ganz falschen Schlüssen über die Anwendung erhöhter oder erniedrigter Töne bei den Kadenzbildungen kommen würde. Die Lautentabulaturen notieren stets Griffe, also Töne ganz bestimmter Höhe, und geben daher z. B. Arrangements von Vokalsätzen, die auch in mensuraler Notierung vorliegen, klipp und klar mit allen chromatischen Veränderungen, welche die Mensuralnotierung als selbstverständlich voraussetzte.

Durch die sehr grofsen Veränderungen, welche mehrmals das äufsere Aussehen und die innere Ausgestaltung der Notenschrift erlitt, ist wiederholt die gesamte Litteratur ganzer Epochen für nachfolgende Generationen geradezu unverständlich geworden und daher gänzlichem Vergessen anheim gefallen, so dafs es förmlicher Übertragungen, vergleichbar den Übersetzungen aus einer fremden Sprache, bedarf, um sie für die Gegenwart lesbar zu machen. Natürlich sind starke Änderungen des Geschmacks die erste Ursache dieser Wandlungen im Stil und folglich auch in der Notierungsweise gewesen. Der Nachweis dieser Stilwandlungen an den untersuchten Werken, die Feststellung der eigentlichen Träger der Reformen und die Feststellung der Grundlinien einer Entwickelungsgeschichte der musikalischen Formen sind daher weitere, auf einer höheren Stufe stehende Aufgaben der Musikphilologie, gegenüber denen die Übertragungen der Tonzeichen in moderne Formen nur als Vorarbeiten erscheinen. Schliefslich ergiebt sich aber ein ganz besonders wichtiges, erst in neuester Zeit in seiner Bedeutung erkanntes Arbeitsfeld in der Feststellung der die musi-

kalische Formgebung beherrschenden unwandelbaren Grundgesetze, der Lehre vom musikalischen Satzbau und der Begrenzung der kleinsten Glieder der Melodie, deren Unterscheidung einen ganz ähnlichen Sinn hat wie diejenige der einzelnen Worte im sprachlichen Satzgefüge. Auf dem Gebiete dieser sogenannten 'Phrasierungslehre', deren Anfänge in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. zu suchen sind, die aber nach 1800 wieder für zwei Menschenalter in Vergessenheit geriet, ist der Vortragende selbst einer der Hauptrepräsentanten der neueren, das allgemeine Interesse stark beschäftigenden Bestrebungen, die Notenschrift zu einer fortlaufenden Andeutung der innerlichen Struktur der Melodie, zu einer durchgeführten musikalischen Interpunktion zu befähigen. Diese Versuche der Vervollkommnung der Notenschrift stofsen zwar auf starken Widerstand und rufen Gegenströmungen hervor, welche z. B. in der Herausgabe von durch die Berliner Akademie gestützten 'Urtextausgaben' zur Verhütung von Quellenversumpfung sich dokumentieren. Die Überlegung aber, dafs ein in Noten aufgezeichnetes Musikwerk doch noch gar nicht das Werk selbst ist, sondern nur eine Anweisung zu seiner Hervorbringung, mufs zu dem Schlusse führen, dafs die analytischen Arbeiten der Phrasierungsbezeichnung den letzten Prozefs der Umwandlung des geschriebenen Musikwerkes in ein klingendes vorbereiten und den Ausführenden einen Teil der schweren Aufgabe der Ausdeutung des Inhalts abnehmen.

Mit einem Protest gegen die früher beliebte Zusammenordnung der Musiklehre mit den Unterweisungen in körperlichen Fertigkeiten (Tanzen, Fechten, Reiten) auf den akademischen Lehrplänen, welche die starke Entwickelung einer wirklichen Wissenschaft der Musik ignoriert, schlofs der Vortrag.

DER THESAURUS LINGUAE LATINAE

Von Siegfried Reiter

I

Knapp an der Wende des XIX. Jahrhunderts, in dem die philologische Wissenschaft in Deutschland zu einer vorher nie geahnten Höhe gelangt ist, haben wir einen gewaltigen Bau wenigstens in seinen Anfängen sich erheben sehen, der sich kühn den imponierenden Leistungen wissenschaftlichen Grofsbetriebes wie dem griechischen und lateinischen Inschriftenwerke, den *Monumenta Germaniae historica*, dem *Corpus scriptorum ecclesiasticorum* der Wiener und der geplanten Ausgabe der ältesten griechischen Kirchenschriftsteller der Berliner Akademie wird an die Seite stellen dürfen, wenn er sie nicht nach dem Umfang der Aufgabe und der Zahl der Mitarbeiter noch übertrifft — einen Bau, der bestimmt erscheint, als ein stolzes Denkmal deutscher Gelehrtenarbeit in die Jahrhunderte hineinzuragen. Durch die vereinten Bemühungen der fünf grofsen Akademien deutscher Zunge ist der Grund gelegt worden zu jenem Riesenschatzhause der lateinischen Sprache, das, seit langem geplant und überdacht, doch nicht aufgeführt werden konnte, weil die Aufgabe zu grofs war, um von einem Einzelnen, selbst dem Thatkräftigsten, bezwungen zu werden. Indem sich so die deutschen Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften dazu vereinigt haben, den Wortschatz der Sprache in thunlichst abschliefsender Weise zusammenzustellen, 'aus der und durch deren Vermittelung Deutschland seine Kultur empfangen hat', ist, um mit dem Geschichtschreiber der Berliner Akademie[1] zu reden, 'das Latein noch einmal zum Bande der Gemeinsamkeit geworden'.

Von den Zeiten eines Friedrich August Wolf an bis zu Eduard Wölfflin ist der lateinische Thesaurus als ein wissenschaftliches Bedürfnis anerkannt worden und hat wieder und immer wieder den Geist der Gelehrten beschäftigt. Vor einem Jahrhunderte ungefähr hatte der Begründer der Altertumswissenschaft den Plan erwogen, mit hervorragenden Gelehrten des In- und Auslandes ein umfassendes lateinisches Wörterbuch herzustellen. Eine Vereinigung von zehn oder mehr Philologen Deutschlands, Hollands, Frankreichs, Italiens und Englands sollte sich in sämtliche Schriftsteller bis auf die Zeit teilen, wo das Latein als lebende Sprache verschwindet, und dann ihre Vorräte zwei selbst-

[1]) Adolf Harnack, Geschichte der Königl. preufs. Akademie d. W. zu Berlin. I. Bd. 2. Hälfte (Berlin 1900) S. 1026.

gewählten Redaktoren überlassen. Der Plan, der nach Wolfs Aussage zwischen einigen Gelehrten, worunter der in Leyden wirkende David Ruhnken, mehrere Jahre hindurch in Gesprächen und Briefen erörtert wurde, kam nicht zu stande. Doch was sich nicht auf einmal ausführen lasse, meint Wolf, möchte sich wohl allgemach, auch blofs in Deutschland, bewirken lassen. Denn welch schöne 'Vorsammlungen' müfsten zusammenkommen, wenn die gelehrtesten Schulmänner zu ihren Programmen den Stoff aus der Lexikographie beider Sprachen planmäfsig wählten. So könnten bald ganze kürzere Autoren für den Thesaurus erschöpft, bald einzelne schwierige Artikel nach einem höheren Ideale als bisher behandelt, bald die Lücken, die Gesner und Forcellini gelassen haben, ausgefüllt werden. Diese Gedanken finden sich im zweiten Bande der von F. A. Wolf herausgegebenen Litterarischen Analekten (Berlin 1820) in einer Anmerkung des Herausgebers zu dem noch jetzt lesenswerten Aufsatze des gelehrten Schulmannes G. D. K(öler), Rektors in Detmold 'Über die Einrichtung eines Thesaurus der lateinischen Sprache' (S. 307—369). Vor allem aber macht der Verfasser auf einige verborgene und vernachlässigte Fundgruben aufmerksam, aus denen sich mancher Ausdruck für das lateinische Lexikon nachsammeln lasse: es sind dies die Scholiasten, die lateinischen Kirchenväter, die Übersetzungen aus griechischen Originalen, die griechischen Schriftsteller und die römischen Eigennamen. Die Ausführungen Kölers gipfeln in der Forderung, dafs jeder lexikalische Artikel in drei Hauptteile zerfalle, von denen der erste die Formenlehre, der zweite die Bedeutungslehre, der dritte die Verbindungslehre oder Syntax betreffe. In jedem Teile jedes Artikels müsse das chronologische Prinzip durchherrschen, weil dadurch die Charakterisierung der Stilarten jedes Zeitalters so sehr gefördert werde. Köler schliefst seine Ausführungen mit den Worten, dafs nicht blofse Verbesserung hinreiche, das alte Gebäude des lateinischen Thesaurus in guten Stand zu setzen: ein solches Unternehmen könne nur jemand ausführen, der sich eine Menge hilfreicher Hände gebildet habe, die nach einer Hauptidee und in einem Geiste arbeiten könnten. Wolf in Verbindung mit so belesenen Männern wie Johann Gottlob Schneider, Gottfried Hermann, Friedrich Jacobs und ähnlichen müfste es binnen zehn Jahren gelingen, einen ganz anderen und vollkommeneren *Thesaurus linguae Latinae* ans Licht treten zu lassen, als Gesner und Forcellini ihn gegeben hätten. Der damals 61 jährige Wolf beantwortet diese direkte Apostrophe mit den ausweichenden Worten, gelegentlich auf den Gegenstand zurückkommen zu wollen, über den noch mancherlei anderes und anders zu sagen übrig sei, ist aber nicht mehr dazu gelangt, sein Versprechen einzulösen.

Neben dem Kölerschen Aufsatze verdient hier auch Wilhelm Freunds Vorwort zum ersten Bande seines Wörterbuchs der lateinischen Sprache (Leipzig 1834) eine kurze Erwähnung. Als Objekt der lateinischen Lexikographie bezeichnet er die Geschichte eines jeden einzelnen Wortes der lateinischen Sprache. Hierbei kämen folgende sieben 'Elemente der Lexikographie' in Betracht: das grammatische, das etymologische, das exegetische, das synonymische, das speziell historische oder chronologische, das rhetorische, endlich das

statistische. Wenn nun auch Uneingeweihte glaubten, es sei mit Freunds Wörterbuch eine neue Ära für die lateinische Lexikographie in Deutschland angebrochen, und selbst Männer wie Gottfried Hermann und Joh. Christian Jahn in dieses Lob einstimmten[1]), so fand man es doch von anderer Seite[2]) mit Recht unerklärlich, wie Freund es unternehmen konnte, in chronologischer, rhetorischer und statistischer Beziehung Angaben über Zeit, Redegattung, über häufigeres und selteneres Vorkommen eines Wortes oder einer Wortbedeutung zu machen, wo doch kein einziger Autor nach diesen Gesichtspunkten lexikalisch ausgebeutet war. Auch der Endpunkt der von Freund für eine lexikalische Durcharbeitung verwerteten Latinität mufste Bedenken erregen. Denn wenn er die Geschichte der Wörter zu geben verspricht, die sich in den Denkmälern der römischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang des weströmischen Reiches finden, so fragte man mit Recht[3]), ob Schriftsteller wie Boethius, Ennodius, Priscian sich nicht derselben römischen Nationalsprache bedienten wie der römische Unterthan zur Zeit des Aufhörens des römischen Imperiums.

Das Jahr 1857 schien der Ausführung eines Thesaurus linguae Latinae in so fern nicht ungünstig, als der verständnisvolle Förderer der Litteratur und der Wissenschaften König Max II. von Bayern für das Unternehmen angeblich 10000 Gulden aus seiner Kabinetskasse anwies. Mit dieser für ein so grofses Projekt gewifs bescheidenen Summe glaubte man nicht nur die Redaktionskosten auf die für die Vorarbeiten berechnete Zeit von zehn Jahren decken, sondern auch noch eine Anzahl von Spezialarbeiten 'anständig' honorieren zu können. Drei der bedeutendsten Latinisten der damaligen Zeit traten zu einer leitenden Kommission zusammen: Karl Halm, Friedrich Ritschl und Alfred Fleckeisen.[4]) Mit dem damals 20jährigen Buecheler, der auch die Ausbeutung der Inschriften auf sich zu nehmen hatte, wurden als dem zukünftigen Redaktor Unterhandlungen gepflogen; für einzelne wichtige Teile des Unternehmens waren bereits geeignete Kräfte gewonnen worden, so Vahlen für die damals noch nicht besonders gesammelten voraugusteischen Dichterfragmente, der kürzlich verstorbene Emil Hübner für das in Aussicht genommene Onomastikon. Nachdem die Angelegenheit im Schofse des Komitees eingehend beraten worden, hielt Halm[5]), um die weitesten Kreise hierfür zu interessieren, *περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ*, in der 18. Philologenversammlung zu Wien im September 1858 unmittelbar nach der Eröffnungsrede des Präsidenten seinen beifällig aufgenommenen Vor-

[1]) Vgl. Jahresbericht über lat. Lexikographie für 1879 und 1880 von K. E. Georges. Bursians Jahresberichte Bd. XXIII (1880) S. 393 f.

[2]) Vgl. Georges in der Neuen Jenaischen Litteraturzeitung III. Jahrgang (1844) Nr. 240 S. 959.

[3]) G. Gröber, Sprachquellen und Wortquellen des lat. Wörterbuchs. Archiv f. latein. Lex. I 37.

[4]) Vgl. Martin Hertz, Sitzungsber. der Kgl. preufs. Ak. d. W. zu Berlin 1891. 2. Halbband. S. 671 ff.

[5]) Verhandlungen der 18. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Wien vom 25. bis 28. Sept. 1858 (Wien 1859) S. 6–14.

trag 'Über die Begründung eines Thesaurus linguae Latinae'. Als allgemeine Grenze für das zu thesaurierende Wortmaterial stellt Halm die zweite Hälfte des VI. Jahrh. fest. Für die älteste Litteratur bis ans Ende der augusteischen Zeit und die Hauptrepräsentanten der ersten Kaiserzeit beabsichtigte man Spezialwörterbücher ausarbeiten zu lassen, auch glaubte man in Anknüpfung an den Wolfschen Gedanken auf die Fertigstellung lexikographischer Programme, überdies auf die Unterstützung der philologischen Seminarien bauen zu dürfen. Als reiche Fundgruben für die Lexikographie bezeichnet Halm die lateinischen Grammatiker, die Glossarien und die Rechtsquellen. Was die Behandlung der einzelnen Artikel betrifft, so fordert Halm die möglichst vollständige Geschichte eines jeden Wortes nach Form wie Begriff. Aufser dem Ursprunge eines Wortes und seiner Geschichte habe der Thesaurus aber auch dessen Fortbestehen in den Tochtersprachen nachzuweisen, weshalb alle Umwandelungen, die lateinische Wörter in den romanischen Sprachen erfahren haben, aufzunehmen seien. Heutzutage, wo der Latinist und Romanist in lexikographischen Fragen zusammenarbeiten, wo jener fragt, ob ein lateinisches Wort in den romanischen Sprachen noch existiert, dieser, ob es im Latein schon seinen Vorläufer hat, gehört dieser Gesichtspunkt zu den fruchtbarsten der Lexikographie.

Aber auch dieser von Halm so vielversprechend eingeleitete Versuch verlief im Sande, trotzdem der Kontrakt mit der Teubnerschen Buchhandlung bereits entworfen war und diese einen Betrag von 18000 Gulden für die Vorarbeiten in Aussicht gestellt hatte. Unklarheiten im Schofse der Kommission sowie — ich folge hier dem wohlunterrichteten Eduard Wölfflin[1]) — die Unmöglichkeit, den Redaktor als Professor nach Bayern zu ziehen, lähmten den Fortgang der Arbeiten, und schliefslich entzog ein in Aussicht stehender italienischer Krieg dem Projekte seine materielle Basis: denn die nach Halms Meinung und Mitteilung vom bayrischen König bereits angewiesenen 10000 Gulden waren entweder in Wirklichkeit nie in bindender Form bewilligt oder trotzdem zurückgezogen worden. Versuche Martin Hertzens, die Angelegenheit auf der Augsburger (1862) und Meifsener (1863) Philologenversammlung auch nur zur Sprache zu bringen, wurden unterdrückt, und der in dieser Sache, wie es scheint, überempfindliche und leicht reizbare Halm erklärte Hertz gegenüber, er würde es mit seiner sofortigen Abreise beantworten, sowie dieser das erste Wort darüber vorbringe.

So sehr man damals vielleicht Grund hatte, das Scheitern des Projektes zu bedauern, so wird man sich heute eher darüber freuen dürfen: denn es wäre doch nur eine halbe Arbeit gewesen, die der Fertigstellung einer späteren besseren nur im Wege gestanden hätte. Gewifs steckte sich der von Halm geplante Thesaurus höhere wissenschaftliche Ziele als die rein praktischen Zwecken dienenden Wörterbücher, die einerseits das Verständnis von Texten durch eine richtige Übersetzung vermitteln und die Ergebnisse der Schrift-

---

[1]) Archiv I (1884) S. 2. Vgl. auch O. Ribbeck, F. W. Ritschl II 290 f.

stellererklärung so viel als möglich konzentrieren, anderseits dem Lateinschreibenden das nötige Phrasenmaterial liefern wollten. Wie Halm vor allem als Herausgeber kritisch gereinigter Texte thätig war, so sollte, wie Wölfflin[1]) richtig hervorhebt, auch der Thesaurus ein Hilfsmittel für den Kritiker werden, für die Textkritik sowohl wie für die Echtheitskritik. Bei dem Schwanken der handschriftlichen Überlieferung, bei dem Streben, kranke Stellen durch Konjektur zu heilen, sollte man sich aus dem Thesaurus darüber Rats holen können, ob ein Wort, eine Redensart für eine gewisse Zeit, für einen bestimmten Autor passe oder nicht. Dafs damit die Aufgaben eines umfassenden lateinischen Wörterbuchs nicht erschöpft sind, liegt jetzt auf der Hand, da die Lexikographie aus ihrer dienenden Stellung sich zur selbständigen Herrin erhoben und sich ihre eigenen 'autonomen' Ziele gesteckt hat. Zudem gab es zu Halms Zeiten noch viel zu wenig thesaurusreife kritische Ausgaben.

Wenn nun auch Halms Rede in der Wiener Versammlung den Thesaurus nicht nach sich zog, so wird man doch als ihre Nachwirkung die im Jahre 1864 beschlossene und seither rüstig vorwärts schreitende Herausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller durch die Wiener Akademie bezeichnen dürfen, wie denn auch die einzelnen Bänden angefügten sprachlichen *Indices verborum* wichtige Vorarbeiten für den Thesaurus liefern.

Nach Wolf und Halm wurde der Gedanke an eine neue wissenschaftliche Bearbeitung des lateinischen Sprachschatzes zum drittenmal — 25 Jahre später — von dem Nachfolger Halms auf dem Münchener Lehrstuhle Eduard Wölfflin aufgenommen, der in einem vielbeachteten Aufsatze im Rheinischen Museum des Jahres 1882 (XXXVII 83 ff.) über die Aufgaben der lateinischen Lexikographie neue Gesichtspunkte eröffnete. Er stellt darin die Forderung, die Lexikographie und Grammatik auszubauen, eine Sprachgeschichte aufzubauen von den Anfängen des Lateinischen bis zu seinem Übergang in die romanischen Sprachen. Dieser Aufbau werde für Kritik und Litteraturgeschichte, ja auch für andere Teile der Philologie reiche Ausbeute liefern. Suche und finde man in den Tabellen einer Volkszählung und den Ziffern und Prozenten der Statistik Aufschlufs über die Lebensfragen einer Nation, so werde man aus dem Zählen und Vergleichen der Belegstellen verschiedener Wörter nicht geringere Belehrung finden können. Nicht blofs positiv müsse man die einzelnen Wörter und Wortgruppen, Konstruktionen und Ausdrucksweisen durch die ganze Sprache hindurch beobachten, sondern auch negativ darauf merken, was bei einem Autor abgestorben sei und nicht mehr vorkomme. Jeder lexikalische Artikel müsse den Charakter einer Biographie tragen, da uns jedes Wort als lebender Organismus und damit als ein Individuum erscheine. Freilich seien solche Riesenaufgaben nie auf die Schultern eines Einzelnen zu laden, sondern müfsten auf gelehrten Körperschaften ruhen, welche unsterblich seien und deren Archive alle gemachte Arbeit aufbewahren könnten.[2]) Bevor es aber zu solchen

[1]) Die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae. Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. der bayr. Ak. d. W. zu München. 1894 S. 94. — Archiv I (1884) S. 3.

[2]) Archiv I (1884) S. 6.

Archiven kommen sollte, gründete Wölfflin selbst im Jahre 1884 mit Unterstützung der bayrischen Akademie sein Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschlufs des älteren Mittellatein als Vorarbeit zu einem — das unbestimmte Zahlwort ist nicht ohne Bedeutung — Thesaurus linguae Latinae. In der richtigen Erkenntnis, dafs es nicht möglich sei, direkt auf das praktische Ziel loszusteuern — denn auch hier geht Probieren über Studieren —, wollte Wölfflin, ursprünglich nur für drei Jahre, eine grofsartige Versuchsstation einrichten, in welcher alle hierher gehörigen Fragen theoretisch und praktisch gelöst werden sollten. Der Thatkraft Wölfflins gelang es, für die ungefähr 250 Abschnitte, in die er das ganze Sprachgebiet geteilt hatte, ebensoviele Bearbeiter zu gewinnen, die das Vorkommen einer ganzen Reihe von Wörtern in jedem der 250 Teile beobachten sollten. Die Orthographie und Prosodie, die Normal- und vulgären Nebenformen eines Wortes waren hierbei ebenso zu berücksichtigen wie der Bedeutungswandel und die Synonyma, die Verwendung lateinischer Ausdrücke in der Übersetzung aus dem Griechischen, die ältesten Belegstellen eines Wortes, dessen Absterben und Ersatz durch Konkurrenzwörter, der Schriftsteller- und Sprachkreis, dem das betreffende Wort angehört, endlich dessen syntaktischer Gebrauch wie die gewöhnliche und ungewöhnliche Wortstellung bei gewissen Redensarten. So wurde durch eine gröfsere Anzahl von Versuchen die Normalform für Lexikonartikel gefunden und festgestellt. Mit vollem Rechte darf Wölfflin darauf hinweisen, dafs durch dieses Organ — das, seitdem der Thesaurus bestimmte Formen angenommen hat, sich nicht mehr als 'Vorarbeit zu einem', sondern als 'Ergänzung zu dem Thesaurus linguae Latinae' ankündigt — die Anschauungen über lateinische Lexikographie wesentlich geklärt, erweitert und vertieft und eine ansehnliche Schar von jüngeren und älteren Philologen für das grofse Werk interessiert und in dessen Technik eingeweiht wurden.[1])

Für die hohe Wertschätzung, welche sich dieses Centralorgan für alle lexikographischen Studien aus Deutschland und Österreich ('von Anfang an unser treuester Bundesgenosse', sagt der Herausgeber), der Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, England, Schottland, Italien, Frankreich, Portugal, Rufsland und Amerika erkämpft hat, zeugt es, dafs die seit dem Vorjahre von Friedrich Kluge herausgegebene Zeitschrift für deutsche Wortforschung ausdrücklich Wölfflins Archiv als das Vorbild bezeichnet, dem die neue Zeitschrift nacheifern werde. Und nicht minder ehrenvoll lautet das Urteil Michel Bréals[2]): *Quand le Dictionnaire n'aurait servi qu'à provoquer la création de ce recueil, il aurait déjà bien mérité des études latines.*

Der eigentliche Thesaurusplan, dem indessen durch stille Thätigkeit in der Gelehrtenstube war vorgearbeitet worden, kam doch erst im Jahre 1889 so recht in Flufs, als Martin Hertz ἐπὶ γήραος οὐδῷ eine neue Anregung zur endlichen Ausführung des Werkes in seiner Eröffnungsrede als Präsident der

[1]) Archiv VIII (1893) S. 622.

[2]) Journal des Savants, Nov. 1900 S. 644.

40. Philologenversammlung in Görlitz gab.[1]) 'Nur leise und schüchtern' wagt er es, die Aufmerksamkeit der deutschen Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften auf die grofse Aufgabe zu lenken. Unter ihrem Schutz und Schirm würden seit einer stattlichen Reihe von Jahren Unternehmungen ins Werk gesetzt, die früher unausführbar erschienen. Bislang immer nur von je einer unter ihnen. Sollte es nicht möglich sein, fragt Hertz, für dieses grofse Unternehmen das gesamte Deutschland auch auf geistigem Gebiete zu vereinigen, auf welchem es Deutsch-Österreich sich voll beizählen dürfe? Durch geeignete Vertreter aus ihrer Mitte sollten jene gelehrten Körperschaften einen Ausschufs bilden, der in gemeinschaftlicher Beratung die *ὁδοί* und *πόροι* erwäge und die weiteren Schritte thue und veranlasse. Hertz wufste durch seinen dringenden Appell nicht nur die Fachkreise, sondern auch die preufsische Regierung für seinen Plan zu interessieren. Im Februar 1891 wurde die Angelegenheit in einer Konferenz, der aufser Hertz und einem Vertreter des preufsischen Kultusministeriums die Mitglieder der Berliner Akademie Mommsen, Vahlen und Diels anwohnten, besprochen und Hertz zur Abfassung eines Schriftstückes über Bedeutung, Geschichte, Plan und voraussichtliche Kosten eines solchen Unternehmens veranlafst.[2]) Darin verlangte Hertz bei den seltener vorkommenden Wörtern ein Verzeichnis aller Belege, bei den gewöhnlichen und durchweg gangbaren nur eine Anzahl von Stellen, die zum Teil durch Ziffern oder bei sehr ausgedehntem Gebrauche durch ein 'etc.' bezeichnet würden. Mit Recht hielt dagegen die Akademie in ihrem Gutachten über die genannte Denkschrift für die wichtigsten Schriftwerke 'vollständige' Zettelexcerpte für notwendig, denn nur so lasse sich das Fehlen eines Wortes in einem zeitlich oder örtlich oder persönlich bestimmten Kreise, das oft wichtiger sei als das Vorkommen, ermitteln. Ohne Verzettelung des Wortschatzes der wichtigsten Profanschriftsteller sowie der lateinischen Bibel in allen ihren Abwandelungen und einzelner Hauptwerke der theologischen Litteratur werde ein lateinisches Lexikon nie die Geschichte des Einzelwortes geben. Da aber trotz Hertzens kräftiger Initiative die Ausführungen der Akademie doch nur im ganzen platonisch klangen, ohne dafs sie diesen konkrete Vorschläge und Thaten hätte folgen lassen, trat der greise, damals 74jährige Hertz zum drittenmal in einem noch nicht dreijährigen Zeitraume mit dem dringenden Aufrufe zur Gründung eines lateinischen Wörterbuchs in die Öffentlichkeit.[3]) Mit rühmenswerter Offenheit bekennt er, dafs das akademische Gutachten auf ihn eine 'niederschlagende' Wirkung geübt habe. 'Ist es eine Erfüllung seiner Pflicht', schreibt Hertz mit wahrem Mannesmute, 'die Hand nicht zu rühren, um die mafsgebenden Faktoren, durch

[1]) Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz (Leipzig 1890) S. 9 ff.

[2]) Sitzungsber. der Kgl. preufs. Ak. d. W. zu Berlin 1891. 2. Halbband S. 671 ff.

[3]) *Dissertatio vernaculo sermone conscripta De thesauro Latinitatis condendo.* Breslauer Lektionskatalog, Sommer 1892. Hertzens Verdienste um die Thesaurusangelegenheit hebt mit gebührendem Nachdrucke F. Skutsch im Nekrolog hervor (Biographisches Jahrbuch f. Altertumskunde XXIII. Jahrg. 1900) S. 52 f.

deren Hilfe allein ein weiteres Vorgehen ermöglicht wird, zur endlichen Inangriffnahme dieser nun seit einem Menschenalter auf die Tagesordnung gesetzten und durch allerlei ungünstige Umstände bis auf den heutigen Tag verschleppten Angelegenheit zu bewegen?' Dieser letzte kräftige Appell verhallte nicht ungehört. Die fünf Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien entschlossen sich im Jahre 1894, die ungeheure Wucht des technisch wie finanziell aufsergewöhnlich schwierigen Unternehmens mit vereinten Kräften auf ihre Schultern zu nehmen, nachdem zuvor Buecheler und Wölfflin 'als die leitenden Träger des Thesaurusgedankens' einen Arbeits- und Finanzplan im einzelnen ausgearbeitet hatten. Danach wurden die Kosten des Unternehmens auf 605000 Mk. veranschlagt, wozu die fünf Akademien 500000 Mk. beizusteuern hätten, so dafs auf jede in den zwanzig Jahren, für die man die Arbeitszeit an den zwölf in Aussicht genommenen Bänden in Grofsquart-Lexikalformat zu durchschnittlich 1000 Seiten berechnete, 100000 Mk. (jährlich 5000 Mk.) entfallen würden.

Im Juli 1894 begann die Arbeit nach 'dualistischem' Systeme in der Weise, dafs zwei Arbeitscentren bestimmt wurden und in Göttingen unter der Leitung Friedrich Leos die Denkmäler der Poesie sowie die Inschriften, in München unter Wölfflin die Prosaiker behandelt wurden.[1]) Mit dem Jahre 1899, also nach der verhältnismäfsig kurzen Zeit eines Quinquenniums, ist die erste der beiden Hauptperioden, die der Sammlung und Rohbearbeitung des zu thesaurierenden Materials, beendigt und die zweite auf 15 Jahre berechnete Periode der eigentlichen Abfassung des Thesaurus begonnen worden. Als Zeitgrenze für das in Betracht kommende Material wurde im allgemeinen das VII. Jahrh. angesetzt. Den Grundstock bildet die in Zettel aufgelöste und zu Spezialwörterbüchern zusammengeordnete lateinische Litteratur (einschliefslich der Inschriften und Glossen) von den Anfängen bis gegen die Mitte des II. Jahrh. n. Chr. Da man bei dieser Verzettelung die Beobachtung machte, dafs kein Autor so recensiert vorlag, dafs man die Textstellen ohne weiteres hätte abschreiben können, mufsten diese für die Thesauruszwecke 'abkorrigiert' werden. Die Revision geschah von genauen Kennern des Autors oder seines Sprachkreises. Wo von einzelnen Autoren ungenügende Ausgaben vorlagen, hat die Thesauruskommission die Herstellung neuer angeregt oder unterstützt, z. B. für Manilius, Celsus, Fronto, Pseudo-Apuleius. Nur für ganz wenige Texte, nämlich Ciceros philosophische Schriften und Reden, für Cäsar und Tacitus fand man die Speziallexika von Merguet, Meusel, Gerber-Greef ausreichend, um unmittelbar aus ihnen die Zettel herzustellen. So liegt denn jetzt 'das lateinische Sprachmaterial von den punischen Kriegen bis zur Antoninenzeit in wissenschaftlich zuverlässigen Spezialglossaren zu sämtlichen Autoren für die gelehrte Benutzung bereit' (Leo a. a. O.). Für die spätere Litteratur ist ein

[1]) Hier und im folgenden benütze ich den 'Bericht über den Thesaurus linguae Latinae' (Nachrichten von der Kgl. Gesellsch. d. W. zu Göttingen. Geschäftliche Mitteilungen 1899. Heft 1 S. 26—30) von Friedrich Leo, dem Göttinger Vertreter in der Thesauruskommission, der überdies Diels, Brugmann, Wölfflin, Hartel und Buecheler angehören.

Teil in der gleichen Weise verzettelt worden, so Apuleius, die Vulgata, Commodian, ein Teil Tertullians, während bei den Schriftstellern des IV.—V. Jahrh. nur das Wichtigere des Wortbestandes von Spezialkennern des Autors excerpiert wurde. Hier mufste eben mit den drei grofsen Faktoren Zeit, Raum und Geld, von denen auch dieses Unternehmen abhängig ist, gerechnet werden. Mit Recht nennt Leo dieses Material jetzt ein wissenschaftliches Archiv ersten Ranges, das einer Entwickelung fähig sei, die die gröfsten Ausblicke biete. An die Stelle der Excerpte würden für einen Text nach dem anderen, soweit er in kritischer Bearbeitung vorliege, die Zettelglossare treten müssen. Während der Thesaurus selbst der Natur jeder menschlichen Arbeit nach nur den Stand des Wissens gewisser Jahrzehnte in einer durch Mittel und Zweck gebotenen Komprimierung darstellen könne, werde sein Material den Centralpunkt für die lateinischen Studien des XX. Jahrh. bilden.

In München, wohin nach Fertigstellung des Rohmaterials auch die Göttinger Zettelsammlung übertragen wurde, im dritten Stocke des Akademiegebäudes in der Neuhauser Strafse, ist eine Flucht geräumiger Zimmer zur Aufnahme des Zettelmaterials eingerichtet, aus dem der Thesaurus erstehen soll. Hier im 'Thesaurusbureau' arbeitet der als Generalredaktor thätige Friedrich Vollmer mit zehn bis zwölf jüngeren Thesauristen an dem gewaltigen Werke. Etwa 4½ Millionen Zettel birgt das Schatzhaus der Akademie, je 1700 Zettel ungefähr verwahrt ein Kasten. 2500 Zettelkasten schmücken die Wände, und mit Staunen gewahrt man, wie ein Augenzeuge[1]) berichtet, die je eine ganze Wand einnehmende Kastenreihe, die den Wortschatz des Cicero oder Livius oder des älteren Plinius enthält.

II

Lange genug war es Mode, über die Thätigkeit des Lexikographen, zu der wohl, als einer mechanischen Arbeit und keiner wissenschaftlichen Disziplin, nicht viel mehr als Sitzfleifs gehöre, mitleidig die Achseln zu zucken, und Joseph Justus Scaliger giebt, wenn auch scherzweise übertreibend, doch die landläufige Ansicht wieder, dafs das *lexica contexere* eine härtere Strafe und Pein sei als in ein Zwangsarbeitshaus gesteckt zu werden oder im Bergwerke nach Metallen zu graben . . . *nam cetera quid moror? omnes Poenarum facies hic labor unus habet.* Und welchen Dank findet der Lexikograph für seine mühe- und entsagungsvolle Thätigkeit? Der beste Lexikograph, sagt einmal Macaulay, kann zufrieden sein, wenn die Welt seine Arbeit mit kalter Achtung aufnimmt. So wenig Anerkennung genossen also noch vor nicht allzulanger Zeit die Bestrebungen der Lexikographen, die ihre Zeit und Mühe an eine vergebliche Arbeit verthäten. Seitdem man freilich darüber klar geworden, was eine wirklich wissenschaftliche Lexikographie, die nicht 'als bescheidene Lastträgerin, sondern im Vollgefühle ihrer Aufgabe auftrete', zu leisten im stande sei, änderte sich allmählich die Auffassung lexikographischer Thätigkeit,

[1]) Frankfurter Zeitung 23. Oktober 1900 Nr. 293, Erstes Morgenblatt.

die heute der Fachmann als gleichberechtigt neben den anderen philologischen Disziplinen gelten läfst. In solchem Sinne nennt ein Meister der Philologie, Hermann Usener[1]), die Aufgabe, die gegenwärtig den jungen Bearbeitern des Thesaurus linguae Latinae gestellt sei, eine beneidenswerte. Denn sie haben die Akten zur Geschichte der einzelnen Begriffe und Lebensgestaltungen, die zugleich die ganze Geschichte seines inneren und äufseren Lebens abspiegeln, zu sammeln, zu sichten und zu ordnen.

Die Aufgaben der modernen lateinischen Lexikographie hat niemand schärfer gefafst als der Pfadfinder auf diesem Gebiete Eduard Wölfflin, wenn er sagt:[2]) 'Sie will die Geschichte der Sprache, sowohl der Schrift- wie der Volkssprache, durch alle Jahrhunderte, in denen das Latein lebendig war, also bis zur Abtrennung der romanischen Tochtersprachen, in jedem einzelnen Worte zur Darstellung bringen . . . Die Lebensgeschichte der einzelnen Wörter, ihre Entstehung, Verbindung, Vermehrung, Abänderung in Form und Bedeutung, ihre gegenseitige Vertretung und Ersetzung, endlich ihr Absterben stellt in tausendfacher Brechung die Geschichte des nationalen Fühlens und Denkens dar; und die zwei wichtigsten Veränderungen der römischen Kultur durch griechischen, dann durch christlichen Einflufs spiegeln sich nicht minder treu im lateinischen Lexikon als in der lateinischen Litteratur ab.' Ähnlich formuliert Ferdinand Heerdegen[3]) die Aufgaben der lateinischen Lexikographie dahin, jedes einzelne Wort als ein sprachliches Individuum ins Auge zu fassen und nach folgenden sieben Gesichtspunkten monographisch darzustellen: nach dem historischen, etymologischen, flexivischen, semasiologischen, syntaktischen, phraseologischen und stilistischen.

Vom historischen Standpunkte aus ist es wichtig, die ersten Stellen des Vorkommens eines Wortes zu verzeichnen, so dafs der Benutzer des Thesaurus aus den mangelnden Belegen einer Periode auf das Fehlen in der Litteratur schliefsen darf. So existiert vor Lucrez das Wort *elementum* in der lateinischen Litteratur überhaupt nicht, und wenn auch Cicero zehn Jahre später bei der Abfassung der *Academica* sich den Ruhm zuschreibt, diesen Kunstausdruck aus dem Griechischen übertragen zu haben, so wird doch im Thesaurus auf Lucrez als den Erfinder des philosophischen Kunstausdruckes *elementum* statt *στοιχεῖον* hinzuweisen sein.[4]) Wie aber bei vielen Wörtern das Entstehen, so läfst sich auch deren Vergehen beobachten. Auf die Partikel *haud* hat man passend das Dichterwort angewendet:[5]) 'Man wufste nicht, woher sie kam, doch schnell war ihre Spur verloren.' Livius ist der erklärte Liebhaber dieses 'Mädchens aus der Fremde', sonst macht sich schon bei den Schriftstellern des goldenen Zeitalters eine Beschränkung im Gebrauche be-

---

[1]) Italische Volksjustiz. Rh. Mus. LVI (1901) S. 1.

[2]) Archiv VIII (1893) S. 622.

[3]) Lateinische Lexikographie in Iwan v. Müllers Handbuch d. kl. Altertumswissenschaft II 2³ S. 509.

[4]) H. Diels, Elementum (Leipzig 1899) S. 68 f.

[5]) C. Weyman, Archiv IV (1887) S. 158 f.

merkbar. Von Fronto ab nimmt besonders die Verbindung des *haud* mit Verben immer mehr ab, und schliefslich fristet das Wort in festgewurzelten Wendungen wie *haud longe, haud procul, haud dubie* ein kümmerliches Dasein. — Sobald aber ein sonst häufiges Wort bei gewissen Schriftstellern und in einzelnen Litteraturgattungen zurücktritt, ist es interessant, nach den 'Konkurrenzwörtern' zu suchen, die seinen Platz einnehmen. Ersatzwörter des in den romanischen Sprachen spurlos verschwundenen *saepe* sind *subinde* (frz. *souvent*), *frequenter* (ital. *frequentamente*), auch *crebro*. An die Stelle von *diu* ist *longo tempore* getreten, für *ver* sagte man *primum tempus* (*printemps*) oder *vernum tempus* oder *prima vera*, das sich im Italienischen noch als Femininum Singularis findet.[1]) Von *morbus* findet sich im Spätlatein ebensowenig eine Spur wie in den romanischen Sprachen, und Otto Keller[2]) hat sicher recht, wenn er meint, dafs das Wort mit seinem Anklang an *mori* und *mors* zu 'euphemistischem Ersatz' einlud. Der Arzt vermied wohl das harte Wort, um den Kranken nicht zu erschrecken, und verschleierte es mit dem milderen *infirmitas*, das sich in manchen romanischen Sprachen erhalten hat, oder sprach lieber beschönigend von einem Übelbefinden, *male habitus*, worauf das französische *maladie* zurückgeht. Besonders witzig ist die Sprache mit dem Worte *mus*, die Maus verfahren[3]), das gleich anderen einsilbigen Wörtern wegen seiner Kürze und speziell noch, weil es in manchen Casus mit *murus* kollidierte, keine Spur im Romanischen zurückgelassen hat. Der Einschrumpfung des Wortes suchte die Sprache durch das beliebte Mittel der Ansetzung einer Deminutivendung — man denke an *auris, auricula* (*oreille*), *taurus, taurellus* (*taureau*), *sol, soliculus* (*soleil*) — zu begegnen. Nun hätte aber das Wort eine allzustarke Belastung durch Bedeutungen ertragen müssen: denn aufser 'Mäuslein' bedeutet *musculus* Muskel, weiter eine Walfischart, endlich die Miesmuschel, und als militärischer Terminus technicus die Minierhütte. Zu allem Überflufs störte auch noch *muscula*, das Deminutivum zu *musca* 'Fliege', die Kreise des Wortes. So griff man denn zum Worte *sorex* (frz. *souris*), das ursprünglich die 'Spitzmaus' bedeutet, und nahm dieses für 'Maus' überhaupt. Im Italienischen wurde sogar das der Maus verwandte Nagetier, die Ratte (*topo*), an deren Stelle gesetzt, das wieder auf *talpa* oder *talpus* Maulwurf zurückgeht. So mufsten denn einige romanische Sprachen statt der Bezeichnung für 'Maus' jene für Spitzmaus, Ratte, Maulwurf wohl oder übel mit in den Kauf nehmen. Aus den bisherigen Wörterbüchern konnte man ebensowenig etwas über das Absterben eines Wortes ersehen wie über die Ersetzung durch andere, weil die einzelnen Wörter, um mit Wölfflin zu reden, 'nach amerikanischem Zellensystem abgesperrt und in keine Verbindung miteinander

---

[1]) Wölfflin, Sitzungsber. d. bayr. Ak. d. W. 1894 S. 101, 111. — Archiv I (1884) S. 4 f.

[2]) Zur lat. Sprachgeschichte, 2. Teil, Grammatische Aufsätze (Leipzig 1895) S. 176. Vgl. auch Wölfflin a. a. O. S. 113 f.

[3]) Wölfflin, Über Bedeutungswandel. Verhandlungen d. 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Zürich (1887) S. 69 f. — Sitzungsber. der bayr. Ak. d. W. 1894 S. 113.

gebracht wurden, obwohl sie doch nicht als Junggesellen, sondern in Familiengemeinschaft leben. Und doch ist neben der Produktion der ersten Wörter für die einzelnen Begriffe, also gewissermafsen der Ursprache, die Ausfüllung der entstehenden Lücken eine der grofsartigsten Leistungen der Sprache, deren Sorge einem Kriegsministerium gleicht, welches nicht nur die Gefallenen durch Nachschub ersetzt, sondern auch sich alle Mühe giebt, die Kranken und Verwundeten am Leben zu erhalten.[1])' Diese allgemeine Gesundheitskontrolle über das Leben und Weben der Wörter ist ein neugewonnener Gesichtspunkt einer wissenschaftlichen Lexikographie, der die lohnendsten Ausblicke auf jenes Grenzland bietet, in dem der Latinist und Romanist nebeneinander wohnen und an der Bestellung des wissenschaftlichen Ackers gemeinsam arbeiten.

Mit der Wortgeschichte hängt eng zusammen die Wortgeographie. So wie es zeitliche Unterschiede in der Latinität giebt, ebenso giebt es örtliche. Denn da das Latein nicht in allen Teilen des grofsen römischen Weltreiches gleich gesprochen wurde, so suchte man einem nach Ländern provinziell gefärbten Latein, d. h. einer den romanischen Sprachen entsprechenden Veränderung des lateinischen Sprachgutes in Spanien, Frankreich, Italien, auf die Spur zu kommen, eine Untersuchung, die heute durch eine grofse Anzahl sicherer Beobachtungen nicht nur als möglich, sondern als wissenschaftlich notwendig erscheint. Auch diese Untersuchungen über die lokalen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache sind gleich fruchtbar für den Romanisten wie den Latinisten und laden den einen wie den anderen dazu ein, die zwischen zwei Disziplinen hergestellte Verbindungsbrücke zu betreten. Spanisches *comer* 'essen', verglichen mit französischem *manger*, weist darauf hin, dafs südlich der Pyrenäen *comedere*, in Gallien *manducare* sich durchgesetzt habe[2]); beide Wörter bilden übrigens den 'differenzierenden Ersatz', wie dies Keller[3]) nennt, für *ĕdere*, das im Spätlatein, als man die Quantität nicht mehr genau beobachtete, leicht mit *ēdere* 'herausgeben' verwechselt werden konnte. In Spanien behauptete sich *germanus* (*hermano* 'Bruder'), in Gallien *frater* (*frère*); dort kam *toti* 'alle' zur Alleinherrschaft, während in Italien neben dem *tutti* wenigstens der Singular *omnis* (*ogni, ognuno*) stehen blieb.[4]) Die Thatsache, dafs *pandus* 'krumm', neben dem ja auch *curvus* zur Verfügung stand, sich zwar auf der Iberischen Halbinsel, aber nicht in Italien erhalten hat, legt die Frage nahe, ob nicht schon im Altertume die aus Spanien stammenden Autoren dieses Adjektiv häufiger gebraucht haben als andere Zeitgenossen, und Seneca, Quintilian, Silius und Martial scheinen dies zu bestätigen.[5]) Nur im gallischen Latein hat *apud* die Bedeutung von *cum* angenommen, woraus sich das französische *avec* = *apud hoc* entwickelte, während *cum* als Präposition sowohl wie als Konjunktion untergegangen ist. Da *magis* in Gallien und Italien die Bedeutung einer Adversativ-

---

[1]) Sitzungsber. der bayr. Ak. d. W. 1894 S. 107 f.

[2]) Wölfflin, Rh. Mus. XXXVII (1882) S. 105.

[3]) Zur lat. Sprachgeschichte II 125.

[4]) Wölfflin, Rh. Mus. XXXVII (1882) S. 105.

[5]) Wölfflin, Archiv I (1884) S. 10.

partikel 'vielmehr', 'aber' (frz. *mais*, ital. *ma*) annahm, umschrieb man, um die Kollision zu meiden, den Komparativ mit *plus*, während Spanien an *magis* sowohl bei der Komparativbildung wie als Partikel festhielt.[1])

Wenn man nun der Weiterbildung des Latein in den romanischen Tochtersprachen erst in neuester Zeit besondere Beachtung geschenkt hat, so ist es schon seit langem ein Lieblingsthema der Philologie, nach der Vorgeschichte der Wörter zu forschen. Dies führt uns auf den etymologischen Gesichtspunkt in der lexikographischen Darstellung. Die Etymologie nennt Jakob Grimm[2]) das Salz oder die Würze des Wörterbuchs, ohne deren Zuthat seine Speise noch Ungeschmack bliebe, setzt aber hinzu, dafs diese Kunst übel im Rufe stehe, weil es nahe lag, sie früh, schon im blofsen Wortspiel, zu versuchen und zu mifsbrauchen. Diese Worte Grimms gelten auch heute noch für unsere gangbaren Lexika, die *in etymologicis* ein wenig erfreuliches Bild liefern. Orthographie und Prosodie und vor allem die semasiologische Untersuchung sind die Vorbedingungen zur Aufhellung der Etymologie: denn aus falschen Prämissen über Grundform und Bedeutung kann kein richtiger Schlufs auf das Etymon eines Wortes gezogen werden. Wenn es z. B. semasiologisch feststeht, dafs *elementa* in seiner ältesten Anwendung bei Lucrez die 'Buchstaben des Alphabets' bedeutet[3]), so ist allen Vermutungen, die bei der Herleitung des Wortes von der physikalischen Bedeutung 'Urstoffe in der Natur' ausgehen, von vornherein der Boden entzogen. Der Thesaurograph wird sich bei der Feststellung der Etymologie eines Wortes ebenso davor zu hüten haben, das Latein durch künstliche Isolierung aus dem Zusammenhange mit seinen Verwandten zu reifsen, wie vor dem anderen Extrem, 'Sanskritwurzeln zu klauben' und das 'Manna' des Latein zu verschmähen.[4])

Neben dem historisch-geographischen und etymologischen Gesichtspunkte, von dem aus ein Wort lexikographisch darzustellen ist, mufs drittens auch der flexivische in Betracht gezogen werden. Hier sind neben den Normalformen eines Wortes vor allem die abweichenden und fehlenden oder doch absichtlich gemiedenen Bildungen zu berücksichtigen. Das ursprünglich völlig intakte und nach der sogenannten vierten Konjugation abgewandelte Verbum *odio* 'ich hasse' mufste wegen der lautlichen Kollision mit *audio* 'ich höre' aus dem Hochlatein weichen, blieb aber in der Volkssprache lebendig, wie dies eine Stelle bei Cic. Phil. XIII 42 beweist, wo in einer Äufserung des Antonius die Perfektform *odivit* von Cicero angeführt wird, eine Form, die, wie Gustav Landgraf[5]) richtig bemerkt, ebenso aus der Volkssprache entlehnt ist wie der von Cicero wenige Zeilen später getadelte Superlativ *piissimus*: *quod verbum*

[1]) Wölfflin, Sitzungsber. der bayr. Ak. d. W. 1894 S. 104.

[2]) Deutsches Wörterbuch, Vorrede Sp. XLVII.

[3]) Diels a. a. O. S. 81 f. Siegfried Reiter, Zur Etymologie von *elementum*. Jahresber. des Gymn. Kgl. Weinberge 1899/1900 S. 11 ff.

[4]) Vgl. W. Str(eitberg), Anzeiger f. indogerm. Sprach- u. Altertumskunde. Beiblatt zu den Indogerm. Forschungen XI (1900) S. 273 f.

[5]) Archiv XII (1901), Das Defectivum *odi* und sein Ersatz, S. 150.

omnino nullum in lingua Latina est, id propter tuam divinam pietatem novum inducis. Cicero zeigt eine gewisse Zurückhaltung gegen die Pluralformen von *species* und vermeidet geradezu *specierum* und *speciebus,* wofür er lieber *formae, formarum, formis* sagen möchte[1]), während vom III. nachchristlichen Jahrh. an die Bedenken gegen die Pluralformen von *species* verschwinden. Für derlei Erscheinungen hat Heerdegen glücklich die Bezeichnung 'flexivische Substitution' vorgeschlagen.

Die semasiologische Seite der Lexikographie will die verschiedenen abgeleiteten Bedeutungen eines Wortes historisch ordnen und zeigen, wie und wann sie sich entwickelt haben. Denn auch auf die begriffliche Seite der Wörter findet das πάντα ῥεῖ des griechischen Philosophen in so fern seine Anwendung, als die Bedeutung des Wortes sich im Laufe der Zeit ändert, dieses auf andere Vorstellungskreise bezogen wird, ein neu aufgekommenes Wort ein altes verdrängt oder ihm eine andere Sphäre zuweist. Interessant ist in diesem Sinne die Wortgeschichte von *orare,* die Heerdegen als eine Art Paradigma in seinen Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie (III. Heft, Erlangen 1881) geliefert hat. *Oro,* von *os, oris* abgeleitet, bedeutet ursprünglich 'den Mund aufthun', 'reden', was sich in wenigen Redensarten (*re inorata, causam orare*) sowie im Subst. *orator* 'der Redner' erhalten hat. Schon im archaischen Latein war nämlich diese Grundbedeutung 'reden' im Absterben begriffen, und die Sprache sorgte für einen Ersatz durch das Synonymum *dicere,* während *orare* sich zu der Bedeutung 'bitten' und im Kirchenlatein (seit Ende des II. Jahrh. n. Chr.) zur Bitte zu Gott, zu dem 'Gebete' verengerte, wie ja *oratio dominica* der Kunstausdruck für 'Vaterunser' ist und die Verbindung *ora et labora* die gleiche Bedeutung des Verbums zeigt. So beobachten wir an diesem Worte περιπλομένων ἐνιαυτῶν eine zweifache Determination oder Spezialisierung der Bedeutung von 'reden' zu 'bitten', von 'bitten' zu 'beten'. Einen ähnlichen Bedeutungswandel hat das Wort *hostis* durchgemacht, das von der ursprünglich weiteren und allgemeineren Bedeutung 'Fremder' sich auf diejenige Spezies der politisch Fremden beschränkte, welche zum eigenen Gemeinwesen in einem speziellen, nämlich feindlichen Verhältnis stehen.[2]) Einen klassischen Zeugen für diesen Bedeutungswandel haben wir an Cicero, der sich De off. I 37 darüber also ausspricht: *Hostis apud maiores nostros is dicebatur, quem nunc peregrinum dicimus . . . a peregrino recessit et proprie in eo, qui arma ferre posset, remansit.* So wünschenswert es an sich wäre, im Thesaurus eine erschöpfende historische Interpretation der Wörter in semasiologischer Hinsicht zu finden,

---

[1]) Top. 30: *Nolim enim, ne si latine quidem dici possit, specierum et speciebus dicere, et saepe his verbis utendum est, at formis et formarum velim.* Vgl. Wölfflin, Sitzungsber. d. bayr. Ak. d. W. 1900 S. 10 ff.

[2]) Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft von Christian Carl Reisig mit Anmerkungen von Friedrich Haase. 2. Bd. neu bearbeitet von Ferdinand Heerdegen (Berlin 1890) S. 56. — Keller, Zur lat. Sprachgesch. II 128 hält *hostis,* das lautlich mit dem deutschen 'Gast' zusammenfällt, und *hospes* 'Gastfreund', 'Gast' für Differenzierungsformen eines und desselben Urwortes, das die Bedeutung 'Gast' gehabt haben müsse.

wie dies Heerdegen[1]) verlangt, so wird man doch unumwunden bekennen müssen, dafs eine solche Forderung vorläufig zu den idealen gehört, die erst dann wird erfüllt werden können, wenn auf Grund der im fertigen Thesaurus vorliegenden gesammelten und gesichteten Akten zur Wortgeschichte die Geschichte der einzelnen Begriffe und Lebensgestaltungen geschrieben sein wird.[2]) Dafs aber die Wissenschaft der Semasiologie trotz Karl Reisig, dem Begründer dieser Disziplin, trotz Heerdegen, deren thatkräftigstem Förderer, trotz Michel Bréal, dem geistvollen Verfasser des Buches *Essai de Sémantique*, Arsène Darmesteter und anderen noch gar sehr des Ausbaues im einzelnen bedarf, zeigen gerade so meisterhafte Untersuchungen wortgeschichtlicher Art, wie sie Diels für *elementum* und vor kurzem Usener[3]) für *flagitium* und *flagitare* geliefert haben. Man wird daher Brugmann ohne Bedenken zustimmen dürfen, der es als des Werkes Hauptaufgabe bezeichnet, uns die Thatsachen der Sprachgeschichte, wie sie durch die Überlieferung zunächst an die Hand gegeben werden, möglichst unverbrämt vorzuführen, freilich in einer Anordnung, die in erster Linie auch darauf bedacht ist, künftigen semasiologischen Untersuchungen die Wege zu ebnen.

Kürzer kann ich mich über den syntaktischen, phraseologischen und stilistischen Gesichtspunkt bei der lexikographischen Darstellung fassen, da gerade diese Seiten der Lexikographie seit langem teils in unseren Wörterbüchern, teils in den Darstellungen der historischen Syntax, der Stilistik liebevoller behandelt wurden als die früher erwähnten Elemente. Doch auch hier wird eine erweiterte und vertiefte Sprachbeobachtung dem Thesaurus reichen Stoff besonders aus den späteren Jahrhunderten des Latein zuführen.

In syntaktischer Beziehung werden sämtliche Konstruktionen eines Wortes, die üblichen sowohl wie die selteneren, zu verzeichnen und mit Beispielen zu belegen sein, z. B. *dignus* mit Genetiv, das der familiären Sprache anzugehören scheint, *orbus*, das in der älteren Sprache bei Plautus mit Genetiv und Ablativ, bei Ennius, Terenz und Afranius nur mit Ablativ verbunden wird[4]), *persuadere* mit Accusativ der Person.

Während nun die syntaktischen Verbindungen je nach der Fügung des Satzes wechseln, so hat man in phraseologischer Hinsicht auf gewisse der Sprache ständig angehörende feste Formeln und Ausdrücke wie *fundere et fugare, domi bellique, domi militiaeque* zu achten, wofür auch *militiae et domi, et domi et militiae, domique militiaeque*, später *bello domique* und *domi belloque* begegnen. Auch auf die gewöhnliche und ungewöhnliche Wortstellung in formelhaften Wendungen wird hier das Augenmerk zu richten sein, so etwa wie Wölfflin das Verhältnis des modernen Ausdrucks *nolens volens* zum Sprachgebrauch der guten und späteren Latinität gezeigt hat.[5])

---

[1]) Iwan v. Müllers Handbuch d. kl. Altertumswissenschaft II 2³ S. 523

[2]) Vgl. Diels, Elementum S. VIII f.; Brugmann im Anzeiger f. indogerm. Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt zu den Indogerm. Forschungen X (1899) S. 372 f.

[3]) Italische Volksjustiz. Rh. Mus. LVI (1901) S. 1—28.

[4]) Archiv XII (1901) S. 294. [5]) Rh. Mus. XXXVII (1882) S. 87 ff.

In stilistischer Hinsicht endlich wird die Gebrauchssphäre eines Wortes zu verfolgen sein: ob ein Wort dem Hochlatein oder der Volkssprache angehört, ob der Poesie oder Prosa, ob der älteren oder jüngeren Latinität, ob der rein technischen Sprache oder dem Konversations- und Briefstil, ob ein Schriftsteller gewisse Lieblingswörter mehr in seinen ersten, andere in seinen letzten Schriften bevorzugt. Bald wird ein Wort, das auf einen engeren Kreis von Schriftstellern beschränkt war, auf dem ganzen Sprachgebiete üblich, bald wieder verengert eines seinen Bezirk u. s. w. So haben die Lexikographen bei manchen Wörtern auf gewisse Unterschiede in der Häufigkeit des Gebrauches nicht geachtet; z. B. gehört *avere* 'begierig sein' zweifellos dem sermo familiaris an und findet sich demgemäfs bei Cicero in den Briefen an Atticus 16mal, in seinen Reden, und zwar gerade in den sich dem familiären Stil nähernden philippischen, nur 2mal, während Cäsar und Sallust das Wort nicht anwenden.[1])

III

Zu Ende des vorigen und im Anfang des neuen Jahrhunderts konnten von dem Thesaurus, dessen wechselvolle Schicksale, Plan und Aufgaben im vorstehenden dargethan sind, drei Lieferungen im Teubnerschen Verlag erscheinen. Dieser war schon bei dem im Jahre 1858 geplanten Thesaurus zu beträchtlichen Opfern bereit gewesen (s. o. S. 516) und hat dann durch die Übernahme des nicht geringen geschäftlichen Wagnisses das Zustandekommen des Unternehmens ermöglicht sowie für eine durchaus würdige Ausstattung Sorge getragen, die in diesem Falle besondere Umsicht und Hingebung erfordert. Das erste Wort im Thesaurus: *a, prima littera* führt honoris causa Wölfflin, worauf sich in den zwei Faszikeln des ersten Bandes die Artikel bis *acuo* anschliefsen. Erwähnt sei hier der Monstreartikel *ab* — 40 sehr komprefs gedruckte Spalten, die über 3000 Zeilen ausfüllen gegenüber 400 Zeilen bei Forcellini —, zu dessen Bearbeitung Ernst Lommatzsch acht Monate angestrengter Arbeitszeit benötigte. Um nicht den Fortgang des Werkes durch solche in der Natur der Sache liegende Hemmungen zu verzögern, ist man fast gleichzeitig an die Bearbeitung des zweiten Bandes geschritten, dessen erste Lieferung die Artikel *an* — 12 engbedruckte Kolumnen — bis *aplūda* enthält. Jeder gröfsere Artikel zerfällt in zwei Teile, den sogenannten 'Kopf' und den eigentlichen Artikel, der die chronologisch möglichst nach der Bedeutungsentwickelung geordneten Citate enthält, die ohne lange Auseinandersetzungen die Akten zur Geschichte des Wortes in einer bisher nirgends auch nur annähernd gleichen Fülle, Übersichtlichkeit und Zuverlässigkeit bieten. Im 'Kopf' verzeichnet der Linguist R. Thurneysen in aller Kürze die als gesichert geltenden Resultate der etymologischen Wortforschung, während der Romanist W. Meyer-Lübke die in den Tochtersprachen des Latein fortlebenden Wörter anführt. Überdies werden im Kopf des Artikels die

---

[1]) Wölfflin, Archiv I (1884) S. 8.

genaue Wortform mit Bezeichnung der Vokallänge, die ungewöhnlichen Formen und Schreibungen mit Anführung der etwaigen Grammatikerzeugnisse, die Glossen und in knapper Form Beobachtungen zur Geschichte und Bedeutungsentwickelung des Wortes gegeben. Am Schlusse mancher Artikel finden sich die Synonyma und Opposita. Auch den Eigennamen ist die gebührende Stelle im Thesaurus eingeräumt: sie sind von dem bewährten Onomatologen W. Otto bearbeitet, der hierbei, wie billig, vor allem die sprachliche Seite berücksichtigt. Da unter diesen *nomina propria* alle erreichbaren inschriftlichen Namen vollständig gesammelt werden sollen, die bisher wegen ihrer Verstreutheit in den Indices der einzelnen Bände des lateinischen Inschriftenwerkes oder anderer Publikationen nur mit grofsem Zeitverluste zu finden waren, wird der Thesaurus auch in dieser Hinsicht alle bisherigen Onomastika hinter sich lassen.

Doch auch der beste Thesaurus wird nicht allen alles bieten können. Haben wir schon früher darauf hingewiesen, dafs man im Thesaurus vorläufig eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung der Bedeutungsgeschichte jedes Wortes und Begriffes nicht wird erwarten dürfen — denn dies hiefse, um mit Brugmann zu reden, nichts Geringeres verlangen, als dafs sich auf einem kaum bepflanzten Boden in 15 Jahren ein imposanter Eichwald erhebe; und wie sollte überdies der arme Thesaurist bei Artikeln wie *animus, ius, mens, numen, sensus* und ähnlichen eine Welt von Gedanken umschliefsenden Begriffen seine Arbeit mit Rücksicht auf Raum und Zeit begrenzen können? —, so wird der lateinische Thesaurus auch noch in anderer Beziehung hinter dem Ideale zurückbleiben müssen. Hat kürzlich v. Wilamowitz-Moellendorff mit gutem Fuge das ganze Römertum nur eine integrierende Provinz der griechischen Weltkultur genannt, so wird man unbedingt auch Diels beipflichten müssen, wenn er in wahrhaft inhaltgesättigten Worten in der Vorrede zu seinem 'Elementum' darauf hinweist, dafs der *Thesaurus Latinus* trotz jahrzehntelangem Planen und Vorbereiten eigentlich ein Hysteron proteron sei, da 'die Sprache und Kultur eines Volkes, das in drei hintereinander folgenden und stets stärker anschwellenden Wogen die Flut des Hellenismus hat über sich ergehen lassen' — er meint die Rezeption der griechischen Litteratur, der griechischen Philosophie und des griechischen Glaubens —, nicht begriffen werden könne, wenn nicht dieses griechische, vorbildliche Material selbst lexikalisch thesauriert vorliege. Und Michel Bréal[1]) führt den gleichen Gedanken nur aus, wenn er an dem Beispiele von *mundus* zeigt, dafs man dessen doppelte Bedeutung 'Toilette' und 'Weltall' nicht verstünde, ohne auf das griechische Vorbild κόσμος zurückzugehen. Vom philosophischen, litterarischen und wissenschaftlichen Vokabular der Römer könne man sagen, dafs dessen Wörter am Tage ihres Aufkommens alt gewesen seien, da sie ihre Kindheit und Jugend bei den Griechen verlebt hatten. Der lateinische Thesaurus kann sich also auf die Grundlage eines *Thesaurus Graecus*, der das griechische Material nach den

[1]) Journal des Savants, Nov. 1900 S. 644 (in der Besprechung von Diels' Elementum).

Anforderungen der heutigen Wissenschaft historisch verarbeitet und semasiologisch entwickelt darböte, nicht stützen und wird sich wohl auf lange hinaus nicht darauf stützen können, da, wie Diels mit gutem Grunde urteilt, die Zeit zu einem solchen Riesenwerke noch nicht gekommen ist. Denn die schon fast unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Vorbereitung des lateinischen Thesaurus würden für das Griechische mit seiner nach mäfsiger Schätzung zehnfach umfangreicheren Litteratur ins Kolossale, ja ins Unendliche wachsen. Wollte man daher an den lateinischen Thesaurus erst nach Fertigstellung des griechischen schreiten, so könnte vielleicht noch ein Jahrhundert verstreichen.

Mahnt also auch dieses mit einem gewaltigen Aufwand von Zeit und Kraft und Geld ins Werk gesetzte Unternehmen des Thesaurus linguae Latinae an die Unvollkommenheit menschlichen Könnens — denn auch hier bewährt sich das alte Wort, dafs die Wissenschaft einem Dome gleicht, dessen Kuppel nie geschlossen wird —, so wird man es vielleicht als eine Gewähr für das Gelingen des Unternehmens betrachten dürfen, dafs das verhältnismäfsig kleinere Werk früher in Angriff genommen wurde. Haben sich die deutschen Akademien bei dem Thesaurus linguae Latinae zum erstenmal zu gemeinsamem Thun zusammengefunden, so wird vielleicht einmal nach dessen Abschlufs die internationale Vereinigung der gelehrten Körperschaften, die in diesem Frühjahr zum erstenmal in Paris zusammentrat, sich dankbar dessen erinnern, dafs, wie Diels in lapidaren Worten sagt, 'in Hellas die Wurzeln aller Wissenschaften liegen, so viele ihrer heute gepflegt werden, dafs die Wissenschaft um der Wissenschaft willen zuerst unter den Ölbäumen der Akademie getrieben wurde . . . dafs alle moderne Kultur ohne die hellenische nicht blofs undenkbar, sondern auch unverständlich ist'.

Einstweilen wollen wir es dankbarst begrüfsen, dafs die Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien das stolze Wort der preufsischen Akademie: 'Kann ein solcher Wortschatz überhaupt geschaffen werden, so wird er in Deutschland geschaffen, und dieses Vorrecht schliefst eine Pflicht ein' durch ihren Zusammenschlufs zur That gemacht haben, ein Wort, das aus dem berufenen Munde des französischen Linguisten Bréal[1]) eine glänzende Bestätigung gefunden hat. Unumwunden erklärt er Deutschland als das einzige Land, wo man einen solchen Plan fassen konnte, wo der gelehrte Unterricht eine solche Einheit in der Methode herbeigeführt hat, dafs trotz der unter so viele Köpfe verteilten Arbeit nicht ein ungeheurer Mifsklang zu befürchten ist.

Aber nicht blofs der klassische Philologe hat allen Grund, das verheifsungsvolle Werk aufs freudigste zu begrüfsen, in dem für das Lateinische der Wortschatz gehoben, gedeutet und geläutert in einer Weise vorliegen wird,

[1]) Journal des Savants, 1900 S. 643 f.: *Nous ne faisons difficulté de convenir que l'Allemagne était le seul pays où l'on pût concevoir un tel projet, et où l'enseignement a établi une assez grande uniformité de doctrine et de méthode pour qu'on n'eût pas lieu de craindre une immense cacophonie.*

wie dies für keine zweite Sprache bisher der Fall ist. Auch alle jene Disziplinen, die auf das Verständnis der lateinischen Sprache von ihren durch die Litteratur überlieferten Anfängen bis zum VII. nachchristlichen Jahrhundert angewiesen sind, werden an diese Schatzkammer anklopfen müssen: der Historiker so gut wie der Theologe und Jurist, der Linguist sowohl als der Romanist. 'Für das sichere Verständnis aber der lateinischen Autoren', sagt mit Recht ein bereits verstorbenes Mitglied der Thesauruskommission, 'ihrer stilistischen Eigentümlichkeiten und Vorbilder, die Feststellung ihrer Texte und das Studium der Sprachentwickelung auch in kulturhistorischer und psychologischer Richtung wird der Thesaurus von unermefslichem Nutzen sein'.

DIE ENTSTEHUNG DER CICERONISCHEN BRIEFSAMMLUNGEN

Von Ludwig Gurlitt

Zur Provenienz von Ciceros Briefsammlung Ad familiares haben sich in letzter Zeit eingehender C. Bardt[1]) und in gröfserem Zusammenhange H. Peter[2]) geäufsert. Beide sind bemüht, eine Antwort auf die Fragen zu finden, woher diese Briefe stammen, ob sie von den Empfängern zurückerbeten wurden, oder ob es Konzepte und zurückbehaltene Abschriften sind, Peter besonders auch, ob sie Auswahlen aus gröfseren Beständen an Briefen oder der vollständige noch erreichbare Bestand waren, und von wem die Sammlung herausgegeben wurde. Beide beschäftigen sich dabei vielfach, teils zustimmend, teils ablehnend, mit den Ansichten, die ich zuerst in meiner Göttinger Dissertation (1879) vorgetragen und später bei verschiedenen Gelegenheiten erweitert und neu begründet habe. Leider aber weichen sie wieder unter sich so weit voneinander ab, dafs der eine gerade das von mir als gesichertes Ergebnis annimmt, was der andere ebenso entschieden abgelehnt hatte. Ich hatte z. B. behauptet, dafs Cicero in der bekannten Stelle A.[3]) XVI 5, 5: *Mearum epistularum nulla est συναγωγή, sed habet Tiro instar septuaginta; et quidem sunt a te quaedam sumendae. Eas ego oportet perspiciam, corrigam: tum denique edentur* auf unser B. XIII mit seinen 79 Empfehlungsbriefen anspiele. Bardt (S. 265) bezeichnet diese Hypothese als sicher verkehrt; Peter (S. 36) ist überzeugt, dafs ich 'den richtigen Weg der Interpretation obiger Stelle eingeschlagen' habe und baut darauf seine Theorie von der Entstehung der Sammlung weiter auf. Ich hoffe, dafs seine Ausführungen auch die bisher Ungläubigen davon überzeugen werden, dafs ich thatsächlich den rechten Weg eingeschlagen hatte, während Bardts Behandlung jener Briefstelle allgemein abgelehnt worden ist (so von C. F. W. Müller, Schiche, Tyrrell-Purser).

Ich würde mich nicht nochmals auf dieses unsichere Gebiet begeben, wenn ich nicht der Überzeugung wäre, wenigstens in einem weiteren entscheidenden Punkte mehr als eine blofse Vermutung geben zu können.

---

[1]) Hermes 1897 S. 264—272.

[2]) Der Brief in der römischen Litteratur. Abhandl. d. K. S. Gesellsch. d. Wissensch., phil.-hist. Kl. XX. III S. 29—37; 54—100. In der Berliner philologischen Wochenschrift 1901 Nr. 21 und 22 habe ich versucht, einen Überblick über den reichen Gehalt der Untersuchungen von H. Peter zu geben, welche auch zu der folgenden Betrachtung die Anregung gegeben haben.

[3]) A. = Ad Atticum; F. = Ad familiares.

Wenn wir ein richtiges Urteil über die Natur der Sammlung der Epistulae ad familiares gewinnen wollen, müssen wir vorerst die Frage zu beantworten versuchen, ob darin Vollständigkeit der Briefschaften erstrebt wurde, oder ob wir es mit Auswahlen zu thun haben. Darüber ist m. E. Gewifsheit zu erlangen.

Sehen wir zunächst von den Epistulae ad Atticum ab, die, von Atticus selbst gesammelt und geordnet, eine Sonderstellung einnehmen, so finden wir, dafs der erste uns erhaltene und datierbare Brief, nämlich F. V 1, aus dem Jahre 62 stammt. Cicero war damals schon 45 Jahre alt, hatte also seine Quästur (75), seine Prätur (66), sein Konsulat (63) schon hinter sich. Es sind mithin nur seine 18 letzten Lebensjahre, aus denen uns Briefe erhalten sind. Fragen wir nun, wie sich auf diese 18 Jahre die Briefe verteilen, so ergiebt sich auf Grund der chronologischen Tabellen von G. Koerner und O. E. Schmidt, die in L. Mendelssohns Ausgabe abgedruckt sind, folgende Statistik:

v. Chr.	Lebensjahr	Briefzahl	v. Chr.	Lebensjahr	Briefzahl
63?	44	1	50	57	40
62	45	5 [1])	49	58	14
vor 58	46	8	48	59	7
58	49	4	47	60	19
57	50	3	46	61	86
56	51	13	45	62	36
55	52	3	44	63	40 [3])
54	53	11	43 (6 Mon.)	64	75
53	54	17			
52	55	5 [2])			
51	56	39			

Dabei fällt auf, dafs die ersten 12 Jahre von 63—51 spärlich vertreten sind, im ganzen mit 70 Briefen, während das Jahr 46 z. B. schon allein 86 Briefe aufweist oder die 6 Monate des Jahres 43 schon deren 75. Da nun zum erstenmal am 9. Juli des Jahres 44 in den Briefen von einer Sammlung derselben die Rede ist (A. XVI 5, 5: *Mearum epistularum nulla est συναγωγή*), so ist die nächstliegende Annahme doch gewifs die von mir schon öfters vorgetragene, dafs bei einem so spät gefafsten Plane der Veröffentlichung — $1^1/_2$ Jahre vor Ciceros Tode — eine auch nur annähernd vollständige Herausgabe seiner Briefe nicht erreicht werden konnte, da die grofse Menge älterer Briefe eben unwiederbringlich verloren war. Offenbar liefsen sich nur vereinzelt noch Briefe der Jahre vor 51 finden, reicher flossen die Quellen erst für die letzten 9 Jahre. Dabei ist zu beachten, dafs aus dem Jahre, in dem Cicero Prokonsul in Cilicien war (51/50), eine reichere Anzahl von Briefen vor-

[1]) Den Brief F. VII 23 datiert Fr. Marx 'C. Avianius Euander' (Festschr. f. O. Benndorf S. 38—48) auf das Jahr 49.

[2]) XIII 2 gehört ins Jahr 50 (Marx a. a. O. S. 39).

[3]) Brief XI 6 ist nach Sternkopf (Philol. 1901 S. 282—306) in zwei Briefe zu zerlegen.

liegt als z. B. aus dem folgenden Jahre, in dem er als Privatmann einen Teil der Zeit auf seinen Landgütern zubrachte. Es scheint ein reicherer Bestand von Briefen während seiner Amtsführung in seinem Dienstbureau gesammelt und aufbewahrt worden und überhaupt in seiner Amtsthätigkeit sein brieflicher Verkehr wesentlich lebhafter gewesen zu sein als in den Zeiten zurückgezogener ländlicher Ruhe.

Das Zahlenverhältnis erfährt keine wesentliche Verschiebung, wenn man vergleicht, wie sich die Empfehlungsbriefe des B. XIII auf die Jahre verteilen:

v. Chr.	Briefzahl	v. Chr.	Briefzahl
63(?)	1	51	5
vor 58	8	50	13
58	0	49	0
57	0	48	0
56	3	47	1
55	1	46	36
54	0	45	11
53	0	44	1
52	2	43	0

Diese Aufstellung lehrt zunächst, dafs auch die Sammlung der Empfehlungsbriefe erst in den letzten Lebensjahren Ciceros in Angriff genommen, dafs sie aber schon mit Beginn des Jahres 44 beschlossen wurde[1]); denn der Brief XIII 50, geschrieben am '1. Jan. 44 *vel paulo post*', ist der letzte der Sammlung. Ich glaube deshalb, dafs ich mit Recht annehme, und H. Peter stimmt dem zu[2]), dafs Cicero mit A. XVI 5, 5, d. h. am 9. Juli des Jahres 44 diese Sammlung als eine im wesentlichen für die Veröffentlichung fertig gestellte im Auge habe. Der reiche Bestand von Empfehlungsbriefen aus dem Jahre 46 läfst vermuten, dafs in diesem Jahre der Plan einer Veröffentlichung Ciceronischer Briefschaften gefafst wurde. Auch in der obigen Gesamtliste erwies sich das Jahr 46 als das erste, das mit einer hohen Briefzahl vertreten ist (nämlich 86 Briefen). Aus älterer Zeit sind reichlicher Empfehlungsbriefe auch nur aus den Jahren 51 und 50, also aus Ciceros Prokonsulat in Cilicien erhalten. Es wird ebensowenig Zufall sein, wenn aus den Jahren 49 und 48, als sein politischer Einflufs völlig darnieder lag und er zu Pompeius flüchtete, gar keine vorliegen; denn damals wird niemand Ciceros Empfehlung begehrt haben. Dasselbe gilt von der Zeit seiner Flucht vor Clodius (58) und zum Teil auch noch von 57, als er genug mit der eigenen Rehabilitierung zu thun hatte. So geben auch die Empfehlungsbriefe durch ihre gröfsere oder geringere Zahl annähernd ein Abbild von Ciceros steigendem oder sinkendem politischen Einflusse. Im wesentlichen wird aber doch der zuvor betonte Gesichtspunkt gelten müssen, dafs die Briefe vor 46, weil nicht gleichzeitig gesammelt, nur

[1]) Spätere Empfehlungsbriefe blieben in dem Zusammenhange der Gesamtkorrespondenzen.
[2]) S. 36 57 f. 83.

vereinzelt wieder herbeigeschafft werden konnten. Denn niemand wird behaupten wollen, dafs Cicero in den 10 Jahren von 62—52 nur etwa 11 Empfehlungsbriefe geschrieben habe.

Tiro gab so viel, als er konnte. Er begann im Jahre 46 zu sammeln und hatte im Juli 44 an Empfehlungsbriefen eben das beisammen, was er uns in B. XIII überliefert hat.

Dieses erste Bändchen (B. XIII) hat Cicero selbst 'druckreif' gemacht. Peter (S. 83) nimmt an, dafs auch die Briefe der Bücher I—IX und XV, weil sie auch über den Juli dieses Jahres 44 nicht hinausgehen[1]), von Cicero damals für eine Veröffentlichung vorbereitet worden wären, die mit Ausschlufs der allein dem historischen Interesse dienenden Schriftstücke seine Briefschaften bis zum Verlassen des italischen Bodens umfassen sollte.

Auf diese Weise wären unter Ciceros Augen drei von Tiro zusammengestellte Briefgruppen für die Veröffentlichung hergestellt worden:

1. Musterbriefe für Empfehlungen (B. XIII).
2. Ciceros Person feiernde historisch-ästhetische Briefe (VII VI V I III II VIII IV).
3. Familienbriefe (XIV XVI).

Keinesfalls, sagt Peter (S. 86), haben zu diesen Gruppen auch die Bücher X—XII 1—16 gehört, in denen fast ausschliefslich das historische Interesse, und zwar mehr für die politischen Ereignisse als für die Person Ciceros herrsche. Die Gemeinsamkeit der politischen Richtung dieser Gruppe mit den Epistulae ad Atticum weise darauf hin, dafs diese 'Urkundenbücher' erst gleichzeitig mit denen Ad Att., also viel später, vermutlich von demselben Herausgeber (nicht von Tiro) herausgegeben worden seien. Damals wären denn auch die drei älteren schon längere Zeit veröffentlichten Gruppen mit den Büchern X—XII 1—16 zu der Form zusammengeschweifst worden, die uns jetzt in den Epistulae ad familiares vorliegt. Ich kann dem nicht zustimmen: Cicero spricht selbst nur von ungefähr 70 Briefen, die wir für identisch mit dem B. XIII halten. Er scheint also damals weitere Briefpublikationen nicht geplant zu haben.

Ein Unterschied zwischen Peters Gruppen 1—3 einerseits und der 4. Gruppe der 'Urkundenbücher' besteht zwar thatsächlich, erklärt sich aber m. E. viel einfacher als Peter ihn erklären will. Er mufs annehmen, dafs durch Auswahlen zum Zwecke systematischer, von rhetorischen Rücksichten eingegebener Zusammenstellungen viele Briefe absichtlich ausgeschieden wurden. Für alle

[1]) Ganz trifft das, wie Peter selbst angiebt, nicht zu; denn die Briefe VII 20 19; XVI 21 25 24 26 27; IX 24 überschreiten diese Grenze. Es gälte auch in jedem einzelnen Falle noch zu untersuchen, ob nicht jene Korrespondenzen mit annähernd Juli 44 thatsächlich ihren Abschlufs gefunden haben. Cäsars Ermordung brachte neue politische Konstellationen und für Cicero eine neue politische Ära. Alte Beziehungen lösten sich, neue wurden angeknüpft, an die Stelle litterarischer Thätigkeit trat der leidenschaftliche politische Kampf. Wenn also einige Korrespondenzen mit dieser Zeit abbrechen, so haben wir kein Recht, a priori Tiro dafür verantwortlich zu machen.

die Briefe, welche sich in seine drei ersten Gruppen inhaltlich nicht einfügen wollten, ist nach seiner Theorie überhaupt kein Platz in dieser Sammlung gewesen. Mit anderen Worten: der Unterschied in der Menge der Briefe zwischen Gruppe 1—3 einerseits und Gruppe 4 anderseits glaubt er nur durch die Verschiedenheit der Zeit und der Persönlichkeit des Sammlers oder Herausgebers erklären zu können. Dort will er die Hand Ciceros und Tiros, hier die des Atticus erkennen. Dagegen behaupte ich, dafs ein einheitlicher Plan und Wille durch die ganze Sammlung gehe, dafs sich die Unterschiede aus den thatsächlichen Verhältnissen mit innerem Zwange ergaben. Der Hauptunterschied zwischen den Gruppen 1—3 der Gruppe 4 gegenüber besteht darin, dafs jene mehr Einzelbriefe enthalten, diese aber geschlossene Briefreihen, dafs dort die Einzelbriefe in ein gewisses System gebracht sind, hier aber nichts erstrebt ist als Vollständigkeit. Es fragt sich, ob dem Absicht zu Grunde liege, ob der Herausgeber da, wo er nur vereinzelte Briefe an Ciceros Korrespondenten mitteilt, andere an dieselben Männer gerichtete Briefe absichtlich, wie Peter annimmt, ausschied, oder ob er mehr zu bieten überhaupt nicht im stande war. Das führt uns auf das Kapitel von den Hausarchiven, den Briefkonzepten oder Briefabschriften.

Man findet die Stellen[1]) bei Peter (S. 35) behandelt, aus denen hervorgeht, dafs Cicero von seinen Briefen Abschriften zurückzubehalten liebte.[2]) Häufige Briefverluste durch Schuld der Boten oder anderes Mifsgeschick nötigten dazu.[3]) Auch wurden nicht selten doppelte Exemplare (*exemplum* oder *exemplar*) ausgestellt.[4]) Die Frage ist nur, ob Abschriften die Regel[5]) waren und ob diese Abschriften auch jahrelang aufgehoben wurden, so dafs auf sie zurückgegriffen werden konnte, als der Plan einer Briefsammlung lebendig wurde. Wir haben nämlich auch Zeugnisse dafür, dafs Briefe zerrissen wurden.[6])

Es ist an sich nicht wahrscheinlich, dafs die Mehrzahl der zurück-

---

[1]) Ad Q. fr. II 12, 5; F. VII 25, 1 u. s. w.

[2]) Besonders lehrreich scheint mir das Beispiel A. XIII 6, 3: *Quod epistulam meam ad Brutum poscis, non habeo eius exemplum, sed tamen salvum est et ait Tiro te habere oportere et, ut recordor, una cum illius obiurgatoria tibi meam quoque, quam ad eum rescripseram, misi.* In dem nächsten Briefe § 4 hören wir von Briefen des Sp. Mummius, des Bruders des Korinth-Zerstörers Mummius, die dessen Erben aufhoben.

[3]) A. II 8, 1; VII 9, 1; V 20, 8; VII 12, 1; vgl. Paul Meyer, Progr. d. hum. Gymn. in Hof 1900 S. 10.

[4]) F. X 5, 1; X 21, 3; 31, 6; A. IV 5, 1 u. s. w.

[5]) Peter (S. 30) bezeichnet 'wiederholtes Abschreiben des Briefes durch Sklavenhände' als die Regel: F. IV 4, 1; IX 16, 1; XII 30, 7; XI 11, 1 u. s. w.

[6]) So F. VII 25, 1: *Quod epistulam conscissam doles, noli laborare, salva est.* Ad Axium (Non. S. 509, 20): *Invitus litteras tuas scinderem; ita sunt humaniter scriptae.* F. VII 18, 2: *Non enim puto te meas epistulas delere, ut reponas tuas* (Trebatius hatte nämlich 'aus Sparsamkeit' *in palimpsesto* geschrieben); 18, 4: *Epistulam tuam . . concidi innocentem.* A. X 12, 3: *Tu tamen eas epistulas, quibus asperius de eo* (Quinto filio) *scripsi, aliquando concerpito, ne quando quid emanet; ego item tuas.* Atticus befolgte zwar diese Aufforderung nicht (Peter S. 41 Anm. 1), aber Cicero wird jedenfalls die einschlägigen Briefe des Atticus zerstört haben.

behaltenen Kopien länger aufgehoben wurde, als bis sich herausstellte, dafs der fragliche Brief in die rechten Hände gelangt sei. Denn damit war der Zweck der zurückbehaltenen Kopie in der Regel erfüllt. Nur besonders wichtige diplomatische Schreiben, über deren Wortlaut eine spätere Differenz zu befürchten war, erforderten längere Aufbewahrung. Bei seinen Briefen hat Cicero bis zwei Jahre vor seinem Lebensende, wie Peter (S. 8) gewifs zutreffend sagt, nicht im entferntesten an eine Veröffentlichung gedacht und nicht denken können, da es in der römischen Litteratur an jedem Vorgange fehlte[1]) und der Geschmack und das Urteil der Mitlebenden den Wert der Sammlung nicht gewürdigt, sondern sie es für ihre Pflicht gehalten haben würden, als echte Römer sie abzulehnen und zu verwerfen. Es wird daher bei den Römern nicht anders, oder vielmehr noch schlimmer gewesen sein, als bei uns, nämlich dafs man von Zeit zu Zeit mit alten Briefschaften aufräumte. Solange Cicero noch jung war, bis an seine ἀκμή, also bis an das Konsulatsjahr heran, scheint es aufser Atticus niemand der Mühe wert gefunden zu haben, Briefe des redegewandten homo novus aufzuheben. Heute weifs jeder deutsche Sekundaner von dem 32jährigen Quästor Cicero und kennt seine damaligen Beziehungen zu Sizilien, Cicero erzählt aber selbst (Pro Planc. 26), dafs er bei seiner Rückkehr aus der Quästur zu Puteoli von einem Badegaste gefragt wurde, wann er von Rom abgereist sei, und was es dort Neues gebe. Auf Ciceros Bemerkung, er komme aus seiner Provinz, antwortet jener: *Etiam mehercule, ut opinor, ex Africa*, worauf ein anderer falsch berichtigend sagt: 'Nein, er war Quästor in Syracus', während Cicero doch in Lilybaeum Quästor war. Mit seiner Berühmtheit war es also damals noch nicht weit her. Erst das Konsulat brachte ihn in eine Reihe mit den wahrhaft Grofsen der Stadt; seitdem mag der eine oder andere daran gedacht haben, besonders gehaltreiche Briefe seiner Hand dauernd aufzubewahren. Wie aber kommt es, wird man fragen, dafs nicht wenigstens in Ciceros Hause ein reicherer Schatz von Familienbriefen oder Briefkonzepten aus älterer Zeit erhalten blieb? Cicero heiratete die Terentia im Jahre 77, als Dreifsigjähriger. Die ersten Briefe aber Ad Terentiam stammen aus dem Jahre 58 (F. XIV 1—4). Ist anzunehmen, dafs der junge Ehemann in den ersten 18 Jahren seiner Ehe an seine Gattin keine Briefe geschrieben, oder anzunehmen, dafs diese keinen dieser Briefe aufbewahrt habe? Da bietet sich nun eine Erklärung, die auch Peter (S. 85) berührt, und die vielleicht von weiterer Bedeutung werden kann: Der erste Brief der Korrespondenz mit Terentia (F. XIV 4) ist am 29. April 58 in Brundisium geschrieben auf Ciceros Flucht vor Clodius, auch die dann zunächst folgenden haben sich erhalten und sind vom 5. Oktober (2), 25. November (1), 29. November (3) desselben Jahres. Nun hören wir, dafs nach Ciceros Flucht auch Terentia aus ihrem Hause, vom Palatin vertrieben, in Eile zu ihrer Schwester flüchten mufste, die Vestalin war. Darauf begann die Plünderung des Hauses. Statuen, Gemälde, Säulen von Marmor, künstlich gearbeitete Thüren und Tafelwerk wurden

[1]) Peter S. 8 35.

fortgeschleppt[1]), darauf das Haus angezündet.[2]) Wir haben also anzunehmen, dafs bei diesem Brande Ciceros Archiv und damit alle seine Familienbriefe und zurückbehaltenen Briefabschriften in Flammen aufgegangen sind. Auch das Tusculanum brannte Clodius nieder[3]), ebenso das Formianum (Drumann a. a. O.). An die Rettung aller Briefschaften wird man zuletzt gedacht haben, wofern überhaupt ein Retten irgend geduldet wurde, und so erklärt sich wohl hinreichend, dafs Briefe von der Hand Ciceros und an Cicero, die vor den April des Jahres 58 fallen, fast nicht erhalten sind. Wenn es trotzdem 14 Briefe älteren Datums giebt, so sind 9 davon Empfehlungsbriefe, deren Natur und Inhalt sie ihren Besitzern für längeres Aufbewahren empfahl. Denn es haben diese Briefe einen mehr urkundlichen Charakter und wurden ihren Besitzern, die darin empfohlen sind, der damit erwiesenen Ehre und des damit verknüpften Vorteiles wegen gewifs zu Wertobjekten. Die Empfohlenen sind oft dunkle Ehrenmänner, für die ein Empfehlungsschreiben von Ciceros Hand ein Ereignis war. Schwerlich wird auch nur einer sich gesträubt haben, sein Ehrendokument für die Veröffentlichung herauszugeben, falls Tiro darum bat. So fehlt es nicht an Erklärungen für die Thatsache, dafs gerade Empfehlungsbriefe reichlicher vorhanden sind und bis in frühere Zeit zurückreichen. Aufser einigen Empfehlungsbriefen gehören der Zeit vor 58 die 5 Briefe V 1 2 7 5 6 an. H. Peter (S. 67 ff.) hat eine Ansicht über dieses V. Buch vorgetragen, nach der es sich darin um eine kunstvoll durchgeführte Auswahl handele von Briefen, deren Ziel die Rechtfertigung Ciceros auf der Höhe seiner politischen Entwickelung sei. Das setzt voraus, dafs eine reichere Menge von Briefen auch jener früheren Zeit vorhanden gewesen sein müfste, aus der diese Auswahl getroffen worden wäre. Dafür fehlen aber alle Anzeichen. Das Buch enthält von Cicero Briefe an 12 Personen und Briefe von 4 Adressaten an Cicero, die Zeit erstreckt sich über 18 Jahre vom Januar 62 (V 1) bis zum Januar 44 (V 10a). Die Mehrzahl der Briefe gehört den früheren Jahren an, dem Jahre 62 deren 5 (V 1 2 7 5 6), 57 deren 1 (V 4), 56 deren 2 (V 12 3), 54 deren 1 (V 8), 52 deren 2 (V 16 18), 49 deren 3 (V 20 7 19). Für die weiteren 6 sonst besonders ausgiebigen Jahre stehen nur 7 Briefe (V 21 a. 46, V 13 14 15 9 11 10a a. 45) jenen 14 Briefen gegenüber. Die Hauptsache ist, dafs keiner der Adressaten dieses Buches in irgend einem anderen Buche wieder vertreten ist, weder Q. Metellus Celer, noch Cn. Pompeius, noch C. Antonius, P. Sestius, L. Lucceius u. s. w. Auch hören wir nicht, dafs es im Altertume ein besonderes Buch von Briefen an einen von diesen Männern gegeben habe. Sie dürften also schwerlich eine Auswahl darstellen, sondern vielmehr einen Sammel-

---

[1]) P. red. in sen. 7; Pro dom. 23 24; Pro Sext. 24; In Pison. 11; Pro Milon. 32; vgl. Drumann, G. R. II 269.

[2]) Pro dom. 62: *Domus ardebat in Palatio non fortuito, sed oblato incendio*; De har. 15, 33; A. IV 1, 3: *In re autem familiari, quae quem ad modum fracta, dissipata, direpta sit, non ignoras, valde laboramus.*

[3]) P. red. in sen. 7; Pro dom. 24 47 fin.; Pro Sext. 24; Pro Mil. 32; In Pison. 21; Appian II 436.

band von vereinzelt aufgefundenen Briefen. Da es zumeist politisch gewichtige Briefe sind, nehme ich an, dafs diese in Abschriften erhalten waren und dadurch der Vernichtung entgangen sind. Der Anhang von fremden Briefen zu den Epistulae ad Atticum (XVI A—F) und zahlreiche Briefstellen bezeugen ausdrücklich, dafs Cicero von wichtigen Briefen seinen Freunden gerne Abschriften zur Begutachtung oder Kenntnisnahme zustellte (s. Peter S. 30). Auf einen auffallenden Umstand ist noch nicht aufmerksam gemacht worden: in der Ausgabe der Briefe Ad Atticum finden sich fremde Briefe in gröfserer Zahl nur aus der Zeit des letzten Briefes Ad Att. (XVI 16) selbst. Wenn Cicero ihm damals innerhalb weniger Tage 6 Briefe (A—F) zusandte, so dürfen wir annehmen, dafs sich bei Atticus im Laufe der Jahre eine recht reiche Sammlung von anderen Briefen Ciceros und an Cicero zusammenfand, die dann für die Briefausgabe von ihm reklamiert werden konnte. Von dem Briefe an Lucceius (V 12) ist es ausdrücklich bezeugt, dafs er dem Atticus in Abschrift zugestellt wurde, weil er *valde bella est* (A. IV 6, 4). Hier haben wir also einen Fingerzeig, woher auch von Briefen, deren Kopie im Jahre 58 verbrannt war, nachträglich dieses und jenes zurückgewonnen werden konnte.[1]) Es erklärt sich damit auch, woher es kommt, dafs die älteren Briefe inhaltlich besonders gewichtig sind: denn nur solche wird Cicero seinem Freunde zur Kenntnisnahme zugestellt haben. Es ist gewifs anzunehmen, dafs der Herausgeber bemüht war, in die Menge der vereinzelt gefundenen Briefe einige Ordnung zu bringen, dafs er die tröstenden, ermahnenden und bittenden in B. VII zusammenstellte und auch bei B. V darauf sann, eine gewisse Einheit des Tones zu erzielen. Es ging aber dieses Prinzip nicht soweit, dafs er deshalb — abgesehen von B. XIII — Briefe an gleiche Adressaten auseinandergerissen hätte. Wenn also in V 5 ein Brief an C. Antonius, in V 7 einer an Pompeius vorliegt, so behaupte ich mit einiger Zuversicht, dafs das eben alles ist, was der Herausgeber aus den Korrespondenzen Ciceros mit diesen Männern noch auftreiben konnte.

Meine bisherige Ausführung macht mich auch mifstrauisch gegen C. Bardts Hypothese, dafs der Brief F. V 8 an Licinius Crassus aus Ciceros Konzepten entnommen und durch die Verschmelzung zweier solcher entstanden sei. Diese Hypothese von den Briefkonzepten verdient um so genauer geprüft zu werden, als ihr Urheber daraus einen Einblick zu gewinnen glaubt 'in die Werkstatt des grofsen Stilmeisters, der die Mühe nicht scheut, das schon fertig gestellte Bild Linie für Linie, Farbenton für Farbenton mit subtilster Sorgfalt nachzuprüfen und umzugestalten'. Auf dieser Hypothese beruht die auch von Peter (S. 29 u. 35) acceptierte Annahme, dafs Cicero alle einigermafsen wichtigen Briefe erst konzipiert habe, so dafs diese Konzepte eine Hauptquelle für unsere Sammlung hätten werden können. Bardt hat allerdings überzeugend den Parallelismus nachgewiesen, der in dem Briefe F. V 8 zwischen den §§ 1 und 2 einerseits und den §§ 3—5 anderseits besteht. Er sagt: 'Das sind

[1]) Dazu stimmt auch A. XVI 5, 5: *Et quidem sunt a te quaedam sumendae.*

nicht zwei Teile eines Briefes — eine solche Wiederholung von 8 gleichen Gedanken wäre keinem elenden Skribenten, geschweige einem so ausgezeichneten Briefschreiber wie Cicero zuzutrauen.' Wenn man dem auch zustimmen mufs, so braucht deshalb Bardts Folgerung noch nicht richtig zu sein, dafs hier zwei Konzepte desselben Briefes vorliegen. Mir scheint es an sich nicht glaublich, dafs Cicero bei Abfassung eines solchen verbindlichen, aber doch nicht eben gedankenreichen und verantwortungsvollen Briefes in der Wahl der Worte so schwankend gewesen sein sollte, dafs sich seine eigene Korrektur gleichmäfsig über alle Teile des Briefes erstreckt hätte, dafs thatsächlich zwei selbständige Briefe daraus entstanden. Wer an seinem Konzepte feilt, mag hier und da den Ausdruck ändern, mag Umstellungen vornehmen, einen Gedanken streichen, einen anderen einfügen. Daraus entsteht dann ein recht unsauberes Konzept, nicht aber entstehen daraus zwei selbständige Briefe. Auch darf man dem Redaktor, sei es nun Cicero selbst, sei es Tiro gewesen, ein solches Ungeschick nicht zutrauen, wie es die Zusammenschweifsung beider Brieffassungen bedeuten würde. Meiner Meinung nach hat Reiz das Rechte erkannt, wenn er 'diesen Brief in zwei Briefe zerlegte. Es sind allerdings zwei Variationen auf dasselbe Thema, es ist derselbe Brief zweimal', wie Bardt ablehnend sagt, ohne die rechte Erklärung dafür zu finden. Bekanntlich pflegten die Römer von wichtigen Briefen, zumal wenn die Briefboten weite und gefährliche Wege zu machen hatten, zwei und auch mehrere Exemplare gleichen Wortlautes an verschiedene Boten zu übergeben (Peter S. 30, oben S. 536). Solche Duplikate wurden von Schreibern hergestellt. Wenn man jedoch aus Höflichkeit unter allen Umständen einen eigenhändig geschriebenen Brief an den Adressaten gelangen lassen wollte, so galt es für unschicklich, eine blofse Abschrift des ersten Briefes zu geben, und die Etikette erforderte, dafs jeder Brief seine eigene Fassung habe. Somit kam der Briefschreiber in die Lage, dasselbe zwei oder auch noch mehrmals in verschiedener Form mitzuteilen. Wir entnehmen dies einer Stelle des Briefes F. VII 18, 2, wo es heifst: *Quis solet eodem exemplo pluris* (epistulas) *dare, qui sua manu scribit?*[1]) Für Briefe,

[1]) Diese Stelle hat zwar von Mendelssohn (Fleckeisens Jahrb. CXLIII 76 f.) eine andere Deutung erfahren, die zu meiner Verwunderung sich auch Peter (S. 29) zu eigen gemacht hat. Danach soll die Stelle besagen, dafs Trebatius aus Versehen das Konzept und die Reinschrift in den Briefbeutel hineingesteckt und zu jenem einen Brief von Ciceros Hand nach Tilgung der Schrift benutzt habe. Ich verstehe nicht, wie man aus den schlichten Worten, die ich oben gegeben habe, und den anschliefsenden: *Nam, quod in palimpsesto, laudo equidem parsimoniam* u. s. w. diesen Sinn herauslesen will. Was *eodem exemplo* bedeute, darüber kann doch kein Zweifel sein. Dafs Trebatius zur Sicherheit von dem Kriegsschauplatze Galliens her Duplikate seiner Briefe sandte, würde man an sich für wahrscheinlich halten. Sehr erklärlich ist es auch, dafs es Cicero verstimmte, wenn ihm verschiedene Boten Briefe gleichen Wortlautes brachten. Auf die freudige Überraschung, von dem fernen Freunde neue Nachricht zu erhalten, folgte dann natürlich eine Enttäuschung, wenn der Brief in gleichem Wortlaute schon bekannt war. Wir verstehen sehr wohl, dafs der gute Ton verbot, dem Briefempfänger einen solchen Verdrufs zu bereiten, und dafs daraus die gesellschaftliche Verpflichtung erwuchs, jedem eigenhändig geschriebenen Briefe seine eigene Fassung und dadurch seinen besonderen Wert zu geben. (Man vergleiche die 3 am

die an den in Syrien weilenden Crassus bestimmt waren, mit dem Cicero nach längerer Spannung wieder anknüpfen wollte, treffen alle die Vorbedingungen zu. Wir haben hier also nichts anderes als zwei gleichzeitig geschriebene und aufgegebene Briefe, deren Abschriften Cicero zurückbehalten hatte. Da sie in dieser Kopie, die er dem Atticus zugeschickt haben mag, beisammen standen, wohl auch nur eine Anrede, eine subscriptio, ein Datum hatten, so ist es ein leicht entschuldbares Versehen des Sammlers oder Abschreibers, wenn er beide Briefe zu einem verschmelzen liefs. Über Ciceros Konzepte zu seinen Briefen erfahren wir mithin aus diesen Briefen nichts, und wenn wir daher solche für Cicero überhaupt annehmen, so geschieht das ohne die Stütze einer antiken Beglaubigung. Was Peter (S. 29 u. 35) als Belege dafür ansieht, hat m. E. anderen Sinn. Er sagt nämlich, Cicero habe nur bei besonderer Eile die ersten Niederschriften selbst befördert. Diese wären von ihm *in codicillis* geschrieben worden.[1]) Man hatte bisher unter diesen *codicilli* Wachstäfelchen verstanden, und ich sehe keinen Grund, weshalb man in den genannten und auf S. 49 von Peter weiter behandelten Stellen von dieser Deutung abgehen soll. Aber auch zugegeben, dafs es sich dabei um flüchtige Mitteilungen handele und das Material für diese flüchtig hingeworfenen Billets gleichgültig gewesen sei, so sehe ich nicht ein, wie man berechtigt sein soll, mit dem Worte *codicilli* den Begriff des Konzeptes zu verbinden. Wo das Wort vorkommt, besagt es nur, dafs der Schreiber in der Eile sich des minderwertigen Materiales bedient habe. Die *codicilli* mögen in ihrer Wertschätzung sich zu den regelrechten *epistulae* verhalten haben wie bei uns etwa eine Postkarte oder beschriebene Visitenkarte zum förmlichen Briefe. Cicero benutzte die *codicilli* bei Tisch, in der Senatsitzung, auf Reisen zu flüchtigen Mitteilungen. Dafs er aber seine ausführlichen Briefe *in codicillis* konzipiert habe, oder dafs er überhaupt seine Briefe erst konzipiert habe, dafür fehlt jeder Anhalt. Ich traue ihm so viel Geist und stilistische Gewandtheit zu, dafs er seine Briefe sofort dem Schreiber als Reinschrift in die Feder diktieren konnte, oder wer sollte überhaupt diese Fähigkeit besitzen, wenn nicht ein Cicero? Mir scheint das Bild, das uns Bardt von ihm zeichnet, wie er an seinem Manuskripte mit peinlicher Sorgfalt feilt und glättet, weit von dem Wahren abzuliegen. Nach allem, was wir von diesem Virtuosen der Beredsamkeit wissen, haben wir ihn uns beim Briefschreiben nicht anders zu denken als in fliegender Hast: keine Feder war ihm schnell genug, und Tiro mufste, wenn wir der freilich unsicheren Tradition glauben dürfen, seine Tachygraphie erfinden, um mit seiner Hand der Rede seines Meisters folgen zu können. Nicht ein einziges Mal ist in den Briefen deutlich die Rede von Briefkonzepten, wenn aber welche bei

---

nämlichen Tage an Tiro geschriebenen Briefe F. XVI 4 5 6.) Das fiel natürlich weg, wenn man aus Zeitmangel die Vervielfältigung des Briefes Schreibern überlassen mufste.

[1]) So z. B. A. XII 7, 1: *Quae desideras, omnia scripsi in codicillis eosque Eroti dedi* . . . (2) *De Balbo et in codicillis scripseram.* F. VI 18, 1: *Simulatque accepi a Seleuco tuo litteras, statim quaesivi e Balbo per codicillos, quid esset in lege.* Vgl. IV 12, 2; Ad Q. fr. II 11, 1; F. IX 26, 1.

Cicero vorkamen, so waren das gewifs seltene Ausnahmsfälle.[1]) Es verlohnt sich, der Hypothese von den Briefkonzepten noch weiter nachzuspüren.

Bekanntlich sah Cornelius Nepos die Briefsammlung Ad Atticum und nennt sie spätestens im Jahre 34. Aus dem Umstande, dafs die uns erhaltene Sammlung mit den ersten elf Briefen über das Konsulatsjahr Ciceros zurückreicht, während Nepos sagt, die Sammlung, die er bei Atticus im Hause sah, habe mit dem Konsulatsjahre begonnen, aus dem Umstande ferner, dafs die chronologische Folge der ersten elf Briefe stark verwirrt ist[2]), wollen Fr. Leo (Gött. gel. Anz. 1895 S. 446) und Peter (S. 43 f.) entnehmen, dafs diese ersten elf Briefe erst nach dem Jahre 34, also nachdem Nepos die Sammlung sah, gefunden und den übrigen vorausgeschickt worden seien. Peter erkennt das Bedenkliche der Annahme, dafs sie nachträglich im Nachlasse des Atticus gefunden sein sollten, und will deshalb lieber glauben, dafs auch sie unter den Konzepten des Cicero in dessen Haus gelegen hätten. Aber das ist nicht minder bedenklich. Denn wir sahen, dafs in Ciceros sonstigen Sammlungen kein einziger Brief in die frühe Zeit zurückreicht, der diese elf Briefe angehören, vermutlich weil im Jahre 58 seine Papiere verbrannt sind. Sollten aber wirklich bei ihm Konzepte jener Freundschaftsbriefe gelegen haben, zu denen er schwerlich Konzepte schrieb, so ist nicht einzusehen, wie diese von den Jahren 46—34 und darüber hinaus dem Sammeleifer des Tiro und Atticus hätten verborgen bleiben sollen.[3]) Weshalb also diese künstlichen Hypothesen? Ist es nicht viel einfacher anzunehmen, einmal dafs Nepos eine ungenaue Angabe gemacht, sodann dafs Atticus die Chronologie vernachlässigt habe? Es ist ja richtig, dafs der Stamm der Briefe an Atticus erst im Jahre 61, also 2 Jahre nach dem Konsulate einsetzt. Es scheint mir aber pedantisch, von Nepos zu verlangen, dafs er ausdrücklich erwähne, elf vereinzelte Briefe lägen noch vor dem Konsulate über 7 Jahre zerstreut. Der Brief I 1, mit den Worten *Petitionis nostrae* beginnend, spricht von Ciceros Be-

---

[1]) Es ist etwas anderes, wenn Cicero seinem Freunde vor der Aufgabe Briefe zur Begutachtung vorlegte, wie in A. III 8, 4; weitere Beispiele s. bei Peter S. 30.

[2]) Sie müfsten nach W. Sternkopf, Progr. des Gymn. in Elberfeld 1889, diese Folge haben: 5 6 (a. 68) 7 8 9 10 11 3 (a. 67) 4 (a. 66) 1 2 (a. 65); vgl. auch Peter S. 44 Anm. 1.

[3]) Peter (S. 44) glaubt zwar, dafs Cicero 'vor Beginn der innigeren Freundschaft die Briefe auch an Atticus noch konzipiert habe'. Auch meint er zu erkennen, dafs sie sich im Tone von den späteren Briefen deutlich abheben. Dafs Cicero einen Brief an den politisch bedeutungslosen Atticus jemals erst im Konzepte entworfen habe, scheint mir völlig ausgeschlossen. Auch ist zu bedenken, dafs Cicero die Heirat seines Bruders mit Pomponia, der Schwester des Atticus, schon vor dem Jahre 68 stiftete (Nep. 5; A. I 5, 2 u. 3), dafs also sämtliche uns erhaltene Briefe an Atticus schon als Verwandtschaftsbriefe zu gelten haben. Sollte er wirklich das Bedürfnis empfunden haben, einen Brief, den er an seinen Freund und zugleich Schwager seines Bruders richtete, vorher im Konzepte zu skizzieren, so würde man bestenfalls wenige flüchtig hingeworfene Grundzüge des Briefes, einige Gedankenandeutungen gefunden haben, aber nimmermehr eine nach Schülerart ins Unreine gefertigte Gesamtleistung mit Einschlufs der Anrede, der kurzen Mitteilungen über häusliche Vorkommnisse, des Abschiedsgrufses und des Datums.

werbung um das Konsulat. Nepos hat schwerlich Zeit gefunden zu untersuchen, ob die folgenden Briefe zeitlich auch später geschrieben sind. Er wird die reiche Briefsammlung bei Atticus flüchtig durchblättert, hier und da einen Brief sorgsamer gelesen haben. Ein Blick auf den Anfang: *Petitionis nostrae* genügte ihm, um ihn notieren zu lassen: 'die Sammlung beginnt mit dem Konsulate'. Es ist bekannt, dafs auch sonst in der Sammlung grobe chronologische Unordnung vorkommt, so in den Büchern XII und XIII. Peter glaubt freilich auch darin den Eingriff einer fremden Hand zu erkennen, wo ich nur die Bestätigung meiner Annahme sehe, dafs Atticus ebenso wie Tiro die Chronologie der Briefe sorglos behandelte. Ich habe jüngst[1]) meine Ansichten über die Neposstelle genauer dargelegt: weder aus ihr noch aus anderen Umständen dürfte sich die Annahme rechtfertigen lassen, dafs aufser und nach Atticus noch jemand auf den Umfang seiner Briefsammlung Einflufs gewonnen habe.

Dafs sich nach seinem Tode noch bei ihm oder bei Tiro Briefkonzepte gefunden haben sollten, die beiden entgangen waren, halte ich für ausgeschlossen. Es ist auffallend, dafs es nicht einen Brief aus Ciceros Konsulatsjahre giebt. Ich suche dafür vergebens eine ausreichende Erklärung. Das Wahrscheinlichste scheint mir, dafs die Abschriften und Privatbriefe im Jahre 58 mit verbrannt sind, die amtlichen aber in Kopien im Staatsarchiv aufbewahrt wurden, während die Originale verloren gingen. Auch Atticus hat keinen einzigen Brief aus dem Konsulatsjahre Ciceros in seiner Sammlung hinterlassen, vermutlich weil er damals in Rom lebend mündlich mit Cicero verkehrt hat. Wenn Nepos (Vita Att. 13, 7) behauptet, *undecim volumina epistularum ab consulatu eius* (Ciceronis) *usque ad extremum tempus ad Atticum missarum* im Besitze des Atticus gesehen zu haben, so war das *ab consulatu* eine 'nicht unerlaubte Übertreibung' (Fr. Leo, Gött. gel. Anz. 1895 S. 446; Peter S. 43), denn ein Grund, nachträglich diese Briefe der bedeutendsten Periode in Ciceros Leben auszumerzen, wäre unerfindlich.

Mir scheint es nicht unmöglich, dafs aus der Hand des Atticus seine Sammlung ebenso hervorging, wie wir sie besitzen. Auch die eingangs gestörte Zeitfolge mit einigen Versuchen das Datum nachträglich zu ermitteln, Versuchen, die in den Briefen I 2, 1; 12, 4; 13, 6; 18, 8 hervortreten[2]), dürften, wenn nicht aus den Händen des Atticus selbst, so doch aus seiner Offizin hervorgehen. Was daran verfehlt ist, mag ungeschickten Hilfsarbeitern zur Last gelegt werden. Der betagte und kranke Atticus hat schwerlich eigenhändig die Ordnung und Abschrift der Briefe besorgt. Die XI Volumina aber seines Handexemplares, die Nepos bei ihm sah, ergaben nach Abzug der letzten Briefe (von Mitte Dezember 44 ab) in den für den Handel bestimmten Exemplaren XVI Bücher. So versuche ich den Widerspruch der Zahlen zu erklären (s. Berl. phil. Wochenschr. 1901 Nr. 22). Wir dürfen, um zu unserem Thema zurückzukehren, als mindestens sehr zweifelhaft bezeichnen, ob Cicero Briefkonzepte

---

[1]) S. m. Anzeige in der Berl. phil. Wochenschr. 1901 Nr. 22 Sp. 680 f.

[2]) Vgl. Berliner phil. Wochenschr. 1895 Sp. 464—466; 1900 Sp. 1180.

geschrieben und hinterlassen habe, die in unseren Sammlungen Aufnahme finden konnten.

Auch der Bestand an alten Briefen von fremder Hand kann in Ciceros Haus im Jahre 46 nicht bedeutend gewesen sein. Wir haben von Briefen, die an Cicero gerichtet sind, aus den Jahren

v. Chr.	Briefzahl	v. Chr.	Briefzahl
62	1	50	7
58	0	49	2
57	0	48	2
56	1	47	0
55	0	46	2
54	0	45	7
53	1	44	6
52	0	43	29
51	8		

Von den 24 Briefen der Jahre 62—46 gehören 17 allein dem selbständigen VIII. Buche der Epistulae Caelii ad Ciceronem aus den Jahren 51 und 50 an. Hier hatte also Cicero einmal die gesamten Briefe des jungen, früh verstorbenen Freundes pietätvoll aufbewahrt. Die übrigen 7 Briefe, die sich auf 16 Jahre verteilen, kommen doch wegen ihrer geringen Zahl kaum in Betracht. Wo und wann also kam der Gedanke auf, die gesamten Korrespondenzen, Brief und Gegenbrief zu sammeln und zu edieren? Wenn ich recht sehe, so ist er in dem Kopfe des Tiro entstanden und zum erstenmal von ihm in einem Briefe ausgesprochen worden, den Cicero in Astura am 29. Juli 45 mit den Worten (F. XVI 17, 1) beantwortet: *Video, quid agas; tuas quoque epistulas vis referri in volumina.*[1]) Cicero scheint sich zunächst dagegen ablehnend verhalten zu haben. Er wollte vermutlich erst einmal beobachten, welche Aufnahme seine Sammlung der Empfehlungsbriefe beim Publikum finden werde. Tiro aber hatte Ciceros Briefe von 46 an schon fleifsig zu sammeln begonnen und nimmt von 45 an auch die einlaufenden Briefe anderer Männer mit in seine Sammlungen auf. Wäre es die Regel gewesen, dafs Cicero Briefkonzepte schrieb, seine Briefabschriften lange Zeit aufhob, auch Briefe von seiner Korrespondenten Hand in seinem Archive bewahrte, so würde Tiro im stande gewesen sein, auch aus den vor 46 liegenden Jahren reiche Bestände zu publizieren. Es wäre unerfindlich, weshalb er aus dem Jahre 48 nur 7, aus dem Jahre 52 nur 5, darunter 2 Empfehlungsbriefe, in unsere Sammlung aufgenommen haben sollte.

Dafs er eine vollständige Sammlung geben wollte, so weit das irgend möglich war, dafür läfst sich der Beweis positiv erbringen und ist schon in

---

[1]) Berl. phil. Wochenschr. 1901 Nr. 21 Sp. 652 versuche ich diese Deutung gegen Peters Widerspruch zu halten.

früheren Jahren erbracht worden.[1]) Es liefs sich nämlich leicht nachweisen, dafs in den Büchern X—XII und in den beiden Büchern Ad M. Brutum, welche Briefe aus der Zeit von den Iden des März des Jahres 44 bis zum Juli des nächsten Jahres enthalten, der Wunsch nach Vollständigkeit klar zu Tage tritt. Nicht nur liegen die Briefe von Ciceros Hand annähernd lückenlos vor, sondern vielfach auch die Schreiben seiner Korrespondenten. Es läfst sich aus der Anordnung der Briefe zeigen, dafs die neu hinzugekommenen Korrespondenzen von vornherein gesammelt und geordnet registriert wurden. Ich darf mich dabei auf Bardts Urteil berufen, der (S. 264) sagt, dafs sich diese meine Hypothese bisher 'durchaus zu bestätigen scheine'. Ich meine auch, sie darf für gesichert gelten, solange eine Widerlegung nicht einmal versucht wird.

Peter (S. 86 Anm. 2) begnügt sich mit der Bemerkung: 'Dafs wir in diesen Büchern die Briefschaften vom Juli 44 bis Juni 43 «vollständig» besitzen, möchte ich mit Gurlitt, Noniuscit. S. 4 f., nicht behaupten. Die Grundsätze bei der Auswahl sind in ihnen nur andere gewesen als in den übrigen', und zwar meint Peter, dafs in ihnen nur 'rein historische' Briefe aufgenommen wären (S. 66). Dagegen ist zu sagen, dafs es unter diesen Briefen auch nicht z. B. an Empfehlungsschreiben fehlt[2]), dafs ferner die Verhältnisse und die Natur der Korrespondenzen jener Zeit den vorwiegend historischen Charakter der Briefe von selbst schon bedingten. An Cassius z. B. und M. Brutus hat in jenen Zeiten schwerer politischer Sorgen Cicero überhaupt keine anderen als 'historische' Briefe geschrieben, aufser eben etwa Empfehlungsbriefe. Es ist daher nicht das Ergebnis einer Auswahl, wenn wir in den Korrespondenzen der Zeit des Mutinensischen Krieges und der folgenden Monate einen einheitlich politischen Geist verspüren. Thatsächlich sind die Sammlungen auch so gut wie lückenlos. Von 29 Briefen aus der Korrespondenz mit D. Brutus vermissen wir nur 3, die durch Schuld der Boten oder durch Blätterausfall in der Überlieferung verloren gegangen sein mögen, denn zwischen XI 13 und 13a, auch vor 13 klaffen Lücken der Überlieferung. Ein Zweifel daran, dafs ich (Fleckeisens Jahrb. CXXI 611 f.) mit Recht den Brief XI 13 in zwei zeitlich getrennte Briefe zerlegt habe, sollte Peter (S. 63 Anm. 1) nicht aufkommen lassen, nachdem sich dieses Ergebnis in allen Punkten bestätigt hat und einstimmig anerkannt worden ist (von Mendelssohn, O. E. Schmidt, E. Schelle, Tyrrell-Purser, C. F. W. Müller, P. Groebe, W. Sternkopf).

Auch die verloren gegangenen Sammlungen von Briefschaften der letzten Jahre, die an Octavian, an Hirtius und an Pansa lassen sich in ihrer höheren Buchzahl nur dadurch erklären, dafs wir Vollständigkeit und Aufnahme der gesamten, d. h. beiderseitigen Korrespondenz wenigstens für die letzte Zeit etwa von 45 ab annehmen. Für die Briefe an Octavian habe ich

---

[1]) O. E. Schmidt, Fleckeisens Jahrb. CXXIX 333; L. Gurlitt, Noniuscitate (1888) S. 4 f.; Fleckeisens Jahrb. CXXI 611 ff. bes. 623 und Bruno Nake, ebd. Suppl. VIII 647 ff., sowie W. Sternkopf, Philol. 1901 S. 306; O. E. Schmidt, De epistulis et a Cassio et ad Cassium post Caesarem occisum datis quaest. chronol. Leipz. Diss. 1877.

[2]) Ad M. Brutum I 1 7 8 11; F. XI 16 17 22, XII 21 25a 26 27 29.

das aus den Citaten des Nonius bewiesen; freilich gehen mehrere Brieffragmente des jungen Octavian unter Ciceros Namen. Auch die Korrespondenz mit Hirtius hätte 9 Bücher (Non. S. 450, 2) schwerlich füllen können, wenn dabei des Hirtius Briefe gefehlt hätten. Ich glaube, dafs wir auch in dem Citate des Nonius S. 212, 14: *Lutum genere neutro; et apud Ciceronem in epistulis ad Hirtium lectum est plurali numero: luta et limum adgerebant* noch ein kleines Brieffragment des Hirtius besitzen, der damit über die Belagerung von Mutina berichtet haben mag. Bei Cicero findet sich *lutum* im Plural nicht, auch würde sich für ihn schwerer eine Situation nachweisen lassen, in der er von einer solchen offenbar kriegerischen Handlung an Hirtius berichtet haben sollte.

Des Hirtius Name taucht in Ciceros Schriften zuerst im Dezember des Jahres 50 auf (A. VII 4, 2), dann im Jahre 49 (X 4, 6); von seinem persönlichen Verkehre mit Cicero weifs erst A. XII 2, 2 vom April 46 und F. VI 12, 2 vom November 46 zu berichten. Von da ab war zwischen beiden Männern ein reger Verkehr, der brieflich dauerte bis zum Tode des Hirtius am 21. April 43. Die 4 sonstigen erhaltenen Citate aus dieser Korrespondenz (Baiter-Kayser XI 43 f.) geben für die Zeit der Abfassung keinen hinreichenden Anhalt.

Mit Pansa stand es ähnlich. Ihn nennen zum erstenmal die Briefe Ad Q. fr. III 5, 5 des Jahres 54; F. VIII 8, 6 des Jahres 50; VI 12, 2 vom November des Jahres 46, wo zuerst von einem freundschaftlichen Verhältnisse zu Cicero die Rede ist (*Hoc Pansa, Hirtius . . . plane ita faciunt, ut me unice diligant*). Von da an werden wir den Beginn des brieflichen Verkehrs zu datieren haben, der also auch nur etwa $2^1/_2$ Jahre dauerte und trotzdem mindestens 3 Bücher der Briefe ergab. In dem III. Buche stand nach Nonius S. 92, 18: *Nos Ventidianis rumoribus calficimur.* Das geht auf P. Ventidius Bassus und dessen Teilnahme am Mutinensischen Kriege. Es dürfte um die Schlacht bei Forum Gallorum (14. April 43) geschrieben sein, als er dem Antonius zu Hilfe eilte (s. O. E. Schmidt, Fleckeisens Jahrb. CXLV 326 ff.). Da Pansa in der Nacht vom 22/23. April starb, so gehört dieses Citat dem letzten oder einem der letzten Briefe an, die Cicero an ihn schrieb. Die Korrespondenz umfafste mithin nicht mehr als 3 Bücher, und die Sammlung hat jedenfalls auch des Pansa Briefe enthalten.

Mit M. Brutus verkehrte Cicero seit dem Jahre 50 brieflich. O. E. Schmidt hat versucht, das erste der 8 verlorenen Bücher Ad Brutum zu rekonstruieren (Philol. 1890 S. 38—48). Er nimmt daher an, dafs die Briefe von der Hand des Brutus auch in den ersten Büchern Aufnahme gefunden hätten. War es der Fall, was ich bezweifle, so standen sie nach Analogie der Epistulae Caelii für sich allein, nicht wie in B. IX mit denen Ciceros gemischt, was erst mit den Jahren 46—44 begonnen haben wird. Auch an Nepos gab es mehr als ein Buch der Briefe, wieder aus dem Grunde, weil die Korrespondenz in Ciceros letzte Lebensjahre fiel. Cicero nennt ihn nicht vor dem Juli 44 (A. XVI 5, 5) und dann nur noch einmal im November desselben Jahres (A. XVI 14, 4) mit Worten, aus denen hervorgeht, dafs er ihm noch fern stand. Er sagt nämlich

auf die Kunde von dem Tode eines Sohnes des Nepos: *Male narras de Nepotis filio. Valde mehercule moveor et moleste fero. Nescieram omnino esse puerum.* Dazu stimmt zeitlich, dafs ein Citat aus dieser Korrespondenz, das uns Ammianus Marcell. XXI 16, 13 (Baiter-Kayser XI 39) erhalten hat, auf den toten Cäsar Bezug nimmt. Wenn also trotz des späten Beginnens des Briefwechsels mit ihm auch mindestens 2 Bücher (Macrob. Saturn. II 1, 14) gefüllt waren, so deutet das ebenfalls auf Vollständigkeit hin, nicht auf eine Auswahl. Ob auch des Nepos eigene Briefe Aufnahme fanden, ist nicht sicher zu entscheiden, aber wahrscheinlich, da die Briefe der letzten Lebenszeit Ciceros angehörten und Lactant. Inst. III 15, 10 von einem Briefe des Nepos an Cicero spricht. Inhaltlich beziehen sich sämtliche, wie an sich anzunehmen wäre und die 5 Citate erweisen (Baiter-Kayser XI 38 f.), auf Fragen der Litteratur.[1])

Tiro gab also die Briefe der letzten Lebensjahre, soweit wir sie beurteilen können, in möglichster Vollständigkeit. Wo er lückenhafte Korrespondenzen mitteilt, ist er daran schuldlos, da er trotz seiner Bemühung nicht mehr auftreiben konnte. Peter sagt freilich (S. 59): 'Buch XIV enthält eine für die Öffentlichkeit veranstaltete Auswahl von den Briefen an Terentia', (S. 60): 'Von

---

[1]) Es sei mir gestattet, nebenbei eine Vermutung auszusprechen. Nepos verkehrte seit 64 viel mit Atticus (Vit. Att. 13, 7: *Saepe propter familiaritatem domesticis rebus interfuimus.*) Es ist wahrscheinlich, dafs er dabei häufig von Atticus die Briefe Ciceros, die gerade einliefen, zu lesen bekam. Im Jahre 44 schrieb er an Atticus einen Brief, der sich mit Cicero beschäftigte. Atticus berichtete darüber an Cicero, der darauf antwortet (A. XVI 5, 5): *Nepotis epistulam exspecto. Cupidus ille meorum?* So lautet die Überlieferung. Ich vermute und sehe, dafs dasselbe schon Moser (Specim. VII 17 f.) that, dafs *mearum* zu schreiben sei. *Meorum* müfste man auf Ciceros sonstige Schriften beziehen, die dem Nepos doch zweifellos schon bekannt waren. Er hatte sich über diese abfällig geäufsert und gerade die Schriften, auf die sich Cicero das meiste zu gute that, als nicht lesenswert bezeichnet (*qui ea, quibus maxime γαυριῶ, legenda non putet*). Da Nepos den Plan hegte, des Atticus Vita zu schreiben, so liegt es nahe, dafs er den Wunsch äufserte, einen Einblick in des Atticus Briefsammlung zu thun. Dafs er diese Sammlung später kannte und auch kurz erwähnt hat, beweist seine oben behandelte Notiz über die noch unedierten Briefe. Ja, ich vermute, dafs auch er damals den Wunsch äufserte, Ciceros Briefe ediert zu sehen. Diesen Gedanken erhalten wir, wenn wir *mearum* lesen, das gut in Gegensatz zu *Nepotis epistulam exspecto* tritt. Auch nimmt dann der Text seinen guten Fortgang: 'Was, Nepos wünscht meine Briefe kennen zu lernen, während er doch die Schriften von mir, auf die ich am stolzesten bin, nicht für lesenswert hält?' Darauf folgt dann eine ganz kurze Auseinandersetzung über den litterarischen Rang beider Männer des Sinnes, dafs Cicero dem Nepos übertriebenen litterarischen Stolz vorwirft, und dann wieder die Rückkehr auf das angeregte Thema der Herausgabe von Ciceros Briefen und die Belehrung über den Umfang und Plan seiner ersten geplanten Briefausgabe. Besondere Beachtung verdient die Wortstellung in dem Satze: *Mearum epistularum nulla est συναγωγή.* Mir scheint die Stellung von *mearum* zu beweisen, dafs dieser ganze Paragraph von nichts anderem als den Briefen handelt, dafs Cicero seine Briefe in Gegensatz stellt zu dem oder zu denen des Nepos. Sollte etwa Nepos die Herausgabe der eigenen Briefe beabsichtigt, sollte Tiro bei ihm angefragt haben, ob er gestatte, dafs Cicero auch die Briefe an ihn und von ihm veröffentliche? Soviel scheint sicher, dafs damals auch Nepos für eine Ausgabe der Briefe Ciceros interessiert war, dafs er deshalb an Atticus schrieb, der seinerseits darüber wieder mit Cicero in Unterhandlung trat.

den 24 Briefen sind nur 3 nicht datiert, die chronologische Folge ist aber nur in so fern gewahrt, als die (vier) Briefe aus dem Jahre 58 das Buch eröffnen, daran sich der aus dem Jahre 50 und die aus 49 und 47 reihen, innerhalb dieser Grenze offenbar absichtlich gestört.' Durch ein Durcheinanderwerfen der Briefe soll das Bild des erkalteten Eheverhältnisses verwirrt worden sein. Tiro soll damit die Absicht verfolgt haben, die Schuld, die Cicero an der Scheidung von Terentia von Unkundigen zugemessen werden könnte, zu verdunkeln, da er auch sonst seinen Patron gegen Terentia in Schutz genommen habe. Statt alles dessen sehe ich nichts als eine möglichst vollständige und um die Datierung und Chronologie sorglose Aneinanderreihung der Briefe. Keinem Römer wird es eingefallen sein, diese Ehebriefe als historische Dokumente zu betrachten. Ihre Reihenfolge war gleichgültig. Was daran interessierte, war der Stil. Wenn Tiro wirklich die Absicht gehabt hätte, durch Verstellung der Briefe das Bild zu verwirren, so würde er doch vor allem die Briefdaten sämtlich getilgt haben. Übrigens ist im wesentlichen die Reihenfolge der Briefe noch so, wie sie thatsächlich verlief; sie zeigt deshalb richtig die herzlichsten Briefe zu Anfang, die frostigen und barschen zu Ende. Die Briefe 4 2 1 3 sind die des Jahres 58. Diese stehen mit Recht zu Anfang und von den folgenden gesondert; denn der nächste Brief, 5, ist 8 Jahre später geschrieben (im Jahre 50). In der Zeit von 57—52 war Cicero nicht aufser Italien, deshalb dürfen wir für diese Jahre keine Briefe an Terentia voraussetzen. Er war dann vom Mai 51 ab auf seiner Reise nach und in Cilicien, von wo er erst im Dezember 50 zurückkehrte. Es ist auffallend, dafs aus dieser langen Zeit nur ein Brief (XIV 5) erhalten ist. Zur Erklärung nehme ich an, dafs diese Briefgruppe verloren gegangen oder von Terentia nach der Scheidung nicht herausgegeben worden ist. Es folgt dann eine Gruppe, die den Jahren 49—47 angehört. Ihre Folge müfste sein: 18 14 7 6 12 19 9 17 16 8 21 11 15 10 13 24 23 22 20, wofern sie alle bisher richtig datiert sind, was noch zweifelhaft ist. An einer Stelle tritt wieder die umgekehrte Folge hervor 24 23 22 20. Es scheint hier der Schreiber an dem falschen Ende begonnen zu haben, ein Briefpaket abzuschreiben. Die Briefe mögen sich ordnungslos in Ciceros Wohnung gefunden haben. Tiro begnügte sich mit einer ganz oberflächlichen Anordnung, wohl nur darauf bedacht, dafs die kurzen, vermutlich *in codicillis* geschriebenen Briefe ans Ende kamen. So viel ich sehe, haben wir also nur an einer Stelle einen grofsen Briefausfall der Briefe aus 51/50, sonst Vollständigkeit. Dafs die längeren, liebevolleren Briefe voranstehen, ergab, wie wir sehen, die Brieffolge von selbst: es sind die bei weitem ältesten Briefe. Ebenso natürlich ist es, dafs die späteren Briefe nur an die Mutter, nicht auch an Tullia und den Sohn gerichtet sind. Denn als diese herangewachsen waren, lebten sie vielfach von der Mutter getrennt, beim Vater[1]), Tullia bei ihrem Gatten. Bald nach dem letzten Briefe (XIV 20) vom 1. Oktober 47 erfolgte Ciceros Scheidung von Terentia. Häufig scheint Cicero

---

[1]) XIV 5, 1; 6, 3; 11; 14; 15, 1 18; Tullia betreffend: XVI 11, 1.

überhaupt an Terentia nicht geschrieben zu haben.[1]) Es müfsten jedenfalls erst mehrere Lücken in der Korrespondenz sicher nachgewiesen werden, ehe man von einer Auswahl sprechen könnte.

Man glaubt allgemein und mit Recht, dafs Tiro wenn nicht alle, so doch die Mehrzahl der Bücher Ad fam. und jedenfalls B. XVI herausgegeben habe, das die an ihn selbst gerichteten Briefe Ciceros und zum Teil auch von dessen Familienangehörigen enthält. Von Tiro dürfen wir annehmen, dafs er alle Briefe, die er von der Hand seines Herrn empfing, gewissenhaft aufbewahrt hatte. Es wird deshalb besonders lehrreich sein, zu prüfen, ob er diese Briefe vollständig mitgeteilt habe oder, wie Peter glaubt, in einer Auswahl, und ob er bei der Anordnung eine besondere Absicht verfolgt habe oder nicht. Nach Peter (S. 60 f.) soll der erste Teil seiner Briefe mehr dem Ruhme Ciceros dienen, während im zweiten die Person des Freigelassenen mehr in den Vordergrund trete, besonders durch die Aufnahme des ihm gegebenen Versprechens des jüngeren Marcus, sich zu bessern (Ep. 21). Dieses Buch und das der Terentiabriefe sind die bei weitem kürzesten der Sammlungen (Peter S. 60). Sollte wirklich Tiro gerade seine Briefe, die er vollständig besafs, nur zum Teile herausgegeben haben? Es sieht nicht aus, als ob eine Auswahl vorläge, denn es sind auch Briefe enthalten, die jedem aufser Tiro als bedeutungslos erscheinen mufsten, weil sie auf wenigen Zeilen nichts enthalten als die beständige Bitte, auf seine Gesundheit zu achten. Das gilt besonders von XVI 13. Wäre unsere Sammlung eine Auswahl, so würden wir doch in ihnen Verschiedenartigkeit des Stoffes und Tones finden. Das Gegenteil davon liegt vor. Es beschäftigen sich die Briefe fast ausnahmslos mit Tiros Krankheiten, und das hat gewifs seinen inneren Grund. Cicero trennte sich eben von dem ihm fast unentbehrlichen Manne nur sehr ungerne; wenn es geschah, so wird in der Regel eine Krankheit Tiros daran schuld gewesen sein. Ich finde in den Briefen selbst keine Anzeichen dafür, dafs sie nicht vollzählig wären, keine Anspielung auf einen verloren gegangenen Brief. Aus den vor 53 liegenden Jahren liegt kein Brief vor. Da die Freilassung Tiros erst im Jahre 53 erfolgt zu sein scheint (s. Drumann, G. R. VI 406), so wäre ja denkbar, dafs Tiro die an ihn als Sklaven gerichteten Briefe nicht habe der Öffentlichkeit übergeben wollen, aber auch das trifft nicht zu; denn XVI 14, 2 *dies promissorum adest* geht auf die erst bevorstehende Freilassung, die mithin nach den Iden des April des Jahres 53 erfolgt ist. Wie lange Tiro vordem schon in Ciceros Diensten war, wissen wir nicht, da er in den übrigen Briefschaften nicht vor dem Jahre 50 genannt wird.[2]) Von da an nennt ihn Cicero öfters.[3]) Wir haben also keine Berechtigung zu der Annahme, dafs Cicero vor 53 (F. XVI 10; 13—16) an ihn schon Briefe geschrieben habe. Die Gruppe der Briefe aus dem Jahre 53 ist nun fälschlich hinter die erste Gruppe der Briefe aus dem

[1]) XIV 6, 1.

[2]) A. VI 7, 2: *Tiro ad te dedisset litteras, nisi eum graviter aegrum Issi reliquissem. Sed nuntiat melius esse. Ego tamen angor; nihil enim illo adulescente castius, nihil diligentius.*

[3]) A. VII 2, 3; 3, 12; 5, 2; VIII 5, 2; 6, 3; IX 17, 2; XII 10; XV 4, 5 = 4a, 1.

Jahre 50/49 geraten (XVI 1—9), eine auch sonst vorkommende Nachlässigkeit in Behandlung der Chronologie. Es zeigen sich daneben noch Spuren richtiger Folge, so in den Briefen 3 5 9 11 und die umgekehrte Reihe in 15 14 13 12. Gering ist die Störung in 18 20 22 17 19 23 21 25 24 26 27. Im grofsen und ganzen herrscht also eine relativ zutreffende Chronologie mit der einen genannten groben Abweichung, für die eine vernünftige Erklärung nicht erfindlich ist. Die zweite Gruppe (b) (Ep. 17—27) enthält Briefe aus den Jahren 45—44, sie sind 'kurz und unbedeutend' (17—20 22 24) und 'fallen nach Inhalt und Form von der ersten Gruppe ab'. Das mag man Peter zugeben, aber damit ist nichts für seine Vermutung gewonnen, dafs sie auf einer Auswahl beruhten. Andere Briefe schrieb eben Cicero damals an Tiro nicht. Weshalb sollte auch Tiro die umfangreicheren und gewichtigeren Briefe unterschlagen, weshalb den 'wohlthuenden Eindruck' der Gruppe a durch die Gruppe b 'verdorben' haben? Ich kann also von einer 'besonderen Absicht' in der Veröffentlichung und Anordnung dieser Familienbriefe nichts entdecken als eben immer wieder den Wunsch, alles mitzuteilen, was erreichbar war. Wir lernen aus dieser Vollzähligkeit genau die Zeiten kennen, in denen Tiro von Cicero getrennt war. Sie ermöglicht uns auch einen Schlufs auf die stärkere oder geringere Innigkeit des Verkehrs. Sollten sich aber wirklich Lücken in der Korrespondenz nachweisen lassen, so würden diese eher auf ein Mifsgeschick der Boten zurückzuführen sein als auf Tiros absichtliche Ausscheidung.[1]) Um sein Buch einigermafsen komplett zu machen, nahm Tiro am Schlusse sogar Briefe auf, die Quintus und der jüngere Marcus an ihn gerichtet hatten und einen Brief des Quintus an Marcus, der sich mit seiner Person beschäftigt (16). Er wollte offenbar nichts zurückbehalten, was das freundschaftliche Verhältnis seines Herrn und der Familie des Herrn zu ihm ins rechte Licht stellen konnte.

Für die Sammlung der Epistulae ad Quintum fr. nimmt Peter (S. 91 ff.) an, dafs Vollständigkeit überhaupt nicht erstrebt worden, dafs sie 'aus einer Sichtung und Auswahl hervorgegangen sei, ohne dafs wir jedoch ein besonderes Programm klar zu erkennen vermöchten'. Ich meine, ein solches fehlt auch hier durchaus. Die Sammlung wird eingeleitet durch ein für die Öffentlichkeit bestimmtes Schreiben über die Pflichten des Bruders als Verwalter der Provinz Asia. Diese Abhandlung stammt aus dem Jahre 60 oder 59. Tiro hätte sie jedenfalls in vielen Exemplaren erhalten können, da sie zweifellos dem Buchhandel übergeben war. In Ciceros Nachlasse aber fand er sie nicht, wofern wir mit Recht annahmen, dafs im Jahre 58 Ciceros Archiv verbrannte. Uns darf daher nicht wundern, dafs ältere private Briefe, die I 1, 1 (*litteris non unis, sed pluribus*) genannt werden, nicht erhalten sind. Wenn ferner aus den Jahren 55 (Februar) bis Februar 54 trotz fast täglichen Briefverkehres (II 9, 2) nur 5 Briefe erhalten sind, so stimmt das zu der allgemeinen Beobachtung,

[1]) Man denke an die Unsicherheit des Seeverkehres. F. XVI 9, 1: *Qui cupide profecti sunt, multi naufragia fecerunt.*

dafs die vor dem Jahre 46 geschriebenen Briefe nur vereinzelt wieder zu erlangen waren. Quintus wird bei seiner ganzen rücksichtslosen Art schwerlich besonders zartfühlend mit den oft tadelnden Briefen seines Bruders umgegangen sein, und Abschriften dieser Familienbriefe behielt Cicero keinesfalls zurück. In der Annahme, dafs Tiro manches in Rücksicht auf Quintus 'absichtlich beseitigt' habe, will die Thatsache nicht passen, dafs auch die überlieferten Briefe 'Zartsinn und Takt' des Herausgebers vermissen lassen, der Ciceros häusliche Konflikte schonungslos der Öffentlichkeit preisgab (Peter S. 91). Wir finden hier noch eine Übereinstimmung mit den übrigen Korrespondenzen Ciceros in dem Punkte, dafs Ciceros Briefe aus der Verbannung fehlen. Nur die an Terentia und an Atticus haben sich erhalten, aufserdem noch F. V 4. Das mag sich damit erklären, dafs Cicero keine Abschriften seiner Briefe jener Trauerzeit zurückbehielt oder sie auf der unsteten Reise sei es verlor, sei es absichtlich vernichtete.[1]) Der Umstand, dafs alle Korrespondenzen diese gleiche Lücke zeigen und nur die Nächststehenden Terentia und Atticus die an sie gerichteten Briefe dieser Zeit retteten, ist besonders lehrreich für den Gegenstand unserer Untersuchung. Vom Februar 56 bis zum Dezember 54 haben wir im übrigen (mit Ausnahme der oben gekennzeichneten Lücke) einen reichen und gut geordneten Bestand dieser Korrespondenz. Die Briefe reichen nur bis Ende 54. Weshalb die der nächsten 10 Jahre fehlen, das entzieht sich zwar unserem Urteile; Tiro dafür verantwortlich zu machen, sind wir aber nicht berechtigt. Hätte er alle Briefe in Händen gehabt und eine Auswahl geben wollen, so würde sich gewifs noch mancher spätere gefunden haben, der eine Veröffentlichung in jeder Hinsicht verdient und vertragen hätte. Somit war es wohl Quintus selbst, der die Veröffentlichung in Rücksicht auf Cäsar und zu gunsten seines Sohnes endgültig untersagte. Vieles mag auch auf seinen Kriegszügen verloren gegangen sein. Überall ist Rücksicht auf die Machthaber für den Schlufs der Sammlungen mafsgebend gewesen. Je näher der Briefempfänger dem M. Cicero stand, um so früher schliefst die Sammlung: die an Quintus mit dem Jahre 54, die an Atticus mit Juli 44, die Ad fam. mit Juli 43 (X 24), die an Octavian mit Ciceros Tode. Das ist also jedesmal ein jäher Abbruch der Sammlungen. Was aber vor diesen Terminen liegt, ist gerade vor den Endterminen jedesmal so reich, dafs der Wunsch, Vollständigkeit zu erreichen, unverkennbar ist.

Die fragmentarische Überlieferung der Ciceronischen Briefsammlungen hat unseren Blick getrübt. Besäfsen wir den ganzen Vorrat, den das Altertum las, so würden wir über die Natur der Sammlung Ad fam. sicherer urteilen. Neben den 16 Büchern an Atticus, den 9 Büchern an Hirtius, an M. Brutus, den 3 Ad Q. fr., Ad Caesarem iun., an Pansa, den 2 Ad fil., Ad Calvum, an Nepos, an Q. Axius und neben anderen, die uns bis auf ihre Kunde verloren gegangen

[1]) Wir müssen uns die Umständlichkeit des antiken Reisens vorstellen und Ciceros verzweifelte Lage, um zu verstehen, dafs er von fremden Briefen oder eigenem Schriftlichen schliefslich so gut wie nichts nach Hause brachte. Sollte er trotz seiner Verzweiflung das unnütze Zeug immer mit sich schleppen?

sein mögen, kann unsere Sammlung der Epist. ad fam. nur den Eindruck eines Supplementbandes gemacht haben, in dem Briefschaften aufgenommen wurden, die keine gröfsere Buchzahl füllten. Herrschte nun in jenen grofsen Sammlungen durchaus das Streben nach Vollständigkeit, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch in der kleineren. —

Peter betont mehrfach den Unterschied, der zwischen dem 'Urkundenbuche' (X—XII 1—16) einerseits und anderseits den 'historisch-ästhetischen' Briefen der übrigen Sammlung bestehe (bes. S. 79 f.), und kommt zu folgendem Schlusse: 'Obwohl Atticus selbst eine Sichtung der in seinem Besitze befindlichen Briefe Ciceros vorgenommen und die der letzten Zeit überhaupt unterdrückt hat, begegnen uns in dieser immer noch Aussprüche harten Tadels gegen Cäsar, namentlich nach seinem Tode: da ist es also nicht anders denkbar, als dafs, wenn wir ähnliche aufser in X—XII (1—16) in der Sammlung an Verschiedene vergeblich suchen, von denen doch viele Cicero innig befreundet gewesen sind, diese Sammlung von dem Herausgeber (Cicero) genau durchgesehen worden ist, wie dies Cicero vor der Veröffentlichung seiner Briefe als selbstverständlich erachtet hat, und alle der sonst herrschenden günstigen Beurteilung Cäsars widersprechenden Bemerkungen grundsätzlich beseitigt worden sind, und dafs sich auf das Urkundenbuch diese Thätigkeit nicht erstreckt hat.' Weiter folgert er (S. 83) aus dieser Beobachtung, dafs 'Cicero selbst noch nach Abschlufs der Sammlung von Empfehlungsbriefen in B. XIII seinem treuen Amanuensis den Auftrag zu einer neuen Sammlung gegeben habe, die mit Ausschlufs der allein historisches Interesse befriedigenden Schriftstücke seine Briefschaften bis zum Verlassen des italischen Bodens enthalten sollte'. Aus dieser gleichsam noch unter Ciceros Augen hervorgegangenen Veröffentlichung Tiros, in der zum Teil ein ästhetisches, zum Teil ein auf die Verherrlichung von Ciceros Person ausgehendes historisches Interesse überwog, sind nach Peter gröfsere Gruppen (VII VI 1—14 mehr ästhetisch, V 1—15 I III II 1—16 VIII, auch IV 1—11 mehr historisch) in unser Corpus Ad familiares übergegangen. Auch glaubt er für eine Anzahl der genannten Briefe erkennen zu können, dafs sie (S. 59) 'unzweifelhaft für die Öffentlichkeit wenn nicht geschrieben, so doch redigiert worden sind'. Ich mufs leider dieser Darlegung in allen Punkten widersprechen. Um mit dem letzten zu beginnen, so fehlt, wenn wir von B. XIII wie immer absehen, jedes Anzeichen dafür, dafs Cicero selbst seine Briefe zum Zwecke einer Veröffentlichung redigiert habe. Dafs aber Tiro eigenmächtig redaktionelle Änderungen des Textes vorgenommen habe, ist wohl völlig ausgeschlossen. Es handelt sich in den von Peter als 'mehr historisch' bezeichneten Briefen zumeist um diplomatische Schreiben, die ihren Empfängern jedenfalls schon in derselben stilistischen Durchbildung eingehändigt wurden, die wir noch heute an ihnen bewundern. Aber selbst die Möglichkeit von Peters Vermutung zugegeben, so ist sie doch durch nichts zu erweisen. Der Unterschied in der Stimmung gegen Cäsar, den Peter (S. 79 ff.) in der That zwischen den Büchern Ad fam. X—XII 1—16 (seinem 'Urkundenbuch') einerseits und den übrigen Büchern

anderseits nachgewiesen hat, erklärt sich meiner Meinung nach aus dem Unterschiede der Abfassungszeit. Das 'Urkundenbuch' spricht von Cäsar als von einem Toten mit offenem Hasse. Diese Briefe wurden zumeist geschrieben und gesammelt, als man noch nicht wissen konnte, dafs dem Cäsar ein Rächer in Octavian erstehen würde, weshalb in ihnen die rückhaltslose Aussprache gegen den Toten gefahrlos schien. Die anderen Briefe aber, die über Cäsar milder urteilen, gehören der Zeit vor dessen Ermordung an, weshalb Vorsicht im Ausdrucke des Hasses walten mufste, wofern dieser Hafs wirklich schon zu so klarem Durchbruche gekommen war. Das gilt von den Stellen, die Peter S. 80 anführt[1]): es stimmen mithin die Briefe Ad fam. in diesem Punkte vollständig mit denen Ad Att. überein, in denen uns, wie Peter selbst beobachtet hat, Aussprüche harten Tadels gegen Cäsar auch erst 'namentlich nach seinem Tode' begegnen. Diese Zeit ist vielfach kritisch behandelt worden, aber meines Wissens ist ein Widerspruch in Ciceros Urteilen über Cäsar zwischen der Sammlung Ad fam. und der Ad Att. niemals aufgefallen. Vielmehr liefse sich aus dieser die intakte Echtheit jener erweisen. Damit fällt Peters Hypothese. Ich halte auch für völlig ausgeschlossen, dafs Cicero daran gedacht haben sollte, jene Cäsar, wenn schon vorsichtig, tadelnden Briefe selbst unmittelbar nach Cäsars Tode — ihr Inhalt reicht bis Juli 44 — herauszugeben. Ein solches öffentliches Enthüllen seiner Stellungnahme zum Gemordeten konnte ihm und seinen Korrespondenten unmöglich erwünscht sein. Wann hätte jemals in politisch so erregten Zeiten ein Staatsmann dergleichen Enthüllungen leichtsinnig preisgegeben? An politische Freunde konnte Cicero ohne Gefahr nach Cäsars Ermordnung beschimpfend über diesen schreiben[2]), nicht aber durfte er wagen selbst viel mildere Urteile über ihn zu veröffentlichen.

An sich will es mir auch wenig glaublich erscheinen, dafs Cicero schon ein oder zwei Jahre nach Absendung politischer Briefe eigenhändig dieselben Briefe durch eine redaktionelle Durchsicht für die Veröffentlichung zurecht gemacht, noch viel weniger glaublich, dafs er dazu einen anderen bevollmächtigt habe. Dazu waren die Fragen viel zu delikat. Auch war die politisch tief erregte Zeit für eine solche Beschäftigung wenig geeignet, sodann in Cicero der Hafs gegen Cäsar noch so lebendig, dafs sich seine Feder wohl gesträubt haben würde, mildere Worte einzusetzen; ferner hätte er sich seinen Parteigenossen durch eine Abschwächung wenig empfohlen, ebensowenig aber seinen Gegnern durch so schwache Mittel angenehm gemacht. Es tritt bei ihm sonst vielmehr die Absicht zu Tage, sich als Gesinnungsgenossen der Cäsarmörder, vielleicht über die Wahrheit hinaus, darzustellen. Cicero konnte nicht wissen, ob ihm nicht gerade sein Cäsarhafs schon nach wenigen Jahren als ein besonderes Verdienst angerechnet werden würde, und er hätte sich schon aus diesem Grunde gehütet, an seinen eigenen Briefen gewissermafsen Urkundenfälschungen vorzunehmen, deren Wirkung der Erwartung gerade widersprechen konnte.

[1]) F. IV 4, 2, um Okt. 46; IV 6, 3, Apr. 45; IV 8, 2. Aug. 46; IV 9, 2, um Anf. Sept. 46; IV 13, 2, Aug. 46.

[2]) F. XI 27, 8; XII 1, 1 ff.; 2, 1; X 28, 1; XII 4, 1; 3, 1.

Auch würde ihn vor einem solchen Unternehmen doch wohl die Scheu zurückgehalten haben, dafs die früheren Empfänger seiner Briefe ihn mit diesen Originalen Lügen strafen könnten. Sie würden ihm gewifs die beschämende Bemerkung nicht erspart haben: 'vordem las man's anders'. Zwar wissen wir, dafs Cicero einmal Briefe seiner Hand emendierte, ehe er sie herausgab, aber in jenem Falle handelte es sich nicht um politische, sondern um Empfehlungsbriefe, und selbst da dürfte sich die Emendation zumeist auf Stilistisches erstreckt haben. Wie sollen wir uns übrigens das Verhältnis der angeblich redigierten Epistulae ad fam. zu den übrigen gröfseren Korrespondenzen denken? Sollen wir annehmen, dafs auch in jenen eine durchgreifende Redaktion vorgenommen worden sei, um sie im Urteile über Cäsar mit diesen in Einklang zu bringen, oder annehmen, dafs ein Widerspruch zwischen ihnen bestehen blieb? Beides ist gleich unannehmbar und führt zu den wunderlichsten Konsequenzen. Man denke sich Ciceros Briefe an Brutus und folglich auch Briefe von Brutus an Cicero, aus denen der lebhafte Ausdruck des Cäsarhasses eliminiert wäre! Damit würden sie nach dem Geschmacke des Altertums gewifs ihres Hauptreizes entkleidet worden sein. Hätte Tiro auf solche Weise den Empfindungen des Hofes Rechnung getragen, so wäre auch kein Grund, weshalb er mit der Veröffentlichung der Briefe so lange gesäumt und nicht auch die Urteile über Octavian für die Veröffentlichung zugestutzt haben sollte. Kurz, je mehr man diesen Gedanken nachgeht, um so gröfser erscheinen die Bedenken, die einer solchen redaktionellen Thätigkeit Tiros entgegenstehen: er würde sich bei aller Sorgfalt in Widersprüche verwickelt haben, deren Wirkungen wir noch empfinden müfsten. Die von Peter angeführten Gründe reichen jedenfalls nicht aus, uns zu überzeugen, dafs in den Epistulae ad fam. mit Ausschlufs von B. X—XII 1—16 ein nach einer politischen Tendenz nachträglich zurechtgemachter Text erhalten sei, dessen historischer Wert dadurch natürlich wesentlich beeinträchtigt sein müfste. Es wäre schmerzlich, wenn sich diese Hypothese Anerkennung erwürbe und in Zukunft jede Stelle der Briefe erst darauf hin geprüft würde, ob wir darin den echten Cicero oder die Hand des Redaktors erkennen sollen. Ich hatte selbst einmal betreffs der Epistulae ad Atticum blofs vermutend geäufsert, dafs vielleicht zu harte Ausdrücke gegen Octavian ausgemerzt sein könnten. Peter hält dem mit vollem Recht entgegen, dafs dafür ein Beweis nicht zu erbringen sei. Nicht besser aber steht es mit seiner eigenen Hypothese. Wir können deshalb Ciceros Briefe Ad fam. auch ferner getrost als ungetrübte, unmittelbare Quelle benutzen. — Wenn Einfachheit ein Hauptempfehlungsmittel für eine Hypothese ist, so kann dieses von Peter nicht beansprucht werden, da seine Erklärung erschreckend kompliziert ist: Angeblich hat Tiro drei Briefgruppen zusammengestellt, die der stilistischen Musterbriefe (B. XIII), die Ciceros Person feiernden historisch-ästhetischen (B. I—VIII IX XV), die Familienbriefe (B. XIV XVI), nicht aber die Bücher X—XII 1—16. Aber die Anordnung der Briefe in dieser letzten Briefgruppe beweist ja gerade, dafs sie in Ciceros Haus gesammelt wurden, auch umfassen sie die Briefe unmittelbar nach der Zeit, in der sein Plan Briefe zu sammeln zuerst auftaucht.

Dafs in ihnen 'ausschliefslich das historische Interesse' herrsche, brachte keine Auswahl, sondern die Natur der Dinge mit sich — denn alle Briefe jener Zeit waren stark politisch gefärbt. 'Ihr Inhalt reicht über den Endpunkt der übrigen Bücher Ad fam. hinaus.' Gewifs! Aber doch nicht unbedingt: 5 Briefe (XI 1 und 2, 29; XII 1 und 16) machen eine Ausnahme (Peter S. 86), indem sie auf den März — Juni 44 fallen; umgekehrt greifen auch mehrere Briefe der anderen Bücher in die Zeit des 'Urkundenbuches' X—XII 1—16 über, so IX 24 vom Februar 43; XVI 24—27, sämtlich nach August 44 geschrieben, während dem Anfang des Jahres 44 noch mehrere Briefe verschiedener Bücher (VII 30; V 10a; VII 31; VI 15, 16; XV 20 u. s. w.) angehören. Die Scheidung ist also nicht streng durchgeführt. An sich wäre es durchaus erklärlich, wenn Tiro eine Trennung vorgenommen hätte zwischen den nur sporadisch erhaltenen Korrespondenzen vor 44 und den nun mit voller Zahl und chronologisch wesentlich gesichert auftretenden Briefschaften der Folgezeit, oder wenn er sich die Aufgabe gestellt hätte, die Korrespondenzen des Kampfes mit Antonius möglichst zusammen zu stellen. Im Tone, der Cäsar gegenüber angeschlagen ist, stimmen die Briefe des 'Urkundenbuches', aber, wie ich hinzufüge, nicht minder die der übrigen Epistulae ad fam. zu den gleichzeitigen Briefen Ad Att. Peter behauptet daher mit Unrecht, dafs der Herausgeber der 'älteren Sammlungen' in F. noch Rücksicht auf Cäsar genommen habe, dafs diese aber von dem Herausgeber des Urkundenbuches und den Briefen Ad Atticum aufgegeben sei. Gegenüber Octavian herrscht in allen Sammlungen gleiche Rücksichtnahme. Aus diesen Beobachtungen, die wir zumeist als unzutreffend bezeichnen mufsten, wird nun gefolgert, dafs der ersten Ausgabe, die Tiro besorgte, eine zweite des Urkundenbuches gefolgt sei, sodann eine dritte, die das 'Urkundenbuch' mit der bisherigen Sammlung ungeschickt zusammengefügt habe. Diese dritte Sammlung soll denselben Herausgeber haben, wie die Epistulae ad Atticum, wegen der Gemeinsamkeit der politischen Richtung, wegen der Gleichheit der Bücherzahl (16) und wegen einer Einschiebung von je 2 Büchern, nämlich F. X—XII 1—16 und A. XII und XIII an 'ziemlich gleicher Stelle'. Dafs mir die Annahme einer Einschiebung der Briefe A. XII und XIII unhaltbar erscheine, habe ich Berl. phil. Wochenschr. 1901 Nr. 22 ausgeführt. Der Deutung des 'Urkundenbuches' ist allein schon der Umstand entgegen, dafs man die Briefe F. XII 1—16 trennen mufs von 17—30, die zum Teil in frühere Jahre zurückgreifen. Um diesen Einwand zu beseitigen, mufs Peter annehmen, dafs die erste Ausgabe des Tiro, deren 'kunstvolle und oft feine Anordnung' einzelner Gruppen von Briefen noch heute zu erkennen sei, von späterer, ungeschickter Hand mit dem 'Urkundenbuche' zusammengeschweifst wäre. Diese Hand habe 'ohne Verständnis für das Prinzip der Gruppierung' die ältere Sammlung zerstückelt, dabei auch in den inneren Bau des Urkundenbuches eingegriffen, nämlich dem kurzen XI. Buche die Nummern 24—29 geschmacklos angefügt, ebenso dem XII. Buche eine Gruppe von 13 Briefen, von denen 4 in das Jahr 46 gehören. Dabei hat Peter mit der Möglichkeit zu rechnen, dafs diese Anhängsel erst damals 'an die Öffentlichkeit hervorgezogen'

wären. So mufs er sich die Bücher X—XII gleichsam erst zurecht machen, um sie für seine überaus verwickelte Hypothese gebrauchen zu können. Fragt man nun weiter nach den Zeiten der nunmehr drei verschiedenen Ausgaben, so gerät man in die ärgste Bedrängnis, und nicht minder, wenn man fragt, wie sich wohl die grofsen, geschlossenen Sammlungen zu diesen Vorgängen verhalten haben sollen. Peter giebt zu, dafs es mir gelungen sei, die von Friedrich Hofmann und Bruno Nake begründete, verwickelte Hypothese von ursprünglich verschiedenen Sammlungen auf eine einfache Erklärung zurückzuführen, aber er schafft selbst wieder neue Schwierigkeiten. Wenn Einfachheit einer Hypothese den Vorzug verschafft, so darf ich das für die meine geltend machen, die Einheit des Planes, Einheit des Herausgebers, unberührten Text der Briefe, Streben nach Vollständigkeit und eine nur zum Teil von stilistisch-rhetorischen Normen beeinflufste Methode der Anordnung behauptet. Nur in einem Falle scheint nämlich Einheitlichkeit des Planes zu fehlen: es stehen fünf Briefe an Cassius nebst einem Ciceros an diesen und zwei an Trebonius in dem XV. Buche (14—19 und 20 f.), während andere Briefe an dieselben in XII (1—13), in X (28) und XII (16) stehen. Es sind für diese Erscheinung verschiedene Erklärungen möglich. Vielleicht wollte Tiro in die Bücher X—XII nichts aufnehmen, was nicht mit dem Mutinensischen Kriege begann, vielleicht fand er Buch XV erst, nachdem X—XII schon abgeschlossen war, und veröffentlichte es als 'Nachlese' (Peter S. 77 Anm. 2), vielleicht sollten die geschlossenen, weil gleichzeitig gesammelten Briefreihen in X—XII abgesondert werden von zerstreuten älteren Einzelbriefen, vielleicht liegt nur eine Unachtsamkeit des Sammlers vor, wie es solche auch sonst giebt (so zweimalige Darbietung desselben Briefes). Auch dagegen ist nichts einzuwenden, dafs vielleicht, wie Peter will, vorerst nur die Briefe mit Ausschlufs der Bücher X—XII herausgegeben wurden, weil diese 3 Bücher eine Veröffentlichung zu Octavians Lebzeiten noch nicht vertrugen. Ich habe selbst stets die Meinung vertreten, dafs die Veröffentlichung der einzelnen libelli sich über viele Jahre verteilt habe, ohne dafs dadurch die Einheitlichkeit des Planes berührt wird.

Wir können die vielfach vertretene Annahme, dafs unsere 16 Bücher Ad fam. schon im frühen Altertume ein geschlossenes Ganzes gebildet hätten, durch nichts begründen. Vereinzelte Citate aus verschollenen Ciceronischen Briefen, für die eine gröfsere Buchzahl nicht überliefert ist, so Briefe an Cato, an Caerellia, an Hostilius, griechische an Gorgias, Herodes, Pelops (s. Baiter-Kayser XI 47 ff.) müssen wir uns vielmehr mit dieser Sammlung kleinerer Korrespondenzen vereinigt denken. Besäfsen wir den ganzen Bestand in einer authentischen Gruppierung, dann würde vielleicht, aber auch nur vielleicht, für jede Eigentümlichkeit der Anordnung eine zutreffende Erklärung möglich sein. Wie jetzt die Sachen liegen, müssen wir uns zuweilen mit einem ignoramus bescheiden und uns hüten, auf unaufgeklärten Thatsachen weitgehende Vermutungen aufzubauen. Der äufseren Einflüsse, die auf den Herausgeber einwirkten, waren gewifs so viele und verschiedenartige, dafs wir sie nicht entfernt ermessen können. Mit je weniger Hypothesen wir aber bei der Er-

klärung auskommen, um so besser. Und jedenfalls darf der Gedanke, dafs die gesamte Veröffentlichung der Briefe (von denen Ad Atticum abgesehen) auf einen Herausgeber und auf einen einheitlichen Willen zurückzuführen sei, ohne die zwingendsten Gründe nicht aufgegeben werden.

Es ist Peters Verdienst, die durch die Rhetoren Griechenlands geschaffene Systematik der Briefgattungen aufgedeckt zu haben (S. 19), die für die Römer vorbildlich wurde. Die *τύποι ἐπιστολικοί*, die unter dem Namen des Demetrios von Phaleron gehen (Epistologr. Graec. von Hercher in der Didotschen Ausg. S. 1), haben zweifellos auch ihren Einflufs auf Cicero beim Briefschreiben und auf Tiro beim Briefsammeln ausgeübt. Den *συστατικὸς τύπος* = *commendaticius* haben wir in B. XIII. Peter macht auch zuerst darauf aufmerksam (S. 72), dafs in B. VII die Gattung der mehr scherzenden Briefe vertreten ist, in denen das *λαλεῖν*, *iocari* (*causer* der Franzosen), kurz die Urbanität Ciceros besonders zu Tage tritt (S. 21 und 72 ff.); betreffs des B. VI schliefst er sich meinem Urteile (Diss. S. 29) an, dafs es Trostbriefe enthalte (S. 70 f.). Die Familienbriefe in XIV und XVI sind unverkennbar. Kurz, die Systematik, die Cicero selbst giebt (F. II 4, 1; IV 13, 1; VI 10, 4; XIII 27, 1), liefs sich noch wirksamer in der Sammlung erweisen, als ich früher (Fleckeisens Jahrb. CXXXVII 864 ff.) angenommen hatte (Peter S. 23 ff.). Hier verdanken wir Peter sichere Aufklärungen. Was aber darüber hinausgeht, so der Versuch die Briefsammlungen zum Teil als Auswahlen nach gewissen, von dem Inhalte bestimmten Gesichtspunkten zu erweisen, oder verschiedene Hände bei der Sammlung oder doch Herausgabe zu statuieren, konnte uns nicht überzeugen. Mit der oben zugegebenen Systematik verträgt sich meine Behauptung sehr wohl, dafs sich in unserer Sammlung Ad fam. Einheit des Planes (immer abgesehen von B. XIII) und das Streben nach Vollständigkeit vereine. — Um unser Ergebnis noch einmal in kurze Worte zu fassen: Tiro hat seine Sammlung etwa im Jahre 46 begonnen, hat alle Briefe aus Ciceros Korrespondenzen veröffentlicht, die ihm noch erreichbar waren. Wo sich grofse geschlossene Reihen von Briefen an dieselben Adressaten fanden, schlofs er diese in besondere Bücher zusammen. Der Rest von minder umfangreichen Korrespondenzen ist uns zum Teil in den Epistulae ad fam. erhalten. Auch hier hält Tiro mit geringfügigen Ausnahmen (S. 556) die Briefe an die gleichen Adressaten zusammen; füllten diese Einzelkorrespondenzen nicht ein Buch für sich, so sorgte er verständigerweise dafür, dafs in den einzelnen Büchern womöglich nur solche Korrespondenzen oder Einzelbriefe vereinigt wurden, die dem gleichen genus epistularum angehören oder dieselbe Zeit behandeln (X—XII). Sein Streben nach Systematik ging aber nicht so weit, dafs er deshalb Briefe einer geschlossenen Reihe auseinandergerissen hätte. Es bleiben deshalb davon die Bücher X—XII unberührt, ebenso I—III VIII IX XIV—XVI. Nur im Buch XIII bietet er uns eine Auswahl auch aus reicheren vorhandenen Korrespondenzen. Absichtlich hat er sonst weder gröfsere Briefreihen auseinandergerissen, noch durch eine Auslese die einen Briefe herangezogen, die anderen aber beseitigt, noch schliefslich die chronologische Folge der Briefe geändert. In diesem einen Punkte

finden wir ihn wenig sorgsam. Selbst in den Fällen, wo die überlieferten Daten der Briefe ihre zeitliche Anordnung mühelos herstellen liefsen, begnügt er sich oft mit einer Reihenfolge, die mehr der Zufall als eine Absicht und Überlegung bestimmte. Abgesehen davon verdient seine sammelnde und ordnende Thätigkeit unseren uneingeschränkten Dank und Beifall: er hätte überhaupt umsichtiger und verständiger nicht handeln können, um seinem Publikum zu genügen. Wir würden ja heute wohl eine die genera mehr vernachlässigende Anordnung auf Grund der Chronologie bevorzugen.[1]) Dankenswert ist es vor allem, dafs er sich nicht selbst zum Richter über den Wert oder Unwert der einzelnen Briefe seines Herrn aufgeworfen, sondern der Nachwelt alle ihm erreichbaren, selbst die geringfügigsten Briefe übermittelt hat. Wenn aber doch die Rücksicht auf Octavian ihn nötigte, die Briefe der letzten Lebensmonate seines Herrn den Blicken der Mit- und Nachwelt zu entziehen, so hat er sich diesem Zwange gewifs nur schweren Herzens gefügt. Das Wichtigste ist mir die, wie ich glaube, erwiesene These: Tiro erstrebte Vollständigkeit.

Sollte sie als richtig anerkannt werden, so eröffnete sich die Möglichkeit, sie im einzelnen noch weiter auszubauen[2]) und auch weitere Folgerungen aus ihr abzuleiten.

Auf die Frage nach der Person des Herausgebers und die Zeit der Veröffentlichung gehe ich hier absichtlich nicht näher ein.

---

[1]) Man würde aber auch heute dagegen nichts einwenden, wenn jemand z. B. eine Sammlung sonst zusammenhangloser Einzelbriefe unter bestimmte Kategorien brächte: als Familien-, Geschäfts-, Freundes-, dienstliche Briefe u. dgl.

[2]) Für jede Korrespondenz würde die Frage zu stellen sein, weshalb sie in ihrem Jahre einsetze, unterbrochen sei oder abbreche, für andere, fehlende, weshalb sie fehlen u. s. w. Oft wird man dabei über Vermutungen nicht hinauskommen.

AUS DER GESCHICHTE DER ASTROLOGIE

Von Wilhelm Kroll

Eine Geschichte der Astrologie ist gleichzeitig ein grofser Teil der Geschichte des menschlichen Irrtums. Der Glaube an die Macht der Gestirne, der uns so lächerlich vorkommt, hat Jahrtausende lang die Gemüter der Menschen beherrscht, hat sich auch in Zeiten einer verhältnismäfsig entwickelten Naturwissenschaft behauptet und ist selbst durch die Ergebnisse der modernen Astronomie und Meteorologie nicht ganz ausgerottet, wie die immer noch erscheinenden Handbücher zum praktischen Gebrauch beweisen (z. B. Fomalhaut, Manuel d'astrologie sphérique et judiciaire. Paris 1897). Die Geschichte der Astrologie mufs aber stets ausgehen von der griechischen Astrologie; denn den Griechen gebührt das zweifelhafte Verdienst, die Sterndeutung in ein wissenschaftliches System gebracht und unserer Kulturwelt vermittelt zu haben.

Auf den Ruhm, die Erfinder der Astrologie zu sein, haben die Griechen selbst verzichtet und auf die uralten astronomischen Beobachtungen der Chaldäer hingewiesen, die sich nach der geringsten Angabe über einen Zeitraum von 470 000 Jahren erstreckten; und die neuere Forschung hat bestätigt, dafs die Wiege der Astrologie in Babylon liegt. Die *observationes siderum coctilibus laterculis inscriptae*, von denen Epigenes zu erzählen wufste (Plin. N. h. VII 193), haben sich bei den Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte gefunden, und wenn sie auch nicht annähernd so alt sind als die Alten sie ansetzten, vielleicht nicht einmal so alt, wie manche Assyriologen sie machen möchten, so führen sie uns doch mindestens bis ins VII. Jahrh. v. Chr., also in eine Zeit, wo von griechischer Wissenschaft und griechischer Astrologie keine Rede ist.[1]) Bis jetzt hat sich aber in Babylon noch kein theoretisches Werk über Astrologie

[1]) Vgl. R. C. Thompson, The reports of the magicians and astrologers of Nineveh and Babylon, London 1900; der zweite Band enhält die Übersetzung. Sayce, Transactions of the Soc. of bibl. arch. III 145—339 handelt über das 'Auge Bels', ein astrologisches Werk von 70 Tafeln, das wir (teilweise in mehreren Exemplaren) aus der Bibliothek des Assurbanipal noch besitzen. Es will auf den Befehl des Sargon, Königs von Agane, verfafst sein, den man früher ins XVI. und XX. Jahrh. setzte, während man neuerdings sich für das XXXVIII entschieden hat; dieser Ansatz mag richtig sein, die Angabe braucht es darum nicht: Sargon figuriert hier vielleicht mit demselben Rechte wie Abraham, Nechepso, Zoroaster in griechischen Werken dieser Art. Die Hauptsache ist, dafs diese Tafeln älter sind als alle griechische Wissenschaft, was man von Diodors Bericht über die chaldäische Astrologie (II 30 f.) nicht behaupten kann.

gefunden, das allgemein gültige Regeln aufstellte, sondern nur einzelne Voraussagungen für bestimmte Fälle, und es scheint, als sei von dem komplizierten System der späteren Astrologie noch nichts vorhanden gewesen, sondern man habe von Fall zu Fall geurteilt. Es mag Zufall sein, dafs die erhaltenen Texte sich alle auf Ereignisse von allgemeiner Bedeutung beziehen, nicht auf das Leben des Einzelnen; denn es scheint, als hätten die Chaldäer sich auch mit solchen Weissagungen abgegeben. Sehr wichtig sind die Bewegungen und das Aussehen des Mondes; es heifst z. B.: 'Wenn die Hörner des Mondes sich gleich gegenüberstehen, so wird der Aufenthalt im Lande sicher sein. Wenn beim Erscheinen des Mondes (d. h. beim Sichtbarwerden nach dem Neumond) seine Hörner spitz sind, so wird der König das Land beherrschen, wohin auch sein Antlitz gerichtet ist; wohin er vordringt, wird er siegen' (Thompson N. 26). — 'Wenn der Mond am 30. Tage (des Monats) erscheint, so wird Kälte sein; es wird das Geschrei des Feindes im Lande sein. Wenn der Mond bei seinem Erscheinen hoch steht, so wird der Feind das Land besetzen. Wenn der Mond bei seinem Erscheinen glänzend hell ist, so bringt der Monat Schaden; wenn beim Erscheinen des Mondes seine Hörner nach ? schauen, so wird eine Flut kommen' (N. 59). Auch auf die Planeten wird geachtet: 'Wenn Juppiter am Anfange des Jahres erscheint, so wird in diesem Jahre das Getreide gedeihen. Merkur ist im Nisan erschienen. Wenn ein Planet sich Li (wohl der Name eines Fixsterns) nähert, so wird der König von Elam sterben. Wenn Mars sich auf den Widder zu bewegt, so wird das Volk sich weit ausbreiten, das Land wird zufrieden sein. Merkur erschien im Stier, er war bis zu den Plejaden gekommen' (N. 184). 'Im Monat Marchesvan am 10. Tage verschwand Venus bei Sonnenaufgang. Im zweiten Monat am 6. Tage erschien sie am Himmel. Im Monat Tebet am 16. Tage sieht man sie bei Sonnenuntergang. Die Ernte im Lande ist günstig' (Sayce 318).

Diese Texte zeigen uns die Sterndeutung noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe, und es scheint fast, als sei es dem einzelnen Priester überlassen gewesen, aus den Himmelserscheinungen die Folgerungen zu ziehen, die er für richtig hielt. Beobachtet aber haben die alten Chaldäer den Himmel recht genau und ihn zu diesem Zwecke in die Sternbilder eingeteilt, die zum grofsen Teil auch uns geläufig sind; sicher ist ihnen bereits der Tierkreis mit seinen zwölf Zeichen bekannt gewesen, und die Griechen haben Namen wie Gestalten der Tierkreisbilder von ihnen entlehnt: der Skorpion, der Ziegenfisch (= Steinbock), die Jungfrau mit der Ähre, die aus hellenischen Vorstellungen nicht zu erklären sind, erweisen sich durch die neuen Funde als altbabylonisch. Auch die später von der Astrologie aufgenommene Einteilung des Kreises in 360 Grade ist auf sie zurückzuführen.[1])

[1]) Abbildungen babylonischer Monumente mit Tierkreisbildern z. B in dem Buche von Brown, Researches into the origin of the primitive constellations II, London 1900, S. 232 ff. (Das Buch ist sonst nicht zu empfehlen; vgl. Berl. phil. Woch. 1901 Sp. 752). Über die Teilung durch 360 Epping und Strafsmaier, Astronomisches aus Babylon S. 9; von den Griechen hat sie zuerst Hypsikles (um 170 v. Chr.).

Nicht begründet scheinen dagegen die Ansprüche der Ägypter auf die Erfindung der Astrologie zu sein, wenn sie auch als Vermittler eine wichtige Rolle gespielt haben und wenn auch auf ägyptischem Boden neben anderem Occultismus die Sterndeutung sehr tiefe Wurzeln geschlagen hat; aber es bleibt der Forschung vorbehalten, zu entscheiden, wann das geschehen ist und ob spezifisch ägyptische Elemente in dem späteren astrologischen System nachzuweisen sind.[1])

Die ersten Griechen, von denen wir eine Äufserung über die Astrologie besitzen, sind Eudoxos und Theophrast; jener hat erklärt *Chaldaeis in praedictione et in notatione cuiusque vitae ex natali die minime esse credendum*; dieser hat in seiner meteorologischen Schrift *περὶ σημείων* seine Verwunderung (oder Bewunderung?) geäufsert über die Wissenschaft der Chaldäer, die aus den Himmelserscheinungen nicht blofs das Wetter erkannten, sondern auch die Schicksale der Einzelnen und der Völker aus ihnen bestimmten.[2]) Bald darauf hat der babylonische Priester Berossos, der die Griechen mit der Geschichte seines Volkes bekannt gemacht hat, Texte astrologischen Inhaltes übersetzt und damit vielleicht den Anstofs zur weiteren Ausbildung der Astrologie bei den Griechen gegeben.[3]) Wer aber die Männer waren, welche die später gültigen Regeln ausklügelten, vermögen wir nicht zu sagen, wenn uns auch einige Namen aus dieser Zeit genannt werden. Um die Mitte des II. Jahrh. begann die neue Kunst so von sich reden zu machen, dafs die Philosophen sich verpflichtet fühlten, Stellung zu ihr zu nehmen. Wahrscheinlich hatte ein Stoiker die astrologischen Lehren arglos verwertet, wie das ganz der Tendenz seiner Schule entsprach, die jede Art von Weissagung verteidigte; dagegen erhob sich Karneades, das Haupt der akademisch-skeptischen Schule, und zeigte mit schlagenden Gründen die völlige Nichtigkeit der neuen Lehre; seine Hauptargumente waren

---

[1]) Zweifellos ägyptisch sind die Namen der Dekane, d. h. der 36 Götter, die den Tierkreis beherrschen, so dafs in jedem Zeichen drei herrschen. Aber Hommel, Zeitschr. d. deutsch.-morgenl. Gesellsch. XLV 598 macht aus den λ' βουλαῖοι θεοί, welche nach Diodor II 31 die Chaldäer kannten, mit grofser Wahrscheinlichkeit λϛ', und dann wäre der Ursprung der Dekane in Babylon zu suchen.

[2]) Procl. in Tim. 285 f., wo θαυμασιωτάτην εἶναι doppeldeutig ist. Über Eudoxos Cic. de div. II 87 (aus Panaitios), der ausdrücklich hinzusetzt *Platonis auditor.* Trotzdem will Unger, Philol. L 220 eine Verwechselung mit dem Geographen Eudoxos von Rhodos annehmen, was ganz unwahrscheinlich ist und nicht den Beifall von Riefs finden durfte (Art. Astrologie bei Pauly-Wissowa II 1811). Ebensowenig wird man Bouché-Leclerq S. 62[3] glauben, dafs ein Gegner der Astrologie diese Äufserung in den Text des Eudoxos interpoliert oder sie ihm untergeschoben habe; Usener hat Epicurea S. XL darauf hingewiesen, dafs Eudoxos z. B. durch seine Reisen Kunde von der babylonischen Astrologie haben konnte. Wohl aber wird es erlaubt sein daran zu zweifeln, dafs die Äufserungen des Eudoxos und Theophrast auch nur annähernd getreu dem ursprünglichen Wortlaut wiedergegeben sind.

[3]) Vielleicht — denn es scheint, dafs Berossos erst durch Poseidonios bekannt geworden ist; s. Diels, Elementum S. 11. Sicher ist, dafs Theophrast seine Kenntnis nicht dem Berossos verdanken kann, da dessen Werk erst nach seinem Tode erschienen ist (falsch aufser vielen anderen Bouché-Leclerq S. 227).

das von den Zwillingen (zwei zur gleichen Zeit geborene Menschen haben ganz verschiedene Eigenschaften und Schicksale) und das von den Stammeseigentümlichkeiten der verschiedenen Völker (die Syrer sind geldgierig, die Griechen leichtfertig, die Gallier schwerfällig, obwohl die Horoskope der Einzelnen ganz verschieden sind). Vor diesem Ansturm wich Panaitios von Rhodos, der erste Stoiker seiner Zeit, zurück und gab die Astrologie auf, indem er die Einwendungen des Karneades ausdrücklich billigte; aber sein Schüler Poseidonios, in seiner Zeit die erste Autorität auf dem ganzen Gebiet der Naturwissenschaften, verstand es, die gegen die Sterndeutung ins Feld geführten Gründe so geschickt zu widerlegen, dafs erst wieder bei Kirchenschriftstellern ernsthafter Widerspruch gegen sie laut geworden ist.[1]) Sie herrscht von da an unumschränkt, wie es am deutlichsten die Verehrung der römischen Kaiser für sie zeigt: Cäsar verleiht seinen Legionen als Feldzeichen den Stier, weil das Zeichen des Stieres nach astrologischer Lehre das Haus seiner Stammmutter Venus ist; Augustus setzte auf seine Münzen den Steinbock, weil er zu seiner Geburt in Beziehung stand; Tiberius liefs sich während seiner Verbannung in Rhodos von dem grofsen Thrasyllos in die geheimnisvolle Kunst einweihen. Es ist ganz glaublich, was von Domitian erzählt wird, dafs er nämlich einen gewissen Mettius Pompusianus umbringen liefs, weil er eine kaiserliche Nativität hatte, dagegen den Nerva schonte, weil er seinem Horoskop zufolge nur noch wenige Tage zu leben hatte. Wie sicher astrologische Anspielungen auf allgemeines Verständnis rechnen konnten, zeigt recht deutlich das Beispiel der Endymionsarkophage, auf denen der Wagen der Mondgöttin von einem Krebs gezogen wird, weil der Krebs das Haus des Mondes ist.[2]) Die römische Kaiserzeit erlebte auch die Hochflut der astrologischen Litteratur, und wie auf anderen Gebieten, so ist es auch hier gegangen: die bequemen Kompilationen dieser Zeit haben die schwerfälligen älteren Werke verdrängt, und es sind infolge dessen auf uns fast nur Texte der Kaiserzeit gekommen. Ich nenne das Lehrgedicht des Manilius, das unter Augustus oder Tiberius verfafst ist; die sogen. Tetrabiblos des bekannten Astronomen und Geographen Ptolemaios, an deren Echtheit heute niemand mehr zweifelt, etwa aus der Zeit der Antonine; die Anthologie des Antiocheners Vettius Valens aus derselben Zeit[3]); die dichterischen Bearbeitungen des Dorotheos von Sidon (in Hexametern) und des Anubion (in Distichen) etwa aus dem III. Jahrh., die uns durch Excerpte ziemlich gut bekannt sind; endlich aus dem IV. Jahrh. die Lehrbücher des Julius Firmicus Maternus (335—337) und des Hephaistion von Theben. Autoren der Kaiserzeit, von den Genannten besonders Ptolemaios, Valens, Dorotheos und der bereits von ihnen abhängige Hephaistion, beherrschen die spätere

[1]) Diese Thatsachen sind von F. Boll in seinen vortrefflichen 'Studien über Ptolemaeus' ermittelt worden (Jahrb. f. cl. Phil. Suppl. XXI); derselbe hat auch die Echtheit der Tetrabiblos (s. u.) endgültig erwiesen.

[2]) Vgl. Riefs Sp. 1814 ff.; Bouché-Leclercq, der in Kap. 16 über die Astrologie in der römischen Welt handelt (einige Nachträge in Gött. Gel. Anz. 1900 S. 912).

[3]) Über die Zeit des Valens habe ich im Catal. cod. astrol. Gr. II 86 ff. gehandelt.

Astrologie des Abend- wie des Morgenlandes. Allerdings geht die Fabrikation neuer astrologischer Werke immer weiter; z. B. schreibt in Konstantinopel Stephanos von Alexandria im VII. Jahrh. über Astronomie und Astrologie; in Bagdad am Hofe des Kalifen Almahd lebt im VIII. Jahrh. der Syrer Theophilos von Edessa, der ein ausführliches Werk in griechischer Sprache verfafst; die Araber sind ebenfalls in dieser Richtung thätig, und ihre Arbeiten werden merkwürdigerweise später ins Griechische übersetzt, z. B. die des Apomasar = Abu Ma'aschar, der bis 885/886 am Hofe des Kalifen Almamun gelebt hat. Von der sehr regen Schriftstellerei des Mittelalters geben uns einen Begriff die zahlreichen griechischen Handschriften meist aus dem XIV. und XV. Jahrh., die Auswahlen aus den astrologischen Autoritäten der verschiedensten Zeiten für den praktischen Gebrauch darstellen und die manchmal aus vielen hundert kleinen Fetzen zusammengestoppelt sind.[1]) Dem Abendland wird die Astrologie durch lateinische Übersetzungen arabischer Texte vermittelt, die im XVI. Jahrh. teilweise gedruckt werden (z. B. ein Kommentar des Omar ben Farchan zu dem Gedichte des Dorotheos), später auch durch das Bekanntwerden einiger griechischer Originaltexte: so hat der bekannte deutsche Humanist Joachim Camerarius 1535 und 1553 die Tetrabiblos des Ptolemaios gedruckt, nachdem lateinische Übersetzungen schon seit 1484 erschienen waren. Durch diese sehr weitschichtige Litteratur sind neue Methoden oder gar neue Beobachtungen nicht in die Astrologie hineingekommen; wenn auch die einzelnen Autoren den Ehrgeiz gehabt haben, hier und da über ihre Vorgänger hinauszugehen, die Grundlage ist immer die geblieben, welche die griechischen Astrologen geschaffen hatten (denn die Römer sind auch weiter nichts als Übersetzer).[2])

---

[1]) Auf den Wert dieser Syntagmata habe ich Philol. N. F. XI 123 ff. hingewiesen; ihre Katalogisierung ist von Boll, Cumont, Olivieri und dem Verf. in Angriff genommen und so weit geführt, dafs drei Hefte (Florenz, Venedig, Mailand) erschienen, andere in Vorbereitung sind. In den Anhängen sind zahlreiche Anecdota publiziert; dort findet man auch Nachweise über die von mir genannten Astrologen.

[2]) Aufser Ptolemaios ist von griechischen Texten damals nur Paulus von Alexandria (1586 und 1588 von Schato in Wittenberg) gedruckt worden, der bald nach 378 geschrieben hat; das übersichtliche kleine Buch ist viel benutzt worden, wie aufser den zahlreichen Excerpten besonders die Thatsache zeigt, dafs Heliodoros, der Bruder des Neuplatonikers Ammonios und Schüler des Proklos (Boll, Byz. Zeitschr. VIII 585), ihn etwa hundert Jahre später kommentiert hat. Firmicus ist 1497 in Venedig von Bevilaqua und 1497—1499 von Aldus gedruckt, dann schauderhaft interpoliert von Pruckner (Basel 1533 und 1551), der im Anhang arabische Autoren in lateinischer Übersetzung mitteilt. Über andere Drucke arabischer Astrologen s. Bouché S. XVII. Von grofsem Einflufs scheinen die beiden astrologischen Schriften des berühmten italienischen Arztes und Mathematikers Hier. Cardanus (1501—1576; vgl. V. Sardou in Hoefers Nouv. biogr. générale VII 686 ff.) gewesen zu sein: *Expositiones in Ptolemaeum* und *Geniturarum exempla* (darunter S. 55—140 der Ausgabe Lugduni 1555 seine eigene mit zahlreichen selbstbiographischen Notizen). Er fufst durchaus auf Ptolemaios, auf diesem und ihm wiederum D. Origanus (aus Glatz, Mathematicus electoralis academiae Brandenburgicae, ord. Prof. in Frankfurt a. O.), Astrologia naturalis, Massiliae 1645, und noch viele andere, z. B. Henr. Ranzovius (vgl. S. 568 Anm. 3) De genethliacorum

Der moderne Forscher wird natürlich den Wunsch haben, über die uns zufällig erhaltenen Autoren hinaus zu ihren Quellen zu gelangen. Alle die uns vorliegenden Schriftsteller sind unselbständig, ausgenommen den Ptolemaios, der zu viel von Astronomie versteht, um alle astrologischen Dogmen urteilslos zu billigen; aber man sieht, dafs auch ihm bereits ein im ganzen geschlossenes System vorliegt, das sich einer bedeutenden Autorität erfreut und das er daher nur in einigen Punkten modifiziert, ohne es umzustofsen. Wir müssen, so scheint mir, vorläufig und vielleicht für immer darauf verzichten, den oder die eigentlichen Urheber dieses Systems zu nennen, aber wir können vielleicht den Mann ermitteln, der es dem Ptolemaios wie den übrigen Schriftstellern der Kaiserzeit übermittelt hat. Die letzte Darstellung der griechischen Astrologie, die einzige, die man jetzt benutzen kann, das sorgfältige und brauchbare Buch von Bouché-Leclerq, hat zwar die Lehren dargestellt, ist aber auf die Frage nach den Quellen so gut wie gar nicht eingegangen; vielleicht gelingt es, einige wahrscheinliche Resultate zu gewinnen.

Es ist auffallend, wie weit die antiken Lehrbücher zusammengehen. Nur die sogen. Sphaera barbarica, die nicht allen Astrologen bekannt ist, nimmt Rücksicht auf Sternbilder aufserhalb des Tierkreises[1]); alle anderen Systeme kümmern sich nur um den Tierkreis und die sich in ihm bewegenden sieben Planeten; der Zodiacus wird in die alten babylonischen 12 Zeichen geteilt, deren Aufzählung man beim Widder beginnt, weil die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings im Widder lag; jedes Zeichen teilt man in 30 Grade und, wenn man sehr genau sein will, jeden Grad wieder in 60 Minuten. Neben dieser festen Einteilung geht eine bewegliche einher, die vom Horoskop aus (d. h. von dem zu einem bestimmten wichtigen Zeitpunkte aufgehenden Grade aus) den Kreis ebenfalls in zwölf Teile teilt. Geht etwa im Augenblick der Geburt eines Menschen der zehnte Grad des Stieres auf, so teilt man von diesem Punkte aus, indem man entgegengesetzt der Bewegung des Zeigers herumgeht, den Kreis in die sogen. zwölf Orte, deren jeder natürlich ebenfalls 30° einnimmt. Jeder dieser Orte steht zu gewissen Seiten des menschlichen Lebens in Beziehung: der erste entscheidet über den ganzen Verlauf des Lebens und die mehr oder minder hohe soziale Stellung, die der Betreffende einstmals einnehmen wird, der zweite über seinen Besitz, der dritte über sein Verhältnis zu Brüdern und Freunden und über Reisen u. s. w.; dafür hat man im Mittelalter den Merkvers:

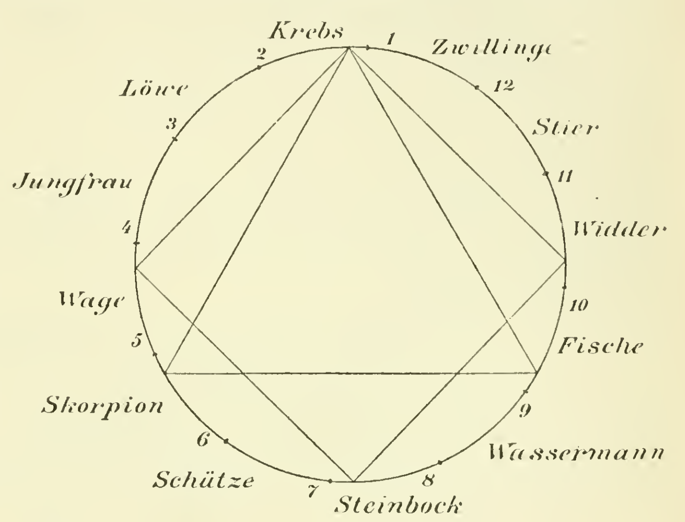
---

thematum iudiciis, 1593, der aufser Ptolemaios Cardanus und dem auch sonst viel benutzten Ptolemaioskommentator Albohali einige Autoritäten seiner Zeit anführt. Einen Einblick in eine Astrologenexistenz jener Zeit läfst thun Paul Nagel, Prognosticon astrologicum 1619, der sich vor seinen 'grofsgünstigen Junckern, Patronen und geneigten Förderern' nicht genugsam verneigen kann, um sich ihren Beistand gegen 'viele Calumnianten und Spötter' zu sichern. Vgl. Carl Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters S. 5 ff.; Hartfelder, Der Aberglaube Ph. Melanchthons (Histor. Taschenbuch VI 8 [1889] S. 231 ff.).

[1]) Firmicus in Buch VIII behandelt sie am ausführlichsten, zum Teil nach Manilius V. Vgl. Nigidii reliquiae ed. Swoboda S. 48. Eingehend wird Boll über sie handeln (vgl. seine Bemerkungen zu Valens Catal. cod. astrol. II 93 ff.). Siehe auch Heph. Theb. I 4 5.

Vita lucrum fratres genitor nati valetudo
Uxor mors pietas regnum benefactaque carcer.

Ganz besonders wichtig sind die κέντρα (*cardines*), d. h. die Orte I IV VII X: I Horoskop, VII der gerade untergehende Ort, X der am höchsten stehende und IV der tiefste, der natürlich nicht sichtbar ist; X, das μεσουράνημα wurde von manchen für wichtiger gehalten als das Horoskop selbst.[1]) Es kann nun schon der Umstand, dafs ein gewisser Ort in ein bestimmtes Zeichen fällt, ein Vaticinium gestatten: wessen Horoskop in den Krebs fällt, der ist langsam; der Wassermann macht zum Verschwender, der Skorpion zum Krieger oder Jäger. Aber im allgemeinen hat erst das Zusammenwirken von Planeten und Sternbildern Einflufs auf das menschliche Leben, und zwar kommt hierbei in erster Linie die Natur des Planeten selbst in Betracht, d. h. die des Gottes, dessen Namen er trägt; daher sind Juppiter und Venus freundlich, Saturn und Mars feindlich, Merkur schwankend, je nachdem er mit guten oder bösen Planeten zusammensteht; die



Sonne ist am Tage, der Mond in der Nacht günstig; bei letzterem kommt natürlich auch viel darauf an, in welcher Phase er sich befindet, und zwar ist er als Vollmond am günstigsten. Die Natur der einzelnen Götter äufsert sich auch noch deutlicher in ihrer Einwirkung auf das menschliche Leben: Mars im Horoskop macht Soldaten, Venus giebt körperliche Schönheit und Beliebtheit; sie verleiht gern einen Beruf, der mit der Toilette zusammenhängt, z. B. Färber, Weber, Schminkenfabrikant; bei einer Taggeburt Kuppler, Kneipwirte und Leute vom Kaliber Sternberg. Die Planeten ziehen nämlich teilweise den Tag vor (Sonne, Saturn, Juppiter), teilweise die Nacht (Mond, Mars, Venus). Noch wichtiger aber ist, dafs sie zu gewissen Zeichen in engerer Beziehung stehen, wie der Terminus lautet, ihre Häuser haben: die Sonne den Löwen, der Mond den Krebs, die anderen je zwei: Juppiter Schützen und Fische, Mars Widder und Skorpion. — Alles das sind Hirngespinste, die nicht etwa an astronomischen Thatsachen irgend eine Stütze haben, aufser bei der Sonne, die im Löwen ihre gröfste Glut entfaltet. Ferner werden, worauf

[1]) Auf der Figur habe ich die Orte durch arabische Ziffern bezeichnet und etwa so gesetzt, dafs das Horoskop sich in 20° der Zwillinge befindet, also der erste Ort bis Krebs 20° reicht u. s. w.

ich nicht näher eingehen will, die einzelnen Grade der Zeichen einzelnen Planeten zugewiesen, so dafs jeder der fünf eigentlichen Planeten eine Anzahl von Graden beherrscht: das ist die Lehre von den ὅρια (*fines*). Durch diese und ähnliche Bestimmungen wird die Aufgabe des Astrologen eine aufserordentlich komplizierte, und er ist in den Stand gesetzt, selbst nebensächliche Dinge aus der Stellung der Gestirne herauszulesen, namentlich aber — und das war für die Praxis sehr wichtig — dasselbe Horoskop ganz verschieden zu interpretieren, je nachdem er sich mehr an dieses oder an jenes Dogma hielt. Traf die Weissagung, die man gegeben hatte, nicht ein, so blieb immer die Entschuldigung, dafs man diesen oder jenen Punkt übersehen habe und dafs dadurch die ganze Sachlage verändert werde. — Ferner kommt es darauf an, wie die verschiedenen Planeten zu einander stehen, wie sie 'sich ansehen', wofür in neuerer Zeit der Name Aspekt aufgekommen ist, während die Griechen σχηματισμός sagen, die Römer *radiatio*. Wenn sie sich diametral gegenüberstehen, z. B. in Widder und Wage, so feinden sie sich an; ebenso, wenn die Seite eines Quadrats (90°) zwischen ihnen liegt (Widder ∼ Krebs); günstig ist dagegen die Stellung im Dreieck (Krebs ∼ Skorpion) und im Sechseck (Widder ∼ Zwillinge).[1] Schiller hat diese Dinge gründlich studiert, als er seinen Wallenstein dichtete:[2]

> Glückseliger Aspect! So stellt sich endlich
> Die grofse Drei verhängnisvoll zusammen,
> Und beide Segenssterne, Jupiter
> Und Venus, nehmen den verderblichen,
> Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
> Den alten Schadenstifter, mir zu dienen.
> Denn lange war er feindlich mir gesinnt
> Und schofs mit senkrecht oder schräger Strahlung,
> Bald im gevierten, bald im Doppelschein,
> Die roten Blitze meinen Sternen zu
> Und störte ihre segenvollen Kräfte.
> Jetzt haben sie den alten Feind besiegt
> Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Mit 'in die Mitte nehmen' ist gemeint, was die Griechen περίσχεσις oder ἐμπερίσχεσις nennen: Mars ist etwa im Wassermann, Venus im Steinbock, Juppiter in den Fischen (Heph. Theb. I 15); mit dem 'gevierten' und 'Doppel-

---

[1]) Das nennt man σχηματισμὸς κατὰ διάμετρον, τετράγωνον, τρίγωνον, ἑξάγωνον resp. *radiatio diametra, tetragona* (*quadrata*), *trigona, hexagona*.

[2]) Schiller bittet Koerner am 9. März 1797, ihm astrologische Bücher nachzuweisen (IV 14). Darauf giebt ihm Koerner eine Menge Litteratur an und teilt ihm aus einer 'Anleitung zu den curiösen Wissenschaften' (Frankfurt und Leipzig 1718) die Grundzüge des astrologischen Systems mit. Schiller dankt am 7. April und schreibt: 'Ich habe unterdessen einige tolle Produkte aus diesem Fache vom XVI. Säkulum in die Hand bekommen, die mich wirklich belustigen' (IV 22, genauer bei Jonas V 171). Vgl. auch den Brief an Goethe bei Jonas V 173.

schein' die *radiatio quadrata* und *diametra*; 'senkrechte Strahlung' soll wohl die letztere, 'schräge' die erstere bezeichnen.

In diesem Fall handelt es sich um den Beginn eines wichtigen Unternehmens, nicht um den Verlauf eines menschlichen Lebens; und überhaupt kann man das Horoskop für jeden Zeitpunkt stellen, in dem irgend etwas beginnt, z. B. beim Ausbruch einer Krankheit, beim Antritt einer Reise u. s. w. Dies ist die Lehre von den sogen. *καταρχαί*, die eine besondere Ausbildung erfahren hat.[1]) Ich will das Gesagte durch einige Beispiele erläutern.

Der Mond im Horoskop ist günstig, besonders in einer Nachtgeburt, wo er zu einer angesehenen Stellung verhilft und bewirkt, dafs man der älteste von seinen Geschwistern ist und es weiter bringt als sie; bei einer Taggeburt wird man Steuermann eines grofsen Schiffes und, falls Mars und Saturn in einem der Kardinalpunkte stehen, Seeräuber; wenn nun gar kein gütiger Planet einen Aspekt mit dem Horoskop bildet, so findet man einen gewaltsamen Tod.[2])

Am 22. März 487 n. Chr. kam ein neuer kaiserlicher Statthalter, Theodoros, nach Alexandria und liefs sich von dem Astrologen Palchos das Horoskop für seine Amtsführung stellen. Es stand das Horoskop im Widder 26°, Sonne Fische 26°, Mond Steinbock 27°, Saturn Schütze 11°, Juppiter Löwe 27°, Mars Widder 25°, Venus Fische 12°, Merkur Fische 23°. Hier sah verschiedenes so günstig aus, dafs Palchos ihm die besten Hoffnungen machte. Mars steht im Horoskop, was in diesem Falle günstig ist, da er sich im eigenen Hause befindet und von Juppiter und Saturn im dreieckigen Aspekt bestrahlt wird; aufserdem steht am zehnten Ort der Mond und am elften, dem Sitze des guten Dämons, Venus. Wirklich verlief das Regiment des Theodoros zuerst gut, nur dafs er eine gewisse Strenge und Heftigkeit an den Tag legte, weil er nämlich den Mars, der die Nacht vorzieht, am Tage im Horoskop hatte. Nach kurzer Zeit aber wurde gegen ihn, angeblich unbegründet, die Anklage wegen Unterschlagung erhoben und er sehr rasch abgesetzt; das erklärte sich aus der Stellung Saturns an der neunten Stelle, die gefahrbringend ist, und daraus, dafs der Widder, weil er das Aequinoctium enthält, zu den Wendezeichen gerechnet wird, also auch eine Schicksalswendung leicht in ihm eintritt, zumal er ein Zeichen von rascher Bewegung ist.[3])

---

[1]) Daher der häufige Titel *περὶ καταρχῶν*, den z. B. das vielleicht noch aus alexandrinischer Zeit stammende Gedicht des Maximos führt, aus dem man u. a. lernen kann, wann man seine Kinder in die Schule schicken soll, wann man aus dem Gefängnis loskommt (V. 439 544). Serapion *περὶ καταρχῶν* (s. u.) im Catal. I 99.

[2]) Man erhält eine Konstellation der letzteren Art, wenn man etwa in der Figur den Mond in Zwillinge 22° setzt, Mars in Wage 5°, Saturn in Schütze 26°, Venus in Löwe 10°, Juppiter in Stier 27°; dann befinden sich Mars und Saturn in Ort IV und VII, Venus in II und Juppiter in XII.

[3]) Das erste Beispiel aus Firm. III 13; das zweite aus Catal. I 100: es ist thatsächlich noch viel komplizierter, aber ich möchte nicht zu sehr auf diese Abstrusitäten eingehen. Verächter dieser Dinge mögen eine Entschädigung darin finden, dafs der praefectus Augustalis Theodoros nur durch diesen Text bekannt ist.

Diese letzte Bemerkung führt uns zu einem Element der Voraussagung, auf das ich in aller Kürze noch eingehen will. Wie machte es der Astrologe, wenn er nach dem Zeitpunkt gefragt wurde, in dem ein Ereignis eintreten würde, z. B. nach dem Tode? Hier trat ein astronomisches Moment ein, die Beobachtung nämlich, dafs infolge der schiefen Stellung der Ekliptik zum Horizont die verschiedenen Tierkreiszeichen mit verschiedener Geschwindigkeit über den Horizont gelangen, am schnellsten Widder und Fische, am langsamsten Jungfrau und Wage; und weil die Teile des Äquators mit ganz gleicher Geschwindigkeit sich über den Horizont erheben, so legte man als Mafseinheit die Schnelligkeit der Äquatorgrade zu Grunde und sagte z. B.: der Widder geht mit 20, die Wage mit 40 Äquatorgraden auf. Diese Zahlen gelten für die Breite von Rhodos; die Zeiten sind nämlich nach den Breiten verschieden. Diese Methode würde also sorgfältige Rechnungen erfordert haben, wenn sie jemals genau gehandhabt worden wäre; das ist sie aber ebensowenig wie irgend eine andere Methode der Astrologie, sondern man hat sich fast immer mit älteren Beobachtungen oder ungenauen Berechnungen begnügt.[1]) Wenn man nun jeden Grad als ein Jahr rechnete und eventuell auch noch die Minuten heranzog, so konnte man das Eintreten des Ereignisses auf das Jahr oder gar auf den Tag voraussagen. Für die Lebensdauer galt die allgemeine Regel, dafs niemand länger leben könne als die Aufgangszeiten dreier aufeinander folgender Zeichen betrügen; wer also in Zeichen mit langsamer Bewegung geboren war, hatte die Hoffnung älter zu werden, als wer in den entgegengesetzten zur Welt gekommen war; z. B. in Rhodos konnte, wer im Löwen oder der Jungfrau geboren war, es bis auf 116 Jahre bringen, während Wassermann und Fische nur 64 Jahre zuliefsen.[2]) Er konnte, denn es gab in jedem Horoskop schädliche Einflüsse, die entweder mit Sicherheit den Tod herbei führten oder mindestens schwere Lebensgefahr im Gefolge hatten und die den Lebensfaden vor der möglichen Zeit abschnitten; dazu gehören aufser dem feindlichen Aspekt der schädlichen Planeten die sogen. Stufenjahre, deren es in einem einzelnen Leben bis zu zwölf geben kann und von denen die durch 7 und 9 teilbaren die gefährlichsten sind, das allerschlimmste das 63., das man deshalb das männermordende nannte (*ἀνδροκλάς*).[3])

[1]) Daher wird selten irgend ein Horoskop ganz richtig sein; nicht richtig ist z. B. das des Proklos, das Marinos Vit. 35 mitteilt und das Freudenthal hat nachprüfen lassen (Rh. M. XLIII 486). Man darf nicht vergessen, dafs das Horoskop kaum jemals bei der Geburt eines Menschen gestellt wurde, sondern später, wenn er mit irgend einer Frage auf dem Herzen zum Chaldäer kam (Catal. II 86).

[2]) Petosiris Fr. 17 Riefs (vgl. Fr. 16). Die Zahlen für die verschiedenen *κλίματα* bei Firm. I 11 (für Rhodos § 4), der den Sinn dieser Zahlen aber gar nicht verstanden hat, denn er sagt: *Oriuntur autem (signa) variis temporibus ac diebus [et] secundum climata* und dann: *Aries oritur anno XX., Taurus XXIV.* u. s. w. Treffend urteilt darüber Bouché-Leclerq S. 261[3].

[3]) Über die *κλιμακτῆρες* (*anni climacterici*) hat bekanntlich Salmasius ein schwer gelehrtes, aber mangelhaft disponiertes Buch geschrieben, von dem Bouché-Leclerq S. 526 nicht mit Unrecht sagt: *Quand on a lu l'ouvrage de Saumaise sur la question, on est excusable de ne plus savoir au juste ce que c'est qu'un climatère.* Wie tief dieser Glaube ge-

Ich habe damit nur die allerdürftigsten Grundlagen der astrologischen Technik gegeben; wollte ich weiter in Einzelheiten gehen und nur das geben, worin unsere Handbücher übereinstimmen, so müfste ich ein dickes Buch schreiben. Diese weitgehende Übereinstimmung ist aber an sich eine auffallende Thatsache, weil es sich nicht um Beobachtungen der Erscheinungswelt handelt, die, wenn sie richtig sind, nicht voneinander abweichen können, sondern um blofse Phantasien, die in den wirklichen Erscheinungen keine oder nur eine sehr geringe Grundlage haben. Wirklich fehlt es auch nicht an Spuren ganz anderer Dogmen, z. B. erfahren wir, dafs es ein ganz anderes System der Planetenhäuser gab, über die sogen. ὅρια gab es drei verschiedene Meinungen u. a. m.[1]) Aber diese Varianten haben keine grofse Rolle gespielt, sie sind offenbar allmählich beiseite geschoben worden, und wir müssen wiederum vermuten, dafs das geschehen ist durch ein Werk, dem eine besondere Autorität innewohnte. Um dieses Werk ausfindig zu machen, wird man den bequemsten Weg einschlagen und nach den Citaten sehen, die unsere Gewährsmänner mitteilen. Da zeigt es sich, dafs nur ein Werk von allen genannt wird, das des Nechepso und Petosiris; Ptolemaios, der von allen Astrologen noch das meiste Urteil hat, citiert überhaupt kein anderes.[2]) Nechepso und Petosiris werden oft angeführt als die alten Ägypter, Nechepso speziell als der König[3]), und wirklich erwähnt der Historiker Manethon in der 26. Dynastie einen Herrscher dieses Namens; es ist sehr wohl möglich, dafs unserem Fälscher die Liste des Manethon bereits vorlag und er aus ihr den altertümlichen Namen entlehnte,

---

wurzelt hat, zeigt Henr. Ranzovius, Catalogus imperatorum, regum ac virorum illustrium qui artem astrologicam amarunt (Lips. 1584), der in einem Anhange De annis climactericis Seiten lang Leute aufzählt, die in diesen kritischen Jahren das Zeitliche gesegnet haben; den Reigen eröffnet Adam, der mit 7 . 133 = 931 Jahren gestorben ist. Die Bezeichnung *androclas* z. B. bei Firm. 259, 4. Eigentlich müfste ich hier die Lehre vom ἀφέτης und ἀναιρέτης entwickeln, kann aber auf Bouché S. 413 ff. verweisen.

[1]) Nach Firm. II 3, 6 setzten die 'Babylonier' (vielleicht der sogen. Τεῦκρος ὁ Βαβυλώνιος) Häuser und ὑψώματα gleich, eine Lehre, von der sich kaum eine Spur findet. Über die ὅρια Ptolem. fol. 11ᵛ ff. (ed. 1535) mit den Scholien 195, 19, nach denen Apollinarios anderer Meinung war als Ptolemaios und beide wieder anderer als Thrasyllos und Petosiris (Fr. 3).

[2]) Er citiert Petosiris als τὸν ἀρχαῖον III 10 (Fr. 15), folgt ihm sicher in III 12 περὶ τοῦ κλήρου τῆς τύχης, vgl. Riefs, Necheps. et Petos. fr. (in Philol. Suppl. VI) S. 364; ferner in IV 5 περὶ τέκνων, wie Hephaistion uns verrät (cod. P fol. 117ʳ καὶ ταῦτα μὲν ὁ Πτολεμαῖος ἐκ τῶν Πετοσίριδος ἐκτίθεται), wodurch mindestens für das vorhergehende Kapitel περὶ συναρμογῶν Benutzung derselben Quelle wahrscheinlich wird.

[3]) Οἱ παλαιοὶ Αἰγύπτιοι Fr. 6, οἱ παλαιγενεῖς σοφοὶ Αἰγύπτιοι Fr. 12, οἱ παλαιοὶ Αἰγύπτιοι οἱ περὶ Πετόσιριν Fr. 14ᵇ, ὁ ἀρχαῖος Fr 15 (ὁ παλαιός Valens 107ʳ cod. Seld. u. ö. und Ptolemaios, wie es scheint, an einer aus unserem Text verdrängten Stelle in III 12 beim Schol. 111, 31); also werden auch die τινὲς τῶν ἀρχαίων Αἰγυπτίων, die nach Heph. Theb. S. 128 cod. P die Lehre von der χρονοκρατορία vorgetragen haben, die allgemeinen Beifall gefunden hat, Nechepso und Petosiris sein. — ὁ βασιλεύς Fr. 5 18 19 20 21 23 u. ö. In Fr. 18 (aus Valens) ist die entscheidende Stelle verderbt: ἔστι δὲ καὶ ἕτερος τρόπος ἀρίθμιος . . . ὃν καὶ ὁ βασιλεὺς Πετόσιρις ἐδήλωσε μυστικῶς; man möchte Πετοσίριδι schreiben (vgl. die oben angeführte Stelle) oder Πετόσιρις als Glossem tilgen.

mit dem er den Titel seiner Arbeit schmückte. Petosiris, nach der Tradition ein Priester, wie es scheint eine Art Minister des Nechepso, verrät freilich durch seinen Namen, dafs er nicht bis in die 26. Dynastie hinaufreichen kann. Weil sie oft zusammen citiert werden, so ist die allgemeine Ansicht, es habe ein Werk gegeben, das sich als von beiden zusammen verfafst ausgespielt habe. Aber ein solches litterarisches Kompagnongeschäft wäre in dieser Form beispiellos, und wenn man die Überlieferung genauer untersucht, so findet man, dafs ihre Anteile bisweilen deutlich geschieden und sogar getrennte Werke citiert werden: Nechepso im XIII. und XIV. Buch, *ἐν τῇ καθολικῇ* (wozu doch gewifs eine *μερικὴ πραγματεία* gehört), Petosiris in den *ὅροι.*[1]) Wir müssen also mindestens zwei Werke auseinander halten, haben aber die Pflicht, zu erklären, weshalb sie oft in einer Weise, die nicht zufällig sein kann, nebeneinander genannt werden. Die Erklärung ergiebt sich aus einer Stelle, an der es heifst: *καθάπερ ὁ Πετόσιρις τῷ βασιλεῖ περὶ πολλῶν μυστικῶς ἐκτίθεται*; also die Schrift des Petosiris war dem Nechepso gewidmet[2]), und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs auch umgekehrt dieser seine Lehren dem Petosiris vorgetragen hat; dafür kann man eine Stelle des Ausonius anführen (267, 28 P.): *quique magos docuit mysteria vana Nechepsus,* wo bei den *magi* an den Priester Petosiris gedacht sein kann. Der mystische Charakter ihrer Werke sprach sich am deutlichsten darin aus, dafs sie sich auf eine von Asklepios empfangene

---

[1]) Buch XIII Fr. 19 und Valens cod. Selden. fol. 153ʳ (*ὅσα μὲν ὁ θειότατος βασιλεὺς εἴρηκε Νεχεψὼ ὁ τὴν ἀρχὴν ποιησάμενος τῆς ιγ' βίβλου* — was statt *ἐν τῇ ἀρχῇ τῆς ιγ' β.* merkwürdig schwerfällig ausgedrückt ist; ähnlich aber fol. 6ᵛ *καθὼς καὶ ὁ βασιλεὺς ἐναρχόμενος ἐν τῇ ιγ' βίβλῳ μυστικῶς ἐδήλωσε*), Buch XIV von Galen, Fr. 29; Riefs rechnet freilich dieses Citat nebst anderen, darunter zweien bei Firmicus, zu einem '*opus medicinam tractans incerti tituli*': es gehört aber sicher mit den anderen zusammen. Unterschieden werden sie von Valens an einer Stelle, die ich aus cod. Vatic. 191 fol. 105 abgeschrieben habe, und die ich hersetze, weil sie seine ruhmredige Geschwätzigkeit trefflich illustriert: *οἱ οὖν ἐντυγχάνοντες ταῖς ὑφ' ἡμῶν συντεταγμέναις* (-*νοις* cod.) *βίβλοις πάσας αἱρέσεις διελεγχούσαις* (-*σης* cod.) *μὴ λεγέτωσαν· αὕτη μέν ἐστιν τοῦ βασιλέως, ἑτέρα δὲ Πετοσίρεως, ἄλλη δὲ Κριτοδήμου καὶ τῶν λοιπῶν· ἀλλ' ἰδέτωσαν ὅτι* (*ὅτοι* cod.) *ἐκεῖνοι μὲν προθέμενοι κωφῶς καὶ ἀνεξετάστως ἀνυπόστατον τὴν ἐπιστήμην κατέδειξαν, ἡμεῖς δὲ τὰς ἐπιλύσεις ποιησάμενοι οὐ μόνον θνήσκουσαν τὴν αἵρεσιν ἀνερρώσαμεν, ἀλλὰ καὶ ἑαυτῶν δόξαν κατεψηφισάμεθα καὶ ἑτέρους δὲ ἀξίους ἐμυσταγωγήσαμεν· οὐ χρημάτων προτροπῇ θελχθέντες, ἀλλὰ φιλομαθεῖς καὶ ἐπιθυμητὰς ἐπιγνόντες· καὶ γὰρ αὐτοὶ τοιούτῳ χαρακτῆρι* (-*τῆρ* cod.) *αἱρέσεως* (*νεμέσεως* cod.) *ἐχαλιναγωγήθημεν.* Ferner fol. 6ᵛ Seld., wo erst die Ansicht des Nechepso mitgeteilt wird (= Fr. 19) und es dann heifst: *ὁμοίως δὲ καὶ ὁ Πετόσιρις ἐν τοῖς ὅροις ἐδήλωσε τὸν τύπον.* Auf denselben Punkt bezieht sich fol. 155: *οὐκ ἀσκόπως δὲ ὁ Πετόσιρις περὶ συμπαθείας ἡλίου καὶ σελήνης λέγει ἐν τοῖς ὅροις . . . καὶ ὁ βασιλεὺς δὲ ἐν τῇ ἀρχῇ τῆς ⟨ιγ'⟩ βίβλου εἶπεν . . .* Dann fol. 23 Seld.: *τὸν περὶ ἀποδημίας τόπον δύσληπτον ὄντα οὔτε Πετόσιρις οὔτε ὁ γνώριμος βασιλεὺς ἐν τοῖς ὑπομνήμασιν ἑαυτῶν ἐξεῖπον.* Das Citat aus der *καθολική* bei Heph. Theb. fol. 112 cod. P: *εἰσὶ γάρ τινες ἐξυπηρετούμεναι μοῖραι, καθὼς ὁ βασιλεὺς Νεχεψὼς ἐν τῇ καθολικῇ λέγει.* Man möchte an einen *institutionis liber* denken, wie Firmicus sein zweites Buch nennt, in dem er die Grundbegriffe auseinandersetzt.

[2]) Diese Form hat sich auch in späten Fabrikaten noch erhalten; so stehen Briefe des Petosiris an Nechepso bei Riefs als Fr. 37 38 40 41; auch der in 39 Angeredete soll gewifs Nechepso sein. In cod. Laur. XXVIII 34 fol. 61 steht *Πετόσειρις Νεχεψῷ περὶ μηνὸς ἀγαθοῦ καὶ φαύλου* (Catal. I 62, wo ich auf einen weiteren Brief hingewiesen habe; vgl. auch Catal. II 70).

Offenbarung beriefen, die dieser wiederum dem Hermes verdankte; Nechepso schilderte, vielleicht am Anfange seines Buches, eine nächtliche Vision, in der er zum Himmel entrückt wurde und die Unsterblichen von Angesicht zu Angesicht sah; auch scheint von einer Säule die Rede gewesen zu sein, auf der Hermes und Asklepios gemeinsam ihre Wissenschaft von den Sternen niedergeschrieben hatten. Eine ähnliche Autorität müssen die *Σαλμεσχοινιακὰ βιβλία* gewesen sein, auf die sie sich, wie es scheint, berufen haben und die sonst nur noch einmal erwähnt werden, ohne dafs wir Genaueres über sie sagen könnten.[1]) — Wie mafsgebend diese 'alten Ägypter' für die späteren Astrologen sind, zeigt aufser Ptolemaios besonders Vettius Valens, der sie an vielen Stellen tadelt, weil sie ihre Lehre absichtlich in ein tiefes Dunkel gehüllt hätten, für den sie also die wichtigste Quelle bilden[2]); namentlich aber die Thatsache, dafs die Grundlehren der Astrologie bei den Späteren in der Form auftreten, die sie nachweislich bei Nechepso und Petosiris gehabt haben. Alle die von mir erwähnten Methoden, aber auch sehr viel kompliziertere (wie die Verteilung der Jahre unter die Planeten, die sogen. *χρονοκρατορία*) sind aus ihren Schriften direkt oder indirekt in die erhaltenen Handbücher übergegangen; womit natürlich nicht gesagt sein soll, dafs sie selbst die Urheber aller dieser Dogmen sein müssen.[3]) Auf ihren Einflufs dürfen wir es also zurückführen, dafs die abweichenden Methoden in den Hintergrund gedrängt worden oder ganz verschwunden sind.

---

[1]) Die Vision des Nechepso Fr. 1; Berufung auf Hermes und Asklepios Riefs S. 331. Ich ziehe auch den Anfang von 'Manethons' fünftem Buch hierher, wo es heifst: *ἐξ ἀδύτων ἱερῶν βίβλων, βασιλεῦ Πτολεμαῖε, καὶ κρυφίμων στηλῶν, ἃς ηὕρατο* (*ἤρατο* Koechly) *πάνσοφος Ἑρμῆς οὐρανίων ἄστρων τ' ἰδίαις ἐχάραξε προνοίαις σύμβουλον πινυτῆς σοφίης Ἀσκληπιὸν εὑρών* (über die Lesart der Hs. machte mir Vitelli freundliche Mitteilung) und V. 9 ff. Petosiris als einziger Inhaber solcher Weisheit gepriesen wird. — Dafs Nechepso aus den *Σαλμεσχοινιακὰ βιβλία* geschöpft hat, die auch Jamblich, De myst. 266, 6 citiert, behauptet Heph. Theb. fol. 112 cod. P.

[2]) Firmicus tadelt den Petosiris, dafs er die Lehre von den Dekanen nicht eingehend entwickelt habe (was Riefs nicht abgehalten hat, die Stelle als Fr. 13 aufzunehmen) und bemerkt ausdrücklich, dafs ihnen die Sphaera barbarica unbekannt war (VIII fol. 103r b. ed. pr.): *Neque enim divini illi viri et sanctissimae religionis antistites, Petosiris et Nechepsus, quorum alter tenuit imperii gubernacula* (Lücke?), *eum omnia quae ad huius artis pertinent disciplinam diligentissimis ac veris interpretationibus explicassent, hoc quod nos edituri sumus invenire potuerunt.* 'Manethon' V nennt ihn im Proömium (s. vorige Anm.), IV erklärt ebenfalls V. 11 f.: *ὄφρα κεν, ὅσσαπερ αὐτὸς ἐπιτροχάδην Πετόσιρις εἴρηκεν, τάδε πάντα μάλ' ἀτρεκέως καταλέξω ῥυθμοῖς ἡρωικοῖσι καὶ ἑξαμέτροις ἐπέεσσιν.* Auch Manilius wird an Nechepso und Petosiris mit denken, wenn er von den *regales animi* spricht, *qui domuere feras gentes oriente sub ipsi, quas secat Euphrates, in quas et Nilus inundat* (I 41), zumal er kurz vorher Hermes als den Gott genannt hat, dem wir die Kenntnis der Wunder des Himmels verdanken (wie auch Riefs andeutet bei Pauly-Wissowa II 1816). Die Abhängigkeit des Dorotheos von ihnen ist bezeugt von Heph. Theb. fol. 115v cod P: *πάλιν δὲ καὶ τὰ ἐν τοῖς ἔπεσιν Δωροθέου ἐκ τῶν Νεχεψῶ καὶ τῶν ἄλλων σύνθετα* (*συνδέτων* cod.) *ἐπισυνάψωμεν.*

[3]) Ich kann das an dieser Stelle nicht bis in alle Einzelheiten zeigen und verweise auf Bouché, der ihren weitreichenden Einflufs ganz richtig herausgefühlt hat (S. 185 207 563 f.), aber der ganzen Anlage seines Buches nach auf diese Fragen nicht näher einzugehen brauchte,

In Ägypten sind diese Schriften verfafst; sonst hätten sie nicht die Namen von altägyptischen Weisen erborgt und sich nicht auf den ägyptischen Gott Hermes-Thot berufen. Bestätigend tritt hinzu, dafs sie nur mit der Breite von Alexandria rechnen und besondere Rücksicht auf den Sothis, den Hundsstern nehmen, der nur in der ägyptischen Zeitrechnung Beachtung findet.[1]) Schwieriger ist es, ihre Zeit festzulegen. Ein terminus ante quem ist durch die Erwähnung bei Lukillios, einem Dichter der neronischen Zeit gegeben, dem Petosiris bereits als astrologische Autorität *κατ' ἐξοχήν* gilt, so dafs man ihn mindestens einige Jahrzehnte früher ansetzen mufs. Wir können ganz absehen von dem Versuche von Riefs, der eine Zeitbestimmung auf etwa 80—60 v. Chr. daraus gewinnt, dafs Poseidonios sie noch nicht, Nigidius sie schon gekannt haben soll; denn das eine läfst sich ebensowenig beweisen wie das andere. Ebenso hinfällig sind die Gründe von Boll, der sie wegen des 'Zusammenhanges mit der hermetischen Litteratur' ins erste nachchristliche Jahrhundert setzt.[2]) Allerdings stammen die religionsphilosophischen Schriften unter dem Namen des Hermes Trismegistos, die wir besitzen, aus der Kaiserzeit, und zwar aus dem III. und IV Jahrh.; daraus folgt aber keineswegs, dafs man Hermes-Toth (Tehuti) nicht schon viel früher als Autorität in allen Dingen verehrte, bei denen es sich um Schriftgelehrsamkeit handelte; schon in altägyptischen Quellen heifst er 'Berechner des Himmels und Zähler seiner Sterne' (danach Diod. I 16, 1: *περί τε τῆς τῶν ἄστρων τάξεως . . . τοῦτον πρῶτον γενέσθαι παρατηρητήν*); schon das Totenbuch und der Papyrus Ebers kennen Bücher von ihm.[3]) Es ist also gar nicht abzusehen, weshalb nicht schon in alexandrinischer Zeit ein Astrologe, der seinen Fabrikaten einen berühmten Stempel aufdrücken wollte, sich auf uralte Aufzeichnungen des sternkundigen Gottes berufen haben soll. Finden wir doch romanhafte Erfindungen und Visionen bereits in ziemlich früher Zeit. Um 300 v. Chr. hat der bekannte Euhemeros von Messene erzählt, wie er auf einer paradiesischen Insel im Indischen Ocean im Heiligtum des Zeus Triphylios eine goldene Säule mit einer Inschrift findet, welche die Wahrheit über die griechischen Götter enthält — eine Erfindung, an welche die Fabeleien unserer Wundermänner lebhaft erinnern. Nicht viel jünger kann der Astrologe Kritodemos sein, der seine Schrift *ὅρασις* nennt, was doch wohl 'Vision' heifsen soll, um an die sehr viel ältere orphisch-pytha-

---

[1]) *Ὁ γὰρ βασιλεὺς τοῦ πρώτου κλίματος μόνας τὰς ἀναφορὰς ἐδήλωσεν* Fr. 3 Riefs; das ist das *κλίμα* von Alexandria, Firm. 54, 9. Aufgang des Sothissternes: Fr. 12.

[2]) Boll, Studien über Ptol. S. 237; vor ihm schon ähnlich Dieterich, Berl. phil. Woch. XI Sp. 821. Boll beruft sich besonders auf Firmic. 91, 12: *Mundi itaque genituram hanc esse voluerunt secuti Aesculapium et Hanubium, quibus potentissimum Mercurii numen istius scientia secreta commisit.* Nun ist allerdings Unterweisung des Asklepios durch Hermes stehende Form der späteren hermetischen Litteratur, und Firmicus mag das Horoskop der Welt auch aus einem späten Werk kennen (denn die Fabrikation von Schriften auf die Namen Nechepso und Petosiris ist immer weiter gegangen: S. 570 Anm. 2), oder sich dieses Werk, dafs er vielleicht nicht im Original gesehen hat, ähnlich denken wie die zu seiner Zeit umlaufenden hermetischen Schriften. Aber es ist nicht abzusehen, weshalb diese Form nicht schon älter sein kann

[3]) Die Zeugnisse bei Pietschmann, Hermes Trismegistos S. 12 ff.

goreische Visionslitteratur nicht zu erinnern. Bereits im III. Jahrh. finden wir in Ägypten griechische Sentenzen dem alten Weisen Amenhotep untergeschoben (Ἀμενώτου ὑποθῆκαι), umgekehrt Fälschungen auf den Namen des Philosophen Demokrit, die teilweise voll des ärgsten Aberglaubens sind.[1]) Und wer wird bezweifeln wollen, dafs gerade Alexandria der geeignete Ort für solch ein astrologisches Fabrikat war, die Stadt, wo orientalische, griechische und ägyptische Kultur die stärkste Mischung eingegangen sind? Hier blühte ja auch die wissenschaftliche Astronomie, seitdem Euklid unter Ptolemaios I. einen Mittelpunkt für mathematische und astronomische Studien geschaffen hatte; hier haben in den Jahren 285—282 Aristyllos und Timocharis die ersten nennenswerten Fixsternbeobachtungen gemacht, und alle grofsen Astronomen der folgenden Jahrhunderte sind entweder in Alexandria selbst thätig oder stehen doch in Beziehung zu der geistigen Centrale des hellenisierten Ostens. Mit der Astronomie geht die Astrologie Hand in Hand; wie der Name ἀστρολογία zugleich die wissenschaftliche Astronomie und ihre Bastardschwester bezeichnet, so finden wir auch schon vor Ptolemaios bedeutende Astronomen tief in die astrologischen Irrtümer verstrickt; selbst der grofse Hipparchos von Nikaia, der den Höhepunkt der griechischen Astronomie bezeichnet, scheint von der Sterndeutung nicht unberührt geblieben zu sein; sicher erscheint sein Schüler Serapion, der als Geograph und Astronom einen Ruf genossen hat, als Schriftsteller über Astrologie.[2])

Diese Bemerkungen sollen nur darthun, dafs die Schriften des Nechepso und Petosiris sehr wohl in Alexandria und in alexandrinischer Zeit entstanden sein können. Dafs sie es wirklich sind, dafür liegt ein Beweis, der mir ganz bündig erscheint, in einem Fragment, das man merkwürdigerweise noch nie in diesem Sinne ausgenutzt hat. Bei verschiedenen späteren Astrologen finden sich Vorzeichen, welche Sonnen- und Mondfinsternisse, sowie Kometen für verschiedene Länder geben, je nach dem Sternbild, in dem sie auftreten; z. B. wenn die Sonne im Widder verfinstert wird, so stirbt ein berühmter Mann in Syrien; tritt die Finsternis in den Zwillingen ein, so bringt sie Libyen und Kilikien Unglück. Diese Kapitel lassen sich mit Sicherheit direkt oder indirekt aus Petosiris herleiten und sind mit Recht von Riefs in seine Sammlung der Fragmente aufgenommen worden. Sieht man sich den Inhalt der einzelnen Voraussagungen näher an, so fällt es auf, dafs sie ganz verschiedene politische Verhältnisse voraussetzen, aber so, dafs innerhalb desselben Fragmentes im Ganzen Übereinstimmung herrscht. So ist in einem Excerpt bei Jo. Lydos sehr oft von Römern und Persern, d. h. Parthern die Rede, es werden also Zustände der Kaiserzeit vorausgesetzt: hier hat Lydos oder vielmehr seine unmittelbare Quelle Campestris geändert, um die Weissagungen für seine Zeit brauchbar zu

---

[1]) Kritodemos' ὅρασις: Rhein. Mus. LII 339. Sprüche des Amenhotep: Wilcken, Festschr. f. Ebers S. 142 ff. Über die Pseudo-Democritea Weidlich, Progr. Stuttgart 1894, von dem man nach dem trefflichen Anfang wohl die Aufarbeitung dieser Litteratur erhoffen darf.

[2]) Vgl. die treffenden Bemerkungen von Boll, Byz. Zeitschr. VIII 525.

machen, ganz ebenso wie in einem mittelalterlichen Excerpt aus Valens die Türken auftauchen.[1]) Ganz verwischt ist übrigens die ursprüngliche enge Beziehung auf Ägypten auch hier nicht, und wenn es heifst, dafs die Tochter eines libyschen Fürsten einen Tyrannen des Nordens heiratet und aus übergrofser Liebe zu ihrem Gatten ihren Vater verrät, so mag hier ein altes Vaticinium unverändert erhalten sein.[2]) Dagegen setzt ein Abschnitt bei Hephaistion, der gegen Ende des IV. Jahrh. schrieb, durchweg sehr viel ältere Zustände voraus (Fr. 6, vgl. 7 10 12). Der geographische Horizont dieses Kapitels pafst ganz auf einen in Ägypten schreibenden Autor: im Vordergrunde des Interesses stehen Ägypten, Syrien, Kleinasien, Libyen, Cypern, während vom Westen kaum die Rede ist; Italien wird selten genannt, Rom nur einmal, einmal die *Τυρρηνοί*. Von den Griechen im allgemeinen ist öfter die Rede, aber von einzelnen Landschaften wird nur Euboia und Makedonien je einmal erwähnt. Gar nicht einfügen will sich in diesen Vorstellungskreis *Γερμανία*; aber da an der betreffenden Stelle *Ἐλυμαία, Περσίς, Μηδία, Γερμανία, Ἰνδία* zusammen genannt werden, so ist *Ἀρμενία* einzusetzen, das auch sonst vorkommt.[3]) Betrachtet man die prophezeiten Ereignisse, so spielen auch hier Ägypten und Syrien die Hauptrolle, und Kriege zwischen beiden Ländern werden öfters geweissagt. Wenn im Widder gegen Morgen eine Sonnenfinsternis eintritt, so giebt es in Syrien Mord; die Herrscher von Syrien und Ägypten verfeinden sich, kommen nach $1\frac{1}{2}$ Jahren um und andere treten an ihre Stelle. Wenn der Mond in der Jungfrau zwischen der dritten und sechsten Stunde verfinstert wird, so bringt er Nordägypten Leid und einen Feldzug gegen Asien, und ein fremder Herrscher zieht heran, es giebt Nachstellungen und Verrat und viele fallen von dem früheren Herrscher ab. Bei einer Sonnenfinsternis in der Wage wird der König von Asien nach neun Monaten die, welche ihm Nachstellungen bereitet haben, mit List töten, und in Kilikien, Makedonien, Libyen, Italien werden viele umkommen. Drei Jahre nach der Finsternis wird der König von Ägypten Krieg anfangen gegen den König von Syrien und unterliegen, und in Ägypten werden sich Heere sammeln, Unruhen werden ausbrechen, wobei das Volk die Mächtigen umbringt. Bei einer Mondfinsternis im Steinbock wird ein gewaltiger Mann aus Asien gegen Ägypten zu Felde ziehen, den König gefangen nehmen und das Volk teils

[1]) Aus Lydos, Fr. 9 Riefs, z. B. S. 6: *οὗτος . . . τῶν Περσῶν ἀπειλεῖ ἐπανάστασιν, ὥστε δυνάμεις πολλὰς στρατευμάτων ἐπὶ τὴν ἀνατολὴν συνδραμεῖν τάς τε Συρίας πληρῶσαι τὸν ὁποιδήποτε γῆς ἀπῳκισμένον στρατιώτην* (etwa *τῶν — νων — τῶν?*) *καὶ ὡς οὐκ ἀρκούσης τῆς παρασκευῆς . . . καὶ νεωτέραν* (wohl *καινοτέραν*) *γενέσθαι στρατολογίαν.* Das pafst nur auf Verhältnisse der Kaiserzeit. — Die Türken in einem Excerpt aus Valens Catal. I 140, was Bouché S. XIII für eine Stütze der Ansicht hält, Valens gehöre in constantinische Zeit.

[2]) Z. 86: *ἐπιμιξίαν δηλοῖ τῶν ἀρκτῴων καὶ Λιβυκῶν ἐθνῶν, ὥστε θυγατέρα Λίβυος δυναστοῦ δοθῆναι πρὸς γάμον ἀρκτῴῳ τυράννῳ καὶ ἐπιβουλεῦσαι τῷ πατρὶ τὴν παῖδα καὶ προδοῦναι αὐτόν, ἔρωτι ἀσεβεῖ περὶ τὸν ἄνδρα κρατουμένην* — ein ganzer Roman und vielleicht der Reflex eines historischen Ereignisses, das ich aber nicht nachzuweisen vermag.

[3]) Z. 190: *Ἀρμενία* wird genannt 149 234, vgl. Fr. 9, 95. Auch Indien und Äthiopien kommen einige Male vor, Arabien zweimal.

vernichten, teils unterwerfen. — Der König von Ägypten verliert den Mut und verläfst seinen Thron, aber seine Gattin ist mutiger als er. Ein fremder Fürst fällt in Cypern ein, wird aber von den Ägyptern besiegt und verdrängt.[1]) Bemerkenswert ist, dafs öfter Kämpfe zwischen Hellenen und Barbaren in Aussicht gestellt werden; was da für Barbaren gemeint sind, zeigt eine Stelle, an der von den Galatern die Rede ist.[2]) Wenn es aber heifst, dafs in Syrien Barbaren einfallen, so sind damit wahrscheinlich die Parther gemeint; ebenso, wenn gesagt wird, dafs nach einer Sonnenfinsternis in den Fischen der Herrscher von Asien von den Barbaren gedemütigt wird und vieles verliert, dafs aber nach wenig mehr als drei Jahren ein anderer die Macht zurückgewinnt.[3]) Diese und ähnliche Weissagungen führen zwar nicht mit Sicherheit auf ein bestimmtes Jahr, aber doch auf einen gewissen Zeitraum. Könige von Syrien hat es nur bis zum Jahre 64 gegeben, wo Pompejus das Land zur römischen Provinz machte, und damit ist ein ganz sicherer terminus ante quem gegeben. Etwas höher hinaufzugehen nötigen uns vielleicht die Galater, deren Macht seit dem Kriege der Römer gegen Antiochus und der Strafexpedition des Cn. Manlius, die im Jahre 188 mit ihrer Unterwerfung endete, ziemlich gebrochen war. Wir hören aber, dafs sie um 167 wieder Sardes ernstlich bedrohen (Inschr. v. Perg. 167), und sie mögen sich noch öfter kleine Streifzüge gestattet haben, von denen wir nichts wissen; auch diese werden aber ein Ende gefunden haben, als das Pergamenische Reich den Römern zufiel (133 v. Chr.). Ebenso führen uns die Zwistigkeiten zwischen Ägypten und Syrien ins II. Jahrh.; man kann an den Krieg von 171/70 denken, in dem Antiochus IV. den Ptolemaios VI. Philometor gefangen nahm und das Volk dessen jüngeren Bruder zum König ausrief, oder an die diplomatischen Verwickelungen der Jahre 129—122, als Kleopatra II. von Ägypten den Demetrios von Syrien gegen ihren eigenen Gatten aufstachelt und, während

---

[1]) Fr. 6 Z. 66 112 126 196 98. Der vorletzte Fall in Fr. 12 Z. 119. Mit dem *βασιλεύς* (resp. *δυναστεύων, δυνάστης, ἡγούμενος τῆς Ἀσίας* Fr. 6, 76 127 170; Fr. 7, 25) kann wohl nur der König von Syrien gemeint sein, der öfter direkt genannt wird. Unter *Λιβύη* ist gewifs Kyrene zu verstehen; vgl. Fr. 6, 101: *ἐν δὲ Βαβυλῶνι ἡγούμενον ἄνδρα* (parthischer Satrap?) *ἀποστατῆσαι καὶ Λίβυας τὸν ἑαυτῶν ἡγούμενον ἀνελεῖν καὶ ἀπὸ τῆς τοιαύτης νεωτερίσεως τὴν χώραν διαφθαρῆναι* (der Ausdruck *ἡγούμενος* ist auf Rechnung eines späteren Excerptors zu setzen; so übersetzen die Griechen *praefectus praeses.* Z. B. *ὁ τῆς ἐπαρχίας ἡγούμενος* Justin. ed. VIII 3 wird vom Authenticum S. 771, 1 mit *provinciae iudex* wiedergegeben). Auch der fremde Fürst, der in Cypern landet (Fr. 6, 98), wird der König von Kyrene sein; Krieg zwischen Ägypten und Kyrene bald nach 162: Mommsen, Röm. Gesch. II 58; da Cypern bei Ägypten blieb bis 146/5, wo Euergetes II. das Reich unter seinem Szepter vereinigte, so kann auch in der Zwischenzeit eine Landung von Kyrene aus versucht oder doch von Ägyptern gefürchtet worden sein. Auch nach 116 ist dergleichen möglich, wo Kyrene und Ägypten-Cypern zwei getrennte Reiche bilden.

[2]) Fr. 6 Z. 91: *βαρβάρων στρατιὰν πολεμῆσαι τοῖς Ἕλλησι καὶ ἑλεῖν αὐτοὺς μηνύειν,* vgl. 96 183 235: *θάνατον ἀνθρώποις ἔσεσθαι ἀπὸ τῆς βαρβάρων χώρας εἰς Ἕλληνας.* Galater 147: *Γαλάτας πρὸς Ἕλληνας πόλεμον ποιήσειν.*

[3]) Z. 167 230. Letztere Stelle liegt es sehr nahe auf die Ereignisse der Jahre 138—129 zu beziehen (s. u.).

die Syrer in Ägypten einfallen, Ptolemaios einen Prätendenten gegen Demetrios aufstellt — Verwickelungen, die erst durch den Tod dieses Prätendenten ein Ende finden. In dieselbe Zeit weisen uns die Partherkriege; der eben genannte Demetrios ist 138 in parthische Gefangenschaft geraten und trotz wiederholter Fluchtversuche neun Jahre darin geblieben, sein Bruder Antiochos hat im Jahre 129 eine grofse Schlacht gegen Phraates verloren und ist selbst umgekommen.[1]) Man wird natürlich gut thun, in den Voraussagungen unseres Astrologen nicht bestimmte Ereignisse wiederfinden zu wollen, und es wäre auch sehr thöricht gewesen, wenn er schon geschehene Dinge in genau derselben Weise noch einmal prophezeit hätte; aber ebenso liegt auf der Hand, dafs er sich das Mögliche auf Grund des Wirklichen ausgemalt hat, dafs man daher eine stetige Berücksichtigung der politischen Konstellation bei ihm voraussetzen darf. Auffallen kann es, dafs er der Römer keine Erwähnung thut; aber diese haben nur 190/89, 131—129 und 102 kriegerisch im Orient eingegriffen, sie gehörten nicht zu den Völkern, mit denen man jeden Augenblick in Streit geraten konnte, vollends ein Ägypter hatte wenig Veranlassung ihrer zu gedenken. Ob die Nichterwähnung des Mithradates von Pontus ausgenutzt werden darf, ist zweifelhaft; man darf aber wohl sagen, dafs sie nach dem Jahre 90 sehr auffallend wäre.

Einen terminus post quem möchte man auf einem ganz anderen Wege zu gewinnen versuchen. Wenn nämlich auch die Astrologie im ganzen auf haltlosen Einfällen beruht, so ist sie doch an gewissen Punkten mit der wissenschaftlichen Astronomie verknüpft, und man mufs zusehen, ob sich der Stand der astronomischen Kenntnisse zeitlich festlegen läfst. Ganz sichere Resultate mufs diese Methode bei einer Untersuchung der Sphaera barbarica ergeben; aber leider hat dieser Teil der Astrologie mit Nechepso und Petosiris nichts zu thun. Z. B. folgen die Astrologen der Anordnung der Planeten mit der Sonne in der Mitte, die bei den älteren Astronomen noch nicht üblich ist; aber wir wissen nicht, wann und durch wen sie aufgekommen ist[2]); sie rechnen mit gewissen Planetenperioden, aber wir können nicht sagen, wer sie berechnet hat.[3]) Nur eines scheint mir stichhaltig zu sein. Nechepso hat die Aufgangszeiten der zwölf Zeichen für die Breite von Alexandria mitgeteilt und verwertet, und zwar in Übereinstimmung mit der auf uns gekommenen Monographie des Hypsikles, dessen Blütezeit sich etwa auf 170 bestimmen läfst. Es ist zweifellos, dafs der anerkannte Mathematiker Hypsikles der Vorgänger ist, und er giebt auch genau die Methode an, um diese Zeiten auszurechnen, so

[1]) Vgl. Wilcken bei Pauly-Wissowa I 1438 f. 2479 f.

[2]) Sie findet sich zuerst bei Panaitios und Diogenes von Babylon, und es ist wahrscheinlich, dafs auch Hipparch ihr folgte (Hultsch bei Pauly-Wissowa II 1857).

[3]) Vgl. Bouché S. 410. Auf wirklichen Beobachtungen beruhen nur die 30 Jahre des Saturn und die 12 des Juppiter; bei Venus hat man wohl 8 Monate zu 8 Jahren gemacht, bei der Sonne die 19 Jahre des Metonischen (bereits babylonischen? Mahler, Zeitschr. f. Assyr. VI 457 IX 42) Schaltcyclus genommen. Vgl. auch Tannery, Rev. des études gr. V 206 ff.

dafs es fast den Anschein hat, als sei sie von ihm ausgedacht. Wenn das richtig ist, so können wir die Zeit des Nechepso und Petosiris auf etwa 170—100 bestimmen.[1])

Es ist noch eine wichtige Frage zu erörtern, die nach dem Verhältnis der beiden Autoren zu einander. Haben sich wirklich um das Jahr 150 in Alexandria zwei gute Freunde hingesetzt und der eine unter der Maske des Petosiris, der andere unter der des Nechepso astrologische Werke verfafst, unter beständiger wechselseitiger Kontrolle, damit ja kein Widerspruch zwischen ihren Lehren entstände? Es kann so gewesen sein, und niemand wird beweisen, dafs es anders gewesen ist. Aber die Vermutung mag gestattet sein, dafs hinter Nechepso und Petosiris ein Mann steckt, der seine astrologische Weisheit besser zu empfehlen glaubte, indem er sie unter zwei berühmte Namen verteilte. Der Erfolg hat ihm recht gegeben: er hat die Konkurrenz so vieler anderer astrologischer Werke siegreich aus dem Felde geschlagen, gläubig hat die griechisch-römische Welt seiner Weisheit gelauscht, gläubig hat sie das Mittelalter als einen köstlichen Schatz übernommen, und es hat erst des Aufkommens einer ganz neuen Weltanschauung bedurft, ehe diese orientalischen Phantasmen in ihrer Nichtigkeit erkannt werden konnten.

---

[1]) Die Schrift des Hypsikles, *ἀναφορικός* betitelt, ist herausgegeben von Manitius, Progr. der Kreuzschule zu Dresden 1888, der sie damals aus Gründen, die nicht stichhaltig sind, für unecht (aber für älter als Hipparch) erklärte. Er scheint diese Ansicht jetzt selbst aufgegeben zu haben; wenigstens behandelt er in seiner Ausgabe von Hipparchs *ἐξήγησις* des Arat S. 286 den *ἀναφορικός* als echte Schrift des Hypsikles. — Ich habe für die Zeitbestimmung absichtlich einen weiten Spielraum gelassen, neige aber dazu, näher an das Ende des Jahrhunderts zu gehen (vgl. S. 575 Anm. 3).

WUNDTS VÖLKERPSYCHOLOGIE

Von Ernst Grosse

Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwickelungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. — Erster Band. Die Sprache. Erster Teil. XV, 627 S. — Zweiter Teil. X, 644 S. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1900.

Wundts Völkerspychologie ist keineswegs eine Ausführung des Programmes, das vor 40 Jahren Lazarus und Steinthal entworfen haben. Der Meister der neuen Psychologie hat den Begriff jener Wissenschaft wesentlich anders gefafst als seine Vorgänger, und zwar weit klarer und tiefer. Wundts Völkerpsychologie — sie wäre vielleicht besser als Sozialpsychologie bezeichnet worden — 'hat diejenigen psychischen Vorgänge zu ihrem Gegenstande, die der allgemeinen Entwickelung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zu Grunde liegen' (I 6). Ausgeschieden aus ihrem Gebiete werden 'alle diejenigen Erscheinungen, die aus individuellen Willensrichtungen entspringen' sowie 'die willkürlichen, auf bewufster Wahl der Motive beruhenden Vorgänge' (I 11). Diese bleiben der Individualpsychologie überlassen. Die Völkerpsychologie beschränkt sich 'auf die triebartigen Willenshandlungen und die mit diesen zusammenhängenden Vorgänge' (I 12), und so richtet sie denn ihre Untersuchungen vornehmlich auf die drei Probleme der Sprache, des Mythus und der Sitte. Freilich geht jedes dieser drei völkerpsychologischen Probleme in ein individualpsychologisches historisches Problem über 'in dem Mafse, in dem mit der wachsenden Kultur durch den Einflufs hervorragender Individuen die überlieferten Formen willkürlich gestaltet werden'. 'So ruht auf der Psychologie der Sprache die Litteraturgeschichte; so auf der Psychologie des Mythus die Geschichte der Kulturreligionen sowie der Wissenschaft und der Kunst; so auf der Psychologie der Sitte die Kulturgeschichte der Sitte nebst der Geschichte der Rechtsordnungen und der in den philosophischen Moralsystemen niedergelegten sittlichen Weltanschauungen' (I 25). Ursprünglich und wesentlich aber sind Sprache, Mythus und Sitte unwillkürliche, soziale Erzeugnisse; und als solche sind sie 'so enge miteinander verbunden, dafs keines ohne das andere zu denken ist' (I 26). 'In der Sprache spiegelt sich die Vorstellungswelt des Menschen'; — 'der Mythus wird bestimmt von den Gefühlsrichtungen, so sehr, dafs die Erfahrungseinflüsse nur als die äufseren Gelegenheitsursachen erscheinen'; — 'die Sitte endlich umfafst alle die gemeinsamen Willensrichtungen' (I 27).

Der erste Teil des Werkes, der in zwei starken Bänden vorliegt, ist der Sprache gewidmet. — Die Sprache ist 'eine besondere, eigenartig entwickelte

Form der Ausdrucksbewegungen' (31). Zunächst werden die Ausdrucksbewegungen, die noch nicht der eigentlichen Gedankenmitteilung dienen, untersucht, nach ihren drei Richtungen, die den drei Bestimmungen der ausgedrückten Gefühle entsprechen: ihrer Intensität, ihrer Qualität und ihrem Vorstellungsinhalte. Der letzte findet seinen Ausdruck vornehmlich durch hinweisende oder nachahmende Bewegungen vermittelst der pantomimischen Muskeln der Arme und Beine. Aus diesen vorstellungäufsernden Bewegungen entwickelt sich die eine Hauptform der Sprache, die Gebärdensprache. Sie ist oft irrtümlich als eine willkürliche Erfindung zum Ersatze der Lautsprache aufgefafst worden; in Wirklichkeit hat sie, wie ihr universeller Charakter beweist, vor dieser eine gröfsere Natürlichkeit und Ursprünglichkeit voraus. Das Prädikat der Universalität soll freilich nicht etwa besagen, dafs sie ein einheitliches Ganzes bilde; sie zeigt im Gegenteile zahlreiche ganz verschiedene Entwickelungsformen. Ebensowenig 'bleibt eine Gebärdensprache immer dieselbe. Vielmehr sind Gebärden wie Worte einer Bedeutungsentwickelung unterworfen, vermöge deren sie sich den wechselnden Bedürfnissen des Denkens anpassen' (201). Endlich wird auch die weit verbreitete falsche Vorstellung widerlegt, dafs 'es in der Gebärdensprache keine Sätze gebe'. 'Der Satz spielt in ihr sogar eine gröfsere Rolle, insofern er es ist, der erst dem einzelnen Zeichen seine grammatische Bedeutung verleiht' (206). In ihrer Syntax ist die Gebärdensprache wirklich Universalsprache; denn die syntaktische Ordnung der Zeichen ergiebt sich unvermeidlich aus Eigenschaften, die allen Formen dieser Sprache wesentlich gemeinsam sind. — Meines Wissens ist die Gebärdensprache in ihrer Eigenart und Bedeutung noch niemals mit solcher Klarheit und Vollkommenheit gewürdigt worden.

Ein besonderer Abschnitt ist dem Verhältnisse der Gebärden zu den Anfängen der bildenden Kunst gewidmet. Wundt hat ohne Zweifel recht, wenn er, wie es schon Karl von den Steinen gethan hat, die zeichnerische Skizze aus der zeichnerischen nachahmenden Gebärde ableitet. Um so zweifelhafter aber erscheint die Behauptung eines analogen Zusammenhanges zwischen der plastischen Gebärde und der Plastik (227). Dafs 'die primitiven Kunstleistungen des Naturmenschen den frühesten Übungen unserer Kinder im Zeichnen in allen ihren Eigenschaften gleichen' (228), ist sicherlich nicht richtig. Die Ähnlichkeit zwischen beiden ist vielmehr ziemlich oberflächlich; von den Kunstleistungen der primitiven Völker und der Kinder gilt genau das Gleiche, was Wundt selbst an einer anderen Stelle (II 305) von ihren Sprachen sagt: . . . 'dafs man nicht erwarten dürfe, die wesentlichen Eigenschaften der Sprachen primitiver Völker ohne weiteres in der Sprache der Kinder wiederzufinden und umgekehrt'. — Nach Wundts Ansicht 'gehören die ersten plastischen Versuche schon einem etwas vorgerückteren Stadium an als die zeichnerischen' (228), und 'während sich die ursprüngliche Zeichnung stets auf den Versuch unmittelbarer Nachbildung beschränkt, 'scheint erst das plastische Nachbilden die Absicht einer Veränderung der Natur erzeugt zu haben' (229). Diese ganze Darstellung ist eine reine Konstruktion, für welche weder die prähistorischen noch

die ethnographischen Befunde eine sichere Grundlage bieten. Und nicht minder fragwürdig ist die Behauptung, 'dafs die frühesten Triebkräfte einer solchen freien Umbildung der Wirklichkeit in ihrer Nachbildung dem mythologischen Denken entstammen' (229). Die früheste Triebkraft solcher verzerrender und übertreibender Umbildungen ist allem Anscheine nach der Wunsch, besonders charakteristische Eigenschaften möglichst stark hervorzuheben. Aufserdem ist die Karikatur schwerlich jünger als die mythologische Bildnerei; denn während die erste unter den niedersten Stämmen schon eine recht bedeutende Rolle spielt, tritt die zweite noch kaum hervor. Überhaupt ist Wundt mit seinen Bemerkungen über primitive Kunst weniger glücklich. So, wenn er bei einer anderen Gelegenheit sagt, 'Bücher habe gezeigt, dafs Arbeitsgesänge aller Wahrscheinlichkeit nach die primitivste Gattung der Poesie und des musikalischen Ausdruckes zugleich seien' (263). Dieser Nachweis ist Bücher keineswegs gelungen; er scheitert schon an der Thatsache, dafs gerade in der Poesie der kulturärmsten Völker Arbeitsgesänge überaus schwach vertreten sind. Ebenso bedenklich ist der gleichfalls von Bücher übernommene Satz, 'dafs sich die rhythmische Bewegung von der Arbeit auf den Kampf und seine Wiederholung in Spiel und Tanz übertrage' (265). Die wirkliche Entwickelung hat sich wahrscheinlich in umgekehrter Richtung vollzogen.

Neben der Gebärdensprache steht die Lautsprache, deren psychologische Untersuchung den gröfsten Teil der zwei Bände ausfüllt. Aber diese Untersuchung ist so eingehend, dafs es hier unmöglich sein würde, ihr auf Schritt und Tritt zu folgen. Ich hebe deshalb zunächst nur einige der leitenden Hauptgedanken hervor. Jede Sprachäufserung ist zunächst eine Ausdrucksbewegung, eine 'Lautgebärde' der Artikulationsorgane; der Sprachlaut ist erst eine Folgeerscheinung. Der Sprachlaut steht also nicht in einer direkten Beziehung zu dem Gegenstande, den er ausdrückt, sondern nur in einer indirekten. Es ist die Lautgebärde, durch die er ursprünglich vollständig in seiner Beziehung zu dem, was er bedeutet, determiniert ist. 'So entsteht der Sprachlaut ganz und gar als ein naturnotwendiges Ergebnis der bei seiner Bildung obwaltenden psychologischen Bedingungen, die sich nur im einzelnen Fall, teils weil sie an sich nicht mehr aufzufinden sind, teils weil der Sprachlaut selbst fortwährenden Veränderungen nach Laut wie Bedeutung unterworfen ist, meist unserer Nachweisung entziehen' (II 608). Die Lautgebärde 'ist von Anfang an nicht blofs physisch, sondern vor allem auch psychisch motiviert', und dadurch 'wird nun die ganze hieran sich anschliefsende Entwickelung der Sprache zu einer Kette von Prozessen, in denen sich die geistige Entwickelung des Menschen selbst, vor allem seiner Vorstellungen und Begriffe, in unmittelbarer Treue spiegelt. In allem, was ihr Wesen ausmacht, in Wortbildung, Satzfügung und Bedeutungswandel, ist so die Sprache nicht blofs ein 'äufserer Abdruck der allgemeinen Bewufstseinsvorgänge, sondern deren notwendige Teilerscheinung' (II 609). Die Kräfte, welche die geistige und sprachliche Entwickelung beherrschen, sind und bleiben immer die nämlichen; nur die inneren und äufseren Bedingungen ihrer Wirksamkeit verändern sich. Es ist eine

ebenso unzulässige wie unnötige Annahme, dafs der Mensch zu irgend einer Zeit über eine besondere sprachschöpferische Gabe verfügt habe. 'Die Urschöpfung der Wörter ist kein seit langer Zeit zum Stillstande gekommener, sondern ein sich fortwährend in der lebenden Sprache wiederholender Prozefs' (I 567). Die Entwickelung der Sprache vollzieht sich in der Hauptsache weder bewufst noch willkürlich. Die beliebten teleologischen und ästhetischen Erklärungen sprachlicher Bildungs- und Wandlungsvorgänge sind sämtlich unhaltbar. 'Das Zweckmäfsige ist hier wie in der organischen Natur im allgemeinen erst Resultat, nicht wirkendes Motiv der Vorgänge' (II 123). Vor allem 'dürfen logische Reflexionen und Klassifikationen nicht mit psychologischen Motiven verwechselt werden, sondern jene bilden immer nur ein Schema, in das sich nachträglich die Enderfolge psychischer Vorgänge einordnen lassen und das Anhaltspunkte zur Auffindung dieser Vorgänge abgeben kann' (II 73).

Die einzelnen Ausführungen Wundts zeugen von einer erstaunlichen Beherrschung und Durchdringung des Gegenstandes, der Sprachwissenschaft. Dieser Psychologe steht den Linguisten durchaus nicht nur als Empfangender gegenüber, sondern nicht minder als Gebender — und zwar nicht blofs dort, wo es sich um allgemeine Prinzipien und Methoden handelt, sondern auch für ganz spezielle Probleme. — So wird in dem vortrefflichen Abschnitte über die kindliche Sprachentwickelung eine unmittelbar einleuchtende Erklärung für 'das starke Übergewicht der labialen und dentalen Laute in der Kindersprache' gegeben. Das Kind, das seine Sprache nicht etwa selbständig erfindend — mit dem alten Ammenmärchen von der selbständigen Wortschöpfung des Kindes hat Wundt gründlich aufgeräumt —, sondern durchaus nachahmend bildet, 'ahmt eben vor allem diejenigen Komponenten der Lautbewegungen nach, die es sieht' (299). — Die Bedeutung der 'natürlichen Lautmetaphern' für die Wortbildung ist mit vollendeter Gründlichkeit und Klarheit dargestellt. — Die allgemeinen Ausführungen über den Lautwandel und seine Ursachen wird auch der Fachmann mit dem gröfsten Interesse und Vorteil lesen; Wundt weist der Forschung hier sicherlich den richtigen Weg, wenn er sagt: 'Nicht das Prinzip der Einfachheit, sondern das der Komplikation der Ursachen ist dasjenige, das von vornherein der Beurteilung des Thatbestandes zu Grunde gelegt werden sollte' (361). Die Erklärung, welche er selbst für die germanische Lautverschiebung versucht — durch eine gesteigerte Geschwindigkeit der Rede —, ist freilich durchaus hypothetisch und mufs es ihrer Natur nach auch wohl bleiben; immerhin aber scheint sie doch mindestens ebensogrofse Wahrscheinlichkeit für sich zu haben als die älteren Theorien. — Für die Untersuchung der 'Psychologie der Wortvorstellungen' zieht Wundt auch die Beobachtungen der verschiedenen pathologischen Sprachstörungen heran — mit dem besten Erfolge; denn gerade aus diesen ergiebt sich besonders deutlich, dafs 'das Wort ein sehr zusammengesetztes psychisches Gebilde ist, das zugleich durch diese seine komplexe Beschaffenheit in hohem Grade befähigt wird, nach den verschiedensten Richtungen Associationsbeziehungen zu vermitteln, sowie sich

selbst durch die Verbindungen seiner Teile gegen zerstörende Einwirkungen zu erhalten' (519). So vielfach 'zusammengesetzt' es aber auch ist, ein Wort, vor allem 'ein bekanntes Wort wird in der Regel unmittelbar als ein einheitliches Ganzes simultan apperzipiert, nicht erst aus seinen Bestandteilen, den Buchstaben oder Lauten, in unserer Vorstellung zusammengefügt. Vielmehr fassen wir diese Bestandteile zumeist überhaupt nicht als Teile, sondern als Merkmale des Ganzen auf' (534). Weiterhin widerlegt Wundt mit schlagenden Gründen die sogenannte 'Wurzeltheorie', die Annahme, dafs die Wurzeln die ursprünglichsten Bestandteile der Wörter seien, dafs es zu irgend einer Zeit eine reine Wurzelsprache gegeben habe. 'Die Wurzeln sind Produkte der grammatischen Analyse, nicht Urwörter der wirklichen Sprache. Die ihnen beigelegten Bedeutungen sind Resultate logischer Abstraktion, nicht ursprüngliche Begriffe; und das Kulturbild, welches diese angeblichen Bedeutungen von dem Zustand des Menschen in der Zeit der hypothetischen Wurzelsprache gewähren, ist ein innerlich unmögliches, weil es die wirkliche Entwickelung, soweit wir sie aus der Erfahrung kennen, vollständig auf den Kopf stellt, indem es die Wurzeln selbst als die Produkte einer Kultur deutet, die nur auf Grund einer lange vorausgehenden, ohne die Sprache gar nicht denkbaren Entwickelung möglich wäre' (II 602). — 'Ein ähnliches Verhältnis wie der Laut zum Worte, zeigt das Wort zum Satze' (I 534). Dies ist allerdings keine neue Erkenntnis; Wundt sagt ja selbst, dafs 'die Vorstellung, der Satz werde aus ursprünglich selbständig existierenden Wörtern zusammengefügt, heute wohl als beseitigt gelten kann' (I 560). Sicherlich neu aber in ihrer vollendeten Richtigkeit und Bestimmtheit ist die Auffassung des Satzes als 'des sprachlichen Ausdruckes für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile' (II 240). Im Vergleiche zu früheren macht diese Definition fast den Eindruck des Eies des Columbus. — Während von manchen Sprachforschern der Bedeutungswandel im Gegensatze zu dem als streng gesetzmäfsig aufgefafsten Lautwandel vorwiegend als ein Produkt von unberechenbaren Zufällen und Launen angesehen wird, weist Wundt nach, dafs er nicht minder von festen Gesetzen beherrscht wird als jener. Diese Gesetze aber sind keine anderen als die allgemeinen Associationsgesetze, welche 'auf die drei Elementarprozesse zurückführen, aus denen im allgemeinen jeder konkrete Associationsvorgang zusammengesetzt ist: die Gleichheitsverbindung, die räumlich-zeitliche Berührungsverbindung und die Verdrängung unvereinbarer Elemente' (II 580). — Den Beschlufs macht ein meisterhaftes Kapitel über den Ursprung der Sprache. Nach einer kritischen Prüfung der verschiedenen alten und neuen Theorien zeigt Wundt, dafs die berühmte Streitfrage, ob der Vernunft oder der Sprache die Priorität in der Entwickelung gebühre, auf einer Verkennung der fundamentalen Thatsache beruht: der wesentlichen Untrennbarkeit von Bewufstsein und Sprache. 'Wo irgend ein Zusammenhang psychischer Vorgänge, also ein Bewufstsein vorhanden ist, da finden sich auch Bewegungen, die diese Vorgänge nach aufsen kundgeben' (II 605). 'Die Entwickelung des menschlichen Bewufstseins schliefst

die Entwickelung von Ausdrucksbewegungen, Gebärden, Sprache notwendig in sich, und auf jeder ihrer Stufen äufsert sich das Vorstellen, Fühlen und Denken in der ihr genau adäquaten Form: diese Äufserung gehört selbst zu der psychologischen Funktion, deren wahrnehmbares Merkmal sie ist, sie folgt ihr weder nach, noch geht sie ihr voraus' (II 605). Und deshalb 'hat die Frage, ob die Vernunft oder die Sprache das Frühere sei, ebensowenig einen Sinn, wie die berühmte Streitfrage, ob das Ei oder die Henne früher sei' (II 606).

Ehrenreich hat in seiner im Globus veröffentlichten Besprechung des ersten Bandes gesagt, dafs dieses Werk vielleicht eine ganz neue Epoche in der Sprachforschung eröffnen werde. Meine eigenen linguistischen Kenntnisse reichen nicht hin, um mir ein Urteil über die Berechtigung dieses Ausspruches zu erlauben. Aber auch der Laie darf wohl behaupten, dafs die Arbeit Wundts für die Sprachwissenschaft nichts weniger als wertlos ist. Ihre Bedeutung für die Völkerspychologie kann kaum hoch genug geschätzt werden. Jeder, der irgend einen Anteil an dieser Wissenschaft nimmt, wird den weiteren Bänden des Werkes mit den gröfsten Erwartungen entgegensehen.

ROTWELSCH

Von Alfred Götze

Die Erforschung der deutschen Gaunersprache hat ihre eigentümlichen Schicksale gehabt. Der erste Sprachforscher, der ihr sein Interesse zuwandte, ist Hoffmann von Fallersleben gewesen. Ihn, der sich selbst zum fahrenden Volke zählte, zog aber weniger die Sprache der Gauner als die Romantik des Räuberlebens an, er druckte neben älteren Quellen der Gaunersprache eigene Poesien 'in rotwelscher Mundart' ab, und wenn auch seine Forschungen vieles Wertvolle bieten — eine wissenschaftliche Bearbeitung des Rotwelschen sind sie nicht. Von ganz anderer Seite trat der zweite Erforscher des Rotwelschen an seinen Stoff heran. Der Lübecker Obergerichtsprokurator und Kriminalist Avé-Lallement, der erste, der eine umfassende Darstellung des deutschen Gaunertums und seiner Sprache unternommen hat, wollte damit zunächst den praktischen Zwecken der Polizei dienen. In sprachlicher Beziehung war er Dilettant, und seinem vierbändigen Werke haften, so verdienstvoll es durch vielfältige Quellennachweise und als Schilderung von Gaunersprache und Gaunertum um die Mitte des XIX. Jahrh. ist, alle Fehler des Dilettantismus an, vor allem sind die Texte, die er in grofser Anzahl neugedruckt hat, durchaus ungenau. In scharfem Gegensatz zu ihm ging der Wiener Bibliothekar Josef Maria Wagner ans Werk. Er hat mit mehreren tüchtigen Arbeiten namentlich für die Bibliographie des Rotwelschen eine feste Grundlage geschaffen, ist aber gestorben, ehe er auch nur die eng umgrenzte Hauptaufgabe hatte lösen können, die er sich gestellt hatte: die Herausgabe des *Liber Vagatorum* von 1510. Mit Wagners Nachlafs an rotwelschem Material ist jetzt auch die Vollendung seines Werkes an Friedrich Kluge übergegangen, und seiner Thatkraft verdanken wir eine neue, umfassende Darstellung des Rotwelschen, von der bisher der erste Band, das rotwelsche Quellenbuch vorliegt[1]), während ein zweiter Band, der die Darstellung des rotwelschen Wortschatzes bringen wird, im Herbste 1901 nachfolgen soll. Wiederum läfst sich nicht verkennen, dafs Kluge von einer anderen Seite an die Sache herantritt als sein kenntnisreicher, gründlicher Vorgänger. Von grammatischer Einzelforschung ausgehend, hat Kluge die erste lexikalische Darstellung der deutschen Etymologie unternommen. Als Lexikograph sah er sich vor die grundsätzlichen Fragen der

[1]) Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen von Fr. Kluge. I. Rotwelsches Quellenbuch. Strafsburg, Trübner 1901. XVI, 495 S.

deutschen Wortforschung gestellt und, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, zu 'einer planmäfsigen Neubegründung der deutschen Lexikographie und Sprachgeschichte' gedrängt. Hermann Paul, dessen Streben auf diesen Bahnen für Kluge vorbildlich wurde, dem auch Kluges neuestes Werk gewidmet ist, hat aber als eine der ersten Aufgaben einer wissenschaftlichen Lexikographie die Bestimmung des Wortgebrauchs nach dem Berufe der Sprachgenossen aufgestellt. Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit von Wörterbüchern der Berufssprachen. Kluge hat den Anfang mit seiner Darstellung der deutschen Studentensprache gemacht, seine Bearbeitung des Rotwelschen ist ein zweites Glied dieser Kette, und im Vorwort dieses Werkes spricht er die Hoffnung aus, in absehbarer Zeit weitere Berufssprachen verarbeitet vorlegen zu können.

Bietet so Kluges Buch ein grofses prinzipielles Interesse, so darf es auch wegen des Stoffes, den es darstellt, Beachtung und bereitwillige Aufnahme verlangen. Die wichtigsten Quellen der älteren Gaunersprache sind sehr selten geworden, darum und wegen der Unzuverlässigkeit früherer Neudrucke war es nötig, sie neu herauszugeben. Kluges erster Band umfafst 155 gröfsere und kleinere Stücke rotwelschen Inhalts, die er zum grofsen Teile erst selbst aufgespürt hat und die die rotwelsche Litteratur der letzten sieben Jahrhunderte nicht vollständig, aber doch in allen ihren wichtigen Erscheinungen umfassen.

Dafs der zweite Band seines Werkes ein rotwelsches Wörterbuch sein wird, hängt eng mit dem Charakter der Gaunersprache zusammen. Denn diese ist nicht, was ihr Name zu sagen scheint, eine vollständige Sprache etwa wie das Deutsche oder auch nur wie eine seiner mundartlichen Formen, sondern sie fällt in lautlicher, formeller und syntaktischer Beziehung mit dem Deutschen zusammen und weicht nur im Wortschatz davon ab, so dafs also eine Darstellung des rotwelschen Wortschatzes die ganze Eigenart dieser Sprache ausdrückt und erschöpft. In dieser Beschränkung liegt aber zugleich auch das prinzipiell Wertvolle einer Betrachtung des Rotwelschen wie jeder Berufssprache, wobei dem Rotwelschen noch ein bedeutsamer Vorzug vor den verwandten Berufssprachen einzuräumen ist.

Berufssprachen entstehen regelmäfsig und notwendig da, wo eine Anzahl von Sprachgenossen häufig und gleichmäfsig über eine ihnen gemeinsame und auf sie beschränkte Beschäftigung zu reden veranlafst ist, also z. B. im täglichen Verkehre der Handwerker, Soldaten, Studenten, Fachgelehrten, oder auch, wie man jetzt mit Wundt, Völkerpsychologie I 1, 569 hinzufügen darf, der Radfahrer. Sprachbildend wirkt dabei überall das Bedürfnis, für die Vorgänge und Gegenstände des gemeinsamen Berufs möglichst zweckmäfsige, d. h. treffende und bequeme Ausdrücke zur Hand zu haben. Damit ist schon erklärt, dafs die Neubildungen der Berufssprachen den Wortschatz umfassen und sich auf ihn beschränken werden. Zugleich erkennt man aber von hier aus auch den heuristischen Wert der Betrachtung solcher Berufssprachen. Die Sprachgemeinde ist eng umgrenzt, die Quellen ihrer Sprache sind leicht zu übersehen, die gemeinsamen Interessen und damit die Gesichtspunkte, nach denen der Wortschatz zu ordnen sein wird, von vornherein gegeben, kurz man kann an der Berufssprache, wenn

ihre Quellen gut überliefert sind, die Bedingungen und Formen, unter denen sich die sprachliche Neubildung vollzieht, umfassend und lückenlos wie nirgends sonst erkennen. Diese letzte Bedingung ist nun bei der Gaunersprache in ausgiebigem Maſse erfüllt: sie hat seit alter Zeit die Aufmerksamkeit gelehrter und ungelehrter Beobachter auf sich gezogen, solcher, die von Berufs wegen mit den Gaunern zu thun hatten, vom Spitalmeister des XVI. Jahrh. bis zum Kriminalisten des XIX., aber auch der Theologen, die an den hebräischen Bestandteilen des Rotwelschen Anteil nahmen, oder der Chronisten, die ihre Werke durch Nachrichten aus dem dunklen Gebiete des Gaunertums interessant machten. Vor allem hoffte man auch durch die Kenntnis des Rotwelschen den Gaunern auf die Sprünge kommen und sie unschädlich machen zu können, nicht wenige rotwelsche Wortsammlungen danken dieser praktischen Rücksicht ihre Entstehung, zugleich hat sie günstig auf die Treue ihrer Überlieferung gewirkt.

Daraus, daſs sich das Gaunertum aus Leuten sehr verschiedener Herkunft zusammensetzt, folgt, daſs auch seine Sprache aus den verschiedensten Elementen gemischt ist; verschiedene technische, namentlich Handwerkssprachen und das Judendeutsch haben zu seinem Wortschatz beigesteuert. An der Hand von Kluges Quellen wird eine genaue Abschätzung dieser verschiedenen Einflüsse möglich; jetzt bestätigt sich z. B. die von Wagner in Herrigs Archiv XXXIII 232 ausgesprochene Ansicht, daſs auf niederdeutschem Gebiete die jüdischen Elemente ziemlich spät, frühestens gegen Ende des XVII. Jahrh. ins Rotwelsch eindringen. Viel stärker sind aber die umgekehrten Einflüsse: das Rotwelsch hat als älteste und verbreitetste derartige Sprache viel mehr Sprachgut abgegeben als empfangen; so stammen namentlich alle hebräischen Worte der Soldaten-, Studenten- und Handwerkersprachen aus dem Rotwelschen. Und darum wird eine gründliche Kenntnis desselben indirekt auch wieder fruchtbar für die Erforschung jener anderen Berufssprachen.

Ganz eigenartig verhält sich die Gaunersprache in einer letzten Beziehung. Jede Berufssprache führt zu dem Bestreben des Abschlusses gegen auſsen, die der Gauner ist aber darauf angewiesen, die Gegenstände der Unterhaltung vor anderen direkt zu verbergen. Sie ist also nicht einfach ein Mittel zur Verständigung wie jede Sprache, sondern zugleich dazu bestimmt, die Verständigung über einen engen Kreis hinaus zu verhüten. Sie muſs, um diesen Zweck zu erreichen, zu Mitteln greifen, die der sonstigen Sprachbildung direkt entgegengesetzt sind, an Stelle der sonst zu beobachtenden Abschleifung des Ungewöhnlichen und daher schwer Verständlichen tritt dessen Begünstigung, an Stelle der Sparsamkeit im Wortschatz dessen Vervielfältigung. Zur Beobachtung dieser ungewöhnlichen Sprachzustände bietet das Rotwelsch Gelegenheit wie sonst nur einige Indianermundarten Nordamerikas, deren Träger aus Furcht vor den Überfällen der Nachbarn ihre Sprache willkürlich verändern, so daſs, entgegen dem allgemeinen Gesetze, Nachbarmundarten unähnlicher geworden sind als solche entfernterer Stämme. Ihren Zweck erreicht die Gaunersprache wesentlich mit drei Mitteln. Erstens entlehnt sie Worte aus Sprachen,

die den nicht Eingeweihten unbekannt sind, im Mittelalter aus den romanischen Sprachen, daher der Name rotwelsch[1]), später mit Vorliebe aus der hebräischen. Auf diese hebräischen Bestandteile der Gaunersprache, die in ihrer Entstehung auch kulturgeschichtlich ein gewisses Interesse beanspruchen dürfen und in ihrer weiteren Verbreitung über Handwerker- und Studentensprache wiederum die äufsere Geschichte dieser Berufssprachen beleuchten, wird im zweiten Bande von Kluges Werk Professor Julius Euting in Strafsburg eingehen. Ein zweites Mittel zum gleichen Zwecke ist ein gewaltsamer Bedeutungswechsel. Vermutlich zuerst im Rotwelschen ist Ranzen aus der älteren Bedeutung 'Hängebauch' in die von 'Tragsack zum Umhängen' übergegangen; das beiden Bedeutungen gemeinsame Glied ist der Begriff der 'am Leibe hängenden, lästigen Masse'. Hierher gehört es z. B. auch, dafs die Gaunersprache von altersher richtig in der Bedeutung gerecht verwendet, Blech für Kleingeld, Pflüger für Kirchenbettler (die, eine Schüssel in der Hand, in der Kirche eine Seite hinauf, die andere hinab gehen), Regenwurm für Bratwurst, schnüren für henken, Schwärze für Nacht, Wetterhahn für Hut, Windfang für Mantel, rühren in der Wendung 'die Ribling (Würfel) rühren' für spielen. Solche Bedeutungsübergänge würden in der Gemeinsprache zu Mifsverständnissen führen, in der Berufssprache sind sie möglich, weil die Sprachgenossen einen kleineren Kreis bilden und enge Fühlung untereinander haben. Mit dem ersterwähnten Mittel steht dieses zweite in so fern in Verbindung, als der reichliche Umgang mit Fremdworten ganz allgemein zu keckerer Behandlung des Sprachguts herausfordert und sie auch schon voraussetzt; erleiden doch die meisten Fremdworte schon bei der Entlehnung einen Bedeutungswechsel. Ganz isoliert nicht nur innerhalb der Gaunersprache, sondern weithin im Kreise der Sprachbildung überhaupt steht das dritte Mittel, durch das die Gauner unverstanden zu bleiben versuchen, die Bildung neuer Worte. Zwei Hauptrichtungen lassen sich erkennen, nach denen solche Neubildungen entwickelt werden. Entweder man behandelt die neu zu benennenden Gegenstände geradeso, wie in der Gemeinsprache neu zu benennende Personen behandelt werden: man tauft sie auf einen meist schon anderwärts in der Sprache vorhandenen Namen. Hier liegt jedesmal eine ausdrückliche oder stille Vereinbarung zu Grunde, einen bestimmten Gegenstand mit einem bestimmten Namen zu belegen, so wenn im Rotwelschen das Schwarzbrot Hans von Keller heifst, die Laus Hans Walter, der Jacobsbruder Christian, das Brecheisen Reb Mausche (d. i. Rabbi Moses) oder Lude, der Nachschlüssel Dietrich oder Peterken, dieses zugleich mit Beziehung auf den Himmelspförtner. Möglich ist diese Namengebung nur im engen Kreise der Berufssprache, begünstigt worden zu sein scheint sie in unserem Falle durch das rotwelsche Wort Joham für Wein, das, obwohl hebräischen Ursprungs, als Johann verstanden worden sein mag. Daran hätten sich dann die anderen Appellativbildungen analogisch angeschlossen. Den Übergang zu der zweiten Hauptrich-

[1]) Rot bezeichnet im Rotwelschen den Bettler. Möglicherweise ist an Zusammenhang mit mhd. *rote* aus mlat. *rupta*, abgelöster Heerhaufe, Schar, zu denken, so dafs der erste Teil des Wortes selbst romanischen Ursprungs wäre.

tung bildet ein Wort wie Gugelfrantz für Mönch. Hier ist nur die zweite Worthälfte ein Name, das erste, Gugel = Mönchskapuze, appellativ. Von hier ist es nicht mehr weit zu Zusammensetzungen aus zwei Appellativen, wie Hornbock für Kuh, Lifsmarkt für Kopf[1]), Stroborer für Gans, Breitfufs für Gans oder Ente, wo beide Bestandteile Nomina sind, oder Himmelsteig = Paternoster, Schmalkachel = Übelredner (von schmälen), Schürnbrant = Bier, Wunnenberg = hübsche Jungfrau, wo die eine Worthälfte verbal ist, oder endlich Gackenscherr für Huhn, das aus zwei Verben, gackern und scharren, zusammengesetzt ist. Daran schliefsen sich weiter eine Reihe von Appellativbildungen auf -rich, -hart und -ling; von diesen Suffixen dienen die beiden ersten ursprünglich der Namenbildung, z. B. in Heinrich und Bernhard, das dritte ist die alte Patronymendung. Im Rotwelschen werden sie rein appellativ verwendet: Herterich heifst Messer, Senfftrich Bett, Wendrich Käse; Zwengering Wamms; Streifling Hosen, Griffling Finger, Krachling Nufs, Lüfsling Ohr, Schreiling Kind, Spitzling Hafer, Speltling Heller (gespaltener Kreuzer); Breithart Weite, Bofshart Fleisch, Fluckart Huhn oder Vogel, Flossart Wasser, Funkart Feuer, Glathart Tisch, Grünhart Feld, Rauschart Strohsack, Stupart Mehl. Schliefslich gebraucht das Rotwelsche in den Bildungen fünckeln = sieden oder brennen, flöfslen = ertränken, Zwicker = Henker übliche Suffixe der Gemeinsprache in ihrer gewöhnlichen Funktion. Das gemeinsame Prinzip aller dieser rotwelschen Neubildungen aus Appellativen ist folgendes: von den verschiedenen Bedeutungselementen, die z. B. das Wort Feuer ins Bewufstsein ruft, wird eines festgehalten, nämlich das Funkensprühen, und daraus mit bekanntem Suffix der neue Name Funkart abgeleitet. Dabei braucht das namengebende Bedeutungselement nicht das augenfälligste oder begrifflich wichtigste zu sein, wie sonst in aller Sprachbildung, vielmehr zeigt das Rotwelsch seinen Charakter als Versteckspracbe darin, dafs es oft nebensächliche Elemente bevorzugt, also z. B. den Henker nicht nach seinem Hauptgeschäft benennt, sondern danach, dafs er den Verbrecher auf der Folter zwickt, den Strohsack nicht nach seiner Gestalt oder seinem Zwecke, sondern nach der gleichgültigen Eigenschaft, dafs das Stroh darin rauscht, den Kopf nicht nach seiner Funktion oder Stellung zum Körper, sondern nach zufälligen, unliebsamen Bewohnern. Bei diesem charakteristischen Prinzip der rotwelschen Namengebung ist zu beobachten, dafs es stets mit genauester Sachkenntnis und vollendeter Zweckmäfsigkeit, oft auch mit glücklichem Humor gehandhabt wird.

Die besprochenen Vorgänge konnten alle aus dem *Liber Vagatorum* von 1510 belegt werden, ein Beweis dafür, dafs dieses Buch, das in mehr als einer Beziehung an der Spitze der rotwelschen Litteratur steht, die Eigenart dieser Sprache schon allseitig umfafst. Unstreitig ist es die wichtigste Quelle für das Rotwelsch im Anfang des XVI. Jahrh. Sein Verfasser hat sich nicht genannt, und er hat gewifs seine Gründe dafür gehabt: einerseits konnte ihm das

[1]) Vgl. oberlausitzisch Lausebusch für Kopf, 'ein wahrhaft dichterisch gebildetes Wort, aber von einer ekelhaften Sache entlehnt'. K. G. Anton, Alphabetisches Verzeichnis u. s. w. 2, 8. Görlitzer Programm 1826.

unheimliche Gesindel, dessen Treiben sein Werk so rücksichtslos aufdeckte, sehr unbequem werden, anderseits konnte es ihm zum Vorwurf gemacht werden, dafs er sich mit dem Volk von der Landstrafse so tief eingelassen und sich von ihrem Wesen eine so eingehende Sachkenntnis erworben hatte. Trotzdem ist man über die Entstehung des *Liber Vagatorum* verhältnismäfsig gut unterrichtet und sehr wohl im stande, also auch verpflichtet, den Verfasser festzustellen. In der nur wenig jüngeren nd. Ausgabe des Werkes, die Kluge S. 58—78 herausgegeben hat, sagt nämlich der unbekannte Herausgeber: *Dat dridde deil dusses boks is de vocabularius des rotwelschen . . . souil des ein Spitalmeister vp dem Ryn gewesen hefft, de dan dit bock to Pfortzen int erste heft drucken laten.* Diese Nachricht hat nun Friedrich Uhlhorn (Zeitschrift für Kirchengeschichte XX 456 ff.) kombiniert mit dem Schlufsabschnitt von Johann Schwebels Schrift *Ermanung zu den Questionieren abzustellen überflüssige Kosten,* wo Schwebel den Plan ausspricht, diesem Büchlein eine ausführliche Beschreibung der Schwindler zur Warnung frommer Christen folgen zu lassen. Eine unter Schwebels Namen ausgegangene derartige Schrift ist nicht bekannt, und so hat es etwas Verführerisches, den Autor ohne Buch mit dem Buche ohne Autor zusammenzubringen. Gestützt wird die Vermutung dadurch, dafs Schwebel allerdings Beamter des Pforzheimer Spitals war. Trotzdem läfst sich beweisen, dafs Kluge recht hat, wenn er Uhlhorns Hypothese zurückweist. Darin zwar wird man Uhlhorn folgen dürfen, dafs man nicht nur den Verleger, sondern auch den Verfasser des *Liber Vagatorum* in Pforzheim sucht. In Niederdeutschland konnte man recht wohl die Lage dieser Stadt mit '*vp dem Ryn*' bezeichnen, wenn sie auch 33 km davon liegt. Pforzheim hatte ein berühmtes 'Spital für arme Dürftige', ein Asyl also nicht für Kranke, sondern für ein recht eigentlich rotwelsches Publikum (vgl. G. Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit[2] S. 374). Man darf auch darauf hinweisen, dafs dieses Spital, das einzige, das nach Gmelins Beweisführung in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XXIV 326 ff. in Pforzheim in Betracht kommt, dem Heilig-Geist-Orden gehörte, dessen Brüdern man sehr wohl eine Gehässigkeit gegen die Bettelorden zutrauen darf, wie sie in dem Untertitel des *Liber Vagatorum* '*der Betler Orden*' doch wohl liegt. Auch die kleineren Orte, die der Verfasser des *Liber Vagatorum* kennt und die er als bekannt voraussetzt, Ottenheim und Rosheim rechts und links vom Rheine südlich von Strafsburg sowie Achern in der Ortenau liegen nicht weit von Pforzheim. Dazu kommt, dafs der Verfasser im 15. Kapitel eine Pforzheimer Bettlergeschichte mit besonderem Behagen erzählt.

Wenn er diese Erzählung beginnt: *Als kürtzlich in dem tausent fünffhundert vnd in dem neunden iar gen Pfortzheim ein frawe kam,* so giebt er zugleich einen Anhalt zur zeitlichen Festlegung der Schrift. Ein terminus ante quem läfst sich daraus gewinnen, dafs Murner im 16. und 56. Kapitel seiner 1512 erschienenen Narrenbeschwörung (Stücke daraus werden angeführt in Kluges Quellenbuch S. 493) eine Stelle des *Liber Vagatorum* (bei Kluge 43, 3) citiert, weiter folgt aus der Angabe der nd. Ausgabe, das Buch sei in Pforz-

heim gedruckt, dafs es spätestens 1511 erschienen ist, denn damals zog der einzige Drucker der Stadt, Thomas Anshelm von Baden, nach Tübingen, wo er mindestens seit Anfang März 1512 gedruckt hat. So kann der *Liber Vagatorum* nur 1510 oder 1511 gedruckt sein. Damals war aber Johannes Schwebel erst zwanzig Jahre alt, und das stimmt schlecht zu dem Verfasser des *Liber Vagatorum*, der sich einen *hochwirdigen meister nomine expertus in trufis* nennt und *sibi in refrigerium et solacium* schreibt. Auch 40, 10 und 52, 22 weisen eher auf einen gereiften Verfasser hin. Vor allem aber wird dadurch die Kombination mit Schwebels Ermahnung bedenklich. Denn diese Schrift trägt am Ende das Datum: *Geben zů Pfortzen am ersten tag des Christmonat, Als man zalt nach Christi vnsers lieben herren geburt M. D. XXII Jar.* Mit Fr. Uhlhorn dieses Datum in *M. D. XVII* zu korrigieren, weil Schwebel seit Ende 1521 nicht mehr in Pforzheim war und sich auch innerlich vielleicht schon weiter von Rom entfernt hatte, als es die in der Ermahnung ausgesprochenen Anschauungen erkennen lassen, scheint mir zu kühn. Man wird vielmehr aus jener Datierung lernen müssen, dafs Schwebel den 1. Dezember 1522 wieder in Pforzheim gewesen ist, so gut wie er nach Ostern 1524 wieder einmal dort war, und ferner, dafs auch bei ihm zwischen theoretischer und praktischer Theologie ein Unterschied bestand: die konservative Behandlung äufserer Fragen, wie der Gemeindepflege, entspricht recht gut dem Verfahren oberdeutscher Reformatoren seiner Art. Aber selbst wenn man mit Uhlhorn die Ermahnung ins Jahr 1517 setzte, könnte man in ihr nach der durchaus gesicherten Datierung des *Liber Vagatorum* keinen Vorläufer dieser Schrift sehen.

Den Ausschlag giebt endlich der Umstand, dafs Schwebel nie Spitalmeister in Pforzheim gewesen ist. Das war nach den von Gmelin herausgegebenen Urkunden des Hospitals von 1500 bis 1524 Matthias Hütlin. Er konnte 1510 oder 1511 auf eine längere Erfahrung zurückblicken, zumal er vor 1500 *provisor hospitalis* gewesen war, konnte sich also sehr wohl einen *expertum in trufis* nennen. Wenn man also der Angabe des nd. Herausgebers folgt, und nichts zwingt ihm zu mifstrauen, da er den Zusammenhang kennen konnte und sich bei der Herausgabe des Buches durchaus als gewissenhaften und sachkundigen Mann zeigt, so weist alles darauf hin, dafs Matthias Hütlin 1510 oder 1511 den *Liber Vagatorum* in Pforzheim verfafst hat. Auffallend bleibt allerdings, wie Kluge hervorhebt, jener Plan Schwebels, nach 1522 ein Buch zu schreiben, das neben dem ihm notwendig bekannten *Liber Vagatorum* überflüssig erscheinen mufs. Aber vielleicht darf man gerade hierin einen Grund dafür erkennen, dafs Schwebels Plan später nicht ausgeführt wurde.

Kluge hat seine Pflichten gegenüber dem *Liber Vagatorum* reichlich erfüllt, indem er die hochdeutsche Editio princeps, die niederdeutsche und das Glossar der niederrheinischen Ausgabe abgedruckt hat. Auch sonst ist er in der Aufnahme rotwelscher Texte, auch wenn sie längst gut ediert waren, weitherzig gewesen. Als Herausgeber ist aber Kluge oft zu schweigsam. Er äufsert sich nirgends zusammenhängend über seine Behandlung der Texte, und die einzelnen Bemerkungen, die er darüber z. B. auf S. 20 31 59 133 136 191

macht, weichen voneinander ab. Das liegt nun in der Natur der Sache: eine Handschrift des XV. Jahrh. verlangt eine andere Behandlung als ein Druck des XVI. und XVII.; immerhin wünschte der Benutzer, wenigstens der philologische, im einzelnen Falle zu erfahren, ob er eine Konjektur Kluges oder eine Besserung nach neuen Kollationen, einen Fehler des Originals oder des Neudrucks, denn auch die sind leider nicht selten, vor sich hat.[1])

[1]) Zur Begründung dieser Wünsche möge der Neudruck des 63. Kapitels von Brants Narrenschiff mit Zarnckes Text verglichen werden. Kluge ändert hier *aͤ* in *ä*, *oͤ* in *ö*, *y* in *ü*, *uͤ* in *üe*, *ht* in *cht*, *ss* in *ß*, V. 27 *kynd* in *kynt*, 36 *seltten* in *selten*, 45 *loufft* in *louft*, 71 *dů̈t* in *tůt*, er konjiziert V. 4 *münchsorden* statt *münchsoͤrden*, 64 *da* statt *do*, obwohl die Änderung nach dem von Zarncke S. 269 Gesagten kaum nötig ist, er unterläfst aber folgende nötige Konjekturen: V. 31 *vetzt* statt *etzt*, 43 *preger* st. *predger*, 44 *lůgt* st. *lůg*, 50 *breitfuͤß* st. *breitfůss*, 52 *klantvetzer* st. *klant*, *vetzer*; S. 5 V. 6404 *bschaiß* st. *schaids*, 6412 *gebüt*, st. *verbüt*; S. 41 Z. 32 *im* st. *in*, 42, 4 *bsaffot* st. *falsche vot*, 42, 14 *er etlich* st. *etlech*, 84, 23 *mancher* st. *manchen*, 84, 27 *All* st. *Eylff*, 85, 25 *und die Ee* st. *und macht die Ee*, 91, 27 *lavene* st. *la veue*, 109, 7 *Reurennder*, 111, 16 *fababribicabatobor* u. s. w.

Nur weniges möchte ich noch nennen, dessen Ausnutzung für das rotwelsche Wörterbuch neben den von Kluge gesammelten Quellen wünschenswert erscheint: 1) Die von Kluge aus Schwenters Steganologia mitgeteilte Geschichte von den beiden Soldaten und der Magd steht schon in Murners Narrenbeschwörung 60, 41 und kehrt wieder im 13. Kapitel von Grimmelshausens Teutschem Michel. — 2) Aktenmäfsiger Verlauf, die vor denen Wohledlen Stadt-Gerichten zu Leipzig, wegen verschiedener Erzdiebe und Räuber, welche sich zu der Kunzisch-Mehnertisch- und Hessischen Bande gehalten, ergangene Peinliche Untersuchung . . . betreffend. Leipzig 1764. S. 9: Diese Leute hätten . . . eine unbekannte Sprache geredet, die sie (eine Gefangene) nicht verstehen können. S. 10: Im übrigen hätte man aus der Aufführung und Bezeigen dieser Leute nicht anders urtheilen können, als dafs es eine Bande Spitzbuben gewesen, indem sie eine fremde Sprache mit einander geredet. S. 31: Wichmann . . . stofset mit der Zunge an, und affectiret die niedersächsische Sprache, will von Nürnberg gebürtig seyn. Die Namen der Diebe sind nach dem Typus Gotthelf Friedrich, vulgo der Zinnerhilf, und Johann Gottlieb Chrimmann, vulgo der schwarze Hammerlieb (S. 39) gebildet, abweichend S. 37: Christian Zöller, oder der sogenannte Saudicke. S. 41: Johann Andreas Herzog, sonsten Zuchtknecht genannt. S. 160: sein Vater . . . wäre von seinem eigenen Schwager, der unter denen Dieben nur Schurimuri genennet worden, heimtückischer Weise hinterwärts erstochen. S. 224: Inquisit sey auch Andreas Döring, desgleichen der Erfurther Andreas genennet worden, und habe er sich unter den Dieben den Namen Döring gegeben, weil er aus dem Thüringischen sey . . . Ob nicht derselbe (Voigt) auch die kleine Feuerraupe sich nennen lassen? Sagte er: Ja es wäre solches in der Allmacht, nach Erschaffung der Creaturen geschehen (der Gefangene simuliert Wahnsinn). Auf Vorhalten, was er mit diesem Ausdrucke meine? Respondet: Weil ein Schmiedt eine Feuerraupe wäre, so wäre er in der Allmacht der Sprache also genennet worden. Sonst finden sich verstreut folgende rotwelsche Worte: S. 67: die übrigen Complices nach Leipzig verschrieben, um eine grofse Masematte zu machen, oder einen Diebstahl zu begehen. S. 75: Der Wirth in Hackisch, der cochum gewesen. S. 76: hätten vier Nächte in lauter wittischen Schenkhäusern geherberget. S. 148: wenn einer von denen Eingebrachten maserte (i. e. bekennete). S. 156: dem Jäger, . . . von dem er gesagt, dafs er cohum sey. S. 181: Läugnete ferner, dafs nach mifslungenen Anschlägen er und seine Cammeraden sich auf den Rückweg von Frankfurth gemacht, zugleich aber beschlossen, unterwegens in Querfurth oder Frankenhausen einen Laden mit zu machen. Was der Ausdruck: einen Laden mit zu machen, heifse, sey ihm gänzlich unbekannt. 186 f.: Er sollte den Herrn vor so schlecht nicht ansehen, er stäche ein gutes Messer, es wäre ein ganzer Kerl . . . der Stockmeister hätte Kuntzen weiter gefragt, was er mit dem Ausdrucke: Er stäche ein gutes

Uneingeschränktes Lob verdient Kluges Ausnutzung des Materials. Ein umfängliches und oft recht unerfreuliches Litteraturgebiet ist mit rastlosem Fleifse, mit viel Scharfsinn und viel Glück durchforscht und wohl in allem Wesentlichen nutzbar gemacht worden.

Messer, verstünde, worüber aber Kuntze sich deshalben nicht heraus gelassen, sondern nur gesagt: Das weifs ich wohl. S. 258 sagt ein Gefangener, der Wahnsinn simuliert, aus, er sei in seiner Profession, im Tobacksspinnen, vollkommen erfahren. — 3) Fritz Reuter, Ut mine Festungstid (1863) Kapittel 21: Dat is jo denn also de gewöhnliche Spitzbauben-Kaspari, as ick sei up de Stadtvogtei achter jeden Bleckkasten herute fingeriren seihn heww. — 4) Das Leben und Treiben der Gauner. Nach dem Ungarischen des kön. ung. Polizei-Inspectors Koloman Berkes deutsch bearbeitet von Victor Erdélyi, kön. ung. Polizeibeamte (sic!). Budapest 1889. Enthält in einer darstellenden Abteilung, einem Wörterbuch und einer Gesprächsammlung eine durchaus selbständige Schilderung der Budapester Gaunersprache und charakterisiert gut den internationalen Anstrich des modernen Rotwelsch: neben manchem magyarischen Worte stehen französische wie Bulansché = Bäcker, hebräische wie Kohl = Lüge, niederdeutsche wie Buxen = Hose, altrotwelsche wie Griffling = Finger und gut österreichische wie Leserl = Zeitung. Kluge nennt die Sammlung S. 418. — 5) Petters, Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens, Prag 1864, S. 44 bringt einiges rotwelsche Material aus Böhmen bei.

ZUR ERÖFFNUNG DER XLVI. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN STRASSBURG I. E. (1. OKTOBER 1901)

Von Eduard Schwartz

Dem Brauche, nicht eigener Neigung folgend, gestatte ich mir dem Beginn unserer gemeinschaftlichen Arbeit einige Worte vorauszusenden. Der Philolog, der sich dazu entschliefsen kann, an die für die Geschichte im Grunde gleichgültige Zufälligkeit, dafs wir in den Hunderten der Jahreszahl jetzt eine 9 und keine 8 mehr schreiben, eine Betrachtung zu knüpfen, wird, wenn er dem vergangenen Jahrhundert einen Scheidegrufs nachruft, nicht ohne Wehmut der Zeit gedenken, in welcher das hellenische Ideal, das der deutsche Klassizismus geschaffen hatte, die verfallene Humanistenschule zu neuer Blüte zog, in welcher das neue Gymnasium einen Boden bereitete, auf dem sich alle Edelsten und Besten der Nation zusammenfanden, in dankbarer Erinnerung an das, was ihre Schulmeister ihrer Jugend fürs Leben mitgegeben hatten. Den Direktoren, Konrektoren, Kollaboratoren jener Gymnasien gebührt in der geistigen Geschichte des XIX. Jahrhunderts ein ehrenvoller Platz: es waren oft wunderliche, weltfremde Männer, ohne Schneidigkeit und ohne Routine; aber der treue und stille Dienst, den sie unter harten Entbehrungen den Musen, an die sie glaubten, leisteten, gab ihrem Leben und Thun ein inneres Leuchten, das heller war als aller Glanz äufserer Anerkennung, und wer jetzt als Philologe zu Philologen redet, wäre pietätlos und undankbar, wenn er ihren Gräbern den andächtigen Grufs versagte. Unsere eigene Wissenschaft hat in fortschreitender Erkenntnis das meiste dazu gethan, dafs wir jetzt gestehen müssen, dafs das klassische Ideal des Hellenentums, an das man damals glaubte, gar viel von dem Geist eigener und nicht guter Zeiten enthielt, dafs romantische Traumseligkeit, müdes Biedermannstum der nachnapoleonischen Epoche, die schwüle Dumpfheit der Reaktionsjahre in das Sehnsuchtsbild hellenischer Vergangenheit Züge hineingebracht hatte, die, weil unhistorisch und unlebendig, ihm viel von seiner werbenden Kraft geraubt haben. Aber das Bekenntnis jener, die dem Griechentum dienten um ihres eigenen, um unseres Volkes willen, ist auch das unsere und mufs stehen bleiben, dafs deutsches und hellenisches Wesen zusammengehören und dafs, wenn es in Deutschland keine griechischen Studien mehr giebt, unsere Nation aufhören wird in der Geschichte der Menschheit eine führende Rolle zu spielen. Eitel und vergebens ist die Arbeit unserer

Vorgänger darum nicht gewesen, weil sie wie alles Menschenwerk Stückwerk war. Sie haben in ihrer Zeit einen geistigen Adel geschaffen, der es als erste Pflicht des Gebildeten ansah, in voller innerer Freiheit die eigene Persönlichkeit zu klarer Harmonie zu festigen: das ist die sittliche Forderung, auf die alle hellenische Ethik hinausläuft, und wenn Goethe und W. v. Humboldt, die unserem Volk dies Ideal vorgelebt haben, nicht von der Philosophie, sondern von der Kunst und Poesie der Griechen her zu dieser inneren Forderung gekommen sind, so ist das nur ein neuer Beweis für die mächtige Einheit und Konstanz des hellenischen Geistes. Und so wenig wir heutzutage, wo jeder leere Fant das Bewufstsein seines Nichts mit sozialen, pädagogischen und was weifs ich für Weltverbesserungsplänen übertönen möchte, diese Forderung der Arbeit an der eigenen Persönlichkeit aufgeben dürfen, so wenig auch das andere, wozu die Einfalt und stille Gröfse der Antike unsere deutschen Neuhellenen erzog, die Hingabe einer stillgewordenen Seele an die Wahrheit der Dinge und die Ehrfurcht vor dem unsterblichen εἶδος, vor der gestaltenden Form: sie mufs uns bewahren vor jener Lächerlichkeit, dafs ein Knäblein meint, es sei etwas, wenn es sein Übermenschentum anpreisend vor aller Augen spazieren führt.

Die Seele unseres Thuns und Treibens ist die der Vergangenheit ihr Leben wiedergebende wissenschaftliche Arbeit. Unserer Muse ist es nicht wie der der Kunst verliehen, in umgrenzten Schöpfungen Ruhe zu finden; sie mufs, wenn sie nicht sterben soll, rastlos weiter wandern, wie ein ewig sein Wasser erneuernder, Welle mit Welle schiebender Strom, der einem Ziel zurollt, das immer von neuem sich in neue Unendlichkeiten weiter rückt. Vor hundert Jahren schon sagten die Naseweisen, dafs unsere Muse bedenklich zu ergrauen beginne; sie ist gewachsen, sie hat sich gewandelt unaufhörlich wie nur der Jüngsten einer. Die alte μίμησις des Humanismus, der nur auf Umwegen zu der Sprache der Philosophen und des Neuen Testaments ein Verhältnis bekam, wurde durch die μίμησις des klassischen Hellenentums ersetzt, zunächst durch und für die künstlerische Produktion, deren Blüte als Frucht die Wissenschaft folgte, die mit einer erstaunlichen prophetischen Kraft die Erkenntnis des gesamten antiken Lebens sich als Ziel setzte. Dafs der griechische Geist dem antiken Leben die Einheit und den Wert gegeben hätte, war zunächst ein mehr geglaubtes als erwiesenes Axiom; es hat sich wirkend und arbeitend in viel höherem Sinne bewährt als die Männer, die es aufstellten, ahnen konnten. Damit ist unsere Aufgabe allerdings auch unendlich viel gröfser geworden als sie es vor 100 Jahren war, ein feinerer Ruhm als das 'wie haben wirs so herrlich weit gebracht', mit dem ein schellenlautes Epigonentum jetzt bei Jubiläen und Jahrhundertfesten den bequemen Genufs väterlicher und grofsväterlicher Arbeit zu quittieren pflegt.

Wenn ich in einer Festrede eine paradoxe Verallgemeinerung wagen darf, die Götter sind den Griechen nicht vom Himmel herabgestiegen; auf dem Boden ihrer Heimat, in Schlüften und Klüften, auf den Bergen und im Meer haben sie gesessen, und es hat lange gedauert, bis der Olymp zum über-

irdischen Himmel wurde, wie ja auch der Jahwe der Bundeslade nicht in einer Generation zum Herrn der himmlischen Heerscharen geworden ist. Immerdar sind die Götter Griechenlands dem Boden treu geblieben, dem sie entsprossen; in unerschöpflicher Fülle spenden sie, spendet die Mutter Erde unserer Wissenschaft die Funde, die wir nur zu deuten brauchen, um einzutreten in das Leben, das der Haufe vergangen und verdorben wähnt. Die Protokolle der Volksversammlungen und Erlasse der Könige, die stolzen Denkmäler der Stadtrepubliken und das unendliche Schreibwerk des Beamtenstaats, verlorene Meisterwerke und ephemere Produkte der Tageslitteratur, die Kontrakte des Geschäftsmannes und Steuerquittungen, Vorlesungen des Philosophieprofessors und der stammelnde Brief des Kindes an den Vater, kostbarstes Gold und Silber und die reizvolle Unscheinbarkeit der Töpferware mit ihren zahllosen Problemen, ahnungsreiche Fundamente und imposante Bildwerke, in der ganzen Mannigfaltigkeit des Daseins taucht das von Jahr zu Jahr vor uns auf und hat den blassen Schemen der Antike umgewandelt in ein farbenreiches Bild von Staaten und Reichen, von Menschenwirken und Menschenleiden, dessen bedeutungsvoller Sinn uns um so tiefer ergreift, je konkreter die einzelnen Züge werden. Und nicht nur die Menschen, auch die Götter treten uns nah, wenn statt des leidigen Trugspiels einer entgotteten Poetasterei und der verdampfenden Allegorie antiker Vermittelungstheologen der Ort ihrer Heimat und die Verehrung ihres Volkes sie uns in leibhafter Epiphanie offenbaren.

Der Klassizismus verfocht mit gefühlvollem Ernst die These, dafs die hellenische Kultur ein autochthones Gewächs sei, und engte ferner den Begriff des Hellenentums auf die Blütezeit der Stadtrepubliken ein. Beide Posten sind unhaltbar geworden. Die nüchtern praktische Ausführung eines idealen Traumes durch den klassisch begeisterten Geschäftsmann H. Schliemann gab der Forschung den Anstofs, um erst zaghaft, dann mit immer steigender Sicherheit die leeren Räume der griechischen Vorgeschichte mit dem Bild einer Weltkultur zu füllen, die von den Ufern des Euphrat und des Nil bis weit über Hellas hinaus ihre Fäden spann. Weniger vom grofsen Publikum beachtet, aber mindestens ebenso wichtig ist eine andere den Hellenisten in den Orient zwingende Beziehung. Wie die Analysen des homerischen Epos und des Pentateuch zu überraschenden, übrigens schon von Welcker geahnten Analogien geführt haben, so ist die Entwickelung des religiösen Lebens bei den Hellenen und Israeliten zwar in divergierenden Linien verlaufen, bietet aber der vergleichenden Betrachtung, mag sie auf die verborgenen Wurzeln, mag sie auf die leichter zu fassenden Durchgangsstufen sich richten, eine reiche Fülle aufklärender Gleichartigkeiten: man braucht z. B. nur mit geschmeidig den Dingen nachgehender Konsequenz die Begriffe der Prophetie und der Offenbarung auf das hellenische Leben anzuwenden, um nicht nur für dies, sondern auch für das israelitische Leben und für jene Begriffe überhaupt eine neue Erkenntnis zu gewinnen. Dem unklaren Gerede von alexandrinischer Entartung, einer Zusammenstellung, in welcher das Adjektiv gerade so falsch ist wie das Substantiv, stellte der grofse preufsische Historiker, Niebuhrs leidenschaftliche Einseitigkeiten weit hinter sich lassend,

mit kühnem Wurf den Hellenismus gegenüber: erst jetzt verstehen wir, in welche Weiten die von Droysen aufgespürten Pfade führen. Die klassische Periode des Griechentums wäre trotz all ihres Glanzes für ewig verwelkt und verflogen wie, um mit Goethe zu reden, ein Knabenmorgenblütentraum, wenn nicht der hellenische Geist, dessen lebendige Energie nicht anders kann als aneignend erobern, seine Poesie, seine Rede, seine Weisheit, seinen Staatsgedanken in den Orient und Occident getragen hätte, Altes bewahrend und Neues gewinnend. Die Renaissance, das Schofskind des modernen Publikums, setzt viel mehr den Hellenismus als das Römertum voraus; man mufs nur über Droysen, in Droysenschem Sinne, noch hinausgehen und die Hellenisierung des Orients und Occidents als einen kontinuierlichen Prozefs fassen. Hier müssen sich noch viel fleifsige Hände, oder besser Köpfe, rühren, ehe wir dem Ideal einer hellenischen Kulturgeschichte näher kommen.

Es ist ein Resultat des Hellenismus, wenn Latein und Griechisch eine untrennbare Einheit bilden und nur Dilettanten glauben dürfen, man könnte Latein verstehen ohne Griechisch zu können. Aber ich fürchte, mit diesem traditionellen Dualismus kommen wir nicht mehr aus; wir müssen von der Archäologie lernen, der es längst nicht mehr einfällt sich auf das Griechen- und Römertum strengster Observanz zurückzuziehen. Politisch hat die Schöpfung Alexanders dem nationalen Barbarentum nicht so gut widerstanden wie ihr römisches Nachbild; aber den griechischen Schulmeister, den guten und leider auch den schlechten, hat der Orient viel tiefer gefühlt als wir jetzt glauben, und es ist eine unaufschiebbare Forderung unserer Wissenschaft, das gesamte Leben des hellenistischen und griechisch-römischen Orients von der griechischen Seite aus zu fassen. Für die letzte historische Manifestation griechischer Kraft, für die Rhomäer, die den Slaven die Kultur gebracht und den Occident vor dem Ansturm des Islam geschützt haben, ist man eifrig und erfreulich an der Arbeit; für die unendlich lebensvollere Periode, die vorangeht, sind der Pioniere bis jetzt nur wenige. Es wird schon so sein: die Altertumsforscher der Zukunft werden in die Fufstapfen der grofsen französischen Hugenotten des XVI. Jahrhunderts und des unsterblichen Reiske treten müssen; es wird uns nicht mehr erlaubt sein, unser bischen Schulhebräisch so rasch wie möglich zu vergessen, wir werden uns dazu bequemen müssen, bei unseren orientalischen Kollegen ganz gründlich in die Lehre zu gehen; haben wir doch den Vorzug, unendlich bessere Lehrmeister die unseren zu nennen als jene eben Genannten, die sich als Autodidakten behelfen mufsten.

Damit nun aber niemandem schwindlig werde, auch im engeren Gebiet der zünftigen Philologie ist viel, wenn nicht alles noch zu thun. Es ist schmerzlich es einzugestehen und mufs doch gesagt werden, dafs nur für vereinzelte Ausnahmen wir Texte besitzen, die ein wissenschaftlich klares Bild davon geben, in welchem Zustand ein litterarisches Werk vom Altertum zu uns gelangt ist; Jahr für Jahr ziehen Scharen ins Ausland, um Eindrücke und Anregungen zu holen, und der in den Bibliotheken schlummernden Schätze bleiben nur zu viele ungehoben. Wie arg die echte und wahre Erklärung

auch antiker Meisterwerke im Rückstande ist, trotz des Ozeans der Schulausgaben und Speziallexika, davon will ich lieber schweigen.

Die Reben drängen sich im Weinberg, aber der Winzer sind zu wenig. Der breite Nährboden auf dem der stattliche Baum der deutschen philologischen Wissenschaft gewachsen ist, ist die Wissenschaftlichkeit unserer Lehrer: dieser Nährboden darf nicht vertrocknen. Wir brauchen nach wie vor den Schulmann alter Art, der sich liebevoll und treufleifsig in seine wissenschaftliche Lebensaufgabe versenkte und daraus immer von neuem Kraft schöpfte für sein ermüdendes, nur zu leicht schnell verbrauchendes Tagewerk; wir brauchen vor allem Männer, welche das Wissen ihrer Jugend sich lebendig erhalten, neue Keime aufnehmen und entwickeln und selbständige Mittelpunkte aus sich machen, die wissenschaftliches Leben ausstrahlen. Das allein kann der Nation eine geistige Aristokratie erhalten, ohne die sie bei aller materiellen Blüte auf die Dauer nicht existieren kann; nur der Pedant und der Routinier, nicht der wissenschaftliche Mensch zieht Pedanten und Federfuchser grofs. Und hier fühle ich mich, wo ich die Ehre habe an hervorragender Stelle zu sprechen, innerlich verpflichtet, bei dankbarster Anerkennung dessen, was für den akademischen deutschen Lehrerstand geschehen ist, mit unmafsgeblicher Bescheidenheit dem Wunsch Ausdruck zu geben, dafs unseren Kollegen von der Schule nicht zu wenig von der Sorgenfreiheit und der Mufse zugemessen werden möge, wie sie der wissenschaftliche Arbeiter, dem der Lebensgenufs gleichgültig ist, gebraucht. Es kommt dem Ganzen zu gute, wenn der Stand, der dem Staat die Schuljugend erzieht in und zu ernster Arbeit im Dienst des Ganzen, mit Stolz sagen kann, dafs er zu den führenden gehört.

Wie die Blätter spriefsen und fallen, so der Menschen Geschlechter, und wie jene sich in gleichem Wechsel wiederholen, so auch diese. Was des Dichters Titan vor drei Menschenaltern klagte, das ist, wir fühlens nur zu sehr, eine Prophezeiung für dies Geschlecht, dafs es 'nur dem heutigen Tag fröhnt; gestrigen Ereignens denkts nur selten; was es litt, genofs, ihm ists verloren. Selbst im Augenblicke greift es roh zu; fafst, was ihm begegnet, eignets an sich, wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend, wie mans bilden möge höhrem Nutzen'. Wir alle indessen, die wir uns deutsche Philologen und Schulmänner zu sein rühmen, wir lassen uns den Mut nicht rauben und noch viel weniger den heiligen Eros. Wer den Glauben an die Ewigkeit der Wissenschaft in sich trägt, dem wirbeln die trüben Strudel der Gegenwart tief unten im wesenlosen Scheine; ihm ist es gegeben mit der Vergangenheit unsterblichen Geistern trauliche Zwiesprach zu pflegen, und seines Thuns Entsagung dient nicht dem Wechsel des Tages, sondern kommenden Geschlechtern, nicht dem eitlen Ruhm des Pedanten, sondern den Mächten, die das Bleibende sind im Leben der Völker und des Einzelnen, der Sehnsucht nach der unendlichen Wahrheit und dem sittlichen Willen.

PASQUINO

Schicksale einer antiken Marmorgruppe[1])

Von Otto Waser



Nächst der Piazza di S. Pietro ist der gröfste freie Platz des heutigen Rom die Piazza Navona zwischen Tiber und Corso Vittorio Emanuele, also auf dem einstigen Marsfeld, so recht im Herzen des mittelalterlichen Rom, das ja namentlich die Gebiete am Tiber überdeckte von der Tiberinsel an flufsaufwärts, vorab den Campus Martius, die Neustadt des antiken Rom. 'Navona' gilt als Verstümmlung von '*in agone*' (ἀγών = Wettkampfplatz). Doch nicht allein diese mittelalterliche Benennung des Platzes (sowie seine amtliche Bezeichnung als Piazza del Circo agonale) thut heute noch kund, dafs man hier auf dem Boden eines ehemaligen Stadion steht, sondern es hat auch der Platz bis auf den heutigen Tag die Gestalt einer antiken Rennbahn noch treu be-

[1]) Vorliegende Skizze, zunächst als Vortrag für den 'Lesezirkel Hottingen, litterarische Gesellschaft in Zürich' bearbeitet, wurde namentlich angeregt durch einen Aufsatz von Reinhard Kekule von Stradonitz: Die Gruppe des Pasquino (Das Museum. Eine Anleitung zum Genufs der Werke bildender Kunst von Wilh. Spemann IV 61—64) und durch den Abschnitt über 'Pasquino' in dem Buch meines Freundes Ernest Bovet: Le peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets en dialecte transtévérin de Giuseppe-Gioacchino Belli. Contribution à l'histoire des moeurs de la ville de Rome I (Neuchâtel et Rome 1898) S. 14—44 406 ff. 411 f.

wahrt: die ihn umschliefsenden Baulichkeiten folgen noch genau den parallelen Schenkeln und der nördlichen Rundung der einstigen Anlage, und unter ihnen haben sich auch Mauerreste gefunden von Substruktionen, wie sie bei antiken Theatern und Rennbahnen die Sitze zu stützen pflegten. Nun hat aber erst Kaiser Domitian ein bleibendes Stadium erbaut, in welchem auch Jungfrauen ihren Wettlauf hielten (Suet. Dom. 4 f.), doch wohl das Stadium, dessen Wiederherstellung durch Alexander Severus erwähnt wird (Lampr. Alex. 24) und das die *Notitia urbis regionum XIV* nach den Theatern aufzählt mit über 30000 Plätzen. Und seit Wilhelm Adolph Becker[1]) wird allgemein angenommen, dafs in der Piazza Navona noch dieses *Stadium Domitiani* zu erkennen sei. Drei monumentale Brunnen — daran ist ja in Rom nicht eben Mangel — beleben den Platz, und der grofse in der Mitte ist ein berühmtes Architektur- und Skulpturkunststück Lorenzo Berninis, die Fontana dei quattro fiumi. Von Süden stöfst an die Piazza Navona der Palazzo Braschi, und nun, an der stumpfen Nordwestecke dieses Palazzo, überrascht uns ein antiker Marmorsturz. Am Sockel ist zu lesen: '*Olivierii Carafae beneficio hic sum anno salutis M. D. I.*', und wenden wir uns an einen Mann aus dem Volk mit der Frage, was das sei, so wird er mit schlauem, bedeutungsvollem Lächeln, '*avec un éclair dans les yeux*'[2]) erklären: '*Questo è il Mastro Pasquino.*'

Seit alters liebt es der römische Volkswitz, antiken Skulpturen und Skulpturresten, die durch ihre äufsere Erscheinung, durch Gröfse, sonderbare Zerstörung oder sonst irgendwie auffällig an Plätzen oder Strafsen der Stadt mitten im öffentlichen Verkehr stehen oder standen, besondere Namen beizulegen, meist lustige oder spöttische Übernamen, sie dadurch gleichsam zu Mitbürgern zu stempeln und ihnen zugleich mit dem Bürgerrecht auch eine bestimmte Rolle im Leben und Treiben der Stadt zuzuerteilen. So ist z. B. die Strafse, welche die Piazza del Popolo mit der Piazza di Spagna verbindet, Via del Babuino benamst nach einer verstümmelten Satyrstatue, die einst den Brunnen in der Mitte der Ostseite der Strasse geziert hat und im Volk als der 'babbuino' (Pavian) bekannt war. Oder es weifs das Volk zu plaudern vom Abbate Luigi und der Madama Lucrezia. 'Abbate Luigi' heifst ein übel zugerichteter Marmor, eine römische Togatigur beim Palazzo Vidoni zwischen Corso Vittorio Emanuele und Via del Sudario, jetzt in eine Nische eingemauert. Die 'Madama Lucrezia' aber, nach welcher der Vicolo di Madama Lucrezia seinen Namen führt, ist eine in ihrer neuen Umgebung thatsächlich etwas komisch wirkende antike Kolossalbüste, sagen wir der übrig gebliebene obere Teil einer Kolossalstatue der Isis.[3]) Man findet diese Dame hinter Palazzo di Venezia, links neben der in den Palazzo di Venezia ver-

[1]) Hdb. d. röm. Altert. I (1843) S. 668 ff.; vgl. z. B. auch Otto Richter bei Baumeister, D. d. kl. A. 'Rom' S. 1511 f. und Topogr. d. St. Rom (Iw. Müllers Hdb. III 3, 2^2) S. 246 f.

[2]) Bovet S. 14.

[3]) Winckelmann spricht wiederholt von dieser 'Donna Lucrezia' als dem Sturz einer kolossalen Isisstatue; vgl. Joh. Winckelmanns sämtl. Werke von Jos. Eiselein (1825—1829) III 210 IV 357 VII 68.

bauten Kirche S. Marco, an der Rückseite der kleinen mit Gartenanlagen geschmückten Piazza di S. Marco. Neben den Pasquino aber stellt sich direkt der ehrwürdige 'Marforio', gleichfalls aufs innigste verwachsen mit der mittelalterlichen Geschichte Roms.[1]) Es ist das ein gelagerter Flufsgott, dessen mächtige Gestalt imponiert, auch wenn Unterleib und Beine im Vergleich zum Oberkörper etwas zu kurz geraten sind; die zwar blofs dekorative, aber tüchtige Ausführung verweist den Marforio ins I. Jahrh. der römischen Kaiserzeit. Lange hatte er in der Nähe des Forums und des Septimius-Severusbogens gelegen an der Via oder Salita di Marforio, neben der Kirche der S. S. Martina e Luca und gegenüber dem alten Tullianum und dem alten Carcer, an deren



Stelle die übereinander liegenden Kirchlein S. Giuseppe de' Falegnami und S. Pietro in Carcere getreten sind. Unter Sixtus V. (1585—1590) kam der Marforio aufs Kapitol, d. h. er war bestimmt, die Fontäne auf Piazza Navona zu schmücken, halbwegs aber kehrte man mit der Statue um und brachte sie aufs Kapitol, '*dove oggi*', schrieb Vacca im November 1594, '*la fanno servire per fiume alla fonte sopra la piazza*'.[2]) Erst durch Clemens XII. (1730—1740) fand sie Verwendung für den Brunnen, den dieser Papst im Jahr 1734 nach Zeichnungen des Giacomo della Porta aufführen liefs an der Rückwand des Hofes im Kapitolinischen Museum.

Freilich, wie derartige Namen auf die antiken Skulpturen übersprangen,

[1]) Wolfg. Helbig, Führer d. d. öffentl. Sammlungen klass. Altert. in Rom² Nr. 408.

[2]) Röm. Mitt. VI (1891) S. 50 (Michaelis).

das läfst sich im einzelnen kaum mehr feststellen. Immerhin recht einleuchtend ist die gelehrte Deutung für Marforio. Es liegt doch nahe, anzunehmen, dafs sich im Namen der Salita di Marforio eine Erinnerung erhalten habe an das nur wenig nordöstlicher gelegene Augustusforum als Forum des Mars, indem ja den ideellen Mittelpunkt dieses Augustusforums ein Tempel des Mars Ultor bildete, des Rächers der Ermordung Cäsars; somit wäre *Mar-forio* verderbt aus *Martis foro.*[1]) Die Madama Lucrezia wird, vermute ich, ihren Namen herleiten von jener Madonna Lucrezia, der Lucrezia Borgia, Tochter Papst Alexanders VI. (1478—1519).[2]) Dem häfslichen steinernen Abbate Luigi, heifst es, habe ein häfslicher lebendiger Abbate Luigi gegenüber gewohnt, unserm Pasquino aber ein Schulmeister dieses Namens, und Domenico Gnoli hat die hübsche Vermutung geäufsert, die Schüler dieses Pasquino, kleine Nichtsnutze wie die Schüler in der ganzen Welt, hätten dem unförmigen Marmorbrocken gegenüber ihrer Schule den Namen ihres lieben Lehrers angehängt.[3]) Der Name wird aber auch zusammengebracht mit einem durch seine böse Zunge und seinen beifsenden Witz berüchtigten Schneider (oder Schuster): das ist die durch Castelvetro 1558/9 aufgezeichnete Anekdote, die zurückgeht auf den Bericht des Antonio Tibaldeo (oder Tebaldeo) von Ferrara (1456—1537).[4]) Nach Celio Secondo Curione wiederum war der wahre Pasquino ein Haarkünstler, ein Gegenstück also zu Figaro, dem Barbier von Sevilla.[5]) Vielleicht aber hat Ernest Bovet recht mit der Ansicht, dafs zwischen Namen und Funktion der Statue kein innerer Kausalzusammenhang bestehe; Pasquino und Pasquina, das scheinen schon vor 1500, zu einer Zeit, da der Torso noch kaum beachtet und getauft war, beliebte Vornamen gewesen zu sein, nicht allein in Rom, sondern auch in der Lombardei und anderswo; und für unsern Zweck dürfte die Etymologie des Namens ganz ohne Belang sein.[6])

Wie lange der arme Pasquino verdorben und verkannt auf der Strafse gelegen, entzieht sich unserer Kenntnis. Die noch unversehrte Gruppe mag einst den Eingang von Domitians Stadium geziert haben; dann aber, ein Torso geworden, blieb sie Jahrhunderte durch halb ausgegraben liegen, so dafs man bei Regenwetter über den Marmorrücken der Hauptfigur, der mitten aus den umgebenden Pfützen herausragte, trockenen Fufses hinwegzuschreiten pflegte. Wahrscheinlich ward der Torso erst gegen Ausgang des XV. Jahrh. gleichsam neu entdeckt. Zum erstenmal finden wir ihn erwähnt in dem grofsen Gedicht,

---

[1]) Vgl. Andreae Fulvii Sabini (antiquarii) de Urbis antiquitatibus libri quinque (Brescia 1545) IV 318 f. Doch wird von Andrea Fulvio zunächst die Erklärung der Statue als 'Iuppiter Pistor' (Ov. Fast. VI 350; Lactant. Div. inst. I 20, 33, Epit. 15, 5 = I 77, 6 ff. 686, 24 ff. ed. Brandt) zurückgewiesen und dafür angenommen, Marforius sei entstanden aus '*Nar fluvius*'.

[2]) Vgl. Gregorovius, Gesch. d. St. Rom im Mittelalter VII (1870) S. 324 455 ff. 639 A 1.

[3]) Nuova Antologia 3. serie XXV (1890) S. 58.

[4]) Ebd. XIX (1889) S. 276 f. XXV (1890) S. 53 ff.

[5]) In der Vorrede zu zwei Bänden 'Pasquilli', die 1544 erschienen sind zu Eleutheropolis (wahrscheinlich Freiburg i. Br., nicht Basel), vgl. N. A. 3. s. XIX 277, 2 XXV 54.

[6]) Bovet I 27 f. Den Versuch einer zweckentsprechenden Etymologie wagte 'Xanthippus' im Magazin f. Litt. LIX (1890) S. 182 f.

das unter dem Namen des 'Prospettivo Milanese' geht, da wo die Ruinen und Statuen Roms aufgezählt werden:

Ecci un mastro Pasquillo in Parione[1]):
Dal sasso spinse el suo nemico in aria:
Questo è colui che estinse Gerione.[2])

Namentlich zweierlei interessiert uns an dieser Erwähnung. Damals also glaubte man Herakles dargestellt, wie er den Geryones umbringt. Anderseits giebt der Bericht des Tebaldeo die Deutung auf einen Gladiator[3]), und ebenso galten bei Auffindung der entsprechenden Florentiner Gruppen die beiden Figuren als Gladiatoren — natürlich, zu jener Zeit wars ja an der Tagesordnung, die gesamte alte Kunst aus römischer Geschichte und Sitte heraus zu erklären. Erst Ennio Quirino Visconti hat, wie wir sehen werden, die offenbar richtige Deutung auf Menelaos mit dem toten Patroklos aufgebracht. Zweitens erscheint hier der Name 'Pasquillo' statt Pasquino, den wir uns mit Zuhilfenahme einer Mittelform Pasquinolo erklären werden. Der Volksmund liebt dergleichen Verkleinerungen, Deminutivbildungen, selbst in Fällen, wo sie wenig angebracht sind. So ward z. B. aus dem Thermenplatz an Stelle von Roms kolossalster Thermenanlage eine 'Piazza di Termini'. Dafs die Thermen des Diocletian, an welche die Benennung der Piazza anknüpft, diese verkleinernde Form nicht eben verdienten, darüber hat sich das Volk natürlich nicht Rechenschaft gegeben: es ist gar zu lang her, dafs die Diocletiansthermen durch ihre Riesengröfse imponierten. Auch entsprechen solche Bildungen dem Bedürfnis nach längern Formen, die, neuer Entwickelung fähig, unter dem Einflufs der veränderten Accentverhältnisse meist bald wieder zu kürzern Gebilden zusammenschrumpfen. So dürfte sich also aus Pasquino zunächst *Pasquinolo und daraus Pasquillo entwickelt haben; als Beispiel ähnlichen Vorganges bietet Diez[4]) *culla* aus *cunula*.

Thatsache ist nun, dafs im Jahr 1501 der Kardinal Oliviero Caraffa, genannt der Kardinal von Neapel, des Torsos sich erbarmte und ihn auf hohem Postament vor seinem Palast aufstellte. Es war das der alte Palazzo Orsini, den der Kardinal erworben hatte und durch Bramante umbauen liefs, heute als Palazzo Braschi Sitz des Ministeriums des Innern. Dafs diese Aufrichtung für den armen Pasquino eine Wohlthat Caraffas gewesen, verkündet die schon citierte Inschrift. Aber noch in anderer Weise hat der Kardinal den Marmorsturz zu Ehren und Ruhm gebracht. Alljährlich am 25. April, am Festtag des heiligen Marcus des Evangelisten, pflegten die Priester von S. Lorenzo in Damaso (bei der Cancelleria am Corso Vittorio Emanuele) bei ihrer Prozession auf einem steinernen Sitz nahe der Statue ein Weilchen zu ruhen, und zu diesem

[1]) 'Parione' hiefs eine Region des mittelalterlichen Rom, umfassend die Gegend des Pompejustheaters und des Domitianischen Stadiums, also den Campo di Fiore und die Piazza Navona.

[2]) Vgl. Gregorovius VII 700, 1; N. A. 3. s. XIX (1889) S. 281; Bovet I 27.

[3]) N. A. XIX 276. [4]) Etym. Wb. d. roman. Spr.[5] (1887) S. 237.

Behuf war der Sitz mit Teppichen belegt. Nun begann man aber auch die Statue selbst auszustaffieren: wie man gelegentlich der Madama Lucrezia die Wangen rot färbte, wurde dem Pasquino nach der Erfindung eines gelehrten Mannes aus dem Kreise Caraffas und unter Beihilfe von Malern verschiedene Gestalt gegeben, und zwar auf Kosten des Kardinals.[1]) Je nach des Jahres Ereignissen nahm der gute Pasquino die wunderlichsten Formen an, meist aus dem Reich der antiken Mythologie, als ein wahrer Proteus:

Quot Proteus variis vertit sua membra figuris,
Pasquillo totidem Roma dat ora suo:
Nam nunc Harpocrates, Cyllenius aut dea Florum,
Et nunc Alcides, mox at Asellus erit.[2])

In den Jahren 1501—1507 trat Pasquino wahrscheinlich auf als Saturn, Juppiter, Minerva, Phoebus, Mars, Mercur, Bacchus (oder Neptun). Vereinzelt sind freilich noch andere Rollen genannt, aufser Atlas lauter weibliche: Flora, Astraea, Venus, Ceres u. s. w.; doch was wir damit anfangen sollen, ist noch nicht aufgeklärt. Sicher erschien Pasquino 1508 als Harpocrates, 1509 als Janus, 1510 als Hercules im Kampf mit der Hydra. 1511 aber sah ihn die Prozession mit Trauerkleidern behängt: Kardinal Caraffa war aus dem Leben geschieden. Doch Pasquino fand andere Gönner, nicht nur an dem englischen Kardinal Cristoforo Bainbridge, der den Palazzo Caraffa bezog, sondern selbst an den Päpsten. 1512 sah man ihn wieder als Mars, 1513 wieder als Apoll, 1514 wieder als Mercur, 1515 als Orpheus, 1516 wirklich in der ihm höchst gemäfsen Gestalt des Meergottes Proteus[3]), 1518 als Pilger, 1520 als Deiphobus, 1521 als Sibylla u. s. w. Einzig dem Utrechter Hadrian VI. war der heidnische Mummenschanz derart ein Greuel, dafs der unschuldig schuldige Pasquino um ein Haar durch ihn den Wassertod erlitten hätte.[4]) Indes, der gestrenge Herr hat nur ein Jahr und acht Monate regiert: 1522/3; und unter dem Mediceer Clemens VII. (1523—1534) atmete man wieder frei auf, das Ausstaffieren des Pasquino dauerte fröhlich weiter. 1525 war er verkleidet als Fortuna, 1526 als Argus[5]), 1535 als 'Gelegenheit' (Occasione), 1536 als Religion, 1539 als Perseus u. s. w.[6])

Wenn nicht der frühzeitige Tod, so hat vielleicht ein Ausspruch des Herzogs von Sessa Hadrian VI. von seinem Vorhaben abgebracht: wie der erboste Papst den 'steinernen Schwätzer' in den Tiber werfen wollte, versetzte lächelnd der Herzog, Pasquillo werde nach der Frösche Brauch selbst im tiefsten Wasser nicht schweigen.[7]) Damit kommt ein neues Moment zum Vorschein: nicht

---

[1]) N. A. 3. s. XXV (1890) S. 55, 1.

[2]) Carmina ad Pasquillum Herculem obtruncantem Hydram referentem posita Anno M.D.X.; Gregorovius VII 701, 2.

[3]) N. Ant. 3. s. LI (1894) S. 527 f.; Bovet I 38.

[4]) N. A. XXV 275 ff.

[5]) Nach Morandi nicht 1524, wie man (nach G. Zannoni) lesen kann; N. A. XXVIII 693.

[6]) N. A. XIX 296 f. [7]) Gregorovius VIII² 402; N. A. XXV 290.

allein die Vermummung wars, was den Papst reizte — die Satire berührte ihn unangenehm, und zu dieser Zeit also (1522) war bereits der Begriff der römischen Satire gleichbedeutend mit 'Pasquillo'. Wie dem alten Proteus neben der Gabe der Verwandlung auch die der Prophetie verliehen war, so zeigte sich auch Pasquino, seit er von Caraffa wieder aufgerichtet worden, beredt. Am gleichen Fest von S. Marco, da Pasquino auftrat als Gott oder Heros, wurden jeweilen Hunderte, ja Tausende von Versen an ihn geheftet, 1509 beispielsweise ihrer 3000. Zunächst stammten sie von Schülern des Gymnasiums, Studenten an der 'Sapienza', die hier eine ausgezeichnete Gelegenheit fanden, sich die ersten Sporen zu verdienen, und ein Professor war angehalten, diesen Anfängern beizustehen; er hiefs direkt '*secretarius magistri Pasquilli*', und man weifs auch die ersten Pädagogen zu nennen, die sich mit der Sache zu befassen hatten: Donato Poli z. B. ist identifiziert.[1]) Mit den Studenten verbanden sich allmählich all die Dichterlinge Roms: '. . . *Romae at sunt vates plures quam sidera coelo*'.[2]) Selbst Professoren und Litteraten von Talent verschmähten nicht, in diese Arena hinunterzusteigen: die Pasquinofeier ward ein willkommener Anlafs, Verse ins Publikum zu bringen, die man auf andere Weise aus dem einen oder andern Grund nicht veröffentlicht hätte, auch wenn natürlich der von einem Kardinal mit Unterstützung anderer Kleriker eingeführte Brauch zunächst wenigstens keinen antiklerikalen Anstrich haben konnte. Und dieser ursprünglich rein schulmäfsigen Übung wurde solcher Wert beigemessen, dafs die oft recht stümperhaften Poesien, die mit wenigen Ausnahmen lateinisch abgefafst waren, nicht selten in Nachahmung des Martial, alljährlich gesammelt und gedruckt wurden als 'Pasquinate'; unsere ersten Sammlungen solcher Produkte vom 25. April rühren her aus den Jahren 1509 und 1510. Bereits citierten wir Pasquinaten aus den Jahren 1509 und 1521; eine weitere in der Sammlung von 1509 besagt:

Marmoreus toto cum sis et mutus in anno:
Nunc in florenti mense loquare nimis.[3])

Ist wirklich anzunehmen, dafs Pasquino, vom 25. April abgesehen, das ganze Jahr hindurch stumm blieb? Ehe wir auf diese Frage eintreten, ehe wir darthun, wie sich Pasquinos Umwandlung vollzogen aus einem akademischen, scholastisch- oder pädagogisch-litterarischen in einen volkstümlich-satirischen, sei etwas weiter ausgeholt.

Schon im alten Rom war wohl das Anbringen von Inschriften an Wänden und Mauern üblich; Thatsache ist das Bekritzeln der Wände, '*parietes aut triclias inscribere aut scariphare*'.[4]) Und in Pompeji hat man neben den monumentalen Steininschriften, den beschriebenen Wachstafeln, den Inschriften auf Thonamphoren und den Stempeln (*signacula*) die zwei Gruppen der sog.

---

[1]) N. A. XXV 60 ff. [2]) Pasquinata vom Jahr 1521; N. A. XXV 68, 1; Bovet I 29.
[3]) N. A. XXVIII 704; Bovet I 31.
[4]) Ann. dell' Inst. XXXII (1860) S. 434.

'Dipinti' und 'Graffiti'.[1] Von den erstern, den mit roter, seltener schwarzer Farbe auf die Strafsenwände gemalten Inschriften sind weitaus die meisten Wahlvorschläge, und es bildeten sich hierfür berufsmäfsige Schreiber, wie wir einen solchen kennen lernen in Aemilius Celer. Graffiti dagegen sind Zeichnungen, Sätze, auch blofs Namen, die mit spitzem Instrument, mit dem *stilus* oder mit einer Haarnadel, einem Nagel, auch blofs mit spitzem Stein flüchtig in den Stuck der Wände eingekratzt wurden; auch die minder dauerhaften Kohlen- und Kreideinschriften werden wir hinzurechnen dürfen. Und unter den mehr wie 6000 Inschriften, die alles in allem in Pompeji zu Tage getreten sind, machen diese Graffiti bei weitem die gröfste Gruppe aus: heute sind es ihrer 3000, und noch wächst die Zahl mit dem Fortschreiten der Grabungen. Waren es auch in Pompeji meist nur Narrenhände, die beschmierten Tisch und Wände: in ihrer Gesamtheit kommen diese Graffiti unserer Phantasie gar sehr zu Hilfe, 'die stillen Ruinen zu bevölkern mit arbeitenden und geniefsenden, glücklichen und leidenden, liebenden und hassenden Menschen'[2], und des Launigen und Witzigen sprudelt uns aus ihnen ein reicher Quell entgegen. Aus Rom sind namentlich bekannt und wertvoll die Graffiti vom Palatin aus der *Domus Gelotiana*, aus den als Pädagogium, d. h. Erziehungsanstalt für kaiserliche Pagen bezeichneten Räumen. Und gehen wir vom heidnischen Rom über zum christlichen, so sind es wiederum die Graffiti der Katakomben, die hohes Interesse haben und deren de Rossi drei Klassen unterschieden hat. Herausgehoben seien hier zwei der Graffiti vom Palatin. Unter dem Bild einer Mühle, die ein Esel treibt, las man: '*Labora aselle quomodo ego laboravi et proderit tibi*'. Ferner das heute im Museo Kircheriano befindliche sog. 'Spottkruzifix', ein Graffito der ersten Hälfte des III. Jahrh. n. Chr., die berühmteste aller Wandkritzeleien.[3] Da ist ans Kreuz geschlagen ein mit dem *colobium*, dem kurzen Untergewand der Sklaven und Freigelassenen, und mit Schenkelbinden versehener Mann mit Eselskopf; links steht ein ähnlich bekleideter unbärtiger Jüngling, der gegen den Gekreuzigten die Linke erhebt in der Geberde der Anbetung; dazu die Inschrift: *Ἀλεξάμενος σέβετε θεόν*. Neben die gewöhnliche Annahme, die Kritzelei rühre her von einem kaiserlichen Pagen, der damit einen christlichen Genossen verhöhnen wollte, der Eselskopf aber sei eine Anspielung auf eine Fabel, die man sich von den Juden erzählte, oder auf Christi Geburt im Stall, in der Eselskrippe, tritt jetzt die andere Erklärung, die Zeichnung sei allen Ernstes zu verstehen als das Glaubensbekenntnis des unterfertigten Alexamenos als eines Anhängers einer gnostischen

[1]) Vgl. fürs Folgende den Aufsatz von Hugo Schuchardt: 'Pompeji und seine Wandinschriften' (im Anschlufs an CIL. IV) aus der Allg. Ztg. 1872 in 'Romanisches und Keltisches' (Berlin 1886) S. 1—38; Rich. Engelmann, Pompeji (Berühmte Kunststätten Nr. 4) S. 16 f.; Aug. Mau, Pompeji in Leben und Kunst S. 473 ff., sowie auch Joh. Tolkiehn in diesen Jahrbüchern 1901 Bd. VII 180, 2.

[2]) Mau S. 481.

[3]) Emil Reisch in Helbigs Führer² Nr. 1481; abgebildet z. B. bei Friedr. Lohr, Ein Gang d. d. Ruinen Roms (Palatin und Kapitol) in d. Gymn.-Bibl. VII (1900) S. 19.

Sekte, die Christus identifizierte mit dem eselköpfigen Typhon-Seth, und diese Deutung finde eine Stütze im Zeichen *Y* rechts vom Eselskopf, das als geheimes Kultzeichen noch auf andern Dokumenten des Typhon-Sethkultes vorkomme.[1])

Letzteres nur beiläufig; — uns ja würde hier besser gedient sein mit der mehr satirischen Auffassung. Denn anonyme Äufserungen satirischen, besonders politisch-satirischen Charakters, zumal gegen das Papsttum, in lateinischer, doch auch in italienischer Vulgärsprache, pflegte man im Rom des Mittelalters, schon im XIII. Jahrh., mehr aber gegen Ausgang des Mittelalters im XV. Jahrh., wie wir sehen werden, '*in pluribus locis*', also hier und dort anzuheften oder anzukleben, auf Gräbern, '*in Campo flore Rome*' (= *in Campo Florae Romae*), '*ad pontem Hadrianae molis*' u. s. f. Und nicht allein in Rom, vielmehr, wie ja die Satire ganz allgemein ein charakteristischer Zug der lateinischen Rasse und der romanischen Litteraturen ist und im besondern wieder speziell zu Hause in Italien, so finden wir ähnliches auch in Florenz, Venedig, Bologna, Verona, Ferrara, Mantua, Brescia, Cesena u. s. w.[2])

Derartige anonyme, epigrammatisch kurze Satiren des XV. Jahrh. richteten sich z. B. gegen Sixtus IV. (1471—1484), der die weltberühmte Kapelle im Vatikan erbaut, aber auch in Spanien die Inquisition eingeführt und seinen Namen befleckt hat durch Nepotismus und Simonie:

Gaude, prisce Nero: superat te crimine Sixtus;
Hic scelus omne simul clauditur et vitium.

Eine herrliche Auslese von Schimpfnamen hat dieser Papst auf seine Person zu vereinigen gewufst als eine wahre 'Gottesgeifsel':

Leno vorax, pathicus, meretrix, delator, adulter
Si Romam veniet, illico Croesus erit. —

Paedico insignis, praedo furiosus, adulter,
Exitiumque Urbis perniciesque Dei.[3])

Bei Anlafs des Krieges aber, den Sixtus IV. gegen Florenz und die Medici führte, sah man 1479 '*ad pontem Hadrianae molis*' die römische Wölfin und

[1] Vgl. Rich. Wünsch, Sethian. Verfluchungstafeln aus Rom S. 110 ff.

[2]) N. A. LI 94 ff.; Bovet I 25 f., 1. — In Venedig spielte eine ähnliche Rolle, wie Pasquino in der ewigen Stadt, 'il Gobbo di Rialto', die Statue einer knieenden männlichen Figur, unweit der berühmten Brücke auf dem Campo S. Giacomo di Rialto gegenüber der Fassade der Kirche dieses Namens. Es ist, als krümmte sich die Figur unter der Last der kleinen Treppe, die hinaufführt zu einer kurzen Granitsäule, auf der die Erlasse der Republik bekannt gemacht wurden. Dieser 'Bucklige vom Rialto' war also gewissermafsen '*un confratello, un collega di Pasquino*'; Gobbo und Pasquino standen sogar in Briefwechsel miteinander. Vgl. Aless. Luzio N. A. 3. s. XXVIII (1890) S. 705 ff. und besonders Andrea Moschetti, Il Gobbo di Rialto e le sue relazioni con Pasquino (Nuovo archivio veneto 1893 Bd. V 5—93), Ancora del Gobbo di Rialto (ebd. 1896 Bd. XI 363—393); dazu Riv. stor. ital. XI (1894) S. 112 ff. sowie Giorn. stor. d. lett. ital. 1893 Vol. XXII 295 f.; 1896 Vol. XXVIII 464.

[3]) Vgl. N. A. 3. s. XIX (1889) S. 290; LI (1894) S. 91; Bovet I 21.

den florentinischen Löwen, Donatellos 'Marzocco', wiedergegeben in derbkomischer Situation und ein entsprechendes Zwiegespräch beigeschrieben. Dann folgte Innocenz VIII. (Giov. Batt. Cibò, 1484—1492), der es sich angelegen sein liefs, dafs die durch Sixtus IV. entvölkerte Stadt wieder Nachwuchs erhielt, der wegen seiner sechzehn Kinder, die er alle gut zu versorgen wufste, 'Vater des Vaterlandes' genannt wurde:

Exhausit Sixtus bellis et caedibus Urbem:
Tercentena haeres restituit sobole.
Quid quaeris testes, sit mas an foemina Cibo?
Respice natorum, pignora certa, gregem.
Octo Nocens pueros genuit totidemque puellas:
Hunc merito poterit dicere Roma patrem.[1])

Und wiederum besitzen wir eine Fülle solcher Ergüsse gegen den Nachfolger Papst Alexander VI. (Borgia 1492—1503): '*pluribus in locis*' wurden sie zu Rom der Öffentlichkeit preisgegeben. Gegen diesen Papst richtete sich u. a. der '*Dyalogus mortis et pontificis laborantis febre*' (Mai 1500)[2]), der einen ganz anmutet wie der Text zu einem Totentanzbild.

Endlich finden wir im Jahr 1501 zum erstenmal in solchem Zusammenhang den 'magister Pasquino' erwähnt in Burkhards berühmtem '*Diarium*' und hier auch die erste eigentliche Pasquinata d. h. die ersten wirklich an Pasquino gehefteten Verse:

Predixi tibi Papa bos quod esses.
Predico: Moriere, si hinc ubibis;
Succedet Rota consequens Bubulcum.

Mit *bos* und *bubulcus* ist Papst Alexander VI. gemeint mit Anspielung auf das Rind im Wappen der Borgia, mit *Rota* der Kardinal von Lissabon. Für den ersten Vers giebt Luigi Morandi drei verschiedene Auffassungen.[3]) Am nächsten liegt wohl zu interpretieren: '*Praedixi tibi, o Papa, te bovem esse*'; vernünftiger aber scheint mir die Erklärung: '*Praedixi tibi, o bos* (= Borgia), *te papam fore*'. — Angesichts des Doppelsinns von *bos* und *bubulcus* und bei der Drohung für den Fall, dafs der Papst Rom verlasse, ist doch kaum der bösartige Charakter dieser *praedictio* zu verkennen: '*se quella non è una satira, è almeno una minaccia*'.[4]) Am gleichen Morgen aber, sagt Burkhard, waren noch '*in pluribus locis per Urbem*' Zettel befestigt ähnlichen Inhaltes, und der Tag war auch nicht der 25. April, der eigentliche Ehrentag des Pasquino, sondern der 13. August 1501. So geht also aus Burcardos Bericht zur Genüge hervor, einmal, dafs Pasquino nicht ausschliefslich am 25. April mit Inschriften bedacht wurde (in diesem Sinne haben wir auch Belege für 1509, 1514, 1516 u. s. w.)[5]), und zweitens, dafs (wie wir schon gesehen) nicht etwa

[1]) Gregorovius VII 278, 1; Bovet I 23.
[2]) Giorn. stor. d. lett. ital. 1891 Vol. XVII 296 A und N. A. LI 92; Bovet I 24.
[3]) N. A. XIX 282, 1. [4]) Cesàreo N. A. LI 523; Bovet I 25 f. [5]) Bovet I 35.

der Marmorsturz vor Palazzo Braschi sich des Monopols solcher Satire erfreute, dafs aber immerhin seit 1501 auch er für solchen Zweck benutzt wurde. Und häufig gab Pasquino Antwort auf die 'dummen Fragen' seines 'Bruders' Marforio drüben am Fufs des Kapitol, wie vielleicht auch der Abbate Luigi und die Madama Lucrezia miteinander in Korrespondenz standen. Marforio ist bereits citiert in der Pasquinatensammlung von 1511, in der von 1516 sind es Marforio und Madama Lucrezia.[1])

'Keine noch so tiefe Finsternis Roms . . . glich der Entsittlichung zur Zeit Borgias, wo das Licht der Humanität den schwarzen Schatten des Vatikan um so furchtbarer erscheinen liefs.'[2]) Unter Alexander VI. hatte das Papsttum bekanntlich seinen Tiefstand erreicht, und diese Verderbtheit, diese schamlose Verweltlichung schrie förmlich nach der Satire, schrie nach der Reformation. Und an der satirischen Ader und dem nötigen Freimut hat es den Römern kaum je gefehlt — im Gegenteil, ihr Hang zur Satire liefs sie geradezu fahnden nach passendem Objekt, und mit der gröfsten Unverhohlenheit übten sie allzeit Kritik am Thun und Lassen der Päpste — ihrer Päpste. Zu Beginn des XVI. Jahrh. glich ja die ewige Stadt mit ihren kaum 70000 Einwohnern (gegenüber reichlich einer Million in der römischen Kaiserzeit und etwa 500000 Seelen in unsern Tagen) einem Menschen, dem der grofsväterliche Rock viel zu weit ist. Und diese kleine Bevölkerung fühlte sich gewissermafsen als eine Familie mit dem Papst als Familienoberhaupt. Sie sah das wüste Treiben des päpstlichen Hofhaltes mit an, bald dasselbe scharf verurteilend, bald wieder darüber hinweggehend mit schonender Nachsicht. Man erlaubte sich mehr als ein freies Wort, die keckste Satire mit beifsendstem Witz blitzte auf, allein man drückte auch wohl ein Auge zu; die Kritik trug den Stempel der Intimität und mehr persönlichen Charakter, man wollte beileibe nicht eine durchgreifende Reform. Roms Bevölkerung hätte sich in ihren Interessen schwer geschädigt gesehen durch den Wegzug des Papstes; ein Mann, der es ernst nahm mit seinem Amte, wie der Utrechter Hadrian VI., erschien dem renaissancefrohen Volk als ein trauriger Barbar, und mit Luther und der Reformation hatte es erst recht nichts zu schaffen, diesem Erzketzer jenseits der Alpen gegenüber fühlte es sich eins mit dem Papste. Vom Pasquino des Palazzo Braschi ist demnach zu unterscheiden jener lutherische, besser deutsche Pasquin, der '*Pasquillus exsul, marranus, peregrinus, germanicus*'; dieser ist eine spätere Ableitung vom erstern und hat sich nie mit diesem vermischt; die Namensgleichheit allerdings beruht natürlich auf einer geistigen Verwandtschaft der beiden.[3]) Wenn wir nun bedenken, dafs der Pasquino vor Palazzo Braschi so eigentlich im Mittelpunkt des damaligen Rom aufgestellt war, dafs ihm das Fest vom 25. April besondern Glanz und Ruhm verliehen, dafs sich allmählich auch in dieses Fest und seine litterarischen Erzeugnisse das volkstümlich-satirische Element einschlich, so wird uns wohl begreiflich,

[1]) N. A. XIX 277 f. LI 522, 2. Veraltet und mit Vorsicht zu benutzen ist: Mary Lafon, Pasquino et Marforio, les bouches de marbre de Rome², Paris 1877.

[2]) Gregorovius VII 410. [3]) N. A. XXV 292 ff. LI 535; Bovet I 44.

dafs die Bezeichnungen *pasquinata* und *pasquillo*. von Pasquino losgelöst, auch für andere ähnlich geartete Litteraturprodukte usurpiert wurden, dafs Pasquino sich aber auch Eingang verschaffte in die übrigen romanischen Sprachen, ins Französische als *pasquin* (= Spafsvogel und Schmähschrift), wozu *pasquinade*, als *pasquino* (= Spottschrift) ins Spanische, als *pasquim* und *pasquinada* (beides = Schmähschrift) ins Portugiesische u. s. w., dafs dann auch wir das Wort 'Pasquill' in unsern Sprachgebrauch übernommen haben. Pasquino wurde auch eine stehende Figur in der Commedia dell' arte, der italienischen Stegreifkomödie; so hiefs die Rolle des intriganten Dieners, verwandt dem bekanntern 'Pasquariello', dem 'Pasquariel' des 'Théâtre italien' zu Paris.[1]) Noch 1509, als Erasmus von Rotterdam in Rom weilte, mochte der akademische Charakter des Pasquino überwiegen; denn Erasmus schrieb: '. . . *ibi* (sc. *in Campo Florae*) *venduntur quae frigidi grammatici nugantur in Pasquinum*'.[2]) Auch Ulrich von Hutten spielt da hinein: im zweiten Teil der *Epistolae obscurorum virorum* findet man ein satirisches Gedicht, dessen Verfasser, wahrscheinlich Hutten, bemerkt: '. . . *hic mitto vobis unum* (sc. *carmen*) *quod composui nuper quando Magister Noster Hochstrat advenit et posui ad Pasquillum in honorem illius doctoris.*'[3]) Nun fällt aber des Inquisitors Jacob van Hoogstraten Aufenthalt in Rom ins Jahr 1514.

Nur allmählich vollzog sich so der Prozefs der Umwandlung oder, besser gesagt, die Verschmelzung des akademischen mit dem volkstümlich-satirischen Pasquino, nur allmählich und beinah unmerklich, daher denn die Zeitgenossen von diesem Vorgang nichts überliefert haben. An Stelle des Lateinischen trat mehr und mehr die italienische Volkssprache, ohne dafs das Latein je ganz aufgegeben wurde. Spätestens von 1513 an übte der römische Dichter Antonio Lelio grofsen Einflufs aus auf die Entwicklung Pasquinos, und ihm hat man wohl am meisten Pasquinos Umwandlung zu danken, die etwa 1515 oder 1516 vollzogen war.[4]) Für 1516 etwa ist ferner als neues Moment zu notieren, dafs fortan Pasquino nicht mehr blofs als eine Art Litfafssäule diente, sondern nun selber als redende Person eingeführt wird: '*Respondet Pasquillus*' oder '*Pasquillus loquitur*'.[5]) Neben Lelio tritt der übelbeleumdete Pietro Aretino (1492—1557), der lange direkt mit Pasquin identifiziert wurde, indes erst 1517 nach Rom gekommen ist. Dafs er sich des Namens des Pasquino bedient hat, kann erhärten, dafs letzterer damals bereits den Ruhm der Satire besafs.[6]) In diesem Zusammenhang ist ferner zu nennen Niccolò Franco

[1]) Nach freundlicher Mitteilung Oskar Klinglers. Über die Rolle des 'Marfurius' besonders bei Molière vgl. Herm. Fritsche, Molière-Studien² (Berlin 1887) S. 13 16 153 f.

[2]) Bovet I 16.

[3]) In der Ausgabe von Ed. Böcking I 227—229; vgl. N. A. LI 529 f., Bovet I 34.

[4]) Vgl. Erasmo Pèrcopo, Di Anton Lelio Romano e di alcune pasquinate contro Leon X. (Giorn. stor. d. lett. ital. 1896 Vol. XXVIII 45—91).

[5]) N. A. LI 534 f.

[6]) Vgl. Aless. Luzio, Pietro Aretino e Pasquino (N. A. XXVIII 679—708); ferner zu Vittorio Rossi, Pasquinate di Pietro Aretino (1891) vgl. Riv. stor. ital. IX (1892) S. 107—109,

aus Benevent (1515—1569), zunächst Sekretär und Nachahmer Aretins, später aber dessen erbitterter Gegner.[1]) Und wenn wir schliefslich hier noch des Interesses gedenken, das u. a. besonders die 1574 geborene, geistig hervorragende Isabella d'Este Gonzaga bekundet hat für die in Rede stehende anonyme politische Poesie, die zu Rom in den 'pasquinate' feste Gestalt gewonnen[2]), so dürften wir damit wohl die dunkle Periode der Ursprünge des Pasquino für abgeschlossen betrachten und für die Folgezeit summarisch feststellen, dafs fortan Pasquino sozusagen alle Hauptereignisse in der Geschichte der ewigen Stadt mit seinem Spott begleitet hat und nie mehr ganz verstummt ist als 'der mit Pietät gehütete Liebling der Stadt Rom, ihr Vertreter und letzter unsterblicher Volkstribun'.[3]) Als beispielsweise noch im XVII. Jahrh. Papst Urban VIII., ein Barberini (1623—1644), sich einen Metallraub erlaubte an Resten des Altertums, indem er 1632 aus den ehernen Hohlbalken, die den Dachstuhl der Pantheonsvorhalle bildeten, die Konfession der St. Peterskirche herstellen und 110 Kanonen für die Engelsburg giefsen liefs, da klagte Pasquin:

Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barbarini[4]),

wie später wieder gereimt wurde und zum geflügelten Worte geworden ist: '*Quod non fecere Goti, fecere Scoti*', als zu Beginn des XIX. Jahrh. Lord Elgin die Bildwerke des Parthenon ausbrechen liefs, um sie nach London zu schaffen. Und noch unter Pio IX. (1846—1878) war Pasquino beredt. Nachdem seitens des Vatikanischen Konzils das Unfehlbarkeitsdogma angenommen worden (18. Juli 1870), da interpretierte Pasquino die vier Buchstaben über dem Gekreuzigten also: '*Io Non Riconosco Infallibilità*', wie er auch dem berühmten S. P. Q. R. verschiedene Deutungen unterlegte: 'Und das waren, kann man sagen, seine letzten Worte.'[5])

Io non son nè Marphorio, nè Pasquino,
Nè Lelio o alcuno di roman poeti,
Nè accusatore degli altrui secreti,
Nè maldicente com' è lo Aretino.[6])

An Pasquino und Marforio schlofs sich also die Pasquillendichtung an, die moderne römische Satire, die seit jenen Tagen bis auf die Gegenwart herunter in Rom einer besonders lebhaften Pflege sich erfreut, was einen gemahnt an die Blüte der antiken Satura eines Horaz, Persius und Juvenal. So konnte sich Pasquino zur Zeit Pius' VIII. (1829—1830) eines Bundesgenossen rühmen

Giorn. stor. d. lett. ital. 1892 Vol. XIX 80—103 455 f., 1893 Vol. XXII 262—267, endlich im Gegensatz zu Rossi und besonders zu Luzio: Pèrcopo im Aufsatz über Lelio S. 76 f. (Bovet I 41 f.).

1) Vgl. Luzio, L'Aretino e il Franco (Giorn. stor. d. lett. ital. 1897 Vol. XXIX 229—283).

2) Vgl. Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d' Isabella d'Este Gonzaga (Giorn. stor. d. lett. ital. 1899 Vol. XXXII 1—62, besonders S. 41 ff).

3) Gregorovius VII 702. 4) Mary Lafon a. a. O. S. 207; N. A. XIX 755 f.

5) Mary Lafon a. a. O. S. 337; N. A. XX 153.

6) Giorn. stor. d. lett. ital. 1896 Vol. XXVIII 64.

in der Person des Giuseppe Gioacchino Belli (1791—1863), der 2200 satirische Sonette gedichtet hat im Romanesco, dem Dialekt des Trastevere, die meisten unter Gregor XVI. (1831—1846). Und seiner 1889 erschienenen Ausgabe des Belli hat Luigi Morandi eine Einleitung vorausgeschickt: 'Da Pasquino al Belli e alla sua scuola.'[1]) Morandi also kommt das Verdienst zu, die ersten Nachforschungen über den Ursprung des Pasquino angestellt zu haben mit Benutzung der alten Pasquinatenbüchlein; nach ihm war Pasquino durchaus der Ausdruck des satirischen Volksgeistes von Rom. Gegen diese Auffassung hat Domenico Gnoli Stellung genommen, der sich seinerseits stützte auf des Mazzocchi Vorwort zu den Pasquinaten vom Jahr 1509 und daher die Entstehung Pasquinos für rein scholastisch-litterarischer, nicht aber satirischer Natur erklärte.[2]) Zwischen diesen Extremen schlug den Mittelweg ein G. Alfredo Cesàreo[3]) und ebenso Ernest Bovet, der dem Beispiel Morandis folgend in seinem ersten Band über Belli[4]) neuerdings die Pasquinofrage aufgerollt hat.

Heute noch steht buchstäblich im Zeichen des Pasquino ein politisch-satirisches Blatt, das etwa dem reichsdeutschen 'Kladderadatsch' oder dem Wiener 'Kikeriki' entspricht, der in Turin erscheinende 'Pasquino', heute im 46. Jahrgang. Überhaupt ist es geradezu erstaunlich, welche Fülle von politisch-satirischen und volkstümlich-humoristischen Blättern Italien von Stadt zu Stadt hervorbringt. Freilich, zu einem grofsen Teil tauchen sie heute auf, um schon morgen wieder von der Bildfläche zu verschwinden.[5])

---

[1]) Dazu namentlich: Pasquino e pasquinate. Ricerche in gran parte nuove (N. A. XIX 271—300 755—782 XX 135—153).

[2]) Vgl. besonders: Storia di Pasquino (dalle origini al Sacco del Borbone) (N. A. XXV 51—75 275—296).

[3]) La formazione di Mastro Pasquino (N. A. LI 87—107 522—540). Vorausgegangen war namentlich der bemerkenswerte Aufsatz von Vittorio Cian: Gioviana (Giorn. stor. d. lett. ital. 1891 Vol. XVII 277—357; vgl. S. 296 f. A.).

[4]) S. o. S. 598 Anm. Vgl. noch O. Planck, Pasquino und die Pasquinaden (Sonntagsblatt des 'Bund', Bern 1901 Nr. 37 f. S. 292—294 300—302).

[5]) Nur ein paar Beispiele, und zwar beginnen wir mit Rom. Längst zu erscheinen aufgehört hat 'Il Folchetto', seit etwa zwei Jahren der famose 'Don Chisciotte'. Des letztern Nachfolger ist meines Wissens der 'Capitan Fracassa', gegenwärtig noch im ersten Jahrgang begriffen, wogegen 'Il Travaso (Umfüllung) delle idee' im zweiten Jahre geht. Bereits zu sechzehn Jahrgängen ist gediehen der 'Rugantino in dialetto romanesco', und gleichfalls mehr oder weniger dieses Dialektes bedient sich das 'Fojo romanesco': 'Meo Patacca' (Mein Heller); vermutlich ist das der Erbe des eingegangenen 'Orazio Cóccola', der sich ebenfalls als 'Fojo romanesco' bezeichnete und 1895 im zweiten Jahrgang stand, vielleicht auch des 'Ghetanaccio de Borgo', dem offenbar nur eine ganz kurze Existenz beschieden war: 1897 ward dieses 'Giornale popolare' begründet, bereits aber hat es sein Erscheinen wieder eingestellt. Sozialistische Tendenz zeigt das im 10. Jahrgang stehende Witzblatt: 'L'Asino' (*è il popolo, utile, paziente e bastonato*), und ebenfalls farbig illustriert ist das humoristische Blatt für Kinder, der 'Novellino' im dritten Jahr. Von Rom und Venedig nimmt seinen Ausgang der kolorierte politisch-humoristische 'Todaro' (Jahrg. IV). In Neapel erscheint (als fünfter Jahrgang des 'Lulù') der farbig illustrierte 'Cri-Kri', zu Genua der 'Successo', bereits im 13. Jahrgang. Das florentinische Witzblatt ist seit

Dem Archäologen werden sich beim Anblick des Pasquino hauptsächlich drei Fragen aufdrängen. Welches ist die richtige Ergänzung? Was ist dargestellt? Wer ist der Schöpfer des Originalwerkes, oder, wenn sich das nicht mehr ermitteln läfst, welcher Zeit, welcher Schule ist es am ehesten zuzuweisen?[1] — Noch heute verrät sich der Torso als 'ein vortreffliches, des griechischen Meifsels würdiges Werk', noch heute schimmert sieghaft die ursprüngliche kraftvolle Schönheit und Meisterschaft durch, wie unverwüstlich lebt sie fort in dem so grausam mifshandelten Marmorbild. Schon Michelangelo stach die treffliche Arbeit in die Augen, dafs er an Wiederherstellung dachte, und in der Casa Buonarroti zu Florenz ist ein sog. '*abbozzo*', d. h. erster Entwurf, angeblich von Michelangelos Hand. Und einen Fremden, der nach den besten Antiken fragte, verblüffte Lorenzo Bernini durch den Hinweis auf Pasquino, den Bernini schlankweg neben Laokoon und den gleichfalls berühmten Torso vom Belvedere stellte, ja für besser hielt als diese beide. Schon im Altertum mufs das Werk hohes Ansehen genossen haben, zumal in Rom; denn wir kennen mit Einschlufs des Pasquino nicht weniger als sechs oder sieben monumentale Wiederholungen, von denen ihrer sechs zu Rom oder in Roms Umgebung zu Tage getreten sind. Reste von zwei solchen Gruppen sind ums Jahr 1772 bei der von Gavin Hamilton unternommenen Ausgrabung in der tiburtinischen Villa des Kaisers Hadrian gefunden worden, und diese Fragmente aus pentelischem Marmor sind in den Vatikan gelangt: vor allem der prächtige, durch Giov. Pierantoni ergänzte Kopf, sagen wir gleich des Menelaos (höchst wahrscheinlich war ja Menelaos mit dem toten Patroklos dargestellt); der korinthische Helm zeigt reichen Reliefschmuck, u. a. Herakles im Kentaurenkampf; ferner der Rücken des Patroklos, sein rechter Arm mit der linken Hand des Menelaos; endlich der linke Fufs des Patroklos. So viel ist erhalten von der einen Gruppe, von der zweiten dagegen lediglich noch die vorzüglich gearbeiteten Beine des Patroklos. Eine Wiederholung, die mit der Pasquinogruppe blofs noch ungefähr das Sujet gemein hat, soll im vatikanischen 'Giardino della Pigna' sich finden, eine flüchtige und schlechte Arbeit.[2] Zu diesen vier Exemplaren in Rom gesellen sich zwei, die aus Rom nach Florenz gewandert sind. Auch diese beiden Gruppen waren ja nicht vollständig, doch immerhin so weit er-

---

alters 'La Chiacchiera' ('Die Klatschbase'), und Bologna steuert bei die kolorierten humoristisch-politischen Blätter 'La Rana' im 37. Jahrgang und 'Il Papagallo' im 29. Jahrgang. In Turin steht dem 'Pasquino' bereits 21 Jahre hindurch zur Seite 'La Luna', wiederum mit farbigen Illustrationen, und endlich beteiligt sich auch Mailand mit verschiedenen Witzblättern, wie 'Il Motto per ridere' (Jahrg. XVI), 'Il Mondo che ride' und 'La Settimana umoristica', die letztern im zweiten Jahr u. s. w. u. s. w. — Vgl. auch Bovet I 47.

[1] Über die Pasquinogruppe vgl. besonders: Arch. Ztg. XXII (1864) S. 197*; XXVII (1869) S. 128 f.; XXXIX (1881) S. 324 f.; Ann. d. Inst. XLII (1870) S. 75—96 zu Tav. d'agg. A.B. CD. EF.; Baumeister, D. d. kl. A. I 731 Abb. 785; Roscher, Myth. Lex. I 52 126. II 2784; Friederichs-Wolters, Baust. (1885) Nr. 1397—1399; Amelung, Führer d. d. Ant. in Flor. Nr. 5 187; Helbig, Führer[2] Nr. 246.

[2] Arch. Ztg. XXVII (1869) S. 129; Friederichs-Wolters, Baust. Nr. 1399.

halten, um die übliche Ergänzung zu gestatten. Das eine Exemplar wurde vor Porta Portese (südlich vom Trastevere) gefunden in der Vigna Velli, 1570 vom Grofsherzog Cosimo I. angekauft und zunächst auf dem Ponte Vecchio, dann an der Piazza della Signoria zu Florenz aufgestellt, wo die Gruppe noch heute steht in jener herrlichen offenen Halle, genannt 'Loggia de' Lanzi'. Das andere Florentiner Exemplar, aus dem ehemaligen Mausoleum Augusti im Marsfeld stammend, ist untergebracht in einem kleinen Hof des Palazzo Pitti; dem gleichen Cosimo I. ist es geschenkt worden von Paolo Antonio Soderini, Bürger von Florenz. Endlich ist zu nennen ein kleiner Marmorsturz aus der Sammlung des Bildhauers Joh. Martin Wagner im Museum der Universität Würzburg. Und wollen wir hier das archäologische Material gleich einigermafsen erschöpfen, so gedenken wir, von zweifelhaften Gemmen absehend, schliefslich der freiern Wiederholung auf einem Silberbecher im Münchner Antiquarium, der 1848 bei einem Glockengiefser zu Ingolstadt aufgedeckt wurde, als er bereits dem Lehrbuben zum Einschmelzen überliefert und von dessen Hammer etwas beschädigt war. Das um den Bauch umlaufende Relief zeigt in getriebener Arbeit Szenen aus der Zerstörung Ilions, und auf dem runden Schild eines Griechen gewahrt man die Pasquinogruppe.[1]) Derartige freie Wiederholungen kommen indes bei Herstellung des Originalwerkes nicht in Betracht, und auch den Würzburger Sturz, der ebenfalls zu den freiern Repliken gehört, hätte man füglich aus dem Spiel gelassen. Unter den monumentalen Wiederholungen zeichnen sich die florentinischen aus durch bessere Erhaltung, die zwei im Vatikan sowie die durch Pasquino repräsentierte durch vorzüglichere Arbeit. Namentlich die beiden Beine des Patroklos im Vatikan sind über alles Lob erhaben, deutlich veranschaulichen sie die Wirkung des lang hinstreckenden Todes: 'jeder Meifselschlag bekundet ein so feines Verständnis, dafs nichts dagegen spricht, in diesem Fragment einen Rest der Originalgruppe zu erkennen'[2]), — während freilich nach andern, wie angedeutet, der Pasquino 'von allen Wiederholungen der Menelaosgruppe die älteste und originalste, wenn nicht das Original selbst' ist.[3])

Das Vorhandene (gar nicht vorhanden sind lediglich die beiden Arme des Toten und der linke des Trägers) reicht hin, um den Pasquino sozusagen vollständig ergänzen und wiederherstellen zu können. Das hat zuerst der Maler Raphael Mengs versucht, der Freund Winckelmanns, welch letzterer freilich über den Pasquino nicht eben günstig geurteilt und Bernini wegen seiner Voreingenommenheit getadelt hat.[4]) Mengs' Versuch sieht man noch im Gipsabgufs zu Dresden im Albertinum. Bereits 1640, unter dem Grofsherzog Ferdinand II. ward die Gruppe der Loggia de' Lanzi restauriert von Pietro Tacca, hat Lodovico Salvetti nach Taccas Modellen die fehlenden Teile in Stein gehauen. 1837 aber wurden die Florentiner Gruppen neuerdings ergänzt

[1]) W. Christ und J. Lauth, Führer d. d. k. Ant. in München (1891) S. 57

[2]) Helbig, Führer[2] I S. 147.

[3]) Arch. Ztg. XXXIX (1881) S. 325.

[4]) In der Winckelmann-Ausgabe von Jos. Eiselein III 15.

nach den Angaben des florentinischen Bildhauers Ricci, so, wie sie heute sich dem Beschauer darbieten. Was an der einen Gruppe fehlte, fügte Ricci von der andern bei, und Riccis Versuch beherrscht noch immer die Vorstellung, die man sich vom Urbild macht. Und doch hat er in einem Hauptpunkt das Richtige nicht getroffen: der Kopf des stehenden Helden war nicht gesenkt, sondern, wie Pasquino und der vatikanische Kopf darthun, emporgerichtet und etwas seitlich gewendet nach der rechten Schulter hin. Fehler dieses Versuchs wurden gerügt und verbessert durch den Würzburger Archäologen Ludwig v. Urlichs in Verbindung mit dem Bildhauer Ed. Schmidt von der Launitz, Thorwaldsens Schüler, dessen Hauptleistung das Frankfurter Gutenbergdenkmal ist. Aber diese beiden liefsen sich durch das kleine Würzburger Fragment, wo an der linken Schulter des Tragenden ein Stück vom rechten Arm des Getragenen erhalten ist, verleiten, auch bei der Pasquinogruppe diese rechte Hand des einen aufliegend auf der Schulter des andern zu restaurieren. Daraufhin hat der Archäologe Heinrich Heydemann zusammen mit Professor Emil Wolff und Maler Otto Donner in Rom die linke Schulter Pasquinos einer genauen Prüfung unterzogen und dabei keine auf eine aufgelegte Hand bezüglichen Brüche entdeckt, blofs drei flache Vertiefungen, in denen der Helmbusch des Stehenden aufruhte. Ferner ist an der Gruppe der Loggia de' Lanzi von des Getragenen rechter Schulter gerade noch genug übrig, um zu beweisen, dafs sein rechter Arm nicht in die Höhe gegangen ist, sondern etwa so gelegen haben mufs, wie Ricci nach Taccas Vorgang ihn gelegt hat, nur ein wenig noch höher, nach Mafsgabe eines der vatikanischen Stücke: der Getragene ist tot, nicht blofs verwundet, somit nicht mehr imstande, den rechten Arm zur Erleichterung des Tragens auf die Schulter des Tragenden zu legen. So ist denn glücklicher als alles Vorausgegangene die Lösung des künstlerischen Problems durch den Maler Otto Donner von Richter, wie sie uns durch Skizzen veranschaulicht wird.[1]) Möglich, dafs der Umrifs der ganzen Gruppe



Wiederherstellungsversuch durch Otto Donner v. Richter

[1]) Ann. XLII 1870 Tav. d'agg. EF 2 und CD 4; hier Revision aller Fragmente.

für die Hauptansicht noch abgerundeter wurde dadurch, dafs der bärtige Held am linken Arm einen Schild hängen hatte mit oder ohne Speer, wie auf einer Gemme bei Overbeck[1]); so würde die Linie des Schildrandes von der Schulter des einen zu der des andern Helden überleiten. Doch das ist nebensächlich: schon durch die Herstellung von Otto Donner v. Richter hat die Gruppe so eigentlich ihren schönen pyramidalen Aufbau wiedergewonnen, wie er wiederkehrt beim Laokoon oder (um auch ein bekanntes Beispiel aus neuerer Kunst anzuführen) bei Raffaels Madonna del Cardellino. Möchten nur immer in solcher Weise Bildhauer und Maler mit Archäologen wetteifern, Meisterwerke der alten Kunst in ursprünglicher Auffassung und Schönheit neu erstehen zu lassen.

Wenn somit die Aufgabe der Ergänzung ihre allseitig befriedigende Lösung gefunden hat, so fragen wir weiter: Was ist dargestellt? — Antwort: Ein hehres Beispiel edelster Heldenfreundschaft, eine wirksame Episode mitten aus dem wilden Getümmel der Feldschlacht. Ein älterer bärtiger Krieger hat den Leichnam eines im Kampf gefallenen jugendlichen Genossen vom Boden gehoben, um ihn vor den Feinden, die den Getöteten bereits der Waffen und Rüstung beraubt, ins Lager zu retten und zu bewahren vor entehrender Schändung; jetzt aber von den andringenden Feinden bedroht, ist der Held im Begriff, des Toten Körper wieder sanft und vorsichtig zur Erde gleiten zu lassen, um ihn aufs neue mit dem Schwert zu verteidigen; dabei blickt er besorgt empor und zur Seite und ruft die Genossen; auch eine flehende Klage an die Götter wollte man verbinden mit diesem Aufblicken des Helden. Wie oft ereigneten sich vor Ilion derartige Szenen des Kampfes um die Gefallenen! Kein solcher Kampf aber ist in der Ilias ausführlicher, grofsartiger ausgemalt als der um die Leiche des Patroklos im XVII. Gesang, der *Μενελάου ἀριστεία* überschrieben ist, d. h. das Heldentum des Menelaos in den Mittelpunkt rückt; das ist 'ein Massenkampf all der Tapfersten, die auf troischer und griechischer Seite noch übrig sind', ein 'Ringen, dessen Schilderung von keines andern Dichters Worten jemals überboten worden ist'. So Herman Grimm, nach dessen Urteil auch der Verzweiflungskampf der Burgunden, der den Schlufs der 'Nibelungen' bildet, nicht zu gleicher Höhe sich erhebt.[2]) Demgemäfs hat schon Ennio Quirino Visconti[3]) die Gruppe auf Menelaos mit dem toten Patroklos gedeutet. Doch Welcker und andere nach ihm wollten eher Aias dargestellt sehen mit dem Leichnam des Achilleus im Hinblick auf das Fragment der kleinen Ilias: *Αἴας μὲν γὰρ ἄειρε καὶ ἔκφερε δηιοτῆτος ἥρω Πηλείδην κτλ.*[4]) Man vermeinte in dem ältern Krieger die stets besonders hervorgehobene Rauhheit des Aias zu erkennen, nicht den sanftmütigen Menelaos. Gewifs, unter allen griechischen Helden vor Ilion ist der ältere

[1]) Gall. her. Bildw. T. XXIII 4.
[2]) H. Grimm, Homer. Ilias, zehnter bis letzter Gesang S. 205 f.
[3]) Opere varie IV 394 Nr. 215, Museo Pio-Clem. VI Tav. XVIII.
[4]) Epicor. Gr. frg. ed. Kinkel I S. 39.

Aias, des Telamon Sohn, der trotzigste und unbeugsamste, wild, trotzig und thränenlos, fast wie die Recken des Nordens; aber gerade darum paſst für ihn nicht der Ausdruck der Besorgnis, einer stillen tiefergreifenden Wehmut, die sich doch unverkennbar im Antlitz des ältern Kriegers ausprägt. 'Wem aber', bemerkt Friederichs[1], 'die Gestalt des Helden zu kräftig scheinen sollte für Menelaos, der halte sich nicht an die Charakteristik desselben bei den Tragikern, sondern an Homer, wo er nichts weniger als ein Feigling ist'. Ausschlaggebend aber dürfte sein, daſs alle Exemplare, bei denen der Rumpf des Toten erhalten ist, eine Wunde unterhalb der linken Brust aufweisen, und auſserdem das Rückenstück im Vatikan eine zweite zwischen den Schulterblättern, mit andern Worten gerade die Wunden, die Patroklos empfing, der nach Ilias XVI 806 ff. von Euphorbos in den Rücken zwischen die Schultern, nach V. 821 ff. von Hektor in die Weichen getroffen wird, während ja Achill verenden muſste an des Paris berühmtem Pfeilschuſs in die Ferse. Und auch die Situation, in die der dargestellte Moment hineingehört, schildert die Ilias: Menelaos zuerst schützt den gefallenenen Patroklos, erschlägt den Euphorbos und sieht sich dann Hektor gegenüber; vor diesem und der troischen Übermacht muſs er weichen und ruft die Gefährten; hier läſst sich zwischen den Zeilen lesen, daſs Menelaos des Patroklos Leiche wieder zur Erde gleiten läſst: wie oft, ist des Dichters Armut der gröſste Reichtum des Künstlers.[2] Nackt ist die Leiche, da bereits durch Apollons Eingreifen Patroklos Helm, Lanze, Schild und auch den Panzer verloren hatte; das wird nun Beute des Hektor, bis der Kampf um die Leiche aufs neue entbrennt und Menelaos schlieſslich unter dem Schutz der beiden Aias und mit Hilfe des Meriones die Leiche zu den Schiffen rettet. Ein wegen des gefallenen Patroklos um Hilfe rufender Menelaos wird auch in einer schönen Wiener Bronzestatuette erkannt.[3] So dürften wir denn wie die Restauration, so auch die Deutung für gesichert erachten.

Für Name und Herkunft des Meisters, dem wir die Originalgruppe zu danken haben, fehlen leider jegliche Anhaltspunkte. Wir können bloſs fragen: Wo läſst sich nach allem, was wir von der Entwicklung der griechischen Kunst zu wissen glauben, unsere Gruppe am schicklichsten einordnen? So viel ist sicher, daſs wir hier eine viel bewegtere Handlung haben als irgendwo im Bereich der ersten Blütezeit, der strengen hohen Kunst eines Pheidias und Polykleitos. Aber auch der Periode der sogenannten zweiten Blüte mit Skopas und Praxiteles möchten wir die Pasquinogruppe nicht zuschreiben. Freilich hat noch neuerdings Reinhard Kekule von Stradonitz hingewiesen auf die Verwandtschaft der Gruppe mit dem Amazonenfries des Maussoleion zu Halikarnaſs und sie hineingestellt in die Epoche, da Skopas und Bryaxis, Timotheos und Leochares ihre Werke schufen.[4] Und in gewissem Sinn ja kann jener behelmte Krieger, der in lebhafter Vorwärtsbewegung begriffen ist, als

[1] Baust. S. 509. [2] Vgl. Lessing, Laokoon XIII.
[3] Wiener Bronzen T. XLIII f. (S. 104). [4] S. o. S. 598 Anm.

ein Vorbild für Menelaos gelten, aber nicht anders, als wiederum Menelaos ein sicherer Vorläufer ist des Laokoon. Viel eher noch lassen wir es uns gefallen, wenn Niobe und die Niobiden zur Vergleichung herangezogen werden. Bei dieser figurenreichen Gruppe finden wir mehrfach verwandte Kompositionen, z. B. in der freilich nur in schlechten Wiederholungen erhaltenen Gruppe des Pädagogen mit Niobeknabe und in der Gruppe eines Sohnes und einer Tochter der Niobe[1]) und zumal bei der schmerzerfüllten Mutter Niobe selbst, in deren Schofs sich angstvoll das jüngste Töchterchen geflüchtet hat. 'Der Schmerz, der tiefste Schmerz um geliebte in blühender Jugend hinsterbende Wesen ist die Seele beider Darstellungen (der Niobe- und der Menelaosgruppe) und in beiden gleichergreifend ohne die leiseste Zuthat eines falschen Pathos dargestellt.'[2]) Gewifs, das läfst sich hören; wenn wir aber vergleichen, wird uns doch zum Bewufstsein kommen, dafs bei der Niobe der Schmerz, beim Menelaos das Pathos gröfser ist. Mit andern Worten: der Meister der Niobe und der Niobiden hätte wohl die Pasquinogruppe noch schlichter und ruhiger wiedergegeben, wogegen dem Schöpfer der letztern jenes mafsvolle Pathos für die schreckliche Katastrophe der Niobiden kaum genügt hätte. Schon vor vierzig Jahren hat der damals noch jugendliche Wolfgang Helbig im Kopf des Menelaos so grofse Übereinstimmung gefunden mit dem des Laokoon, dafs er geneigt war, auch jene Gruppe in die rhodische Schule zu setzen; und im Anschlufs daran hob Heinrich Brunn hervor, dafs die Gruppe allerdings nicht vorlysippisch sein könne.[3]) Und Helbig der Sexagenarius ist dabei geblieben, die Erfindung der Gruppe erst in der Diadochenzeit anzunehmen.[4]) In unserm Menelaos einen Vorläufer des Laokoon zu sehen, darauf führt denn doch mancherlei. Am augenfälligsten ist natürlich der verwandte Gesichtstypus, der auch bei andern Werken der pergamenisch-rhodischen Schule wiederkehrt; entsprechend sind die Schädel gebaut und Haut und Haare behandelt. Hier wie dort ist der Kopf, allerdings mehr und weniger heftig zurückgeworfen; im Ausdruck herrscht eine eigentümliche Gespanntheit, im Gesicht starke Durchfurchung und Auflösung alles Flächenhaften; der Mund ist geöffnet und die Nasenflügel sind gehoben wie bei lebhaftem Atmen Und schliefslich kann auch die Körperbildung des Menelaos an die des Laokoon erinnern. Bei all dem aber ist der Menelaos noch immer kein Laokoon und nicht zu verkennen, dafs zwischen unserer Gruppe und den Werken der spätern pergamenisch-rhodischen Schule noch eine bedeutende Kluft besteht. Was in unserer Gruppe im Vergleich zum Laokoon und zum pergamenischen Gigantenfries eigentlich mehr erst im Keime, in der Andeutung erscheint, bei diesen ist es dann gesteigert ins Wilde, fast Bizarre. Noch bekundet die Pasquinogruppe eine gröfsere Idealität, der Naturalismus, der ja in der That in höherm oder geringerm Grad allen Repliken eigentümlich ist, bleibt noch in mafsvollen Grenzen; und wie bei der Niobe ist es hier tiefer Seelenschmerz, wogegen bei der Laokoongruppe, ab-

---

[1]) Amelung a. a. O. Abb. 33 und 34. [2]) Friederichs-Wolters, Baust. S. 510.
[3]) Arch. Ztg. XXII (1864) S. 197*. [4]) Führer[2] I S. 147.

gesehen etwa vom ältern Sohne, rein nur körperlicher Schmerz zum Ausdruck kommt mit einem Pathos, das alles früher Dagewesene übersteigt, man möchte sagen aus Pathologische streift. So würde denn unsere Pasquinogruppe etwa die Mitte halten zwischen Niobe und Laokoon, allenfalls näherstehend dem Laokoon. Den letztern nehmen wir selbstredend im engsten zeitlichen Zusammenhang an mit dem Gigantenfries und verweisen ihn also gleichfalls ins erste Viertel des II. Jahrh. v. Chr. Wie aber steht es mit unserm *terminus post quem*? Schon im Altertum herrschte Zweifel darüber, ob die sterbenden Kinder der Niobe im Tempel des Apollo Sosianus zu Rom Skopas oder Praxiteles gebildet habe[1]), und diese nämliche Streitfrage ist auch in neuerer Zeit des öftern aufgerührt und verschieden beantwortet worden. Ganz abgesehen von der nicht zu leugnenden Verwandtschaft der männlichen Niobidenköpfe mit den skopasischen (zumal in der Bildung der Augen) ist für uns ohne weiteres ausschlaggebend die Natur des Gegenstandes: in der Niobegruppe äufsert sich ein Pathos, wie es Praxiteles, dem Vertreter des Anmutig-Sentimentalen, absolut fremd ist, dagegen in mutmafslichen Schöpfungen des Skopas sozusagen auf Schritt und Tritt sich uns zum Bewufstsein bringt. Kurz, wenn wir uns zu entscheiden haben zwischen Skopas und Praxiteles, so geben wir unsere Stimme unbedingt für den erstern ab.[2]) Noch lieber aber bekennen wir uns zu einer gewissermafsen neutralen Ansicht und nehmen das Werk für jünger als die beiden grofsen Meister. So neuestens Bruno Sauer[3]), der Niobe und die Niobiden frühestens in die Generation nach Skopas setzt, ans Ende des IV. Jahrh., und zwar natürlich in des Skopas, nicht in die praxitelische Schule, als 'eines der Erstlingswerke der hellenistischen Kunst, die hier noch nicht entschieden von der mafsvoll hellenischen sich lossagt'. Die Gruppe könne als Werk eines Unbekannten nach Rom gekommen sein und dort erst, weil sich eben in ihr skopasische und praxitelische Züge vereinigten, Kennern die beiden berühmten Namen aufgedrängt haben. So möchten wir in der Pasquinogruppe eine direkte Vorläuferin sehen derjenigen des Laokoon, annähernd gleichzeitig mit dem 'Sterbenden Gallier', mit dem sie sich im Pathos etwa auf gleicher Höhe hält, ein Werk der rhodischen Schule, entstanden zwischen 300 und 150 v. Chr., sagen wir in der zweiten Hälfte des III. vorchristlichen Jahrh., einen Markstein am Wege von Skopas, vom Maussoleionfries und von der Niobegruppe zum Laokoon und zur pergamenischen Gigantomachie.[4])

Also reichlich zweihundert Jahre vor Christi Geburt hat im fernen Osten ein Meister des Meifsels ein wundervolles Bild heroischer Freundschaft aus

---

[1]) Plin. Nat. hist. XXXVI 28. [2]) So zuletzt Amelung a. a. O. S. 131 ff.

[3]) Bei Roscher, Myth. Lex. III 416 ff.; vgl. auch Robert, Hermes XXXVI (1901) S. 381, 3.

[4]) Der rhodisch-pergamenischen Kunst habe ich früher schon eine in Bruchstücken erhaltene Skyllagruppe zugewiesen; vgl. meine Schrift über 'Skylla und Charybdis' (Diss. Zürich 1894) S. 116 ff., bes. S. 126 ff., und dazu Loeschcke, Verh. d. 43. Vers. d. Philol. in Köln (1895) S. 158.

Stein erstehen lassen, eine Gruppe von hoher Schönheit und Wirkung. Drei Jahrhunderte darauf zierte sie in noch ungeschmälerter Frische das Stadium eines römischen Kaisers. Dann rissen die Stürme der Völkerwanderung auch sie von ihrem Postament, und lange lag sie auf der Strafse, als Trittstein dienend, über den der römische Spätling schnöde den Fufs wegsetzte, bis sie rund tausend Jahre später, nun ein arg verstümmelter Torso, von neuem auf hohen Sockel erhoben ward und zu Weltruhm gelangte — ein Zeuge des ewigen Bestandes der Tiberstadt. Und schliefslich sehen wir Bildhauer und Maler im Verein mit Archäologen sich um das lang verkannte Meisterwerk mühen, Philologen und Historiker sich kümmern um seinen spätern Ruhm. Das etwa sind die Schicksale unserer antiken Marmorgruppe.

FLUGSCHRIFTEN AUS DER ZEIT DES ERSTEN TRIUMVIRATS

Von Otto Eduard Schmidt

Flugschriften nennen wir solche Erörterungen politischer, religiöser, unter Umständen auch wissenschaftlicher Fragen, die durch Eindringlichkeit der Darstellung und eine gewisse Leidenschaftlichkeit des Tones geeignet erscheinen, sich wie im Fluge über ein Volk zu verbreiten und auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Die in einer Flugschrift vertretene Ansicht wird zwar in der Regel von vielen geteilt, aber nur von einer Persönlichkeit formuliert. Deshalb ist das Gebiet, auf dem diese scharf geschnäbelten litterarischen Stofsvögel auftauchen, ein von lebhaftem Streite der Meinungen erregtes Volk und darunter eine Anzahl hervorragender Individuen, die einer Ansicht persönlichen Ausdruck und damit erst die rechte Wirkung auf die beteiligten Kreise verleihen. Die Flugschrift bedient sich der prosaischen wie der poetischen Form; sie geht einher im Gewande der Rede, des Dialogs, des Briefes, wie des philosophischen Traktats.

Die Flugschriften treten auf, 'wo die Geister aufeinander platzen'. Sie sind da mit den ersten Regungen der Renaissance und des Humanismus, und sie behaupten sich auch neben der Zeitungsflut unserer Tage als ein wichtiger Faktor des öffentlichen Lebens. Schon die Briefe, die der Florentiner Staatskanzler Coluccio Salutati an Petrarca und an die 'Römer' erliefs (1376), um weitere Kreise für die Herstellung eines italischen Nationalstaates zu begeistern, sind als Flugschriften aufzufassen, ebenso zahlreiche Briefe Poggios, Filelfos und die ganze Invektivenlitteratur des XIV. und XV. Jahrh.[1]) Im Zeitalter der Reformation wird die lateinische und die deutsche Flugschriftenlitteratur zu einem der gewaltigsten Bildungsmittel der öffentlichen Meinung und zu einem der stärksten Vorkämpfer für das Evangelium; noch im Zeitalter Ludwigs XIV. sind die Flugschriften zahlreicher und wichtiger[2]) als das damals erst aufkommende Zeitungswesen; unter dem Absolutismus des XVIII. Jahrh. werden die Flugschriften mehr und mehr zum Tummelplatz der Hof- und Kabinettsintriguen, aber mit der französischen Revolution nimmt diese Litteraturgattung einen neuen Aufschwung.

Die moderne Flugschrift ist nur die Wiedergeburt einer Litteraturgattung des klassischen Altertums. Die antiken Flugschriften waren in demselben

[1]) Vgl. meinen Aufsatz 'Gian Francesco Poggio' in der Zeitschr. für allgemeine Geschichte 1886 S. 396 f. 423 f. und 'Coluccio Salutati', Grenzboten 1893 III 264 f.

[2]) Ringhoffer, Die Flugschriftenlitteratur zu Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs 1881.

Maſse, in dem der Staat das Interesse der Bürger beherrschte, vorzugsweise politischen Inhalts, und auch da, wo eine Persönlichkeit als Gegenstand einer Flugschrift erscheint, haben zumeist politische Rücksichten die Feder geführt. Freilich ist fast die gesamte antike Flugschriftenlitteratur bis auf geringe Reste, wie z. B. Isokrates' *Φίλιππος*, gewisse Reden und Briefe Ciceros, die Apokolokyntosis Senecas und anderes untergegangen. Aber auch wenn wir von antiken Flugschriften keinerlei Kenntnis besäſsen, so müſsten wir doch aus den heiſsen politischen und sozialen Kämpfen, die in Athen wie in Rom bei einem hohen Stande der Volksbildung ausgefochten wurden, und aus dem hochentwickelten Individualbewuſstsein, das die Menschen der geschichtlich interessantesten Epochen des Altertums kennzeichnet, auf ihr einstiges Vorhandensein schlieſsen. Auſserdem gestatten zahlreiche Citate und Titel bei Historikern und Rhetoren wenigstens eine teilweise Wiedererweckung der antiken publizistischen Litteratur, zu der die Verfasser auſser begeisterter Schwärmerei und maſslosem Hasse auch so viel echte Züge bedeutender Persönlichkeiten und — ohne es zu wollen — eine Unsumme kulturgeschichtlichen Stoffes zusammengetragen hatten. Es wäre also eine zwar weitausschauende, aber auch sehr lohnende Aufgabe, das Wesen und die Geschichte der antiken Flugschrift so weit als möglich festzustellen. Die folgenden Blätter sollen einen kleinen Beitrag dazu liefern.[1])

Seit Anfang des Jahres 61 machte die Auflösung des von Cicero im Jahre 63 gestifteten Kartells der Ordnungsparteien (*concordia ordinum*), in dem dieser mit Recht die einzige Gewähr für den Fortbestand der Staatsverfassung und der damit verbundenen unschätzbaren bürgerlichen Freiheit erblickte, schnelle Fortschritte. Drei Ursachen trugen ganz besonders dazu bei. Erstens entfremdete Catos vielbewunderte, aber unpraktische, auf dürre Konsequenz ausgehende Thätigkeit im Senate und auf dem Forum den Ritterstand immer mehr vom Adel[2]), zweitens nahm der berüchtigte Prozeſs des Clodius einen für die Senatspartei, die ihn nun einmal zu ihrer Sache gemacht hatte, beschämenden Ausgang, da Clodius trotz offenbarer Schuld von den bestochenen Richtern freigesprochen wurde[3]), und drittens wurde Pompejus, da der Senat unklugerweise weder für dessen die Veteranen sicherstellendes Ackergesetz eintrat noch überhaupt für die Bestätigung seiner *acta*, d. h. seiner in Asien getroffenen Anordnungen zu haben war[4]), geradezu dem Cäsar und dem Crassus

[1]) Eine knappe Übersicht über die Entwickelung der Flugschrift in der römischen Litteratur giebt H. Peter, Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit u. s. w. I 163—200; vgl. die Abhandlung desselben Verfassers über den Brief in der römischen Litteratur S. 213—216. Früher habe ich die Flugschriften, die das Andenken des Cato Uticensis und die im Jahre 45 v. Chr. erwartete Verfassungsreform betreffen, in meinem Briefwechsel Ciceros S. 58 f. 242 f. 250 f. 375 zu behandeln versucht.

[2]) Cic. ad Att. I 18, 7: *Nunc curat rem publicam constantia magis et integritate quam consilio aut ingenio Cato, qui miseros publicanos, quos habuit amantissimos sui, tertium iam mensem vexat*; II 1, 8: *Cato optimo animo utens et summa fide nocet interdum rei publicae: dicit enim tamquam in Platonis πολιτείᾳ, non tamquam in Romuli faece sententiam.*

[3]) Cic. ad Att. I 16. [4]) A. a. O. I 18, 5 f.; Vell. Pat. II 40; Sueton. Caes. 19.

in die Arme getrieben. Mit steigender Sorge betrachtete Cicero diese Wandlungen. Sein berechtigter Unwille richtete sich zunächst gegen die adligen Kreise Roms, die der Verkommenheit eines Clodius vom Standpunkte ihres Standesgefühls und einer überlegenen 'Herrenmoral' aus noch Vorschub leisteten. Zu den angesehensten Vertretern des Adels gehörte damals C. Scribonius Curio (cos. 76 v. Chr., † 53 v. Chr.), ein Mann von unbezweifelter persönlicher Ehrenhaftigkeit. Er hatte aber eine Schwäche für vornehme Sünder: darum hatte er schon im Jahre 70 für Verres Partei genommen[1]), und obwohl er von Ciceros Verdiensten um den Staat so hoch dachte, dafs er sein Konsulat eine ἀποθέωσις nannte[2]), scheute er sich doch nicht, die *intermortuae reliquiae coniurationis*[3]), den Clodius und die ihm ähnliche *jeunesse dorée* in Schutz zu nehmen. Diese auffallende Inkonsequenz Curios war wohl die Folge der besonderen Schwäche, mit der er seinem hochbegabten, aber auch genial lüderlichen Sohne (tr. pl. 50, † 49 als Unterfeldherr Cäsars in Afrika) gegenüberstand. Der junge Curio nämlich war für Clodius so eingenommen, dafs er bei den tumultuösen Versuchen, das Volk für den Angeklagten zu gewinnen, den Anführer machte.[4]) Der Streit übertrug sich aus den Volksversammlungen auf den Senat, und hier zog Cicero im Februar 61[5]) und noch mehr nach der Freisprechung des Clodius im Mai 61 gegen diesen und seine vornehmen Patrone, namentlich auch gegen die beiden Curio zu Felde. In jener Zeit hat Cicero, um die Wirkung des Prozesses auf die Öffentlichkeit zu verringern und den Angeklagten und seine Verteidiger wenigstens moralisch zu brandmarken, eine fingierte Rede *In Clodium et Curionem* verfafst, nachdem er von Curio, wie es scheint, durch Veröffentlichung einer für Clodius Partei nehmenden Flugschrift gereizt worden war.[6])

Der Inhalt dieser Schrift läfst sich nach den von Baiter-Kayser XI 28—30 aus den Scholia Bobiensia, aus Quintilian und Ciceros Briefen zusammengestellten Fragmenten ungefähr wiederherstellen, wiewohl deren Text noch mancher Verbesserung bedarf. Wir ersehen daraus, dafs Clodius und der jüngere Curio wegen ihres lüderlichen Lebenswandels und ihres weibischen Wesens[7]), der ältere Curio als ihr Patron und als Besitzer eines kampanischen Landgutes gegeifselt war, das er gelegentlich der Sullanischen Proskription aus Marius' Nachlafs erworben hatte[8]); ferner war der Konsul Piso, der auch zu

---

[1]) Cic. in Verr. I 18. [2]) Ad Att. I 16, 13. [3]) Ad. Att. I 14, 4.

[4]) Ad Att. I 14, 5: *Nam cum dies venisset rogationi ex senatus consulto ferendae, concursabant barbatuli iuvenes, totus ille grex Catilinae, duce filiola Curionis et populum, ut antiquaret, rogabant.*

[5]) Ad Att. I 14, 7 fin. und a. a. O. I 16, 1: *Cum enim ille ad contiones confugisset in iisque meo nomine ad invidiam uteretur, di immortales, quas ego pugnas et quantas strages edidi! quos impetus in Pisonem, in Curionem, in totam illam manum feci! quo modo sum insectatus levitatem senum, libidinem iuventutis!*

[6]) S. S. 624 Anm. 2.

[7]) Baiter-Kayser XI 29 f.: Fr. IV 1—3; V 1—4.

[8]) A. a. O. Fr. IV 4: *Nec enim respexit illum ipsum patronum lubidinis suae (sc. Curionem patrem) non modo apud Baias esse, verum eas ipsas aquas habere, quae gustu tamen*

Clodius' Gönnern gehörte, mitgenommen[1]), und endlich hatte Cicero in dieser Schrift einen Wortwechsel (*altercatio*) wiedergegeben, den er am 15. Mai nach Clodius' Freisprechung mit diesem im Senate gehabt hatte.[2]) Das Schlufswort der fingierten Rede ist Ad Att. I 16, 9 erhalten, es zeigt deutlich ihre Tendenz und lautet: *Erras, Clodi. Non te iudices urbi, sed carceri reservarunt neque te retinere in civitate, sed exilio privare voluerunt. Quam ob rem, patres conscripti, erigite animos, retinete vestram dignitatem. Manet illa in re publica bonorum consensio; dolor accessit bonis viris, virtus non est imminuta; nihil est damni factum novi, sed, quod erat, inventum est: in unius hominis perditi iudicio plures similes reperti sunt.*

Die Zeit, in der die Rede gegen Clodius und Curio verfafst ist, läfst sich nur annähernd bestimmen. Das Fragment S. 29 III 2, 3: *Cum se ad plebem transire velle diceret, sed misere fretum transire cuperet, hanc loquacem Siciliam non despexit* beweist, dafs die Rede nicht unmittelbar nach dem 15. Mai niedergeschrieben ist, sondern erst als Clodius nach vergeblichen Versuchen, in Syrien unterzukommen, sich mit dem Posten eines Quästors in Sizilien begnügt hatte. Aufserdem hatte Clodius schon damals gedroht, dafs er, um Volkstribun werden zu können, zur Plebs übertreten werde. Cicero scheint sich, wie die oft zitierten Paragraphen 9 und 10 des Briefes Ad Att. I 16 beweisen, gerade in der Zeit, als er diesen Brief schrieb (etwa Anfang Juli 61), mit unserer Rede beschäftigt zu haben: man wird also nicht irre gehen, wenn man sagt: die Rede *In Clodium et Curionem* ist im Juni oder Juli 61 v. Chr. verfafst worden.

Sie war, wie der angeschlagene Ton zeigt, dazu bestimmt, als Flugschrift verbreitet zu werden, um das Vertrauen der Ordnungsparteien zu dem etwas erschütterten Kartell wiederherzustellen, und zugleich, um die *libidinosa et delicata iuventus* und ihre vornehmen Patrone gehörig an den Pranger zu stellen

---

Arpinatis (sc. *Marii*) *fuissent.* Vgl. Ad Att. I 16, 10: *Narra, inquam, patrono tuo, qui Arpinatis aquas concupivit; nosti enim Marianas* und die Erklärung der Scholia Bobiensia S. 335: *C. Curionem, qui de proscriptione Sullana fundum emerat in Campania, qui Marii nuper fuerat et ipsius Arpinatis.*

[1]) A. a. O. S. 29 Fr. II 2: *Syriam sibi nos extra ordinem polliceri* . . . Diese Worte beziehe ich zunächst auf den Konsul Piso wegen Ad Att. I 16, 8: *Pisonem consulem nulla in re consistere unquam sum passus, desponsum homini Syriam ademi*, obwohl der Scholiast S. 332 das Fragment auf Clodius bezieht. Clodius gedachte wohl, wie die folgenden Fragmente anzudeuten scheinen, sich unter dem Prokonsulat Pisos als Quästor in Syrien zu bereichern. Auch das von Quintil. V 10, 92 überlieferte Fragment *Ac vide, an facile fieri tu potueris, cum is factus non sit, cui tu concessisti* . . . ist wohl so zu verstehen, dafs als Prädikatsnomen zu *fieri tu* zu denken ist *quaestor in Syria* und *is* = *Piso*, *factus* = *proconsul in Syria* zu verstehen ist.

[2]) Eine Probe dieses Wortwechsels hat Cicero dem etwa Anfang Juli geschriebenen Briefe Ad Att. I 16, 9 und 10 einverleibt, und zwar in der Form des Dialogs. Es ist nun interessant, aus dem Vergleich mit Fragment IV 1—4 des Scholiasten zu ersehen, dafs Cicero in der Flugschrift *In Clodium et Curionem* die Form aus künstlerischen Gründen wesentlich verändert hatte. Die dem Atticus geschickte Skizze hatte Cicero vermutlich gleich nach der Senatssitzung des 15. Mai aufgezeichnet, sie diente wohl bei der Ausarbeitung der Rede als Vorlage.

und zu einer gewissen Zucht und Sitte zurückzuführen.[1]) Aber Cicero trug wohl zunächst Bedenken, die Flugschrift zu veröffentlichen, die unter Umständen auch eine ganz andere Wirkung haben konnte als die gewünschte. Es kam hinzu, dafs Cicero Ursache hatte, den älteren Curio, der sonst ein Ehrenmann war, zu schonen; in der That wurde dieser und auch sein Sohn bald ein wertvoller Bundesgenosse Ciceros im Kampfe gegen das sich bildende Triumvirat (s. u. S. 628). Eine gewisse Vorahnung von dieser Wandlung scheint Cicero schon im Sommer 61 v. Chr. bewogen zu haben, die fertige Flugschrift *In Clodium et Curionem* nur im engsten Freundeskreise kursieren zu lassen, ja, als sich sein Verhältnis zu den Curionen besserte, zog er sie auch aus diesem intimen Kreise zurück und verwahrte sie sorgfältig vor jedem unberufenen Auge. Unter diesen Umständen war es ihm im höchsten Grade peinlich, dafs die Schrift, während er im Sommer 58 als Verbannter in Thessalonich weilte, zu einer Zeit, da sich gerade Curio im Senate um seine Rückberufung bemühte, dennoch ins Publikum drang und mit Begierde gelesen wurde. Das war wohl durch irgend einen getreuen Freund geschehen, der sich heimlich eine Abschrift von Ciceros Exemplar genommen hatte und nun über die angerichtete Verwirrung die reinste Schadenfreude empfand. Ciceros Verlegenheit und zugleich sein Unwille über den Treubruch waren so grofs, dafs er seinen Freund Atticus bat, nötigenfalls die Schrift für untergeschoben zu erklären, was nicht schwer sein werde, da sie ohnehin die letzte Feile nicht erhalten habe und somit stellenweise der echt Tullianischen Eleganz des Ausdrucks entbehre.[2])

Einen neuen und starken Antrieb zu publizistischer Thätigkeit verspürte Cicero in sich, als der Freistaat dem Bunde der drei Machthaber Pompejus, Crassus und Cäsar zu unterliegen drohte. Bereits im Frühling des Jahres 60 v. Chr., an dessen Ende dies Triumvirat zu stande kam, sehen wir Cicero an der Arbeit. Er schreibt einen griechischen Kommentar über sein Konsulat und übersetzt ihn ins Lateinische, einen anderen verfafst er in Versen; er sendet Exemplare des griechischen Kommentars an die berühmtesten griechischen Rhetoren, z. B. an Poseidonios von Rhodos, damit sie den ihnen überlieferten Stoff in der ihnen geläufigen Stilart bearbeiten können.[3]) Cicero ist deswegen von Drumann

[1]) Ad Att. I 16, 8: *Ego recreari adflictos animos bonorum . . . senatum ad pristinam suam severitatem revocari atque abiectum excitari . . .*, und im Rückblick auf diese Zeit Ad Att. I 18, 2: . . . *fabulae Clodianae, in qua ego nactus, ut mihi videbar, locum resecandae libidinis et coercendae iuventutis vehemens fui et omnes profudi vires animi atque ingenii mei non odio inductus alicuius, sed spe corrigendae et sanandae civitatis.*

[2]) Cic. ad Att. III 12, 2: *Percussisti autem me etiam de oratione prolata. Cui vulneri, ut scribis, medere, si quid potes. Scripsi equidem olim ei iratus, quod ille prior scripserat, sed ita compresseram, ut numquam emanaturam putarem. Quo modo exciderit, nescio. Sed quia numquam accidit, ut cum eo verbo uno concertarem et quia scripta mihi videtur neglegentius quam ceterae, puto posse probari non esse meam* . . . Ad Att. III 15, 3: *Sed quid Curio? an illam orationem non legit? quae unde sit prolata nescio.* Der Satz *quod ille* (sc. *Curio*) *prior scripserat* in der ersten der hier citierten Stellen legt die Vermutung nahe, dafs Curio den Cicero durch eine zu Gunsten des Clodius abgefafste Flugschrift gereizt hatte.

[3]) Cic. ad Att. I 19, 10; 20, 6; II 1, 1 f.

V 601 f. maſsloser Eitelkeit geziehen worden, und ich verkenne es keinen Augenblick, daſs Eitelkeit mit im Spiele war, wenn Cicero immer wieder auf sein ruhmreiches Konsulat zurückkam. Aber wir würden ihm sehr unrecht thun wenn wir diese ganze Schriftstellerei lediglich aus Eitelkeit herleiteten. Sicherlich war Cicero darauf bedacht, daſs ihm dermaleinst in der Geschichte ein schöner Nachruhm erblühe[1]), aber höher stand ihm wohl die Sorge um die Gegenwart, die Sorge um den Staat.[2]) Oder wie erklärt es sich sonst, daſs Cicero erst drei Jahre nach den Ereignissen diese Aufzeichnungen geschrieben hat? Die beiden Kommentare über das Konsulat in römischer und griechischer Prosa sind eben als Flugschriften[3]) aufzufassen mit einer ganz bestimmten politischen Tendenz: er will gerade in der Zeit, wo sich der für den Staat verhängnisvolle Bund der drei Machthaber vorbereitet, durch Erinnerung an das, was die *concordia ordinum*, das Kartell der Ordnungsparteien, im Jahre 63 geleistet hat, für die Wiederherstellung dieses Kartells, auf der die Zukunft der Republik beruhe, überall, im Occident wie im Orient, Stimmung machen. Sache und Person erschienen ihm dabei als untrennbar voneinander; er glaubte für den Staat zu wirken, wenn er die von ihm befolgte Politik in ein möglichst helles Licht setzte.[4]) Ferner ist zu beachten, daſs die griechischen Rhetoren jener Zeit sich selbst an den berühmten römischen Staatsmann und Redner herandrängten und sich erboten, seine publizistischen Schriften griechisch zu bearbeiten[5]); ja, einer von ihnen, ein gewisser Herodes in Athen, scheint sogar die Absicht gehabt zu haben, diesen Stoff in öffentlichen Vorlesungen zu behandeln. Aber Cicero wies ihn als einen geschmacklosen Schwätzer ab.[6]) Endlich hat auch der besonnene Atticus es nicht verschmäht, damals mit einem griechischen Kommentar über das Konsulat des Freundes auf dem Plan zu erscheinen, der sich freilich in der Stilart sehr von Ciceros *ὑπόμνημα* unterschied: Cicero hat als Anhänger des Asianismus[7]) nicht nur 'das Parfümschränkchen

---

[1]) Cic. ad Att. I 19, 10; 20, 6; II 1, 1 u. 2; 5, 1: *Quid vero historiae de nobis ad annos DC praedicarint? Quas quidem ego multo magis vereor quam eorum hominum, qui hodie vivunt, rumusculos.* Vgl. II 17, 2.

[2]) Ad Att. II 3, 4: *Non opinor esse dubitandum, quin semper nobis videatur*
εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

[3]) Vgl. besonders Ad Att. II 1, 2 fin. Die von Atticus besorgte und verlegte Ausgabe der konsularischen Reden Ciceros diente neben litterarischen auch politischen Zwecken, doch sind diese, da sie wirklich gehalten wurden, nicht in die Gattung der Flugschriften zu rechnen; vgl. Ad Att. I 13, 5; 14, 3; II 1, 3. Auch das oben genannte Epos über sein Konsulat, das in drei Bücher eingeteilt war, ist nicht unter die Flugschriften zu rechnen.

[4]) Cic. ad Att. II 1, 2: *Tu, si tibi placuerit liber, curabis, ut et Athenis sit et in ceteris oppidis Graeciae; videtur enim posse aliquid nostris rebus lucis afferre.*

[5]) Cic. ad Att. II 1, 2: *Conturbavi Graecam nationem. Ita vulgo qui instabant, ut darem sibi, quod ornarent, iam exhibere mihi molestiam destiterunt.*

[6]) Cic. ad Att. I 2, 2: '*Ἡρώδης, si homo esset, eum* (sc. *Dicaearchum*) *potius legeret quam unam litteram scriberet. Qui me epistula petivit* (sc. *ut sibi darem, quod ornaret,* vgl. II 1, 2), *ad te, ut video, comminus accessit. Coniurasse mallem quam restitisse coniurationi, si illum mihi audiendum putassem.*

[7]) Ammon in Bursians Jahresbericht zu Ciceros rhetorischen Schriften 1900 S. 206 f.

des Isokrates und alle Schminkdosen seiner Schüler, sondern auch die Toilettenmittel des Aristoteles aufgebraucht', während Atticus als Anhänger des Atticismus eine so schlichte und ungeschmückte Redeweise gewählt hat, dafs Cicero seine Schrift einem Weibe vergleicht, das gerade deswegen am lieblichsten dufte, weil es jedes künstliche Parfüm verschmähe.[1]) Kein Wunder also, dafs Ciceros ὑπόμνημα den Griechen nicht als das gewünschte Rohmaterial erschien, das sie in ihre geschmückte Stilart übersetzen (*ornare*) konnten, sondern selbst schon als eine Rhetorenleistung, die schwer zu überbieten sei. Das ist der Sinn z. B. der Antwort, die Cicero auf seine Sendung von dem trefflichen Poseidonios auf Rhodos erhielt.[2]) Nachweisbare Spuren haben Ciceros Kommentare über sein Konsulat in der Litteratur nicht hinterlassen; um so mehr wurden gewisse Verse aus dem lateinischen Epos über diesen Stoff zitiert, ja selbst Nonius und der Bobienser Scholiast haben dieses Gedicht noch gekannt.[3]) Übrigens ist bereits Quintilian bei der Beurteilung des Selbstlobs Ciceros im Gegensatz zu der mafslosen Gehässigkeit, die z. B. aus der Pseudosallustianischen *Declamatio in Ciceronem* spricht, dem richtigen Standpunkt sehr nahe gekommen.[4])

Im Dezember 60 kam der verhängnisvolle Dreimännerbund zum Abschlufs[5]): mit dem 1. Januar 59, an dem Cäsar das Konsulat übernahm, trat er in Wirkung. In dieser Zeit arbeitet Cicero auch bereits wieder an einer neuen Flugschrift: der ganze Dicäarch türmt sich zu seinen Füfsen.[6]) Dicäarch war keineswegs nur peripatetischer Philosoph, Litterarhistoriker und Geograph: dieser Schüler des Aristoteles war auch einer der bedeutendsten Publizisten der Diadochenzeit.[7]) Wie Cicero später unter dem Druck des Absolutismus Cäsars den Τριπολιτικός Dicäarchs studierte, um sich zur Abfassung eines grofsen Dialogs über den Staat und damit zu einem letzten Appell an Freiheit und Gesetz

[1]) Cic. ad Att. II 1, 1: *Quamquam tua illa (legi enim libenter) horridula mihi atque incompta visa sunt, sed tamen erant ornata hoc ipso, quod ornamenta neglexerant et ut mulieres ideo bene olere, quia nihil olebant, videbantur. Meus autem liber totum Isocrati myrothecium atque omnes eius discipulorum arculas ac non nihil etiam Aristotelia pigmenta consumpsit.*

[2]) A. a. O. 2: *Quamquam ad me scripsit iam Rhodo Posidonius se, nostrum illud ὑπόμνημα cum legeret, quod ego ad eum, ut ornatius de isdem rebus scriberet, miseram, non modo non excitatum esse ad scribendum, sed etiam plane deterritum.*

[3]) Nonius S. 202, 22; Schol. Bob. pro Plancio 74 S. 267, 19 (Orelli).

[4]) Quintil. XI 1, 23: *M. Tullius saepe dicit de oppressa coniuratione Catilinae, sed modo id virtuti senatus, modo providentiae deorum immortalium assignat. Plerumque contra inimicos atque obtrectatores plus vindicat sibi. Erant enim tuenda, cum obicerentur.*

[5]) Cic. ad Att. II 3, 3 f.

[6]) Ad Att. II 2, 1: *Πελληναίων in manibus tenebam et hercule magnum acervum Dicaearchi mihi ante pedes exstruxeram. O magnum hominem et unde multo plura didiceris quam de Procilio! Κορινθίων et Ἀθηναίων puto me Romae habere. Mihi crede, lege haec: Dicaearchus mirabilis vir est.*

[7]) Die breit, aber unhandlich (registerlos) angelegte Monographie über Dicäarch von Maximilian Fuhr (Darmstadt 1841) bringt dies freilich nicht zum Ausdruck; auch die Darlegungen Osanns in den Beiträgen zur röm. u. griech. Litteraturgeschichte (Cassel 1839) II 1 f. und die auf beiden beruhenden Auseinandersetzungen C. Müllers in den Fragm. hist. Graec. II 225 u. s. w. bedürfen sehr der Ergänzung und Berichtigung.

gegen den Despotismus zu begeistern[1]), so las er jetzt Dicäarchs Traktate über die Verfassung der Pellenäer, Korinther und Athener und Theophrasts Schrift *περὶ φιλοτιμίας*[2]), um in ihnen Gedanken zu finden, die er in seiner zur Verteidigung der römischen Verfassung geplanten Flugschrift verwerten könnte. Aber gleich sein erster Versuch einer Opposition gegen die bestehenden Zustände nahm für ihn einen verhängnisvollen Ausgang. Im März 59 verteidigte Cicero seinen ehemaligen Genossen im Konsulate, den C. Antonius Hybrida, gegen die Anklage, er habe in seiner Provinz Macedonien Erpressungen verübt. Dabei erlaubte er sich, einige Klagen über die verfassungswidrigen Zustände im Staate einzustreuen. Darauf hatte Cäsar nur gelauert: mittags um 12 Uhr hielt Cicero seine Rede, und nachmittags 3 Uhr wurde Clodius durch ein formloses Verfahren, das Cäsar selbst als Oberpontifex leitete, zur Plebs übergeführt, um darnach als Tribun des Jahres 58 gegen Cicero und die anderen Häupter der Verfassungspartei vorgehen zu können. Wenige Wochen später, noch im ersten Drittel des April 59 v. Chr., finden wir Cicero in tiefer Verstimmung über diese nicht mifszuverstehende Drohung auf dem Lande, in Antium.[3]) Hier reizt es ihn, *ἀνέκδοτα* zu verfassen, die zunächst nur für Atticus' Auge vorhanden sein sollen, in der Schreibweise des Theopomp oder auch noch kräftiger. Diese Worte sind in der Regel so gedeutet worden, als habe Cicero damals Theopomps Philippika, das grofse Werk über die Regierung Philipps von Macedonien, nachahmen wollen. Aber Cicero fährt fort: 'Meine Thätigkeit für den Staat besteht jetzt nur darin, dafs ich mit den Tyrannen hadere, und auch das thue ich nicht mit ingrimmiger Leidenschaft, sondern um im Schreiben mein Herz zu erleichtern.'[4]) Nun gab es im Altertume eine von Anaximenes verfafste, jedoch unter Theopomps Namen verbreitete Schrift *Τρικάρανος*, in der alles Unheil, das über Griechenland hereingebrochen war, den drei Städten Athen, Sparta und Theben schuld gegeben wurde.[5]) Diese Schrift hatte Cicero wohl als Muster im Auge, wenn er eine politische Schrift *Theopompio genere* abfassen will. Der Titel *Τρικάρανος* liefs sich sehr gut auf die drei Machthaber beziehen. Wir wissen nicht, ob Cicero seinen Vorsatz wirklich ausgeführt hat; jedenfalls konnte er aber in seiner bedrohten Lage eine derartige Schrift nicht veröffentlichen. Dagegen überliefert Appian, dafs Varro, Ciceros gelehrter Freund, den zu gegenseitiger Unterstützung gegründeten Bund des Pompejus, Crassus und Cäsar in einem Buche *Τρικάρανος* gegeifselt habe.[6]) Auch der unter den Tironischen Noten überlieferte Titel

---

[1]) Vgl. meinen Briefwechsel Ciceros u. s. w. S. 374 f.

[2]) Cic. de domo 41. [3]) Ad Att. II 4 f.

[4]) Ad Att. II 6, 2: *Itaque ἀνέκδοτα, quae tibi uni legamus, Theopompio genere aut etiam asperiore multo pangentur. Neque aliud iam quicquam πολιτεύομαι nisi odisse improbos et id ipsum nullo cum stomacho, sed potius cum aliqua scribendi voluptate.*

[5]) Josephus *κατὰ Ἀπ.* I 24; Lucian, Pseudol. 29; Paus. IV 18, 5; Aristid. Romae encom. S. 211; vgl. Christ, Geschichte der Griech. Litt. S. 311.

[6]) Appian, B. c. II 9: *καὶ τρεῖς οἴδε τὸ μέγιστον ἐπὶ πᾶσι κράτος ἔχοντες τὰς χρείας ἀλλήλοις συνηνάριζον. καί τις αὐτῶν τήνδε τὴν συμφροσύνην συγγραφεύς, Οὐάρρων, ἑνὶ βιβλίῳ περιλαβὼν ἐπέγραψε Τρικάρανον.*

Tricipitinus Symphronius wird von Buecheler wohl mit Recht mit Varros *Τρικάρανος* in Verbindung gebracht.[1]) Varro stand aber gerade damals in enger Verbindung mit Cicero; später suchte er besonders den Pompejus zu Ciceros Gunsten zu beeinflussen.[2]) Es ist recht wohl denkbar, dafs Varro damals den Gedanken ausführte, den Cicero angeregt hatte. Sein *Τρικάρανος* ist entschieden unter die politischen Flugschriften zu rechnen.

Den Feinden der Militärdiktatur erwuchsen noch im Jahre 59 wertvolle Bundesgenossen an den beiden Curio, Vater und Sohn, von deren vorübergehender Spannung mit Cicero oben S. 622 ausführlich die Rede gewesen ist. Dem Vater Curio wurden, vermutlich durch Cicero, die Augen darüber geöffnet, welchen Verführungen sein Sohn vermöge seiner Freundschaft mit Clodius und namentlich mit dem jungen Wüstling M. Antonius ausgesetzt war.[3]) Curio war dem Warner aufrichtig dankbar und unterhielt bis zu seinem Tode (53 v. Chr.) mit ihm freundschaftliche Beziehungen; Cicero aber setzte auf den talentvollen jüngeren Curio grofse Hoffnungen und wurde ihm nach dem Tode des Vaters ein väterlicher Freund[4]), freilich ohne es hindern zu können, dafs er kurz vor dem Bürgerkriege dennoch zu Cäsar überging[5]), als dessen Legat er in Afrika im Sept. 49 bekanntlich einen tragischen Tod fand.[6])

Schon am 14. April 59 erfährt Cicero in Antium von Curio, dafs Meinungsverschiedenheiten zwischen den Machthabern bestehen; auch sei die ganze *jeu-*

---

[1]) Buecheler, Varronis Menippeae im Anhang zu Petronii Satirae S. 220, 556. Man beachte zum Verständnis des Wortes *Symphronius* in der eben citierten Appianstelle *τὴν συμφροσύνην*. Vielleicht war *Tricipitinus Symphronius* ein lateinischer Untertitel der Varronischen Flugschrift oder der Titel eines ähnlichen Buches.

[2]) Cic. ad Att. II 20, 1; 21, 6; 22, 4; 25, 1. III 8, 3; 15, 1, 3; 18, 1. IV 2, 5.

[3]) Cic. Phil. II 3; 11; 44.

[4]) Zeugnis davon legen Ciceros Epist. II 1—7 ab, die sämtlich an Curio gerichtet sind und aus den Jahren 53—51 v. Chr. stammen.

[5]) Cass. Dio XL60; Plutarch, Caes. 29, Pomp. 58; Sueton, Caes. 20 beschuldigt Curio, er habe sich von Cäsar bestechen lassen. Vellejus Pat. II 48 läfst es unentschieden, ob diese Beschuldigung mit Recht erhoben wurde oder nicht: *Id gratis an accepto centies sestertio fecerit, ut accepimus, in medio relinquemus.* Daraufhin ist Ihne, Röm. Gesch. VI 536 geneigt, im Gegensatze zu den anderen neueren Historikern, den Curio von dieser Beschuldigung freizusprechen. Ihne beruft sich dabei auf Cicero, der merkwürdigerweise unter den Anklägern fehle. Das Richtige liegt wohl in der Mitte: Curio war eine zu vornehme Natur, um für Geld seine Parteistellung zu wechseln; er ist zu Cäsar übergetreten, als die aristokratischen Ultras, deren Vorgehen überdies auch Cicero nicht billigte, im Senat die Oberhand erlangten; er hat aber, da er verschuldet war, auch grofse Geldsummen von Cäsar angenommen und sich dadurch übler Nachrede ausgesetzt. Das deutet auch Cicero an, wenn er Ad Att. X 4, 6 sagt: *Nulla nostra culpa est, natura metuenda est. Haec Curionem, haec Hortensi filium, non patrum culpa corrupit.* Unter *natura* aber verstand Cicero einen gewissen angeborenen Leichtsinn und den Hang Schulden zu machen. Vor dieser Neigung hatte er Curio gleich nach dem Tode des Vaters in vorsichtiger, aber unzweideutiger Weise gewarnt; vgl. Epist II 2: *Tibi patrimonium dei fortunent*, d. h. 'Möge Dir Dein väterliches Erbteil zum Glücke ausschlagen', und Epist. II 3 1 warnt er den jungen Freund vor luxuriösen *munera funeralia.*

[6]) Caesar, B. c. II 23—44.: auch Cäsar nennt Curio einen 'hochgemuten Jüngling', a. a. O. 38, 2 *magnitudo animi.*

nesse dorée Roms diesen feindlich.[1]) Im Juni aber mufs in Rom eine ungeheure Aufregung geherrscht haben, besonders über die Klausel des zweiten Ackergesetzes Cäsars, die von allen Bewerbern um Ämter den Eid verlangte, dafs sie dieses Gesetz in allen seinen Teilen aufrecht erhalten wollten.[2]) In den politischen Klubs (*circuli*), die wohl ungefähr den *circoli* des modernen Italien entsprachen, und bei Gastmählern fällt manches freie Wort[3]), aber nur einer wagt sich mit seiner Opposition an die Öffentlichkeit: der jüngere Curio. Das Volk wird auf ihn aufmerksam; während man den cäsarischen Tribunen Fufius Calenus mit Pfeifen und Zischen verfolgt, erntet Curio auf dem Markte Beifall und Heilrufe.[4])

Es ist dieselbe Zeit, in der auch die Edikte des Konsuls Bibulus, in denen er gegen die Verletzung der Verfassung durch Cäsar protestierte und auch das Privatleben der Machthaber geifselte, so viel gelesen wurden, dafs an den Stellen, wo sie angeschlagen waren, der Verkehr stockte.[5]) Natürlich wurden sie auch vielfach abgeschrieben und in die Provinzen verschickt;[6]) somit sind auch sie den Flugschriften beizuzählen. Fragmente dieser Edikte des Bibulus hat uns Sueton bewahrt.[7])

Cäsar war um Gegenminen nicht verlegen. Zunächst beauftragte er wohl seinen Trabanten Clodius, mit Wort und Schrift gegen die Senatspartei zu Felde zu ziehen. Wenn ich bei Cicero ad Att. II 9, 1 von Clodius lese: *Etenim, quantum coniectura auguramur, si erit nebulo iste cum his dynastis in gratia, non modo de cynico consulari, sed ne de istis quidem piscinarum Tritonibus poterit se iactare*, so möchte ich die Ausdrücke *cynico consulari* und *istis piscinarum Tritonibus* in Anführungsstriche setzen, denn sie scheinen mir aus einer gegen Cicero und die Verfassungspartei gerichteten Flugschrift des Clodius zu stammen.[8]) In anderen Fällen griff Cäsar selbst zur Feder, z. B. gegen

[1]) Cic. ad Att. II 7, 3; 8, 1; 12, 2: *Curio meus . . . Complexus iuvenem dimisi . . .*

[2]) A. a. O. 18, 2: *Habet etiam Campana lex exsecrationem candidatorum, si mentionem in contione fecerint, quo aliter agere possideatur atque ut ex legibus Iuliis.*

[3]) A. a. O.: *Hac tamen in oppressione sermo in circulis dumtaxat et in conviviis est liberior quam fuit. Vincere incipit timorem dolor . . .*

[4]) A. a. O. § 1: *Unus loquitur et palam adversatur adulescens Curio. Huic plausus maximi, consalutatio forensis perhonorifica, signa praeterea benevolentiae permulta a bonis impertiuntur. Fufium clamoribus et conviciis et sibilis consectantur.*

[5]) Cic. ad Att. II 19, 2; 21, 4: *Itaque Archilochia in illum edicta Bibuli populo ita sunt iucunda, ut eum locum, ubi proponuntur, prae multitudine eorum, qui legant, transire nequeamus.*

[6]) Ad Att. II 20, 4: *Bibulus hominum admiratione et benevolentia in caelo est; edicta eius et contiones describunt et legunt. Novo quodam genere in summam gloriam venit;* 19, 5: *Edicta Bibuli audio ad te missa. Iis ardet dolore et ira noster Pompeius.*

[7]) Sueton, Caes. 10: *Collega eius M. Bibulus: evenisse sibi quod Polluci: ut enim geminis fratribus aedes in foro constituta tantum Castoris vocaretur, ita suam Caesarisque munificentiam unius Caesaris dici*, u. Caes. 49: *Missa etiam facio edicta Bibuli, quibus proscripsit collegam suum Bithynicam reginam eique antea regem fuisse cordi, nunc esse regnum.*

[8]) Cicero nennt zwar die trägen und gleichgültigen Optimaten selbst *piscinarii* (Ad Att. I 18, 6; 19, 6), aber der hier gebrauchte ins Phantastische gesteigerte Ausdruck der *Tritones piscinarii* verrät den jüngeren Mann, und vollends trägt der *cynicus consularis* = Cicero das Gepräge des Clodius.

C. Memmius, dessen herbe Reden (Memmius war 58 Prätor) Cäsar mit Flugschriften desselben Tones beantwortete.[1])

Aber mit solchen Nadelstichen begnügte sich ein Realpolitiker wie Cäsar nicht. Er gewann den Tribunen Vatinius zu dem Plane, die Häupter der Verfassungspartei, insbesondere die beiden Curio, ferner aber auch Lucullus und Cicero in eine Anklage zu verwickeln, als trachteten sie dem Pompejus nach dem Leben. Als Lockspitzel verwendete Vatinius dabei den als Angeber von Beruf bekannten Ritter L. Vettius. Dieser eröffnete dem jungen Curio, er stehe an der Spitze eines gegen Pompejus gerichteten Komplotts, und forderte ihn zum Beitritt auf. Curio aber meldete dies Anerbieten seinem Vater und dieser wieder dem Pompejus. Vettius wurde nun vor dem Senate verhört (Oktober 59) und bekannte, er habe sich mit dem jungen Curio, mit M. Iunius Brutus und anderen verschworen, um bei den Fechterspielen des Gabinius vom Hause des L. Domitius Ahenobarbus aus ein Attentat auf Pompejus zu vollführen. Auch der Konsul Bibulus wisse davon und habe dem Vettius zu diesem Zwecke einen Dolch überreichen lassen. Diese letztere Angabe insbesondere trug den Stempel plumper Erfindung. Vettius wurde also eingekerkert, am folgenden Tage aber durch Cäsar dem Volke vorgestellt, um weitere Angaben zu machen. Jetzt nahm er seine Aussage in Betreff des Brutus zurück, wie Cicero sagt[2]), infolge nächtlicher Fürsprache der Mutter des Brutus, Servilia, der Freundin Cäsars, nannte aber gemäfs der ihm unterdes erteilten Instruktionen den L. Lucullus, den L. Domitius und 'einen beredten Konsular, Cäsars Hausnachbar auf dem Palatin, der ihm gesagt habe, man müsse gegen die Tyrannen einen neuen Servilius Ahala oder einen neuen Brutus finden'.[3]) Dafs solche Reden in den oben erwähnten *circuli* gefallen sein mochten, dafs speziell auch Cicero in seinem Hasse gegen die Machthaber etwas derartiges gesagt haben konnte, ist ohne weiteres zuzugeben; die Sprache der Pariser Salons unter Ludwig XV. und XVI. war keine zahmere.[4]) Auch Ciceros Schwiegersohn Calpurnius Piso und Ciceros junger Freund und Gesinnungsgenosse M. Iuventius Laterensis wurden der Teilnahme an der Verschwörung bezichtigt.[5])

Aber Vettius spielte seine Rolle schlecht: er nannte auch Personen, mit denen er verkehrt haben wollte, die seit längerer Zeit im Ausland lebten, und verwickelte sich in Widersprüche. Ein gerichtliches Verfahren, das der Senat angeordnet hatte, mufste seine Anstifter entlarven; da wurde er während der Nacht in seinem Gefängnisse erdrosselt. Vatinius hatte die That befohlen, Cäsar sie gebilligt.[6])

---

[1]) Sueton, Caes. 73.

[2]) Cicero erzählt den ganzen Hergang auf das anschaulichste Ad Att. II 24, 2 f.

[3]) Ad Att. II 24, 3. [4]) S. u. S. 633. [5]) Ad Att. 24, 3.

[6]) Bei der Übereinstimmung der Quellen Cic. in Vatin. 26; Sueton, Caes. 20; Plut., Lucull. 42 läfst sich dieser dunkle Fleck vom Charakter Cäsars trotz L. Langes Annahme (R. A. III 294, 12), Cäsar habe von der ganzen Intrigue des Vatinius und des Vettius nichts gewufst, nicht wegwaschen.

Die Aufregung über diese Vorgänge in Rom war ungeheuer. Cicero und die anderen Anhänger der alten Verfassung fürchteten, dafs Cäsar ein Blutbad unter ihnen anrichten wolle; der Senat war bei der nächsten Sitzung so leer, dafs Cäsar nach der Ursache fragte und der greise M. Considius ihm tapfer antwortete, er sei nur deshalb erschienen, weil er sein graues Haupt der Vorsicht nicht mehr für wert erachte.[1])

Als die Situation sich einigermafsen beruhigt hatte, sprofsten die Flugschriften empor. Cäsar verteidigte entweder selbst oder durch seine Publizisten sein Vorgehen, indem er zu beweisen versuchte, die Verschwörung gegen sein und Pompejus' Leben habe wirklich bestanden. Diese Flugschriften sind verloren, aber sie haben noch auf Cassius Dio gewirkt, wenn dieser behauptet, Cicero und Lucullus hätten dem Cäsar und dem Pompejus durch L. Vettius nach dem Leben getrachtet.[2]) Auf der anderen Seite waren die Curionen die Wortführer. Wir besitzen noch deutliche Kunde von einer interessanten Flugschrift, zu der sie durch die Ereignisse des Jahres 59 v. Chr. angeregt wurden und die wohl auch grofsenteils noch in diesem Jahre abgefafst wurde (s. u.). Cicero bespricht diese Schrift in seinem Brutus 218 f. zum Beweise für die Gedächtnisschwäche, an der Curio der Vater, übrigens ein tüchtiger und geschätzter Redner[3]), gelitten habe. Cicero berichtet da, Curio habe den Dialog, den er gegen Cäsar verfafst hatte, zwar ins Konsulatsjahr Cäsars verlegt, aber darin Dinge vorgebracht, die Cäsar erst im Jahre 58 in Gallien und in den folgenden Jahren seines Prokonsulats gethan habe. Aber den meisten Stoff zu seiner Flugschrift entnahm Curio doch den Vorgängen des Jahres 59. Denn die ganze Darstellung war eingekleidet in ein Gespräch, das er mit seinem Sohne und dessen Freunde Vibius Pansa (cos. 43) gehabt habe, als er eine von Cäsar geleitete Senatssitzung verliefs.[4]) Vermutlich war das Gespräch an jene denkwürdige Senatssitzung nach Vettius' Ermordnung angeschlossen (s. o.). So wenigstens wird es sich leicht erklären lassen, dafs, nach der Fiktion Curios, sein Sohn und dessen Freund Pansa erschienen sind, den alten Curio, dessen Leben auch bedroht schien, abzuholen, und nun mit der Frage auf ihn einstürmen, wie die Sitzung verlaufen sei (*quid in senatu esset actum*). Hiernach scheint es in der That, als sei Curios *Dialogus in Caesarem* gröfstenteils im Jahre 59 verfafst, aber noch nicht herausgegeben worden. Eine andere Zeitgrenze für die Herausgabe ist das Jahr 53, in dem Curio starb. Die Vorwürfe Curios wegen Cäsars Kriegführung in Gallien betrafen wohl die

[1]) Cic. ad Att. II 24, 4: *Modo caedem timueramus, quem* (sc. *metum*, Madvig) *oratio fortissimi senis Q. Considii discusserat*; vgl. Plutarch, Caes. 14.

[2]) Cass. Dio XXXVIII 9. [3]) Cic. Brut. 220.

[4]) Cic. Brut. 218: . . . *etiam in scriptis obliviscebatur, quid paullo ante posuisset, ut, in eo libro, ubi se exeuntem e senatu et cum Pansa nostro et cum Curione filio colloquentem facit omnisque illi sermo ductus est e percontatione filii, quid in senatu esset actum. In quo multis verbis eum inveheretur in Caesarem Curio disputatioque esset inter eos, ut est consuetudo dialogorum, cum sermo esset institutus senatu misso, quem senatum Caesar consul habuisset, reprehendit eas res, quas idem Caesar anno post et deinceps reliquis annis administrasset in Gallia.*

widerrechtliche Niedermetzelung der Usipeter und Tencterer im Jahre 55, über die auch Cato im römischen Senate bittere Klage führte. Also publizierte Curio seinen Dialog vermutlich im Jahre 55, nachdem er ihn mit Zusätzen versehen hatte, die Cäsars Thaten zwischen 59 und 55 betrafen.

Glücklicherweise ist uns wenigstens ein sicheres Fragment dieses Dialogs bei Sueton erhalten, ein Beweis, dafs er, als Sueton schrieb, noch vorhanden war. Sueton berichtet nämlich Caes. 50 von Cäsar: *Pronum et sumptuosum in libidines fuisse constans opinio est plurimasque et illustres feminas corrupisse, in quibus Postumiam Servi Sulpicii, Lolliam Auli Gabinii, Tertullam Marci Crassi, etiam Cn. Pompei Muciam. Nam certe Pompeio et a Curionibus patre et filio et a multis exprobratum est, quod cuius causa post tres liberos exegisset uxorem et quem gemens Aegisthum appellare consuesset, eius postea filiam potentiae cupiditate in matrimonium recepisset. . . .*

Die Ehe zwischen Pompejus und Julia, der Tochter Cäsars, wurde Anfang Mai 59, also noch vor der Katastrophe des Vettius, geschlossen.[1] Pompejus wurde wegen der neuen Verwandtschaft um so mehr verspottet, weil er sich, wie wir aus der angeführten Suetonstelle erkennen, bei seiner Heimkehr aus Asien, als er sich von Mucia trennte, als Agamemnon, ihren Verführer aber, seinen nunmehrigen Schwiegersohn, als seinen Ägisth bezeichnet hatte.[2] Andere Fragmente Curios scheinen aus einer Sammlung seiner Reden zu stammen; der Inhalt dieser Fragmente ist aber auch derart, dafs man diese Reden als fingiert ansehen, demnach zur Gattung der Flugschriften rechnen möchte.[3]

Die vorstehenden Darlegungen eröffnen, wenn sie auch nur einen einzigen Ausschnitt der lebensvollen Wirklichkeit[4] zu bieten vermögen, doch einen Blick nicht nur auf interessante litterarische, sondern auch auf nicht minder interessante gesellschaftliche Verhältnisse Roms während der wichtigsten politischen Krisis, die es durchzumachen hatte. Wie im politischen Treiben des modernen Italien die *circoli*, deren das kleinste Nest nicht entbehrt, eine hervorragende

[1]) Cic. ad Att. II 17, 1: *ὁμολογουμένως τυραννίδα συσκευάζεται. Quid enim ista repentina adfinitatis coniunctio . . .?*

[2]) Plutarch, Pomp. 42 sagt, die Ursache, weswegen Pompejus Mucia verstofsen habe, sei in Ciceros Briefen aufgezeichnet. Wir haben aber hierüber nur die schlichte Notiz Ad Att. I 12, 3: *Divortium Muciae vehementer probatur.* Demnach mufs die Stelle, auf die Plutarch anspielt, in einem der verlorenen Briefe Ciceros gestanden haben.

[3]) Sueton, Caes. 9 werden verschiedene Angaben über Cäsars Teilnahme an einer Verschwörung im Jahre 65 auf *C. Curio pater in orationibus* zurückgeführt. Sueton, Caes. 49 wird aus einer *actio Curionis patris* ein auf Cäsars Verhältnis zum Könige Nicomedes von Bithynien bezüglicher Ausdruck citiert: *stabulum Nicomedis et Bithynicum fornicem*, und a. a. O. S. 52 heifst es: *Curio pater quadam eum oratione omnium mulierum virum et omnium virorum mulierem appellat.*

[4]) Dafs die Zahl der wirklich erschienenen Flugschriften weit gröfser war, als es nach unseren Darlegungen scheinen könnte, folgt schon aus Cassius Dio XLIII 47, 6: *οἱ δὲ δὴ ἄλλοι πάντες δεινῶς ἔφερον καὶ πολλά γε ἐλογοποίουν πρός τε ἀλλήλους καὶ ὅσοις ἀσφάλειά τις ἦν παρρησιαζόμενοι καὶ βιβλία δὲ ἀνώνυμα ἐκτιθέντες.*

Rolle spielen, wie die Pariser Salons im Zeitalter der Aufklärung jenen Hafs gegen das *ancien régime* unter den Gebildeten grofszogen, der sich z. B. in den Versen Diderots verrät:

Et mes mains ourdiraient les entrailles du prêtre
À défaut d'un cordon pour étrangler les rois,

so waren auch im alten Rom die *circuli* und *convivia* die Orte, wo von Berufenen und Unberufenen über die grofsen Fragen der Politik disputiert wurde. Diese *circuli* bildeten den echten Nährboden, aus dem die politische Flugschriftenlitteratur üppig hervorsprofste. Es gehört wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie da Cicero und Varro mit den beiden Curio, vielleicht auch mit Catull, Calvus und Furius Bibaculus zusammensafsen, wie da die Unterhaltung bald in witzigen Spottreden, bald in leidenschaftlichem Ernste, immer aber in südlicher Lebhaftigkeit herüber und hinüberwogte, den einen zu einem Ergufs in Prosa, den anderen zu einem Gedichte anreizend, bis schliefslich ein ganzer publizistischer Feldzug in Szene gesetzt war. Auffällig bleibt es nur, dafs die Machthaber diesen Publizisten gegenüber so sehr verschieden verfuhren; gegen Cicero und Curio mit furchtbarer Härte, gegen Varro, Catull, Bibaculus u. a. mit wunderbarer Milde[1]); konnte doch Varro als der Verfasser des *Τρικάρανος* sogar noch als Fürsprecher für Cicero bei Pompejus auftreten. Und doch ist der Grund für diese Erscheinung leicht einzusehen. Die Machthaber waren von der gröfsten Langmut, wenn ihnen ein Spott, eine Lästerung, ja selbst ein ernst gemeinter Vorwurf im Gewande der Dichtung von politisch gar nicht, oder doch nur wenig thätigen Leuten entgegentrat — deshalb liefsen sie nicht nur ihre Soldaten, sondern auch die Dichter Roms singen und sagen, was sie wollten: aber Cicero als activer Vertreter eines ihnen feindlichen politischen Systems wurde jederzeit ernst genommen und ernstlich bekämpft. So liefs auch Bismarck, während er Windthorst und Eugen Richter mit eiserner Faust anfafste, sich die manchmal ziemlich starken Anzapfungen in Versen und Karikaturen des 'Kladderadatsch' sogar mit einem Anfluge von Bonhommie gefallen.

---

[1]) Tac. Ann. IV 34: *Carmina Bibaculi et Catulli referta contumeliis Caesarum leguntur; sed ipse Divus Iulius, ipse Divus Augustus et tulere ista et reliquere.* Vgl. Sueton, Caes. 73: *C. Calvo post famosa epigrammata de reconciliatione per amicos agenti ultro ac prior scripsit. Valerium Catullum, a quo sibi versiculis de Mamurra perpetua stigmata imposita non dissimulaverat, satis facientem eadem die adhibuit caenae hospitioque patris eius, sicut consuerat, uti perseveravit.*

EINE GESCHICHTE DEUTSCHLANDS IM XIX. JAHRHUNDERT

Von Herman von Petersdorff

Mehr denn fünf Jahre ruht Heinrich v. Treitschke, mein unvergefslicher Lehrer, bereits im Grabe. Den sechsten Band seiner Deutschen Geschichte, in dem er die deutsche Revolution zu schildern gedachte in dem Bewufstsein, dafs er der einzige Berufene dazu war, hat er uns nicht mehr schenken können. Inzwischen hat Georg Kaufmann in einem starken Bande das oft begonnene, aber noch nie zu Ende geführte Werk einer Deutschen Geschichte im XIX. Jahrh. zu stande gebracht[1]): ein rühmliches Zeugnis deutschen Gelehrtenfleifses und Wahrhaftigkeitssinnes. In knapper, klarer Sprache wird uns zumeist nüchternen Tones und bedächtig erwägend, wohl ganz dem Wesen dieses niedersächsischen, ehrlichen Germanen entsprechend, in grofsen Zügen ein grofsenteils auch in die Tiefen gehendes Bild der Entwickelung des überreichen deutschen politischen Lebens im verflossenen Jahrhundert vorgeführt, aus dem eine Fülle der Belehrung für die breite Masse der Gebildeten quillt, aber aus dem auch der Fachmann schöpfen kann und an dem selbst die, die viel daran auszusetzen haben, zu denen ich mich leider schlagen mufs, Freude haben werden.

Wenn ich sage, dafs ich viel an dem tüchtigen Werke auszusetzen habe, so bezieht sich das namentlich auf die bedauerliche Thatsache, dafs Kaufmanns Bestreben offensichtlich darauf ausgeht, manche inzwischen ziemlich allgemein durch neuere Forschungen herrschend gewordene Anschauungen in wichtigen Punkten anzufechten und alte Wunden, die durch die Zeit und die versöhnende Gerechtigkeit unbefangener Historiker schon vernarbten, wieder aufzureifsen. Insbesondere erweckt sein Buch durchaus den Eindruck eines solchen, das im Gegensatz zu Treitschke geschrieben ist. Das ganze Verlagsunternehmen von Bondi, das den Titel führt: 'Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung' und in dem u. a. auch die geistigen und sozialen Strömungen, die deutsche Litteratur, die Kriegsgeschichte und die deutsche Volkswirtschaft des XIX. Jahrh. neben der politischen Geschichte gesonderte Bearbeitung erfahren, erweckt diesen Eindruck. Kaufmann hat es mit glücklichem Takt vermieden, in eine ausdrückliche Polemik gegen Treitschke einzutreten, wie es Theobald Ziegler in seiner Geschichte der geistigen und sozialen Strömungen in so unschöner Weise gethan hat. Aber dafs Kaufmann sich in starkem Gegensatze zu Treitschke be-

---

[1]) Politische Geschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Georg Kaufmann, ord. Professor der Universität Breslau. Erstes bis viertes Tausend, Berlin, Georg Bondi 1900. 706 S.

findet, ist unleugbar. Nun ist es natürlich von niemand zu verlangen, dafs er sich Treitschke durchaus anschliefse. Auch er hat sicher oft in seinem Werke geirrt. Aber es mufs doch hervorgehoben werden, dafs kein einziger Forscher auch nur entfernt so das Gebiet dieser Zeit beherrscht hat wie gerade Treitschke, dafs gerade er, vermöge seiner genialen geistigen Veranlagung und seiner umfassenden Bildung, ganz abgesehen von seiner einzig dastehenden Darstellungsgabe, der rechte Mann dazu war, den gewaltigen und herrlichen Stoff zu meistern, auch darum, weil er in jahrzehntelangem innerlichem Ringen sich zu den Anschauungen durchgekämpft hatte, die er in seiner Deutschen Geschichte niederlegte, und manches milder zu beurteilen sich entschlofs, was er in früheren Jahrzehnten hart verurteilte. Kaufmann tritt ihm nun mit durchaus selbständigem Urteil entgegen und weifs es sicher auch mehr oder minder gut zu begründen. Bei der zusammenfassenden Natur des ganzen Werkes kann eine Begründung indes im allgemeinen nur kurz ausfallen. Deswegen ist die Forschung weniger in der Lage mit ihm zu rechten und wird geneigt sein, es mehr mit Treitschkes und Sybels eingehenderen Forschungen zu halten. Die grofse Menge der Leser dagegen empfängt den Eindruck, gesicherte Ergebnisse zu erhalten, und diese Thatsache scheint mir in mancher Hinsicht bedauerlich.

Als echter Gelehrter hat Kaufmann das Streben, innerlich frei zu denken und demgemäfs zu urteilen. Das äufsert sich oft genug in wahrhaft herzerquickender Weise. Wollte man aber sagen, dafs ihm sein Streben völlig gelungen sei, so würde man doch, wie ich glaube, sehr irren. Kaufmann ist, wie mir scheint, noch sehr durch das Dogma der Partei gebunden. Er reifst kraftvoll an den Fesseln, die ihn halten, und er streift sie vielfach, ja vielleicht meist thatsächlich ab. Aber oft genug ist sein Buch doch nur ein 'in gelehrtem Gewande einherschreitendes Pamphlet', wie er von Janssens Deutscher Geschichte mit Recht allgemein sagt. In gewissem Sinne hat auf ihn Bismarcks übermächtige Persönlichkeit geradezu befreiend gewirkt. Für sie hegt er begeisterte Bewunderung, ohne sich darum den kritischen Blick ihr gegenüber trüben zu lassen. Aber ganz war auch Bismarcks Erscheinung nicht ausreichend, um ihn die deutschen Dinge klar sehen zu lassen. Manche Urteile stehen sich unvermittelt und widersprechend gegenüber, manches ist ererbtes altes Parteirüstzeug, das rein mechanisch hervorgeholt wird, obwohl das bei einem Geschichtsforscher nicht sonderlich anmutet. Kaufmann ist von Haus aus, so will es mich dünken, der Typus eines regierten Mannes, wie Treitschke das von Lasker und Hansemann treffend ausgeführt hat (vgl. Politik I 142 f.). Von Haus aus tritt Kaufmann nur heischend und fordernd an den Staat heran. Kraft seines eifrigen Strebens nach Unbefangenheit und seiner Urteilsfähigkeit gelingt es ihm glücklicherweise in den meisten Fällen, dieses alten Adams Herr zu werden, der alte Adam schaut aber doch an allen Ecken und Enden wieder heraus. Kaufmann hebt zustimmend das Wort Bismarcks hervor: 'Sie thun, als ob es ein Land der Abgeordneten gäbe und ein Land der Regierung', und selbst verfällt er nur zu häufig in diesen Fehler der Parlamentarier. Sein Herz ist im Grunde genommen völlig bei jenen Volksvertretern, die sich nicht in die

Haut der Regierung hineinzuversetzen vermochten, so wackere Leute sie im Grunde waren, den Harkort, Unruh und Hansemann, und nur seine wissenschaftliche Einsicht und Ehrlichkeit zwingt ihn häufig, einen anderen Standpunkt einzunehmen.

So kommt es denn auch, dafs unser Geschichtschreiber zu den drei preufsischen Herrschern, mit denen er es vornehmlich zu thun hat, wie mir scheint, doch nicht ganz die richtige Stellung zu finden gewufst hat. Am meisten ist ihm dies noch bei dem alten Kaiser gelungen, weniger schon bei Friedrich Wilhelm III., über den er nur zu häufig allzu scharf urteilt, am allerwenigsten bei Friedrich Wilhelm IV., den er geradezu hafst. Wilhelm I. wird wohl im allgemeinen gerecht geschildert. Aber man fühlt, dafs Kaufmann ihn nicht sonderlich liebt. Was Friedrich Wilhelm III. anbetrifft, so glaube ich trotz allem, dafs Treitschkes Auffassung von ihm im wesentlichen richtig ist. In der Studierstube und rückschauend sehen sich die Dinge doch zu leicht anders an. Man mufs sich gerade bei Friedrich Wilhelm III. einigen Zwang anthun, um ihn richtig zu würdigen in seiner Schüchternheit, seiner Scheu gerade vor genialen Naturen, die er mit seinem gröfseren Sohne Wilhelm teilte, seiner Schlichtheit, seiner Schwunglosigkeit, seinem Verantwortlichkeitsgefühl und seinem Gerechtigkeitssinn. Um so wertvoller ist es, wenn der sich der modernen Auffassung Friedrich Wilhelms III. ganz anschliefsende Kaufmann hin und wieder Worte rückhaltlosen Lobes für ihn findet, wenn er an des Königs Wort erinnert: 'Der Staat mufs durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat', und wenn er der Politik des Königs bei Verjagung des Braunschweiger Herzogs Karl rühmend gedenkt (S. 182 f.). Ganz unglücklich finde ich seine Behandlung Friedrich Wilhelms IV. Die so unendlich fesselnde Persönlichkeit des edlen Monarchen, der freilich ganz und gar kein Staatsmann war, obwohl er an politischer Urteilskraft seine Zeitgenossen fast sämtlich überragte, und dessen krankhafte Veranlagung das Mitleid wachruft, tritt durchaus nicht mit der wünschenswerten Klarheit hervor. Man merkt nur recht wenig davon, welch eine Stellung er in seiner Zeit und unter seiner Umgebung einnahm. Darin ist Ziegler glücklicher gewesen. Man erhält auch gar keinen Begriff, welche bezaubernden Eigenschaften dieser König in sich vereinigte. Es sind im Grunde nur gelegentliche Bemerkungen, die dem Verfasser über Friedrich Wilhelm IV. gleichsam entschlüpfen, und es mutet fast komisch an, wie er ganz spät einen Anlauf nimmt, ihn zu schildern, mit den Worten: 'Zunächst gilt es noch einmal die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. zu erfassen' (S. 433). Wie anders stellt er sich zu König Max II. von Bayern (S. 423 f), dem Friedrich Wilhem IV. doch nicht nur durch seine Stellung als der mächtigere Monarch, sondern auch geistig weit überlegen war, und wie viel sympathischer beurteilt er Ludwig II. (S. 635). Nur selten steht unserem Verfasser Schwung zur Verfügung. Bei Besprechung der Persönlichkeit des kranken Bayernkönigs findet er ihn. Warum nicht auch für den Romantiker Friedrich Wilhelm? Statt dessen begegnen wir lieblosen Urteilen wie dem folgenden: 'Recht hatte ja niemand in Friedrich Wilhelms IV.

Augen, alles sollte Gnade sein' (S. 287). Er spricht von der 'inneren Unwahrhaftigkeit seines Regiments' (S. 404), wo es sich doch nur um Unsicherheit und Unklarheit handelt, von seiner 'Gleichgültigkeit gegen die wirtschaftlichen Verhältnisse' (S. 295), wo doch gerade das Umgekehrte zutrifft, von Fehlern abgesehen, die auch den Gröfsten passieren. Er lehnt es ab, den Umzug am 21. März 1848 würdelos zu nennen, zu dem Friedrich Wilhelm IV. in einem Zustand völliger Schwäche von seinen Ministern förmlich gezwungen wurde und über dessen Würdelosigkeit sonst nur eine Stimme zu herrschen schien; aber ein in der Art Friedrich Wilhelms etwas überschwänglich gehaltenes Schreiben an Napoleon III., das nennt er unbedenklich 'unwürdig' (S. 483). So wird man es auch verstehen, dafs er dem König nur ein subjektives Recht einräumt, die Kaiserkrone abzulehnen, während doch Sybel längst die allgemeine Anschauung wiedergab, dafs er nicht anders handeln konnte, und noch jüngst Lenz ausführte, dafs kaum die Kraft von Bismarck und Friedrich II. zusammen ausgereicht hätte, die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Man wird es so auch verstehen, dafs Kaufmann leichthin bei Besprechung der Olmützer Verhandlungen urteilt, Preufsen hätte den Kampf nicht zu scheuen brauchen, obwohl nicht nur Ranke, Moltke, Sybel, sondern vor allem auch Bismarck nicht nur im November 1850 selbst, sondern bis zuletzt es für Thorheit gehalten hat, wenn Preufsen damals mit mehr als der Hälfte Europas die Waffen gekreuzt hätte. Nur tiefer Hafs gegen Friedrich Wilhelm IV. erklärt solche Urteile. Ein Mann, für den Kaufmann viel Vorliebe hat, Georg v. Vincke, hat einst das schöne Wort gesprochen, man solle von den Schwächen des Vaterlandes reden mit frommer Scheu, wie der Sohn von den Fehlern seines Vaters. Ist es unbillig, wenn ich meine, dafs dies Wort, unbeschadet der historischen Wahrheit und ehrlichen Freimuts, auch ein wenig für die gekrönten Häupter unseres angestammten Königshauses Geltung beanspruchen darf? Und gerade Friedrich Wilhelm IV. hat Liebe von seinem Volke verdient, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, der Schwierigkeiten seiner Zeit, mit denen kein Mensch so innerlich gerungen hat als diese empfängliche und reichbegabte Natur, in der Weise Herr zu werden, dafs er wesentliche positive Schöpfungen hinterliefs. Oder klingt bei Kaufmann noch jener Hafs durch, der seine Ursache in der Unbill hat, die gerade Friedrich Wilhelm IV. von seinen eigenen Volksgenossen seinerzeit widerfahren ist? Richtiger zeichnet Kaufmann die Gestalt des späteren Kaisers Friedrich, weil er zu ihm die richtige Herzensstellung gehabt hat, und es ist ein schönes Zeugnis für Kaufmanns Wahrheitssinn, dafs er es bezweifelt, ob der Kronprinz fähig war, eine kühne Politik einzuleiten (S. 546), und urteilt, dafs seine Regierung die hochgespannten Hoffnungen, die man 'überall' an ihn knüpfte, wahrscheinlich nicht erfüllt haben würde (S. 677).

Die dogmatische Gebundenheit des Verfassers tritt am meisten hervor in der ermüdenden Polemik gegen den preufsischen Adel. Wenn er auf den Anteil des Adels an der Politik eingeht, dann ist es fast immer so, als wenn ein fortschrittlicher Demagoge der Konfliktszeit alle seine Register aufzieht und

seinen unermefslichen Vorrat an lieblichen Kraftworten über die armen Junker ausschüttet. Es macht den Eindruck, als wenn der treffliche Gelehrte in diesem Punkte völlig mit Blindheit geschlagen, als wenn die Zeitgeschichte in dieser Beziehung spurlos an ihm vorübergegangen wäre. Ganz gewifs soll nicht verschleiert werden, was der Adel auch in Preufsen im letzten Jahrhundert gesündigt hat, dafs er nur zu häufig seine Zeit nicht erkannte und kleinliche Gesichtspunkte vertreten hat. Ich setze eine Ehre darein, freimütig und, wenn es sein mufs, mit schonungsloser Ehrlichkeit die Fehler des Adels aufzudecken. Aber mit völliger Ruhe und Gelassenheit darf der Satz ausgesprochen werden, dafs alles in allem genommen der preufsische Adel zu seinen Verdiensten im XVIII. Jahrh. auch im XIX. viele neue hinzugefügt hat. Was liest man indes bei Kaufmann? — 'In der Periode, da sich Preufsen 1807—1866 durch Beseitigung der mittelalterlichen Schranken, welche die Volkskräfte gebunden hielten, und durch die Reform an Heer und Verwaltung zu ungeahnter Kraft und Bedeutung erhob, da war der Adel nicht der Träger der fortschreitenden Bewegung, sondern das hemmende Moment. Diese Entwickelung des Adels in Preufsen und ähnlich in den übrigen Staaten ist eine der verhängnisvollsten Thatsachen der preufsischen und weiter der deutschen Geschichte' (S. 243). Man traut seinen Augen kaum, wenn man das liest. Von Stein, Hardenberg, Boyen, Humboldt, Motz bis zu Roon, Bismarck und vielleicht auch Fritz Eulenburg ist der Adel ein Widersacher auch der Reform an Heer und Verwaltung gewesen. Georg Kaufmann hat es gesagt. Die Partei, die die Heeresreform durchführen half, war wohl die Benedikt Waldecks? Man kann nicht einmal sagen, dafs der Adel als solcher das Verfassungswerk gehemmt hat. Er war in dieser Frage gespalten. Oder hatten Arnim und Bodelschwingh keine Anhänger ihres Standes hinter sich? Ein andermal heifst es mit Bezug auf eine Rundschau Ludwigs v. Gerlach, sie zeige, 'wie völlig dieser preufsische Adel den Gedanken an die Ehre Preufsens verloren hatte' (S. 466). Zugegeben, dafs ein Mitglied sich einmal völlig verrannt hat, wo bleibt die historische Gerechtigkeit bei solchen Verallgemeinerungen? Frommt es noch irgend etwas, wenn man die alten Tiraden braver Männer wie Harkort abdruckt, die Kaufmann selbst nicht immer vertreten will? Ohne jede Einschränkung druckt er Harkorts Worte wieder ab: 'Diese Partei, welche die Schlacht bei Jena verlor und einem zweiten Jena entgegengeht, kennt kein Vaterland, sondern will nur Knechte.' Bei Erwähnung des 1861 veröffentlichten grotesken Erlasses eines mecklenburgischen Junkers, des Grafen Kuno Hahn-Basedow, an seine Dienerschaft mit der Anrede: 'An meine sämtlichen Beamteten und Dienerschaft, die mein Brot essen und denen mich Gott zum Herrn gesetzt hat', meint Kaufmann, er wäre gerade zur rechten Zeit erschienen, um den Bürgern von den 'ausschweifenden Gedanken und Wünschen dieser Kaste ein packendes Bild zu geben'. Und so geht es fort. Bald nach Königgrätz hat Treitschke, der gewifs unbefangen in dieser Sache war, und der vorher auch recht hart über den Adel urteilte, geschrieben: 'Die landläufigen Anklagen wider den «Junkergeist» unseres Adels müssen angesichts dieses Krieges auf ein billiges Mafs herabsinken. So schlägt sich kein Heer,

das von einer verhafsten, anmafsenden Kaste befehligt wird! Der preufsische Adel hat ein Vaterland; es ist nicht wahr, dafs ständische Selbstsucht seine vorherrschende Leidenschaft sei.' Klingt das nicht so, als wären diese vor fünfunddreifsig Jahren geschriebenen Worte eigens auf Georg Kaufmann und seine Anklagen geprägt? Vielfach ist die Unklarheit des Begriffs Adel schuld an den Ungerechtigkeiten Kaufmanns. Nachdem er S. 243 ganz allgemein sein Verdikt über die historische Rolle des Adels im XIX. Jahrh. gesprochen hat, erkennt man S. 244 plötzlich, dafs er nur den Landadel gemeint hat. Der deutsche Adel darf in so fern von Glück sagen, dafs in den letzten hundert Jahren die ländlichen Besitzverhältnisse so sehr zu seinen Ungunsten verschoben worden sind. Künftige Geschichtschreiber können nun wenigstens nicht mehr den Adel schlechthin angreifen, wenn sie die Stellung der Landwirte zu den Zeitereignissen schildern. An gelegentlichen Anläufen zur Objektivität dem Adel gegenüber fehlt es glücklicherweise nicht. So kann Kaufmann nicht umhin, den Hut vor einem der grimmigsten Feinde der Reform im Anfang des Jahrhunderts, vor Marwitz, zu ziehen, und dafs Yorck in den Reihen der Opposition stand, giebt ihm auch Anlafs, seine Angriffe auf die erschreckliche Selbstsucht der Adligen hin und wieder etwas einzuschränken, um später um so mehr seinem Zorn gegen den Stand die Zügel schiefsen zu lassen. Nachher findet er kaum noch ein versöhnendes Wort für ihn im allgemeinen, nicht eins für die erhabene Haltung des adligen Offiziers im Jahre 1848, für den Schlachtenruhm der Junker bei Alsen, Königgrätz und St. Privat. Und wenn seinem lauten Poltern gegen diese egoistische Kaste noch ein entsprechender Tadel für die soziale Heuchelei des Kapitalismus und bürgerliche Selbstsucht, für die zügellose Erwerbsgier und den groben Materialismus weiter bürgerlicher Kreise gegenüberstände! Ganz selten findet sich einmal ein so zahmer, schüchterner Vorwurf wie der: 'Schwer gewöhnten sich die Inhaber oder Leiter dieser (industriellen) Werke an die Vorstellung, dafs sie fortan nicht nur private, sondern auch öffentliche Interessen wahrzunehmen hätten' (S. 655). Sein eigenes Urteil aber spricht sich der Verfasser in dieser Sache, wenn er zum Schlufs (S. 681) sagt: 'Die Bürger leben noch in den alten Anschauungen und kämpfen um alte Schlagworte.' Die grofse Masse der Gebildeten ist, wie uns dünkt, Gott sei Dank meist über die Schlagworte vom Junkertum längst hinaus, und es steht kaum zu erwarten, dafs selbst ein Gelehrter wie Kaufmann mit diesen Ausführungen viel Schaden anrichten kann. Wie mangelhaft er auf diesem Gebiete Bescheid weifs, das lehrt die Thatsache, dafs er noch zum Schlufs behauptet, das 'Bürgertum' würde von Erscheinungen wie das 'Deutsche Adelsblatt' (S. 681) bedrückt, jener Wochenschrift, die nicht leben und nicht sterben kann und die im wesentlichen nur ihr Dasein fristet, weil sie gewissen humanitären Vereinigungen zum Organ dient. Subjektiv eine der rühmlichsten Leistungen unseres Historikers ist die Würdigung des ihm innerlich verhafsten Roon, den er 'aus recht irdischem Stoffe geformt, aus echtem Junkerholz geschnitten' nennt, dem er aber nicht die Gröfse abspricht und den er rückhaltlos als den dritten der drei grofsen Paladine des alten Kaisers bezeichnet.

Ein interessantes Beispiel, wie Kaufmann mit den alten Banden, die ihn schnüren, ringt, ist die Behandlung der Gebrüder Gerlach. General Leopold v. Gerlach hat sich wie Marwitz ein Denkmal in seinen Memoiren gesetzt. Und — wunderbar! — sobald sich diese am meisten verketzerten Vertreter des Junkertums in vollem Lichte zeigen, da erweist es sich, dafs sie weit besser sind als ihr Ruf. Marwitz hat schon Gnade vor Kaufmanns Augen gefunden; dessen Zeit liegt schon weit genug zurück. Bei Gerlach ist es ihm noch nicht ganz gelungen, historische Gerechtigkeit zu üben. Wie er sich noch nicht im reinen über ihn ist, zeigt gleich eines seiner ersten Urteile über ihn, in dem er ihn paradox einen 'ehrlichen Intriganten' nennt (S. 390). Dann sagt er von ihm, er wäre ein 'Virtuos in der Kunst mit Worten zu spielen' gewesen (S. 434), hebt aber ausdrücklich hervor, 'es wäre falsch, Gerlach und seine Freunde der Heuchelei zu bezichtigen' (S. 470), obwohl er sie als Führer der frömmelnden, heuchlerischen Richtung vorführt. S. 435 stellt er den Satz auf, die Gerlachs hätten alles nach dem Mafse gemessen, 'in welchem es den Ideen des Patrimonialstaats mit der Steuerfreiheit, dem Jagdrecht und der Polizeigewalt der adligen Grundherren zu nützen schien'. S. 443 lobt er hingegen ihre 'idealistische Geistesrichtung'. Er behauptet, Leopold und sein Bruder, der Präsident Ludwig v. Gerlach, hätten 'viel Worte von ihrem protestantischen Glauben gemacht', als wenn das nicht den Vorwurf der Heuchelei in sich schlösse und wo doch das evangelische Bewufstsein gerade Leopolds v. Gerlach nicht bestritten werden kann. Zum Schlufs spricht er wieder von der 'ehrlichen und frischen Natur' des alternden Gerlach. Trotz seiner eingehenden Benutzung der Gerlachschen Denkwürdigkeiten scheint mir sein Urteil über die beiden begabten Brüder doch an verschiedenen Unklarheiten zu leiden. Beide fühlten sich gar nicht so schlechthin als Anwälte der Junker, wie Kaufmann anzunehmen scheint. Beide waren auch gerade leidenschaftliche Gegner des Polizeiregiments. Ludwig v. Gerlach, übrigens, wie mir aus den Gerlachschen Papieren besonders klar geworden ist, derjenige der Gebrüder, dem Bismarck ursprünglich am nächsten stand, neigte in seiner paradoxen Art unbewufst thatsächlich öfter zum Katholizismus, worüber der General manchmal Schmerzen empfand, ebenso wie über das Katholisieren Raumers und seines Gehülfen Bindewald. Über die Engherzigkeit des Gerlachschen Standpunktes in vielen der wichtigsten Fragen ist gewifs nicht zu streiten. Man thut ihm aber schweres Unrecht, wenn man darin egoistische Beweggründe eine Hauptrolle spielen läfst. Sie waren doch eben Hallerianer, und daraus erklärt sich ihre Politik. Will man als Losung des Bürgertums in den Kämpfen des verflossenen Jahrhunderts den Ruf *pro patria* bezeichnen, so heifst sie beim preufsischen Adel ebensowenig schlechtweg *pro domo,* sondern *pro rege.* So, glaube ich, mufs sich eine unbefangene Geschichtschreibung entscheiden. Bismarck, auch aus echtem Junkerholze geschnitten, hat kraft seiner Genialität die Brücke zwischen beiden Teilen geschlagen.

Ein wesentliches Merkmal des Kaufmannschen Buches sehe ich in der ausführlichen Behandlung der inneren Politik und besonders der Verfassungs-

fragen. Die grofsen europäischen Ereignisse werden recht kurz abgethan, so die orientalische Frage, die Kriege, die Vorgeschichte der Kriege, aber auch die Entwickelung des Zollvereins. Dies letztere hängt mit dem bewufsten Gegensatze zu Treitschke zusammen. Wenn die Kriege so wenig Berücksichtigung gefunden haben, so geschah das wohl deshalb, weil eine Kriegsgeschichte des XIX. Jahrh. in dem Bondischen Sammelwerke aus Fritz Hönigs verdienstvoller Feder zu erwarten steht. Immerhin ist diese geringe Beachtung der Kriegsereignisse sehr zu beklagen. Dadurch wird der Geschichte des XIX. Jahrh. viel von ihrem Inhalte geraubt. Einen unseres Erachtens zu weit gehenden Raum hat der Verfasser manchen Vorgängen der inneren Politik zugemessen. Der Beseitigung der preufsischen Gemeindeordnung von 1850 widmet Kaufmann etwa ebensoviel Platz als der Schilderung der wichtigsten Jahre der Zollvereinsgeschichte. Mit Wärme nimmt er sich Rottecks an, ohne doch m. E. das von Treitschke entworfene Bild des wackeren Mannes erheblich zu verändern. Wir müssen es uns versagen, weitere Einzelheiten hervorzuheben, in denen uns der Verfasser zu irren scheint. Nur ganz beiläufig noch ein Wort über das völlige Verschweigen der geschichtlichen Rolle, die das Judentum im XIX. Jahrh. gespielt hat. Fast scheint es, als wenn Kaufmann überhaupt kein Organ zum Verständnis dieser Frage habe. Oder wie ist es sonst zu erklären, dafs folgende Sätze nicht nur über Engels, sondern auch über Karl Marx der Öffentlichkeit übergeben werden: 'Beide waren Deutsche. Ihre Art und Wirksamkeit ist nur aus der Entwickelung der deutschen Verhältnisse zu verstehen. Die englischen und französischen Sozialisten haben sich den internationalen Tendenzen niemals so stark hingegeben wie die Deutschen' (S. 660).

Alle unsere Bedenken zusammen genommen, darf man, so glaube ich, sich doch nicht über den Wert des Kaufmannschen Werkes täuschen. Ich erblicke ihn hauptsächlich in dem rückhaltlosen und freimütigen Bruch mit zahlreichen Irrtümern, die gerade im liberalen Bürgertum fest eingewurzelt waren. In dieser Beziehung wird Kaufmanns Buch klärend und reinigend wirken.

Welch eine Bedeutung hat es, wenn von dieser Autorität über die Erschiefsung Robert Blums geurteilt wird: 'Das formale Recht zu der Exekution läfst sich nicht oder doch nicht so durchschlagend bestreiten, wie man meist glaubt. Blum hatte den Widerstand der Stadt (Wien) geschürt, hatte einige Tage auch Waffen getragen: man konnte ihn strafen, wie viele andere.' Wohlthuend mutet es an, wenn Kaufmann über die Standgerichte in Baden 1849 unbefangen sagt: 'So hart jedes Urteil der Art erscheint, im ganzen haben doch auch die Gegner anerkannt, dafs die preufsischen Offiziere mit Milde verfuhren und auch den Gefangenen in der Zeit der Untersuchung eine gewisse Schonung angedeihen liefsen', wenn er von der Heeresreorganisation, die der Liberalismus so heftig bekämpfte, schreibt: 'Die Gründe der Billigkeit waren so einleuchtend, dafs man erwarten durfte, das Volk würde den Vorschlag mit Freuden begrüfsen' (S. 526). An anderer Stelle heifst es: 'Der preufsischen Nationalversammlung wurde bei ihrem Zusammentritt (April 1848) von der

Regierung ein Verfassungsentwurf vorgelegt, der heftig angegriffen wurde, heftiger als man heute versteht' (S. 342), und später bucht Kaufmann die Sünden der damaligen Führer der Linken in voller Ausführlichkeit (S. 345). Einmal entfährt ihm sogar gegenüber dem von ihm verehrten Heinrich Simon das Wort: 'Diese Liberalen hatten doch alle etwas von einer Tyrannennatur in sich aufgenommen' (S. 350). An anderer Stelle geht er nicht gerade glimpflich mit Virchow wegen seines Abrüstungsantrages ins Gericht (S. 639). Er verschweigt auch nicht die bei einzelnen Teilen des preufsischen Beamtentums schon vor 1848 eingerissene Disziplinlosigkeit, wenn er mitteilt, dafs sich 1844 sämtliche Referendare Naumburgs infolge einer Schrift Heinrich Simons an einer Petition beteiligten, die auf Zurücknahme eines Disziplinargesetzes ging. Kaufmann urteilt auch ruhiger über die Romantik als Theobald Ziegler, indem er betont, dafs aus ihr Reformer wie Görres, bei dem er mit Recht länger verweilt, Arndt und Schleiermacher ebensowohl Kraft sogen wie Haller, Adam Müller und andere Häupter der Reaktion oder Restauration (S. 90). Eine hübsche Bemerkung macht er S. 193: 'So einfach liegen die Dinge selten, dafs man Zeitgenossen und ihre Thätigkeit mit voller Klarheit beurteilt.' Darum hat er sich im Gegensatze zu Ziegler auch meist gehütet, das Jahrhundert bis in die letzten Jahre zu verfolgen. Schon über den Kulturkampf drückt er sich höchst vorsichtig aus, nachdem er Falk ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat: 'Noch ist die Zeit nicht gekommen, um zu sagen, in welchen Stücken der Staat anfangs zu weit gegangen ist und später zu weit nachgegeben hat.' Er weist auch nach, dafs wesentliche Teile der kirchenpolitischen Gesetze erhalten sind. Gerade die Besprechung des kirchenpolitischen Kampfes zeigt, wie hoch Kaufmanns Werk über Schriften wie Hans Blums 'Das deutsche Reich unter Bismarck' steht. Es ist auch eindringender und durchgearbeiteter als Maurenbrechers Gründung des Reichs. Ein schönes Mafs von Objektivität verrät Kaufmann ebenso in einzelnen Charakteristiken viel umstrittener Persönlichkeiten, so wenn er Eichhorn (z. B. S. 276), Vilmar (S. 406) oder Stiehl (S. 520) schildert. Selbst für Hassenpflug, den Sybel wohl zu schroff beurteilt hat, findet er anerkennende Worte. Im Gegensatz zu den Ausführungen Hans Viktors v. Unruh in seinen Erinnerungen bricht er für Heinrich v. Gagern eine Lanze, dessen Bedeutung nach Kaufmanns Auffassung vorzugsweise darin gelegen hat, dafs er früh den Gedanken vertrat, Deutschland müsse sich ohne Österreich zu einem Staate organisieren und dieser Staat dann mit Österreich ein möglichst enges völkerrechtliches Bündnis schliefsen.

Es verbot sich von selbst bei der verhältnismäfsig raschen Bezwingung eines solchen gewaltigen Zeitraumes, neues Material heranzuziehen. Im wesentlichen baut sich Kaufmanns Darstellung auf den Resultaten der Hauptwerke der letzten Jahrzehnte auf, und wie Ziegler stützt auch er sich gerade grofsenteils auf Treitschkes und Sybels Forschungen; wie wir gesehen haben allerdings mit sehr selbständiger Haltung. Daneben hat er eine Fülle anderen Materials, namentlich Denkwürdigkeiten herangezogen, wobei ihm mit Recht der Mangel an Memoiren und Biographien aus der Geschäfts- und Beamten-

welt aufstiefs. Soweit ich sehe, hat Kaufmann zuerst nachdrücklich die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dafs sich Bismarck bereits in den Frankfurter Jahren vollständig klar über den Ultramontanismus geworden ist. Nirgends ist meines Wissens ferner eine so einleuchtende Schilderung der Revolutionsgefahr in Süddeutschland im Jahre 1849 gegeben wie hier. Kaufmann weist darauf hin, dafs ein Tagesbefehl des bayerischen Ministeriums vom 24. Mai 1849 zeige, wie nicht viel gefehlt habe, 'um die bayerische Armee in ähnliche Bahnen zu treiben, auf denen die badische Armee der Revolution dienstbar geworden war. Dann aber hätte Württemberg nicht gezaudert, sich ebenfalls anzuschliefsen'. Nicht ohne Erfolg verteidigt er die Beratung über die Grundrechte, und die Bezeichnung des Jahres 1848 als des 'tollen' erweist er als doch nicht unbedingt zutreffend, zumal da es genug des Bleibenden geschaffen hat. Einzelne Vorkämpfer des Bürgertums rücken in eine interessante Beleuchtung durch die über sie gesammelten, sonst sehr zerstreuten Mitteilungen. So kann auch der Fachmann mancherlei aus dem Buche lernen. Daneben finden sich zahlreiche treffende allgemeine Bemerkungen, von denen wir schon Proben gaben. Hier noch zwei. Die eine fällt bei Besprechung des Zollvereins (S. 163): 'Wenn einige schon damals die segensreiche, oft an das Wunderbare grenzende Wirkung dieser auf gesunden Grundlagen geschaffenen Zolleinigung erkannten, ganz zu geschweigen von dem Seherblick eines Motz, der auch die politischen Folgen voraussah, so ist doch in solchen Fragen immer eine Fülle entgegengesetzter Urteile möglich. Es ringen Erfahrungen und Befürchtungen miteinander, die sich nicht rein gegeneinander abwägen lassen, wie das noch heute jede Verhandlung über Handelsverträge oder Kanal- und Eisenbahnanlagen lehrt.' Die andere lautet: 'Die klugen Leute sind in grofsen Entscheidungen nicht selten die schlechtesten Politiker, die Treue und die Liebe erweisen sich da immer als die grofsen Werkmeister Gottes' (S. 44).

Die vollsten Töne aber findet Georg Kaufmann, wenn er Bismarcks Gröfse zu erfassen sich bemüht. Gerade weil er sich den Ecken und Härten dieses Heros nicht verschliefst und auch nicht seine eingewurzelte Abneigung gegen das Junkertum ihm gegenüber verleugnet, hat Kaufmanns Zeichnung des Einigers Deutschlands besonderen Wert. So schliefst er denn auch sein Werk mit einer nochmaligen Würdigung der grandiosen Persönlichkeit des ersten deutschen Kanzlers und sagt von ihm: 'Der Kern seines Lebens war Licht und Kraft. Er ist durch das Leben gegangen mit hellem Auge und reichem Herzen, mit dem gewaltigen Willen, der die Berge versetzte, vor denen alle anderen Halt machten, und Ströme des Hasses und des Zweifels wandelte in Ströme der Liebe und thatkräftiger Hoffnung, und endlich mit jenem Ahnungsvermögen des Genius, der im Dickicht den Weg findet.'

Ich kann mich nicht entschliefsen, über ein solches Buch den Stab zu brechen, sondern kann ihm nur Glück auf den Weg wünschen, so manches und Erhebliches ich auch dagegen zu sagen hatte.

NEUE CHARAKTERISTIKEN

Von Otto Ladendorf

Dafs die Werke eines Schriftstellers zugleich Beiträge zur Charakteristik ihres Verfassers werden können, lehrt von neuem die Sammlung von Reden und Studien, Besprechungen und Zeitungsartikeln, die Erich Schmidt in stattlichem Bande jetzt vereinigt vorlegt.[1]) Denn das eine wird auf den ersten Blick klar, dafs wir es mit einem durchaus modernen Forscher zu thun haben, 'der auch die Erscheinungen und Strömungen der Gegenwart mit lebhaftem Anteil verfolgt', der es auch nicht verschmäht, von der Bühne wie von der Presse zu lernen, und im lebendigen Verkehr mit Künstlern und Kunstgenossen Anregung und Befriedigung findet. Das Buch ist mit zahlreichen persönlichen Anspielungen gewürzt. Aber auch ohne diese würden die einzelnen Aufsätze die Eigenart des Verfassers nicht verleugnen.

Derlei Ernten aus wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften, die sonst wohl gemeinhin erst nach dem Tode des Urhebers prüfende Freundeshand zu halten pflegte, sind in unserer drucklustigen Zeit fast an der Tagesordnung. Der Schriftsteller selbst wird zum Herausgeber. Da drohen manche Klippen. Die Fälle, wo mangelnde Selbstkritik vergängliche Tagesware, leichte Feuilletonartikel und dergleichen stolz zusammen rafft und in Buchform gebettet auf den litterarischen Markt wirft, sind so selten nicht und fordern ein energisches Veto heraus. Anders, wenn Meister wissenschaftlicher Forschung unter ihren zerstreuten Blättern Musterung halten und Bleibendes in schöner Form auch einem gröfseren Publikum zu Genufs und Belehrung spenden. Dann wird freudiger Dank der würdige Gegengrufs sein. Er darf auch Erich Schmidt für seine reiche Gabe nicht vorenthalten werden. Zwar über die Auswahl läfst sich auch mit ihm rechten. Das geht im wesentlichen das Schlufskapitel an, 'Zur Abwehr'. Alle drei Protestnoten nämlich, die es zusammenfafst, hätten getrost ad acta gelegt werden können. Gerade der elegante Fechter, der so kühl und überlegen mit dem polternden Polemiker Braitmaier die Klinge kreuzt, brauchte nicht gegen einige übereifrige Sprachreiniger wiederum in die Schranken zu treten und vor dem Popanz eines Reichssprachamtes sich aufs neue zu bekreuzigen. Ganz unbegreiflich aber ist es, wie der Verf. sein schönes Werk mit der schrillen Dissonanz abschliefsen konnte, die

[1]) Charakteristiken von Erich Schmidt. Zweite Reihe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. 326 S.

doch die verdriefsliche, böse Fehde um das Hamerling-Denkmal in jedem Leser wecken mufs. Wozu auch die auffallend schroffe Aburteilung des Dichters, der doch trotz der grell aufflackernden Sinnlichkeit der Epen, trotz der Schwächen seiner Rhetorik und Satire mehr bedeutet als ein Vertreter platter Mittelmäfsigkeit! Aber auch nach Ausscheidung dieses polemischen Anhangs ist der Buchtitel noch unzutreffend. Dennoch möchten wir ihn nicht missen. Er empfiehlt sich nicht nur durch die schlagwortartige Kürze, sondern hat auch programmatische Bedeutung. 'Charakterisieren' will der Verf., d. h. inneres Wesen erfassen und erklären. Als Dolmetsch bietet er sich an, nicht als Gerichtsherr. Daher ist er unverhohlen Feind aller Litteraturanwälte, ihres Katalogisierens und Censierens. Wohl wissend, dafs eben nur der sein Urteil befreit, der sich willig ergeben hat, zeigt er eine bewunderungswürdige Gabe des Anschmiegens und Einfühlens in die jeweilige Individualität und gewinnt so von innen heraus seine Mafsstäbe. Feinsinnige Analyse, auf die er sich meisterlich versteht, bereitet den Boden. Im Ausgestalten aber bewährt er einen erfrischenden Wirklichkeitssinn von plastischer Kraft. Den Sinn für das Kleinste und den Zug zum Grofsen, den er Gustav Freytag so beredt nachrühmt, wird man auch bei ihm wieder finden. Eifrig bemüht, ganze Menschen zu schildern, ohne Schönfärben und Zurechtzupfen, vermeidet er mit Takt photographisches Abkonterfeien und sucht vielmehr eben das Charakteristische zu ergründen und anschaulich herauszuarbeiten, gern mit mildem Schimmer freundlicher Anteilnahme die Gestalten verklärend. Dafs aber solche Herzenswärme kein Verbrechen ist, sondern geradezu Erfordernis, lernt man aus den licht- und lebensvollen, aber auch lebenswahren Charakteristiken des Verf. überzeugend einsehen. Ein Biograph ohne Lust und Liebe, ohne inneres Verhältnis zu seinem Stoff ist und bleibt ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Dessen ist sich der Verf. gar wohl bewufst. So liefse sich bei eindringendem Studium eine förmliche Technik biographischer Kunst ableiten. Und das ist nicht der geringste Vorzug des Buches.

Sollen wir nun an Proben die Bestätigung obiger Ausführungen aufzeigen, so möge eine Reihe typischer Charakteristiken den Überblick eröffnen. *In memoriam mortuorum* ist ihre Devise. Immer ist der Ton diskret und mit feinster Modulationsfähigkeit auf Persönlichkeit und Umgebung eingestimmt. Mit Wehmut und Dankbarkeit der hochherzigen Grofsherzogin Sophie von Sachsen gedenkend, preist er ihr Pflichtgefühl, das sie auch das Goethesche Erbe so trefflich zu wahren hiefs (S. 203—206). Kernige, schlichte Anerkennung und das Gelöbnis treuen Gedenkens widmet der Freund dem unermüdlichen Mitforscher Gustav von Loeper, leider durch einen unziemlichen Seitenhieb auf die Rechthaberei und Scheelsucht eines bekannten 'Paläophron' der Goetheforschung unnötig verletzend (S. 207—211). Würdig und vornehm ist der Nachruf auf den 'geborenen Präsidenten' Eduard von Simson, den verdienten Patrioten, dessen conciliante und geschlossene Persönlichkeit scharf umrissen wird (S. 212—216). Zwei Gedächtnisreden grofsen Stils, beide im Festsaale des Berliner Rathauses gesprochen, vergegenwärtigen Art und Ver-

dienste zweier Dichter mit packender Treue. Wie eine erhebende Interpretation des Schillerwortes: 'Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten' dringt der gehaltvolle Epilog auf Gustav Freytag zu Herzen, dem deutsche Dichtung, Forschung und Gesinnung gleich dem Sohne Schwabens zu dauerndem Danke verpflichtet ist. Und seine 'Bilder aus der deutschen Vergangenheit' sind des enthusiastischen Lobes gewifs wert, das der Verf. dieser besten deutschen Kulturgeschichte zollt. Alles ist in diesem Essay aus dem Vollen geschöpft, eins fügt sich organisch zum anderen und strebt zu harmonischer Rundung (S. 217—232). Aber auch in dem Charakterbild des liebenswürdigen Märkers Theodor Fontane (S. 233—250), dieses humorvollen Plauderers, ist nichts Gemachtes. Seine sympathische Selbstbescheidung, die ungetrübte Lust zum Fabulieren, welche leicht die Grenzen dichterischer Konzentration vergifst, die unbefangene, optimistische Lebensauffassung und die sonnige Humanität wird ebenso reizvoll als gewinnend dargestellt. Bis in seine altmodische, aber anheimelnde Häuslichkeit dürfen wir blicken. Der heitere Realist, der bis zum Ende seines Lebensweges ein frohgemutes Glückauf auf den Lippen führt, hat allerdings ein Anrecht auf des Verf. Wort: *il tombe en jeunesse.*

Überhaupt knüpft der Verf. gern an Gelegentliches an. Eine Blütenlese 'Aus Gottfried Kellers Briefen an Jacob Bächtold' (S. 261—279) fesselt durch intime Beleuchtung des ehrenfesten Freundschaftsbundes zwischen Dichter und Germanisten, zeigt ihr menschenfreundliches Bemühen um den unglücklichen Heinrich Leuthold und läfst den gemütvollen Humor des wackeren Züricher Stadtschreibers trefflich erkennen, der bei aller Bärbeifsigkeit und Eigenrichtigkeit, die ihn wohl gar kurz angebunden auf alle Formalitäten des Briefstils verzichten heifst, doch als kerngesunder Mensch von allen lieb gewonnen werden mufs. Auch einer lebenden Dichterin, die sich erst spät durchgerungen hat, der Österreicherin Marie von Ebner-Eschenbach, legt er zum siebzigsten Geburtstag mit feiner Zurückhaltung ein Erinnerungsblatt auf den Tisch (S. 296—303). Dafs diese Würdigung beinahe einer freundlich 'moralisierenden Festpredigt' ähnlich geworden ist, liegt eben im Wesen der durch wahre Herzensgüte ausgezeichneten 'Erzieherin' begründet. Künstlerische Reife erkennt der Verf. zwar auch den Romanen und Novellen und den türkischen Geschichten des welterfahrenen Diplomaten Rudolf Lindau (S. 304—315) vorurteilsfrei zu, ohne aber bei den kosmopolitischen Gedankenflügen des kühlen, oft herben Skeptikers triftige Bedenken zu unterdrücken.

Über Dichterjubiläen hat der Verf. ein offenes Bekenntnis abgelegt. Nur dann findet er sie wirklich berechtigt, wo noch etwas vom Schaffen des Gefeierten als lebendige Kraft auch in weiteren Kreisen nachwirkt. Die würdigste Feier aber will ihm eindringendes Versenken in die Werke scheinen, und er hat recht darin. Dann aber kommt unwillkürlich und ungerufen der Geist des Abgeschiedenen über ihn und nimmt ihn und uns gefangen. Treuherzig und frumb, wie der brave Nürnberger Schuster und Autodidakt im

Leben gewandelt ist, so tritt er auch in des Verf. schlichtem Bilde 'Hans Sachs' (S. 71—80) vor uns, das er zur vierhundertjährigen Gedenkfeier entwirft. Wer wollte sich die Erinnerung des erst durch Goethes und Wielands Bemühen dem deutschen Volke recht wieder geschenkten ehrsamen Meistersingers rauben lassen, der durch seine sprudelnde Laune und köstliche Drastik so manche trübe Stunde verscheuchen kann! Solange aber das ersehnte, dem Meister völlig gerecht werdende Buch noch nicht geschrieben ist, wird man mit Freuden zu dieser schönen Charakteristik greifen, oder wohl auch gelegentlich des Verf. freundliche Mahnung beherzigen: 'Am traulichsten aber wirkt Hans Sachs, wenn wir einen der Folianten in geprefstem Schweinsleder mit Schliefsen auf den Knien wiegen, vorn das Bild des Greises beschauen und dann den grofsen Schwabacher Lettern nachwandeln.' Wie anders wirkt dagegen der Centennarartikel über den Grafen August von Platen (S. 280—287) auf den Leser ein! Über die Leistungen des Dichters Schatten und Licht nach Gebühr verteilend, giebt der Verf. zumal auf Grund der quälerischen Selbstbekenntnisse ein ergreifendes Gemälde, wie der hochstrebende Lyriker, den kein liebender Frauenarm im Leben umschmeichelte, sich in einem glühenden Durst nach Seelenfreundschaften einsam verzehrte und sich durch Grillen und Grübeln das Leben systematisch verdarb. Mit dem Stoff wächst aber der Darsteller. So findet zwar auch der vielseitige 'Romantiker und Antiromantiker' Karl Immermann (S. 288—295) bei Erich Schmidt Würdigung seines Werdens und Schaffens, kein Vergleich aber mit dem überwältigenden Schwung, mit dem der Redner zur einhundertfünfzigjährigen Geburtstagsfeier den Goethetag als einen Weltfeiertag proklamiert. Da erhebt sich der Forscher zum begeisterten und begeisternden Apologeten. 'Goethe und Frankfurt' (S. 117—227) lautet das Thema seiner Rede, worin er den Beziehungen zwischen der Vaterstadt und ihrem gröfsten Sohne an der Hand von des Dichters autobiographischem Meisterwerk kundig nachgeht.

Erich Schmidt ist unter den Goetheforschern der vornehmsten einer. Immer wieder kehrt er zu diesem unerschöpflichen Nährboden zurück. Sechs Aufsätze allein, vom eben erwähnten abgesehen, hat der Verf. noch dem grofsen Dichter gewidmet, dem Dramatiker wie dem Lyriker. So liefert er in der mit der bezeichnenden Trias 'Clavijo, Beaumarchais, Goethe' überschriebenen Untersuchung den bündigen Nachweis, dafs Goethes Stück nicht sowohl ein wertloser 'Quark' als vielmehr ein inniges Amalgam von Erlebtem und Erborgtem ist und einen an Lessings Kunst geschulten bühnentechnischen Fortschritt bedeutet. Von Interesse ist es, den halb genialen, halb frivolen Pariser Abenteurer mit dem händellustigen, lebensprühenden Gascogner Edelmann 'Cyrano von Bergerac' (S. 81—98) zu vergleichen, den der Verf. in einer anderen Studie so keck und farbenfrisch auf die Beine stellt. Willkommenen Anlafs dazu bot der Erfolg der virtuosen, aber mit theatralischen Effekten reich gesegneten romantischen Komödie Edmond Rostands. Dabei wird zugleich der Wohllaut der Fuldaschen Übersetzung nach Verdienst gewürdigt.

Eine gesonderte Betrachtung erfordern die drei Aufsätze, in denen sich der Verf. um Goethische Fragmente bemüht. Wenn das Goethephilologie heifst, versprengte Bruchstücke, flüchtige Schemata und Szenare um das Warum? und Wozu? zu befragen, besonnen im steten Hinblick auf verwandte Stoffe und Motive zu kombinieren, kurz, nach Goethes eigenem Ausspruch, 'das Zerstückte im inneren Sinne zu restaurieren', dann sollten die Tadler beschämt verstummen. Das ist keine luftige Spekulation, sondern ernste Forschung. Und dies Anrecht läfst sich der Verf. auch nicht verkümmern: 'Solches Einordnen, Fortspinnen und Runden hat einen Reiz, dem nur das phantasieleere Banausentum und die ertötende Zweifelsucht da widerstreben kann, wo wir dichterische Fragmente wirklich ungefähr so ergänzen können wie der Archäolog die Scherben einer Vase, den Torso eines Marmors.' Das preiswürdigste von den drei Probestücken dieser Methode ist der Festvortrag über 'Prometheus' (S. 128—147). Was umfassende Kenntnis des Gegenstandes, sichere Quellenkritik und scharfäugige Analyse zu leisten vermögen, ist darin erreicht. Es ist dem Verf. gelungen, die vulkanartig ausgeworfenen Gedankenblöcke des jugendlichen Goethe so zu behauen, dafs sich aus ihnen die Gestalt des titanischen Götterfeindes und Menschenbildners organisch zu formen scheint. Wirksam wird dem faustischen, weltumfassenden Schöpfer- und Freiheitsdrang, der in der Brust des Dichters so lang und nachhaltig gährte, nachgespürt bis ins Alter, wo dem Gereiften der himmelstürmende Trutz des verwegenen Rebellen so seltsam fremd erschien, dafs er den frommen Nachgesang über die 'Grenzen der Menschheit' folgen liefs. Der folgende Aufsatz 'Proserpina' (S. 148—166) behandelt kein solches grandioses Problem einer Weltgestalt, bringt aber in umsichtiger Entwickelung alles zusammen, was zum Verständnis dieses durch Gluck angeregten, leider aber unvollendet gebliebenen Monologs nötig ist, der zuböserletzt in ein Possenstück 'freventlich eingeschaltet' wurde und schliefslich in Eberwein einen unverdienten Komponisten fand. So ergiebig aber der angehängte Exkurs über das lyrische Drama ist, er schwächt den Gesamteindruck dieser Studie ab. Bei der Gelegenheit sei eine Notiz aus Gottscheds 'Neuestem aus der anmutigen Gelehrsamkeit', 1760, S. 94 f. nachgetragen über ein dramatisches Prosagespräch vom Raube der Proserpina in fünf Akten lockerster Fügung aus dem Jahre 1583. Man sieht, die Vorgeschichte des Stoffes reicht selbst in deutschen Landen — das Stück bezieht sich auf die Sonnenwendfeier des österreichischen Hofes — weit zurück. Auf Goethes Verhältnis zur französischen Revolution fällt ein neues Schlaglicht durch das dritte Fragment 'Das Mädchen von Oberkirch' (S. 167—176). Zwei einleitende Auftritte und ein dürftiges Szenar, das genügt, um mit dem Verf., der Roethes mustergültiger Leistung eine kritische Nachprüfung bereitet, aufrichtig zu bedauern, dafs diese verheifsungsvolle Mädchengestalt ein sehnsüchtiger Schatten geblieben, 'dem der dichterische Bluttrank nicht über die Lippen geronnen ist'.

Mit Goethes Lyrik beschäftigt sich zunächst eine folkloristische Studie über sein Jugendliedchen 'Mit einem gemalten Bande' (S. 177—189),

dessen 'Kleine Blumen, kleine Blätter' nach allen Himmelsrichtungen verweht wurden, ein typisches Beispiel für die Schicksale eines Volksliedes überhaupt. Das Jubiläum des Schillerschen Musenalmanachs vom Jahre 1797 begeht er aber durch eine entwickelungsgeschichtliche Abhandlung über 'Goethes Balladen' (S. 190—202), wobei er das volkstümliche Element darin aufzeigt, im Gegensatz zu Schillers rhetorischem Pathos, der nicht sowohl beim Volksliede zu Gaste ging als bei alten und neuen Büchern. Die Gabe poetischen Nachempfindens bewährt gerade in diesem Aufsatz der Verf. in schönster Weise. Es scheint von dem poetischen Dufte auf seine Darstellung abgestäubt zu sein. Man versenke sich nur in die Weihestimmung, welche er in seiner Analyse des 'christlich-buddhistischen Weltevangeliums' der Paria-Trilogie so geheimnisvoll festzuhalten versteht, man beachte den Adel des sprachlichen Ausdrucks, und man wird es bestätigen. Mit diesem 'Stück der ahnungsvollen, weitesten Alterspoesie' möchten wir uns zum Abschied rüsten von dem gedankenreichen Werke. Es läfst sich in dieser Besprechung nicht ausschöpfen.

Es genüge noch ein knapper Hinweis auf die drei grofsen Untersuchungen stoff- und sagengeschichtlicher Natur, die das Buch als rauschende Ouvertüren eröffnen, Jahrhunderte umspannend und dabei auf gediegenster Forschung fufsend. Durch die erste, 'Der christliche Ritter' (S. 1—23), wird ein Ideal aus der Reformationszeit zurückgerufen, das in dem streitbaren Martin Luther so leibhaftig in die Erscheinung trat. Mit verschwenderischer Belesenheit giebt der Verf. seine Ausführungen, Malerei, polemische und Erbauungslitteratur, den Liederschatz wie die Dramen für seinen Zweck nutzend. Auf die oft verschlungenen Pfade der Sagenforschung begiebt er sich in dem Essay über 'Tannhäuser in Sage und Dichtung' (S. 24—45) und begleitet, vom geschichtlichen Minnesänger des Namens anhebend, die bald von Mythen umwobene Gestalt auf allen Seitenwegen bis zur Neubelebung im Zeitalter der Romantik und der Popularisation durch die Oper Richard Wagners. Über seine Arbeitsleistung weist er sich diesmal aber in dem Anhang von zahlreichen Anmerkungen und Nachträgen am Schlusse der sechs Jahrhunderte durchmessenden Wanderung ausführlich aus. Eine schier unerschöpfliche Betrachtung über das 'Schlaraffenland' (S. 51—70) gaukelt mit berückender Farbengebung die Wunderreiche märchenhafter Glückseligkeit und Wunschlosigkeit vor unsere Sinne, wie sich dies Ideal in der Antike, im Mittelalter und in der Neuzeit je nach Volk und Ständen gewandelt hat.

Ein einziger Aufsatz bleibt noch übrig, den wir nicht ohne Absicht bis zum Schlusse aufgespart haben. Es ist die von Dankbarkeit getragene Fest- und Weiherede auf seinen alten Lehrer Volkmar Stoy (S. 251—260). Sie kann als Muster knapper, scharfer, anschaulicher Charakteristik gelten. Und so scheiden wir von dem Verf. mit den schönen Worten aus dieser Schilderung eines idealen Pädagogen, die in mancher Hinsicht auch auf ihn selbst so treffend passen: 'Er hatte das pectus, das Herz, das den Redner und den Pädagogen macht, und wufste stets aus der Fülle gedankenreich, sinnig, launig, bilderfroh ohne die Ausartung seines theuern Jean Paul, niemals spielerig oder mit

falschem Pathos zu sprechen, in allem, was er unternahm, rein auf die Sache gerichtet.'

So gewährt auch dieser zweite Band, der dem anderthalb Jahrzehnte älteren jetzt nachfolgt, dasselbe bunte Bild. Man vermeint, in ein Künstleratelier zu schauen, erblickt staunend und mit ungeteilter Freude ausgeführte Gemälde, läfst sich durch markante Porträts anziehen, mustert aber auch leicht hingeworfene Skizzen. Der Reiz des Mannigfaltigen erfrischt, kann aber auch verwirren. Sollte es daher nicht ratsam erscheinen, bei einer zu hoffenden neuen Auflage das Prinzip der künstlerischen Einheitlichkeit noch energischer durchzuführen? Was der Verf. in der Beziehung zu leisten vermag, hat er ja in seinem monumentalen Lessingwerke kürzlich glänzend bewiesen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Erster Band. XLII, 418 S. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1901.

Schon als vor neun Jahren das Buch in dem bescheidenen Umfange von dritthalbhundert Seiten erschien, fand es vielfach wohlwollende Aufnahme. Es nahm für sich ein durch die möglichst bis auf die innersten Gründe zurückgehende anregende Betrachtung der Spracherscheinungen, und gegenüber der leidigen Thatsache, dafs zwei so berufene Vorgänger in der wissenschaftlichen Bearbeitung einer historischen deutschen Syntax, wie Jacob Grimm und Oskar Erdmann, mitten in ihren Werken stecken geblieben waren, erschien es als weise Beschränkung, dafs die Darstellung auf das Deutsche allein, und zwar im wesentlichen auf der neuhochdeutschen Stufe, beschränkt wurde. Denn man sah so zum erstenmal einen Stoff, von welchem zahlreiche Mitarbeiter so manchen Teil je unter dem beschränkten Gesichtspunkte ihres Gebietes in emsiger Kleinarbeit behandelt hatten, in einem einheitlichen Aufrifs skizziert, für dessen ebenso verzeihliche als erkennbare Mängel man von einer sorgfältigen Ausführung der Skizze die sichere Abhilfe erwartete.

Nach dem vorliegenden Ersten Bande zu urteilen, der auf 418 Seiten gegenüber 104 der ersten Auflage den ersten Teil, das Verbum, behandelt, wird diese Erwartung durch die jetzt gebotene Ausführung durchaus erfüllt, und der preufsische Unterrichtsminister Dr. Studt hat der Wissenschaft einen wirklichen Dienst erwiesen, indem er dem Verfasser durch Gewährung eines Zuschusses jahrelange ausschliefsliche Hingabe an die Arbeit ermöglichte.

Schon der Eingang erweckt das günstigste Vorurteil für die Vervollkommnung, die das Werk in der rein wissenschaftlichen Fassung der Aufgabe und der Methode ihrer Behandlung erfahren hat. Die Beziehung auf Wustmanns 'Sprachdummheiten', die in der ersten Anflage geradezu als der Anstofs zu dem Werke bezeichnet war und überall fühlbar wurde, ist weggefallen, und der systematischen Einordnung des gesamten syntaktischen Stoffes in drei Teile, I. Teil: Verbum = 1. Band; II. Teil: Nomen und Pronomen; III. Teil: Partikeln als Satzbindemittel, zusammen = 2. Band, ist auf S. XIII—XLII jetzt eine höchst bedeutsame Einleitung vorausgeschickt. Einmal ist durch diese erst die richtige Grundlage für die folgenden Erörterungen geschaffen. Denn ehedem war an verschiedenen Stellen verstreut von Satz, Satzteilen und Satzbildung die Rede, lange ehe noch das Wesen des Satzes selbst, der Grundlage der ganzen Art der Wunderlichschen Sprachbetrachtung, erläutert und bestimmt war. Jetzt steht diese Darlegung an der Spitze, und es wird auch deutlicher als auf S. 110 der ersten Auflage der Fortschritt erkennbar, den Wunderlichs Bestimmung des Satzes über die Pauls hinaus bedeutet. Dieser hatte (Prinzipien S. 100) den Satz als bewufste Verbindung zweier Vorstellungen bestimmt, ersichtlich unauskömmlich, da sich danach Beifügungen wie 'das schreiende Kind' und Sätze wie 'das Kind schreit' nicht auseinander halten lassen. Indem Wunderlich diese beiden Vorstellungen genauer als das psychologische Subjekt und das psychologische Prädikat bestimmt, zeigt er das für den Satz ausschlaggebende Moment erst in dem Abschlufs der Vorstellungsreihe auf. Systematischer wird jetzt hier auch der Nachweis verballoser Sätze eingeordnet, während dieser früher S. 4 ff. unter der Überschrift 'Verbum' wenig am Platze war. Gegenüber Kerns Emporschraubung der Kopula zum Verbum existentiae, der schon Paul (Prinzipien S. 246) widersprach, ergiebt sich dabei folgerichtig die gegenteilige Auffassung: 'Die sogenannte Kopula bringt keine neue Vorstellung, sie ist ein blofses syntaktisches Hilfsmittel' (S. XVIII); und auch Kerns Erhebung des finiten Verbs zum alleinigen Kennzeichen des Satzes, die seiner-

zeit aus praktischen Erwägungen für die Satzanalyse fast allgemein bewillkommnet wurde, erscheint hier — von deutschen und lateinischen schildernden Infinitiven nicht zu reden — vor einer ebenfalls rein analytischen Sprachbetrachtung nicht haltbar.

Doch die einleitenden Kapitel enthalten noch viel mehr. Wenn Scherer an der Grammatik der letzten Jahrzehnte oft den Mangel rügte, dafs sie für Geistesgeschichte, für Sprachphilosophie zu wenig Sinn zeige und zu geringe Ergebnisse liefere, so ist hier, wie im ganzen Buche, von einem Schüler des Meisters ohne Aufdringlichkeit und mit der Sinnigkeit Grimms mancher Faden geknüpft zwischen den psychischen Vorgängen und dem Werden ihres sprachlichen Ausdrucks, zwischen der lebendigen Rede auf unserer heutigen entwickelten Sprachstufe und der sich erst entwickelnden ersten Sprachbildung, zwischen den in steter Wechselwirkung sprachlichen Ausdruck fordernden tragenden Substanzen und den anhaftenden Erscheinungen, zwischen den sich nicht deckenden und doch in enger Beziehung stehenden Sprach- und Denkformen. Vor allem für die vielen einseitigen Sprachmeisterer, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Sprachgestaltung in wenige herrschende Schablonen einfangen möchten und nach dem Mafsstabe einer Zeit und Stilgattung über die Erscheinungen aller anderen aburteilen, stehen goldene Worte in Kapitel 5 von den 'Stilformen der Sprache', die Wunderlich in drei Gruppen zusammenfafst: Schriftform und mündliche Form, individuelle Sprachgebung und Gemeinsprache, Verkehrs- und Kunstform. Sie deuten einerseits die Menge der Gesichtspunkte an, welche die heutige Grammatik beachten gelernt hat, ehe sie urteilt. Vereint mit den Betrachtungen unter 3c über 'Ideenassoziation und Satzgefüge' zeigen sie anderseits, dafs historische Grammatik durchaus nicht zu sein braucht, was sie eine Zeitlang manchem Vertreter war und vielen Beurteilern, die von der Praxis ausgehen, noch scheint: ideenlose Registrierung wildwachsenden Lebens und im Geschmacksurteil versagende, rein mechanische Auffassung der Sprachgestaltung. Vielmehr sieht der wahre Geschichtschreiber der Sprache, wie Wunderlich, mit unvoreingenommenem Sinne auch in den Ergebnissen bewufster Einwirkung auf die Sprachform, ob sie nun von Sprachmeistern und -mustern, oder von sprachschöpferischen Einzelpersönlichkeiten ausgegangen ist, eben auch etwas geschichtlich Gewordenes und Beachtung Forderndes, und er scheut sich nicht, unschöne Moden und krankhafte Wucherungen in der Sprachgestaltung nach dem aus der ganzen Sprachgeschichte gewonnenen Mafsstabe oder den im Wesen der einzelnen Stilarten gefundenen Formgesetzen zu verurteilen. So erhebt er schon S. XXXIII seine Stimme gegen den 'Kleinsätzchen-Stil' zu gunsten straffferer Gliederung in Satzgefügen, S. 97 f. bucht er Besserungen im Brief- und Inseratenstil, S. 121 heifsen aktivisch gebrauchte Participia Perfecti von Transitiven und passivisch gebrauchte oder zur Bezeichnung der Vergangenheit verwendete Participia Praesentis 'den Dienst nur halb leistende Mittel, zu denen der kühne Sprecher und raschere Schriftsteller in einer Notlage greift'; S. 147 verpönt er die Weglassung von worden in der Erzählung, oder er spricht S. 249 von einer überwundenen 'Mafslosigkeit' in der Weglassung des Hilfsverbs, S. 258 von 'in ungewöhnlichem Mafse treibenden Wucherungen' und S. 366 von 'erschreckender Häufigkeit' der Konjunktivumschreibung mit würde, S. 377 von einer 'ungeheuren Belastung der Infinitive', und S. 391 von 'Ungetümen von Attributen'. Nur will er nicht in erster Reihe einen Antibarbarus schreiben und hält sich immer gegenwärtig, dafs man sich mit dem Geschmacksurteil z. B. der Verkehrsform der Sprache gegenüber oft bescheiden mufs, während es gleichzeitig über die Kunstform der Rede in aller Strenge gefällt werden darf. Das vorliegende Werk behandelt, so oft und feinsinnig es auch zur Erklärung, zur Fortspinnung des Fadens der Entwickelung an Umgangssprache und Mundart anknüpft und gerade hierin einen Fortschritt über Grimm und Erdmann bedeutet, doch im wesentlichen die geschriebene Gemeinsprache und nimmt demgemäfs einen mittleren Standpunkt ein. Eben dadurch aber wie überhaupt durch die gewinnende Art, zu anregender Behandlung sprachlicher Entwickelungsgänge anzuleiten, ist es wirklich ein Buch für die, denen es 'vor allem' dienen will, 'die Lehrer der deutschen Sprache, denen sich im Unterricht die Erfahrung aufdrängt, dafs der Satzbau, der im Lehrbetrieb der Hochschule und in der Examensvorbereitung so kümmerlich neben den anderen Teilen der Grammatik zusammenschrumpft, in den Ansprüchen, die die Schule und das Leben an den Sprachkenner stellen, den breitesten Raum einnimmt' (S. VI). Dafs es die Fäden, die vom Satzbau, von der Syntax zur Stilistik führen, dabei höch-

stens in Ansätzen bloſslegt, nie fortspinnt, ist eine in der scharfen Abgrenzung des Stoffes liegende Beschränkung, die bei der fleiſsigeren Behandlung dieses letzteren Gebietes nur desto angenehmer empfunden werden wird.

Was nun den I. Teil selbst anlangt, die Darstellung der syntaktischen Erscheinungen, die am Verbum zum Ausdruck kommen oder mit ihm in Beziehung stehen, so sind System und Methode in allem Wesentlichen das der ersten Auflage geblieben. Während Erdmann nach dem System Miklosichs nur eine Darstellung der Wortklassen und Wortformen giebt, aber Satz und Satzgefüge beiseite läſst, macht Wunderlich immer mehr Ernst mit dem Gedanken, die Behandlung aller syntaktischen Fragen in den Rahmen des Satzes, des einfachen wie zusammengesetzten, einzuordnen und weist auch Jon Ries' bloſse syntaktische Gruppen noch ab. Auch die Auffassung der einzelnen Erscheinungen ist, während die kleinen Ungenauigkeiten der ersten Auflage sorgfältig berichtigt sind, gegenüber Anfechtungen durch die Kritik zumeist aufrecht erhalten und nur eingehender begründet worden. Wenn früher manches Beweisstück, ganze Wortformen und Fügungsweisen, so z. B. Infinitiv und Partizip, fehlten, so ist der Sprachstoff jetzt in reicher Fülle berücksichtigt, und wenn früher die ganze Syntax des Verbums in drei Kapiteln mit kaum 30 oft bunt zusammengewürfelten Absätzen abgethan war, so hat sie jetzt in vier Kapiteln mit 100 sauber abgegrenzten Abschnitten in einem wohlgegliederten Aufriſs wohnliches Unterkommen gefunden, so daſs man hinsichtlich Fülle, Zusammenhang und Ordnung der jetzigen Darstellung im besten Sinne sagen kann, es sei alles neu geworden. Auſserdem beruht das Anschwellen des dem Verbum gewidmeten Teiles um das dreifache aber auch auf einer anderen Vervollkommnung, durch welche die geschichtliche Entwickelung erst recht veranschaulicht wird: bei Darstellung des neuhochdeutschen Standes der Sprache ist jetzt meist im Texte eine übersichtliche Beschreibung der Entwickelung auf der alt- und mittelhochdeutschen, zum Teil sogar gotischen Stufe vorangeschickt, während früher von dort nur ganz vereinzelte Parallelen angeführt wurden und in die Anmerkungen verwiesen blieben. Auch diese sind trotzdem an Umfang und Zahl gewachsen, und sorgfältig ist die Litteratur über den Gegenstand verzeichnet und öfter auch die Geschichte der Syntax berücksichtigt.

Es ist hier nicht der Platz, den Reichtum des Buches auch nur durch Aufzählung der behandelten syntaktischen Erscheinungen zu veranschaulichen, nur auf einige Glanzpunkte möchte ich hinweisen. Ich rechne darunter den Abschnitt 'Ergänzungen beim Verbum' und darin wieder besonders die Ableitung und Erklärung des inneren Objektes (S. 37—72, besonders S. 62 ff.), dann den Nachweis, daſs das Verb ursprünglich zur Bezeichnung des Subjektes ohne besonderes Subjektswort allein ausreichte, und welche Satzformen noch natürliche Reste davon oder feinsinnig angewandte Kunstmittel, welche miſsbräuchliche Manier sind (S. 72 ff.); ferner die Erklärung der Alleinherrschaft der Futurbildung aus w e r d e + I n f i n i t i v aus der Abschleifung des Participium Praesentis und der Analogie der vielen mit dem Infinitiv verbundenen Verben (S. 191); die Weiterbildung der Grimmschen Erklärung für die Fügung 'ich habe singen hören' (S. 243 ff.); sodann die umsichtige Aufteilung des Konjunktivgebrauchs an den Jussiv und den Optativ und die Erklärung der Entwickelung der ursprünglich zeitlich verschiedenen und gleicherweise optativischen Konjunktive des Präteritums zu zwei in der Bedeutung durchaus geschiedenen und nur in abhängiger Rede sich kreuzenden Modi im umfangreichsten Abschnitte des Bandes (2, 4 b, 'der Konjunktiv' S. 274—370); endlich die Nachweise, daſs die sogenannte Inversion V e r b u m + S u b j e k t die ursprünglich alleinige deutsche Hauptsatzstellung ist (S. 401), und daſs die deutsche Nebensatzstellung durch die Folge S u b j e k t + V e r b u m gekennzeichnet wird und in der allmählich festgewordenen Endstellung des Verbums nur einen besonderen Fall des deutschen Brauches bildet, den Träger fertiger Begriffs- und Gedankeneinheiten abschlieſsend ans Ende zu schieben (S. 404). Vor allem die Lösung der vorletzten, neuerdings so viel erörterten Frage der Wortfolge im Hauptsatz findet eine glänzende Bestätigung in dem ganz neuen Abschnitte (2, 1) über die 'Kennzeichnung des Subjektswortes'; denn daſs der Satz ursprünglich mit dem finiten Verbum ohne besonderes Subjektswort auskam, daſs diese Selbstgenügsamkeit des Verbums auf den Hauptsatz beschränkt gewesen und geblieben ist, daſs sich das Herauswachsen der Endung -t für die zweite Person der Einzahl aus dem nachgestellten *tu* noch geschichtlich verfolgen läſst, das sind lauter unwiderlegliche Zeugnisse für jene e i n e Thatsache.

Das ist wahrlich des Rühmenswerten so viel, daſs auch einige auf weitere Ergän-

zungen und schärfere Fassungen gerichtete Wünsche ausgesprochen werden können, ohne die Gefahr, die Wirkung der freudig ausgesprochenen Empfehlung abzuschwächen.

Wie man S. XXIV eine Bestimmung des Prädikates 'im engeren und im weiteren (?) grammatischen Sinne' neben dem psychologischen vermifst, würde man sehr gern auch schon in der allgemeinen Einleitung Bestimmungen des Nebensatzes finden, und zwar ebenso des durch Nebensatzstellung wie Einleitungswort gekennzeichneten, wie des beider Kennzeichen entbehrenden; und kann wirklich, wenn Satzbau treffender gefunden wird als Syntax, nicht auch von Bei- und Einordnung, bei- und eingeordneten Sätzen geredet werden statt von Para- und Hypotaxe u.s.w.? — S. 87 f. kann auch Goethes Autorität die Schiefheit der Behauptung vom gröfseren Substantivreichtum des Lateinischen gegenüber dem Deutschen nicht verdecken; zwischen dem gealterten Latein und dem erst werdenden Deutsch mag das Verhältnis so stehn, zwischen dem klassischen Latein und dem neueren Deutsch ist es — umgekehrt. — S. 11 Anm. 3 zu den von der Schriftsprache 'abgestreiften' Bildungen auf -de, die übrigens Wilmanns § 260 f. stehen, verdient angemerkt zu werden 'die Verlöbde', das schriftdeutsch noch 1779 in Anton Walls 'Beiden Billets' (Dyck, Komisches Theater der Deutschen. 8. Teil, 1783, S. 228) steht, und S. 19 Anm. 1 neben Machen- und Wanderschaft auch Wissenschaft. — S. 25 war wenigstens bei so einer Wendung wie: ein Brandausbruch fand statt, ein Hinweis auf das Unschöne der Fügung am Platze. — S. 27 beweist die Umschreibung 'er thut liegen' nichts für die 'nicht zuständliche Auffassung' des Verbums, sondern ist ebenso rein umschreibend, wie wollen beim Futurum S. 178, für das übrigens bei Goethe (Brief Nr. 1254 W. A., vom Jahre 1781) ein lehrreicher Beleg steht: 'Er hat uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte.' — S. 65 f. ist im letzten Abschnitte als inneres Objekt gefafst, was es wenigstens zum Teil nicht ist; 'Schuhe entzwei laufen, sich [den Rücken] aufliegen' u. ä. zeigt vielmehr dieselbe Erscheinung, nur auf jüngerer Stufe, die S. 66 ff. als 'Transitivierung durch Präfixe' bezeichnet ist. In Wendungen dagegen wie 'sich tot lachen' kommt das Ergebnis der Verbalthätigkeit nicht im Objekt, sondern für das Objekt im Prädikatsnomen zum Ausdruck; auch darf da die Mittelstufe 'sich die Hocke voll lachen' nicht übersehen werden, ebensowenig solche Parallelen wie einerseits: *daz hûs saz edeler frowen vol* (Biterolf und Dietleib) und anderseits: *wan si den biutel vol troc ir gevatern pfenninge* (Stricker). — S. 118 f. hätte sich Wunderlich die besonders beweiskräftige Verbindung des passivisch gebrauchten Infinitivs mit von nicht sollen entgehen lassen, für die ich 'Sprachleben' § 273 Belege zusammengestellt habe. — Zu S. 176 f. ist zu erinnern, dafs sollen und wollen doch wenigstens im Infinitiv auch heute noch der blofsen Futurumschreibung dienen; vgl. 'es scheint nichts werden zu wollen' oder: 'er glaubte gerädert zu werden' neben: 'er glaubte gerädert werden zu sollen'. — Das S. 193 auffällig gefundene 'Wirst du toll sein?' (Fiesko III 4) dürfte sich aus dem auch an anderen Stellen des Auftrittes erkennbaren Versuche erklären, den Grafen mit dem Mohren volkstümlich reden zu lassen; es wäre also = 'du wirst doch nicht toll sein? du bist wohl toll?' Die Ausdrucksweise nähert sich dann einer volkstümlichen Erzählungsform, für die Tomanetz (A. D. A. XX 7) Beispiele aus Spielhagen beigebracht hat: 'Ich also bin nach Tannenberg gemacht und werde dann gleich in sein Zimmer gehen.' Auch der Lausitzer erzählt so: 'Ich also [machte] hin, und was werd' ich finden? E'n Polizisten, der mich einsperren wird.' Die Frage, die dann oft auch übersprungen wird, ist charakteristisch und zeigt, dafs auch Tomanetz' Erklärung als Potential (= ich bin auf das Zimmer gegangen) nicht richtig ist; vielmehr wird die Erwartung des Hineilenden in der lebendigsten Weise vergegenwärtigt, und so liegt nichts vor als eine besonders kräftige Hervorhebung der präsentischen Aktionsart, die für die Erklärung des historischen Präsens Beachtung verdient. Auf der Vergangenheitsstufe hat dieselbe Erscheinung sogar schon eine — ebenfalls übersehene — Parallele in der neueren Schriftsprache, in so fern da oft ohne Anknüpfung durch ein Verbum sentiendi die Umschreibung mit würde häufig zum Ausdruck der Erwartung, der vorgestellten Erwartung dient. Vgl.: 'Seitdem waren fünf Jahre dahingegangen. Wie würde ich heut alles wiederfinden?' (Storm, SW. in 8 Bänden III 221). 'Die Toiletten, welche sie herstellte, fanden Beifall; wenn sie nur gesund bleibe, würde alles sich wieder machen, durch strenge Sparsamkeit würde sie versuchen, etwas beiseite zu legen' (Arne Garborg, Bei Mama. Übersetzt von M. Herzfeld, S. 63). — S. 225 f. liegen in den beiden Stellen aus Maria Stuart kaum

mundartliche Perfekte vor, sondern beide sind schriftgemäfs und durch die Beziehung auf die gegenwärtige Situation gerechtfertigt. — In dem Abschnitte über die Zeitformen wird eine Erörterung über das relative Verhältnis der Zeitstufen zu einander — nicht zur Gegenwart, die erörtert ist — vermifst, also Ausführungen, wie sie für die Modi viermal unter der Aufschrift 'Stellung im Satzgefüge' angestellt werden. — S. 266 bei der Verwendung der dritten Person der Mehrzahl für die Anrede hätte auch die allerneueste Fügung: 'Haben der Herr die Güte' Erwähnung verdient, und zwar nicht ohne Seitenblick auf den Übertritt dieser Ausdrucksweise auch in die Berichtform: 'Der Herr sind ausgegangen.' — S. 270 ist von der einzelnen Form von lassen für die Modusumschreibung die Rede: lafst uns. Es giebt aber denn doch noch eine zweite aus der ostpreufsischen Mundart bei Herder in die Schriftsprache eingedrungene Gebrauchsweise, die S. 299 zur 'Aufdeckung der Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Modi' auch hilfreich werden kann. Es ist das erstarrte lafs[t]: 'Lafs es also sein, dafs ihm [Luthern] der Erasmus schuld gab, er thäte der lateinischen Litteratur Abbruch.' — Dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande' (SWS. I 372). 'Lafs die Franzosen ihre alten Chansons sammeln! Lafs Engländer ihre alten Songs . . . herausgeben! Lafs in Deutschland etwa der einzige Lessing sich um die Logaus und Scultetus und Bardengesänge bekümmern. . . . Allenfalls lassen wir noch aus Opitz, Flemming, Gryphius Stücke abdrucken. Der Rest mag ganz untergehen' (V 189). Endlich ist an dem um seiner glänzenden Ergebnisse willen schon gerühmten Kapitel über die Wortstellung, das überhaupt zum guten Teil in der knappen Form der ersten Auflage belassen ist, aber jetzt in der Darlegung über die Hauptsatzstellung in dem neuen ersten Abschnitte des 2. Kapitels von der 'Kennzeichnung des Subjektes' eine Stütze erhalten hat, S. 418 auch die Erklärung der Nachsatzstellung aus einer Wirkung des Parallelismus stehen geblieben. Kann denn aber gleichzeitig die Abweichung: 'Je mehr er mich liebkoste, je mehr ich schrie' (S. 410) und die Regel: 'Da er mich liebkosen wollte, schrie ich' aus ein und derselben Wirkung erklärt werden? Überdies, wenn nach Wunderlichs gewifs richtiger Darstellung das breitere Vorantreten der Subjektspronomina und das Übertreten der Partikeln aus dem Hauptsatze an die Spitze des Nebensatzes die Folge hatte, dafs das Verbum im Nebensatze ans Ende rückte, so war doch kein Parallelismus da, der hätte wirken können. Vielmehr war es wohl so, dafs bei der Ausbildung des Satzgefüges gerade durch Hinarbeiten auf Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebensatz für den Nachsatz die ja ursprüngliche Anfangsstellung des Verbums desto bewufster festgehalten wurde.

Es bliebe noch die Frage übrig, ob Wunderlich im stande gewesen sei, alle syntaktischen Erscheinungen in sein System einzuordnen, und ich kann nicht verschweigen, dafs ich zwei vermisse: eine eingehendere Behandlung der schon in der ersten Auflage mit nur dritthalb Zeilen abgethanen Impersonalia (ihn hungert, es hungert ihn, er hungert) und die Participia Perfecti wechselnder Bildung und Betonung, zwischen deren Doppelformen (umfáhren und úmgefahren) ja doch nur innerhalb des Satzzusammenhanges gewählt werden kann; jedenfalls ist die Form: 'Fügungen, die durch Sitte und Brauch in spätere Perioden überführt worden sind' (S. 121), noch nicht der herrschende Schriftgebrauch, und ebenso ist S. 75 die Fügung 'es ergiebt sich' und S. 249 die von 'Folgerung' anfechtbar.

Entscheiden läfst sich die Frage der Auskömmlichkeit des Systems natürlich erst nach Abschlufs des ganzen Werkes. Möge der Verfasser aus den letzten Bemerkungen das Interesse erkennen, das ich an der ersten Hälfte genommen habe, und uns bald die zweite bescheren[1]), damit wir endlich die praktische Beschäftigung mit dem Satzbau auf einer vollständigen wissenschaftlichen Grundlage aufbauen können.

Theodor Matthias.

HORAZ ALS DARWINIST

Den unscheinbaren Vers Horatius, Epist. II 2, 213: *Vivere si recte nescis, decede peritis* mufs ich gestehen, lange Zeit oberflächlich gelesen zu haben mit Unterlegung des Sinnes: '. . . so weiche den Erfahrenen', d. h. so gieb ihnen nach, indem du dir bei ihnen den Rat erholst, den du dir also selbst nicht geben kannst. Das giebt ja auch einen Sinn, aber es war darin das Compositum *decede* übersehen und das Simplex in Gedanken an seine Stelle gesetzt. Als ich ihn das letzte Mal wieder las, leuchtete mir sogleich ein ganz anderer Sinn ein, sei

[[1]) Dieser Wunsch ist nunmehr in Erfüllung gegangen.]

es, dafs ich das Compositum beachtete und daraus den richtigen Sinn zog, sei es, dafs dieser einer *sana mens* eingegeben und in dem Compositum dann nur eine Bestätigung gefunden wurde. Der richtige Sinn ist: '. . . dann tritt ab zu gunsten der Erfahrenen, räume ihnen das Feld ein, das du also nicht behaupten kannst.' Dann aber ist in dem Verse eine wesentliche Seite des Gedankenkomplexes enthalten, den man mit dem Namen des Darwinismus zusammenzufassen pflegt, und zwar eine der richtigen Seiten, die nicht nur in dem untermenschlichen Reiche des tierischen Kampfes ums Dasein, sondern auch in dem geistigen Treiben der Menschen sich bewahrheitet. Die tüchtigen, dem allgemeinen Lebenskampf am besten angepafsten Exemplare, und so auch Persönlichkeiten, behalten siegreich das Feld, die untüchtigeren müssen sich von ihnen verdrängen lassen, verkümmern, vielleicht untergehen. Der unmöglich ernst gemeinte Sinn einer solchen Aufforderung ist dann aber nur eine sprachliche Vertauschung und sachlich schalkhafte Verhüllung des dem verständigen Leser schon aufgehenden eigentlichen Gedankens: 'Da du doch wohl nicht zu denen gehören willst, die zufrieden sind, sich unterfuttern zu lassen, so hast du darin auch ein starkes Motiv, die Bedingung zu erfüllen, unter der allein du dem entgehen kannst, nämlich: 'richtig', d. h. unter vollgültigem Gebrauch deiner Vernunft und aller besten Kräfte der Seele und des Geistes zu leben.' Ich finde nachträglich bei den Kommentatoren, die ich zu einer anscheinend so leichten Stelle nachzusehen offenbar versäumt hatte, den Gedanken im wesentlichen richtig aufgefafst, so z. B. sagt Orelli: '*Quoniam recte vivere nescis, qui vivas omnino indignus es: quocirca moriendo da locum sapientioribus, quibus tua pravitate ac desidia obstas.*' Ähnlich Krüger: 'Kannst du nicht leben wie du solltest, . . so verdientest du gar nicht mehr zu leben; es wäre dir besser, du stürbest, . . mache Platz!' Nur ist bei beiden die Bezugnahme auf den eigentlichen, physischen Tod willkürlich, dem Gedanken fremd: von der Aufforderung zu eventuellem Selbstmord ist doch nicht entfernt die Rede; es genügt dem Dichter, ein metaphorisches, geistiges und gesellschaftliches Dahinsterben als mögliche Folge der mangelnden Lebenskunst hinzustellen. Schief ist auch bei Orelli die Betonung davon, dafs der Angeredete (die eigene liebe Seele) anderen im Wege stehe, die Pointe ist vielmehr, dafs andere mit ihm kurzen Prozefs machen, ihn überrennen werden. Orelli vergleicht noch Lucr. III 964: *Cedit enim rerum novitate extrusa vetustas Semper*; der Gedanke ist verwandt, aber geht doch mehr auf die Veränderlichkeit der Sachen in der Beliebtheit der Modeströmungen, wie Hor. Epist. II 1, 93—101, als auf das spezifisch Darwinistische, die Gefährdung der Personen durch den Kampf ums Dasein. Dafs Horaz' feiner und sinniger Geist in dem Verse schon einen für so recht eigentlich modern geltenden Hauptgedanken der Lebensansicht vorwegnimmt, das hat, soviel ich weifs, noch keiner der Erklärer bemerkt. Mich aber erfüllte diese Beobachtung mit heller Freude zu Ehren des Dichters, der auch sonst die Wirkung ausübt, bei modernen Menschen mehr und mehr zu steigen, die, von der krampfhaften Bemühung der Modernsten immer Neues und noch Feineres zu sagen übersättigt, die einfachen, ewigen Grundlagen des Menschlichen bei diesem Dichter so klar erschaut und so reizend formuliert zu finden von herzlichem Wohlgefallen berührt werden.

Max Schneidewin.

HOMER UND DIE HELDENSAGE

DIE SAGE VOM TROISCHEN KRIEGE

Von Erich Bethe

(Mit einer Kartenskizze)

Nachfolgenden Aufsatz habe ich niedergeschrieben als Grundlage für einen Vortrag vor der 46. Philologenversammlung zu Strafsburg. Ich wollte mit ihm einen Fühler ausstrecken, mich der Stimmung zu vergewissern, der meine Auffassung und Behandlung der Heldensage begegnen werde. So überraschend sie in ihren Resultaten sein mag, ist sie doch — wie ich mit Befriedigung bekenne — nur die konsequente Entwickelung der von Carl Otfried Müller geschaffenen Methode. Die über Erwarten zahlreiche Zuhörerschaft, die lebhafte und beifällige Aufnahme meines Vortrages, trotzdem ich bei der beschränkten Zeit nur den kleineren Teil zu bewältigen vermochte, zeigten mir, wie stark das Interesse für die Probleme des Troischen Krieges und der Sage überhaupt heute ist. Ich wünsche sehr, jetzt Entgegnungen und Darlegung abweichender Ansichten hervorzurufen. Denn ich plane und bearbeite bereits ein, wenn es sein kann, umfassendes Buch über die Geschichte der Heldensage und des Heldensanges. Einen beträchtlichen Teil der Untersuchungen habe ich schon — zum Teil vor Jahren — geführt. Auch wird der Leser leicht bemerken, dafs ich über die Sage hinaus zu einer eigenen Auffassung der griechischen Vorgeschichte und gewisser Probleme der Religionsgeschichte vorzudringen mich bemüht habe. Doch das Gebiet ist zu grofs, das Dickicht zu dicht, als dafs ein Einzelner hoffen dürfte, es ganz zu durchdringen. Selbst wenn zwei Arbeiter in derselben Richtung lichten, ist der Schweifs nicht zwecklos vergossen: zum wenigsten wird der Weg breiter und läfst mehr Licht in das Dunkel dringen.

Dreifsig Jahre sind vergangen, seitdem Schliemann durch seine Ausgrabungen in Troja eine neue Epoche der Altertumswissenschaft eröffnete. Alljährlich überraschen neue Entdeckungen. Jetzt beginnt sich auch Kreta zu erschliefsen und die südlicheren Teile der kleinasiatischen Küste. Dennoch darf schon heute gesagt werden: Wir kennen die vorgeschichtliche Kultur der in historischer Zeit von Griechen bewohnten Länder und Inseln von ihren ersten Anfängen an, insoweit sie sich in dauerhaftem Material dargestellt hat. Wir verfolgen ihre glanzvolle Entwickelung, wir sehen ihre räumliche Ausdehnung. Durch gleichzeitige ägyptische Denkmäler ist die Blütezeit der mykenischen Keramik auf das XV. vorchristliche Jahrh. mit Sicherheit bestimmt, und sorgfältiges Homer-

studium hat erwiesen, dafs mykenische Kultur in anschaulicher Erinnerung den Dichtern der älteren Teile des Epos bekannt gewesen ist.

Zu der Fülle strenger und erfolgreicher Arbeit, die nach diesen Richtungen von Archäologen geleistet ist, steht in beschämendem Gegensatz die oberflächliche Behandlung einer Frage, die, so unbequem sie ist, doch nicht tot geschwiegen werden kann, die jeder Unbefangene immer wieder stellt, die mit jeder Entdeckung neuer grofser mykenischer Paläste und Gräber brennender wird, jener Frage, die Schliemann zu seinen Entdeckungen getrieben hat: Wo ist die Stätte des Troischen Krieges? Nur anders gefafst, ist es doch dieselbe Frage: In welchem Verhältnisse steht die stumme Hinterlassenschaft der ältesten Geschichte, die sich auf griechischem Boden abgespielt hat, zu der ältesten griechischen Überlieferung, der unvergleichlich reichen Heldensage, der einzigen redenden Tradition vorgeschichtlicher Zeit Griechenlands, die wir besitzen?

Diese Frage ist nicht mit der Antwort abgethan, dafs nun wirklich Mykenai als goldreicher Königssitz, Troja als mächtige Burg, Orchomenos und Amyklai und Knossos und wie sie heifsen mögen als bedeutende Orte mykenischer Zeit nachgewiesen sind. Im Gegenteil fordert diese Antwort die dringende Wiederholung der Frage heraus: Wie steht es denn nun, nachdem die thatsächliche Wahrheit der Ortsangaben der Heldensage vor aller Augen bewiesen ist, mit den Fürsten, die in diesen Städten geherrscht, und den Helden, die um sie gekämpft haben sollen? Hat es wirklich einst Könige gegeben mit Namen Agamemnon und Achill, Priamos und Hektor, Adrast und Oidipus, Minos und Theseus? Haben wirklich um diese Mauern, die wir heute noch sehen, und die das ganze Altertum hindurch ihre Namen aus der Heldenzeit bewahrt haben, Kämpfe getobt, von denen die Sage erzählt? Ist Agamemnon gegen Troja, Adrast wider Theben und Theseus nach Kreta gezogen?

Es ist ein Satz der allgemeinen Bildung heute wie im Altertum bereits seit dem Anfang des V. Jahrh., dafs Sage nicht wörtlich zu nehmende Geschichte ist. Aber niemand kann sich doch heute vor den ausgegrabenen Stätten der Sage verhehlen, dafs Wahrheit in ihr steckt. Wo beginnt sie, wo hört sie auf? Was gehört der freien Phantasie der Dichter? Was war ihnen überliefert? Und was ist denn diese Überlieferung, dieser Sagenstoff, den die Sänger gestaltet haben? Wie ist er zu beurteilen? Wie ist er entstanden?

Zu beantworten ist die gestellte Frage, die, sollte man meinen, jeden Altertumsforscher quälend bedrängen müfste, ausschliefslich und allein durch die wissenschaftliche Erschliefsung der Heldensage und des Heldensanges, die so untrennbar verbunden sind wie der lebendige Leib mit seiner Seele. Wie weit wir davon entfernt sind, zeigt eine Musterung moderner Äufserungen über diese Dinge. Die einen sprechen wie von historischen Thatsachen von der Heerfahrt des Königs von Argos gegen Troja und dem Versuche argivischer Fürsten, ihre Macht über Mittelgriechenland auszudehnen, wobei sie in den ätolischen Bergstämmen Bundesgenossen gefunden; oder vom Inselreich des Königs Minos. Andere sehen in den Helden halbverschollene Götter und suchen ihre Thaten

durch Naturvorgänge zu deuten. In scharfer Konsequenz erklären dann einige die ganze Sage, soweit sie auf der Erde spielt, für Erfindung von Dichtern und dergleichen. Auch giebt es Forscher, die sich kaum genug thun können in Ausdrücken der Verachtung gegen die, welche aus der Wirrnis griechischer Sage Geschichte herausdestillieren zu können meinen.

Es ist fast, als wenn Carl Otfried Müller niemals gelehrt hätte. Die wenigen, die seinen Spuren gefolgt sind, haben in mühseliger Arbeit Teile des weiten Gebietes bebaut, doch meines Wissens auch mit evidenten Resultaten nicht immer und niemals allgemein überzeugt. Kein Wunder. Denn alle Forschung leistet doch erst in der Bearbeitung des einzelnen Fruchtbringendes, wenn ein Gesamtbild erfafst, dargestellt und zur Anerkennung gebracht ist.

Es fehlt ganz und gar an einer solchen allgemeinen Behandlung der griechischen Heldensage, die ihr Wesen, ihre Elemente, ihre Entwickelung zugleich mit derjenigen des Heldensanges aufzeigte und die hauptsächlichsten Sagenkreise in ihren Grundzügen analysierte. Kein ernster Forscher wird dem Streben die Anerkennung innerer Berechtigung und drängender wissenschaftlicher Notwendigkeit versagen, den schier unerschöpflichen Schatz göttlich-heldenhafter Griechensage zu verstehen. Die erste Bedingung für die Möglichkeit des Verständnisses ist hier wie überall unparteiische Voraussetzungslosigkeit. Wir dürfen nicht Göttermythen, nicht Natursymbolik, nicht geschichtliche Thatsachen finden wollen. Wir müssen festen Fufses wandern in die unbekannte Ferne, bis sie unserem Auge sichtbar wird. Wir müssen bescheiden und geduldig fragen, was denn die Heldensage sei, die wir nicht verstehen. Ich bin überzeugt, sie giebt Antwort und — neue Rätsel, wie dem ehrlichen Forscher jedes Problem.

Kein Widerspruch wird sich dagegen erheben, dafs die Heldensage aus Göttlichem, Geschichtlichem und Dichterischem zusammengewoben ist.

In den Mythen von Perseus, Bellerophon, Herakles sind göttliche Elemente offenkundig. Geschichtliche Momente sind durch die Ausgrabungen gesichert. Hektors Lösung und Telemachs Reise sind Erzeugnisse dichterischer Phantasie. Auch darüber ist seit Otfried Müller ein Zweifel nicht mehr ernstlich zu begründen, dafs wir ein zuverlässiges Material für die Heldensage gewinnen können, indem wir die einzelnen Heroen lokalisieren. Und das können wir bei einer grofsen Anzahl zu voller Sicherheit mit Hilfe ihrer Kulte und Gräber, die nichts anders als Kultstätten sind, ihrer Namen, die nicht selten mit Städtenamen identisch sind, ihrer Feinde und ihrer Frauen. So selbstverständlich wie Bismarckland, Colonia Agrippina, Alexandria mit ihren Eponymen in enger Beziehung stehen, so notwendig müssen doch auch die Menschen, die eine Burg Achilleion gründeten, ihre Städte Herakleia, Pallantion, Koroneia nannten, zu Achill, Herakles, Pallas, Koronos ein analoges Verhältnis gehabt haben. Ebenso sind Heroenkulte, von späten Übertragungen abgesehen, nur von den Gemeinden und in den Orten gepflegt worden, die mit ihnen von alters her verwandtschaftlich oder sonst eng verknüpft waren. Namen und Kulte haften fest, oft unlösbar an der einmal erwählten Stätte, aber sie wandern auch ebenso ausdauernd mit

denen, die die Heimat verlassen, in neue Stätten. Das ist ja stets so gewesen: finden wir doch York, Orleans, Heidelberg in fernsten Ländern wieder, allen ein deutlich Zeichen, dafs Engländer, Franzosen, Deutsche aus eben diesen Städten ausgewandert, in der neuen Welt eine neue Heimat mit dem alten Namen gegründet haben. Es kann nun doch wahrlich nicht überraschen, wenn ein Heros, auf diese Weise durch viele Landschaften getragen und an zahlreichen Orten durch einmal bestellten und fürder auch von fremden Eindringlingen fortgesetzten Kult festgehalten, beim Zerreifsen alter Verbindungen der ursprünglichen Verehrer mit ihren alten Sitzen in den einzelnen Stätten allmählich verschieden aufgefafst wird; auch nicht dafs er mit benachbarten Heroen und Kulten, die eine alte und innere Verbindung mit ihm nicht hatten, nun verknüpft wird so, dafs er zwar seinen Namen behält, meist auch sein Wesen ganz oder teilweise, aber, von fremden Elementen umgeben, so zu sagen von sich selbst differenziert wird, differenziert nämlich von dem ursprünglich identischen in andere Orte übertragenen Heros. H. Usener hat jüngst an einer stattlichen Reihe auserlesener Beispiele diese Thatsache erhärtet und klargestellt (Rhein. Mus. LIII 329 ff.). Ein gutes Beispiel, das noch den Beweis der Identität des an zwei entlegenen Punkten zu zwei verschiedenen Personen ausgebildeten Heros gestattet, ist auch Diomedes.

Dieser in der Ilias und einst noch in manchen anderen Epen, z. B. den Epigonoi und der Alkmaionis gefeierte Held wird in der üblichen, den antiken Mythographen in den Grundzügen nacherzählten Sage uns als Argiver vorgeführt, der nach Troja, Ätolien, Italien, auch nach Kypros gelangt. Überall ist er ein grimmer Degen, überall sind Rosse seine Freude und liebste Beute. In Kypros fielen ihm noch lange Menschenopfer, die Veneter in Norditalien schlachteten ihm ein weifses Rofs. Doch abseits steht in der Überlieferung und als anderes Wesen gilt Diomedes in Abdera, dem Herakles seine Menschen fressenden Stuten abnahm, er wird König der thrakischen Bistonen genannt. Aber dem Argiver Diomedes ist sein Wesen auffällig verwandt: auch er besitzt schöne Rosse, auch er fordert Menschenopfer, wie Welcker die Menschen fressenden Rosse treffend gedeutet hat. Und dafs er wirklich vom bekannten Diomedes nicht verschieden ist, wird klar durch den Nachweis, dafs dieser in derselben Gegend gegen Thraker gekämpft hat. Das der Ilias spät eingefügte *K* erzählt es. Den Thraker Rhesos erschlägt Diomedes und raubt ihm mit Odysseus die schimmernden Rosse. Dafs diese Sage mit Troja keinen Zusammenhang hat, sondern eben in Thrakien spielt, ist an sich wahrscheinlich, aber auch nachweisbar; ich werde später (S. 665) darauf zurückkommen. — Bei vielen Heroen ist eine solche Differenzierung sehr weit gegangen. Die Lexika zeigen das am besten und gleichzeitig die erstaunliche Thatsache, dafs kaum einem oder dem anderen Bearbeiter auch nur das Problem klar geworden ist. Einige wenige berühmte Heroen haben ihre Identität behalten oder vielmehr wiedererlangt durch die späteren Homeriden, wie Odysseus, Aineias, Herakles, an dessen konventioneller Sagenform die Bemühungen zur Ausgleichung der stark differenzierten argivischen und thebanischen Heraklessage noch besonders deutlich sind.

Über diese Grundsätze einer methodischen Sagenforschung ist eine Einigung, wenn auch in ihrer Begrenzung wie in Einzelheiten vielleicht nicht zu erwarten, so doch prinzipiell sicherlich zu erreichen. Ihre Anwendung wird zu folgender Behandlungsweise führen. Zunächst ist aus den Namen, Kulten, Gräbern der Helden, dann aus ihren Feinden, Frauen und Genossen, Eltern und Nachkommen die Heimat jedes einzelnen festzustellen, oder vielmehr in den meisten Fällen eine Reihe verschiedener Orte, mit denen er eng verknüpft ist. Das ist ein im ganzen zuverlässiges Material, das einer historischen Deutung fähig sein mufs so gut wie die ausgegrabenen Mauern und Gräber und Vasen. Sodann sind die bunt ausgestalteten Sagen an diesen festgestellten Thatsachen der Heroenzeit zu messen. Ihre zahlreichen dichterischen Zuthaten sind abzusondern: Motivierungen, Ausschmückung, Abrundung, vor allem die Darstellungen allgemeiner und typisch menschlicher Begegnisse und Verhältnisse durch die heroischen Personen. Das Wesentliche und Ursprüngliche der einzelnen Sage wird sich dann oft leicht auf bestimmte Lokale zurückführen lassen. Aus den Verhältnissen dieser Heimat dürfte sie häufig verständlich werden, oder doch ihre Entwickelung sich klarstellen lassen. Dann endlich wird die Bahn frei werden für die letzten Fragen: Was für Wesen sind diese Heroen, deren Andenken nicht nur in der Sage, auch im Kulte fortlebte, die doch also als lebendig wirkend an diesen Orten empfunden worden sind? Sind es Götter, und wenn das, wessen Götter sind es und was für Götter sind es? In welchem Verhältnis steht die Sage zu ihrer Göttlichkeit? Birgt sie noch Elemente, die nur aus dieser Göttlichkeit verständlich sind? Welche sind dies, und endlich, wie sind diese, also ausgesonderten, zu deuten?

* * *

Ich möchte heute nur an einem Beispiel diese Methode und ihre Resultate vorführen, an einem Beispiele freilich, das durch seine Schwierigkeit äufserst ungeeignet für diese Aufgabe scheint, das aber als Kern der Heldensage die Probleme am reichsten entwickelt hat und vor allen anderen zur Untersuchung reizt: am Kriege um Troja.

Die Sage vom Troischen Kriege ist allbekannt. Zwei Epen dieses Kreises liegen uns noch vor in der Fassung der letzten Homeriden. Die Ilias enthält Kernstücke desselben. Eine der Burg Mykenai etwa gleichzeitige Stadt Troja ist im Hügel von Hissarlik sicher bestimmt.

Wie etwas Selbstverständliches liegen die Fragen offen: Wie verhält sich Homer zu diesem Troja? Welche geschichtlichen Ereignisse liegen der Sage vom Troischen Kriege zu Grunde?

Antwort findet jede Frage, aber wenige befriedigen. Die trojanische Frage hält niemand für gelöst. Sie gehört wohl zu den vielen nächstliegenden Fragen, die am schwierigsten zu beantworten sind, weil die vor aller Augen liegende Erscheinung das letzte Resultat einer langen Reihe an sich einfacher, aber im Laufe der Entwickelung sich mehr und mehr komplizierender Vorgänge ist, die erst einzeln erfafst und begriffen werden müssen, um das Ver-

stehen ihres Ergebnisses auch nur zu ermöglichen. Wenn ich trotzdem die trojanische Frage in einem knappen Vortrage zu behandeln wage, so kann der Zweck nur eine Anregung sein, dies für die Auffassung der griechischen Heldensage grundlegende Problem endlich einmal ernstlich anzufassen, und eine Skizze der ungefähren Richtungslinien, in denen nach meiner Überzeugung die Lösung gesucht werden mufs, der Prüfung und Diskussion vorzulegen.

In den Epen des troischen Kreises liegt eine genaue, durch eigene Anschauung gewonnene Kenntnis der troischen Ebene vor, ja sogar der ganzen Troas, wie auch der benachbarten Landschaften und Inseln.

Äoler sitzen in historischer Zeit auf Lesbos, Tenedos, auf der thrakischen Chersonnes in Sestos, Madytos, Alopēkonnesos und weiter nordwestwärts am thrakischen Hebros in Ainos. Die Süd- und die Westküste der Troas säumen äolische Kolonien, die sich mit Neandria und Kebrene weit ins Innere bis zum oberen Skamandrosthal ausgedehnt haben. Äolische Heroen sind Achill, in Thessalien und Lesbos fest, und Agamemnon, von dem sich das lesbische Fürstenhaus der Penthiliden ableitet. Je älter ein Stück der Ilias ist, desto mehr äolische Formen weist es auf. Die eigentümliche metrische Freiheit im ersten Fufse des homerischen Hexameters zeigt auch die Basis äolischer Liederverse. So drängt scheinbar alles auf den Schlufs, die Sage vom Troischen Kriege sei der Niederschlag der Kämpfe der Äoler bei der Eroberung und Besiedelung der Troas.

Aber bereits 1877 ist dieser Schlufs widerlegt. Eduard Meyer wies nach, dafs die äolischen Kolonien in der Troas nicht wohl älter sein können als das VII. oder VIII. Jahrh.; gehören sie doch nicht zu den alten äolischen Zwölfstädten. Und um das eigentliche troische Gebiet sind die Mytilenäer erst um 600 in Wettbewerb mit den Athenern in Sigeion getreten durch Anlage der kleinen Festung Achilleion an der Skamandermündung. Später müssen sie auch Rhoiteion, gegenüber auf einer Höhe östlich vom Flusse erworben haben, da sie es 428 besafsen. Aber diese Stadt galt nicht als äolische Kolonie, sondern war mit Astypalaia wie das benachbarte Aianteion mit Rhodos verbunden. Kein Zeugnis bekundet, dafs Ophrynion, Dardanos, selbst Ilion nicht, von Äolern besiedelt oder besessen waren; ja, das Gegenteil läfst sich zeigen. Doch wollte man auch zugestehen, dafs die Sage die Kämpfe der Äoler in der Troas um die Hauptstadt der Landschaft hätte gruppieren können, so sind eben doch diese Kämpfe zu spät, als dafs dieser Hypothese statt gegeben werden könnte. Denn, wie Eduard Meyer mit bestem Recht bemerkt, selbst wenn sie ins IX. und X. Jahrh. hinaufreichten, wären sie doch viel zu jung, um als Ausgangspunkt der Sage zu dienen. Reichen doch schon Teile unserer Ilias, die die Sage als ein Gegebenes mit ganzer poetischer Freiheit behandelt und ausgestaltet, ins IX. Jahrh. hinauf. Ihr Stoff mufs also älter, wahrscheinlich bedeutend älter sein.

Damit ist die Erklärung der Sage vom Troischen Kriege durch die äolische Kolonisation der Troas widerlegt. Dafs sie trotzdem noch nach 24 Jahren in der Wissenschaft fortlebt, wenn auch etwas verschüchtert und sich bemäntelnd,

ist nur ein weiteres Stück in der unendlichen Reihe von Belegen, dafs in allen menschlichen Dingen das Finden des Besseren noch nicht die Verbesserung herbeiführt. Dennoch ladet jener Versuch noch zum Verweilen ein, weil er, von den lokalen und historischen Verhältnissen der Troas als des Schauplatzes der homerischen Sage ausgehend, methodisch durchaus richtig ist und deshalb keineswegs fruchtlos verläuft. Denn wirklich zeigen die troischen Sagen, auch unsere Ilias, die deutlichsten Spuren der äolischen Aspirationen auf die Stätten der Troas und benachbarten Gegenden, die sie dann thatsächlich besiedelt haben. Aber gerade diese Züge sind recht gering an Zahl und Ausdehnung und erweisen sich als sehr jung, sie scheiden sich als kleine Parerga der Helden leicht von dem alten Kern ihrer grofsen Thaten.

Das bedeutende Gewicht dieser Beobachtung für die Beurteilung des Epos und noch mehr der Sage erfordert den Beweis. Er ist rasch gegeben. Das Satnioeisthal, das sich von der Südwestecke der Troas, ihrer Südküste parallel, zum Ida hinaufzieht und so einen Zugang zum Innern der Halbinsel bietet, den von der Südküste her das steil abfallende Gebirge verhindert, dies am weitesten den Griechen sich entgegen streckende Thal mufs sie früh angezogen haben. Eine ganze Reihe kleiner äolischer Kolonien hat in dieser Gegend gelegen; vermutlich sind es die ältesten. Die Ilias giebt in der That Kunde von den Siegen dieser Ansiedler. Satnios selbst, den eine Nymphe am Flusse Satnioeis dem Rinder hütenden Enops gebar, tritt auf, um von Aias erschlagen zu werden: nur 6 Verse sind ihm gegönnt, und die Stelle ist spät, *Ξ* 442—446. Auch die Lelegerstadt Pedasos am Satnioeis — nach Strabon nicht mehr nachweisbar —, vermutlich doch der Sitz des Widerstandes gegen die äolischen Kolonisten, spielt keine Rolle. Nur dreimal wird sie erwähnt: in der nicht alten Episode des von Achill getöteten Priamiden Lykaon *Φ* 87 als die Heimat seiner Mutter, des Königs Altes Tochter, ferner im ebensowenig alten Aineiasliede *Υ* 92 neben Lyrnessos, welche beiden Städte Achill zerstört habe, und endlich *Z* 35 — so schwerlich alt — als Heimat des Elatos, den Agamemnon tötet. An derselben Stelle *Z* 21 tritt Pedasos selbst als Sohn einer Nymphe und des Bukolion auf, um dem Euryalos zu erliegen. Ebenso spärlich und ebensowenig alt ist die Erwähnung von Lyrnessos, das mit demselben Recht neben Pedasos (*Υ* 92) wie neben Thebe (*B* 691) gesetzt werden kann. Aineias hatte sich vor Achill dort geborgen *Υ* 191, doch der brach die Veste; im Schiffskatalog wird es zur Heimat der Briseis gemacht. — Thebe unter der Plakos, Andromaches (*Z* 397 = *X* 479) und der Chryseis Heimat (*A* 366), ist hier nicht verwendbar, weil es nicht sicher lokalisierbar war und ist; es darf nicht im Winkel bei Adramyttion gesucht werden, weil nach Strabon XIII 614 dort kein Berg und weil Achill es zerstörte, die Äoler aber nie dahin gekommen sind. Doch auch Thebe ist unbedeutend für die Ilias, es wird gerade dreimal, eigentlich nur zweimal erwähnt, und seine Eroberung durch Achill ist ganz nebensächlich. Flüchtig und spät sind die Erwähnungen des Thymbraios, des Eponymen der Troja benachbarten Thymbre *Λ* 320, und die des Dardanos *Υ* 460: jener wird von Diomedes, dieser von Achill getötet. Lampos,

der auch nur nebenher genannt ist, braucht nicht notwendig mit Lamponeia der äolischen Kolonie in der Troas verbunden zu werden; doch mag er es immerhin.

Es ist klar: die Spuren äolischer Kämpfe in der Troas sind überaus dürftig und gering. Sie sind der Ilias äufserlich angeklebt und haben für die Sage wie für den Gang der Dichtung gar keinen Wert. So bestätigt die Ilias, was die Chronologie der äolischen Geschichte gezeigt: die äolische Kolonisation der Troas hat mit der Sage vom Troischen Kriege nichts zu schaffen.

Dagegen könnte mit Fug Kebriones angeführt werden, ein Held, der zwar nicht stark hervortritt, aber doch als Wagenlenker Hektors und unglücklicher Gegner des Patroklos auffällt und in älteren Partien der Ilias festzusitzen scheint. Denn Kebriones kann nicht wohl getrennt werden von der troischen Stadt Kebrene im oberen Skamandrosthal, die später eine äolische Kolonie und zwar von Kyme aufnehmen mufste. Da diese Kolonie am weitesten östlich ins Innere der Troas vorgeschoben ist, so kann die in einem älteren Liede gefeierte Überwindung ihres Eponymos durch Patroklos nicht das siegreiche Vordringen der jüngsten Äolersiedelung spiegeln. War doch wahrscheinlich diese Sage, ja dies Lied schon ein oder mehr Jahrhunderte da, ehe die Äoler auch nur daran denken konnten, ins Herz der Troas vorzudringen — nun gar die Kymäer! Somit kann Kebriones zu einem Widerlegungsversuch der aufgestellten Behauptung nicht verwendet werden. Aber Erklärung fordert sein merkwürdiges Erscheinen. Sie ergiebt sich aus der schon im Altertum gemachten, von modernen Forschern bestätigten Beobachtung, dafs, wie viele Stamm- und Lokalnamen Kleinasiens, besonders der Troas, in Thrakien wiederkehren, so auch die Kebrenier nicht nur in dem troischen Städtchen, sondern auch als thrakischer Stamm am Arisbos, einem Nebenflufs des Hebros safsen (Strab. XIII 590 § 21).

Das untere Thal dieses grofsen, Samothrake gegenüber sich ergiefsenden Stromes ist nun äolisches Kolonisationsgebiet, an seiner Mündung liegt das äolische Ainos. Von dem Alter dieser Stadt und dem Interesse, das sie erweckte, zeugt ihre Erwähnung in einem wohl nicht jungen Stücke der Ilias Δ 520 als Heimat des vom Ätoler Thoas getöteten Thrakerfürsten Peiroos Imbrasides. Obgleich die Thraker in der Ilias als Bundesgenossen der Troer bemerkenswert hervortreten, würde ich kaum wagen, Kebriones den Wagenlenker Hektors und Feind des Patroklos für den Eponymen des Thrakerstammes der Kebrenier am Hebros zu erklären und in den äolischen Aspirationen auf dieses Gebiet den Grund für diese Sage zu suchen, wenn dieser Fall vereinzelt stünde. Aber Sarpedon und Rhesos sind in derselben Gegend Thrakiens beheimatet, und nur aus den dortigen lokalen Verhältnissen heraus ist überhaupt zu begreifen, wie sie zu Feinden der Achäer werden und wie sie in die Ilias gelangen konnten. Das Vorgebirge bei Ainos heifst nämlich Sarpedon (Strab. VI 331 frg. 52), und Ainos selbst wird im Herakleischen Sagenkreise als Sitz des Sarpedon genannt, als dessen Vater freilich nicht Zeus, sondern der Thraker Poltys gilt, der Eponym des alten Namens von Ainos Poltymbria (Strab. VII 219).

So verständlich der thrakische Nachbar des äolischen Ainos Sarpedon als Feind des Patroklos in der Sage ist, so unverständlich bleibt Sarpedon als Lykier, wie er in der Ilias erscheint. Wie er in diese südliche Landschaft gelangt ist, wohin Äoler nie gekommen sind, würde sich zeigen lassen; hier genügt der Hinweis auf den starken Einflufs der lykischen Fürsten, die in Sarpedon und Glaukos ihre Ahnen sahen, auf unsere Ilias, um begreiflich zu machen, dafs in ihr Sarpedon als Lykier, nicht als Thraker bezeichnet ist.

Niemals verdunkelt worden aber ist die thrakische Heimat des Rhesos. Da Hipponax ihn Fürsten der Ainier (*Αἰνειῶν πάλμυς* frg. 42) nannte, so mufs man ihn damals doch in eben dieser Gegend bei dem äolischen Ainos gedacht haben. Entscheidend ist für die richtige Auffassung und Lokalisierung der Rhesossage, dafs auch die Helden, die ihn überwältigt haben, an derselben thrakischen Küste wenig westlich von Ainos Spuren hinterlassen haben: Odysseus bekriegt die hier um Maroneia am Ismaros sitzenden Kikonen (Od. ι 45 ff.) und führt von dort mit den köstlichen Wein aus, ein Geschenk Marons, des Priesters Apollons, der den Ismaros umwandelt (ι 197); Diomedes aber ist — in der Heraklessage arg verzerrt — der König von Abdera.

So hat sich allerdings ergeben, dafs noch einige Sagen mehr aus den äolischen Kolonisationsbestrebungen wenn nicht in der Troas, so doch an der thrakischen Küste herausgewachsen sind, oder mit anderen Worten, die Erinnerung an dieselben bewahrt und überliefert haben. Sie scheinen, vom Rhesosliede abgesehen, nicht zum jüngsten Bestande der Ilias zu zählen, wie auch die Verwischung des thrakischen Vaterlandes bei Kebriones und Sarpedon auf ein gewisses Alter hinweist. Aber wieder tritt auch bei dieser älteren Schicht der Kolonisationssagen deutlich dieselbe Beobachtung hervor: mit der troischen Sage hängen sie nur lose und äufserlich zusammen, ja die Rhesos- wie die Sarpedonepisode fällt aus unserer Ilias geradezu heraus, wie sie denn schon längst ausgesondert sind.

Die eingangs charakterisierte Methode der Sagenforschung hat hier mit leichter Hand zu Resultaten geführt, die zuerst wohl überraschen, ihre Berechtigung aber durch die Anschaulichkeit historisch verbürgter Beziehungen bewähren. Ihre also bestandene Probe darf die Zuversicht zu ihr bestärken und ermutigen, sie auch auf die älteren Schichten der Sage anzuwenden und ihren Ergebnissen zu vertrauen, auch wenn sie sich nicht mehr durch geschichtliche Tradition bestätigen lassen. Übrigens werden sich die einzeln zu führenden Untersuchungen gegenseitig kontrollieren, und ich glaube schon jetzt behaupten zu dürfen, dafs die grofsen aus der Menge der Detailforschungen sich ergebenden Resultate der in dieser Weise analysierten gesamten Heroenüberlieferung zu den Sitzen und dem Verhältnis der verschiedenen Stämme in historischer Zeit aufs beste stimmen und sie erklären werden.

Wie die äolischen Bestrebungen, im östlichen Thrakien Fufs zu fassen, sich in Heldensagen darstellen, die den troischen angegliedert sind, so darf dasselbe von ihrer Eroberung der Äolis und schliefslich wohl ihrer ältesten Erwerbung im Osten, der Insel Lesbos, erwartet werden. In der That ist jene

längst erkannt in dem Kampf Achills mit Telephos an der Küste Teuthraniens, der in den Kyprien gestanden haben mag, und in dem des Neoptolemos wider den Telephossohn Eurypylos, der für die sogenannte Kleine Ilias verbürgt ist, einem späten Widerspiel des Kampfes der Väter, das sehr bezeichnend den ursprünglichen Boden Teuthranien mit Troja vertauscht hat. In der Telephossage spiegelt sich deutlich das feindliche Eindringen der Äoler in die teuthranische Küstenlandschaft des späteren Pergamon, das immer noch den Heros Telephos verehrte, und das darauffolgende friedliche Einvernehmen mit den älteren Bewohnern. Die Sage wird also nicht wohl viel jünger sein als diese Ereignisse, die zur Gründung wenigstens eines Teiles der 12 altäolischen Städte dort führten. Aber dieses ihr Alter, das über jede historische Überlieferung weit hinausragt, erweist sich jung gegen die troische Sage: denn sie ist in jedem Zuge altertümlicher; kämpfen ihre Helden doch, rechte Todfeinde, bis zur Vernichtung und über den Tod hinaus, und von ihrer Beeinflussung durch die Telephosgeschichte giebt es keine Spur, vielmehr ist ihr diese, ursprünglich selbständig, spät und lose angelehnt.

Zu demselben Ergebnis führt die Prüfung der in Lesbos lokalisierten oder nach Lesbos weisenden Züge der Ilias und des ganzen troischen Kreises. Die Eroberung der Insel hallt deutlich wieder: Achill hat 7 lesbische Städte gebrochen. Eine von ihnen ist Bresa (Brisa). Nichts anderes als Briseerin ist die Briseis der Ilias, wie Fick und Wilamowitz erkannt haben, als Eigenname erst von einem späten Nachdichter verwendet, vom ersten Dichter einfach als 'das Mädchen von Brisa' eingeführt, die *κούρη Βρισηΐς*. Diese Lesbierin spielt nun wirklich eine wichtige Rolle in dem Liede vom Zorne Achills. Zu diesem Liede gehört sie ursprünglich, sie aus ihm zu entfernen ist bare Unmöglichkeit. Aber es sind wohl begründete Zweifel gegen die übliche Annahme geäufsert, dafs das *A*, diese prachtvolle Exposition der *Μῆνις*, zum ältesten Bestande unserer Ilias gehöre. Dafs diese im Verhältnis zur Sage jung ist, erhellt leicht. Sie setzt nämlich alles Wesentliche der Sage voraus: des Patroklos Tod durch Hektor, Hektors durch Achill, Achills eigenen Tod durch Paris und Apoll, die Waffenbrüderschaft des Achill und Patroklos, sogar auch wohl das Mifsverhältnis zwischen Achill und Agamemnon. Das ergiebt meines Erachtens die Analyse des Gedichtes, und es wird, wie wir sehen werden, durch die Thatsachen der Sagengeschichte bewiesen. Diese Reihe von Ereignissen in einen Zusammenhang zu bringen, sie mit innerer Notwendigkeit eine aus der anderen, und alle aus einer einzigen Veranlassung hervorwachsen zu lassen, d. i. sie verständlich zu machen für Geist und Herz der Hörer, das hat sich der herrliche Dichter der *Μῆνις* als Aufgabe gestellt. Er hat sie wunderbar gelöst, indem er für all diese Verwickelungen und furchtbar grofsen Begebenheiten als Grund einführte den Groll Achills. Es ist dies ein von den Homeriden oft gebrauchtes, schwerlich von diesem zum erstenmal angewendetes Motiv, das aber er mit schöpferischer Künstlerhand gestaltete und vertiefte, so dafs aus dem stolzen Herzen des hochgemuten Helden alles Unheil wie der Quell aus dem Bergeshang mächtig und unaufhaltsam entströmt, das Tausenden der Achäer Schmerzen

schuf, seinen Freund zum Hades sandte und ihn selbst frühem Tode weihte. Für den Groll seines Helden brauchte er einen Anlafs.

Er wählte als solchen den Streit um ein Weib, wie das tausendfach in aller Völker Sagen und Novellen geschehen ist. Doch dies Weib selbst war und blieb diesem Dichter völlig gleichgültig; entbrennt der Zorn Achills ja doch nicht eigentlich wegen der Briseis, sondern wegen der ihm durch ihre Wegführung geschehenen Schmach und Beraubung. Und dies Weib ist in der That ein Nichts, nichts als ein Mädchen von Bresa, nicht einmal einen Namen hat sie, eine rechte Sklavin. Folglich ist sie nicht eine Gestalt der Sage, nicht eine Heroine — diese haben alle Namen, Namen so fest und dauerhaft, dafs sie oft allein von einstigem Dasein des Wesens Kunde geben — Briseis ist ein Geschöpf des Dichters der *Μῆνις*, so gut wie ihr Gegenstück, die ebenso wesen- und namenlose Chryseis, das Mädchen von Chrysa. Sie könnte ebenso gut Pyrrheis oder Arisbeis heifsen, oder welche lesbische Städte sonst Achill erobert haben mag.

Recht klar wird das Schattenhafte der Briseis, vergleicht man sie mit Helena, die ja dieselbe Rolle im grofsen Troischen Kriege spielt, wie jene im Lager der Griechen. Aber Helena löst sich nicht auf wie Phantasiebilder des Dichters, sie hat Eltern und Nachkommen, sie hat einen Namen, der in heiligen Stätten und dauernden Kulten wurzelt und lebt. Das ist eine wahre Heroine, eine echte Sagengestalt. Doch solche hat Lesbos dem troischen Mythos nicht hinzugefügt. Aber andere höchst wertvolle Schlüsse ergeben sich daraus, dafs der Dichter gerade ein Mädchen von Bresa einführte. Erstens, dafs dieser Dichter in Lesbos gedichtet hat und für Lesbier; denn nur hier konnte dieser Ort und diese Ortssage bekannt sein. Zweitens gab es damals noch lebendige Sagen mit bestimmten Städteangaben von der Eroberung dieser Insel durch Achill; d. h. die Erinnerung an diese, durch die Dialektforschung als historische Thatsache gesicherte Eroberung der Äoler lebte mit gewissen lokalen Details fort, die auch in den Sagen mit Treue festgehalten wurden.

Freilich finden sich im Epos noch einige andere echte Züge, die auf Lesbos als ihren Mutterboden weisen, z. B. des Palamedes Ermordung durch Odysseus und Diomedes. Aber sie sind wieder nebensächlicher Art und übrigens recht verdunkelt. Wichtiger ist, dafs wir auf Lesbos von den achäischen Helden mehrere ansässig finden: aufser Achill und Agamemnon auch Diomedes, Odysseus, Pyrrhos, Palamedes, ja der *Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ* wird doch wohl mit dem lesbischen Städtchen *Γέρην* so gut zusammenhängen wie mit der messenischen Gerenia. Dennoch ist nicht der schwächste Anhalt auf Lesbos zu finden, um die Sagen vom Troischen Kriege hier zu lokalisieren, ihre Entstehung hier zu verstehen. Denn wenn zwar nicht ganz ohne Recht im *Ω* auch Lesbos zum Reiche des Priamos gezählt wird, so ist doch auf Lesbos von den grofsen Troerhelden, den Feinden der Achäer, besonders von Hektor, Aineias, Deiphobos keine Spur zu konstatieren, von Alexandros-Paris vielleicht eine verschüttete, und Menelaos, Helena, Troja selbst sind mit der Insel ebensowenig durch irgend ein noch so lockeres Band verbunden.

Es ist demnach Eduard Meyers Behauptung zu erweitern: Die troische Sage ist weder aus den Kämpfen der Äoler um den Besitz der Troas, noch der thrakischen Küste, noch Äolis, noch um Lesbos und Tenedos entstanden. Erinnerungen an sie, in Sagen niedergeschlagen, finden sich zwar in ihr, aber, gering an Zahl und für sie bedeutungslos, stellen sie sich als nachträgliche An- und Einfügungen dar an ihre älteren und bereits gefesteten Stämme.

Wo können diese denn nun wohl gewachsen sein? Müssen wir wirklich schon den Sprung in das abgrundtiefe Dunkel indogermanischer Urzeitmythen thun und Helena vom Himmel herabholen? Solcher Wagemut ist schwer begreiflich. Denn der Weg folgerechter Forschung ist wahrlich klar genug vorgezeichnet. Die Äoler in Lesbos und Kleinasien sind dahin übers Meer aus Griechenland gekommen. Das glaubten oder wufsten sie selbst stets, und die Dialektforschung hat diese sehr alte Überlieferung durch die Übereinstimmung und engste Verwandtschaft des Lesbischen mit dem Thessalischen und Böotischen als Thatsache erwiesen. Ins Mutterland müssen wir also zurückgehen, dort die äolischen Stämme aufsuchen, dort nach ihren Helden forschen, und fragen, ob dort vielleicht auch ihre Feinde, die Troer und gar Troja selbst zu finden seien. Ich wüfste nicht, was natürlicher sein könnte. Ich würde dies Vorgehen selbstverständlich nennen, wenn ich nicht eine fast allgemeine Scheu vor diesem Wege wahrnähme, die durch gelegentliche Aperçus geistreicher Forscher nicht überwunden ist. Vergeblich frage ich mich freilich, worin sie begründet sein mag. Zeigt ja doch ein Blick auf die griechischen Mythen, und haben wir es doch schon in dieser Untersuchung gesehen, dafs die Helden und ihre Sagen mit den Trägern ihres Kultes wandern. Ich brauche nur an Herakles zu erinnern, der überall gewesen ist und grofse Thaten gethan hat, wo seine Dorer sitzen, im Mutterland wie in ihren fernsten Kolonien; oder auf Achill hinzuweisen, der wie die Äoler in Thessalien zu Hause ist und wie die Äoler in Lesbos Brisa und andere Städte bricht, und wie die Äoler in Teuthranien, in Tenedos kämpft und das Satnioeisthal in der Troas erobert. Und anderseits ist es doch schon lange eine weitverbreitete und angenommene Überzeugung, dafs die Ilias und die anderen Epen des troischen Kreises Kämpfe vor Troja verlegen, die eigentlich in weit entfernten Gegenden spielen. Wir stiefsen schon auf ein gutes Beispiel: in der Kleinen Ilias besiegt Pyrrhos-Neoptolemos, Achills Sohn, vor Troja den Telephiden Eurypylos von Teuthranien, während dieser Kampf doch an die Küste Teuthraniens, die die Äoler besiedelt haben, gehört, wo auch richtig das Original dieser Sage spielt, Achills Begegnung mit Telephos. Das bekannteste und augenfälligste, weil jüngste Beispiel ist die längst athetierte, weil den Zusammenhang sprengende Stelle im *E* 627—698, wo der Heraklide Tlepolemos von Rhodos dem Lykier Sarpedon unterliegt. Mit Troja hat der rhodische Heraklide absolut keine Verbindung, er erscheint auch nur an dieser einen Stelle, um erschlagen zu werden; sein Gegner aber ist sein Nachbar, der Lykier. Sobald man sich ihr nachbarliches Verhältnis klar gemacht und sich die dauernden Versuche der Rhodier im

gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben vergegenwärtigt, ist diese Sage vom Kampf des Tlepolemos und Sarpedon verständlich und anschaulich, aber nur für diese Gegend. Und wer wird nicht vermuten und gern glauben, dafs dieser Sang gedichtet ist zum Preise lykischer Fürsten und in ihren Hallen gesungen, ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an den Troischen Krieg?

Dasselbe Verhältnis besteht doch augenscheinlich zwischen Idomeneus und Phaistos. Ihr Kampf, in nur fünf Versen *E* 43—47 abgethan, ist zur Füllung einer Androktasie verwendet, da er vermutlich für den Zuhörerkreis dieser Sänger kein aktuelles Interesse mehr hatte und nicht mehr verstanden wurde, wie die Hinzufügung einer fremden asiatischen Vaterstadt *Τάρνη* zu Phaistos beweist. Denn Phaistos ist, darüber kann kein Streit sein, der Eponym der kretischen Stadt Phaistos. Sie ist also seine Heimat, Kreta sein Vaterland. Und in Kreta herrscht Idomeneus, der ihn besiegt. Im Schiffskatalog *B* 648 ist unter den kretischen Städten seines Reiches auch Phaistos selbst aufgeführt, auch Gortyn, die Nachbarstadt. Wir halten den letzten Rest eines altkretischen Heldenliedes in der Hand: es ist von ihm nichts übrig geblieben als die Namen der Helden und die Niederlage des einen, das Knochengerüst der Sage, die historische Thatsache in der Sprache der Heldensage, wohl verständlich, wenn wir die Wurzeln aufdecken, die sie an die heimatliche Erde fesseln.

* * *

Günstiger Wind, mein' ich, schwellt unsere Segel auf der Fahrt von Lesbos nach Griechenland, der Äoler ältere Heimstätten zu suchen. Vorbei geht es an Skyros, dessen Hafen *'Αχίλλειον* (Schol. *T* 326 B) das Andenken dieses äolischen Heros festgehalten hat, der, wie der Dichter der *Λιταί* rühmt, Skyros erobert, oder, wie andere Sagen erzählten, hier unter Lykomedes' Töchtern geweilt hat. Die Insel war die natürliche Station auf dem Zuge übers Meer. Der Name einer Tausendschaft der Stadt Methymna auf Lesbos *Σκύριοι* giebt den urkundlichen Beleg für die Richtigkeit der aus der Heldensage sich ergebenden historischen Schlüsse.

Herum um die Ausläufer des meerumspülten Pelion, wo Peleus die Thetis zu umarmen strebt, weisen die Pfade des Meeres in den Pagasäischen Busen oder in die Malische Bucht, in die sich der Spercheios ergiefst. Zwischen beiden liegt Achills Reich an der Küste entlang etwa von Pharsalos bis zum Spercheios (vgl. *B* 681 ff.). Bei Pharsalos lag das Thetideion, seiner Mutter Heiligtum (Strab. IX 431 § 6). Dem Spercheios hat seine Schwester, des Peleus Tochter Polydora, den Menesthios geboren, Achills Genossen *Π* 176; dem Spercheios hat Peleus für Achills glückliche Heimkehr eine Hekatombe und 50 Widder gelobt und die Locke, die der Sohn wachsen läfst. Sitzen hier nun auch seine Feinde, gegen die ihn die troische Sage kämpfen läfst? In der That, und aufs überraschendste erkennen wir sie als seine Nachbarn. Ich will nicht dabei verweilen, dafs wir in dieser Gegend die Namen des Kyknos, Dryops (*Υ* 455), Deukalion (*Υ* 478) wiederfinden; hat uns doch Plutarch (The-

seus 34) aus dem XIII. Buche der Ἀτθίς des absolut glaubwürdigen Kallimachosschülers Istros eine Notiz erhalten, über die er den Kopf schüttelte und mit ihm fast alle neueren Gelehrten, wenn sie sie überhaupt der Beachtung wert erachteten, die aber in diesem Zusammenhange sich sofort als kostbarste, sehr alte epichorische Überlieferung erweist, ohne dafs noch ein Wort des Beweises nötig wäre. Alexandros nämlich, der thessalische Paris, sei von Achill und Patroklos in einem Kampfe am Spercheios überwunden worden. Da haben wir Achills Todfeind an seinem heimatlichen Flusse, jenen Helden, dessen Pfeilen er nach der troischen Sage schliefslich erliegt.

Unwillig drängt sich die Frage hervor: Wie kommt der Troer Alexandros an die Grenzen Nord- und Mittelgriechenlands? Nun, wenn Achill von der Troas und Äolis über Lesbos und Skyros bis Thessalien zurückverfolgt werden konnte, so kann es doch kaum erstaunlich wirken, wenn wir seine Feinde auf denselben Wegen antreffen. In der Spercheiosgegend sind auch andere Spuren des Alexandros aufser der durch ihren Überlieferer aufser Zweifel gestellten in der That vorhanden. Seine Schwester, im nächsten Sinne durch die Namensgleichheit verbürgt, Alexandra, die merkwürdig genug wie der Bruder einen zweiten Namen, Kassandra, neben jenem führt, ist von den benachbarten Lokrern lange Zeit durch blutige Opfer verehrt worden, wie sich unschwer zeigen liefse. Deutlicher wirken vielleicht andere Spuren. Es wird jetzt nicht mehr zufällig erscheinen, dafs in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft, so mit Machaon (*Λ* 506), Eurypylos (*Λ* 581) von Ormenion (*B* 734), Menesthios (*H* 8, vgl. *M* 173 und Strab. IX 433), und vor allem, er erliegt schliefslich dem Philoktet. Dieser Sohn des Poias, Enkel des Thaumax ist nach *B* 716 Herr von Thaumakie in Südthessalien, und am Spercheios sefshaft erscheint er auch in der Sage von Herakles' Tode: Philoktet, von Sophokles (Philokt. 4) der Malier genannt, zündet des Herakles Scheiterhaufen auf dem Öta an, der das Spercheiosthal überragt. Wir haben hier also wie des Achilleus, so auch des Alexandros und des Philoktet ältere Heimat gefunden. Hier safsen alle drei in nächster Nachbarschaft, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft. Hier begreifen wir diese Sagen der drei Helden, denn hier werden sie zum anschaulichen Bilde, zur lebendigen Wahrheit.

Wenden wir uns nun zur Nordgrenze des Achilleischen Reiches Phthia, so stofsen wir bei Alt-Pharsalos, wo das Thetideion liegt, auf das phthiotische Theben (Strab. IX 431 § 6, 433 § 10, 435 § 14). Auch die Ilias kennt ein Theben, sie nennt es das hypoplakische; wo es lag, wufsten offenbar schon die homerischen Dichter nicht, oder sicherlich doch nicht alle, und wenn es antike Gelehrte bei Adramyttion ansetzten, so mufsten sie doch gestehen, dafs es dort weder Ruinen einer Stadt, noch vor allem den Berg Plakos gebe; zudem haben Äoler nie dort Fufs gefafst, also auch nicht Achill Dieses Theben, die Stadt des Eetion, Andromaches Heimat, hat Achill gebrochen. Überkühn wird die Vermutung erscheinen, dafs dieses Theben eben das thessalische ursprünglich gewesen sei. Sie wäre kaum zu wagen, blofs auf die Nachbarschaft

hin und die Gleichheit der Namen, aber nahe gelegt wird sie durch Andromaches Schicksale. Die Kleine Ilias (frg. 18 Kink.) erzählte, sie sei von Achills Sohne Neoptolemos nach dem Falle Trojas fortgeführt worden in seine Heimat nach Pharsalos — die Nachbarstadt des phthiotischen Thebens. Hier gebiert sie ihm den Molossos, den Eponymen des epirotischen Stammes; oder nach anderer Sage folgt sie dem Neoptolemos oder dem Helenos nach Epirus und wird dort Mutter des Kestrinos, des Eponymen einer gleichnamigen epirotischen Landschaft. Andromache ist also mit dem Mutterlande so fest verknüpft wie Achill und Alexandros; an Thessalien und Epirus ist sie gebunden durch Gatten und Sohn, durch die furchtbaren Feinde Achill und Neoptolemos — sollte da nicht auch ihre Heimat Theben liegen?

Aber noch fehlt Hektor in diesem Kreise, der nicht fehlen darf, soll auf diesem Boden die Sage vom Troischen Kriege gewachsen sein. Und wirklich, auch er ist hier zu Hause. Ferdinand Dümmler hat Hektor bereits als einen in Böotien heimischen, in diesem Boden durch den eigenen und seiner Feinde Grabeskulte unlöslich verwurzelten Heroen nachgewiesen in einem kurzen, bescheidenen Anhange zu Studniczkas Buch Kyrene, einem Aufsatze, dessen glänzenden Scharfsinn und schlagende Beweiskraft ich der fast gänzlichen Ablehnung und Nichtbeachtung gegenüber desto rühmender hervorzuheben mich verpflichtet halte. Im böotischen Theben wurde Hektor verehrt; im südlich benachbarten Platää notiert Pausanias IX 4, 3 das Grab des Leïtos, den Hektor nach der Ilias *P* 601 verwundet; in der nördlichen Nachbarstadt Hyle hauste nach Homer *E* 712 Orestios, der reiche Böoterfürst, den Hektor vor Ilion erschlägt; ein anderer Heerführer, der Böoter Arkesilaos (*B* 494), der unter Hektors Händen fällt (*O* 329), liegt in Lebadeia begraben (Pausan. IX 39, 3). Das sind unverrückbare Urkunden: sie zwingen wie Geisterbann den Hektor in seine alte Heimat zurück. So wird denn auch sein Gefährte im Kampf um die Schiffe, dessen Leiche er mächtig schützt, Melanippos (*O* 547 583), kein anderer sein, als der durch die Sage der Sieben wider Theben hochberühmte Heros, dessen Kult in Theben lebendig blieb. Die Restitution Hektors in Böotien macht sofort andere Verhältnisse klar und begreiflich, so seine ritterliche Gegnerschaft gegen den ebenbürtigen Telamonier Aias, der, wie Wilamowitz ausgesprochen hat, mit dem Lokrer Aias ursprünglich identisch, also des böotischen Hektors Nachbar war. Freilich ist er, wie Arkesilaos von Lebadeia, von Theben schon um ein beträchtliches entfernt. Aber auch andere von Hektor überwundene Feinde, die die Ilias kennt, sind in Phokis, und weiter am Spercheios und sogar in Thessalien lokalisiert. So der Archos der Phoker Schedios (*O* 515 ∾ *P* 305), dessen Grabmal das Σχεδιεῖον in Daphnus am Euböischen Busen Strabon IX 424 bezeugt; so Autonoos *Λ* 301, der in Delphi als Heros verehrt wurde; so Orestes *E* 705, den die Agamemnonsage in anderer Gestalt ausgebildet, aber von Phokis nicht getrennt hat, so Trēchos, *E* 706 zwar Ätoler genannt, aber offenbar Eponym der Landschaft Trēchis oder Trachis, wie wir nach Sophokles' Trachinierinnen zu sagen gewohnt sind, deren enge Beziehungen zu Ätolien durch die Sagen von Deianira und Herakles ge-

häufig sind. Trachis liegt an der Mündung des Spercheios, also an Achills Heimat. Dort haust auch Patroklos, Hektors Ruhm. Bis ins eigentliche Thessalien hinein führen den Hektor Helenos der Oinopide *E* 707, der Myrmidone Epeigeus vom thessalischen Budeion (*Π* 570) und der Thessaler Protesilaos, den wenigstens eine wohl auf die Kyprien zurückgehende Version (Sophokl. frg. 457, Proklos' Excerpt, anders *B* 701 mit Scholien) von Hektor erschlagen liefs. Damit sind wir in die Gegend des thessalischen Thebens gelangt, Andromaches Heimat. Hektors Spuren ziehen sich also vom südlichen Thessalien durch Phokis und Böotien nach dem kadmeischen Theben hin, je weiter hierhin, desto dichter und deutlicher. Mit anderen Worten: Hektor, oder vielmehr der Stamm, der ihn als Heros verehrte, ist diesen Weg 'gewandert', besser gesagt, hat langsam — niemand kann schätzen in wie viel Jahrhunderten — südostwärts seine Wohnsitze verschoben, getrieben von einem Drucke, den doch wohl der durch Achill in der Heldensage dargestellte äolische Stamm ausgeübt haben wird. Sind doch auch Achills Spuren in Böotien zu verfolgen. Daher Hektors Todfeindschaft mit Achill.

Es sind nicht Phantasiebilder, die ich hier spielen lasse. An die Scholle gepflöckt sind der Helden Namen und Thaten. Und es kann kein Zufall und kein Blendwerk sein, dafs uns so erst plötzlich unverständliche Sagen zur Wahrheit werden, zu lebendigem Kampf von Nachbar wider Nachbar um ein Stückchen Erde, und dafs sie uns so, auf ihren Mutterboden zurückversetzt, zu anschaulichen Bildern einer Geschichte werden, die als verschollen galt, die aber doch als einst geschehen notwendig angenommen werden mufs und stets angenommen wurde, weil die Griechen von Norden her nach Griechenland eingewandert sind.

* * *

Doch ich vermeide für jetzt das Eingehen auf diese Folgerungen und Fragen griechischer Vorgeschichte, und wende mich, eine zweite Gruppe von achäischen und troischen Feinden zu suchen. Helena, Agamemnon, Menelaos, Alexandros-Paris und seine Schwester Alexandra-Kassandra, Deiphobos, der die Helena nach Paris Tode heimführt, hat die Sage miteinander eng durch Kämpfe und Leiden verbunden. Auch ihre Schicksale werden uns ein lebendiges Bild, wenn wir sie in ihrer Heimat aufsuchen. Ihre Heimat ist Lakedämon. In Lakedämon — die Kyprien nennen Sparta (vgl. *B* 583) — haust Menelaos mit dem schönsten Weibe. Aus Lakedämon entführt sie Alexandros. Wirklich wurde in Sparta (Paus. III 15, 3) Helena als Göttin verehrt, zu Therapnai nahe nördlich bei Sparta wurde ihr Grab wie das des Menelaos gehütet, der hier einen Tempel hatte (Sam Wide, Lakonische Kulte S. 340 ff. 351). Und, wahrlich überraschend: göttliche Kulte ihres Räubers und ihres dritten Gatten, des Alexandros und des Deiphobos, sind auch hier bezeugt (in des Sophisten Äneas von Gaza 484 n. Chr. geschriebenem Dialog Theophrast S. 446 Migne, S. Wide S. 351). An der Thatsache ihrer Verehrung in Lakonien zu zweifeln, verbietet das Haften beider an dieser Gegend; doch dürften sie vielleicht durch ein Versehen nach Therapnai statt nach Amyklai versetzt sein, der alten süd-

lichen Nachbarstadt. Denn in Amyklai wohnt Deiphobos auch in der Heraklessage (Apollod. II 6, 2; Diod. IV 31; Jahn-Michaelis, Bilderchroniken S. 70), und in Amyklai liegt das Heiligtum der Göttin Alexandra, die auch hier wie in der Spercheiosgegend und in der Trojasage die rechte Schwester und Gefährtin des Alexandros ist. Der Nachbar des Menelaos, der den Rauch seiner Opfer sah, Alexandros, hat sein Weib geraubt, und dann ging sie in des dritten Nachbars Hände über, des Deiphobos. Auch Alexandra-Kassandras in der troischen Sage düster ausgestattetes Verhältnis zum Heerkönig Agamemnon wird hier Anschauung und Empfindung: denn bei ihrem Heiligtum in Amyklai liegt das Grab Agamemnons, der in Lakedämon und an anderen Orten wie auch sein Herold Talthybios göttlich verehrt wurde (S. Wide, Lak. Kulte S. 333 ff. 348).

Genug von Lakonien. Noch bleiben viele, auch hervorragende Helden des troischen Sagenkreises. Sie alle zu verfolgen, ist hier unmöglich und für den Zweck unnötig. Ich will nur noch erwähnen, dafs an die Peloponnes auch Odysseus, Diomedes und Aineias durch vielfache Wurzelfäden gefesselt sind. Ihre Nachbarschaft hier giebt die Möglichkeit zu verstehen, warum wir diese drei Heroen auch im Osten und im Westen, in Lesbos, Troas wie in Italien meist nahe bei einander treffen. Doch diese Beobachtung führt in das weite Meer der Odysseus- und Aineiassagen und italischer Vorgeschichte. Besser sind hier ein paar Worte über Aineias angebracht. Er sitzt fest in Arkadien um Orchomenos herum. Nicht er allein, mit ihm Anchises und Aphrodite — ihr Tempel und sein Grab standen auf dem Hügel Anchisia (Pausanias VIII 12, 8) — auch sein Grofsvater Kapys — der Eponymos des Städtchens *Καφύαι* (Stephanus Byz. s. v.) — und sogar der Ahne Dardanos, der Eponym des Stammes der Dardaner, die Aineias auch in der Ilias führt (in Psophis: Pausanias VIII 24, 3). Dieser Stammbaum ist dem Aineias selbst im *Υ* 215 ff. in den Mund gelegt; ich möchte ihn den offiziellen Stammbaum der Aeneaden nennen. Erstaunlich bewährt er sich, nach Arkadien verpflanzt. Aber einige Namen in ihm weisen nordwärts über Arkadien zurück. Ich nenne nur des Dardanos Sohn, den reichen König Erichthonios, mit dessen Stuten Boreas in Hengstgestalt die Wunderrosse gezeugt, und des Erichthonios Sohn Tros. Wird, wer sich überzeugt hat, dafs die troischen Sagen im griechischen Mutterlande gewachsen sind, zögern, in diesem Troer Erichthonios den wohlbekannten König Athens zu erkennen, Erichthonios-Erechtheus, mit dessen Tochter Boreas gekost? (Oreithyia = Meermaid = Stute: Loeschcke, Dorpat. Progr. 1886 S. 3.) Jene Gleichung mufs zu der Zeit, als die ganze Fülle von Sagen noch vorlag, sehr nahe gelegen haben. Denn sie ist schon damals, vor mehr als 2000 Jahren, gemacht: wir lesen sie bei Strabon XIII 604 § 48, der sie sehr wahrscheinlich aus dem Atthidographen Phanodemos hat (s. Dionys. Hal., Antiq. Rom. I 61). Derselben gelehrten Erörterung dieses Atheners verdanken wir auch eine unanfechtbar urkundliche Notiz, die die gröfste Überraschung bringt: am attischen Demos Xypete, zwischen Athen und Phaleron gelegen, haftete der Name der Troer. Es ist also auch Tros, der Sohn des attischen Erichthonios, ein Attiker, Eponym des attischen Stammes der Troer. So ist denn

sogar der Name der Troer in Griechenland bezeugt — das Schlufsstück des Beweisgewölbes, die These zu tragen, dafs die troische Sage im griechischen Mutterlande entstanden ist, dafs sie schon von den Auswanderern über das Meer geführt wurde, viel älter als die Ansiedelungen der Griechen in Asien. Es eröffnet sich zugleich von Attika aus auf Troja eine unerwartete und weite Perspektive. Ich wende ihr den Rücken, einen näheren Strand zu erreichen.

Eine Flut von Überlieferungen in Kult und Sage über die Helden des Troischen Krieges haben wir in Griechenland gefunden, aber vereinzelt, getrennt, verworren, Bestandteile der troischen Sage, aber noch nicht sie selbst als ein Ganzes. Und doch erkennen wir einige Krystallisationszentren auch schon im Mutterlande, besonders die Gegend um den Spercheios und das Eurotasthal. Es treten hier schon die Gruppen hervor, die wir in den epischen Darstellungen der fertig ausgebildeten troischen Sage sehen. So in Südthessalien und dem angrenzenden Mittelgriechenland: Achill, Patroklos, Neptolemos, Hektor, Andromache, und eine andere: Achill, Patroklos, Alexandros. In Lakonien ist Helena der Mittelpunkt für Menelaos, Alexandros, Deiphobos, während Alexandra, Agamemnon, Talthybios mehr abseits stehen. Fragen wir nun, ob diese in Griechenland örtlich so weit getrennten Gruppen in Kleinasien von den Homeriden wirklich zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschlossen sind, so müssen wir doch bekennen, dafs der Troische Krieg und im besonderen auch unsere Ilias nur ein sehr locker gefügtes Gebilde darstellt, das durch die kriegerische Unternehmung gegen Troja nur notdürftig zusammengehalten wird, das aber gänzlich auseinanderfällt, sobald man diese fortdenkt. Achill und Menelaos, beide Todfeinde des Alexandros, gehen unbekümmert nebeneinander her: die *Μῆνις* wie die anderen Achilleslieder ignorieren den Menelaos, auch ist nicht abzusehen, dafs er in dem verschollenen Liede vom Tode Achills durch Alexandros irgend eine Rolle gespielt haben könnte. Anderseits existiert für die einzige That des Menelaos, seinen Zweikampf mit Alexandros im *Γ*, wieder Achill und auch alle anderen Achäer nicht. Und wiederum sind Hektor und Alexandros dem Achill gegenüber analoge Dubletten: er ist ihrer beider Gegner, aber nie kämpfen sie gemeinsam gegen ihn, ja es kennen scheinbar die Lieder, die Hektors Kämpfe singen, den Alexandros nicht. Sogar ein Mifsverhältnis, um nicht zu sagen eine Gegnerschaft, macht sich zwischen Hektor und Alexandros bemerkbar. Und es spielt Alexandros in unserer Ilias überhaupt eine klägliche, seiner Stellung als Besitzer des schönsten Weibes — nur der stärkste Held kann das schönste Weib erwerben und behalten — durchaus unwürdige Rolle Es sind das längst gemachte Beobachtungen, die aber für den Versuch, die Entwickelung der Sage zu verstehen, kaum verwertet sind, wie solche Versuche etwa Usener nach Dümmlers Andeutungen von einer Ilias ohne Hektor mit Alexandros als erstem Helden gemacht hat, oder Niese, der leider seine vielen feinen Bemerkungen nur dazu verwendete, um die Sage überhaupt zu leugnen und alles als dichterische Ausgestaltung der im Urgedichte fingierten Situationen hinzustellen. Jetzt, nachdem wir auf die Heimat der Heroen zurückgegangen sind, finden wir diese Beobachtungen an der Ilias

bestätigt und erklärt: die zeitlich und örtlich, zum Teil weit getrennten Einzelsagen von den Heldenkämpfen, im Mutterlande entstanden und in den Grundzügen bereits fest geformt, konnten in Kleinasien neu belebt und durch neue Erfahrungen bereichert, aber- und abermals umgedichtet und um einen Mittelpunkt gesammelt und durch ihn verbunden werden, was dann wieder zurückwirkte auf die Detailbehandlung — aber ein organisches Ganze konnte nicht mehr erwachsen. Die alten, längst gefesteten Stämme der einzelnen Hauptsagen liefsen sich nicht mehr biegen und beugen, sie konnten wohl durch zu nah gepflanzte, gut gepflegte Bäume die Sprossekraft einiger Zweige, auch wohl ihrer Kronengipfel einbüfsen, aber stolz aufrecht stehen noch durch die Jahrtausende ihre kernhaften Stämme wie alte, knorrige Eichen im drängenden Wald.

* * *

Die Sammlung der vielen, über ganz Griechenland verstreuten einzelnen Sagen um einen Mittelpunkt zum troischen Kreise bietet selbst wieder ein Problem. Was hat zu ihr angetrieben? Warum sind gerade diese, nicht auch andere Sagen, z. B. von Meleager, Oinomaos, Oidipus, vom Kriege der Sieben gegen Theben aufgenommen worden? Warum sind sie alle gerade um Troja konzentriert? Der Grund kann nicht im ästhetischen Urteil der Dichter und Hörer gesucht werden, aus deren Kreisen das Ganze der troischen Sage schliefslich hervorgegangen ist, oder auch nur der Ilias, um ein greifbares Objekt festzuhalten. Denn welche Freude sie z. B. an der Meleagersage hatten, zeigt die schöne Einlage in die *Λιταί* (*I* 529—599), und die Lieder vom Kriege um Theben sind, wie die Andeutungen zeigen, Sängern und Publikum bekannt. Zudem sind gerade die um Troja gruppierten Sagen für den Zusammenschlufs wenig geeignet. Es müssen vielmehr äufsere Gründe diese Auswahl und diese Sammlung veranlafst haben. Das schwierige Problem fordert gründliche, weitausholende Behandlung. Ich kann hier nur kurz einige Grundzüge derselben andeuten, vielleicht geeignet, eine Lösung wahrscheinlich zu machen oder vorzubereiten.

Die Heroen und ihre Sagen sind so wenig wie die Götter ursprünglich Allgemeinbesitz der Griechen, sondern gehören einzelnen Stämmen oder noch kleineren Einheiten. Das bedingt die Auswahl der troischen Sagen. Seiner eigenen Helden Siege und Leiden hat das Volk vereinigt, das die troische Sage gemacht hat. Das sind die Äoler und insbesondere die auf Lesbos wohnenden, dem Hochsitze äolischer Kultur. Dafs sich gerade dort Stämme, die über fast ganz Griechenland verstreut gewesen waren, mit ihren Heroen und Sagen zusammenfanden, ist eine bekannte Beobachtung. Von Thessalien, Böotien und der Peloponnes aus ist Lesbos besiedelt worden (Eduard Meyer, Gesch. des Altert. II § 151 f.). Deshalb fliefsen hier die in der Gegend um den Spercheios und die in Lakedämon entsprungenen Sagen zusammen. Mit ihnen irgendwie verknüpft wird auch wohl schon der Name der Troer, der wenigstens in Attika nachgewiesen ist, herübergekommen sein. Aber zum einigenden Mittelpunkt dürfte Troja doch wohl deshalb geworden sein, weil die Lesbier im gegenüber-

liegenden Festlande Troer und die mächtige Stadt Troja wirklich vorfanden. Auch die Träger dieses Namens sind wie die Äoler selbst vor diesen her von Griechenland aus hierher gewandert: das hat schon der Atthidograph Phanodem behauptet und andere antike Gelehrte mit ihm (Dionys. Halic., Antiq. Rom I 61; Strab. XIII 604 § 48), und uns ist es jetzt keine Überraschung mehr. Auch den alten Feind des äolischen Achill von Thessalien und Böotien finden wir hier wieder. Hektors Grab im troischen Ophrynion bei Dardanos am Hellespont (Schol. *N* 1 ABD Escorial. *Ω* I 11 aus Aristodem; vgl. Radtke, Herm. XXXVI 37 ff.) war nicht eine leere, aus dem Epos abgeleitete Fiktion, sondern ein Kultmal dieses Heros. Das beweist Strabon (XIII 695 § 29), der von einem heiligen Hain Hektors in derselben Stadt spricht, das bestätigt die mehrfach und aufs beste bezeugte Thatsache, dafs sich ein historisches und noch nach dem Sturze des Königtums fortlebendes Geschlecht am Ida in Skepsis von Hektor durch seinen Sohn Skamandrios ableitete (Strab. XIII 607 § 52 wohl aus Demetrios von Skepsis; vgl. Gaede S. 62, Schol. Eurip. Androm. 224, Steph. Byz. s. Ἀρίσβα und Ἀσκανία, Schol. *Ω* 735 Tw.). Bekannter ist das andere historische Fürstengeschlecht der Troer, das sich von einem Troerhelden der Ilias ableitet, der auch in Griechenland mit seiner ganzen Sippe ursprünglich zu Haus ist: die Äneaden, deren Einflufs auf das homerische Epos in der Ilias besonders im Aineiasliede *Υ* und im Hymnus auf Aphrodite handgreiflich und anerkannt ist. Wie Hektors Geschlecht durch den Kult ihres Ahnen in Ophrynion, so sind auch sie mit dem Boden der Troas verwachsen durch den Namen Dardanos, der Nachbarstadt von Ophrynion; denn Fürst der Dardaner, die neben den Troern fast gleichberechtigt auftreten, ist in der Ilias Aineias, sein Geschlecht leitete sich von Dardanos ab (*Υ* 215), und schon in Arkadien ist Dardanos neben Aineias, Anchises, Kapys nachgewiesen. Es hatten sich also in der Troas und in Lesbos verschiedene von Griechenland gekommene Stämme zusammengefunden, die schon in der früheren Heimat Nachbarn, also auch Feinde gewesen waren. Ihre in Sage und Sang gepflegten Erinnerungen wurden durch die neue und letzte Nachbarschaft neu belebt, und wie sich ihre Träger um die Troas angesiedelt hatten, so wurden auch die verschiedenen, ursprünglich unzusammenhängenden Sagen um den e i n e n Mittelpunkt Troja gesammelt und gruppiert.

So ist denn unsere Betrachtung wieder zu ihrem Ausgangspunkte, zur Troas zurückgekehrt. Mit anderen Augen sehen wir jetzt die Troas an, und mit anderen Ohren hören wir die Homeriden singen vom Troischen Kriege. Die Beute, die wir heimgebracht, sind nicht Prunkstücke, in die wohlverwahrte Schatzkammer zu stellen, sondern es ist die Erkenntnis, dafs wir mehr wissen können über die Entwickelung der troischen Heldenlieder, und dafs wir eindringen können in das ungewisse Dunkel der Heldensage, langsam, mühselig, Schritt vor Schritt, aber auf dem festen Boden alter Kulte und örtlicher Verhältnisse, zur Vorgeschichte der griechischen Stämme und der griechischen Religion.



Ἄβδη
Kestrine
Molossia
Pelion
Θετίδειον
Θῆβαι Φθιώτιδες
Φάρσαλος
Φυλάκη
Θαυμακίη
Ἴτων
Spercheios
Othrys
Oeta
Trechis
LOKRIS
Δαφνοῦς
(Ἀχίλλειος λι
Skyro
Δελφοί
Λεβάδεια
Ὕλη
Θῆβαι
Πλαταιαί
Ἀθῆναι
Ξυπετή
Ψωφίς
Καφύαι
Ὀρχομενός
Anchisia
Μαντίνεια
Θεράπναι
Σπάρτη
Ἀμύκλαι
Φαιστος

B.G. Teubner,



ig.

Geogr. Anst. v H. Wagner & E. Debes, Leipzig.



DER HEUTIGE STAND DER PAPYRUSFORSCHUNG

Ein Vortrag, gehalten auf dem Strafsburger Philologentage[1])

Von Ulrich Wilcken

Wenn irgend etwas in letzterer Zeit zur Erweiterung unserer positiven Kenntnisse und zur Vertiefung unserer Anschauung vom klassischen Altertum beigetragen hat, so sind es die geradezu märchenhaften Funde griechischer Papyri auf ägyptischem Boden. Nicht nur, dafs sie uns die Aristotelische Schrift vom 'Staate der Athener', Dichter wie Bakchylides und Herondas und zahlreiche andere Reste verloren gegangener griechischer Litteratur wiedergeschenkt haben, auch Tausende von Urkunden haben sie uns beschert, die uns das antike Leben, wie es sich einst im Ptolemäerreich und weiter im römischen und byzantinischen Ägypten abgespielt hat, mit ungeahnter Anschaulichkeit vor Augen führen, aber auch weit über dies begrenzte Gebiet hinaus uns die mannigfaltigsten Aufschlüsse über das antike Leben überhaupt gewähren. Vor vier Jahren habe ich auf dem Dresdener Philologentage versucht, im allgemeinen über die bis dahin vorliegenden Papyrusstudien und ihre Bedeutung für die verschiedenen Zweige der Altertumsforschung zu orientieren.[2]) Heute, wo ich wiederum über diese Forschungen berichten soll, möchte ich mich, um mich nicht zu wiederholen, auf die Behandlung der Frage beschränken: Welche Fortschritte haben die Papyrusstudien in den letzten vier Jahren, seit dem Dresdener Tage, gemacht?

Was zunächst die Materialien betrifft, so ist ein sehr erfreuliches Anwachsen derselben zu konstatieren. Die alten Sammlungen, wie die von Berlin, London, Oxford, haben ihre Bestände zum Teil um ein beträchtliches vergröfsert, aber auch neue haben sich inzwischen gebildet. Ja, dies kann als ein Charakteristikum des verflossenen Quadrienniums bezeichnet werden, dieses Aufblühen neuer Sammlungen. So wurde vor etwa vier Jahren in Heidel-

[1]) Ich habe den Vortrag im wesentlichen so, wie ich ihn in Strafsburg gehalten habe, für diese Zeitschrift niedergeschrieben. Die Anmerkungen, die ich jetzt hinzufüge, beanspruchen nicht bibliographische Vollständigkeit, sondern sollen nur dem, der dem Stoff näher treten will, die Wege ebenen.

[2]) Der Vortrag ist als Broschüre im Verlag von Georg Reimer erschienen unter dem Titel: U. Wilcken, Die griechischen Papyrusurkunden (1897). Dort ist die wesentlichere Litteratur bis 1897 in den Anmerkungen hinzugefügt. Auf diese komme ich heute nicht wieder zurück.

berg eine Papyrussammlung begründet, die heute schon viele Hunderte von Papyri zählt.[1]) Bald danach wurde hier in Strafsburg der Grund gelegt zu einer Sammlung, die sich seitdem sehr erfreulich erweitert hat und sowohl in den litterarischen wie in den urkundlichen Beständen viele wertvolle Stücke enthält.[2]) Auch in München ist kürzlich ein glücklicher Anfang gemacht worden durch Erwerbung von etwa 150 Nummern, unter denen sich ebenfalls sehr interessante Stücke gefunden haben.[3]) Auch aufserhalb Deutschlands sind griechische Papyri an den verschiedensten Orten gekauft worden, so in Rom[4]), Florenz[5]), Brüssel[6]), Kopenhagen[7]), Graz.[8]) Auch Privatsammlungen haben sich gebildet, so die grofse, aufserordentlich wertvolle Sammlung des Lord Amherst.[9]) Aufser Europa wirbt neuerdings auch Amerika um griechische Papyri. So giebt es eine Sammlung in Chicago[10]), und die Universität von Kalifornien hat vor zwei Jahren durch die beiden trefflichen englischen Papyrusforscher Bernhard P. Grenfell und Arthur S. Hunt sogar eigene Papyrusgrabungen veranstaltet.[11]) In Afrika endlich hat nicht nur die ältere Sammlung von Kairo, wiederum dank den Erfolgen dieser beiden Gelehrten sich bedeutend vergröfsert[12]), sondern auch in Alexandrien ist eine neue

[1]) Der erste Band der Heidelberger Papyruspublikation wird die theologischen Stücke in Bearbeitung von Adolf Deifsmann enthalten. Vgl. Archiv f. Papyrusforschung I 560.

[2]) Litterarische Stücke sind u. a. publiziert von Reitzenstein, Hermes XXXV (1900), Kaibel, Gött. Nachr. 1899 S. 549 ff., A. Jacoby, Ein neues Evangelienfragment, 1900. Weiteres s. unten S. 686.

[3]) Vgl. meinen Bericht im Archiv f. Papyrusforschung I 468 ff. und Franz Boll, Astrologisches aus den Münchener Papyri, ebendort S. 492 ff.

[4]) Benigni, Un papiro copto-greco inedito con frammenti biblici, im 'Bessarione' VI (1899) S. 514 ff. Vgl. Ricci, Bulletin papyrologique (Rev. des Étud. grecq. 1901) S. 198.

[5]) G. Vitelli, Da papiri greci dell' Egitto, in 'Atene e Roma' IV n. 27 Marzo 1901 S. 73 ff. Vgl. Archiv f. Papyrusforsch. I 557 f.

[6]) Über die Brüsseler Erwerbungen von Mr. Capart vgl. Ricci, Bull. papyrologique S. 190.

[7]) Chr. Blinkenberg, Un contrait de vente de l'époque ptolémaique. Acad. roy. de Danemark, Bulletin 1901 S. 119 ff. Mit gutem Faksimile.

[8]) Den von Strzygowsky erworbenen Papyrus in Graz beabsichtige ich demnächst im Archiv f. Papyrusforsch. mitzuteilen.

[9]) In vornehmer Ausstattung sind bisher zwei Bände erschienen unter dem Titel: The Amherst Papyri. Being an account of the Greek papyri in the collection of . . . Lord Amherst of Hackney, by B. P. Grenfell and A. S. Hunt. Part I: The ascension of Isaiah and other theological fragments (9 Taf.), London 1900. Part. II: Classical fragments and documents of the Ptolemaic, Roman and Byzantine periods (25 Taf.), London 1901. — Von einer *belle collection de papyrus grecs* eines Lord Balcarres spricht Ricci, Bull. papyrolog. S. 187.

[10]) Edg. J. Goodspeed, Papyri from Karanis. Studies in class. philol. III, Chicago 1900.

[11]) Über diese Ausgrabungen vgl. den Bericht von Grenfell-Hunt im Arch. f. Papyrusf. I 376 ff. Den ersten Band dieser Tebtynis-Papyri werden die beiden Gelehrten im Anfang des nächsten Jahres edieren.

[12]) Einige interessante Urkunden dieser Sammlung edierten Grenfell-Hunt im Archiv f. Papyrusf. I 57 ff.

Sammlung entstanden.[1]) So entbrennt gerade jetzt, wo so manche denken, die Antike habe sich überlebt, unter den verschiedenen Erdteilen ein Wettstreit um den Besitz dieses einzigartigen handschriftlichen Nachlasses des klassischen Altertums, und nur Asien und — Gott sei Dank! — auch Australien sind in diesem Punkte noch rückständig.

Diese Zersplitterung der Funde hat für die Forschung ohne Zweifel ihre grofsen Schattenseiten. Das, was zusammengehörte, zusammen gefunden war, ist vielfach auseinandergerissen und in alle Winde zerstreut. Ja, oft finden sich von einer und derselben Urkunde die verschiedenen Fragmente in verschiedenen Sammlungen. So fand sich kürzlich von einem in Genf bewahrten Ehevertrag aus dem II. Jahrh. vor Chr. die vermifste rechte Seite in München, und wiederum in Heidelberg sah ich ein Fragment, das zu derselben Handschrift wie das Münchener philosophische Bruchstück gehört.[2])

Aus dieser Zersplitterung der Funde folgt mit Notwendigkeit, dafs wir auf ein Corpus Papyrorum hinarbeiten müssen, das, nach dem vorbildlichen Muster des Corpus Inscriptionum angelegt, innerlich und äufserlich das wieder zusammenschliefst, was durch den Zufall auseinandergerissen ist. Freilich, einstweilen sind wir noch lange nicht so weit, dafs wir dies Corpus in Angriff nehmen könnten. Das mufs ich auch heute, wie schon in Dresden, betonen. Wir werden noch lange in dem Stadium der vorläufigen Museums- und Sonderpublikationen bleiben müssen, da die beständig zuströmenden Funde jede Disposition zur Zeit illusorisch machen.

Was wir aber für den Augenblick schon erreichen können und sollen, das ist ein möglichst enger Zusammenschlufs aller Fachgenossen im In- und Auslande, ein möglichst reger Austausch aller der Schätze, die nun hier und dort zerstreut sind. Diesen centralisierenden Bestrebungen soll auch die neue Zeitschrift dienen, das 'Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete', das ich dank der bereitwilligen Hilfe der inländischen und ausländischen Fachgenossen vor kurzem habe begründen können.[3])

Die Zersplitterung der Funde hat aber auch ihre guten Seiten. Denn wo Papyri sind, da finden sich allmählich auch Papyrusfreunde, da bildet sich ein neues Centrum für Papyrusforschung, wie wir es auch hier in Strafsburg sich so glücklich entwickeln sehen. Es geht nun einmal ein ganz besonderer Zauber von diesen braunen Blättern aus, die seit tausend bis zweitausend

---

[1]) V. G. Botti, Papyrus ptolémaïques du Musée d'Alexandrie, im Bulletin de la Société archéol. d'Alexandrie Nr. 2, 1899. Vgl. dazu mein Referat im Archiv f. Papyrusf. I 172 f.

[2]) Zu dem Münchener Fragment, einer Umarbeitung von Platons Phaidon in dialogischer Form (Hs. aus früherer Ptolemäerzeit), vgl. Arch. f. Pap. I 475 ff. Auch das Heidelberger Stück hoffe ich bald dort zu publizieren.

[3]) Erscheint in zwanglosen Heften bei B. G. Teubner. Der erste Band (36 Bogen) ist soeben abgeschlossen. Als ständige Mitarbeiter sind auf dem Titelblatt genannt: O. Gradenwitz (Königsberg), B. P. Grenfell (Oxford), A. S. Hunt (Oxford), P. Jouguet (Lille), F. G. Kenyon (London), F. Krebs † (Berlin), G. Lumbroso (Rom), J. P. Mahaffy (Dublin), L. Mitteis (Leipzig), J. Nicole (Genf), W. Schubart (Berlin), P. Viereck (Berlin).

Jahren keines Menschen Auge mehr gesehen hat, und die doch heute vielfach in so klarer Handschrift vor uns liegen, als wären sie für uns geschrieben. Und wer selbst erst diesem Zauber verfallen ist, der findet wohl auch Jünger, die er in das neue Gebiet einführen mag, und so kann es gerade eine segensvolle Wirkung der Zerstreuung der Funde sein, dafs nach und nach an den verschiedensten Orten das Interesse für diese neuen Dinge geweckt wird. Ich meine, dafs auch die akademische Jugend schon mit diesem handschriftlichen Nachlafs des Altertums bekannt gemacht werden sollte, der so vielen Zweigen der Altertumsforschung neues Leben bringt und den, der ihn kennen lernt, mit neuer Begeisterung für die Antike erfüllt. Es ist daher ein erstrebenswertes Ziel, dafs schliefslich jede Universität ihre Papyrussammlung habe. Es ist aber auch ein realisierbares Ziel, denn Papyri giebt es über und unter der Erde genug, um noch viele Sammlungen zu bilden. Es bedarf nur der freigebigen Hand, die die Mittel spendet, und der geschickten und glücklichen Vermittler.

So viel über das Anwachsen und die Verteilung der Materialien. Nicht minder wichtig sind die Fortschritte, die wir in den letzten Jahren hinsichtlich der Methode der Papyrusgewinnung gemacht haben, ja, ich stehe nicht an, hierin den wesentlichsten Fortschritt zu sehen, der überhaupt auf diesem Gebiet in den letzten Jahren erzielt worden ist. Um das Neue zu würdigen, müssen wir einen Rückblick auf die früheren Zustände werfen.[1])

Seitdem im Jahre 1788 der erste griechische Papyrus aus Ägypten in Europa ediert worden war, sind über hundert Jahre hindurch die Funde lediglich von den Eingeborenen gemacht worden. Anfangs war es der blinde Zufall, der bald hier, bald dort aus der Nacht der Gräber Papyrusrollen ans Sonnenlicht brachte. In gröfseren Mengen, aber vielfach in schlechterer Erhaltung, kamen Papyri dann aus den Schutthügeln der alten griechisch-ägyptischen Städte hervor, als vor etwa vier Dezennien die ägyptischen Bauern in gröfserem Mafsstabe anfingen, aus diesen Hügeln die salz- und natronhaltige Sebacherde zu gewinnen, um sie als Dungmittel auf ihre Felder zu führen. Es ist das ein interessantes Beispiel dafür, wie gelegentlich die Befriedigung rein materieller Bedürfnisse geistiges Leben wecken kann. In letzter Instanz ist es die Einführung der Baumwollen- und Zuckerkultur, der wir die Neubelebung der Papyrusstudien verdanken. Denn erst diese neuen Kulturen haben eine intensivere künstliche Düngung des für die alten Kulturarten im allgemeinen ausreichenden ägyptischen Bodens nötig gemacht.[2]) Bei diesem Sebachgraben aber kamen unter anderem die Papyri hervor, die einst zusammen mit Scherben

---

[1]) Ausführlicher dargelegt in meinem Dresdener Vortrag (Die griechischen Papyrusurkunden) S. 10 ff. Für die neueren Fortschritte vgl. jetzt namentlich die Ausführungen von Grenfell-Hunt in 'Fayûm Towns and their papyri' (1900) S. 17 ff. Vgl. auch Grenfell, Oxyrhynchus and its papyri, im 'Archaeological Report' 1896/7 S. 1 ff.

[2]) Vgl. Georg Schweinfurth, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde z. Berlin 1887 S. 7. Spuren von Sebachdüngung aus früheren Zeiten werde ich in meinem Ausgrabungsbericht (vgl. S. 681, 5) nachweisen.

und Schutt, mit Kleiderfetzen und allen möglichen Abfällen auf die Kehrichthaufen gewandert waren. Meist sind es einzelne Blätter, die als 'altes Papier' beiseite geworfen waren; doch hin und wieder sind auch bei der Reinigung von Bureaus gröfsere Massen von erledigten Aktenrollen, in Körbe gepackt, auf die Müllhaufen hinaufbefördert worden.[1])

Aus derartigen Schutthügeln sind seit 1877 grofse Mengen von Papyri gelegentlich des Sebachgrabens hervorgekommen. Als dann immer höhere Preise gezahlt wurden, begannen Anfang der neunziger Jahre schlaue arabische Händler aus Kairo mit Erlaubnis der ägyptischen Verwaltung durch eigene Papyrusgrabungen sich diese kostbaren Kaufobjekte zu verschaffen. Wohl verdanken wir diesen Grabungen der Eingeborenen die grofsen Massen wohlerhaltener Texte, die damals in die europäischen Museen kamen. Ich erinnere nur an die grofsen Funde von Dimeh, dem alten *Σοκνοπαίου Νῆσος*. Aber wer dies zerbrechliche Material kennt und weifs, mit welcher Sorgfalt die Stücke aus dem Schutt hervorgezogen, mit wie viel Liebe sie behandelt werden müssen, bis sie glücklich unter Glas und Rahmen gebracht sind, der wird nicht zweifeln, dafs durch diese unkontrollierten Grabungen der Eingeborenen unendlich viel wertvolles Material für alle Zeiten verloren gegangen ist.[2])

So bedeutete es einen ungeheuren Fortschritt, als nach dem Vorgange des verdienstvollen Flinders Petrie die schon oben genannten englischen Forscher Grenfell und Hunt im Winter 1895/6 begannen, ihrerseits systematische Papyrusgrabungen vorzunehmen. Und dies haben sie Jahr für Jahr fortgeführt: in jedem Winter haben sie seitdem gegraben, niemals ohne Erfolg, manchmal mit glänzenden Resultaten. Die reichste Ernte hatten sie in Behnesa, dem alten Oxyrhynchos, aber auch an den Rändern des Faijûm haben sie noch wertvolle Funde gemacht, wiewohl hier die Eingeborenen schon lange ihren Raubbau betrieben hatten.[3]) Andere sind ihrem Beispiel gefolgt. So hat der Franzose Pierre Jouguet im letzten Winter im Faijûm gegraben, und Mr. Gayet hat in den Ruinen von Antinoë neben anderem auch Papyri gesucht und gefunden.[4]) Ich selbst habe im Winter 1898/9, im Auftrage der Generalverwaltung der Königlichen Museen zu Berlin, zusammen mit meinem Freunde Heinrich Schäfer in Ehnásje, dem alten Herakleopolis Magna in Mittelägypten, Papyrusgrabungen ausgeführt.[5])

Dafs diese von europäischen Forschern geleiteten Grabungen im Vergleich zu jenen Unternehmungen der Händler eine ganz andere Garantie dafür bieten,

[1]) Solche mit Rollen gefüllte Körbe wurden von Grenfell-Hunt in Oxyrhynchos gefunden. Vgl. Grenfells Bericht im Archaeolog. Report 1896/7 S. 8.

[2]) Vgl. Grenfell-Hunt, Fayûm Towns S. 20: '*There is unfortunately little doubt that quite half the papyri discovered by natives in the Fayûm since* 1877 *have perished altogether.*'

[3]) Vgl. S. 680 Anm. 1 und die S. 684 Anm. 1 aufgeführten Publikationen.

[4]) M. Gayet, Notice relative aux objets recueillis à Antinoë pendant les fouilles exécutées en 1899/1900 et exposées au Musée Guimet. Paris 1900. Vgl. Ricci, Bull. papyrolog. S. 189.

[5]) Ein Bericht über meine Ausgrabungen wird im nächsten Bande des Archivs f. Papyrusforschung erscheinen. Vgl. einstweilen Arch. I 227 f. und 408 ff.

dafs jedes Stück mit gröfster Sorgfalt behandelt wird, liegt auf der Hand. Sie haben aber auch noch andere grofse Vorteile für die Wissenschaft.

Erstens haben sie uns einen tieferen Einblick gewährt in die natürlichen Bedingungen, unter denen die Papyri sich erhalten. Klar liegen vor uns die verschiedenen Möglichkeiten der Papyrusgewinnung. Da haben wir einmal die alten Stadtruinen im Nilthal. Wir müssen dabei leider vom Delta absehen, denn dort halten sich wegen der Feuchtigkeit die Papyri ebensowenig wie in Griechenland oder Kleinasien.[1]) So kommt nur das Nilthal etwa von Kairo bis nach Nubien hinein, nebst dem Faijûm, in Betracht. In diesen Stadtruinen sind es weniger die Siedelungen selbst als vielmehr die oben kurz charakterisierten Schutthügel, in denen wir die Papyri finden. Denn die Niederungen dieser Plätze sind leider meist vom Grundwasser durchsogen, werden zum Teil gar im Sommer mit überschwemmt, so dafs hier die Möglichkeit, Papyri zu finden, zerstört ist. Es müssen ganz besonders glückliche Umstände zusammentreffen, wenn man, wie in Dimeh, die Papyri noch in den Häusern selbst finden soll. Sonst sind hier die Fundstätten vielmehr jene Hügel, die im Laufe der Zeit durch das beständige Abladen von Abfällen u. s. w. eine derartige Höhe erreicht haben, dafs sie wenigstens in ihren Spitzen dem Einflufs des Grundwassers entzogen sind. In Ehnásje, wo ich grub, erreichten manche Hügel eine Höhe von 24—26 m über der Niederung, und in den Spitzen dieser Hügel waren überall Papyri zu finden, neben den griechischen auch lateinische, hebräische, koptische, arabische und demotische.

Aufser dem Nilthal ist die Wüste eine Hauptfundstätte für Papyri. Hier kommen einmal die Städte resp. Dörfer in Betracht, die einst von grünenden Fluren umgeben waren, inzwischen aber von der Wüste erobert worden sind. Ich erinnere an Oxyrhynchos und zahlreiche Siedelungen am Rande des Faijûm. An solchen Plätzen, an denen der Wüstensand sich schützend über die Altertümer ausgebreitet hat, sind die Aussichten im allgemeinen besonders günstig, namentlich wenn sie — wie vielfach im Faijûm — von menschlichen Ansiedelungen weiter entfernt liegen. Neben diesen verwehten Niederlassungen der Lebenden sind nun aber die Städte der Toten, die in Ägypten ja stets am Wüstenrande angelegt werden, ein ganz besonders ergiebiger Fundplatz. In diese Nekropolen sind die Papyri auf verschiedene Art gekommen. Man kann sie dort in den Gräbern finden als Beigaben, die die Hinterbliebenen dem Toten mitgegeben haben. Wenn die Griechen ihren Toten ihre Lieblingsautoren mit ins Grab legten, war das vielleicht eine feinsinnige Umbildung der altägyptischen Sitte, dem Verstorbenen das religiöse Totenbuch mitzugeben. So kann man in Gräbern unter Umständen Klassikerrollen finden, und es scheint, dafs die grofsen litterarischen Rollen, wie die Ilias Bankesiana, der

[1]) Das Berliner Museum besitzt jetzt einige Texte, die in Kleinasien (Side in Pamphylien und Myra in Lykien) geschrieben sind. Es sind Kontrakte, die durch den Kontrahenten nach Ägypten gebracht und so für uns gerettet worden sind. Vgl. Archiv für Papyrusf. I 556/7. Die aus Myra wird Schubart im nächsten Heft der Berliner Museumspublikation edieren.

Aristoteles u. a. wirklich aus Gräbern hervorgekommen sind, während auf den Schutthaufen sich begreiflicherweise bisher nur Buchfragmente fanden.

Aufserdem können Papyri, wie sich in gröfserem Mafsstabe zuerst bei den von Mahaffy behandelten Flinders Petrie-Papyri zeigte[1]), in den Cartonnagen gefunden werden, aus denen man in gewissen Zeiten die Mumiensärge, die Pectorale u. ä. gearbeitet hat. Die neueren Funde haben gezeigt, dafs im III. und II. Jahrh. v. Chr. diese Verwendung des alten Papiers zur Herstellung von Pappen oder Cartons besonders beliebt gewesen ist. Unter den Fetzen, die bei sorgsamer Behandlung (unter Anwendung von Feuchtigkeit) aus diesen Cartonnagen wieder hervorgezogen werden können, sind Perlen wie die Platohandschrift aus dem III. Jahrh. vor Chr. hervorgekommen.

Eine ganz eigenartige Verwendung der Papyri konstatierten endlich Grenfell und Hunt vor zwei Jahren in Tebtynis am Südrande des Faijûm. Sie entdeckten dort eine Nekropole, in der nicht Menschen, sondern die in diesem Gau geheiligten Krokodile begraben lagen. Manche dieser heiligen Bestien waren mit Papyrusrollen ausstaffiert, ja, einzelne der ganzen Länge nach mit griechisch beschriebenen Aktenrollen umwickelt! Durch diesen Fund von Tebtynis haben sich nach Aussage der glücklichen Finder die Ptolemäertexte fast verdoppelt.[2])

Aus allen diesen Erfahrungen und Beobachtungen können wir die feste Zuversicht schöpfen, dafs das von Pessimisten schon lange vorhergesehene Ende der Papyrusfunde noch lange nicht zu befürchten ist. Ich spreche das heute, nachdem ich selbst in Ägypten gewesen bin, noch viel zuversichtlicher aus, als vor vier Jahren in Dresden. Thatsächlich ist ein Ende noch gar nicht abzusehen. Vieles werden uns noch die Schutthügel bringen können, wenn sie systematisch bearbeitet werden; aber das meiste erwarte ich noch von den Wüstenplätzen, im besonderen von den erst zum kleinen Teil bisher durchforschten Nekropolen, die sich mit gewissen Unterbrechungen von Kairo bis Nubien am libyschen und arabischen Wüstenrande hinziehen und neben anderen auch alle jene Generationen von Griechen und Graeco-Ägyptern in sich bergen müssen, die von Alexander dem Grofsen bis in die arabische Zeit hinein dort gelebt haben.

Die systematischen Papyrusgrabungen haben der Wissenschaft ferner wertvolle topographische Resultate gebracht. Vor allem haben sie ermöglicht, eine ganze Reihe von Plätzen, die in den Urkunden häufig genannt werden, geographisch zu fixieren. Zu den Identifizierungen, die Hogarth, Grenfell und Hunt schon 1895/6 gewonnen hatten, haben die beiden letzteren Forscher seitdem noch weitere hinzugefügt, und haben zugleich das alte Problem, wo der Mörissee gelegen habe, seiner Lösung zugeführt. Die Faijûmkarte, die sie kürzlich in den *Fayûm towns* herausgaben, bezeichnet nach dieser Seite den gröfsten Fortschritt. Diese topographischen Ergebnisse haben aber nicht nur

[1]) Vgl. John P. Mahaffy, The Flinders Petrie Papyri I 1891, II 1893 (Cunningham Memoires). Demnächst wird eine revidierte Ausgabe von Mahaffy und Smyly erscheinen.

[2]) Vgl. Grenfell-Hunt, Archiv f. Papyrusf. I 377/8.

für den Geographen und Topographen Interesse, sondern auch für die Philologen und Historiker, die die Urkunden erklären wollen. Für manche Fragen der sachlichen Interpretation ist erst durch diese topographische Erkenntnis die nötige Basis gewonnen. Viele intime Beziehungen in diesen Texten werden uns erst verständlich, wenn wir ihre Heimat kennen.

Endlich erhöhen solche systematischen Grabungen den wissenschaftlichen Wert der mit den Papyri zusammen gefundenen Altertümer, wie der keramischen Produkte und des ganzen alten Hausrats, der mit ihnen auf die Schutthügel oder in die Gräber gewandert ist.[1]) Werden sie einzeln herausgerissen, von den Händlern auf den Markt gebracht, so haben sie nicht das Interesse, als wenn sie durch die Papyrusschichten, in denen sie gefunden sind, chronologisch bestimmt werden und ihrerseits zur Veranschaulichung der Kultur, die uns in den Texten entgegentritt, dienen können.

Aus allem diesem ergiebt sich mit Notwendigkeit die Forderung, dafs wir fortfahren resp. anfangen müssen, selbst zu graben, und das Finden nicht den gewinnsüchtigen und pietätlosen Eingeborenen allein überlassen dürfen. Ob es möglich sein wird, die Sebachgrabungen der Eingeborenen, die man nicht verhindern kann, da die armen Kerle sonst verhungern würden, schärfer zu beaufsichtigen, das zu untersuchen überlasse ich Berufeneren. Jedenfalls sind diese Sebachgrabungen geeignet, unsere Aufmerksamkeit im höchsten Mafse in Anspruch zu nehmen. Noch stehen heute gewaltige Schutthügel als letzte Reste der alten Griechenstädte Ägyptens, so in Edfû, in Eshmunên, in Ehnásje und an anderen Orten. Aber in einigen Dezennien werden sie von den Sebachgräbern völlig abgetragen sein. Nur die durchgesiebten Scherben werden die Stätte bezeichnen, so wie heute z. B. schon in dem gröfsten Teil von Koptos. Unsere Generation hat daher die verantwortungsvolle Aufgabe, sich über die Frage einer wirksamen Kontrolle schlüssig zu machen und eventuell einzugreifen, solange es noch Zeit ist.

So viel über die neuen Materialien und die neue Methode ihrer Gewinnung. Ich wende mich nun zu den Papyruspublikationen der letzten vier Jahre. Am meisten haben in dieser Zeit Grenfell und Hunt, die Unermüdlichen, die mit staunenswerter Schnelligkeit und Sicherheit arbeiten, herausgegeben, nämlich nicht weniger als etwa 540 Texte.[2]) In derselben Zeit hat das Britische Museum durch Mr. Kenyon einen stattlichen Band von 262 Texten ediert[3]), und die Berliner Papyruspublikation des Königlichen Museums, die ihre neun-

[1]) Gute Reproduktionen solcher Funde sind in Grenfell-Hunts *Fayûm Towns* gegeben.

[2]) The Oxyrhynchos-Papyri, Part I 1898, Part II 1899. — The Amherst-Papyri (s. oben S. 678), Part I 1900, Part II 1901. — Fayûm Towns and their papyri, 1900. Vgl. zur Litteratur hierüber Archiv f. Papyrusf. I 104 ff. 120 ff. 122 ff. 502 ff. 539 ff. 544 ff., aufserdem Mitteis ebendort S. 178 ff. 343 ff.

[3]) Greek Papyri in the British Museum. Catalogue with texts. Vol. II. Mit prachtvollem Atlas. Vgl. Archiv f. Papyrusf. I 131 ff.

hundertste Nummer überschritten hat, hat etwa 200 neue Texte gebracht.[1]) Dazu kommen die Editionen von Genf[2]), Chicago[3]), Alexandrien und anderen Orten.[4]) Überall sind die Publikationen in dieser Zeit in erfreulicher Weise fortgeschritten. Nur das Wiener *Corpus papyrorum Raineri Archiducis* steht mit seinem griechischen Teil leider noch auf demselben Fleck wie 1895. Im ganzen sind nach meinem Überschlag in diesem Quadriennium nicht weniger als gegen 1200 neue Papyrustexte herausgegeben worden. Daneben ist eine nicht unbeträchtliche Litteratur erschienen, die sich mit der Verwertung dieser und der älteren Publikationen beschäftigt.[5])

Nur in kurzen Zügen möchte ich hier andeuten, nach welchen Richtungen diese Texte und Arbeiten unser Wissen bereichert haben.

Betrachten wir zunächst die litterarischen Texte.

Die Philologie verdankt ihnen, soweit sie schon bekannte Autoren bringen, einen tieferen Einblick in die Geschichte der Texttraditionen im Altertum. Sind wir doch jetzt in der glücklichen Lage, Bücher und Buchreste aus dem Altertum selbst, zum Teil noch aus dem III. Jahrh. vor Chr. in Händen zu haben! Die alten Papyrushandschriften sind daher oft 800—1000 Jahre und mehr älter als die ältesten uns bisher bekannten Codices! Ist auch ihr textkritischer Wert von sehr verschiedenem Grade, so ist doch jedenfalls für die Philologie damit eine neue Situation geschaffen, und v. Wilamowitz konnte kürzlich die Forderung erheben, dafs 'jeder, der über die Klassikertexte mitreden will', sich diese aus dem Altertum stammenden Exemplare selbst angesehen haben müsse.[6]) Neben alten Handschriften schon bekannter Autoren haben uns die Papyrusfunde auch in den letzten vier Jahren wieder neue Klassiker kennen gelehrt, deren Kenntnis verloren gegangen war. Der imposanteste Fund dieses Quadrienniums war ohne Zweifel die Wiedergewinnung von etwa 20 Gedichten des Bakchylides.[7]) Von den Lyrikern trat uns aufserdem noch Sappho mit einigen neuen Versen entgegen[8]), und in Strafsburg

---

[1]) Ägyptische Urkunden aus den Kgl. Museen zu Berlin, herausgegeben von der Generalverwaltung. Griech. Urkunden II 12. Heft — III 7. Heft. Vgl. Archiv f. Papyrusf. I 174 ff. und 554 ff.

[2]) Jules Nicole, Les papyrus de Genève I fasc. 1; 2. 1896, 1900. Vgl. Arch. f. Papyrusf. I 544 553 f. — J. Nicole et Ch. Morel, Archives militaires du Ier siècle. 1900. Vgl. Arch. f. Papyrusf. I 545. — Vgl. auch Arch. f. Papyrusf. I 484 ff. (Genf + München). — Im nächsten Heft des Papyrusarchivs ediert Mr. Nicole weitere Stücke der Genfer Sammlung.

[3]) Vgl. oben S. 678 Anm. 10.

[4]) Ich verweise im allgemeinen auf die Zusammenstellungen im Papyrusarchiv und in Riccis Bull. papyrologique (Rev. d. Étud. grecq. 1901).

[5]) Vgl. vorige Anmerkung.

[6]) Dafs durch die zahlreichen Reste von Buchhändlerexemplaren und Privatabschriften, von Rollen und Codices unser Einblick in das antike Buchwesen sich vertieft hat, liegt auf der Hand. Zu den kürzlich erschienenen 'Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens' (1900) von Karl Dziatzko vgl. die sehr beachtenswerten Einwendungen von Theodor Birt im Centralbl. f. Bibliothekswesen XVII 12 S. 545 ff.

[7]) Editio princeps von F. G. Kenyon, The Poems of Bacchylides, 1897.

[8]) P. Oxyrhynchos I Nr. 7. Vgl Crönert, Arch. f. Pap. I 109.

fand sich ein lyrisches Fragment, das die einen dem Archilochos, die anderen dem Hipponax zuschreiben.[1]) Aus der epischen Litteratur möchte ich namentlich die neuen Bruchstücke der Hesiodischen Kataloge hervorheben.[2]) Auch von der neueren attischen Komödie[3]) sowie von den griechischen Romanen[4]) wurden neue Fragmente bekannt. Unter den Prosastücken ragen ferner die Bruchstücke aus den *Ῥυθμικὰ στοιχεῖα* des Aristoxenos hervor. Dazu kommen metrische, meteorologische und astrologische Stücke, auch Florilegien, Scholien und vieles andere.[5])

Den Historikern und Archäologen wird durch einen Strafsburger Papyrus, den Bruno Keil soeben als *Anonymus Argentinensis* herausgegeben hat, eine wichtige neue Quelle für die Geschichte Athens im V. Jahrh. v. Chr. erschlossen, und für dasselbe V. Jahrh. haben auch die neuen Olympionikenlisten[6]) wichtige neue Daten gebracht. Dafs auch vom Polybios endlich ein paar, wenn auch bekannte, Fragmente gefunden sind[7]), erweckt für die Zukunft schöne Hoffnungen.

Auch die anderen Fakultäten sind wiederum, wie schon in früheren Zeiten, nicht leer ausgegangen. So haben die Theologen die bisher nur aus dem Äthiopischen bekannte *Ascensio Jesaiae* kennen gelernt, ferner Reste einer neuen Handschrift vom *Pastor Hermae*, einen altchristlichen Hymnus, liturgische Stücke und anderes.[8]) Von allgemeinem religionsgeschichtlichem Interesse ist auch der Strafsburger Weltschöpfungsmythus, den Reitzenstein kürzlich edierte.[9])

Auch für die Geschichte der Medizin haben die neuen Strafsburger Fragmente über Augenkrankheiten und Fieber einen neuen Beitrag geliefert.[10])

Diese kleinen Stichproben aus den reichen litterarischen Funden der letzten

---

[1]) Reitzenstein, Sitzungsber. der Berl. Ak. 1899 S. 857 ff. Vgl. Crönert, Archiv f. Pap. I 508 ff.

[2]) Das Strafsburger Fragment edierte Reitzenstein, Hermes XXXV 73 ff., das Berliner v. Wilamowitz, Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1900 S. 839 ff.

[3]) Ein Bruchstück aus dem *Γεωργός* des Menandros edierte J. Nicole (Le Laboureur de Ménandre, 1898). Zur weiteren Behandlung vgl. Crönert, Arch. f. Pap. I 111f. Grenfell-Hunt edierten Reste von Menanders *Περικειρομένη*. Vgl. Crönert, Arch. f. Pap. I 514, wo auch der neugefundene Prolog eines Stückes der neueren attischen Komödie besprochen wird.

[4]) Vgl. meine Mitteilungen über den von mir gefundenen Chione-Roman u. a. im Arch. f. Pap. I 255 f. Vgl. Crönert ebenda S. 529.

[5]) Alle diese neuen litterarischen Funde (seit 1898) sind zusammengestellt und besprochen in den fortlaufenden Referaten von Wilhelm Crönert im Arch. f. Pap. I. Über die früheren derartigen Funde vgl. Häberlin, Centralbl. f. Bibliothekswesen XIV. Die lateinischen Stücke sind zusammengestellt von Max Ihm im Centralblatt f. Bibl. XVI.

[6]) P. Oxyrhynchos II Nr. 222. Vgl. Crönert, Arch. f Pap. I 531 und 571.

[7]) Die Berliner Polybiosfragmente edierte ich im Arch. f. Pap. I 388 ff.

[8]) Zu den christlichen Papyri vgl. die fortlaufenden Referate von Carl Schmidt im Arch. f. Pap. I 120 ff. und 539 ff. Hier sind noch nicht erwähnt die Fragmente vom *Pastor Hermae*, die soeben Grenfell-Hunt nebst anderen im II. Amherst-Bande ediert haben. Vgl. dazu A. Deifsmann, Beil. z. Münch. Allg. Ztg. 1901 Nr. 251.

[9]) Reitzenstein, Zwei religionsgeschichtliche Fragen, nach ungedruckten griechischen Texten der Strafsburger Bibliothek. 1901. Trübner.

[10]) Kalbfleisch, Pap. Argent. Graec. (Rostocker Progr. 1901.)

vier Jahre mögen hier genügen. Wenden wir uns zu dem, was uns die Urkunden an Neuem gebracht haben.

Diese Urkunden sind bisher von philologischer Seite vielfach noch recht stiefmütterlich behandelt worden. Es giebt da einige glänzende Ausnahmen, die ich nicht zu nennen brauche, aber im allgemeinen ist der Irrtum noch weit verbreitet, dafs nur die litterarischen Texte für die Philologen da seien, nicht auch die Urkunden. Zwar die Grammatik dieser Urkundensprache ist in den letzten Jahren, was mit besonderer Freude zu begrüfsen ist, mehrfach Gegenstand eindringender philologischer Bearbeitung geworden[1], und ich sehe darin einen wesentlichen Fortschritt des letzten Quadrienniums. Auch die Erkenntnis von der grofsen sprachgeschichtlichen Bedeutung dieser Texte hat sich Bahn gebrochen, dieser Texte, die uns durch mehr als tausend Jahre, von Ptolemaios Philadelphos bis in die arabische Zeit hinein, die Sprache der Kanzleien und die Umgangssprache, die Sprache der Gebildeten wie der Ungebildeten in Tausenden von Beispielen vor Augen führen. So spielen denn jetzt die Papyri bei den brennenden Fragen nach der Entstehung der *Κοινή* und der Bedeutung des sogenannten 'Bibelgriechisch' eine hervorragende Rolle.[2] Dies alles ist mit lebhaftem Dank anzuerkennen. Freilich — die Zahl der Forscher, die die Urkunden nach diesen Gesichtspunkten verarbeiten, ist noch eine verschwindend kleine.

So gut wie unbekannt scheint es aber in Philologenkreisen noch zu sein, welchen Wert diese Urkunden für die Interpretation der Klassiker haben können, und darum möchte ich diesen Punkt hier besonders hervorheben. Der sachliche Inhalt der Urkunden wird natürlich am meisten bei Behandlung solcher Autoren nützen, deren Themata sich mit jenen berühren, die also Ägypten und ägyptische Verhältnisse behandeln. So gewinnen, um nur ein paar der nächstliegenden Beispiele zu nennen, das II. Buch Herodots, das XVII. Buch Strabons, gewisse Partien im Polybios, Diodor, Pseudo-Kallisthenes u. s. w. ein ganz neues Interesse, wenn man diese Urkunden zu ihrer Interpretation heranzieht. Vieles in den Berichten jener bekommt durch sie erst Leben und Farbe, und manche Andeutung wird durch sie erst verständlich. Welche grofsen Dienste die Papyrusurkunden dem Editor solcher Autoren leisten

[1]) Stan. Witkowski, Prodromus grammaticae papyrorum Graecarum aetatis Lagidarum. Krakau 1897. Karl Dieterich, Untersuchungen zur Gesch. der griech. Sprache von d. hellenist. Zeit bis zum X. Jahrh. n. Chr. 1898 (Byzant. Archiv Heft 1). Edwin Mayser, Grammatik d. griech. Papyri aus der Ptolemäerzeit. I. Teil: Vocalismus. 1898. II. Teil: Consonantismus. 1900 (Programme des Heilbronner Gymnasiums, resp. Karlsgymnasiums in Stuttg.). Fr. Voelker, Papyrorum Graec. syntaxis specimen. Diss. Bonn 1900.

[2]) Zur *Κοινή* vgl. P. Kretschmer, Die Entstehung der *Κοινή*. Sitzungsb. d. Wien. Ak. 143 (1900). Albert Thumb, Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus, 1901. Zum 'Bibelgriechisch' vgl. vor allem die 'Bibelstudien' und 'Neuen Bibelstudien' von Ad. Deifsmann, von denen soeben eine englische Ausgabe erschien. Vgl. auch von demselben 'Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel' (Vorträge d. theol. Konferenz zu Giefsen, XII. Folge) 1898. — Vgl. auch Thumb a. a O. S. 162 ff. Der Vortrag, den Thumb in Strafsburg über dies Thema hielt, wird hoffentlich im Druck erscheinen.

können, zeigte kürzlich die treffliche Ausgabe des Aristeasbriefes von Wendland.[1])

Aber auch viele andere Autoren, die nicht ägyptische Verhältnisse berühren, werden wir durch die Urkunden besser verstehen lernen. Denn diese Urkunden rücken so viele Seiten des antiken Lebens in ein neues Licht; sie erzählen so vieles, was kein Autor uns meldet, und doch zu den Darstellungen dieser Autoren den für sie selbstverständlichen und daher von ihnen nicht behandelten Untergrund abgiebt. Vor allem aber wird unsere Kenntnis von der griechischen Sprache durch diese Papyrusurkunden ganz aufserordentlich erweitert und vertieft. Jede neue Publikation bereichert den Wortschatz, bringt neue Vokabeln oder, was für die Autoren von besonderer Wichtigkeit ist, lehrt uns von bekannten Vokabeln neue Bedeutungen. Denn zahlreiche Wörter, die wir bisher nur in lexikalischen Sammlungen als Raritäten aufgespiefst fanden, können wir nun in den Urkunden im Gebrauch der lebenden Sprache beobachten, und so können wir hoffen, für manches Wort, das uns bei den Autoren schwer verständlich erschien, die evidente Deutung zu finden. So wird auch der Philologe, dem die Interpretation der Klassiker die Hauptsache ist und bleibt, reichen Gewinn haben, wenn er sich in diese Urkundenwelt hineinarbeitet.

Dasselbe gilt auch von den Theologen. Welche grofse Bedeutung die Papyrusurkunden — natürlich auch hier wie überall zusammen mit den Inschriften — für das Verständnis der christlichen Schriften haben, ist zuerst durch Deifsmanns 'Bibelstudien'[2]) glänzend erwiesen worden, die uns gezeigt haben, dafs sowohl für die Erforschung der Sprache wie auch für die Erklärung sachlicher Probleme, wie z. B. für die litterarhistorische Würdigung der Briefe und Episteln des Neuen Testamentes, die Papyrusurkunden mit gröfstem Nutzen herangezogen werden können. Wer die Urkundenpublikationen einigermafsen im Kopf hat, wird bei der Lektüre des Neuen Testamentes auf Schritt und Tritt an sprachliche und sachliche Parallelen erinnert werden, die ihn die Worte der Schrift lebendiger erfassen lassen. Was oben von den 'profanen' Autoren gesagt wurde, gilt eben selbstverständlich auch für die 'christlichen'. Diese unglückselige Scheidung für die sprachgeschichtliche Forschung beseitigt zu haben, 'christliche' Schriften aus ihrer Isolierung, in die sie durch theologische Vorurteile geraten waren, als Denkmäler des späteren Griechisch hinübergeführt zu haben in den allgemeinen Zusammenhang griechischer Sprachentwickelung, ist ein Hauptverdienst der Deifsmannschen Forschungen, bei denen die Papyrusurkunden in hervorragender Weise mit verwendet worden sind.

Aber auch abgesehen von ihrer Bedeutung für die Litteratur[3]) steckt in diesen Urkunden manch interessantes Material für die Geschichte des Christen-

---

[1]) P. Wendland, Aristeae ad Philocratem epistula. Leipzig (Teubner) 1900.

[2]) Vgl. oben S. 687 Anm. 2.

[3]) Hier wäre noch auf die interessante Parallele hinzuweisen, die gewisse Papyrustexte zu den christlichen Märtyrerakten geben. Vgl. Adolf Bauer, Heidnische Märtyrerakten, Arch. f. Pap. I 29 ff.

tums, für seine Kämpfe mit dem Heidentum und auch für jene Kompromisse, zu denen es genötigt war. Auch nach dieser Richtung haben die Arbeiten der letzten Jahre uns manches Neue gebracht.[1]

Vielleicht noch offenkundiger ist der Nutzen, den die Jurisprudenz von den Papyrusurkunden hat oder doch haben könnte. Die juristischen Dokumente unter ihnen — wie die Erlasse und Edikte, die Prozefsprotokolle und die zahllosen Kontrakte über Kauf und Miete, Pacht und Darlehen, Heirat und Scheidung, Testament, Freilassung u. a. — machen einen grofsen Prozentsatz unter den bisher publizierten Stücken aus, und auch diese liegen uns durch einen Zeitraum von etwa tausend Jahren vor! Die grofse Bedeutung, die diese Urkunden für das römische und griechische Recht, aber auch für die vergleichende Rechtswissenschaft haben, ist zuerst durch Ludwig Mitteis' grundlegendes Werk siegreich erwiesen worden.[2] Die letzten vier Jahre haben auch nach dieser Richtung manche neue Erkenntnis gebracht, so namentlich über das Grundbuchwesen des Altertums[3]), das Bankwesen[4]) und das Eherecht[5]), und zum Kontraktwesen hat Otto Gradenwitz in Form einer 'Einführung in die Papyruskunde' eindringende Studien vorgelegt.[6]

Wir Historiker endlich, die wir dies alles in den grofsen Zusammenhang der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung einzuordnen uns bemühen und das *Nil humani alienum* auf unseren Schild geschrieben haben, stehen hier vor einer fast unerschöpflichen neuen Quelle. Freilich sind es ja bekanntlich weniger die grofsen, welterschütternden Ereignisse, die uns in diesen Urkunden entgegentreten. Nur selten wird direkt auf sie hingewiesen, doch wird man bei eindringenderem Studium wohl noch öfter ihre Wirkungen oder auch ihre Vorboten erkennen können. In der Hauptsache ist es vielmehr das durchschnittliche Alltagsleben, das wir in diesen Urkunden vor uns haben, und gerade darum bilden diese Papyri eine so vortreffliche Ergänzung zu den Berichten der Litteratur und der Inschriften. Sie sind darum auch gerade für die modernen Richtungen der Geschichtsforschung, für die Wirtschaftsgeschichte und die Kulturgeschichte[7]), eine Quelle von ganz einzigem

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz 'Heidnisches und Christliches aus Ägypten' im Archiv f. Pap. I 396 ff.

[2]) Ludwig Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des röm. Kaiserreichs. Leipzig 1891.

[3]) Vgl. namentlich Mitteis im Arch. f. Pap. I 183 ff.

[4]) Vgl. Mitteis, Trapezitica, Weim. 1899. Vgl. Savigny-Z. Rom. XIX.

[5]) Vgl, Mitteis, Arch. f. Pap. I 343 ff. und meine Beiträge im Arch. f. Pap. 484 ff. Im allgemeinen vgl. auch L. Mitteis, Aus den griech. Papyrusurkunden. Ein Vortrag. Leipzig (Teubner) 1900.

[6]) Erstes Heft: Erklärung ausgewählter Urkunden nebst einem Conträrindex. Leipzig (Hirzel) 1900. Weitere juristische Arbeiten der letzten Zeit sind notiert im Arch. f. Pap. I 545 f. Soeben ging mir zu: Leop. Wenger, Rechtshistorische Papyrusstudien. Graz 1902.

[7]) Die kulturgeschichtlichen Probleme sind mit weitem Blick erfafst von v. Wilamowitz in seinen fesselnden Besprechungen der englischen Publikationen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen der letzten Jahre, auf die ich hier besonders hinweisen möchte.

Wert. Für die wirtschaftsgeschichtlichen Fragen finden die Papyri noch eine wirksame Ergänzung in den Ostraka, jenen Topfscherben, die einst als kostenloses Schreibmaterial eine grofse Rolle gespielt haben und in Ägypten unter anderem von den Bankbeamten und Steuererhebern zur Ausstellung von Quittungen benutzt worden sind. Aus diesen zusammen mit den Papyri haben wir in den letzten Jahren einen ganz neuen Einblick in die Steuergeschichte des Altertums gewonnen.[1])

Fasse ich alles zusammen, so zeigt dieser Rückblick auf die letzten vier Jahre die junge Disziplin der Papyrologie ohne Zweifel in erfreulichem Aufblühen. Aber freilich, dem, der selbst mitten in diesen Forschungen steht, drängt sich dabei auch der Gedanke an das auf, was noch besser sein könnte, was uns not thut, und das ist vor allem eine Vermehrung unserer Arbeitskräfte. Von den grofsen Papyrusmassen, die in den Museen liegen, ist erst ein kleiner Teil publiziert, und von diesem kleinen Teil ist wiederum nur ein kleiner Teil gründlich durchgearbeitet. Das meiste ist noch unverarbeitetes Rohmaterial. Diesen Massen steht die kleine Schar der Papyrusforscher zwar nicht ohne Mut und Begeisterung, aber doch mit unzureichenden Kräften gegenüber. Darum wünschen wir uns einmal, dafs noch mehr Mitarbeiter sich fänden, die speziell in dieses Fach sich einarbeiteten. Aber anderseits liegt uns nicht weniger an einer regeren Teilnahme der weiteren Kreise der Altertumsforscher überhaupt, gleichviel welche Disziplin im einzelnen sie bevorzugen. Die Probleme, die durch diese neuen Quellen aufgeworfen werden, sind so ungeheuer mannigfaltig, greifen in alle möglichen Fragen des antiken Lebens ein, dafs ein Einzelner gar nicht daran denken kann, sie alle auch nur zu berühren. Da werden viele, auch ohne dafs sie sich spezialisieren müfsten, unsere Sache fördern können, wenn nur ein jeder mit seinen Interessen und mit den Spezialkenntnissen seiner Disziplin an diese Texte herantritt, und das gilt von den Theologen und Juristen ebenso wie von den Philologen und Historikern. Vielleicht schrecken manche vor den Schwierigkeiten zurück, die dem Anfänger auch auf diesem Gebiet entgegenstehen. Ich kann aber darauf hinweisen, dafs wir in den letzten Jahren eine Reihe von Hilfsmitteln geschaffen haben, um diese Schwierigkeiten zu vermindern. Wir haben orientierende Übersichten[2]), Verzeichnisse der litterarischen Texte[3]) sowie sachlich geordnete Generalregister aller publizierten Urkunden[4]), wir haben paläo-

---

[1]) Vgl. meine 'Griechischen Ostraka aus Ägypten und Nubien, einen Beitrag z. antiken Wirtschaftsgeschichte'. Leipzig (Giesecke & Devrient) 1899. Vgl. auch C. Wachsmuth im Jahrb. f. Nationalök. u. Statist. 1900 S. 771 ff.

[2]) Aufser den schon oben genannten Vorträgen von Mitteis (S. 689,5) und mir (S. 677,2) vgl. Paul Viereck, 'Bericht über die ältere Papyruslitteratur' (Burs. Jahresb. f. Alt. 98, 1898 III 135 ff.) und 'Die Papyruslitteratur in den 70er Jahren bis 1898 (ebend. 102, 1899 III 244 ff.). Vgl. auch Ad. Bauer, 'Forsch. z. griech. Gesch. von 1888—1898' und den 'Archaeological Report' des Egypt Exploration Fund der letzten Jahre.

[3]) Vgl. oben S. 686 Anm. 5.

[4]) Vgl. Arch. f. Pap. I 1 ff. und 548 ff.

graphische Handbücher[1]) und paläographische Vorlegeblätter[2]), die schlimmsten Falles auch ohne Originale ein Eindringen ermöglichen können. Ich schliefse mit dem Wunsche und in der Hoffnung, dafs recht viele sich dieser Hilfsmittel bedienen möchten, um mit der Papyrusforschung Fühlung zu gewinnen. Jeder, der uns helfen will bei der Hebung dieses kostbaren Schatzes, soll uns herzlich willkommen sein!

---

[1]) F. G. Kenyon, The palaeography of Greek Papyri, Oxford 1899. Vgl. hierzu meine Besprechung im Arch. f. Pap. S. 354 ff. E. A. Thompson, Handbook of Greek and Latin palaeography, Lond. 1893. Vgl. auch den palaeographischen Teil meiner Dissertation 'Observationes ad hist. Aeg prov. Romanae' Berlin (Mayer & Müller) 1885.

[2]) Ein reiches Material bieten die Tafeln der Palaeographical Society, die Atlanten, die zu Kenyons Catalogue (S. 684, 3) erschienen, und die Publikationen von Mahaffy und Grenfell-Hunt. Vgl. auch meine 'Tafeln z. älteren griech. Palaeographie zum akademischen Gebrauch und zum Selbstunterricht', Leipzig (Giesecke & Devrient) 1891 (mit Leseproben). Dafs Wesselys Rückgriff auf Autographien für diesen Zweck ein Fehlgriff war, führte ich im Arch. f. Pap. 1 370 ff. aus (vgl. auch S. 558).

DEUTSCHE STANDES- UND BERUFSSPRACHEN

Eine akademische Rede

Von Friedrich Kluge

Die Aufgaben der deutschen Sprachforschung sind vielgestaltiger und umfassender als es scheint. Im Urteil der Fernerstehenden und vielfach auch im Fachbetrieb der Adepten kann es oft den Anschein haben, als ob die Lautlehre der Inbegriff der Sprachwissenschaft wäre. Ist die Sprache der Reflex des menschlichen Lebens und Denkens, so steht der Inhalt der Sprachmaterialien höher als das äufsere Kleid, der Lautkörper. Die Geschichte einer Sprache spiegelt die Geschichte eines Volkes wieder. Und wo geschichtliche Quellen schweigen, redet oft die Sprache mit überzeugender Deutlichkeit. Deine Sprache verrät dich — in diesem Wort liegt das Leitmotiv unserer sprachlichen Arbeit. Mögen wir die Sprache der Zigeuner benutzen, um den geschichtlich völlig dunkeln Ursprung des gaunernden Wandervolkes in Indien festzustellen, mögen wir die geschichtlich ebenso dunkle Herkunft der siebenbürgischen Sachsen durch rein sprachliche Mittel im Gebiet der Mosel feststellen — immer leitet uns das Motto: Deine Sprache verrät dich. Was die Organe der Polizei so oft mit Erfolg anwenden, den Einzelnen sprachlich zu charakterisieren, darnach trachtet der Sprachforscher bei vielen Schriftwerken, und schon manches undatierte, anonyme Denkmal der Vergangenheit hat durch sprachliche Arbeit sein Geheimnis preisgeben müssen. Aber keine Aufgabe ist schwerer, als unsere grofsen Klassiker sprachlich zu charakterisieren. Am ehesten würde eine solche Charakteristik bei einem vollsaftigen Volksmann wie Luther gelingen. Aber wie schwer und völlig aussichtslos würde sich das Unterfangen erweisen den reichsten Geist der Neuzeit, Goethe, mit seiner Fülle von volkskundlichen und naturwissenschaftlichen, dichterischen und geschichtlichen Interessen in einer schriftstellerischen Thätigkeit von sechs Jahrzehnten mit unseren sprachlichen Kategorien erkennbar scharf zu charakterisieren? Gewifs werden einzelne bedeutsame Züge sich bald finden lassen. Nehmen wir den gröfsten Lyriker Deutschlands vor Goethe — so ist die Sprachforschung Walther von der Vogelweide gegenüber völlig ratlos. Seine Heimat ist umstritten wie die Heimat Homers, denn seine Sprache verrät ihn nicht, kein mundartlicher Zug giebt uns einen Fingerzeig. Ihm fehlen in dem grofsen Reichtum seiner Empfindungen und Stimmungen gerade alle Farben eines lokaleren Heimatsgefühls, und wenn er einmal — in einem seiner letzten, aber intimsten Herzensergüsse

— mit Wehmut den heimatlichen Boden seiner Jugendjahre betrachtet, so ist er zu diskret, die Farben erkennbar hell zu wählen. Wie für das Heimatgefühl, so fehlt ihm auch die Tonart für das Glück der Häuslichkeit und der Familie. Seine Heimat ist das deutsche Vaterland *von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant.* Dieser grofsen Heimat hat Walther als ihr erster und gröfster Dichterpatriot gedient. Und seine Sprache charakterisiert ihn als den deutschesten Sänger, den Deutschland besessen hat. In einer Zeit, wo die gröfsten und tiefsten Schöpfungen unserer mittelalterlichen Dichtung, unser Parzivalroman und unser Tristanroman, dem modischen Geschmack der ritterlichen Kreise huldigen und in französischen Worten und Wendungen ohne Zahl schwelgen, meidet Walther jedes fremde Modewort, französische Floskeln widerstreben seinem deutschen Geist.

Wie die deutsche Sprachforschung die Aufgabe hat, mit ihren eigenen Mitteln die Werke unserer Litteratur zu charakterisieren, so hat sie auch die Sprache unserer Stände und Berufe, die Sprechweisen der Altersstufen und Beschäftigungen zu ergründen. Ist aber alles Erkennen nur entwickelungsgeschichtlich möglich, so giebt uns die Geschichte eben dieser Sprecharten die wesentlichen charakteristischen Züge. Aber die Litteratur stellt der Sprachforschung gleich enge Schranken. Denn sie hält sich im allgemeinen auf einem mittleren Höhendurchschnitt und steigt nicht in die Niederungen, in denen wir die Sprechweisen von Handwerken und Lebensberufen heimisch finden: sie will uns über die Niederungen des Lebens erheben. Und da tritt uns die Frage entgegen: Ermöglicht uns denn die Litteratur der Vergangenheit einen Einblick in das geschichtliche Wesen jener Sprechweisen? Und ist es überhaupt möglich, unsere Standessprachen geschichtlich zu charakterisieren? Aber ernsthafter ist vielleicht die Vorfrage, warum wir den niederen Äufserungen des Sprachlebens nachgehen, in denen es sich oft nur um Kuriositäten und gelegentlich auch um Spielereien und zumeist um entlegene Termini für Hantierungen und Gegenstände handelt, mit denen die Litteratursprache nur ganz ausnahmsweise zu thun hat? Das Terenzische *Humani nil a me alienum* genügt nicht zur Begründung dafür, dafs ich das entlegene und vielleicht abstruse Thema hier behandele. Was dem Studium dieser Sprechweisen eine gewisse Bedeutung und ein eigenes Interesse verleiht, ist die Thatsache, dafs unsere Gemeinsprache und die Sprache der Litteratur sich stets aus diesen niederen Sprechweisen erneuert. Wir alle verfügen täglich über Wortmaterialien, die einen beschränkten Herkunftsbereich in den Alters- und Zunftsprachen haben.

So dringt die Sprache der Kinder aus der Kinderstube in das tägliche Leben. Worte wie Papa und Mama tragen in der Doppelung oder Reduplikation deutlich den Charakter kindlicher Sprechart. Ich brauche keine deutschen Kinderworte mit Doppelung neben diese Fremdworte zu stellen. Aber derselbe Typus steckt unerkannt auch in altem Sprachgut, das durch vielfache Lautwandelungen den Klang der Doppelung preisgegeben hat. Dem schwäbischen Worte Dôt für 'Patin' sieht man seinen Ursprung nicht mehr an, aber die althochd. Lautform *toto* für 'Vater' ist deutlich ein redupliziertes Kinderwort.

Unser Wort Muhme verlangt eine alte Grundform *mômô*, und wenn wir in Anschlag bringen, dafs Muhme in unseren Mundarten nicht nur 'Tante', sondern auch 'Mutter' ist — so werden wir dieses *mômô* für eine kindliche Doppelung für *môder* = Mutter halten. Das Wort Bube geht lautlich auf eine Grundform *bôbô* zurück; das ist abermals kindliche Doppelung — wir wissen, dafs das einfache *bô* eine Kurzform für *brôther* = 'Bruder' gewesen ist.

Die kindlichen Kurzformen deuten vielfach die Doppelung lautlich nur an. Hierher gehören Koseformen wie Benno für Bernhard, Anno für Arnold, Eppo für Eberhard. In solchen Fällen liegt in der Konsonantendoppelung (Anno Benno Eppo) eine kindliche Sprechweise: denn z. B. *rn* ist dem Kindermund unmöglich, *nn* tritt dafür ein. So ist auch das verbreitete *ätti* für 'Grofsvater' eigentlich ein Lallwort; es beruht auf got. *atta* 'Vater', das durch sein *tt* sich als kürzende Koseform zu lat. *pater* 'Vater' erweist. Unser Wort Amme gehört in denselben Bereich; es bedeutet im Althochdeutschen 'Grofsmutter'; die ahd. Lautform *amma* beruht wie got. *atta* auf gebrochener Reduplikation, es gehört gewifs zu lat. *mâter*.

Natürlich sind es zunächst Worte des engsten häuslichen Bereichs, in dem wir kindliche Wortgebilde antreffen: nur was in der Kinderstube bedeutungsvoll ist — nur dafür dürfen wir eine kindliche Lautform erwarten. Wenn jetzt Bonbon ein Wort der Kinderstube ist, kann dann nicht auch Kuchen daher stammen? Seine urdeutsche Lautform ist sicher *kôkô* gewesen, aber kein deutscher Wortstamm erklärt das Wort — so wird man es als redupliziertes Kinderwort betrachten dürfen.

Leider versagt die Litteratur unserer ferneren Vergangenheit völlig. Die Kindersprache läfst sich durch positive Angaben in alter Zeit nicht belegen. Aber um so deutlicher beweist der feste Typus kindlicher Sprechweise, der sich überall wiederholt, und keine andere Sprechweise hat wieder eine so klare lautliche Eigenart, die es uns ermöglicht, auch für die älteste Geschichte unserer Sprache Bestandteile aus der Kindersprache zu ermitteln.

Im Gegensatz zur Sprache der Kinder und der Kinderstube steht die Sprache der Schule und der Schulstube. Durch alle Gaue Deutschlands verbreitet sind Schülersprachen, in denen Silbenspielereien vorherrschen. Die Freude an Buchstabieren und Syllabieren führt die Schuljugend immer und überall zu allerlei Geheimsprachen, in denen Einschiebung von Silben oder Umstellung von Lauten das Charakteristische ist. Die verbreitetste dieser Sprecharten ist die sogenannte bi- oder pi-Sprache, aber es giebt daneben eine endlose Zahl von Abarten oder ähnlichen Geheimsprachen. Das seltsamste ist, dafs jede Generation Zeuge gewesen sein will, wie man auf der oder jener Schule die dort übliche Sprechart erfunden habe. Die Mehrzahl dieser Schülersprachen läfst sich nachweislich bis in das XVI. Jahrh. (Rotwelsch I 111 145) als Schülersprachen zurück verfolgen, und wir dürfen wohl annehmen, dafs sie noch weiter zurückreichen, bis in die Klosterschulen des Mittelalters. So merkwürdig die Erblichkeit dieser Sprechweisen der Schüler ist — es waren immer nur Spielereien, und die Sprache des täglichen Lebens, unsere Litteratur- und

Umgangssprache hat nichts davon in sich aufnehmen können, während sonst alle Sprechweisen Spuren im gemeinen Deutsch zurückgelassen haben.

Aber die Sprache der akademischen Jugend erhebt sich bedeutsam über alle deutschen Sprecharten, und sie hat nicht blofs der Umgangssprache und der Litteratursprache wichtige Bestandteile zugeführt, sie ragt gelegentlich auch in die Litteratur selbst hinein. Seit dem XVI. Jahrh. bis ins XVIII. Jahrh. hinein begegnen zahlreiche Worte der Burschensprache, bis um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrh. besondere Wörterbücher zu Nutz und Frommen von Füchsen und zur Erbauung bemooster Häupter die wunderlichen Redensarten und derbkomischen Worte buchen. Zumal nachdem das kühne Geschlecht der Stürmer und Dränger natürliche Derbheit und burschikose Stimmung in der Litteratur entfesselt haben, tragen am Ende des XVIII. Jahrh. verbummelte Genies, gescheiterte Akademiker das Studentenleben und seine Sprache in die Litteratur hinein. Aber als die eigentliche Blütezeit der Burschensprache hat das XVI. und XVII. Jahrh. zu gelten. Und ihre Heimat sind die mitteldeutschen Hochschulen Giefsen, Jena, Halle, Wittenberg; Leipzig war immer die hohe Schule des Anstands und der guten Sitte, der Höflichkeit. In der Zeit, wo Shakespeare seine Hamlet und Horatio, Rosenkranz und Güldenstern in Wittenberg studieren läfst, herrschte auf den protestantischen Hochschulen Mitteldeutschlands der Pennalismus, und seine Zeit war die Blüteperiode unserer Burschensprache. Was die ältere Studentensprache bei uns charakterisiert, fehlt der neueren Studentensprache im wesentlichen. Das sind die Anklänge und Reminiszenzen an das Latein, das im XVI. und XVII. Jahrh. unsere Hörsäle beherrschte. So lange das Latein die Alleinherrschaft im akademischen Unterricht hatte, machte sich aufserhalb der Hörsäle, zumal beim Hospiz die sprachliche Parodie breit. Was im Unterricht nicht durchgelassen wurde, gestattete sich die akademische Jugend aufserhalb des Hörsals. Übermütige Wortbildungen mit lateinischen und griechischen Endungen, die im Vortrag herrschten, kehren auf der Kneipe wieder. Es ist dieselbe Zeit, in der sich burschikose Litteratur in makaronischen Versen aufthut. Da erhalten deutsche Worte lateinische Endungen und lateinische Verbindungen nach Art der Zecherregel, wenn der Becher nach altsächsischer Weise auf der Bierbank kreiste:

Qui bibit ex neigis, ex frischibus incipit idem.

Eine Reihe von studentischen Gedichten in dieser Scherzsprache hat das XVII. Jahrh. hervorgebracht — z. B. ein *Certamen studiosorum cum vigilibus nocturnis* aus dem Jahre 1689. Solchen Dichtungen entspricht die ältere Burschensprache mit einer Fülle von makaronischen Wortgebilden. Und wie tief diese komischen Elemente hafteten, zeigt ein burschikoses Wort, dem man eine fremdartige Endung zwar heute noch ansieht, heute aber doch nicht richtig: das Wort burschikos. Es klingt ganz irreführend an lateinische Eigenschaftsworte wie *bellicosus jocosus spatiosus pretiosus* an. Die Endung ist nicht lateinisch; es ist vielmehr die griechische Adverbialendung *ικῶς* in Fällen wie *τεχνικῶς σωματικῶς φανταστικῶς.* Solche griechische Adverbia kehren im

Gelehrtenlatein des XVI. Jahrh. so endlos oft wieder, dafs der Student die Bildungsweise auch auf die Kneipe verpflanzte. Im akademischen Komment des XVII. Jahrh. machte man einen sorgfältigen Unterschied zwischen 'floriκῶς' und 'haustiκῶς' ein Glas leeren. Gleichzeitig bildete man studentiκῶς, für 'lustig' konnte der Student auch lustiκῶς sagen. Es sind noch mehr derartige Bildungen aus dem XVII. Jahrh. erhalten (Studentenspr. S. 48; Erich Schmidt, Ztschr. f. Volkskunde V 230) — immer nur adverbial gebraucht und immer mit griechischen Lettern gedruckt. Bis dann im Beginn des XVIII. Jahrh. endlich burschiκῶς auftritt. Seine Vorläufer und Vorbilder sterben ab, es selbst wird ein dauernder Bestandteil nicht blofs der Burschensprache, sondern dann auch der Litteratur- und Umgangssprache, so dafs man es in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. bereits adjektivisch gebraucht (ein burschikoses Leben) und als ein lat. *bursicosus* auffafst. So auffällig und charakteristisch die Geschichte des Wortes burschikos ist, es ist nur eines von vielen Beispielen. Auch andere Elemente der klassischen Sprachen werden in der Burschensprache zu komischen Wortgebilden verwandt. Im Latein der Gelehrtenschulen spielten Adverbia auf *atim* eine Rolle: '*stellatim* oder *stellatum* gehen' bedeutete 'astronomische Exkursionen machen', '*herbatim* oder *herbatum* gehen' botanisieren; im medizinischen Unterricht war das '*cadaveratum* gehen' (John Meier, Hall. Studentensprache S. 24) wichtig. Und so gab es manche derartige Wortgebilde, die man wohl auch in deutsche Rede einflocht. Aber die Burschensprache wagte überall kühne Neubildungen — man konnte 'gassatim' oder 'gassatum' gehen, man konnte 'dorfatim' gehen, d. h. auf den Gassen und nach den Dörfern bummeln. In Halle schuf die Burschensprache das seltsame Wort Hallore — man fabelte endlos über das Wort, bis sich fand, dafs man im XVIII. Jahrh. Hallorum sagte. Da war es klar, dafs das Wort eine charakteristische lateinische Endung hat, also eine komische Bildung der Burschensprache sein mufs. Charakteristisch für den humanistischen Einflufs in der Muttersprache sind Worte wie Humanität und Antiquität — solche Worte haben schon früh einen so grofsen Bereich, dafs man schon um 1550 die deutlich burschikose Wortbildung Grobität neben Grobian wagt; und am Ende des XVIII. Jahrh. buchen dann in der That die ältesten Wörterbücher der Studentensprache mehrere Wortgebilde wie Schwulität.

Ein so gewaltiger Einflufs des Lateins auf die Burschensprache war nur möglich, ehe der Vorgang des Leipziger Professors Thomasius, der der Muttersprache die Hörsäle der deutschen Hochschulen erschlofs, dem Latein die Alleinherrschaft im akademischen Unterricht entzog. Gewifs sind Wortgebilde wie burschiκῶς und studentiκῶς, gassatim und dorfatim, Grobität und Schwulität in jeder anderen Standessprache unmöglich.[1]) Noch andere, aber weniger charakteristische Züge treten in der älteren Burschensprache auf. Sie

[1]) Diese Wortgebilde stehen also völlig auf einer Stufe mit modernen Scherzworten wie Sprechanismus (nach Mechanismus); die neueste Mischbildung dieser Art ist Modernitis (im Anschlufs an Dichteritis gebildet nach dem Urbild von Diphtheritis); vgl. Kunstwart XIV Heft 13.

hat geschichtliche und lokale Wandelungen durchgemacht, und so treffen wir beispielsweise in Heines Harzreise verschiedene Göttinger Studentenworte, die wir heute ohne Kommentar schon nicht mehr verstehen.

Reichen die Anfänge unserer Studentensprache ins XV. und XVI. Jahrh. zurück, so scheint die Sprache des edlen Weidwerks in die germanische Vorzeit zurückzureichen. Aber äufsere Zeugnisse für so hohes Alter der Weidmannssprache fehlen völlig. Und Cäsars Bericht im Bellum Gallicum, wonach die Germanen sich mit Vorliebe der Jagd widmeten, lehnt Tacitus' Germania stillschweigend ab: *Quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt dediti somno ciboque* (Kap. 15). Nur einmal streift unsere alte Litteratur das Motiv der Jagd. Am Ende des X. Jahrh. treffen wir in einer lateinischen Rhetorik aus St. Gallen einige Reime, die einer ahd. Münchhauseniade zu entstammen scheinen: es ist ein Fragment eines Jagdabenteuers, die Schilderung eines angeschossenen Ebers. 'An der Halde geht der Eber, in der Seite haftet ihm der Speer; seine gewaltige Stärke läfst ihn nicht zu Fall kommen; denn fudermäfsig sind seine Läufe, seine Borsten hoch wie ein Forst, und seine Hauer haben zwölf Ellen Länge.' Das ist unser ältestes Jägerlatein. Wir bedauern den Verlust dieser Dichtung im Stil der Münchhausenschen Jagdabenteuer um so mehr, als dann erst am Schlufs des XVI. Jahrh. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zum erstenmal wieder aufschneiderische Jagdgeschichten schriftstellerisch verarbeitet: er hat in seiner Komödie von Vincentius Ladislaus Sacrapa von Mantua 1594 einen ältesten Münchhausen dramatisch behandelt. Aber schliefslich sind unsere Münchhausiaden alle sprachlich viel weniger ergiebig, als man vermuten sollte. Unsere Kenntnis der Weidmannssprache beginnt in der Blütezeit des Rittertums, in dessen Sport die Jagd eine hohe Stellung einnahm. Aber weit über die Jagdschilderungen, wie sie das Nibelungenlied und Wolframs Parzival bietet, erhebt sich Gottfried von Strafsburg, der in seinem Tristanroman den ritterlichen Helden als Kenner und Lehrer des Weidwerks mit sichtlicher Liebe und verständnisvollem Behagen schildert. 'Tristan galt im Mittelalter nicht blofs für den besten Jäger, sondern geradezu für den Erfinder des Jagens mit Spürhunden; er ist der erste Vertreter der keltischen Rasse; denn die kunstgerechte Jagd war die besondere Meisterschaft der Kelten' (Hertz 501). So ist es denn auch nicht die deutsche, einheimische Jagdterminologie, die Gottfried von Strafsburg einflicht, sondern in geradem Gegensatz dazu sind es vielmehr die Bräuche und die Ausdrücke der französischen Jagd, die damals bei uns Eingang gefunden hat. Dann blüht das ganze XIV. Jahrh. hindurch als besondere Dichtung die Jagdallegorie; das ritterliche Liebesleben wird unter der Allegorie einer Jagd dargestellt; und alsbald verwenden Prediger die Jagdallegorie im Kanzelvortrag (vgl. Schönbach, Ztschr. f. deutsche Wortforsch. I 335). In der Mitte des XVI. Jahrh. beginnen die rein sprachlichen Aufzeichnungen. Zuerst bucht 1549 einer der ältesten deutschen Grammatiker Namens Meichsner in seinem Lehrbuch der deutschen Sprache 'etliche zierliche und artliche Wörter, deren man sich vff vnd zu dem Waidwerk gebraucht' (Zachers Ztschr. XIII 367).

Und sein berühmterer Zeitgenosse, der Polyhistor und Zoologe Konrad Gesner übernimmt aus Meichsners Wortliste der Weidmannssprache seine Angaben über Jagdausdrücke. So lehrt Meichsner z. B.: 'Der Hirsch hat Läuf oder Klauen', 'die Schweine haben Läuf oder Hammen', 'des Bärs Füſs heiſsen Tatzen, der Fuchs hat Klauen, der Haas Läufe, der Wolf Klauen'. Dieses älteste Register giebt uns denn auch gleich bedeutsame Aufschlüsse. Wir hören hier, was wir sonst wohl nicht wüſsten, daſs die Flügel der Falken Schwingen heiſsen. Wie wir hier nun beobachten, daſs unsere Dichtersprache sich das Jägerwort angeeignet hat, so beobachten wir überhaupt einen Einfluſs der Weidmannssprache auf unser gemeines Deutsch. Das heute allgemein übliche naseweis begegnet zunächst — und zwar schon in den alten Jagdallegorien — als eigentlich weidmännisch: der Hund ist naseweis, d. h. er wittert gut, er hat eine gute Nase, wie wir abermals mit einem Jägerausdruck sagen. Wenn der Hund zu früh anschlägt, heiſst er weidmännisch vorlaut — das Wort ist gerade wie naseweis in unseren gemeindeutschen Wortschatz übergegangen. Ebenso unbändig: in der Jägersprache hieſs der Hund bändig (mhd. *bendec*), der sich gut am Bande, am Strick führen lieſs. Ein bärbeiſsiger Mensch hat die Eigenschaft schwerer, zur Bärenjagd abgerichteter Hunde, der Bärenbeiſser. Wir sehen an diesen wenigen Beispielen, wie der Jagdhund im Mittelpunkt des Weidwerks steht.[1]) Und so sind es gerade besonders charakteristische Bestandteile dieser Zunftsprache, die wir in die Schriftsprache übernommen haben. Es treten andere weniger charakteristische hinzu. Das Wort Dickicht gehört in diesen Bereich. Als sich der bekannte Fabeldichter Hagedorn des Wortes in der Mitte des XVIII. Jahrh. bediente, hielt er es für nötig, das offenbar noch nicht allgemein verständliche Wort als weidmännisch ausdrücklich zu erklären. Eines der neuesten, aber bekanntesten Jagdworte ist Kesseltreiben; das Wort war in den 60er Jahren des XIX. Jahrh. so unbekannt, daſs es der hervorragendste Mitarbeiter am groſsen Grimmschen Wörterbuch noch übersehen konnte (Kessel ist bei Jagden der ringseingeschlossene Platz, wohin das Wild getrieben wird).

Um dieses ihres Einflusses willen beansprucht die Weidmannssprache das Interesse der Sprachforscher. Um so mehr als dieser Einfluſs sich in alter Zeit auch auf das Französische erstreckt hat. Wie wir im Zeitalter Gotfrieds von Straſsburg französische Jagdausdrücke durch ritterliche Mode übernahmen, ebenso setzten sich im merovingischen Gallien alte fränkische Worte aus dem Bereich der Jagd fest. Unsere ältesten Jagdworte lernen wir in alten französischen Entlehnungen (afrz. *braque* = ahd. *bracko*, frz. *leurre* aus *lôthr* = Luder) kennen. Und wir treffen zwei uralte deutsche Jägerworte zuerst in spätlat. Quellen: *branca* 'die Pranke des Bären' und *baccha* 'die Bache'. So mehren sich doch die Spuren einer altgermanischen Jagdterminologie. Und wenn in der allitterierenden Poesie der Angelsachsen für 'Blut' gern Schweiſs (angls. *swât*) gesagt wird, so mag der Ausdruck vom Edelwild her übertragen

[1]) Vgl. Lembke, Studien zur deutschen Weidmannssprache, Dresden 1898.

sein. Und so darf man die Frage aufwerfen, ob wir nicht in unserem ältesten Wortmaterial schliefslich doch weidmännische Fährten finden, wenn auch Tacitus die Bedeutung der Jagd für unsere Vorfahren herabsetzt. Etymologisch macht unser Wort Hund wirkliche Schwierigkeit, so lange man dem verführerischen Anklang an gr. *κύων* (*κυν-ός*) nachgiebt; aber beziehen wir das Wort auf engl. *to hunt* 'jagen' (angls. *huntian* 'jagen' zu got. *hinthan* 'fangen'), so kommen wir mit einer Grundbedeutung 'Fänger, Jäger' wohl zu dem Verdacht, dafs Hund eigentlich weidmännisch ist; und engl. *hound* bezeichnet in der That 'Jagdhund'. Ein anderes etymologisch umstrittenes Wort ist unser Zeitwort sehen. Die Sprachvergleichung verbindet es mit gr. *ἕπεσθαι* und lat. *sequi* 'folgen' — aber die Bedeutung stimmt nur, wenn wir sehen als 'mit den Augen folgen' auffassen dürfen. Und solche Ellipse liefse sich aus einer technischen Sprache — wie es die Weidmannssprache ist — leicht begreifen. So ist ja auch unser 'spüren', d. h. die Spur suchen oder finden, eigentlich weidmännisch.

Somit dürfen wir an eine Vererbung von Jagdausdrücken seit den Anfängen des Germanentums glauben. Es ist die einzige Zunftsprache der bevorzugten Kreise. Wie das edle Weidwerk, so ist auch seine Sprache ein Vorrecht des Adels gewesen, und gerade dieser Thatsache verdanken wir ihre umfängliche Überlieferung seit etwa 1200. Immer hat die grüne Gilde mit Stolz ihre Standessprache gepflegt, jeden Jünger dazu angehalten. Schon im XVI. Jahrh. hören wir (in der deutschen Bearbeitung des *Opus Ruralium Commodorum* von Petrus de Crescentiis; vgl. E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache S. 4), dafs über jedem Jünger der Diana, der sich nicht weidgerecht ausdrückt, ein besonderes Damoklesschwert schwebt — das Weidmesser mit den fatalen Pfunden. Der Missethäter mufste sich über das beste Stück der Strecke legen, während sich die Jäger mit gezückten Hirschfängern um ihn herum stellten und den Strafakt mit einer Fanfare einleiteten. Dann trat der Jagdherr herzu und gab ihm drei Schläge mit dem Weidmesser auf das Gesäfs. Darauf bedankte sich der Bestrafte, und mit einer Fanfare schlofs der Strafakt (vgl. Lembke S. 9 und das Grimmsche Wb. unter Pfund, Fund). Solcher Sprachunterricht hat der Zunftsprache gelehrige Schüler gewonnen, und die Freude an dem lustigen Strafakt erfrischte auch das Gedächtnis der im Dienst der Diana ergrauten Jäger. Mochten neue Moden auch dem Weidwerk neues Leben und neue Worte bringen, so verknüpft sie doch jedes Geschlecht naturgemäfs mit der guten alten Überlieferung.

Das Gegenstück zur binnenländischen Jägersprache ist an den norddeutschen Küsten die Seemannssprache. Ist jene wesentlich hochdeutsch, so ist diese niederdeutsch. Hochdeutsche Quellen haben naturgemäfs keine ernsthaften und umfassenden Anlässe sie aufzuzeichnen. Aber die niederdeutsche Litteratur ist durch die Übermacht des Hochdeutschen so sehr gedrückt worden, dafs auch der deutsche Norden in alter Zeit über die technische Sprache der Schiffahrt schweigt. Nur einen Hauch frischer Seeluft verspüren wir in der altsächsischen Helianddichtung aus der Zeit Ludwigs des Frommen: der Sturm auf dem See

Genezareth giebt dem unbekannten Dichter Anlafs, lebhaft und frisch die Schrecken auszumalen, in denen der Heiland seine Wunderkraft beweist. So mochten altheidnische Lieder wohl zuvor Wodan als wunderkräftigen Wogenstiller gepriesen haben, und Eddalieder zeigen uns in der That, wie Wodan Wind und Wogen stillt, um z. B. Jung Sigfried den Nibelung über den Ozean zu der höchsten Heldenlaufbahn zu geleiten. So wird auch in einer angelsächsischen Legende vom hl. Andreas eine Seefahrt mit göttlichem Wunder geschildert, dafs uns das Behagen auch des angelsächsischen Dichters deutlich verrät, wie die geistliche Dichtung aus heidnischen Vorbildern kraftvolle und wirksame Anregungen übernimmt. Die ganze angelsächsische Dichtung ist voll Meeresstimmung, wie denn das Epos von Beowulf an den Küsten der Nord- und Ostsee spielt. Ein lyrisches Gedicht[1]) der Angelsachsen — man könnte es 'Meeresheimweh' betiteln — schildert die Sehnsucht des Wikings, wenn der Kuckuck im Hain den Frühling kündet.

Die ganze nordgermanische Poesie wird durch Motive der Schiffahrt und des Meeres reizvoll belebt. Und wenn wir die südliche Hälfte der Ostsee für die Urheimat der Germanen zu halten haben, mufs auch unsere germanische Urzeit schon seemännisch sein. Im religiösen Glauben beweist das Schiffssymbol des Isiskultus bei Tacitus (Germ. 9) für die Seefahrt. Und bedeutsam ist die altgermanische Bestattung im Totenschiff. Das altenglische Beowulfepos schildert uns, wie Scyld, der Stammvater der dänischen Könige, im Tode dem Meere anvertraut wird: mit einem Banner geschmückt führt das Totenschiff die teure Last auf eine ungewisse Fahrt. So hatte er, der zum Retter Dänemarks nach einer königlosen, schrecklichen Zeit bestimmt ist, seine Lebensreise begonnen: als Kind in einem Schiff ausgesetzt war er nach Dänemark verschlagen.

Solche Totenschiffe hat uns ein günstiges Geschick als Zeugen unserer heidnischen Vorzeit auf dem Boden Englands und Skandinaviens bewahrt (vgl. Sophus Müller, Altertumskunde II 258), aber die Völkerwanderungszeit, in der Stämme der Ostseeküste wie Langobarden und Burgunder und Goten sich südliche Sitze erobern, mag den Brauch des Totenschiffes auch in das deutsche Binnenland verschleppt haben. Im XV. Jahrh. fand man im Berner Oberland ein Totenschiff mit vielen Gerippen tief in der Erde (Joh. Mathesius, Sarepta oder Bergpostill 1562 Bl. 23). Zu den ältesten deutschen Rätseln, die uns eine Reichenauer Handschrift des X. Jahrh. überliefert, gehört das weit verbreitete Rätsel vom Schiff: *Portat animam et non habet animam, non ambulat super terram neque in coelo.*

In der That, die Terminologie der Schiffahrt reicht wie die Schiffahrt selbst in das Dunkel der Vorzeit zurück. Wortgleichungen wie gr. ναῦς =

[1]) Das Gedicht ist ein Dialog zwischen einem alten Seefahrer, der der Schrecken des Meeres überdrüssig geworden ist, und einem Jüngling, den es jeden Frühling unweigerlich auf den Ozean hinaustreibt. Anklänge an diese Gegensätze finden sich auch in der Edda in dem Zwiegespräch zwischen Njörth und Skath (Corpus poet. bor. I 126), wo noch auf Saxo Grammaticus (Holder S. 33) verwiesen wird.

lat. *nâvis* = skr. *nâus,* wie lat. *mâlus* = hd. *mast* (Kuhns Ztschr. XXV 313), gr. *πλοῖον* = anord. *fley* (Grundform *plowjo-m*) 'Fahrzeug' erweisen die Schiffahrt als Erbe der Vorzeit, in der die Germanen in nachbarlichem Austausch mit den stammverwandten Völkern indogermanischen Stammes zusammen lebten (vgl. Schrader, Reallexikon 711). Aber die Germanen haben dieses alte Erbe ihrerseits beträchtlich gemehrt durch eigenartiges neues Wortmaterial. Und die Anfänge unserer deutschen Seemannssprache liegen in der urgermanischen Zeit.

Schon in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas lernen wir ein intimeres Wort der Schiffsterminologie (*nôtô* Hinterteil des Schiffes) kennen. Aber erst in angelsächsischen Glossen und Litteraturwerken des X. und XI. Jahrh. tritt uns reicheres Wortmaterial entgegen (bes. Wright, Oe. Gloss. I 167 181 287). Das wertvollste und reichhaltigste Dokument der älteren Seemannssprache liefern uns Eddahandschriften. Schon im XIII. Jahrh. blühten in Norwegen und Island philologische Interessen, die der Muttersprache und dem nordischen Volkstum zu gute kamen, Grammatik, Geschichte und Mythologie; besonders Mythologie und Poetik und poetische Synonymik wurden gepflegt. Eine besondere Litteraturgattung entsteht, versus memoriales mit Vorausnahme Zumptscher Rezepte; sie heifsen Thulor, d. h. Dichtungen. Und unter diesen Thulor treffen wir unseren ältesten germanischen Schiffskatalog, etwa 150 Worte über das Schiff und seine Teile.

Solche nordgermanische Quellen liefern uns vielfach die ältesten Zeugnisse und Belege für heutige Seemannssprache, so dafs wir für das Schweigen einheimischer Quellen eine Art Ersatz in England und Skandinavien hätten. Und wir brauchen solchen Ersatz. Im Gegensatz zur nordgermanischen Dichtung ist die deutsche Litteratur arm an Motiven der Schiffahrt und des Meeres. Indem in Mittelalter und Neuzeit unsere Litteratur erst auf oberdeutschem, dann auf mitteldeutschem Boden ihre Blüte entfaltet, bleibt die norddeutsche Seeküste in der litterarischen Produktion zurück. In unserem klassischen Gudrunlied, das man so gern als deutsche Odyssee preist, hat ein bayerischer Dichter einen alten Wikingerstoff der Nordsee behandelt, aber ohne die Meeresfarben, über die der altsächsische Helianddichter gelegentlich verfügt. So spüren wir auch in den klassischen Dichtungen unserer Schiller und Goethe kaum einen Hauch norddeutscher Seeluft: das Meeresheimweh der Wikingerzeit ist durch den Zug nach dem Süden ersetzt. Aus seines Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt, sehnt sich Schiller in das schöne Wunderland, dessen Reize das Lied Mignons so ungestüm drängend uns vor die Seele zaubert. Kommt aber einmal ein leiser Hauch der nordischen Meere an Goethe heran, so bewundern wir gleich die Anregung, die er davon erhält. Es ist eine allbekannte Stelle aus den Wahlverwandtschaften (II 2), wo der Dichter Ottiliens Tagebuch behandelt. Da berichtet er über den roten Faden, der sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte Englands als Eigentum der Krone kenntlich macht: man kann ihn nicht herauswinden ohne alles aufzulösen. 'Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglich-

keit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.' Diese Stelle der Wahlverwandtschaften hat unsere Sprache um ein Bild bereichert, das Goethische Signatur trägt! Würde unser heutiges Deutsch nicht weit mehr solcher Seebilder in seinen binnenländischen Grundton aufgenommen haben, hätte der grofse Realist in lebendiger Fühlung mit den deutschen Meeren gelebt? So tritt das Meer und sein Leben in den Romanen der Spielhagen und Wilbrandt erst ganz neuerdings in dichterische Beleuchtung mit Farben aus der Seemannssprache. Wie reichen Gewinn hatte die altgermanische Dichtung der Skandinavier und der Angelsachsen aus dem Kontakt mit dem Ozean auch sprachlich gewonnen! Reizvolle und poetische Wortgebilde für 'Schiff' und für 'Meer' beleben unsere Dichtersprache: das Meer war die Schwanenstrafse, die Walfischstrafse, das Bad der Möve, und das Schiff hiefs Meerholz, Wogenhengst, Seegänger.

Wir dürfen einzelne dieser Wortgebilde gewifs in die Zeit zurückdatieren, ehe die Angelsachsen ihre neue Heimat besiedelt haben, also mindestens ins IV. und V. Jahrh. Aber sie hafteten so fest im Volk, dafs sie auch in nüchterner und schlichter Prosa wiederkehren; so sagt ein angelsächsischer Chronist (Sachsenchronik Laud Hs. 1003) statt 'Schiffe' wirklich einmal Wogenhengste. Aber diese dichterischen Wortgebilde verraten uns zugleich ein Geheimnis der Seemannssprache. Die Beseelung des Unbeseelten — *portat animam et non habet animam* — herrscht nicht blofs in der poetischen Diktion der Nordgermanen, sondern auch in der technischen Sprache der Seeleute. Daher tragen denn die Schiffe Eigennamen wie die alte Argo des Iason oder die Paralos der Athener im Zeitalter des Perikles. Schon das Schiff des Beowulf trug im angelsächsischen Heldengedicht des VII. Jahrh. einen Namen, es hiefs Hornschnabel (Hyrnednebba). Die Götterschiffe der Edda sind Träger von Eigennamen (Naglfari, Skithblathnir).

Wie alt die Schiffstaufe sein mag, die mit der Namengebung verbunden ist, entzieht sich meiner Kenntnis; aber der Ausdruck taufen findet sich schon um 1590 auf Schiffe angewandt.

So kann man von Schiffen wie von lebenden Personen reden. So ist deutsch Holländer, engl. *Dutchman* nicht blofs ein Holländer, sondern auch ein holländisches Schiff (vgl. das New Engl. Dict. unter *Dutchman*). Unsere niederdeutschen Seeleute nennen ein nach Ostindien gehendes Schiff einen Ostindiamann (Brinkmann, Kaspar Ohm S. 1981), ein Kriegsschiff einen Orlogmann (Urlugsmann, Kaspar Ohm S. 5 214; Peter Lenz S. 9 12; der Generalreder S. 170). Wie wir von einem Kauffahrer, einem Häringsfänger, einem Grönlandfahrer reden und Schiffe meinen, so der Engländer mit seinem *merchantman*. Und nun fällt uns auch die so seltsame Bezeichnung des Englischen für ein Kriegsschiff (*warship*) als *man-of-war*, d. h. als 'Kriegsmann' nicht weiter auf.

Diese Beseelung des Unbeseelten erkennen wir auch in den Benennungen für einzelne Schiffsteile. Wir reden vom Bauch und von den Rippen, von der Nase und dem Bart des Schiffes. So haben einige Schiffsarten auch Namen von Tieren: Böcke, Bullen, Katten (= Katzen).

Immer aber ist die Sprache des Festlandes der Boden, aus dem die Seemannssprache entspringt. Was das Meer erzeugt, erhält den Namen gern durch Übertragung von den Erzeugnissen des Festlandes. Fische erhalten nicht selten Namen von Tieren des Landes (Hatzidakis, Kuhns Ztschr. XXXIV 126); das umgekehrte Verhältnis ist kaum zu belegen. So sind auch Schiffsgeräte und Ausrüstungsgegenstände der Seeleute, die heute rein seemännisch klingen, ursprünglich gar nicht seemännisch. Wenn z. B. die fingerlosen Matrosenhandschuhe jetzt seemännisch Wanten heifsen, so ist das ein sonst ausgestorbenes altgermanisches Wort (anord. *vöttr* aus *wantus*, so schon um 700 in Gallien nach Beda bei Diez 176), das uns in französischer Entlehnung in der Form *gant* (= ital. *guanto*) bekannter ist. So ist Mars als Bezeichnung des Mastkorbes eigentlich binnenländisch: ndl. *mars*, nmdl. *merse* ist nämlich ursprünglich der Marktkorb der Höker. Und Mast hiefs von Haus aus jede Stange.

So lassen sich manche Seemannsworte germanischen Ursprungs bequem deuten. Die Ruderdollen, d. h. Pflöcke zum Anstemmen der Ruder, haben ihren uralten Namen (anord. *thollr* = angls. *tholl*) von dem alten Wortstamm für 'tragen', der mit lat. *tollo* — *tuli* — *tolerare* eins ist. Aber so bequem wie in diesem Falle ist die Etymologie von Seemannsworten nur selten.

Was sie erschwert, ist der internationale Austausch im Bereich der Schiffahrt. Während das Gebirge die Völker trennt, verbindet sie das Meer. Und dieses internationale Band der Völker durchzieht auch die Seemannssprache. Wie wir die germanischen Namen der Himmelsrichtungen im Französischen wiederfinden, so auch Worte wie Steuerbord als *tribord* (Diez 681), Backbord als *bâbord*; französische Worte wie *mât* der Mast, *flotte* die Flotte, *étai* das Masttau (= engl. *stag*, angls. *stæg* — verkehrt bei Diez 578), *hune* der Mastkorb sind alle germanischer Herkunft. Unsere Worte Boot, Lotse sind englische Lehnworte (vgl. das Etymol. Wb.). Wenn die Ruder Riemen heifsen, so ist es eine Entlehnung aus lat. *rêmus* (ahd. *riemo*); auch die Ruderstroppen haben einen lateinischen Namen (*struppus* Pauls Grdr. I² 345). Eine Schiffsart heifst Prame, aber das Wort, das schon die Thulor der Eddahandschriften verzeichnen, ist ein slavisches Wort (russ. *pramŭ*).

Im allgemeinen charakterisiert sich die Seemannssprache doch wesentlich als technische Sprechart. Eine endlose Fülle der intimsten technischen Ausdrücke beziehen sich auf jedes Segel und jeden Balken, jeden Pflock und jede Schraube, der Kampf mit den Elementen verlangt für jede Thätigkeit eigene und seltsame Nomenklatur. Nur in bescheidenem Mafse treffen wir seemännische Benennungen für Handlungen und Gegenstände, die nicht für das Leben auf dem Schiff typisch sind; immerhin sei ein Beispiel der Art erwähnt: in der neueren Seemannssprache sagt man schaffen für 'essen'.

Die Sprache der Soldaten[1]) zeichnet sich vor der Seemannssprache durch gröfsere Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit aus. Sie ist nicht blofs technisch;

---

[1]) Vgl. Horn, Die deutsche Soldatensprache, 1899.

sie umfafst gröfsere Gebiete des Lebens, breiteren gesellschaftlichen Inhalt als die Sprache des Seemanns. Der Umfang des soldatischen Wortschatzes erinnert an die Vielseitigkeit der Studentensprache, mit der sie auch den Scherz und die Urkraft der Wortschöpfung teilt. Die Hauptquelle für die Geschichte der Soldatensprache sind Memoiren des XVIII. und XIX. Jahrh. Aber eine erste Blüte erlebte sie in der Zeit der Landsknechte und des Dreifsigjährigen Krieges. Die grofsen Kriegsschriftsteller vor dem Dreifsigjährigen Krieg wie Fronsperger, Klein, von Wallhausen und die grofsen Sittenschilderer des Dreifsigjährigen Krieges wie Moscherosch und Grimmelshausen machen mit sprachlichem Sinn einzelne Aufzeichnungen der Feldsprache, wie man damals die Soldatensprache nannte. Da waren Füchse und Müller oder Mühlsteine Dukaten und Reichsthaler, der deutsche Herr war so viel wie Ente; einen Deutschherren verhören so viel wie eine Ente stehlen; der Hahn hiefs Rottmeister (Rotw. I 137); für 'heiraten' sagte man kirchen; die schriftliche Dienstordre oder Marschordre hiefs Feldtaube.

Solche spezifische Ausdrücke begegnen als feldsprachlich, d. h. als soldatisch vor und während des Dreifsigjährigen Krieges nicht selten, und wir sehen an diesen Belegen, dafs es sich keineswegs um eine technische Sprache handelt. Die Geschichte aber dieser Standessprache bietet ein seltsames Problem. Die Quellen wie z. B. Moscherosch vermischen die Feldsprache mit dem Rotwelsch. Moscherosch druckt als feldsprachlich ein altes rotwelsches Glossar ab, das um 1510 als Bettler- und Gaunersprache erscheint. In der That liegt hier zum Teil eine Verwechselung vor. So zeigt sich bei den eben mitgeteilten Proben eine völlige Abweichung des alten Rotwelsch. Moscheroschs feldsprachliches Wörterbuch hat gewifs als blofser Abdruck einer weit älteren Vorlage in dieser Richtung keine Beweiskraft. Aber doch wird man für die Zeit von etwa 1550—1650 Berührung zwischen Feldsprache und Rotwelsch annehmen müssen, wie auch Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit nahe Verwandtschaft der beiden Sprechweisen annimmt. Um die Wende des XVI. und XVII. Jahrh. war das Landsknechtstum zur allgemeinen Landplage geworden und die Kriegsschriftsteller selbst enthüllen uns das vagabundierende Leben der Landsknechte; mit Schrecken sieht man die Entartung soldatischer Zucht. Es war dieselbe Zeit, in der die Jugend der deutschen Hochschulen unter dem Druck des Pennalismus stand. Und wir dürfen nicht verschweigen, dafs auch die Burschensprache des XVII. und XVIII. Jahrh. manches rotwelsche Element in sich aufgenommen hat.

Die neuere Soldatensprache teilt mit der Studentensprache die Freude an Derbheiten, an Wortverdrehungen, an stark mundartlichen Ausdrücken, die sich allerwärtsher zusammenfinden und ein buntes Gemisch ergeben. Nachklänge der alten Feldsprache fehlen nicht, aber es ist zweifelhaft, ob sie auf Kontinuität beruhen oder ob nicht vielmehr gemeinsame Quellen zu Grunde liegen.

Unter den Berufssprachen zeichnet sich noch die Bergmannssprache durch einen reichen Wortvorrat aus. Aber dieser Wortvorrat ist wesentlich technisch. Wie der Beruf sich dem Auge der Menschen entzieht, so ist auch

seine Sprache ohne bedeutsamen Einflufs. Und es ist charakteristisch, dafs wesentlich das Resultat der unterirdischen Arbeit, soweit es ans Tageslicht tritt, sprachlich bedeutsam wird: zu Tage fördern ist bergmännisch, desgleichen Ausbeute. Auch Fundgrube und Schacht stammen aus diesem Bereich. Vom XVI. Jahrh. an kennen wir die Sprache des Bergmannes aus reichen Quellen und es giebt zahlreiche Wörterbücher für sie.[1])

In weit höherem Mafse aber als die Bergmannssprache beansprucht die sogenannte Gaunersprache das Interesse der Sprachforscher, seitdem zum erstenmal 1663 der bedeutendste unserer älteren Grammatiker, Schottelius, sie in den Gesichtskreis der Sprachforscher gerückt hat. Es ist eigentlich die auffälligste Sprechweise, die wir haben. Sie lebt nachweislich — mit begreiflichen Schwankungen und Änderungen — mindestens vier Jahrhunderte hindurch ununterbrochen. Aber gerade diese Kontinuität, die sich in zahlreichen Wörterverzeichnissen aus behördlichen Kanzleien äufsert, mufs uns stutzig machen. Denn wie soll man es verstehen, dafs die sporadische Erscheinung des Verbrechertums sich eine eigene feste Sprache geschaffen habe? Und diese Sprechweise erstreckte sich zudem über ganz Deutschland. Ihr ältester, nun fast 700 Jahre nachweisbarer Name Rotwelsch bedeutet zweifellos Bettlersprache, und einige von den ältesten Quellen zur Geschichte der Gaunersprache beweisen, dafs sowohl das Verbrechertum des Mittelalters wie auch das Bettlertum des Mittelalters Anteil an der seltsamen Geheimsprache hatte. Aber wir wissen auch, dafs die kleinen Krämer und Hausierer Rotwelsch sprechen konnten; denn noch heute leben überall in deutschen Gauen Krämersprachen als Ausläufer des alten Rotwelsch. Aber wahrscheinlich war der Ursprungsbereich des Rotwelsch weit gröfser, es war in früheren Jahrhunderten wohl der Besitz aller rechtlich unehrlichen Leute. Die Zeit liegt jetzt weit hinter uns, in der ein teils gesetzlicher, teils herkömmlicher Makel auf verschiedenen Gewerben ruhte, die der vollen Ehrenhaftigkeit eines freien Deutschen nicht ziemten. Die Zahl der unehrlichen Leute hatte sich allmählich in Deutschland so gesteigert, dafs Reichsgesetze nach und nach die Unehrlichkeit auf Henker und Henkersknechte einschränkte, bis rechtlich auch diese letzte Einschränkung gefallen ist. Es giebt nicht wenige Orte in Deutschland, in denen noch heute Rotwelsch gang und gäbe ist. Wirft man einen Blick auf die Geschichte solcher Orte, so ergiebt sich zumeist die Thatsache, dafs es neuere Ansiedelungen sind, die entstanden, als Reichsgesetze den unehrlichen Leuten Schutz und Rechte gewährten, ohne aber im stande zu sein, ihnen unter den Mitmenschen auch humane Aufnahme zu sichern. Es waren aufser den Scharfrichtern und ihrem Personal auch Abdecker und Totengräber, Zöllner und Bettelvögte, Büttel und Nachtwächter, Schäfer und Müller, Bader und Leineweber. Auch die Spielleute und das fahrende Volk der Gaukler erfreute sich rechtlich nicht der vollen Ehrenhaftigkeit.

Die Zeit liegt jetzt weit hinter uns, so weit, dafs wir in unserer klassi-

[1]) Die Buchdruckersprache übergehe ich hier; darüber vgl. Klenz, Die deutsche Druckersprache 1900.

schen Litteratur Anklänge an die rechtliche Unehrlichkeit nicht mehr ohne weiteres verstehen.[1])

In die eigentliche Litteratur wagt sich das Rotwelsch kaum je; nur die Organe der Polizei interessierten sich dafür. Aber die öffentliche Sicherheit machte es notwendig, dafs die Polizei von Zeit zu Zeit alles veröffentlichte, was sie von der gefährlichen Sprache ermitteln konnte. So kennen wir die sogenannte Gaunersprache ebenso umfassend und ebenso lange wie etwa die Weidmannssprache. Aber im Bau hat sie andere Gestalt und andere Physiognomie. Sie ist eine Geheimsprache, deren sich die von der Gesellschaft Ausgestofsenen nur bedienten zum Schaden ihrer Feinde, die in Zünften und Gilden staatlicher Privilegien sich erfreuten. Zwar haben die Juden mit ihrer Sprache einen Anteil an der Zusammensetzung der Geheimsprache; denn auch sie gehörten zu den von der Gesellschaft Ausgestofsenen und genossen nicht die volle Ehrenhaftigkeit des freien Deutschen. Aber die Eigenart des Rotwelsch äufserte sich wesentlich in gutdeutschen Wortgebilden, die aber verhüllend umschreiben oder auf gewohnheitsmäfsiger und erblicher Übereinkunft beruhen. Wenn ich aus einer Quelle vom Beginn des XVI. Jahrh. ein paar Belege geben soll, so heifst das Feuer Funkhart, der Fisch Flofsling, der Mantel Windfang, der Hut Wetterhahn, die Gans Breitfufs, das Kind Schreiling, die Wurst Regenwurm. Natürlich hat das Rotwelsch im Lauf seiner doch wohl tausendjährigen Geschichte mancherlei Änderungen und Wandelungen und im einzelnen landschaftlich und zeitlich bedeutsame Neuerungen erfahren. Auch mit Absicht und mit Erfolg bildeten die Ausgestofsenen oft ihre Sprache um, wenn die staatlichen Behörden das Geheimnis aufgedeckt hatten. Wenn seit dem XVI. Jahrh. der Nachschlüssel allgemein (nicht etwa gaunerisch) Dietrich heifst, so macht das Wort durchaus einen rotwelschen Eindruck. Aber es war so früh allgemein bekannt geworden, dafs schon die ältesten rotwelschen Wortlisten es nicht als rotwelsch aufführen (am Ende des XVII. Jahrh. heifst der Dietrich auf Rotwelsch dann Schräuker). Vielfach sind rotwelsche Worte aus dem gefährlichen Heimatsbereich in weitere Kreise gedrungen, wie Dietrich. Im Rotwelsch des XV. und XVI. Jahrh. ist Blech so viel wie Geld, aber das Zeitwort blechen dringt im XVIII. Jahrh. auch in die Umgangssprache. In der Bettlersprache des Mittelalters nannte man Fopper Bettler, die sich irrsinnig stellen, um Almosen zu erschwindeln; diesen Betrug nannte man foppen; noch im XVII. Jahrh. mied man das Wort in guter Gesellschaft, weil es an die unehrlichen Leute gemahnte. Aber seit dem XVIII. Jahrh. ist es in harmloserer Bedeutung doch weiter bekannt geworden, und heute sieht man ihm seine zweifelhafte Herkunft nicht mehr an.

Fassen wir das Rotwelsch oder die sogenannte Gaunersprache als die

[1]) Vgl. Belege für das Ehrlichmachen durch Fahnenschwenken bei H. v. Kleist und Fried. Hebbel bei Sprenger in Zachers Ztschr. f. deutsche Philol. XXVII 389, wo aber auf Otto Beneke, Von unehrlichen Leuten 2. Aufl. (Berlin 1889) S. 351 zu verweisen war. Lehrreich ist Benekes Darstellung über das Begräbnis der Selbstmörder S. 317 für den Schlufs von Goethes Werther.

Sprache der rechtlich unehrlichen Leute, d. h. gewisser Handwerke, die sich nicht der Privilegien von Zünften und Gilden erfreuten und drum rechtlich nicht voll angesehen wurden, so verstehen wir auch die sogenannte Kundensprache. Man kennt diese erst etwa nur ein halbes Jahrhundert, die Aufzeichnungen gehen nicht über 1850 zurück. Und doch ist die Sprechweise der Handwerksburschen uralt: sie sagen Windfang für Mantel und Wetterhahn für Hut, um ein paar Beispiele zu geben — und dies sind bekannte rotwelsche Worte, die seit dem XV. und XVI. Jahrh. oft als gaunersprachlich belegt sind.

Isoliert ist keine der Sprechweisen, die der Gegenstand unserer Erörterungen gewesen sind. Soziale Brücken, die immer von Stand zu Stand, von Beruf zu Beruf, von Alt zu Jung und von Jung zu Alt führen, verbinden die einzelnen Zweige und Arme unseres Sprachlebens. In der Studentensprache sehen wir in Worten wie flott, das eigentlich nur seemännisch ist, einen unstudentischen Ausdruck. Das Wort Knote der Studentensprache scheint von Hause aus ein ndd. Soldatenwort gewesen zu sein.[1]) Das Prellen der Füchse, das in der Burschensprache des XVIII. Jahrh. eine Rolle spielt, beruht auf der Übertragung eines weidmännischen Brauches. Aber alle drei Worte — flott, Knote und prellen — sind heute überall in der Volkssprache fest eingewurzelt. Weidgerechte Worte des XVIII. Jahrh. wie Dickicht haben ihre Naturfarbe verloren. Und Worte wie blechen oder foppen oder pumpen enthüllen nur dem Eingeweihten den gefährlichen Ursprungsbereich in dem Rotwelsch der unehrlichen Leute. Wie in jedem einzelnen Fall die Brücke gewesen ist, die von der Standessprache zu der Gemeinsprache leitet, wird schwer festzustellen sein. Eines aber lehren unsere Betrachtungen, dafs unsere Gemeinsprache nicht ausschliefslich der Niederschlag von litterarischen Strömungen sein kann. Nicht nur auf der Höhe der Litteratur, in der Sprache unserer grofsen Dichter findet der Sprachforscher die Quellen der Wortschöpfung. Wo das eigentliche Leben der Sprache zu suchen ist, das hat einer der sprachgewaltigsten unseres Volkes ausgesprochen, wenn er verlangt, wer mit der Sprache als Schriftsteller wirke, habe die Kinder auf der Gasse, die Mutter im Hause und den gemeinen Mann auf dem Markt zu belauschen. Was Luther in der Schrift vom Dolmetschen als sein eigenstes Übersetzerprogramm hinstellt, hat später Leibniz als eine wichtige Aufgabe der deutschen Sprachforschung hingestellt. Er hat in sein umfassendes sprachliches Programm, das er in einem posthumen Werk dargelegt hat, vor allem auch den Wortschatz der Standes- und Berufssprachen eingeschlossen. Fafst aber der deutsche Sprachforscher seine Aufgabe so vielseitig, wie Leibniz es in seinen Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausbildung und Verbesserung der deutschen Sprache verlangt, so geht ihm eine Ahnung auf von jenem Goethischen Wort, das eigentlich für uns alle gemeint ist: 'Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.' Aber niemand fühlt sich von der Erfüllung dieses Dichterwortes weiter entfernt als eben der Sprachforscher.

---

[1]) Es scheint das ndl. *knoet* 'Knorren' zu sein.

LICHTENBERGS BRIEFE

Von Richard Opitz

Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf. Erster Band. 1766—1781. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1901. XVI u. 424 S.

Der Gebildete kennt Lichtenberg als einen der witzigsten und geistreichsten Menschen, wenn er diese Vorstellung auch nur mit einigen umlaufenden Dikta zu begründen im stande ist. Von seinen häuslichen Verhältnissen und von seinem Gefühlsleben weifs er insgemein nichts. Und doch zeigen seine Briefe den Mann von der liebenswürdigsten Seite. Erfreulicherweise haben Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf im Verein sich bemüht, das vorhandene Material zu vermehren, und es ist ihnen gelungen, die 375 Nummern der 'Vermischten Schriften' vom Jahre 1846 und 1847 auf die doppelte Zahl zu bringen. Der erste Band mit 298 Nummern', die bis zum Jahre 1781 reichen und von denen über die Hälfte zum erstenmal gedruckt sind, ist erschienen.[1]) Wie wenig die bisherigen Ausgaben ihren Zweck erfüllten, wird unsere weitere Betrachtung zeigen.

Leider ist uns von den Briefen des Jünglings, der auch der empfindsamen Zeit seinen Tribut gezahlt hat, nichts erhalten. Die vorhandenen zeigen Lichtenberg als fertigen Mann. Er gehört nicht zu denen, die das Briefschreiben als Selbstzweck ansehen. Er schildert gelegentlich, mit welchem Behagen er die Briefe der Freunde liest: 'Wenn ich eine Halsbinde an habe, so mache ich sie los, eben so mit den Strumpfbändern, werfe gewöhnlich noch eine Schaufel voll Steinkohlen in den Ofen, rücke meinen Stuhl mit dem grosen Küssen davor, und dann fange ich an zu lesen.' Dabei vergifst er alles um sich her. Er hat auch ein Mittel, die Briefe drei- oder viermal länger zu machen, indem er immer wieder von vorn anfängt. Wochenlang schleppt er sie in der Hosentasche herum, um sie mit Bequemlichkeit auffinden und lesen zu können. Neben dem Vergnügen, Briefe von seinen guten Freunden zu empfangen, kennt er — wie er einmal versichert — 'beynah' kein gröfseres als das, in müfsigen

[1]) Die Herausgeber haben diesen neuen Zuwachs mit einem * versehen. Dieser * steht zu Unrecht bei Nr. 179, wie übrigens auch die Bemerkung auf S. 413 lehrt. Mit † sind die unter den bisher bekannten Briefen bezeichnet, die in den Verm. Schr. fehlen. Doch ist nicht überall hinzugefügt, wo sie zuerst veröffentlicht sind. Z. B. sind auch Nr. 22 und 27 bei Grisebach gedruckt wie Nr. 16, bei dem es ausdrücklich bemerkt ist in den angehängten 'Erläuterungen', die diese Angaben enthalten.

und guten Stunden wieder an die Freunde zu schreiben. Aber seine bisweilen weit über die Maſsen ausgedehnte Universitätsthätigkeit, die Beschäftigung mit studierenden Pensionären, vielseitige litterarische Arbeit, zu Zeiten auch schwere gesundheitliche Anfechtungen lieſsen solche müſsige und gute Stunden selten erscheinen. Vor allem empfindet der geistig so rege Mann eine starke Abneigung gegen die mechanische Arbeit des Schreibens. Briefe schreiben, schreiben mit Tinte und Feder auf Papier, das ist ihm zuweilen so schwer als über einen Zaun zu springen. Bei den Briefen ist das Kriegen angenehmer als das Machen. 'Mein Gott, was wolte ich Ihnen nicht schreiben, wenn ich so geschwind schreiben könte, als ich spreche.' Zwar rühmt er sich im Jahre 1783, sonst ein Cäsar im Briefschreiben gewesen zu sein, indem er zehn hintereinander schreiben konnte, doch zeigt schon einer der frühesten, der zum erstenmal gedruckte an Joh. Christ. Kestner, ihn in seinen Nöten: 'Nun habe ich so lange stille geschwiegen, daſs ich wenigstens den unerlaubten Vortheil davon habe, einer Entschuldigung überhoben zu seyn, denn es ist leider so erschrecklich weit mit mir gekommen, daſs meinen Fehler mit einer Entschuldigung gut zu machen, noch einige Unverschämtheit verrathen würde, da mein Stillschweigen höchstens eine Erbarmenswürdige Faulheit verräth. Ich unterwerfe mich, werthester Freund, gantz willig Ihrer Gerechtigkeit. Legen Sie mir auf was Sie wollen. Soll ich den Noah oder Gottscheds critische Dichtkunst, Beusts Gedichte, den redlichen Hamburger, den gedultigen Weiſsen, Ficktulds neu Sublimirten Astral-Geist durchlesen? Gut ich will es thun und mir einen Attestat von dem Magister Kern mit Beylagen geben lassen, daſs ich alles mit christlicher Gelassenheit gethan habe. Nur müssen Sie mir verzeihen. Ich weiſs selbst nicht was ich mache, Ich bin so erschrecklich leichtsinnig im Briefschreiben daſs ich würcklich dieses Frühjahr willens bin äusserliche Mittel zu gebrauchen, denn in einer kleinen Reichsstatt, wo ich 6 gute Freunde habe, ist man so weit gegangen, daſs man mich dieses Punckts wegen *pro civiliter mortuo* declariren wird, und alle meine Briefe die ich schreibe, sind an den Orten, wo sie hin kommen, blos gantz unerwartete Beweiſse, daſs ich noch würcklich existire.' Wiederholt ist er nahe daran, sich *in epistolis* für insolvent erklären zu lassen. Er leidet also manchmal an chronischer Schreibträgheit, was der ihm befreundete Bürger Bürgerianismus nannte. Von seinen Schreibleistungen hält er selbst nicht viel, er bewundert unter den Zeitgenossen mit Recht als Briefschreiber besonders den jüngeren Forster: 'Es ist wahr, dieser Mann schreibt Briefe, wie der Bauer sagt, wie gedruckt.' Eine spätere Veröffentlichung seiner Briefe hat er kaum im Sinne gehabt, wenn er auch einmal 1787 gegen Forster äuſsert: 'Wenn künftig einmal meine *Epistolae ad familiares* etwa in den Schulen des Archipelagus gelesen werden, so möchte ich wohl wissen, was die Con- und Subconrektoren zu dieser Stelle sagen mögen.' Es ist offenbar nur eine klassische Reminiszenz. Ohne Zweifel war Lichtenberg, der in allen Sätteln Gerechte, auch mit den lateinischen Epistolographen vertraut. Der Brief z. B., mit dem er am 1. Februar 1792 seinen Neffen wegen des Todes seiner Mutter tröstet, klingt wie ein Brief des Plinius.

Oft benutzt er auch die lateinischen Formeln und bemerkt einmal: 'Was doch die Römer für Leute müssen gewesen sein, ihre Briefe immer mit *cura ut valeas meque mutuo diligas* zu schliefsen.' Gelegentlich hat er auch lateinisch geschrieben, wie er auch englische Briefe schrieb mit Rücksicht auf Freunde, die sich üben wollten.

Liebesbriefe Lichtenbergs sind nicht erhalten, wohl auch nicht geschrieben worden. Er fand Frauen gegenüber nicht immer die rechte Unbefangenheit. 'Es ist abscheulich' — bemerkt er einmal Forster gegenüber — 'was ich für Zeug mache, wenn ich an ein Frauenzimmer schreiben soll, es ist, als wenn mir alle Knöpfe abgeschnitten wären.' Und scherzhaft fügt er hinzu: 'Ich habe mir auch fest vorgenommen, mir Colom's *Modèles de lettres* anzuschaffen, und ich hoffe, der Himmel wird mir alsdann seinen Segen nicht versagen.' Am liebsten war es ihm auch hier, wenn er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte. Wir lernen aus der neuen Sammlung sein freundschaftliches Verhältnis zu Marie Tietermann, der Haushälterin im Gasthause zum Römischen Kaiser in Osnabrück, genauer kennen. Sie hat ihm ihr Thun und Treiben geschildert. Seine Antwort zeigt die Frische seiner Einbildungskraft und den ausgeprägten Sinn für das Kleinleben: 'Ich habe die Soldaten vor dem Thor im Geist stehen sehen, das Bette im Saal, die silberne Teller, die Dame auf Nr. 5, wie sie noch angekleidet war, versteht sich, den Läufer, das Getöse, und Miecken (eigentlich dachte ich daran zu erst:) wie sie die Händchen schüttelt und trippelt und in allen Ecken des Hauses zugleich ist, hier jemanden ein Compliment, dort einen Verweifs, dort einen Befehl zu wirft, Schubladen auszieht, rechnet, schreibt, Zucker klopft, Citronen ausdrückt, und, welches das schwerste ist, (wofür mich der Himmel in Gnaden bewahren wolle) die Tugend von einem jungen raschen Mädchen bewacht. Alles, Alles das habe ich im Geist gesehen. Alsdann sah ich sie endlich erlöfst nach ihrem Cämmerchen ermüdet in der Mitternachtstunde schleichen, wie sie sich da hinsezte und hinstellte, und nun dachte ich, es wäre Zeit sich wegzuschleichen und zu sehen was in Stade vorgeht.' Weiter fügt dann der Schalk hinzu: 'Sehen Sie, Mamsel, ein solcher Mensch bin ich. Ich kan zuweilen lachen und scherzen wo jederman eine fromme Mine annimmt, hingegen aber auch dafür einmal die Tugend predigen, wo sie kein Mensch predigt.' Nicht nur einmal mufs er sich wie hier wegen der Kaffeeflecke auf einem Briefe entschuldigen.

Eine besonders geschickte Partnerin fand er an Christiane Dieterich, der Frau des bekannten Buchhändlers, seines besten Freundes. Er ist in vollem Ernste von ihren Briefen entzückt, hebt sie in dem 'Archiv seines Herzens' auf, in dem er die besten Briefe seiner Freunde bewahrt, und fühlt sich nur durch den Gedanken beunruhigt, dafs einmal ein Kundiger den Briefwechsel vornehmen und sagen könnte: 'Hat denn der Narre nicht gemerckt, dafs seine Correspondentin unverbesserlich schön und leicht schreibt?' Sie war keine Zierpuppe und verstand einen Spafs. Unter den neuen Briefen an sie ist auch die wohlgelungene Parodie eines Gerichtsurtels, wo es schliefslich heifst: 'Da es uns aber ferner als einer gerechten Obrigkeit nicht blos zu kommt die Ver-

brecher hart zu bestrafen, sondern auch dem begangen werden wollenden Verbrechen selbst starck vorzubeugen, als ergeht weiter unser Willen, dafs mehr mal benannte Christiane, Luise und Friderike Dieterich besagtem unserm lieben getreuen *Professori* Lichtenberg gleich nach Einhändigung dieses unsers Urthels einen Schlüssel zu Ihren *respective* Schlafkämmergen fertigen und einhändigen lassen sollen, damit derselbe zu jeder Stunde der Nacht, wenn es ihm gefällt, sehen könne ob die Nachtschwärmerinnen in ihren Betten seyen, und sonst alles richtig stehe, und uns davon getreulichen Bericht abstatten könne. Wir haben unsern lieben getreuen *Professorem* theils deswegen zu diesem wichtigen Dienst ausersehen, weil er mit besagten Vagabundinnen unter einem Dach wohnt, wenn sie zu Hause sind; theils aber auch weil derselbe durch seine theils hier, theils in England sich erworbene Eulenmäfsige Einsicht ins Nachtschwärmen am besten zu sagen weifs wie dem Nachtstreichen anderer Personen am Zweckmäfsigsten vorzubeugen sey.' Lichtenberg hat einmal die Äufserung gethan (Ges. Schr. II 40): 'Die Briefe eines klugen Mannes enthalten immer den Charakter der Leute, an die er schreibt.' Das gilt von Lichtenbergs eigenen Briefen. Wie stellen sie z. B. Dieterichs ganze Persönlichkeit lebhaft vor uns hin! Das Verhältnis Lichtenbergs zu Dieterich war ähnlich wie das Bürgers, nur dafs dieser einen noch viel derberen und burleskeren Ton anschlägt. Voll heiterster Laune ist auch ein Bericht Lichtenbergs an Frau Dieterich über ihren Mann aus Hamburg: 'Wir machen noch immer den edelsten Gebrauch von unserer Zeit, so wie es allen Reisenden zu kommt, denen die Besserung ihres Hertzens und Verstandes wichtig ist, ich meine, wir essen Seefische, trincken englisches *small* Bier, sehen nach den Mädchen und schlafen . . . Dieterich ist gantz ausgelassen, so dafs mir nie eine Hofmeisterschafft so schwer geworden ist. Ich bin willens Morgen mit ihm die warme Wasser und Habermehl Cur anzufangen, und ihm am Knie zur Ader zu lassen. Er springt in seinen feinen Westen herum, die ihm schon zu eng sind, und lacht und spricht zum Fenster hinaus, wenn er drinn ist, und herein, wenn er draussen ist, macht alle Töne nach, die er hört, Wachteln, Frösche, Fisch- Milch- und Rettig Mädchen, dafs gar kein Auskommen mehr ist. Wenn er ein schönes Mädchen sieht, so heifst er sie gleich meine Tochter, als wenn alle schöne Mädchen seine Töchter wären. Das ist ein Satan zu einem Mann, wenn er Seefische gegessen hat.' In diesen und vielen ähnlichen Schilderungen erkennen wir den geistreichen Erklärer Hogarths wieder, sie zeigen ihn uns recht eigentlich von der poetischen Seite.

Wir besitzen ja von den früher bekannten Briefen Lichtenbergs an Dieterich und seine Frau eine Ausgabe Grisebachs, die 1898 zum hundertjährigen Todestage Lichtenbergs erschien. Auch diese ist nun, soweit die Texte in Betracht kommen, schon antiquiert. Denn abgesehen von den zahlreichen neuen Briefen ist die Veröffentlichung in den Verm. Schr., auf die Grisebach zum Teil angewiesen war, ganz willkürlich und lückenhaft. Es wäre leicht, Beispiele zu häufen. Um nur etwas an sich Geringfügiges anzuführen, was bewog die Herausgeber, in dem Briefe an Frau Dieterich an der Stelle (S. 51): 'In jeder

Hecke safs eine Nachtigal, Herr Boie', diese bezeichnende Anrede wegzulassen? Manchmal fehlen ganze Stücke. Vor allem tilgten sie die Pikanterien und Zweideutigkeiten, die Lichtenberg in Sternescher Weise in den Briefen an Freunde anzubringen pflegte. Gerade dieser Zug, den er mit manchem Zeitgenossen gemein hat, gehört wesentlich zu seinem Bilde. Wenn Lichtenberg in einem Briefe aus England einmal sagt: 'Mit einem Wort das *poenitere*, das dem Demosthenes einmal so erschrecklich hoch angeschlagen wurde, dafs er es nicht kaufen konte, steht hier niedriger als in der gantzen Welt', so hat diese Reminiszenz möglicherweise Beziehung zu einem Jugendgedichte Bürgers 'Lais und Demosthenes', das zwei Jahre vorher erschienen war. Lichtenberg war selbst kein Asket dem anderen Geschlechte gegenüber. Aber er hielt es mit dem ἔχω οὐκ ἔχομαι, der Praxis des Horaz folgend, mit dem er auch dachte: *Ne sit ancillae tibi amor pudori.* Erst die neue Ausgabe giebt uns über Lichtenbergs Denkweise eine zuverlässige Auskunft. Was er selbst über solche Verstümmelungen dachte, zeigen seine Worte: 'Ich halte nicht viel auf Auszüge, wo ich den Auszieher nicht kenne, denn der Narr könte grade zurück behalten haben, was unser Sieb durchgelassen hätte.' Bezeichnend ist auch seine Bemerkung über Bürgers 'Frau Schnips': 'Nur das mufst Du dem Herrn Amtmann sagen, in meinem Nahmen, dafs, wenn er sie bekannt macht, er wahrlich lieber die Zeiten ändern soll als eine Zeile darin!'

Lichtenberg schlägt aber auch ernstere Töne an. So berichtet er aus Stade über einen Besuch in Hamburg. Er ging dort bei der Börse spazieren, in der Absicht etwas zu sehen oder zu denken zu bekommen, was er in sein Tagebuch tragen könnte, er suchte Menschen, als auf einmal ein Kerl vor ihn trat und ihm einen Aufsatz überreichte, in dem er sich für einen armen Poeten ausgab, unter Betonung des Wortes arm, als ob in Hamburg die Poeten alle reich seien. Das dargebotene hannöversche Dreigroschenstück beanstandet er mit den Worten: 'Bey mir gilt dieses Geld nicht', worauf Lichtenberg nach einem Blick in das Schriftstück entgegnet: 'und bey mir gelten dergleichen Aufsätze nicht.' Der Fremde steckte also das Geld ein. 'Beym weg gehen sah ich dafs seine Strümpfe in den Schuhen gantz zerrissen waren, und dieses ist es was ich zu Entschuldigung seines Aufsatzes anführen kan. Ich dancke es dem Himmel täglich, dafs er mir bey allem Muthwillen doch ein Hertz gegeben hat, das durch ein paar zerrissene Strümpfe den sanfftesten Empfindungen der Menschlichkeit eröffnet werden kan. Ich wurde würcklich traurig. Der Major fragte mich noch den Nachmittag was mir fehle. Ich bin nicht recht aufgeräumt, sagte ich ihm, und schickte nach einem Kerl mit einer englischen Orgel. Ohne Lieb und ohne Wein, das er spielte, machte die Sache noch schlimmer. Ich fragte ihn, kan er den Dessauer spielen. O ja, war die Antwort. Und mit dem Dessauer brachte mich der Kerl wieder zurück.' Die Geschichte ist bezeichnend für den Geist der Zeit und für Lichtenbergs eigene Gemütsart. Er hatte in seinen Jünglingsjahren auch Werthersche Anwandlungen gehabt. Jetzt denkt er gesünder. Als ihm Dieterich nach London Nicolais Parodie des Werther schickt, schreibt er: 'Ist es wahr,

dafs sich ein junger Herr von Lütichow über das Buch erschossen hat, das mag mir ein rechter Herr von Lütichow gewesen seyn. Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärckerer Bewegungs Grund in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind aus derselben zu gehen.' Lichtenberg wurzelt mit seinem ganzen Denken im praktischen Leben. *Primo vivere, deinde philosophari.* So spielen die Reihen Göttinger Würste in seinen Briefen ebenso gut eine Rolle wie die Schlüsse des Philosophen. Wir lernen ferner den Herrn Professor als Gartenbesitzer und Naturfreund kennen, folgen ihm in den Experimentiersaal oder hinaus ins Freie, wenn er Drachen steigen läfst, um elektrische Experimente zu machen. Die Herausgeber haben sich entschlossen, auch die Briefe wissenschaftlichen Inhalts mit herauszugeben. Wir finden ja auch in Lichtenbergs gelehrten Erörterungen den *bon sens*, der ihm selbst Franklins Schriften zur unterhaltendsten Lektüre machte, mochten sie nun die Einrichtung eines neuen Freistaats oder die Kur von rauchenden Kaminen betreffen. Bald verbreitet er sich über die Anlage schwedischer Öfen, oder über einen Taucherapparat, besonders häufig über die Blitzableiter, er zeigt sich erfreut über die guten Erfolge der Steinkohlenheizung und verkündet lebhaft die neue Erfindung Briefe abzudrucken, die mit gewöhnlicher Tinte geschrieben sind. Sein Zug zum Humanitären zeigt sich auch in der steten Bereitwilligkeit, zu raten oder durch Empfehlung und eigenes Eingreifen zu helfen, und in dem Interesse, das er den Dienstboten, und zwar nicht nur den Christeln und Marien, entgegenbringt. Einzelne kleine Abenteuer wie das tragikomische Rencontre mit einem wütenden Bullen könnten einem Maler oder Komödiendichter als Vorwurf dienen. Er flüchtet sich vor dem Tiere in einen Garten und nimmt dann 'wie die Weifsen aus Morgenland, dem Herodes auszuweichen, einen gantz andern Weg nach Haufs'. Mitunter fügt er selbst mit geschickter Hand Zeichnungen bei, wie in dem Briefe an Dieterich Nr. 45. Auch packt ihn plötzlich einmal der Trieb, wie in einer *satura Menippea* einen Gedanken in Versen auszusprechen. In dem schon erwähnten Briefe an Kestner führt er ein Sinngedicht auf einen Baron an, das man neulich gefunden habe:

> Steif, unbesonnen, stoltz auf seinen Federhut
> Und in der feigen Brust tief-adlich dummes Blut u. s. w.

Die Herausgeber fügen hinzu: 'Das Sinngedicht ist doch wohl von Lichtenberg selbst.' Dafür spricht nicht gerade eine Äufserung, die ich in einem Briefe an Benzenberg vom 14. Juni 1798 finde: 'Das Wort dumm ist ein dummes Wort, und so viel ich mich erinnere, habe ich es in meinem ganzen Leben nie drucken lassen.'

Lichtenbergs Leben hat sich zum gröfsten Teil in Göttingen abgespielt, und auch abwesend ist er immer mit der Stadt in Verbindung geblieben. So sind denn seine Briefe wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte Göttingens, mag er von einem Studentenkrawall bei Gelegenheit des Jahrmarkts, von Feuersgefahr, von Unglücksfällen, von galanten Affairen und sittlichen Zuständen oder

vom wissenschaftlichen und geselligen Leben der Professoren reden. Über Personalien u. dgl. reichen die Erläuterungen am Schlusse der Ausgabe, so dankenswert sie sind, nicht aus. Unter dem 18. Juli 1776 schreibt Lichtenberg an Schernhagen: 'Gestern sollen auf dreyhundert Menschen in der Bovender Comödie gewesen seyn. Der Teufel ist los wurde aufgeführt, und er mufs würcklich losgewesen seyn, denn das Lied: Ohne Lieb und ohne Wein wurde von der Versammlung mit gesungen, als der Teufel dieses gethan hatte, fuhr er in eine Heerde — — Studenten, die sich und andere derb ausprügelten, und damit war die Operette aus.' Die Herausgeber bemerken hierzu an der oben erwähnten Stelle: 'Ohne Lieb' und ohne Wein' beliebtes Couplet aus Weifses Operette 'Die Liebe auf dem Lande'. Dort steht es nicht. Es ist aber ja die Rede von Weifses noch berühmterer Oper 'Der Teufel ist los', in der das damals viel gesungene Lied wirklich vorkommt.

Als feiner Menschenkenner offenbart sich Lichtenberg hier wie überall. Über Heynes zweite Gemahlin 'Mamsel Brandes' urteilt er folgendermafsen: 'Das Mädchen ist wahrhafftig eine Acquisition für unsere Stadt. Sie weifs sehr viel und sehr zweckmäfsig ohne Eitelkeit und zum grosen Vortheil ihrer übrigen Reitze, da manche hiesige Professors Frau das bisgen was sie weifs mit einer eignen Gabe zu wenden weifs sich unausstehlich zu machen.' Aber auch auf berühmte Zeitgenossen fällt nicht selten Licht. Bezeichnend ist Lichtenbergs Urteil über Klotz, den Vielgeschmähten, über dessen Fehlern er seine Tugenden nicht vergessen will. Und 'weil er dabey mein Freund war, so soll er, so lange ich noch zu leben habe, in Glas und Rahmen, bey der Lucinde (wahrscheinlich die aus der Geschichte Bürgers wohlbekannte Frau Hofrat Listn) in meiner Stube hängen, neben welche ich, wenn sie lebte, niemanden lassen würde als — — — — — — — — Mich.' Zu Nr. 90 bemerken die Herausgeber: 'Von persönlichen Beziehungen Lichtenbergs zu Klopstock war bisher nichts bekannt.' Nun steht aber dieser Brief zum gröfsten Teil schon in den Verm. Schr. (allerdings wie auch bei Grisebach unter falschem Datum), und auch die Stelle: 'Auf einem Caffee Haufs äufserte ich gegen einige Bekante, dafs ich Klopstocken besuchen wolte, dieses erfuhr er und kam mir zu vor. Wir sind 4mal zusammen gewesen. Er begleitete mich bis an mein Schiff, und hob mich noch auf die Leiter, dabey versprach er mir feyerlich mich nach Hamburg abzuholen, wenn ich von hier weg gienge.' Eine entsprechende Stelle in dem an demselben Tage geschriebenen Briefe an Kästner war in den Verm. Schr. ausgelassen. Manches hören wir von Lessing, so in einem Briefe an Heyne: 'Herr Flies wolte Herrn Lefsing mitnehmen (nämlich nach Italien); da aber dieser jezt nicht wolte wegen des heiligen Kriegs, worin er verwickelt ist, so fiel er auf Forstern.' Viel ist von dessen Weltumsegelung die Rede und von dem damals viel behandelten Otahiti, 'wo man mit einem eisernen Nagel Hertzen und Zubehör ohne Mühe erkauft'. Viel beschäftigt hat Lichtenberg auch das Schicksal der Königin Mathilde von Dänemark, die er auf der Durchreise in Celle, unter Mägden und Handwerksburschen stehend, sah. Er kann sich gar nicht genug thun, von diesem Er-

lebnis zu erzählen. Mit ähnlichem Eifer berichtet er von einem Ausfluge nach Helgoland, der für ihn, 'der das Wasserfahren und Seewesen beynah bis zur Ausschweifung liebte', geradezu ein Ereignis war. Viel Interessantes lesen wir auch über das damals mit Hannover eng verbundene England. Meisterhaft sind ja die 'Briefe aus England', die in Boies 'Deutschem Museum' erschienen. Diese sind in die Sammlung nicht aufgenommen. Lchtenberg ist ein begeisterter Verehrer Englands, das er die glückliche Insl nennt. Er trennt sich schwer von ihr und sehnt sich immer nach ihı zurück. Er stellt die freie brittische Erziehung neben die steife deutsche und wünscht, dafs an Stelle der einfältigen deutschen Moden englische treten möchten. Aber er ist auch nicht blind gegen die Fehler des Volkes. Eı mag es gern sehen, wenn dem Engländer von uns etwas unter die Nase gerieben wird. Lichtenberg war am englischen Hofe wohl gelitten und wrde mit Aufmerksamkeiten überhäuft, wogegen er nicht unempfänglich war. Vom Könige berichtet er: 'Er war beständig überzeugt, dafs die Deutsche alles so gut thun können, als die Engländer, und es war ihm nur leid, afs die Proben davon in England so rar waren.' Viel ist in den Briefen von dm Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner die Rede, bei dessen Beurteilug Lichtenberg begreiflicherweise auch auf Seite Englands steht. Einmal mcht er die Bemerkung: 'Aus einem Brief, den ich in diesen Tagen von Hrn Irby hatte, ersehe ich dafs man dort ziemlich an der Muthlosigkeit krnck liegt. Sie wissen selbst nicht recht, wo es ihnen fehlt. Ich habe ihm geschrieben, an guten Generalen und Admiralen, das ist alles.' Bedauerlich bleibt es, dafs Lichtenbergs sehnlicher Wunsch, Italien zu besuchen, durch uglückliche Umstände vereitelt wurde. Die Reise nach dem klassischen Boden war sein 'Sonntagsgedanke'. Wir würden diesem scharfbeobachtenden und in der alten Litteratur und Kunst wohl bewanderten Manne gewifs anziehende Schilderungen verdanken. Wie er mit seiner Phantasie an diesen Stätten lebte, zeigt sein Brief an Joh. Gottwerth Müller vom 20. Dezember 784, wo es dann heifst: 'Kein Mensch, der es kan, soll Italien ungesehen lass. Die Reise ist Leib- und Seelenstärke.' An anderer Stelle erklärt er sogar: 'Wer Italien sehen kan und sieht's nicht, dem ist's Sünde.'

Lichtenberg erscheint uns in seinen Briefen anders als in seinen sonstigen Schriften. Er tritt unserem Herzen näher. Es ist der Zauber des Unmittelbaren, das uns auch im Unbedeutendsten anmutet. Mit Interesse sehen wir dem zweiten Bande entgegen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Kleine Schriftn von Erwin Rohde. Bd. I: XXXI, 436 S. Bd. II: 481 S. Tübingen und Leipzig, Veiag von I. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 190.

Die philolo͡ische Welt ist Fritz Schöll zu grofsem Dake dafür verpflichtet, dafs er anter Mitwrkung von O. Crusius und W. Schmid seirm bald nach Rohdes Tode öffentlich gegeenen Versprechen, dessen bisher weithin verstreut gewesene kleinere Schriften herau͡ngeben, so schnell und in so vollendeter Weise nachgekommen ist. Schon äufserliclbetrachtet macht das zweibändige Werk, as in Ausstattung und Umfang fast gena der zweiten Ausgabe der 'Psyche' entsprit, einen überaus stattlichen, ja vornehmen Edruck. Was die Anordnung der dari vereinigten Aufsätze und Abhandlungen trifft, so wurde 'zunächst der Stoff in zw Hälften verteilt, derart, dafs auf die eı Seite die Beiträge zur Chronologie, Qulenkunde und Geschichte der griechischen itteratur kamen, die rein philologisch-histisches Interesse haben, darunter in eineGruppe die Beiträge zur griechischen Philophie, von denen der letzte unmittelbar dasVorausgehende und das Folgende verknü.[1]) Auf die andere Seite kamen dann diejenigen Aufsätze, die grofsenteils auch für die weitere Litteratur-, Sagen- und Altertumsforschung in Betracht kommen, vor allem die, welche sich mehr oder weniger eng um die beiden Hauptwerke Rohdes bewegen, sodann im Anschlufs an das Mythologische Beiträge zu den gottesdienstlichen und szenischen Altertümern[1]) und einiges weitere'.[2]) Ebenso wie mit dieser Anordnung kann man auch mit der vom Herausgeber getroffenen Auswahl nur einverstanden sein. Wie derselbe S. VIII der Vorrede mit Recht hervorhebt, galt es 'durch eine Verminderung des Materials eine Vereinigung des Wichtigsten und Wirksamsten zu ermöglichen und damit zugleich dem Ganzen gröfseren Einflufs und weitere Verbreitung

---

[1]) Gemeint sirfolgende Aufsätze: I. Studien z. Chronologd. griech. Litteraturgesch. (= Rh. Mus. 18, II. *Γέγονε* in d. Biographica d. Suid(= Rh. M. 1878), III. Die Zeit d. Pittacus (. M. 1887), IV. Die Chronologie d. Zeno Kition (Rh. M. 1878), V. Recension v. Sıster, Heraklit (Lit. Centralbl. 1873), VI. ɔer Leucipp u. Demokrit (Verh. d. 34. Philgenvers. 1880), VII. Die Abfassungszeit d. aton. Theaetet (Jahrb. f. kl. Ph. 1881), VIIRecens. v. Bergk, 5 Abhandl. z. Gesch. gr. Philos. u. Astron. (Gött. Gel. A. 188 IX. Theopomp (Rh. M. 1895), X. E. Bruchck d. Ptolemaeus Lagi (Rh. M. 1883), XIcymnus v. Chios (Rh. M. 1879), XII. Recens Wilamowitz, Antigonos v. Karystos (L. Centbl. 1882), XIII. Zu Suidas (Rh. M. 1880), XIVilo v. Byblus u. Hesych. v. Milet (Rh. M. 1), XV. Aelius Promotus (Rh. M. 1873), X *Φιλόπατρις* (Byzant. Z. 1895).

[1]) XVII. Rec. v. Grenfell, An Alexandr. erotic fragm. (Berl. Phil. W. 1896), XVIII. Rec v. Schwartz, 5 Vortr. üb. d. gr. Roman (L. Centralbl. 1897), XIX u. XX. Z. griech. Roman (Rh. M. 1894 u. Jahrb. f. kl. Ph. 1879), XXI. Zu Apulejus (Rh. M. 1885), XXII. Die asian. Rhetorik u. d. zweite Sophistik (Rh. M. 1886), XXIII. E. rhetor. Anekdoton (Jahrb. f. kl. Ph. 1889), XXIV. D. Quellen d. Jamblichus in d. vita Pythag. (Rh. M. 1871/72), XXV. Z. d. Mirabilien d. Phlegon (Rh. M. 1877), XXVI. Rec. v. Griesebach, D. treulose Wittwe (Jen. Litteraturz. 1877), XXVII. E. griech. Novelle (Rh. M. 1876/77), XXVIII. Sardin. Sage v. d. Neunschläfern (ib. 1880), XXIX. D. Tod d. Aeschylus (Jahrb. f. Phil. 1880), XXX. E. griech. Märchen (Rh. M. 1888), XXXI. Rec. v. Roscher, Kynanthropie (Berl. Phil. W. 1898; vgl. dazu meine Abhdlg. im Rh. M. 1898 S. 169—204 u. S. 639), XXXII. Paralipomena (Rh. M. 1896), XXXIII. Nekyia (ib. 1896), XXXIV Orpheus (N. Heidelb. Jahrb. 1895), XXXV. D. Relig. d. Griechen (Heidelb. Prorektoratsrede 1895).

[2]) XXXVI. Rec. v. Nietzsche, D. Geburt d. Tragödie (Nordd. allg. Ztg. 1872), XXXVII. E. Fragm. Pindars (Philol. 1876), XXXVIII. Unedierte Lucianscholien (Rh. M. 1870), XXXIX. *Σκίρα* (Hermes 1886), XL. Scenica (Rh. M. 1883), XLI. Rec. v. Birt, Antik. Buchwesen (Gött. Gel. Anz. 1882), XLII. Stichometrisches (Rh. M. 1888), XLIII. F. Ritschl (Beil. z. Allg. Ztg. 1879).

zu sichern'. Demgemäfs sind vor allem Rohdes selbständig im Buchhandel erschienene Schriften ausgeschlossen worden, wie z. B. seine Erstlingsschrift über Lucians *Λούκιος ἢ ὄνος* (1869), De Iulii Pollucis in apparatu scen. fontibus (1870), Afterphilologie (1872), ferner Rohdes rein textkritische im Philologus, Rhein. Museum und in den Jahrb. f. kl. Philol. erschienene Arbeiten, sowie eine Anzahl minder bedeutender Rezensionen; jedoch teilt Schöll bei Gelegenheit der Übersicht über alle diese der vorliegenden Sammlung nicht einverleibten Aufsätze (Vorrede S. VIII—XXII) eine Anzahl wichtiger und interessanter Nachträge oder Berichtigungen mit, die sich in Rohdes Handexemplaren vorgefunden haben, so dafs jeder, der künftig sich mit dem Inhalte der genannten Schriften zu beschäftigen hat, diese eigenen Zusätze Rohdes leicht zu Rate ziehen oder berücksichtigen kann. Dasselbe gilt auch von den hier vereinigten Abhandlungen; überall trifft man auf gröfsere oder kleinere den betreffenden Handexemplaren Rohdes entstammende Zusätze, welche durch spitze Klammern kenntlich gemacht worden sind. Den Schlufs des Ganzen bilden höchst sorgfältig gearbeitete Indices: 1) ein Sach- und Wortregister (II 463—475)[1] und 2) ein Stellenregister (II 475—481).

Was O. Ribbeck in einem an seinen Bruder Woldemar gerichteten Briefe (vgl. O. Ribbeck, Ein Bild s. Lebens aus s. Briefen 1846—1898 S. 251) von E. Rohde als jungem Kieler Professor sagt: 'Umfassende gründlichste Gelehrsamkeit, exakte Forschung, treffenden Scharfsinn, glänzende Darstellung, Gedankentiefe, Phantasie und eine edle gemütvolle Persönlichkeit vereinigt er in seltener Weise', das findet man auch in den 'Kleinen Schriften' voll bestätigt. Eines aber möchte ich zu Ribbecks schöner Charakteristik ausführend hinzufügen. Was mir, der ich Rohde schon als Mitglied des Leipziger Philol. Vereins und der Ritschlschen philologischen Societät[2]) sowie namentlich als sein Begleiter auf einer gröfseren 1869 unternommenen Reise nach Italien näher treten durfte, an Rohdes wissenschaftlicher Persönlichkeit immer ganz besonders aufgefallen ist, das ist die innere und äufsere Vornehmheit seines Wesens im besten Sinne des Wortes, jene wahre Noblesse des Charakters und Geistes, die bei allem berechtigten Stolz und Selbstbewufstsein doch nie vergifst, dafs der Stolze und Vornehme auch schwere Pflichten zu übernehmen hat und sich in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten nie genug thun darf. Solche Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner wissenschaftlichen Pflichten zeigt sich bei Rohde vornehmlich in der intensiven, niemals rastenden Selbstkritik, die dem nicht ganz oberflächlichen Leser auf jeder Seite seiner Werke entgegentritt und alle billig Denkenden mit der unerbittlich scharfen, aber niemals ungerechten Kritik versöhnen mufs, die gar vielen seiner meisterhaften Rezensionen eine so pikante Würze verleiht.[1]) Nie griff Rohde zur Feder, ohne zuvor die Fragen, um die es sich handelte, nach allen Richtungen hin gründlichst studiert und sich selbst bei seinen Aufstellungen alle möglichen Einwürfe gemacht zu haben, und das schöne Resultat dieser wissenschaftlichen Gründlichkeit in Verbindung mit einer regen Kombinationsgabe und Phantasie und einer glänzenden Kraft der Darstellung sind eben jene grofsen und kleinen *κτήματα ἐς ἀεί* geworden, welche wir Rohde zu verdanken haben und welche wohl noch nach ein paar Jahrhunderten Leser finden dürften, wenn die meisten anderen opera et opuscula der heutigen Philologie in den grofsen öffentlichen Bibliotheken, den Katakomben der Wissenschaft, unberührt und ungelesen verstauben und vermodern werden. Ferner tritt

---

[1]) In diesem habe ich nur die Anführung der Siebenschläfer (II 197) und der sieben weisen Meister (II 148, 2) vermifst.

[2]) Bei dieser Gelegenheit sei eines für Rohde wie für Ritschl gleich bezeichnenden Vorfalls gedacht, der mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Rohde hatte als Mitglied der Ritschlschen Gesellschaft eine textkritische Arbeit eingereicht, der Ritschl im ganzen grofses Lob spendete. Nur gegen eine Emendation Rohdes hatte er allerlei einzuwenden. Da geschah das Unglaubliche, dafs Rohde seinen grofsen Lehrer mit höchster Lebhaftigkeit, ja Rücksichtslosigkeit, zu widerlegen suchte, gerade so wie man einen gleichgestellten Gegner zu widerlegen sucht. Wir alle dachten nun, dafs er deshalb bei Ritschl in Ungnade fallen würde. Das war aber durchaus nicht der Fall, sondern Ritschl behandelte Rohde auch später genau so wie vorher, d. h. freundlich und entgegenkommend (vgl. Rohdes schöne Charakteristik Ritschls Kl. Schr. II 452 ff., bes. S. 454).

[1]) Wie treffsicher Rohde in seiner Kritik und Polemik war, geht schon daraus hervor, dafs — abgesehen von seiner bekannten Fehde mit H. Diels wegen des Leukippos — meines Wissens kein einziger der von ihm Kritisierten gegen seine Kritiken aufzutreten gewagt oder dabei Erfolg gehabt hat.

uns Rohde auch in seinen 'Kleinen Schriften' als ein allem Partei- und Cliquenwesen gründlichst abgeneigter Charakter entgegen. Er war viel zu vornehm und viel zu selbständig, als dafs er jemals die Neigung zur Gründung einer Clique hätte verspüren können, obwohl ihm dies bei seinen wahrhaft glänzenden Gaben ein Leichtes gewesen wäre. Endlich erblicke ich ein untrügliches Zeichen von Vornehmheit auch in dem in jedem seiner Werke bei aller Gründlichkeit seiner Detailstudien deutlich hervortretenden Streben nach Universalität der Anschauung und Forschung. Er wufste nicht blofs das gesamte griechisch-römische Altertum von seinen frühesten Anfängen bis zu seinen spätesten Ausläufern zu umspannen, sondern suchte auch die mittelalterliche und moderne Kultur und Litteratur in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen [1]), wie denn z. B. die Bedeutung seiner religionswissenschaftlichen Studien gerade darauf beruht, dafs er die gründlichste kritisch-philologische Forschung mit der umfassendsten komparativen Methode zu verbinden wufste und demgemäfs es nicht verschmähte, sogar die religiösen Anschauungen auch der rohesten Naturvölker zur Deutung der in der griechischen Religion und Mythologie uns entgegentretenden Thatsachen zu benutzen (vgl. meine Anzeige der zweiten Auflage der Psyche im Archiv f. Religionswiss. 1901 S. 83 ff.).

Die Lektüre der 'Kleinen Schriften' bietet nicht nur dem reiferen Leser einen hohen echt wissenschaftlichen Genufs, sondern sie ist auch jedem jüngeren Philologen, der nach wissenschaftlicher Methode und Vertiefung sowie nach Gewinnung höherer, universaler Gesichtspunkte strebt, auf das dringendste zu empfehlen, denn dieselben stellen, wie Schöll Vorr. S. VI mit Recht andeutet, 'gegenüber manchen bedenklichen Richtungen und Strömungen der Philologie unserer Tage' ein treffliches φάρμακον dar, das dem, der es benutzt, nur zur Stärkung und Gesundung gereichen kann.

Zum Schlusse weise ich noch auf die hocherfreuliche in der Vorrede S. XXIII mitgeteilte Nachricht hin, dafs demnächst als Ergänzungsheft zu den 'Kl. Schr.' eine von O. Crusius, dem Nachfolger Rohdes auf seinem Heidelberger Lehrstuhle, verfafste Biographie Rohdes erscheinen wird. Wir sehen dieser jedenfalls höchst interessanten Publikation mit grofser Spannung entgegen.

W. H. Roscher.

[1]) Höchstens dies läfst sich an Rohdes Arbeiten aussetzen, dafs er die Archäologie und deren Resultate zu wenig berücksichtigt hat. Schon auf der Universität beschäftigte er sich zu wenig mit dieser Wissenschaft und ist auch auf seiner italienischen Reise im Jahre 1869 nicht recht vertraut mit ihr geworden.

Felix Stieve, Abhandlungen, Vorträge und Reden. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. XII, 420 S.

Mit einem Gefühl tiefer Wehmut machen wir auf die von Freundeshand gesammelten Aufsätze des Münchener Historikers Felix Stieve aufmerksam. Ist doch der Verfasser aus vollem Schaffen heraus, ohne sein Lebenswerk vollendet zu haben, vom Tode abgerufen worden. Aus vollem Schaffen und grofsen Plänen: wie v. Zwiedineck in dem die Abhandlungen einführenden Vorworte sagt, beabsichtigte Stieve von der Forscherthätigkeit, der er sich bisher vorwiegend gewidmet hatte, zur Darstellung überzugehen. Er wollte seine Forschungen über 'Wallenstein' zu einer umfassenden Monographie ausgestalten und in einer 'Kulturgeschichte' seine welthistorischen Ideen und Anschauungen zusammenfassen. Diese Werke hätten 'das ganze Können des Mannes, dessen Beruf für die höchsten Aufgaben der Geschichtsschreibung seinen Schülern und Freunden längst feststand, vor der Nation offenbaren' müssen; in ihnen 'sollte die Künstlerschaft des Darstellers, die nur zu sehr von der strengen Methode des Forschers zurückgedrängt worden war, ihre Triumphe feiern.' Je schmerzlicher man die Nichtausführung dieser Pläne bedauern wird, um so dankbarer wird man die in dem vorliegenden Bande gebotenen Proben der Darstellungskunst, der Wissenschaftlichkeit, des Patriotismus und der edlen Gesinnung Stieves begrüfsen. Die 'Abhandlungen, Vorträge und Reden' aus seinem Nachlafs sind ursprünglich von seiner Gemahlin für seine Freunde bestimmt gewesen und erst auf Drängen dieser Freunde der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden. Die Herausgabe hat v. Zwiedineck besorgt.

Die Abhandlungen etc. lassen sich in drei Gruppen gliedern: in rein historische Vorträge und Abhandlungen, in patriotische Festreden, in kirchenpolitische und zugleich persönliche Aufsätze. Der ersten Gruppe gehört zunächst der Vortrag über die 'Perioden der Weltgeschichte' an Im Gegensatz zu in jüngster Zeit sehr anmafsend erhobenen, aber im ganzen schon wieder abgethanen Forderungen berührt hier wohl-

thuend die ruhige Wertung der gültigen Anschauungen ohne alles Haschen nach Neuem. Man wird anerkennen können, dafs in unseren Weltgeschichten manches Aufserdeutsche und Aufsereuropäische nicht genügend beachtet ist, und doch zustimmen, wenn Stieve sagt: 'Unter Weltgeschichte haben wir — nicht die Summe alles dessen, was auf unserer Erde, die wir auf geschichtlichem Gebiete unbescheiden als Welt bezeichnen, jemals geschehen ist, zu verstehen, sondern nur diejenige Entwickelung, welche die Welt zu dem gemacht hat, was sie jetzt für uns ist' (S. 5). Im weiteren tritt er dann für die übliche Dreiteilung der Weltgeschichte (Altertum, Mittelalter, Neuzeit) ein und hebt als neue Elemente den Eintritt der Germanen und die Ausbildung der Individualität, als Marksteine das Ende des weströmischen Reiches (476) und die Erfindung der Buchdruckerkunst (1450) hervor. Auf solche Grenzpunkte kommt weniger an, als auf die Anerkennung, dafs die alte Periodisierung innerlich begründet ist; man wird dann die neuen Perioden anheben mit der Würdigung der neuen Kräfte (z. B. für Mittelalter Christentum, Germanen und Islam) und auf ein bestimmtes Jahr gern verzichten. — Die weiteren rein historischen Vorträge greifen mit dem über 'Heinrich IV. in Canossa' ins Mittelalter zurück, behandeln auch Stoffe des XV. Jahrh. (die husitische Bewegung) und des XVI. (die Reformationsbewegung im Herzogtum Bayern, Herzogin Jakobe von Jülich), beschäftigen sich aber zumeist mit dem XVII. Jahrh., dem eigentlichen Arbeitsgebiet des Verfassers. Dahin gehört der Aufsatz 'Staatskunst und Leidenschaften im XVII. Jahrhundert', der auch die in letzter Zeit so oft erörterte Frage nach dem Einflusse allgemeiner Ideen, Strömungen und Verhältnisse verglichen mit der Wirksamkeit der Persönlichkeiten berührt und an einem sehr bezeichnenden Beispiele die neben der Staatskunst wirkenden Leidenschaften hervorhebt. Weiter gehören hierher die in der Allgemeinen deutschen Biographie erschienenen Lebensbilder Rudolfs II., Ferdinands II. und Ferdinands III., die Festrede über Maximilian I. von Bayern, die Vorträge über die Zerstörung Magdeburgs, Gustav Adolf, die Abhandlung 'Wallensteins Übertritt zum Katholizismus', die diesen in den Herbst 1606 setzt, und eine nachgelassene, zuerst in den Sitzungsberichten der Bayer. Akademie veröffentlichte Abhandlung 'Zur Geschichte Wallensteins' (die Jahre 1609 bis 1625 umfassend). Wir können nicht näher auf all das eingehen; am bedeutsamsten sind die Lebensbilder und das, was sich auf Wallenstein bezieht; letzteres auch deshalb, weil darin die Anfänge der leider nicht mehr ausgeführten gröfseren Pläne Stieves vorliegen. Auf seine kulturgeschichtlichen Interessen weisen hin der Vortrag über die Entwickelung des Zeitungswesens und der Aufsatz über den Hexenwahn.

Die zweite Gruppe, die der Festreden, ist vertreten durch die am 27. März 1897 gehaltene Rede zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt Kaiser Wilhelms I. und zwei Bismarckreden vom 1. April 1895 und 31. März 1898. Führt der hier wehende warme deutsche Patriotismus in das persönliche Leben Stieves ein, so weist darauf noch mehr hin die dritte Gruppe, die sich mit kirchlichen Fragen beschäftigt (Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus, Ignaz von Döllinger, zur Charakteristik der 'katholischen Abteilung'). Stieve war in seiner Heimat Westfalen, wie das Vorwort mitteilt, in strengkatholischer Gesinnung erzogen worden, sein Glaube war getragen von 'Begeisterung für ein Idealbild der katholischen Kirche von überwältigender Gröfse und Herrlichkeit, als einer Gemeinschaft, die dem Einzelnen Raum zur vollen Entfaltung seiner sittlichen und geistlichen Kräfte gewähre'. Da brachte ihm das Unfehlbarkeitsdogma die 'schmerzliche Erkenntnis, dafs sein bisheriges Ideal ein Trugbild, dafs die kirchlichen Reformen, die er gleich seinem Vater und dessen Freunden zur Besserung der bestehenden Verhältnisse ersehnt hatte, unmöglich und dafs der 'Ultramontanismus nichts anderes darstelle, als das innerste Wesen des Papsttums, wie es sich seit dem VI. Jahrh. entwickelt hatte'. So schlofs er sich der altkatholischen Bewegung an und verharrte in der altkatholischen Gemeinde, obgleich er sich innerlich von allem Kirchentum und Dogmenwesen löste. Die Folgen der damit verbundenen schweren inneren Kämpfe hat Stieve nie ganz verwunden.

So verdient Stieves Werk auch vom rein menschlichen Standpunkt aus Interesse; und wir sind überzeugt, dafs es ihm zu Teil werden wird auch von denen, die dem Verfasser nicht nahe gekommen sind. Wer aber seine imponierende Persönlichkeit kennen gelernt hat, wer sich erfreut hat an seinem geistsprühenden Humor und dabei sein warmes Herz gefühlt hat, dem wird sein nachgelassenes Werk ein teures Vermächtnis sein.

Alfred Baldamus.

Schwäbisches Wörterbuch, auf Grund der von Adelbert von Keller begonnenen Sammlungen bearbeitet von H. Fischer. Erste Lieferung. Tübingen, Laupp 1901. 160 S.

'Fürs deutsche Wörterbuch behauptet die Kenntnis aller hochdeutschen Volksmundarten hohen Wert, und ich mufs sogleich zum Lobe der Baiern hinzusetzen, dafs kein anderer unserer Stämme ein Wörterbuch aufzuweisen hat, das dem von Schmeller irgend gleichkäme, so meisterhaft ist hier die Sprache selbst und ihr lebendiger Zusammenhang mit Sitten und Bräuchen dargestellt.' So begrüfste einst Jacob Grimm, als er den ersten Band des Deutschen Wörterbuchs ausgehen liefs, die einzige würdige Vorarbeit, auf die er sich auf dialektischem Gebiete stützen durfte. Seitdem sind wörterbuchfrohe Zeiten ins Land gekommen, die meisten deutschen Mundarten haben ihren Lexikographen gefunden, die oberdeutschen von Schmeller bis auf unsere Zeit die besten. In absehbarer Zeit werden das Schweizerische Idiotikon von Staub, Tobler und ihren Nachfolgern, sowie das Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart vollendet vorliegen, in die Lücke zwischen beiden schiebt sich jetzt, gleichfalls von kundigster Hand unternommen und auch in der äufseren Anlage jenen beiden Werken nicht unähnlich, Hermann Fischers Schwäbisches Wörterbuch. Die erste Lieferung reicht von A bis Alter, in dreifsig Lieferungen von je zehn Bogen soll das Werk voraussichtlich binnen zehn Jahren vollendet sein.

Fischer hat schon in seiner 'Geographie der schwäbischen Mundart' vielfach zu lexikalischen Fragen dieses Dialektes Stellung genommen und hat dort auch prinzipielle Fragen der Wortforschung für die schwäbische Mundart in endgültiger Weise beantwortet. Diese Beschäftigung mit prinzipiellen Fragen leuchtet nun in seinem Schwäbischen Wörterbuch überall durch, und sie giebt dem Werke eine über sein eigentliches Gebiet hinausweisende Bedeutung. Vor allem sucht Fischer den Forderungen, die Hermann Paul für die wissenschaftliche Lexikographie aufgestellt hat, soweit sie für die Wortforschung im einzelnen gelten, nachzukommen: er geht bei Bestimmung der Gebrauchssphäre der einzelnen Worte von den Verhältnissen der Gegenwart aus, bestimmt jedesmal den heutigen Sprachgebrauch, auch wo er von dem schriftsprachlichen nicht abweicht, setzt die verschiedenen Gebrauchsweisen eines Wortes in die richtige logische und historische Beziehung zu einander, datiert jeden Beleg nach Ort und Zeit, räumt bei der Beurteilung des Thatbestandes dem Sprachgefühl die ihm gebührende Stellung ein, widmet den Partikeln und Präpositionen besondere Sorgfalt und sucht durch Anordnung der Artikel und Verweise die Mängel, die der alphabetischen Ordnung notwendig anhaften, auszugleichen. Dafs er nicht wie Schmeller, Staub-Tobler und Martin-Lienhart von der bequemen alphabetischen Anordnung abgewichen ist, werden ihm gewifs die meisten Benutzer seines Werkes danken. In Anordnung und Druckeinrichtung zeigt das Werk denselben praktischen Sinn wie der Atlas der schwäbischen Mundart.

In der Auswahl der Belege zeigt Fischer den gediegenen Kenner der schwäbischen Litteratur, der ihrer Entwickelung im kleinen wie im grofsen von den Tagen des Mittelalters bis ins XIX. Jahrh. mannigfach nachgegangen ist. So konnte Fischer, unterstützt durch Adelbert von Kellers Sammlungen, aus dem Vollen schöpfen, und überall, wo man sein Material nachprüft, hat man Gelegenheit zu bewundern, wie sorgsam und wie sicher aus den vorhandenen Belegen der treffendste ausgewählt worden ist. Nicht die wenigste Mühe ist eben, und so sollte es in jedem rechten Wörterbuche sein, an das Material gewendet worden, das schliefslich nicht mitgeteilt worden ist.

Manchmal wünschte man doch, dafs der Verfasser etwas mitteilsamer wäre, namentlich soweit er den Sprachstoff der Zeit behandelt, in der die schwäbischen Schriftsteller am tiefsten in den Sack ihrer unerschöpflichen, leidenschaftlichen Sprache voller Grobheit und Humor hineingegriffen haben, der Reformationszeit. Hier durften, da es sich um eine lexikalische Arbeit handelt, die nicht verpflichtet ist, in der Zahl ihrer Belege auch nebenher ein Urteil über die Bedeutung der vertretenen Schriftsteller auszusprechen, neben Männern wie Eberlin von Günzburg auch Geister zweiter Gröfse wie Caspar Adler von Augsburg oder Sebastian Lotzer von Horb herangezogen werden. Um zu zeigen, dafs aus solchen Quellen mancher Artikel vervollständigt werden könnte, gebe ich hier einige Belege aus Lotzers erster Schrift: Ain hailsame Ermanunge an die ynwoner zů horw (Augsburg 1523) A 1^b: begirig vnd durstig . . . nach dem aller hailigsten vnd fruchtbarlichsten wort gottes. A 2^b: es wer allzeit gůt durch das gantz iar in abruch der vberigen speyss vnd trancks leben. vnd geschicht nit meer sünd dann am feyertag mit

allerlay der leychtfertigkaittenn. A 3b: der spruch wer allain mechtig genůg wider die abgŏtterey, So man bissher gebraucht hat. ich acht, wann du mit ainem künig also wol türfftest reden on erschrocken vnd wisstest, das er dich herren wolt als wol, als wann du mit dem wenigsten knecht retest, acht ich, du wurdest selb als mer zum künig gon, als zum knecht. B 2a: auch sŏllen wir . . nit aygen abgsinderet gots dienst hon. — Andere Quellen sind erst seit dem Erscheinen der ersten Lieferung zugänglich geworden, man darf hoffen, dafs auch sie im Fortschreiten des Werkes ausgenutzt werden. Aus dem von Kluge herausgegebenen *Liber Vagatorum* (Pforzheim 1510) wäre u. a. nachzutragen: Rotwelsch I 41: syn freund sind im ab gangen von tods nŏten. 44: (ich) bin gewycht vff den altar in dem dorff oder in der kirchen, der hat kein altartůch. Diehls neue Ausgabe von Dreytweins Esslinger Chronik bietet folgende von Fischer nicht belegte Formen und Wortbedeutungen: S. 33, 3: doch darvor (vor Esslingen) hettend die vonn Esslingenn denn weg lassenn abgrabenn ann dem Eysberg, das man nytt woll hatt mögenn hinum komenn weder das gleitt noch die post. 37, 30: da waren gefyrtt berenn, äffen, hirsche. 148, 4: in die ach gethann, 151, 5: und thett in ettlich mall in die ach.

In der Ausnutzung einer der wichtigsten Quellen der Sprache des XV. Jahrh., der Satire 'Des Teufels Netz' scheint Fischer zu ausschliefslich dem Wortregister zu folgen, das Barack seiner Ausgabe beigegeben hat: die hier vertretenen Worte sind auch bei ihm belegt, während sonst aus beliebigen 400 Versen folgende Belege fehlen: 9357 Und kan dich sicher wol affen (:schaffen). 9379 Wer möchte allsamen betüten? 9521 Ain achtægig kalb besunder (vgl. Liber Vagatorum bei Kluge 1, 44: ich hon ein kintbeterin, ist erst achtegig). 9564 Tuot er (der Metzger) denn ainer kuo nach louffen Und umb ain armen man kouffen Die tæt er im absweren ain tail Und spricht, si sig nit wolfail (abschwören = unter Beteuerungen herunterhandeln). 9749 Die den lüten das brot vor dem mund abbrechen.

Aber die angemerkten Lücken sind so geringfügig und kommen neben dem vielen Guten, das Fischers Werk bietet, so wenig in Betracht, dafs es Unrecht an dem trefflichen Buche wäre, länger dabei zu verweilen. Jeder, der über die schwäbische Mundart arbeitet oder sich mit den älteren Quellen dieses Dialektes beschäftigt, wird künftig in dem schwäbischen Wörterbuch einen zuverlässigen Führer haben. Dafs dieser Führer auch liebenswürdig ist, dafür sind wir dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet, der den Humor seiner Mundart nicht zu kurz hat kommen lassen. Wenige Beispiele mögen das belegen: Narr, wemmer der Schäfer da Kleia afrezt, no schimpf ih über da Schoofkneacht und net über d' Schoof. — Achterlaible, Achterle = Brod um 2 Kreuzer, d. h. 8 Pf. — Dem ist au scho mänger Acker d' Gurgel 'nab. — Mit zwei zornige Weiber ka ma ackere. — Du kriegst Schläg von mir wie en Aff. — Der macht e Gsicht na wie e pensionierter Aff. — Na der Kirbe kommt Allerheilige und na Allerheilige kommet älle Teufel (wegen der Zahlungen).

Alfred Götze.

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1901 BESPROCHENEN SCHRIFTEN

SACHREGISTER

Das Register der in dem Aufsatz von A. Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik (S. 1 ff. 81 ff. 185 ff.) behandelten Autoren und Stellen findet sich S. 213.





